DE GRUYTER

*Deutsches Historisches Institut in Rom*

# QUELLEN UND FORSCHUNGEN AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN

2016 · BAND 96

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Brigham Young University

https://archive.org/details/quellenundforsch96tbin

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken

D
5
.Q3
Bd.96

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

# Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken

Herausgegeben vom
Deutschen Historischen Institut in Rom

2016 · Band 96

12/13/17
BA

DE GRUYTER

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Redaktion: Alexander Koller

Deutsches Historisches Institut in Rom
Via Aurelia Antica 391
00165 Roma
Italien

http://www.dhi-roma.it

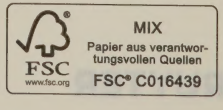
ISSN 0079-9068
e-ISSN 1865-8865

**Library of Congress Cataloging-in-Publication Data**
A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2017 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Satz: Dörlemann Satz GmbH & Co. KG, Lemförde
Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
♾ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany

www.degruyter.com



# Inhaltsverzeichnis

**Jahresbericht 2015 —— IX**

## Artikel

Achim Thomas Hack
**Papst wider Willen. Zur Geschichte eines Motivs —— 3**

Vera von Falkenhausen
**Die Capitanata in byzantinischer Zeit —— 35**

Michael W. Heil
**Clerical Disputes and the *Gerichtsort* in Carolingian Lucca —— 66**

Simon Groth
**Kaisertum, italisches Königtum und Papsttum. Zur (temporären) Fixierung eines Dreiecksverhältnisses durch Otto den Großen —— 88**

Antonio Berardozzi
**I conti di Galeria (secoli XI–XIII) —— 138**

Fulvio Delle Donne
**Tradizioni testuali e (ri)scrittura della storia. Il caso del *Breve chronicon de rebus Siculis* —— 174**

Lucia Dell'Asta
**I molti volti della rappresentanza. *Nuntii* e *procuratores* alla curia di Innocenzo III —— 191**

Andreas Meyer †
**L'amministrazione del patrimonio. Un aspetto del diritto canonico poco studiato —— 224**

Roberto Bizzocchi
**Unglaubliche Genealogien: eine Neubestimmung —— 245**

Stefan Hanß
**Giorgio del Giglio Pannilini und die Seeschlacht von Lepanto. Rekonversionen, Selbstzeugnisse und Mehrfachzugehörigkeiten im 16. Jahrhundert —— 264**

Andrea Cicerchia
**Il costo di una carica. Strategie familiari e politiche finanziarie tra *Auditor Camerae* e famiglia Borghese in alcuni documenti vaticani (1590–1591) — 308**

Markus Laufs
**... *uno de' più belli e più culti paesi del Mondo*. Lorenzo Casonis Berichte aus der Niederländischen Republik als Quellen der Fremdwahrnehmung — 335**

Ruth Nattermann
**Antisemitische Strömungen im Movimento Femminile Italiano (1869–1916). Vorurteile, Konflikte und Reaktionen zwischen katholischem Anti-Laizismus und Anti-Judaismus — 365**

Norbert Miller
**Poetisch erschlossene Geschichte. Ferdinand Gregorovius' „Wanderjahre in Italien" und seine Dichtung über den Garten von Ninfa — 389**

## Forum

Emanuela Guidoboni
**Il valore della memoria. Terremoti e ricostruzioni in Italia nel lungo periodo — 415**

Gerrit Schenk
**Sulla necessità di rendere proficua la *memoria* dei terremoti e sulla problematicità di trarre insegnamenti dalla loro storia. Un commento alle riflessioni di Emanuela Guidoboni — 445**

## Forschungsberichte

Mario Marrocchi
**Fonti e studi sull'alto e pieno medioevo della Tuscia sud-orientale — 455**

Sabine Ehrmann-Herfort
**„Dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen" – Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa. Ein interdisziplinäres Verbundprojekt — 470**

Gadi Luzzatto Voghera
**A proposito della storiografia sugli ebrei di Venezia nel cinquecentenario della fondazione del Ghetto — 488**

## Tagungen des Instituts

Southern Italy as Contact Area and Border Region during the Early Middle Ages. Religious-Cultural Heterogeneity and Competing Powers in Local, Transregional and Universal Dimensions — 501

Anarchism in Culture. Reassessing the Influence of a Manifold Libertarian Concept on European Modernity (1820s–1930s) — 506

Renaissancen global? Die europäische Renaissance im transkulturellen Vergleich — 513

Der Papst und der Krieg. Kuriale Diplomatie am Kaiserhof 1628–1635. Die jüngsten Publikationen der 4. Abteilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland: Eine Bilanz — 516

Circolo Medievistico Romano 2015 — 525

## Rezensionen

Allgemeines — 531
Festschriften – Aufsatzsammlungen — 536
Kongreßakten – Sammelbände — 550
Historische Hilfswissenschaften — 582
Mittelalter (chronologisch) — 597
Frühe Neuzeit (chronologisch) — 625
19.–20. Jahrhundert (chronologisch) — 641
Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien) — 667

Verzeichnis der Rezensenten — 707

Register der in den Rezensionen genannten Autoren — 708

DHI Rom

# Jahresbericht 2015

**Allgemeines**
- Profilbildung
- Personalia

**Daueraufgaben und Forschung**
**Forschungsprojekte nach Epochen und Abteilungen**
**Wissenschaftliche Datenverarbeitung**
**Veranstaltungen**
- Wissenschaftliche Tagungen und Workshops
- Vortragsveranstaltungen

**Publikationen**
- Institut
- Institutsmitarbeiter/-innen

**Vorträge, Lehre, Mitgliedschaften und Auszeichnungen der Institutsmitarbeiter/-innen**

**Kooperationen**
- Zusammenarbeit innerhalb der Stiftung
- Weitere Kooperationen

**Historische und Musikgeschichtliche Bibliothek**
**Historisches Archiv**
**Nachwuchsförderung: Praktika und Stipendien**
**Haushalt, Drittmittel, Verwaltung**
**Informations- und Kommunikationstechnologie**
**Personal und Gremien**
- Personal und Institutsaufgaben
- Wissenschaftlicher Beirat
- Freundeskreis des DHI Rom

## Allgemeines

### Profilbildung

Im Jahr 2015 waren die Arbeiten am Institut geprägt durch eine dichte Folge von Veranstaltungen und Projektinitiativen, die sich zu einem wichtigen Teil, wenn auch keineswegs ausschließlich, in einige zentrale, z. T. eng miteinander verknüpfte Forschungsschwerpunkte des Hauses einordnen lassen und die breite Vernetzung und weite internationale Kooperationen in den am DHI betriebenen Forschungen illustrieren.

1. Forschungen zu historischen und kulturellen Raumkonzepten, zum Spannungsverhältnis von konstruierten und gedachten Räumen einerseits und durch gemeinsame Strukturmerkmale und Entwicklungslogiken gekennzeichnete Geschichtsregionen andererseits. Eine Schlüsselrolle nahmen hier weiterhin Arbeiten im Bereich der *historischen Mittelmeerforschung* ein, insbesondere die Studien von Kordula Wolf und Marco Di Branco zum Verhältnis von Christen und Muslimen im frühmittelalterlichen Unteritalien bzw. zur wechselseitigen Wahrnehmung von Byzantinern, Langobarden, Franken, Juden und Muslimen im vornormannischen Italien. Sie bildeten den Ausgangspunkt für zwei wichtige

Initiativen: eine zusammen mit dem Historischen Seminar der Universität Heidelberg sowie drei römischen Universitäten durchgeführte Winter School sowie ein ebenfalls mit Heidelberg und dem Zentrum für Mittelmeerstudien in Bochum organisierter internationaler Kongress zum Thema „A Sea and its Saints: Hagiography and the Structuring of the Mediterranean in the Middle Ages". Ebenfalls in den raumgeschichtlichen Schwerpunkt ordnet sich das Projekt von Laura Di Fiore zu Grenzziehungen im Europa des 19. Jahrhunderts in einer transnationalen Perspektive ein. Zum Abschluss ihrer einjährigen Tätigkeit am DHI organisierte sie eine internationale Tagung zu „Borders and Borderlands in 19th Century Europe", die die Diskussion konzeptionell-theoretischer Fragen eng verband mit empirischen Fallstudien aus ganz Europa.

2. Die Tagung zu Fragen einer Hagiographiegeschichte des Mittelmeerraums bezog sich auch auf einen traditionellen Schwerpunkt des römischen DHI, die *Religions- und Kirchengeschichte*, dem im Berichtszeitraum, v. a. mit Blick auf die Epochen Spätmittelalter und Frühneuzeit, eine Vielzahl von Aktivitäten in einem weitgespannten Netz internationaler Kooperationen gewidmet waren. Besondere Resonanz fand eine von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien im Rahmen der sog. Lutherdekade geförderte, in Zusammenarbeit mit der evangelischen Waldenserfakultät in Rom organisierte Konferenz zu den spätmittelalterlichen Ablasskampagnen, wo klassische Forschungsfragen im Licht aktueller Debatten und Befunde neu gestellt und erörtert wurden. Ähnliches gilt für eine in mancher Hinsicht komplementäre Tagung zur Geschichte des Renaissancepapsttums, die im Vorfeld einer für das Jahr 2017 geplanten großen Ausstellung zur Papstgeschichte der Mannheimer Reiß-Engelhorn-Museen als Kooperation der Universitäten Mainz und Heidelberg mit dem Römischen Institut der Görres-Gesellschaft und dem DHI Rom durchgeführt wurde. Ein von den Lehrstühlen für Mittelalterliche Geschichte der FU Berlin und der LMU München auf Einladung des DHI organisierter Studienkurs zum spätmittelalterlichen Pfründenwesen diente der Heranführung fortgeschrittener Studierender an die Arbeit mit dem „Repertorium Germanicum". Aus der Reihe der Institutsaktivitäten zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses sind hier zwei weitere einschlägige Doktorandenworkshops, „Verwaltung des Glaubens – Verwaltung der Welt" zur frühneuzeitlichen Papstgeschichte sowie „Confessio im Konflikt" zu Problemen religiöser Selbst- und Fremdwahrnehmung, zu nennen. In Fortführung eines ersten Workshops zu aktuellen Forschungsfragen rund um das Erste Vatikanische Konzil organisierte das DHI zusammen mit der Pontificia Università Gregoriana, der LUMSA Rom sowie der Université Paris-Sud XI eine Folgetagung, die auf Probleme der Historiographie und der religiösen Begriffsgeschichte ausgerichtet war.
3. Im Bereich der *Stadtgeschichte* ist neben den insbesondere von Andreas Rehberg verantworteten Forschungen zur stadtrömischen Geschichte, in deren Umfeld eine Tagung zu Fragen der Heraldik in mittelalterlichen Städten mit deutschen

und französischen Kooperationspartnern ausgerichtet wurde, für den Berichtszeitraum eine internationale Tagung zu westdeutschen und italienischen Städten in den 1970er Jahren zu nennen. Die Veranstaltung, die z. T. als Fortführung eines Workshops zur „südeuropäischen Stadt" in der Nachkriegszeit gesehen werden kann, wurde in Zusammenarbeit mit der italienischen und deutschen stadthistorischen Vereinigung organisiert und brachte stadtgeschichtliche Fragen in vergleichender und beziehungsgeschichtlicher Perspektive zum ersten Mal in aktuelle Epochendiskussionen zu den siebziger Jahren in beiden Ländern ein.

4. Was die Forschungen im *Schnittfeld von Geschichte und Kunstgeschichte* betrifft, kam dem Projekt von Monica Cioli zum Futurismus im Kontext der europäischen Avantgarden besonderes Gewicht zu. Dr. Cioli war wesentlich beteiligt an der Konzeption und Durchführung einer vielbeachteten Ausstellung zur politischen Graphik Mario Sironis, eines der führenden künstlerischen Repräsentanten des faschistischen Regimes und zugleich Exponent der modernen italienischen Kunst. Überdies organisierte sie in einer Kooperation mit der Bibliotheca Hertziana eine internationale Tagung zum Thema „Traces of Modernism between Art and Politics: From the First World War to Totalitarism". Fragen in der Verschränkung von Kunstgeschichte und Geschichte, überdies mit einem engen Rombezug, stehen auch im Mittelpunkt der Edition des Briefwechsels zwischen König Ludwig I. von Bayern und seinem römischen Kunstagenten Johann Martin von Wagner, zu deren hauptverantwortlichen Herausgebern die ehemalige Gastwissenschaftlerin des DHI Hannelore Putz sowie Martin Baumeister gehören. Hier konnte Ende 2015 das satzfertige Manuskript des ersten Bands fertig gestellt werden.
5. Von besonderer Bedeutung war im Berichtszeitraum die Fortführung und Fertigstellung einiger wichtiger Projekte im Bereich der *Digital Humanities*. Dazu gehört die digitale Erschließung von Opernpartituren aus dem Besitz römischer Adelshäuser, die nunmehr für eine umfassende Konsultierung und Recherche bereitgestellt wurden. Der Forschungsschwerpunkt zur Geschichte des italienischen Faschismus wurde mit dem „Dienstkalender Benito Mussolinis", der sämtliche Audienzen und weitere wichtige Diensttermine Mussolinis bis 1943 erfasst, sowie mit der Digitalisierung der seltenen Zeitungsbestände aus der Sammlung Susmel weiter ausgebaut. Kurz vor der Freischaltung steht überdies eine Online-Edition der Tagebücher des Historikers Robert Davidsohn aus dem Ersten Weltkrieg. Auch der Briefwechsel zwischen Ludwig I. und J. M. von Wagner soll in einer Online-Edition zugänglich gemacht werden.

Besondere Erwähnung verdient überdies eine Reihe von Aktivitäten jenseits der angeführten Schwerpunkte. Die Musikgeschichtliche Abteilung ist Partner des interdisziplinären Projekts „‚Dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen' – Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa" des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte in Mainz (IEG). Eine in Zusammenarbeit mit der Universität Roma Tre organisierte

Tagung zu „Wissenskulturen und Erfahrungsräumen in der Frühneuzeit“ verknüpfte Fragen aus dem klassischen Arbeitsbereich am DHI der Geschichte der internationalen Beziehungen in der Frühneuzeit mit Perspektiven der Wissensgeschichte, ein Themenbereich, der in letzter Zeit durch die Studien von Andreea Badea und Sabina Brevaglieri am DHI stark aufgewertet wurde. Um eine weitere wichtige neue Dimension, die Finanz- und Wirtschaftsgeschichte, bereichert die Frühneuzeitforschung am Institut das Projekt von Carlo Taviani zur Genueser Bank von San Giorgio und der Entstehung der Aktiengesellschaften vom Spätmittelalter bis ins frühe 19. Jahrhundert. Aus der Zeitgeschichte ist eine internationale Tagung zum Thema „Populismus, Populisten und die Krise der Parteien. Italien, Deutschland und Italien im Vergleich 1990 bis 2015“ zu nennen. Im Umfeld des 25. Jahrestags der deutschen Wiedervereinigung organisierte das Institut eine Podiumsdiskussion zur Vereinigung der beiden deutschen Staaten aus internationaler Perspektive. Die Musikgeschichtliche Abteilung veranstaltete im Berichtszeitraum eine Serie von Vorträgen und Werkstattgesprächen unter dem Leitthema „Ressourcen zeitgenössischen Komponierens“ mit Beteiligung der Komponisten Francesco Antonioni, Azio Corghi, Andrea Padova und Lucia Ronchetti. Einen Höhepunkt im Programm der Abteilung stellte eine Tagung zu kulturgeschichtlichen Hintergründen, Kontexten und Traditionen im Werk „Vanitas“ (1981) des italienischen Komponisten Salvatore Sciarrino mit einer Aufführung der Komposition dar. Die enge Zusammenarbeit mit den beiden deutsch-italienischen Historikerorganisationen im Bereich der neuesten Geschichte wurde auch 2015 erfolgreich fortgesetzt, zum einen in Form der Beteiligung an der Jubiläumstagung zum 40. Jahrestag der Gründung der „Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens“ in Berlin; zum anderen in Form der Mitorganisation der SISCALT-Jahrestagung in Bologna zum Thema „Comunicazione politica e storia contemporanea“. Vornehmlich an das wissenschaftliche Publikum der Stadt Rom richtete sich eine Reihe von Vorträgen renommierter Referent/-innen, u. a. von Salvatore Bono (Graz/Rom), Emanuela Guidoboni (Spoleto), Heinz-Gerhard Haupt (Florenz/Berlin), Christoph Kampmann (Marburg), Silke Leopold (Heidelberg), Volker Leppin (Tübingen), John V. Maciuika (New York), Eric Michaud (Paris), Norbert Miller (Berlin) mit dem Jahresvortrag des Freundeskreises, Karin Priester (Münster), Kapil Raj (Paris), Lutz Raphael (Trier), André Vauchez (Paris), Todd Weir (Dublin) und Clemens Zimmermann (Saarbrücken). Großen Publikumsanklang fand ein neues Format, die „Kinolektionen“, wo am Beispiel zweier Filme zum Ersten Weltkrieg die Wechselbeziehungen zwischen Kino und Geschichte erörtert wurden.

## Personalia

Auch im Berichtszeitjahr waren diverse Personalwechsel zu verzeichnen. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin der Musikabteilung Stefanie Klauk wechselte mit einem Forschungsstipendium der Max Weber Stiftung an die Universität des Saarlandes in

Saarbrücken. Als ihr Nachfolger nahm Richard Erkens die Arbeit an einem Projekt zum Thema „Einflussgröße Impresario. Prämissen italienischer Opernaufführungen im 18. Jahrhundert“ auf. Ebenfalls an der Musikgeschichtlichen Abteilung begann Chiara Pelliccia ein Projekt zu Topoi der Friedensdarstellung in der italienischen Kantate im Rahmen eines interdisziplinären Leibniz-Projekts des Mainzer IEG zu Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa. Dem Frühneuzeithistoriker Guido Braun, der an seine Heimatuniversität Bonn zurückkehrte, folgte auf der Stelle als Gastwissenschaftler der Mediävist Marc von der Höh, der zu urbanen Inschriftenkulturen in italienischen Städten des 12. und 13. Jahrhunderts forscht. Zum Jahresende schied Marco Di Branco, der am DHI zu Fragen der Identität und Alterität von Byzantinern, Langobarden, Franken und Muslimen im frühmittelalterlichen Süditalien forschte, aus. Sabina Brevaglieri, die ein Projekt zur Wissensgeschichte des römischen Universalismus in der Zeit von 1580 bis 1680 bearbeitet, wechselt zum Jahresbeginn 2016 an das DHI Washington, wo sie zur Etablierung eines neuen wissensgeschichtlichen Schwerpunkts, auch in Kooperation mit dem römischen DHI, beitragen soll. Als Thyssen-Fellow löste Carlo Taviani mit einem finanz- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsvorhaben zur Genueser Casa di San Giorgio und der Frühgeschichte der Aktiengesellschaften Laura Di Fiore ab, die an die Universität Neapel Federico II zurückging. Zwei internationale Gastwissenschaftler sind seit 2015 über ein bzw. mehrere Jahre mit ihren Forschungen am Institut assoziiert: Yoshiya Nishimura von der Universität Nagoya (Japan) mit Studien zu Agrarverträgen im frühmittelalterlichen Italien sowie, finanziert durch ein Exzellenzprogramm der Baskischen Regierung, Carl Lemke Duque, der ein vergleichendes Projekt zur Rolle des Jesuitenordens im spanischen und italienischen Bildungssystem seit 1975 bearbeitet. Schließlich konnte zu Beginn 2015 Claudia Gerken als Mitarbeiterin in der Öffentlichkeitsarbeit eingestellt werden.

## Daueraufgaben und Forschung

Die institutionellen Daueraufgaben werden zum Großteil von der Gruppe festangestellter Wissenschaftler/-innen getragen, aufgeteilt u. a. nach jeweiligen Epochenzuständigkeiten. Dazu gehören insbesondere die Betreuung der Publikationen des Hauses, die Beratung des wissenschaftlichen Nachwuchses, vor allem der Stipendiaten/-innen und der Praktikanten/-innen, die Hilfe und Unterstützung bei Forschungen in vatikanischen und italienischen Archiven und Bibliotheken sowie die Organisation wissenschaftlicher Veranstaltungen. Kordula Wolf, Referentin für frühes und hohes Mittelalter, fällt dabei insbesondere die Verantwortung für die beiden historischen Schriftenreihen des Instituts sowie Fragen der Öffentlichkeitsarbeit zu, wo sie nunmehr seit 2015 durch eine neu eingestellte Mitarbeiterin auf Teilzeitbasis unterstützt wird. Sie engagierte sich in der Profilierung im Bereich

der historischen Mittelmeerforschung, insbesondere durch die Organisation einer deutsch-italienischen Winter School gemeinsam mit Marco Di Branco und die Vorbereitung eines Kongresses zum Thema Süditalien als Kontakt- und Grenzregion im Frühmittelalter, der im Frühjahr 2016 in Kooperation mit der Universität Erlangen stattfindet. Andreas Rehberg, Referent für Spätmittelalter, ist mit der Koordination der Arbeiten am „Repertorium Germanicum" betreut; er ist für das historische Institutsarchiv zuständig, in dem während des Berichtzeitraums durch einen Archivar auf Werkvertragsbasis größere Ordnungs- und Erschließungsarbeiten fortgeführt wurden, und ist beteiligt an der Organisation des Circolo Medievistico Romano. Seine Forschungen konzentrieren sich auf Fragen der stadtrömischen Geschichte sowie der Heraldik in Rom. Im Berichtszeitraum engagierte er sich überdies besonders in der Konzeption und Durchführung eines internationalen Kongresses zum Ablasswesen im Rahmen der Luther-Dekade. In die Zuständigkeit von Alexander Koller als Referenten für Frühe Neuzeit fallen die Arbeiten an der Edition der frühneuzeitlichen Nuntiaturberichte aus Deutschland, die er zusammen mit der Publikation der päpstlichen Hauptinstruktionen koordiniert. Seine Forschungen richten sich auf den Bereich der Außenbeziehungen des Papsttums sowie auf Aspekte der Gelehrtengeschichte. Daneben fungiert er als Redakteur der Institutszeitschrift „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken", deren forschungsorientierte Profilierung weiter vorangetrieben wurde. Lutz Klinkhammer, der die „Bibliographischen Informationen zur neuesten Geschichte Italiens" am Institut herausgibt und als Referent für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts u. a. die Edition des Dienstkalenders Benito Mussolinis (1930–1943) betreut, war als Experte im Feld der deutsch-italienischen Zeitgeschichte viel gefragt und engagierte sich u. a. in der Umsetzung der Empfehlungen der Deutsch-Italienischen Historikerkommission. Seine Studie „Die Grenzen der Freiheit. Die Proklamation revolutionärer Freiheiten und deren Kontrolle im linksrheinischen Deutschland und in Piemont 1794–1813" wurde von der Johannes Gutenberg-Universität Mainz als schriftliche Habilitationsleistung angenommen. Die Historische Bibliothek wird von einem wissenschaftlichen Bibliothekar, Thomas Hofmann, geleitet, dessen Expertise im Bereich der Geschichte Süditaliens im Mittelalter sowie der Byzantinischen Geschichte liegt. Markus Engelhardt leitet die Musikgeschichtliche Abteilung sowie deren Bibliothek. Zusammen mit Sabine Ehrmann-Herfort teilt er sich die Verantwortung für die Publikationsreihen der Musikgeschichtlichen Abteilung. Im Rahmen seiner Forschungen erstellte M. Engelhardt u. a. eine Dokumentation zur musikalischen Memoria im umbertinischen Italien. S. Ehrmann-Herfort führte ihre begriffsgeschichtlichen Forschungen zum Musiktheater des 20. und 21. Jahrhunderts fort, organisierte einen Studientag mit Konzert zu einem Werk von Salvatore Sciarrino und betreut und koordiniert das Forschungsvorhaben der Musikgeschichtlichen Abteilung im Rahmen des Mainzer Leibniz-Projekts zu Friedensrepräsentationen im vormodernen Europa.

Im Bereich der Langzeitvorhaben der historischen Grundlagenforschung wurden die Arbeiten am „Repertorium Germanicum" im Berichtszeitraum wesentlich voran-

getrieben. Das Rohmanuskript zum Pontifikat Sixtus' IV. steht kurz vor der Fertigstellung. Sven Mahmens konnte die Quellenerschließung zu den ersten beiden Pontifikatsjahren Innozenz' VIII. inkl. Regestenerstellung erfolgreich beenden und unterstützte überdies u. a. die Redaktionsarbeiten am Band zu Sixtus IV. Eine von Claudia Märtl (LMU München) und Matthias Thumser (FU Berlin) am DHI durchgeführte Winter School zum mittelalterlichen Pfründenwesen sollte Nachwuchswissenschaftler/-innen insbesondere an die Arbeit mit dem RG heranführen. Weitere Seminare dieser Art mit deutschen Kooperationspartnern sind geplant. Ludwig Schmugge hat die Arbeiten am Band X des „Repertorium Poenitentiariae Germanicum" zum Pontifikat Leos X. fertiggestellt. Der Band wird 2016 erscheinen. Die Arbeiten an der Edition der Nuntiaturberichte aus Deutschland betrafen im Berichtzeitraum die Jahre 1581–1585, die letzte Phase der III. Abteilung der Edition. Aktuelle Forschungsprojekte im weiteren Umfeld des Editionsvorhabens wurden von Guido Braun, der dazu auch eine internationale Tagung am Institut organisierte, durchgeführt.

## Forschungsprojekte nach Epochen und Abteilungen

Einen wesentlichen Bestandteil der Forschungen stellen die Projekte wissenschaftlicher Mitarbeiter/-innen mit einer befristeten Tätigkeit am Institut dar. Bei diesen handelt es sich um Nachwuchswissenschaftler/-innen, die sich in der Regel auf eine berufliche Zukunft an deutschen Universitäten orientieren. Verstärkt werden Forschungen von Wissenschaftler/-innen aus Italien an das Haus angebunden. Folgende Einzelprojekte haben die Tätigkeiten am römischen DHI im Berichtszeitraum besonders geprägt.

### Mittelalter

***Dr. Martin Bauch***
*Klima und Mensch in der Krise des Spätmittelalters: Bologna und Siena*

**Projektbeschreibung**
Das Projekt fragt nach ökonomischen, sozialen und möglichen politisch-kulturellen Konsequenzen des Klimaumschwungs von der hochmittelalterlichen Warmzeit zur Kleinen Eiszeit. In Form von Fallstudien werden Siena und Bologna untersucht. Das Projekt will einen Beitrag zur Entwicklung einer mediävistischen Umweltgeschichte leisten. Darüber hinaus verspricht die Untersuchung Ergebnisse, die auch für die Stadt- und Wirtschaftsgeschichte sowie eine breit verstandene Kulturgeschichte des Mittelalters von Interesse sein können.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum**

Das Projekt wurde konzeptuell weiterentwickelt. Anvisiert wird nunmehr die europäische Kontextualisierung der Ergebnisse für die jetzt als „Dantean Anomaly" (1309–1321) bezeichnete Phase der Mikrostudie durch eine Ausweitung auf den ostmitteleuropäischen Raum, die allerdings Arbeitsaufenthalte in Deutschland zur weiteren Quellenerschließung notwendig macht. Außerdem sind die Kontakte zu naturwissenschaftlichen Datenlieferanten für den Untersuchungszeitraum (in Rovereto, Brno, Harvard und Mainz) etabliert sowie ein intensiver Austausch mit der führenden einschlägigen Expertin in Italien, Emanuela Guidoboni (Spoleto) initiiert worden. Parallel dazu haben die Vorbereitungen an der im Februar 2016 am DHI Rom geplanten Konferenz für eine breite Vernetzung innerhalb der internationalen Community der Klimahistoriker und historischen Klimatologen geführt.

**Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen**

- Vortrag: *In aestate non fuit aestus* – die zweite Hälfte der 1250er als „Jahre ohne Sommer"? Ein mediävistischer Versuch zur Klima- und Globalgeschichte, 306. Hessisch-Mittelrheinisches Kolloquium des Konstanzer Arbeitskreises für Mittelalterliche Geschichte, Institut für Geschichte, Technische Universität Darmstadt, 16. 1.
- Organisation der Sektion „Eis, Schnee, Regen. Wasser als entscheidender Faktor in der mittelalterlichen Klimageschichte". 16. Symposium des Mediävistenverbands zum Thema „Gebrauch und Symbolik des Wassers in der mittelalterlichen Kultur" und Vortrag „Landschaftsveränderungen durch meteorologische Extremereignisse in Nord- und Mittelitalien im Hoch- und Spätmittelalter", Bern 23. 3.
- Vortrag: Munkeliar? 1257/58 als „Jahre ohne Sommer"? Ein mediävistischer Versuch zur Klima- und Globalgeschichte. Mittwochsvorträge des DHI Rom 13. 5. sowie Vortrag im Kolloquium des Lehrstuhls für Geschichte des Früh- und Hochmittelalters (Prof. Dr. Knut Görich), Ludwig-Maximilians-Universität München, 10. 6.
- Vortrag: Anni senza estate a metà del Duecento? Un contributo medievistico per la storia del clima, im Rahmen des Circolo Medievistico Romano am Institutum Romanum Finlandiae, Rom 16. 11.
- mit B. Förster (Hg.), Wasserinfrastrukturen und Macht. Politisch-soziale Dimensionen technischer Systeme von der Antike bis zur Gegenwart, München 2015 (Beihefte der Historischen Zeitschrift 63).
- mit B. Förster, Einführung: Wasserinfrastrukturen und Macht. Politisch-soziale Dimensionen technischer Systeme, in: Dies. (Hg.), Wasserinfrastrukturen und Macht. Politisch-soziale Dimensionen technischer Systeme von der Antike bis zur Gegenwart, München 2015 (Beihefte der Historischen Zeitschrift 63), S. 9–21.
- Der Regen, das Korn und das Salz: Die Madonna di San Luca und das Regenwunder von 1433. Eine klimahistorische Fallstudie zu Bologna und Italien in den 1430er Jahren, in: QFIAB 95 (2015), S. 188–217.

- Vulkanisches Zwielicht. Ein Vorschlag zur Datierung des Kuwae-Ausbruchs auf 1464, in: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte (ISSN 2197–6120), 10. April 2015, http://mittelalter.hypotheses.org/5697.

***Dr. Marco Di Branco***
*Byzantiner, Langobarden, Franken und Muslime. Identität und Alterität im vornormannischen Süditalien in mediterraner Perspektive (7. bis 11. Jahrhundert)*

**Projektbeschreibung**
Das Projekt untersucht Alterität aus der Sicht unterschiedlicher ethnischer/religiöser Gruppen des mittelalterlichen Italien zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert in einer mehrdimensionalen Analyse unterschiedlicher Sichtweisen und kultureller Transfers. Das Projekt dient als Pionierstudie für eine Profilierung von Forschungen am Institut im Bereich der Mittelmeerstudien, sowohl was konzeptionell-methodische Fragen als auch die Vernetzung mit einschlägig arbeitenden Forschungszentren und Wissenschaftlern/-innen betrifft.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum**
Die Arbeiten wurden insbesondere mit der Auswertung von Quellen und Literatur fortgesetzt. Zusammen mit Kordula Wolf wurde eine deutsch-italienische Winter School zu historischen Mittelmeerstudien, zusammen mit Nikolas Jaspert (Heidelberg) eine internationale Tagung zum Thema „A Sea and its Saints: Hagiography and the Structuring of the Mediterranean in the Middle Ages" organisiert.

**Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen**
- Vortrag: Authorities and Everday's Praxis: The Case Study of the Emirate of Crete. University of Lleida, 25. 6.
- Vortrag: Cristianesimo e scuole in Iraq dalla tarda antichità al Medioevo. Università degli Studi di Pisa, 9. 11.
- Vortrag: Ibn Khaldun a Betlemme: la nascita dell'impero cristiano nello specchio dell'Islam. Biblioteca Ambrosiana, Mailand 11. 11.
- mit A. Izzo, L'elogio della sconfitta. Le „Riflessioni sui modi della ricchezza e della povertà di questo mondo" di Teodoro Paleologo, Roma 2015.

***PD Dr. Marc von der Höh***
*Urbane Inschriftenkulturen. Studien zur epigraphischen Praxis in den italienischen Städten des 12. und 13. Jahrhunderts*

**Projektbeschreibung**
Das Projekt untersucht an ausgewählten Beispielen die Entstehung einer kommunalen Epigraphik in den Städten Nord- und Mittelitaliens. Hierbei wird ein besonderer Akzent auf die Materialität der Inschriften gelegt. Diese werde nicht in erster Linie als

sprachliche Texte untersucht, sondern als in einer spezifischen Materialität und Form realisierte Schriftobjekte, die in konkrete architektonisch-urbanistische Zusammenhänge eingebunden sind.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum (seit Oktober 2015)**
In der Anfangsphase des Projekts wurden v. a. vorbereitende Arbeiten, d. h. erste Fallstudien am römischen Inschriftenmaterial sowie die Planung einer im kommenden Jahr am DHI stattfindenden, zusammen mit dem Teilprojekt A01 des Heidelberger SFB „Materiale Textkulturen" organisierten Tagung, durchgeführt. Bei der Auswertung römischer Inschriften konnten unerwartete Kontinuitäten und erst auf den zweiten Blick erkennbare Brüche zutage gefördert werden. Gerade für die Startphase der Projektarbeit sind diese ersten Ergebnisse als besonders fruchtbar weil produktiv irritierend zu bezeichnen. Durch die Arbeit am römischen Material konnte somit nicht zuletzt das theoretisch-konzeptionelle Instrumentarium des Projekts geschärft werden.

## Frühe Neuzeit

***Dr. Andreea Badea***
*Wahrheitsbegriffe im frühneuzeitlichen historischen Diskurs im Kontext von Kanon und Zensur*

**Projektbeschreibung**
Inwiefern war eine zunehmend professionalisierte Geschichtsschreibung im „langen 17. Jahrhundert" noch gelehrte Praxis innerhalb des Verwaltungsapparats der Kurie? Das Papsttum bediente sich keiner eigenen offiziellen Geschichtsschreibung, sondern setzte vor allem auf die historiographische Tätigkeit diverser Kurialer. Ihm oblag aber auch die Kontrolle historiographischer Produktion im gesamten katholischen Bereich. Ein Medium dieser Kontrolle war die Buchzensur. In Anlehnung an Eric Hobsbawms Traditionsforschung sowie an den Studien von Aleida und Jan Assmann zur Kanonbildung werden die Praktiken untersucht, derer sich diverse kuriale Kreise bedienten, um die katholische Geschichtsschreibung unter ständiger Arbeit am eigenen Entwurf vom römischen Universalismus zu regulieren, zu kanalisieren und bisweilen zu ignorieren.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum**
Die Quellenerschließung im Archiv der Glaubenskongregation (ACDF), im Vatikanischen Geheimarchiv (ASV) und in der Biblioteca Vaticana (BAV) wurde weitergeführt. Theoretische Fragen wurden zudem auch im Rahmen der jeweiligen Workshopvorbereitung im größeren Kontext mit anderen Wissenschaftlerinnen diskutiert und weiterentwickelt.

**Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen**

- Vortrag: The Roman Censorship and the Control of Divergent and Forbidden Knowledge, Panel „Disciplinary Censorship and Systems of Accomodation in Late Renaissance Italy" auf Jahrestagung der Renaissance Studies Association, Berlin 27. 3.
- Vortrag: Die Kurie und die Erinnerung an Trient. Geschichtsschreibung zwischen Auftrag und Überzeugung, Tagung „Das Trienter Konzil (1545–1563) und die Entstehung der katholischen Konfessionskultur in Europa", Villa Vigoni, Como 10. 6.
- Vortrag: Wahrheitsanspruch und Wissensautorität – Rom und die Geschichtsschreibung der katholischen Kirche in der Frühen Neuzeit, Kolloquium des Lehrstuhls für Geschichte der Frühen Neuzeit, LMU München 12. 10.
- Vortrag: Leaving the Order – Serving the Curia. The Consultors of the Roman Congregations and the Religious Orders, Tagung „L'exception et la Règle. Les pratiques d'entrée et de sortie des couvents, de la fin du Moyen Âge au XIXe siècle", Universität Limoges, 27. 11.
- Praktiken der römischen Bücherzensur im 17. und 18. Jahrhundert. Zur Einführung, in: A. Brendecke (Hg.), Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Verfahren – Artefakte, Köln-Weimar-Wien 2015 (Frühneuzeit-Impulse 3), S. 338–343.
- Über Bücher richten? Die Indexkongregation und ihre Praktiken der Wissenskontrolle und Wissenssicherung am Rande gelehrter Diskurse, in: ebd., S. 354–367.

***Dr. Sabina Brevaglieri***

*„Propagandawege" und „plurale Akteure": Überlegungen zu einer Wissensgeschichte des Römischen Universalismus (1580–1680)*

**Projektbeschreibung**

Das Projekt behandelt die komplexe Rolle Roms als „universale Metropole" und Kapitale des Weltwissens im Verhältnis zu den universalistischen Ansprüchen des Papsttums vom Ende des 16. bis Ende des 17. Jahrhunderts. Untersucht werden die dynamischen Beziehungen zwischen Produktion und Zirkulation des Wissens auf der einen und Akkumulation des Wissens auf der anderen Seite, zwischen päpstlichem *information order*, institutionalisierten Archiven und einer Vielzahl von Orten und informellen Praktiken. Rom wird in ein ständig neu ausgehandeltes Beziehungsgefüge von Zentralität und Dezentralität gestellt. Das Wissen wird dabei als kommunikative Ressource verstanden, mit welcher Machtbeziehungen, Handlungsräume und das Politische selbst definiert werden. Ansatzpunkt der Analyse, die Rom in einem translokalen, die Grenzen Europas überschreitenden Raum situiert, sind Aufenthalte von Missionaren verschiedener Orden aus Asien und Amerika, insbesondere aus dem spanischen pazifischen Raum, in der Stadt des Papstes, die die überseeischen Missionsgebiete, die spanische Krone und das Papsttum miteinander in Verbindung bringen.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum (seit Juli 2015)**

Im Berichtszeitraum wurde das Projekt auf konzeptionell-methodischer Ebene entwickelt: zum einen in einer globalgeschichtlichen Perspektive im Sinn einer Erweiterung der europäischen Geschichte mit einem Fokus auf den Beziehungen zwischen lokalen und globalen Dimensionen; zum anderen mit einem wissensgeschichtlichen Ansatz, der auf die interdisziplinären Verschränkungen zwischen Wissenschaftsgeschichte, Kulturgeschichte und der Geschichte des Wissens baut. Das Projekt ist eingebunden in diverse Kooperationen, u. a. zwischen dem römischen DHI und dem DHI Washington.

**Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen**

- Vortrag: Storie naturali, comunicazione politica e confini confessionali: un medico e un missionario fra Roma, Madrid e Darmstadt (1624–1627), Workshop „El eje católico de la Europa moderna: Papado y Casa de Austria en la investigación actual", Escuela Española de Historia y Arqueología, Rom 23. 2.
- Vorstellung und Besprechung des Buches von Dipesh Chakrabarty, Provincialising Europe (2000), Internes Seminar „Transnationale und Globalgeschichte", Anagni 9. 3.
- Vortrag: Japan in Rom: Wissensproduktion und Erfahrungsräume zwischen Diplomatie und Mission (1615–1616), Internationale Tagung „Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühneuzeit", DHI Rom, 16. 6.
- Vortrag: *Saperi sul mondo/Saperi di Roma*: Weltstädte, Wissensökonomien, Akteure des Universalismus (16.–17. Jahrhundert), Mittwochsvortrag, DHI Rom, 14. 10.
- Medici e mediazione politica all'inizio della Guerra dei Trent'Anni: la corte di Assia-Darmstadt e le storie naturali di Roma, in: Tramiti. Figure e Spazi della mediazione politica, hg. von M. A. Visceglia, Roma 2015, S. 63–99.
- Die Wege eines Chamäleons und dreier Bienen. Naturgeschichtliche Praktiken und Räume der politischen Kommunikation zwischen Rom und dem Darmstädter Hof zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, in: A. Brendecke (Hg.), Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Verfahren – Artefakte, Köln-Weimar-Wien 2015 (Frühneuzeit-Impulse 3), S. 122–130.
- mit M. Schnettger, Saperi. Praktiken der Wissensproduktion und Räume der Wissenszirkulation zwischen Italien und dem Deutschen Reich im 17. Jahrhundert. Zur Einführung, in: ebd., S. 131–150.

***PD Dr. Guido Braun***

*Diplomatische Wissenskulturen der Frühen Neuzeit. Studien zu den kurialen Reichstagsgesandtschaften 1530–1582*

**Allgemeine Projektbeschreibung**

Das Forschungsprojekt, dessen Ansatz einer kulturgeschichtlich erweiterten Diplomatiegeschichte verpflichtet ist, untersucht, ob und wie sich an der römischen Kurie und bei ihren Nuntien und Legaten ein spezifisches Wissen über den Reichstag, seine Verfahrensformen, informellen Kommunikationsstrukturen sowie die sozialen und kulturellen Praktiken der am Reichstagsort interagierenden Gesandten bzw. Fürsten herausbildete. Dazu gehören auch Fragen der praktischen Gesandtschaftsorganisation, der Beziehungen zur städtischen Gesellschaft sowie der symbolischen Kommunikation. Eine spätere chronologische, geographische und thematische Erweiterung dieses Projektes ist geplant, das sich systematisch-vergleichend den Prozessen von Wissensgenerierung in der frühneuzeitlichen Diplomatie und ihrer Funktionsbestimmung im Zuge der Entwicklung einer neuzeitlichen „Wissensgesellschaft" zuwenden möchte.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum (bis August 2015)**

Den Schwerpunkt bildeten Archivrecherchen vor allem im Archivio Segreto Vaticano, aber auch die Handschriftensammlung des römischen DHI erwies sich als ergiebig. Darüber hinaus wurde eine internationale interdisziplinäre Tagung zum Thema „Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit. Neuere Ansätze zur Erforschung der internationalen Geschichte" durchgeführt, die den Auftakt für eine weitergehende Forschungskooperation zwischen Herrn Braun, dem DHI, der Università Roma Tre und der Université Paris-Sorbonne (Paris IV) zum Thema „Esperienza e formazione nell'ambasciatore europeo (secc. XIV–XIX)" bildete.

**Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen**

- Vortrag: Diplomatische Wissenskulturen der Frühen Neuzeit. Die kurialen Reichstagsgesandtschaften 1530–1582 und die Wissensproduktion zwischen Rom und dem Reich, Mittwochsvortrag, DHI Rom, 11. 3.
- Wissenschaftliche Leitung der Tagung „Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit. Neuere Ansätze zur Erforschung der internationalen Geschichte", DHI Rom, 15.–16. 6. Dabei Eröffnungsreferat sowie Vortrag: Reichstage und Friedenskongresse als Erfahrungsräume päpstlicher Diplomatie. Kulturelle Differenzerfahrungen und Wissensgenerierung. Ein typologischer Vergleich, 15. 6.
- Stadt und Kongress als Erfahrungs- und Handlungsräume eines kurialen diplomatischen Akteurs: Domenico Passionei in Baden 1714, in: C. Windler (Hg.), Europäische Kongressorte der Frühen Neuzeit im Vergleich: Der Friede von Baden (1714), Köln [u. a.] 2015, S. 135–152.

***Dr. Carlo Taviani***
*The Fortune of the Bank of San Giorgio and the Origins of the Corporations (15th–18th Centuries)*

**Projektbeschreibung**
Das finanz- und wirtschaftsgeschichtliche Projekt untersucht mit einem kultur- und institutionengeschichtlichen Ansatz die Genueser Casa di San Giorgio im 15. und 16. Jahrhundert und ihre Rezeption als Modell einer Finanzinstitution mit Bezug auf die Gründung der Dutch East India Company (1602), der Bank of England (1694) und John Laws Compagnie du Mississippi in Frankreich (1720).

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum (seit September 2015)**
Die ersten vier Monate der Förderung dienten zum einen Quellen- und Literaturrecherchen, zum anderen wurde aufbauend auf das Projekt eine Antragsidee für die Ausschreibung einer Transnationalen Forschergruppe der Max Weber Stiftung formuliert und ein erstes Konzept verfasst.

**Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen**
- Vortrag: Renaissance Origins of Financial Corporations. Higher School of Economics, Department of History, Sankt Petersburg 24. 11.
- An Ancient Scheme. The Mississippi Company, Machiavelli and the Casa di San Giorgio (1407–1720), in: Political Power and Social Theory, 29 (2015), S. 239–256.
- Financial Transitions, A Hypothesis on the Origins of John Law's Project (1720), in: P. Pombeni (Hg.), The Historiography of Transition. Critical Phases in the Development of Modernity (1494–1973), New York (NY) 2015, S. 123–133.
- La paga floreni. Utilisations politiques d'un impôt sur les dividendes à Gênes (fin du XV siècle), in: K. Béguin (Hg.), Ressources publiques et construction étatique en Europe. XIIIe–XVIIIe siècle, Comité pour l'histoire économique et financière de la France, 2015, S. 101–109.

## Neueste Geschichte

***Dr. Monica Cioli***
*Der Futurismus und die Avantgarden im Europa der zwanziger und dreißiger Jahre*

**Allgemeine Projektbeschreibung**
Das Forschungsvorhaben rekonstruiert die transnationalen Netzwerke zwischen italienischem Futurismus und anderen Avantgarden in Italien, Frankreich und Deutschland in der Zwischenkriegszeit. Das Projekt betrachtet Kunst als ein Feld der politischen Kommunikation, d. h. die Avantgarden werden vom politischen Zeitgeist nicht nur geprägt, sondern beeinflussen ihn auch unmittelbar. Erstens werden die Verflech-

tungen des Futurismus mit den anderen europäischen Avantgarden in ihrem transnationalen Diskurs über Taylorismus und Technik, Masse und Elite rekonstruiert und seine verschiedenen Facetten und Varianten herausgearbeitet. Eine zweite eng damit verknüpfte Achse stellen die Diskurse der Avantgarden über den ‚Neuen Menschen' dar, die in ihrer politischen Bedeutung entschlüsselt werden sollen. Drittens soll danach gefragt werden, wie sich diese Positionen in den Dreißigerjahren angesichts der Entfaltung der totalitären Regime entwickeln. Hier ist vor allem die wachsende Spannung zwischen der nationalen Instrumentalisierung der Avantgarden und ihrer Suche nach einer transnationalen Kultur der Moderne in den Blick zu nehmen.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum**

Im zweiten Projektjahr wurde die Erschließung von Quellen und Literatur v. a. in Rom und Paris fortgeführt. Zwei von fünf Kapiteln der in Vorbereitung befindlichen Monographie wurden fertig gestellt. Weiterhin kuratierte Monica Cioli den historischen Teil einer Ausstellung politischer Karikaturen des Künstlers Mario Sironi für die faschistische Parteizeitung „Il Popolo d'Italia" und trug die konzeptionelle und organisatorische Verantwortung für eine internationale Tagung zum Thema „Traces of Modernism. between Art and Politics: from the First World War to Totalitarianism".

**Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen**

- Vortrag: La grande guerra dei pittori, im Rahmen des Zyklus: Arte, propaganda, tecnica e guerra, Scuola Universitaria Superiore S. Anna, Pisa 21. 9.
- Organisation und Konzeption der internationalen Tagung „Traces of Modernism between Art and Politics: From the First World War to Totalitarianism", 7.–9. 10. Dort Vortrag: Macchina e universo in prospettiva transnazionale, 9. 10.
- Vortrag: L'avanguardia e la tecnica, im Rahmen des Forschungskolloquiums von Barbara Herny, Cattedra di Filosofia Politica, Scuola Superiore S. Anna, Pisa 15. 12.
- Organisation des Studientags „Arti visive e politica tra le due guerre" im Rahmen der Ausstellung „Mario Sironi e le illustrazioni per ‚Il Popolo d'Italia' 1921–1940", Villa Torlonia, Rom 4. 12.
- Art (Italy), in: 1914–1918-online. International Encyclopedia of the First World War, hg. von U. Daniel u. a. https://www.academia.edu/12236385/Art_Italy_in_1914–1918-online._International_Encyclopedia_of_the_First_World_War_ed._by_Ute_Daniel_Peter_Gatrell_Oliver_Janz_Heather_Jones_Jennifer_Keene_Alan_Kramer_and_Bill_Nasson_issued_by_Freie_Universit%C3%A4t_Berlin.
- Tra illusione e astrazione: le avanguardie, in: La Grande Guerra. Arte e artisti al fronte, hg. von F. Mazzocca und F. Leone, Milano 2015, S. 281–289.
- Mario Sironi e il „Popolo d'Italia": non solo un'artista, in: Mario Sironi e le illustrazioni per „Il Popolo d'Italia" 1921–1940, hg. von F. Benzi und mit historischer Beratung von M. Cioli, Roma 2015, S. 31–37.
- Hg. des Katalogteils, in: ebd.

***Dr. Laura Di Fiore***
*Grenzziehungen im Europa des 19. Jahrhunderts: eine transnationale Geschichte*

**Allgemeine Projektbeschreibung**
Das Projekt beleuchtet am Beispiel Italiens, Frankreichs, Belgiens und Spaniens den Herausbildungsprozess moderner Territorialstaaten im Europa des 19. Jahrhunderts, indem es nach Prozessen der Konstruktion der europäischen „Territorialität" fragt. Es versteht sich als Beitrag zu den interdisziplinären *Border Studies* und folgt einem transnationalen Ansatz. „Territorialität" wird als Ergebnis einer konstanten Interaktion zwischen der Staatsmacht und den sozialen Akteuren vor Ort, insbesondere an Grenzen und in Grenzräumen, verstanden. Ihre vielschichtige polygenetische Entstehung stellte einen neuralgischen Punkt in der Genese des modernen Europas dar.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum (bis März 2015)**
Die letzten Monate der Förderung wurden durch abschließende ergänzende Recherchen, insbesondere zu österreichischen und deutschen Fallstudien, genutzt. Als Ergebnis der Forschungen wurden zwei Artikel zur Begutachtung vorgelegt, einer für QFIAB, ein weiterer für die European Review of History. Weiterhin wurde im Kontext des Projekts ein internationaler Workshop zum Thema „Border and Borderlands in 19th Century Europe" konzipiert und durchgeführt.

**Projektrelevante Vorträge**
- Vortrag: Percorsi di ricerca oltre il nazionalismo metodologico, Seminario „La Global History e altri modelli spaziali", Escuela Española de Historia y Arqueología en Roma, 15. 1.
- Vortrag: Between anthropology, geography and history. The borders as transnational object of analysis, École des Hautes Études en Sciences Sociales, Paris 3. 3.
- Vortrag: The production of borders in XIX century Europe. Between institutional boundaries and transnational practices of space, Sciences Po, Paris 30. 3.

***Dr. Carolin Kosuch***
*Moderne, Nation und Tod. Eine deutsch-italienische Kulturgeschichte der Feuerbestattung im 19. Jahrhundert*

**Allgemeine Projektbeschreibung**
Gegenstand des Projekts ist die wenig erforschte Frühzeit der Feuerbestattungsbewegung in Italien und Deutschland bis zum Ersten Weltkrieg. Im Fokus der vergleichenden und beziehungsgeschichtlichen Untersuchung stehen Fragen der Genese, konflikthaften Verbreitung und Umsetzung der Idee und Praktiken der Kremation. Dabei werden insbesondere wissenschaftsgeschichtliche Aspekte mit kultur- und emotionsgeschichtlichen Fragestellungen und Zugangsweisen verknüpft.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum**
Im Berichtsjahr stand die grundständige Konzeption des Forschungsprojektes zur Feuerbestattung im Mittelpunkt der Arbeit. Hierzu gehörten die Recherche, die Sammlung und Auswertung von Archivmaterialien und Primärquellen. Dabei wurde der Zuschnitt des Projektes konkretisiert und das Thema „Feuerbestattung" auf die Kultur- und Emotionsgeschichte hin zentriert.

**Projektrelevante Vorträge**
- Projektvorstellung: „Moderne, Nation und Tod. Eine deutsch-italienische Kulturgeschichte der Feuerbestattung im 19. Jahrhundert". Beiratssitzung DHI Rom, 7. 3.
- Vortrag: Zwischen Gesetz und Maschine. Italienische Juden und die Feuerbestattungsbewegung im 19. Jahrhundert. Internationale Tagung „Technologien des Glaubens. Schubkräfte zwischen technologischen Entwicklungen und religiösen Diskursen. Ein gemeinsames Symposium der Franckeschen Stiftungen zu Halle, des Landesforschungsschwerpunkts „Aufklärung – Religion – Wissen" und der Leopoldina", Halle/Saale 24. 9.

**Musikwissenschaft**

***Dr. Richard Erkens***
*Einflussgröße Impresario. Prämissen italienischer Opernaufführungen im 18. Jahrhundert*

**Projektbeschreibung**
Das Forschungsprojekt konzentriert sich einerseits auf die Figur des Impresario und seinen Einfluss auf opernhistorische Entwicklungslinien, andererseits auf die sich ändernde, durch Vernetzungen von Zentren und Peripherien gezeichnete Operntopographie im vorrevolutionären Italien. Obwohl die Personengruppe der Impresari dieser Zeit heterogener nicht sein konnte, war die Tragweite ihrer Tätigkeit und damit ihr Einfluss auf die Opernaufführung in jeder der institutionellen Erscheinungsformen Hoftheater, Gesellschaftstheater und Impresariotheater von herausragender Bedeutung: Der Impresario war, so die Arbeitsthese, die maßgebliche Instanz für die Prämissen einer Aufführung und wurde zunehmend zur öffentlichen Figur in einer zwar regionalen, aber von überregionalen Entwicklungen abhängigen Theaterlandschaft. In dem Projekt sollen die Bedingungen, unter denen Impresari in verschiedenen Kontexten Entscheidungen trafen, rekonstruiert und deren tatsächliche Relevanz untersucht werden. Auf dieser Grundlage sollen Erklärungsmodelle für die Frage formuliert werden, inwieweit sich Produktionssystem und Topographie der italienischen Oper zwischen 1720 bis 1780 veränderten bzw. konsolidierten und somit Voraussetzungen für die Etablierung der „Opernindustrie" des 19. Jahrhunderts geschaffen werden konnten.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum (seit Mai 2015)**
Die Auswertung der Fachliteratur zur Opernproduktion und zur Theatergeschichte (1720–1780) bildet die einleitende Arbeitsphase. Auf dieser Grundlage und ergänzt durch Theaterchroniken bzw. Librettodrucke erfolgt der Aufbau von drei Datenbanken (Impresari, Theatereröffnungen, Titel von Opern mit Impresario-Bezug), die kontinuierlich ergänzt werden. Besonders die systematische Erfassung von Impresari (Name, biographische Daten, Ort/Zeit der Impresa, Berufsstand; bislang 166 Eintragungen), die sich derzeit auf Neapel, Rom und Venedig konzentriert, erlaubt die Strukturierung weiterer Arbeitsschritte: Bislang heben sich drei Impresari, die in unterschiedlichen Städten und Theatern über mehrere Stagioni Opernproduzenten waren, als potentielle Fallbeispiele ab. Erste Vorarbeiten zu Biographik, regionalen Theaterlandschaft sowie personellen Netzwerken von einem von ihnen (römischer Impresario Giuseppe Polvini Faliconti, tätig von 1720–1741) haben parallel zur Lektürearbeit begonnen.

**Projektrelevante Vorträge**
- Projektvorstellung: Einflussgröße Impresario. Prämissen italienischer Opernaufführungen im 18. Jahrhundert. Internes Seminar, DHI Rom, 18. 9.
- Vortrag: Römische Theaterlandschaft im 18. Jahrhundert. Rom als Musikstadt. Studentenexkursion der Johannes Gutenberg Universität Mainz, Rom 23. 9.

***Dr. Stephanie Klauk***
*Italienische Instrumentalmusik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*

**Abschlussbericht**
Die Musikgeschichtsschreibung hat die italienische Instrumentalmusik aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bisher wenig beachtet. Gerade aus der Perspektive des Auslands wurde sie zugunsten der Oper einerseits und der ‚Wiener Klassik' andererseits gerne übersehen. Im Rahmen des 2012 begonnenen Forschungsprojektes wurden erstmals breit angelegte quellengestützte Repertoireuntersuchungen durchgeführt, die eine Revision dieses Geschichtsbildes ermöglichen sollten. In diesem Kontext wurde auch eine von der Max Weber Stiftung finanzierte internationale Tagung konzipiert: „Instrumentalmusik ‚neben' Haydn und Mozart. Analyse, Aufführungspraxis und Edition" (Saarbrücken, 18. und 19. Februar 2016). Während der Projektlaufzeit hat sich eine Konzentration auf die Untersuchung der Gattung des Streichquartetts als sinnvoll herausgestellt. Das Manuskript der geplanten Monographie (Studien zum italienischen Streichquartett des 18. Jahrhunderts) wird voraussichtlich 2016 abgeschlossen.

***Dr. Chiara Pelliccia***
*Topoi der Friedensdarstellung in der italienischen Kantate (17.–18. Jahrhundert)*

**Projektbeschreibung**
Das Vorhaben bildet ein Teilprojekt des interdisziplinären Leibniz-Projekts „Dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen – Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa", unter der Ägide des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte in Mainz (IEG) in Kooperation mit dem Germanischem Nationalmuseum Nürnberg (GNM) und dem römischen DHI. Ein Ziel des Gesamtvorhabens ist die Erstellung eines in einer vom GNM betriebenen Datenbank WissKI (http://wiss-ki.eu/) erfassten Quellenkorpus, u. a. aus Literatur, Theologie, bildender Kunst und Musik, als Basis für weiterführende interdisziplinäre und vergleichende Forschungen zum Thema der Friedensdarstellungen in europäischer Perspektive. Neben der Grundlagenrecherche richten sich die Forschungen zur Kantate auf Typologien, Charakteristika und Funktionen musikalischer Friedensdarstellungen im Kontext von Friedensfeiern u. ä. und weiteren kulturellen und politischen Zusammenhängen. Dabei wird die Kantate im Verhältnis zu anderen zeitgenössischen Genres wie Serenade, Melodram oder Oratorium untersucht, um ihre spezifische Bedeutungen und Funktionen herauszuarbeiten.

**Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum (seit Juli 2015)**
In der Anfangsphase des Projekts wurden die einschlägigen Kompositionen des Untersuchungszeitraums inkl. der gedruckten sowie handschriftlichen Text- und Musikquellen ermittelt. Weiterhin wurde mit der Analyse der Kantatentexte in ihren Bezügen auf den politisch-historischen Kontext sowie auf geographische Räume begonnen und dabei insbesondere auch Aspekte des Mäzenatentums, von Bühnen und Aufführungen sowie weitere kulturelle, politische, religiöse u. a. Implikationen in Betracht gezogen.

**Projektrelevante Vorträge**
- Projektvorstellung: Erstes Koordinationstreffen des Leibniz-Projekts „Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa". Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg 12. 10.

## Wissenschaftliche Datenverarbeitung

Im Berichtsjahr konnten diverse größere Projekte abgeschlossen bzw. für die Online-Präsentation fertiggestellt werden. Dabei zeigte sich wieder, wie sich aus den Erfahrungen in der Umsetzung unterschiedlicher Projekte stetig wachsende Synergie- und Lerneffekte für die Planung und Realisierung neuer Vorhaben ergeben.

Die technischen Arbeiten an der für das DHI London entwickelten Digitalen Edition des deutschen Botanikers und Äthiopienforschers Georg Heinrich Wilhelm Schimper wurden zu Beginn des Jahres erfolgreich beendet. Die Edition wurde freigeschaltet und ist über die Homepage des DHI London unter http://www.ghil.ac.uk/Schimper abrufbar.

Ein besonderer Schwerpunkt des Jahres lag auf der Digitalisierung, Erschließung und Bereitstellung des Zeitungsbestandes Duilio Susmel. Bei diesem Bestand der Historischen Bibliothek des DHI, die an der konzeptionellen Entwicklung des Projektes aktiv beteiligt war, handelt es sich um eine einzigartige Sammlung von knapp 180 faschistischer Periodika, vornehmlich aus den Jahren der Repubblica Sociale Italiana (1943–1945). Das Projekt diente gleichermaßen der Bestandserhaltung wie auch einer verbesserten Zugänglichkeit und optimierten Nutzungsmöglichkeiten durch die Wissenschaft in Form einer Recherchedatenbank. Der insgesamt schlechte Erhaltungszustand der teilweise nur in Unikaten vorliegenden Periodika machte die Digitalisierung dringend erforderlich. Aufbauend auf den Erfahrungen aus der Schimper-Edition wurde ein Imageviewer implementiert, der das Betrachten qualitativ hochwertiger Digitalisate bei konstant geringen Ladezeiten ermöglicht. Dies macht das Modul vor allem auch für webbasierte Anwendungen interessant. Durch die Einrichtung einer entsprechenden Schnittstelle lässt sich der Zeitungsbestand sowohl über den OPAC der Historischen Bibliothek als auch direkt über ein Recherchemodul aufrufen. Der digitale Bestand wird Anfang 2016 zur hausinternen Nutzung (Intranet, Lesesaal und OPAC-Geräte) freigegeben.

Ein weiteres Projekt zur Bereitstellung eines digitalisierten Quellenbestandes konnte im Berichtsjahr innerhalb der Musikgeschichtlichen Abteilung verwirklicht werden. Hierbei handelt es sich um das 2014 von Roland Pfeiffer abgeschlossene Projekt zur Digitalisierung handschriftlicher Partituren von italienischen Opern und Vokalmusik aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert. Die Herausforderung bestand in diesem Fall vor allem in der Zusammenführung sehr unterschiedlicher Metadaten und in deren Integration in eine DENQ-Instanz. Ab März 2016 werden die Digitalisate in der Musikgeschichtlichen Bibliothek über eine eigens dafür entwickelte Rechercheoberfläche genutzt werden können.

Ende 2015 stehen überdies zwei weitere wichtige Projekte des römischen DHI im Bereich der Digital Humanities kurz vor dem Abschluss: Es wurde mit der Vorbereitung der Online-Stellung der kritischen Edition eines Kriegsjournals des Historikers Robert Davidsohn der Jahre 1914 bis 1918 begonnen, die im Frühjahr 2016 freigeschaltet werden soll. Besonderes Gewicht kommt dem von Amedeo Osti Guerrazzi bearbeiteten, von Lutz Klinkhammer betreuten Projekt des DHI zu einem „Dienstkalender Mussolinis“ zu. Zusammen mit dem digitalisierten Susmel-Bestand wird es den klassischen Schwerpunkt des römischen Instituts in der Faschismusforschung auch im Bereich der Digitalen Geisteswissenschaften weiter stärken. Amedeo Osti Guerrazzi hat auf der Grundlage der einschlägigen Quellen im Archiv des italienischen Außenministeriums sowie im Archivio Centrale dello Stato ca. 88 000 Datensätze erfasst, die

ebenfalls ab Frühjahr 2016 in Form einer Datenbank der internationalen Forschung zugänglich gemacht werden sollen.

Im Rahmen des Grundlagenprojekts des „Repertorium Germanicum" wurde das seit dem vergangenen Jahr entwickelte automatische Annotations-Tool weiterentwickelt. Ausgehend von den teilweise digital vorliegenden Indizes der bereits publizierten RG-Bände und unter Berücksichtigung der spezifischen Erfassungsrichtlinien des RG, werden Algorithmen entworfen, die Textannotationen in einem weitgehend automatischen Prozess ermöglichen sollen. Diese bilden die Grundlage für die im Laufe des Jahres 2016 beginnenden Arbeiten zur Erstellung der gedruckten Indexbände zum Pontifikat Sixtus' IV. sowie für die Onlineversion des RG.

# Veranstaltungen

## Wissenschaftliche Tagungen und Workshops

31. 1.–4. 2.
Winter School: Rom als Zentrum der frühneuzeitlichen Welt
Veranstaltung in Kooperation mit dem Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München, Abteilung für Bayerische Geschichte (DHI Rom)

23.– 27. 2.
Winter School: Studi mediterranei tra teoria e prassi / Mittelmeerstudien zwischen Theorie und Praxis
Veranstaltung in Kooperation mit der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, der Università degli Studi „La Sapienza", der Università degli Studi „Roma Tre" und dem Istituto per l'Oriente „Carlo Alfonso Nallino" (DHI Rom)

3.–5. 3.
A Sea and its Saints: Hagiography and the Structuring of the Mediterranean in the Middle Ages
Internationale Tagung in Zusammenarbeit mit dem Historischen Seminar der Universität Heidelberg und dem Zentrum für Mittelmeerstudien Bochum (DHI Rom)

9.–10. 3.
Transnationale Geschichte
Institutsinternes Seminar (Anagni)

12.–13. 3.
Perspektiven für die Endredaktion des Repertorium Germanicum (Bd. X: Sixtus IV.)
Institutsinterner Workshop (DHI Rom)

14.–20. 3.
Winter School: Das kirchliche Pfründenwesen im Spätmittelalter
Veranstaltung in Kooperation mit dem Fachbereich Geschichte und Kulturwissenschaften des Friedrich-Meinecke-Instituts an der Freien Universität Berlin und des Historischen Seminars der Ludwig-Maximilians-Universität München (DHI Rom)

23.–27. 3.
Rom: Musikalische Topographie einer Stadt
Proseminar in Zusammenarbeit mit der UdK Berlin (DHI Rom)

31. 3.
CD-Präsentation: Bach Hindemith Busoni, Livia Mazzanti (Orgel)
Veranstaltung in Zusammenarbeit mit der Evangelisch-Lutherischen Gemeinde in Rom und dem Pontificio Istituto di Musica Sacra (Pontificio Istituto di Musica Sacra, Rom)

5.–7. 5.
Heraldry in the Medieval City: The Case of Italy in the European Context
Internationale Tagung organisiert von der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, der Université de Poitiers (CESCM, Centre for Medieval Studies) und der École française de Rome in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom und der Académie de France à Rome (École française de Rome)

21.–22. 5.
Cities and Societies in Transition? The 1970s in West Germany and Italy / Città e società in transizione? Gli anni Settanta nella Germania occidentale e in Italia
Deutsch-italienische Tagung in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung und der Associazione Italiana di Storia Urbana (DHI Rom)

1. 6.
Verwaltung des Glaubens – Verwaltung der Welt
Interdisziplinärer Doktorandenworkshop zur Papstgeschichte in der Frühen Neuzeit in Kooperation mit dem Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte (DHI Rom)

3. 6.
Das I. Vatikanische Konzil und die Moderne: Geschichtsschreibung und Semantik / Il Concilio Vaticano I e la modernità: storiografia e semantica
Internationaler Workshop in Kooperation mit der Libera Università Maria Ss. Assunta Rom, der Université Paris–Sud, Droit et Sociétés Religieuses und der Pontificia Università Gregoriana (Pontificia Università Gregoriana, Rom)

8.–10. 6.
Die Ablasskampagnen des Spätmittelalters, Martin Luther und der Ablassstreit 1517 / Campagne legate alle indulgenze nel tardo medioevo, Martin Lutero e il dibattito del 1517
Internationale Tagung in Zusammenarbeit mit der evangelischen Waldenserfakultät in Rom (DHI Rom, Facoltà Valdese, Rom)

11.–12. 6.
Borders and Borderlands in 19th Century Europe
Internationale Tagung (DHI Rom)

15.–16. 6
Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit / Culture sapienziali e spazi di esperienza della diplomazia nell'Età moderna
Internationale Tagung in Zusammenarbeit mit der Università degli Studi „Roma Tre" (DHI Rom)

26.–28. 8.
Confessio im Konflikt. Religiöse Selbst- und Fremdwahrnehmung im 17. Jahrhundert
Workshop des DFG-Netzwerks in Kooperation mit der Universität Stuttgart und der Bergischen Universität Wuppertal (DHI Rom)

3.–5. 9.
Wolfgang Schieder 80 Jahre – 40 Jahre AG Italien
Jubiläumstagung der „Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens" in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom (Humboldt-Universität zu Berlin)

6.–15. 9.
Studienkurs Rom 2015
Studienkurs des DHI Rom für fortgeschrittene Studenten/-innen und Doktoranden/-innen des Faches Geschichte (DHI Rom)

20.–26. 9.
Rom als Musikstadt
Exkursion in Kooperation mit der Universität Mainz (DHI Rom)

7.–9. 10.
Traces of modernism between Art and Politics: From the First World War to Totalitarianism
Internationale Tagung in Zusammenarbeit mit der Bibliotheca Hertziana, Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte (Bibliotheca Hertziana, DHI Rom)

21.–23. 10.
Nineteenth-Century Anti-Semitism in International Perspective
Internationale Tagung organisiert von der Max Weber Stiftung und ihren Instituten (Deutsche Historische Institute in London, Moskau, Paris, Rom, Warschau und Washington, Deutsches Forum für Kunstgeschichte Paris, Orient-Institut Istanbul) gemeinsam mit dem Zentrum für Antisemitismusforschung, TU Berlin (DHI Paris)

22.–23. 10.
Populismus, Populisten und die Krise der Parteien. Italien, Österreich und Deutschland im Vergleich 1990–2015
Internationale Tagung des DHI Rom und des Österreichischen Historischen Instituts in Kooperation mit dem Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung Wien, dem Istituto Storico Italo-Germanico Trient, dem Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck und dem Institut für Geschichte der Universität Hildesheim (DHI Rom, ÖHI Rom)

9.–11. 11.
La Grande Guerra: un impegno europeo di ricerca e di riflessione
Internationale Tagung des Istituto per la storia del Risorgimento italiano, in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, der Accademia Britannica in Roma, der Accademia Polacca delle Scienze di Roma, der Accademia d'Ungheria in Roma, der École française de Rome, der Escuela Española de Historia y Arqueología en Roma, dem Istituto Romeno di Cultura e Ricerca Umanistica di Venezia, dem Österreichischen Historischen Institut Rom und der Academia Belgica di Roma (Vittoriano, Rom)

23.–24. 11.
Salvatore Sciarrino: „Vanitas" (1981). Kulturgeschichtliche Hintergründe, Kontexte, Traditionen
Internationaler Studientag in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Historischen Institut Rom (DHI Rom, ÖHI Rom)

3.–5. 12.
Das Renaissancepapsttum
Internationale interdisziplinäre Tagung in Zusammenarbeit mit dem Römischen Institut der Görres-Gesellschaft (DHI Rom, RIGG)

14. 12.
L'unificazione delle due Germanie – Le paure e le speranze del 1990 dalla prospettiva dei partner europei e internazionali
Tavola Rotonda mit: Frédéric Bozo (Université Paris III Sorbonne Nouvelle), Leopoldo

Nuti (Università degli Studi Roma Tre), Gideon Reuveni (University of Sussex, Brighton), Antonio Varsori (Università degli Studi di Padova)
Moderation: Martin Baumeister (DHI Rom)

## Vortragsveranstaltungen

16. 1. Heinz-Gerhard Haupt (European University Institute, San Domenico di Fiesole)
Wie schreibt man eine moderne Politikgeschichte? Politik, Kommunikation und Gewalt
Kommentar: Marco Meriggi (Università degli Studi di Napoli „Federico II")

23. 2. Salvatore Bono (Graz/Roma)
Il Mediterraneo: storie di un'idea liquida
Abendvortrag im Rahmen der Winter School „Studi mediterranei tra teoria e prassi / Mittelmeerstudien zwischen Theorie und Praxis"

6. 3. Clemens Zimmermann (Universität des Saarlandes, Saarbrücken)
Nach dem Krieg. Dimensionen von Politik und Alltag im italienischen und deutschen Kino 1946–1951
Jahresvortrag anlässlich der Sitzung des Wissenschaftlichen Beirats

3. 3. André Vauchez (Université Paris 1)
Il mare e il sacro nel Medieovo
Abendvortrag im Rahmen der Internationalen Tagung „A Sea and its Saints: Hagiography and the Structuring of the Mediterranean in the Middle Ages"

21. 5. Lutz Raphael (Universität Trier)
The 1970s – a period of structural rupture in Germany and Italy?
Keynote-Lecture im Rahmen der Tagung „Cities and Societies in Transition? The 1970s in Germany and Italy"

27. 5. Emanuela Guidoboni (Spoleto, Centro EEDIS)
Il valore della memoria: terremoti e ricostruzioni in Italia nel lungo periodo
Einführung und Kommentar: Gerrit Jasper Schenk (Technische Universität Darmstadt)

9. 6. Volker Leppin (Universität Tübingen)
„Das ganze Leben soll Buße sein". Der Protest gegen den Ablass im Rahmen von Luthers früher Biographie
Abendvortrag im Rahmen der Tagung „Die Ablasskampagnen des Spätmittelalters, Martin Luther und der Ablassstreit 1517"

11. 6. Kapil Raj (EHESS, Paris)
Beyond Europe: Frontiers in Postcolonial Histories
Keynote-Lecture im Rahmen der Tagung „Borders and Borderlands in 19th Century Europe“

15. 6. Christoph Kampmann (Philipps-Universität Marburg)
Information – Kommunikation – Konfrontation. Zur auswärtigen Diplomatie auf dem Immerwährenden Reichstag im Zeitalter Ludwigs XIV.
Abendvortrag im Rahmen der Tagung „Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit“

26. 8. Martin Gierl (Georg-August-Universität Göttingen)
Der Pietismusstreit als Kirchenreform
Abendvortrag im Rahmen des Workshops „Confessio im Konflikt. Religiöse Selbst- und Fremdwahrnehmung im 17. Jahrhundert“

27. 8. Christopher Voigt-Goy (IEG Mainz)
Protestantischer Moraltransfer. Deutsche Übersetzungen englischer Ethiken im 17. Jahrhundert
Abendvortrag im Rahmen des Workshops „Confessio im Konflikt. Religiöse Selbst- und Fremdwahrnehmung im 17. Jahrhundert“

7. 10. Eric Michaud (Paris, EHESS)
The Many Lives of the New Man, 1914–1945
Keynote-Lecture im Rahmen der Tagung „Traces of modernism between Art and Politics: From the First World War to Totalitarianism“

16. 10. Norbert Miller (Berlin)
Ferdinand Gregorovius: Ninfa – Landschaftspoesie und Geschichte
Vortrag im Rahmen der Jahressitzung des Vereins der Freunde des DHI e. V.

22. 10. Karin Priester (Westfälische Wilhelms-Universität Münster)
Populismus in Europa
Abendvortrag im Rahmen der Tagung „Populismus, Populisten und die Krise der Parteien. Italien, Österreich und Deutschland im Vergleich 1990–2015“

23. 11. Silke Leopold (Universität Heidelberg)
„Il tempo tutto frange“. La vanitas attraverso la storia della musica
Abendvortrag im Rahmen der Tagung „Salvatore Sciarrino: ‚Vanitas‘ (1981). Kulturgeschichtliche Hintergründe, Kontexte, Traditionen“

**Musicologia oggi, Konferenzzyklus „Ressourcen zeitgenössischen Komponierens“**

12. 2. Andrea Padova (Parma)
Lo spazio fra le note: tempo misurato e tempo sospeso nella mia musica

15. 10. Lucia Ronchetti (Rom/Berlin)
Teatro musicale contemporaneo

10. 10. Azio Corghi (Rom) und Francesco Antonioni (Rom/Latina)
Podiumsgespräch: Rossini und andere. Heroen der Musikgeschichte als Inspiration

**Kinolektionen**

11. 5. „Westfront 1918“, Regie: Georg Wilhelm Pabst (1930)
Einführung und Kommentar: Martin Baumeister (DHI Rom)

22. 6. „La Grande Guerra“, Regie: Mario Monicelli (1959)
Einführung und Kommentar: Barbara Bracco (Università degli Studi Milano-Bicocca)

**Mittwochsvorträge**

14. 1. Marco Di Branco
*Lubardiyyūn*, *Ifranǧ* e *Rūm*: le popolazioni dell'Italia medievale nello specchio dei geografi musulmani (IX–XIII secolo)

11. 2. Maria Luisa Baroni
Saverio Valente: Theoretiker, Lehrer, Komponist

11. 3. Guido Braun
Diplomatische Wissenskulturen der Frühen Neuzeit. Die kurialen Reichstagsgesandtschaften 1530–1582 und die Wissensproduktion zwischen Rom und dem Reich

22. 4. John Maciuika
Infrastructures of Memory: Architectural Reconstruction, Cultural Heritage, and the Curation of the Past

13. 5. Martin Bauch
*In aestate non fuit aestus* – 1257/58 als „Jahre ohne Sommer“

24. 6. Martina Salvante
Mutilati e invalidi italiani della Grande Guerra tra assistenza e rivendicazione

24. 9. Tobias Weißmann
*Gran teatro del mondo*. Musik und Kunst im Dienst der internationalen Festkultur in Rom um 1700

14. 10. Sabina Brevaglieri
*Saperi sul mondo/Saperi di Roma*. Wissensökonomien, Weltstädte, Akteure des katholischen Universalismus (16.–17. Jahrhundert)

11. 11. Todd Weir
The Interwar Kulturkampf in Europe. Secularism, Churches and Political Conflict around 1930

16. 12. Marco Di Branco
Banū Kalb. Una dinastia islamica siciliana e la sua dimensione mediterranea (336/948–444/1053)

**Herbstführungen**

2. 9. Andreea Badea, Amedeo Osti Guerrazzi, Silvia Haia Antonucci und Daniela Calò
Archiv und Museum der Jüdischen Gemeinde von Rom sowie ehemaliges Ghetto

17. 9. Amedeo Osti Guerrazzi
Profilo degli archivi romani per l'età contemporanea

9. 10. Andreea Badea mit Margherita Palumbo
Biblioteca Casanatense

15. 10. Andreea Badea mit Daniel Ponziani
Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede

20. 10. Claudia Gerken mit Alberto Bianco
Archiv der Kongregation der Oratorianer, mit Besuch der „Camere di San Filippo Neri"

# Publikationen

## Institut

2015 sind erschienen:

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Bd. 94, Berlin-Boston 2014, LXVII, 589 S.

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Bd. 129: Sebastian Becker, Dynastische Politik und Legitimationsstrategien der Della Rovere. Potenziale und Grenzen der Herzöge von Urbino (1508–1631), Berlin-Boston 2015.

Bibliographische Informationen zur neuesten Geschichte Italiens, begründet von Jens Petersen, hg. von Lutz Klinkhammer, Redaktion: Gerhard Kuck und Susanne Wesely, Nr. 144 (März 2014) [Jan. 2015], 122 S.; Nr. 145 (Juli 2014) [März 2015]; Nr. 146 (November 2014) [Juni 2015], 120 S.; Nr. 147 (März 2015) [November 2015], 126 S., Saarbrücken (Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens).

Analecta musicologica:
Bd. 52: Europäische Musiker in Venedig, Rom und Neapel (1650–1750) = Les musiciens européens à Venise, Rome et Naples (1650–1750) = Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750), hg. von Anne-Madeleine Goulet und Gesa zur Nieden, Kassel u. a. 2015.
Bd. 53: Sabine Brier, Das italienische Kunstlied der Romantik, Kassel u. a. 2015.

Concentus musicus:
Bd. XV: Alessandro Stradella, Sei cantate a voce sola dal manoscritto appartenuto a Gian Francesco Malipiero, hg. von Giulia Giovani, Kassel u. a. 2015.

Ausstellungsbroschüre:
Kai-Michael Sprenger, 125 Jahre Deutsches Historisches Institut. Eine illustrierte Geschichte, Rom 2014.

**Online-Publikationen**

Perspectivia.net:
QFIAB 93 (2013)
(URL: http://www.perspectivia.net/content/publikationen/qfiab).

recensio.net:
Alle Rezensionen des QFIAB-Bandes 93 (2013) wurden auf recensio.net online gestellt (URL: http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/quellen-und-forschungen-aus-italienischen-archiven-und-bibliotheken/index_html).

Tagungsberichte:
Katharina Schembs, Traces of modernism between Art and Politics: From the First World War to Totalitarianism. Internationale Tagung in Zusammenarbeit mit der Bibliotheca Hertziana, Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte, Rom 7.–9. 10. 2015 (URL: http://dhi-roma.it/fileadmin/user_upload/pdf-dateien/Tagungsberichte/2015/TB_Traces-of-Modernism_2015_10_07–09.pdf).
Étienne Doublier, Peer Hendrik Otte und Melanie Wurst, Die Ablasskampagnen des Spätmittelalters, Martin Luther und der Ablassstreit 1517. Internationale Tagung in Zusammenarbeit mit der evangelischen Waldenserfakultät, Rom 8.–10. 6. 2015. (URL: http://dhi-roma.it/fileadmin/user_upload/pdf-dateien/Tagungsberichte/2015/TB_Ablasskampagnen_2015_06_08–10.pdf).

Im Druck:
Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Bd. 131: Malte König, Der Staat als Zuhälter. Die Abschaffung der reglementierten Prostitution in Deutschland, Frankreich und Italien im 20. Jahrhundert.

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico:
Bd. 10: Martin Baumeister/Amedeo Osti Guerrazzi/Claudio Procaccia (Hg.), 16 ottobre 1943. La deportazione degli ebrei romani tra storia e memoria.

In Vorbereitung:
Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Bd. 130: Gregor Metzig, Kommunikation und Konfrontation. Diplomatie und Gesandtschaftswesen Kaiser Maximilians I. (1486–1519).
Michael Matheus/Arnold Nesselrath/Martin Wallraff (Hg.), Martin Luther in Rom: Kosmopolitisches Zentrum und seine Wahrnehmung.

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico:
Bd. 11: Lutz Klinkhammer (Hg.), Promuovere l'„uomo nuovo" fascista: Istituzioni, esperti e tecnocrati alla ricerca della realizzazione di un progetto del regime totalitario.

Nuntiaturberichte aus Deutschland:
Nuntiaturberichte aus Deutschland, III. Abteilung: 1572–1585, 11. Bd.: Nuntiaturen des Giovanni Francesco Bonomi und des Germanico Malaspina (1581–1585), bearb. von Alexander Koller.
Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, IV. Abteilung: Siebzehntes Jahrhundert, 5. Bd.: Nuntiatur des Ciriaco Rocci. Außerordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi, Sendung des P. Alessandro D'Ales (1633–1634), im Auftrag des DHI Rom bearb. von Rotraud Becker.

Hauptinstruktionen (Instructiones Pontificum Romanorum):
Le istruzioni generali di Urbano VIII ai diplomatici pontifici 1623–1644, a cura di Silvano Giordano OCD.

Repertorium Germanicum:
10. Bd.: Sixtus IV. (1471–1484), bearb. von Ulrich Schwarz, Juliane Trede, Stefan Brüdermann, Thomas Bardelle, Kerstin Rahn u.a.

Analecta musicologica:
Bd. 51: Giancarlo Rostirolla, La cappella musicale della Basilica di San Pietro. 500 anni della Cappella Giulia (1513–2013): Ricerca, documentazione, commenti.

## Institutsmitarbeiter/-innen

Andreea Badea
- Praktiken der römischen Bücherzensur im 17. und 18. Jahrhundert. Zur Einführung, in: A. Brendecke (Hg.), Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Verfahren – Artefakte, Köln-Weimar-Wien 2015 (Frühneuzeit-Impulse 3), S. 338–343.
- Über Bücher richten? Die Indexkongregation und ihre Praktiken der Wissenskontrolle und Wissenssicherung am Rande gelehrter Diskurse, in: ebd., S. 354–367.

Martin Bauch
- Divina favente clemencia. Auserwählung, Frömmigkeit und Heilsvermittlung in der Herrschaftspraxis Kaiser Karls IV., Köln-Weimar-Wien 2015 (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 36).
- mit B. Förster (Hg.), Wasserinfrastrukturen und Macht. Politisch-soziale Dimensionen technischer Systeme von der Antike bis zur Gegenwart, München 2015 (Beihefte der Historischen Zeitschrift 63).
- mit B. Förster, Einführung: Wasserinfrastrukturen und Macht. Politisch-soziale Dimensionen technischer Systeme, in: ebd., S. 9–21.

- Nicht heilig, aber auserwählt – Spezifik und Dynamik eines sakralen Herrschaftsstils Kaiser Karls IV., in: K. Herbers/L. Düchting (Hg.), Sakralität und Devianz, Stuttgart 2015 (Beiträge zur Hagiographie 16), S. 85–103.
- Vulkanisches Zwielicht. Ein Vorschlag zur Datierung des Kuwae-Ausbruchs auf 1464, in: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte (ISSN 2197–6120), 10. April 2015 (URL: http://mittelalter.hypotheses.org/5697).

Martin Baumeister

- mit R. Sala, Southern Europe? Italy, Spain, Portugal and Greece from the 1950s until the present day, Frankfurt a. M.-Boston 2015.
- mit R. Sala, Introduction, in: ebd., S. 7–15.
- mit R. Sala, A long road south: Southern Europe as a discursive construction and historical region after 1945, in: ebd., S. 19–50.
- „Tiber alone ... remains of Rome". Städtischer Wandel, urbanistische Debatten und das Imaginäre der Stadt im Rom der Nachkriegszeit, in: QFIAB 94 (2014), S. 338–370.
- „Le modèle du genre"? Il film di (anti)guerra *Westfront 1918* di Georg Wilhelm Pabst (1930), in: G. Alonge/B. Bracco (Hg.), Orizzonti di guerra. Il primo conflitto mondiale e il cinema del Novecento (Themenheft Memoria e Ricerca 49/2015), S. 29–42.
- The return of Ulysses. Varieties of the ‚new Mediterranean' between mediterraneanism and southern thought, in: A. Lichtenberger/C. von Rüden (Hg.), Multiple Mediterranean realities. Current approaches to spaces, resources, and connectivities, Paderborn 2015, S. 259–271.

Guido Braun

- Zwischen Tradition und Innovation. Napoleons Kaiserkrönung 1804, in: W. Jung (Hg.), Napoléon Bonaparte oder der entfesselte Prometheus. Napoléon Bonaparte ou Prométhée déchaîné, Göttingen 2015, S. 39–65.
- Frieden und Gleichgewicht bei Leibniz, in: F. Beiderbeck/I. Dingel/W. Li (Hg.), Umwelt und Weltgestaltung. Leibniz' politisches Denken in seiner Zeit, Göttingen 2015 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte, Beiheft 105), S. 207–230.
- Les formes de la négociation franco-espagnole à Münster. Médiation, interposition, projets d'arbitrage, in: L. Bély/B. Haan/S. Jettot (Hg.), La paix des Pyrénées (1659) ou le triomphe de la raison politique, Paris 2015 (Histoire des Temps modernes, 3), S. 219–237.
- La rédaction des articles du traité de Münster concernant la cession des Trois-Évêchés et de l'Alsace à la France, in: O. Poncet (Hg.), Diplomatique et diplomatie: les traités (Moyen Âge – début du XIX$^{e}$ siècle), Paris 2015, S. 101–133.
- Avant la guerre: attitudes d'attente et actions expectatives au XVII$^{e}$ siècle. / Vor dem Krieg: Erwartungshaltungen und -handlungen im 17. Jahrhundert. Tagungs-

bericht. Tagung veranstaltet am Deutschen Historischen Institut Paris von Albert Schirrmeister in Verbindung mit Rainer Babel, 6. und 7. Oktober 2014, in: H-Soz-Kult 19. 12. 2014.
- Peace Keeping / Comment naît la paix?, in: Vision de la défense européenne / European Defence Vision, Nr. 14 (Januar 2015), S. 11–13.
- Vorwort, in: Die kaiserlichen Korrespondenzen, Bd. 10: 1648–1649, bearb. von D. Goetze (Acta Pacis Westphalicae. Hg. von der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste in Verbindung mit der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V. durch K. Repgen und M. Lanzinner, Serie II, Abteilung A), Münster 2015, S. VI–VIII.

Sabina Brevaglieri
- Medici e mediazione politica all'inizio della Guerra dei Trent'Anni: la corte di Assia-Darmstadt e le storie naturali di Roma, in: Tramiti. Figure e Spazi della mediazione politica, hg. von M. A. Visceglia, Roma 2015, S. 63–99.
- Die Wege eines Chamäleons und dreier Bienen. Naturgeschichtliche Praktiken und Räume der politischen Kommunikation zwischen Rom und dem Darmstädter Hof zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, in: A. Brendecke (Hg.), Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Verfahren – Artefakte, Köln-Weimar-Wien 2015 (Frühneuzeit-Impulse 3), S. 122–130.
- mit M. Schnettger, Saperi. Praktiken der Wissensproduktion und Räume der Wissenszirkulation zwischen Italien und dem Deutschen Reich im 17. Jahrhundert. Zur Einführung, in: ebd., S. 131–150.

Monica Cioli
- Art (Italy), in: 1914–1918-online. International Encyclopedia of the First World War, ed. by U. Daniel/P. Gatrell/O. Janz/H. Jones/J. Keene/A. Kramer and B. Nasson, issued by Freie Universität Berlin (URL: https://www.academia.edu/12236385/Art_Italy_in_1914–1918-online._International_Encyclopedia_of_the_First_World_War_ed._by_Ute_Daniel_Peter_Gatrell_Oliver_Janz_Heather_Jones_Jennifer_Keene_Alan_Kramer_and_Bill_Nasson_issued_by_Freie_Universit%C3%A4t_Berlin).
- Tra illusione e astrazione: le avanguardie, in: La Grande Guerra. Arte e artisti al fronte, a cura di F. Mazzocca e F. Leone, Milano 2015, S. 281–289.
- Mario Sironi e il „Popolo d'Italia": non solo un'artista, in: Mario Sironi e le illustrazioni per „Il Popolo d'Italia" 1921–1940, a cura di F. Benzi con la consulenza storica di M. Cioli, Roma 2015, S. 31–37.
- Hg. des Katalogteils, in: ebd.

Marco Di Branco
- mit A. Izzo, L'elogio della sconfitta. Le „Riflessioni sui modi della ricchezza e della povertà di questo mondo" di Teodoro Paleologo, Roma 2015.

Laura Di Fiore

- L'Islam e l'Impero. Il Medio Oriente di Toynbee all'indomani della Grande guerra, Roma 2015.

Sabine Ehrmann-Herfort

- Venedig, Hannover, Rom. Johann Friedrich zu Braunschweig-Lüneburg und die Zirkulation von Musik und Musikern, in: Händel-Jahrbuch 61 (2015), S. 73–94.

Markus Engelhardt

- Die päpstliche Sängerkapelle unter Lorenzo Perosi, in: Fluchtpunkt Italien. Festschrift für Peter Ackermann, hg. von J. V. Schmidt und R.-O. Schwarz, Hildesheim-Zürich-New York 2015, S. 285–292.
- Perosi, Lorenzo, in: Dizionario Biografico degli Italiani, Bd. 82, Roma 2015, S. 424–428.
- Prefazione, in: Nicola Antonio Manfroce e la musica a Napoli tra Sette e Ottocento: Atti del convegno internazionale di studi, Palmi (RC), Casa della Cultura, 29–30 novembre 2013, hg. von M. P. Borsetta, M. Distilo, A. Pugliese, Vibo Valentia 2014 [recte: 2015]
- L'*Aida* di Verdi: opera nel segno della ‚memoria culturale', in: Verdi e Roma, hg. von Olga Jesurum, Roma 2015 (Accademia Nazionale dei Lincei. Storia dell'Accademia dei Lincei, Cataloghi 2), S. 457–466; dt. als: Verdis *Aida*, in: Europäische Erinnerungsorte 2. Das Haus Europa, hg. von P. den Boer, H. Duchhardt, G. Kreis, W. Schmale, München 2012, S. 247–253.
- Online-Edition in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Musik Felix Mendelssohn Bartholdy, Leipzig (Prof. Chr. Hust) der deutschen Übersetzung (G. Scheibel) von Athanasius Kirchers *Musurgia universalis* (Rom 1650) (URL: http://www.hmt-leipzig.de/de/home/fachrichtungen/institut-fuer-musikwissenschaft/forschung/musurgia-universalis).

Richard Erkens

- Cyclical Forms in Musical Dramaturgy. Comments on Alberto Franchetti's „Cristoforo Colombo", in: R. Erkens und P. Giorgi (Hg.), Alberto Franchetti. L'uomo, il compositore, l'artista, Lucca 2015, S. 77–110.
- Die Nation als dramatis persona: Zur dramaturgischen Konzeption von Luigi Illicas und Alberto Franchettis Deutschland-Oper „Germania", in: ebd., S. 187–219.
- Aus der Welt von Gestern: Alberto Franchetti im italienischen Faschismus, in: Mr-Mitteilungen (Musica reanimata) 87 (2015), S. 1–12.

Jörg Hörnschemeyer
- mit L. Schmugge, Uno spoglio moderno delle fonti vaticane: il Repertorium Germanicum e il Repertorium Poenitentiariae, in: Religiosa archivorum custodia. IV Centenario della Fondazione dell'Archivio Segreto Vaticano (1612–2012). Atti del Convegno di Studi, Città del Vaticano 17–18 aprile 2012, 2015, S. 551–567.

Stephanie Klauk
- hg. mit L. Aversano und R. Kleinertz, Musik und Musikwissenschaft im Umfeld des Faschismus. Deutsch-italienische Perspektiven / Musica e musicologia all'epoca del fascismo. Prospettive italo-tedesche (Saarbrücker Studien zur Musikwissenschaft 19), Sinzig 2015.
- Fausto Torrefranca und seine Schriften zur Entstehung des Streichquartetts. Rezeption und Perspektiven der Forschung, in: ebd., S. 45–62.
- L'ispanismo musicale nelle opere teatrali di Massenet, in: Massenet and the Mediterranean World, hg. von S. Ciolfi, Bologna 2015 (Ad Parnassum Studies 7), S. 285–299.
- Problems of Authenticity in the works of Tomás Luis de Victoria. Some Methodological Considerations, in: New Perspectives on Early Music in Spain, hg. von T. Knighton und E. Ros-Fábregas, Kassel 2015 (Iberian Early Music Studies 1), S. 56–68.

Lutz Klinkhammer
- Editoriale: „Restaurazione"? La rifondazione dell'Europa nel 1815, in: Passato e Presente 96 (2015), S. 5–21.
- mit F. Focardi, Die italienische Erinnerung an die Okkupation Griechenlands, in: C. Kambas/M. Mitsou (Hg.), Die Okkupation Griechenlands im Zweiten Weltkrieg. Griechische und deutsche Erinnerungskultur, Köln-Wien-Weimar 2015, S. 55–65.
- L'occupazione tedesca dell'Italia e le stragi nazifasciste, in: L'eccidio dei Limmari di Pietransieri. Atti del convegno di studio per il 70° anniversario Novembre 1943 – Novembre 2013, a cura del Comune di Roccaraso, Roccaraso 2015, S. 97–104.

Alexander Koller
- The definition of a new ecclesiastical policy by the papal curia after the Council of Trent and its reception *in partibus*, in: P. Tusor/M. Sanfilippo (Hg.), Il papato e le chiese locali. Studi/The Papacy and the local churches. Studies, Viterbo 2015 (Studi di storia delle istituzioni ecclesiastiche 4), S. 33–54.
- Le ricerche sui carteggi dei nunzi e sulle istruzioni pontificie (1980–2010). Bilancio e prospettive, in: Religiosa Archivorum Custodia, IV Centenario della fondazione dell'Archvio Segreto Vaticano (1612–2012), Convegno di Studi 17–18 aprile 2012, Città del Vaticano 2015 (Collectanea Archivi Vaticani 98), S. 539–550.

Carolin Kosuch
- Missratene Söhne. Anarchismus und Sprachkritik im Fin de Siècle, Göttingen-Bristol, Conn. 2015 (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts 23).
- Die Überwindung des Staates durch Bünde der Freiwilligkeit. Gustav Landauers Anarchismus, in: P. Seyferth (Hg.), Antistaatsverständnisse, München 2015 (Staatsverständnisse 55), S. 177–190.

Amedeo Osti Guerrazzi
- Il Passo dei repubblichini. Processi politici ed epurazione a Roma, in: Roma Moderna e contemporanea XXI (2014), nn. 1–2, S. 180–205.
- ‚Schonungsloses Handeln gegen den bösartigen Feind'. Italienische Kriegführung und Besatzungspraxis in Slowenien 1941/42, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Oktober 2014), S. 237–567.

Chiara Pelliccia
- La libraria musicale del cardinale Benedetto Pamphilj. Un inventario ritrovato, in: Fonti Musicali Italiane 20 (2015), S. 59–72.
- mit L. Miucci, Rassegna bibliografica per il 2014. Con integrazioni per il 2013 e anni precedenti, in: Fonti Musicali Italiane 20 (2015), S. 175–285.

Andreas Rehberg
- Come scrivere la vita di un prelato romano nel Quattrocento? Qualche nota sulla *Vita amplissimi patris Ioannis Melini* del Platina, in: RR. roma nel rinascimento 2014, S. 89–97.
- mit A. Cavallaro und A. Esposito, Donne di pietra: immagini, vicende, protagoniste delle sepolture romane del Rinascimento: premessa, in: Mélanges de l'École française de Rome. Moyen-Âge 127–1 (2015) (URL: http://mefrm.revues.org/2406).
- Aspetti araldici delle sepolture femminili romane del Rinascimento, in: ebd.
- mit L. Vogel, Glaube und Protest: Martin Luther und der Ablassstreit. Ein Interview mit Volker Leppin zu einer Tagung am DHI Rom, Weltweit vor Ort 2 (2015), S. 6–9 (URL: http://www.maxweberstiftung.de/fileadmin/user_upload/Magazin/MWS-Magazin_02_15_web.pdf).

Carlo Taviani
- An Ancient Scheme. The Mississippi Company, Machiavelli and the Casa di San Giorgio (1407–1720), in: Political Power and Social Theory 29 (2015), S. 239–256.
- Financial Transitions, A Hypothesis on the Origins of John Law's Project (1720), in: P. Pombeni (Hg.), The Historiography of Transition. Critical Phases in the Development of Modernity (1494–1973), New York 2015, S. 123–133.
- La paga floreni. Utilisations politiques d'un impôt sur les dividendes à Gênes (fin du XV siècle), in: K. Béguin (Hg.), Ressources publiques et construction étatique

en Europe. XIIIe-XVIIIe siècle, Comité pour l'histoire économique et financière de la France, Paris 2015, S. 101–109.
- Hunting Witches in Fiemme Valley (1504–1506), in: M. Bellabarba/H. Obermair/H. Sato (Hg.), Communities and Conflicts in the Alps from the Late Middle Ages to Early Modernity (Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient 2015), S. 119–126.
- mit A. Vanni, Le istruzioni di Leone X a Gian Pietro Carafa e Federico Fregoso, in: Miscellanea dell'Archivio Segreto Vaticano (2015), S. 521–544.

Marc von der Höh
- Trophäen und Gefangene. Nicht-schriftliche Erinnerungs-Medien im hochmittelalterlichen Pisa, in: J. J. Halbekann/E. Widder/S. von Heusinger (Hg.), Stadt zwischen Erinnerungsbewahrung und Gedächtnisverlust, Ostfildern 2015, S. 147–174.

# Vorträge, Lehre, Mitgliedschaften und Auszeichnungen der Institutsmitarbeiter/-innen

## Vorträge

Andreea Badea
- Römische Buchzensur und Geschichtsschreibung. Einführung: Winter School „Rom als Zentrum der frühneuzeitlichen Welt", DHI Rom, 2. 2.
- The Roman Censorship and the Control of Divergent and Forbidden Knowledge: Panel „Disciplinary Censorship and Systems of Accomodation in Late Renaissance Italy", Jahrestagung der Renaissance Studies Association, Berlin 27. 3.
- Die Kurie und die Erinnerung an Trient. Geschichtsschreibung zwischen Auftrag und Überzeugung: Tagung „Das Trienter Konzil (1545–1563) und die Entstehung der katholischen Konfessionskultur in Europa", Villa Vigoni, Como 10. 6.
- Einführung in die päpstliche Buchzensur in der Frühen Neuzeit: Exkursion des Historischen Seminars der Universität Trier, DHI Rom, 21. 9.
- Wahrheitsanspruch und Wissensautorität – Rom und die Geschichtsschreibung der katholischen Kirche in der Frühen Neuzeit: Besuch der Botschafterin Marianne Wasum-Rainer, DHI Rom, 25. 9.
- Wahrheitsanspruch und Wissensautorität – Rom und die Geschichtsschreibung der katholischen Kirche in der Frühen Neuzeit: Kolloquium des Lehrstuhls für Geschichte der Frühen Neuzeit, LMU München 12. 10.
- Leaving the Order – Serving the Curia. The Consultors of the Roman Congregations and the Religious Orders: Tagung „L'exception et la Règle. Les pratiques

d'entrée et de sortie des couvents, de la fin du Moyen Âge au XIXe siècle", Universität Limoges 27. 11

Martin Bauch

- In aestate non fuit aestus – die zweite Hälfte der 1250er als „Jahre ohne Sommer"? Ein mediävistischer Versuch zur Klima- und Globalgeschichte: 306. Hessisch-Mittelrheinisches Kolloquium des Konstanzer Arbeitskreises für Mittelalterliche Geschichte, Institut für Geschichte, Technische Universität, Darmstadt 16. 1.
- Landschaftsveränderungen durch meteorologische Extremereignisse in Nord- und Mittelitalien im Hoch- und Spätmittelalter: Sektion „Eis, Schnee, Regen. Wasser als entscheidender Faktor in der mittelalterlichen Klimageschichte", 16. Symposium des Mediävistenverbands „Gebrauch und Symbolik des Wassers in der mittelalterlichen Kultur", Bern 23. 3.
- Representations of Rome in Late Medieval Prague and Emperor Charles IV: Seminar „New Perspectives on Medieval Studies", Institutum Romanum Finlandiae, Rom 12. 5.
- Munkeliar? 1257/58 als „Jahre ohne Sommer"? Ein mediävistischer Versuch zur Klima- und Globalgeschichte: Mittwochsvortrag, DHI Rom, 13. 5.
- Munkeliar? 1257/58 als „Jahre ohne Sommer"? Ein mediävistischer Versuch zur Klima- und Globalgeschichte: Kolloquium des Lehrstuhls für Geschichte des Früh- und Hochmittelalters, LMU, München 10. 6.
- Anni senza estate a metà del Duecento? Un contributo medievistico per la storia del clima': Institutum Romanum Finlandiae, Rom 16. 11.
- Stilfragen – die Wahrnehmung nicht-formalisierten Handelns Sigismund von Luxemburgs im Kontext der Herrschaftslegitimation: Konferenz „Hof und Kanzlei Kaiser Sigismunds als politisches Zentrum und soziales System – The court and Chancery of Emperor Sigismund as a political centre and as a social system", Institut für historische Hilfswissenschaften und Archivwesen der Masaryk-Universität Brünn, Brno 19. 11.

Martin Baumeister

- Begrüßung: Winter School „Rom als Zentrum der frühneuzeitlichen Welt", DHI Rom, 2. 2.
- Commento: Giornata di studio „La prospettiva russa sulla liberazione di Auschwitz", Centro Russo di Scienza e Cultura, Rom 4. 2.
- Begrüßung: Winter School „Studi mediterranei fra teoria e prassi / Mittelmeerstudien zwischen Theorie und Praxis", DHI Rom, 24. 2.
- Führung „Ostia moderna": Winter School „Studi mediterranei fra teoria e prassi / Mittelmeerstudien zwischen Theorie und Praxis", Ostia 25. 2.
- Begrüßung: Tagung „A Sea and its Saints: Hagiography and the Structuring of the Mediterranean in the Middle Ages", DHI Rom, 3. 3.

- Organisation und Leitung des Institutsinternen Seminars „Transnationale und Globalgeschichte", Anagni 9.–10. 3.
- Begrüßung: Workshop „Perspektiven für die Endredaktion des Repertorium Germanicum (Bd. X: Sixtus IV.)", DHI Rom, 12. 3.
- Begrüßung: Winter School „Das kirchliche Pfründenwesen im Spätmittelalter", DHI Rom, 16. 3.
- Begrüßung: Besuch einer Exkursionsgruppe von Geschichtsstudierenden der Universität Bonn, DHI Rom, 23. 3.
- Begrüßung: Exkursion von Studierenden der Universität der Künste Berlin, DHI Rom, 24. 3.
- Teilnahme an der Anhörung: Evaluation des DAI Rom durch den Wissenschaftsrat, DAI Rom, 27. 3.
- Teilnahme an der Evaluierung des Historisches Seminars: Universität Bochum 30.–31. 3.
- Rappresentazioni e memorie della grande Guerra: Lezioni di Storia „La grande trasformazione 1914–1918", Museo degli Strumenti musicali, Auditorium Parco della Musica, Rom 29. 4.
- Einführung und Kommentar zum Film „Westfront 1918" (Regie: Georg Wilhelm Pabst, 1930): Veranstaltungsreihe „Kinolektionen. 100 Jahre nach dem Maggio Radioso", DHI Rom, 11. 5.
- Welcoming remarks and Chair: Internationale Tagung „Cities and Societies in Transition? The 1970s in Germany and Italy", DHI Rom, 21. 5.
- Buchpräsentation „1914–1918. La Grande Guerra" von Oliver Janz: Biblioteca di storia moderna e contemporanea, Rom 25. 5.
- Sektionsleitung: Internationaler Workshop „Il Concilio Vaticano I e la modernità: storiografia e semantica", Pontificia Università Gregoriana, Rom 3. 6.
- Grußwort: Tagung „Reimers Konferenzen Revisited", Forschungskolleg Humanwissenschaften, Bad Homburg 7. 6.
- Grußwort: Tagung „Die Ablasskampagnen des Spätmittelalters, Martin Luther und der Ablassstreit 1517", DHI Rom, 9. 6.
- Welcome and Final Comment: Internationale Tagung „Borders and Borderlands in 19th Century Europe", DHI Rom, 11. 6.
- Grußwort: Tagung „Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit", DHI Rom, 15. 6.
- Buchpräsentation „La città orizzontale: urbanistica e resistenza sui margini di Barcellona" von Stefano Portelli, Università degli Studi di Roma „La Sapienza", Facoltà di Ingegneria civile e industriale, Rom 16. 6.
- Einführung zum Film „La Grande Guerra" (Regie: Mario Monicelli, 1959): Veranstaltungsreihe „Kinolektionen. 100 Jahre nach dem Maggio Radioso", DHI Rom, 22. 6.
- Einführung und Kommentar zum Film „Westfront 1918" (Regie: Georg Wilhelm Pabst, 1930): Veranstaltung für die Oberstufenschüler der Deutschen Schule Rom, DHI Rom, 23. 6.

- Teilnahme an der Planning Section: Workshop „Katholische Kirche und Sozialismus“ des Akademischen Netzwerks „Die katholische Kirche, Modernisierung und Moderne in Europa“, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 3. 7.
- Begrüßung: Eröffnung der Ausstellung „125jähriges Jubiläum des DHI Rom“, Akademie der Wissenschaften, Mainz 6. 7.
- Die Institute der Max Weber Stiftung: Tagung des Deutschen Historikerverbandes „Geisteswissenschaften international. Strategien und Effekte der Förderung“, Universität Hamburg, 16. 7.
- Begrüßung und Sektionsleitung: Jubiläumstagung der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens „Wolfgang Schieder 80 Jahre – 40 Jahre AG Italien“, Humboldt Universität Berlin, 3. 9.
- Organisation und Leitung des Studienkurses Rom: DHI Rom, 7.–14. 9.
- Führung auf dem Kapitol: Studienkurs Rom, Rom 7. 9.
- Leitung des Institutsinternen Seminars: DHI Rom, 18. 9.
- Teilnahme an der Podiumsdiskussion „Die Europäische Union – Zwischen Dauerkrise und „leiser Supermacht“?: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin 21. 9.
- Begrüßung und Vorstellung des Instituts: Besuch der Botschafterin Dr. Susanne Marianne Wasum-Rainer, DHI Rom, 25. 9.
- Grußwort anläßlich der Einweihung des restaurierten Brunnens des Instituts: DHI Rom, 14. 10.
- Begrüßung: Sitzung des Freundeskreises des DHI Rom, 16. 10.
- Vom Nabel der Welt zur Global City? Rom auf dem Weg ins 21. Jahrhundert: Semestereröffnungsvortrag, Universität Darmstadt, 20. 10.
- Begrüßung: Tagung „Populismus, Populisten und die Krise der Parteien“, DHI Rom, 22. 10.
- Sektionsleitung und Tavola Rotonda: Tagung der SISCALT 2015 „Comunicazione politica e storia contemporanea in Italia e Germania“, Palazzo Hercolani, Bologna 2.–3. 11.
- Moderation: Tagung „La Grande Guerra“, Istituto per il Risorgimento, Rom 11. 11.
- Begrüßung: Workshop zur Zusammenarbeit im Bereich der Digital Humanities zwischen dem DHI Rom und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, DHI Rom, 16. 11.
- Comment Panel II. „Ideological and Cultural Connections“: Tagung „Axis Empires: Toward a Global History of Fascist Imperialism“, Center for Advanced Studies, München 23. 11.
- Grußworte: Internationaler Kongress „Die Päpste und die Einheit der Lateinischen Welt. Das Renaissancepapsttum“, DHI Rom, 3. 12.
- Moderation der Podiumsdiskussion „L’unificazione delle due Germanie – Le paure e le speranze del 1990 dalla prospettiva dei partner europei e internazionali”: DHI Rom, 14. 12.

Guido Braun

- „Eine Reise zu wilden Völkern ans Ende der Welt". Die Reichstage des Reformationsjahrhunderts als Erfahrungsräume europäischer und päpstlicher Diplomatie: Öffentlicher Abendvortrag, Johannes Gutenberg Universität Mainz, 30. 1.
- Historische Friedensforschung in Bonn von der Nachkriegszeit bis ins digitale Zeitalter: Inner Wheel Club Bonn-Kreuzberg, 5. 2.
- Workshop/Diskussionsrunde zur Vorbereitung einer digitalen Edition der Akten des Immerwährenden Reichstages: Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 10. 2.
- Der Wohlfahrtsausschuss in der Französischen Revolution: Tagung „Institutionen revolutionärer Macht in den europäischen Revolutionen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts", Eichstätt 26. 2.
- Diplomatische Wissenskulturen der Frühen Neuzeit. Studien zu den kurialen Reichstagsgesandtschaften 1530–1582: Sitzung des Wissenschaftlichen Beirats, DHI Rom, 7. 3.
- Diplomatische Wissenskulturen der Frühen Neuzeit. Die kurialen Reichstagsgesandtschaften 1530–1582 und die Wissensproduktion zwischen Rom und dem Reich: Mittwochsvortrag, DHI Rom, 11. 3.
- Präsentation des Deutschen Historischen Instituts in Rom als Ort der Forschung und eigener Forschungsaktivitäten: Besuch einer Exkursionsgruppe von Geschichtsstudierenden der Universität Bonn, DHI Rom, 23. 3.
- 1648 et l'évolution de l'art de la paix au XVII$^{e}$ siècle: Veranstaltung „La Paix, affaire d'États: comment pacifier les nations européennes? De la Paix des religions à l'équilibre des puissances européennes: la Belle Époque des grands traités de paix", Centre universitaire, Troyes 25. 3.
- Leitung der wissenschaftlichen Instituts-Exkursion nach San Martino al Cimino und Vignanello, 23. 4.
- mit I. Fosi, Il Sacro Romano Impero in età moderna: realtà e immagini: Seminario del percorso d'eccellenza „Impero/imperi dal Medioevo all'Età contemporanea", Università degli Studi di Roma „La Sapienza", Rom 12. 5.
- Wissenschaftliche Leitung der Tagung „Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit. Neuere Ansätze zur Erforschung der internationalen Geschichte", DHI Rom, 15.–16. 6.
- Einleitungs-Referat: ebd., 15. 6.
- Chair bei den ersten Vorträgen der Eröffnungs-Sektion: „Reichstage, Friedenskongresse und Höfe als Erfahrungsräume der europäischen Diplomatie": ebd., 15. 6.
- Reichstage und Friedenskongresse als Erfahrungsräume päpstlicher Diplomatie. Kulturelle Differenzerfahrungen und Wissensgenerierung. Ein typologischer Vergleich: ebd., 15. 6.
- Chair der dritten Sektion: „Akteure des Kulturtransfers und der Wissensproduktion" sowie der Schlussdiskussion, ebd., 16. 6.

Sabina Brevaglieri

- Storie naturali, comunicazione politica e confini confessionali: un medico e un missionario fra Roma, Madrid e Darmstadt (1624–1627): Workshop „El eje católico de la Europa moderna: Papado y Casa de Austria en la investigación actual", Escuela Española de Historia y Arqueología, Rom 23. 2.
- Vorstellung und Besprechung des Buches von Dipesh Chakrabarty, Provincialising Europe (2000): Internes Seminar „Transnationale und Globalgeschichte", Anagni 9. 3.
- Japan in Rom: Wissensproduktion und Erfahrungsräume zwischen Diplomatie und Mission (1615–1616): Internationale Tagung „Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühneuzeit", DHI Rom, 16. 6.
- *Saperi sul mondo/Saperi di Roma*: Weltstädte, Wissensökonomien, Akteure des Universalismus (16.–17. Jahrhundert): Mittwochsvortrag, DHI Rom, 14. 10.

Monica Cioli

- La grande guerra dei pittori: Zyklus „Arte, propaganda, tecnica e guerra", Scuola Universitaria Superiore S. Anna, Pisa 21. 9.
- Organisation und Konzeption der internationalen Tagung „Traces of Modernism between Art and Politics: From the First World War to Totalitarianism/Tracce di modernismo tra arte e politica. Dalla Prima guerra mondiale al totalitarismo", DHI Rom und Bibliotheca Hertziana, Rom 7–9. 10. Dort Vortrag: Macchina e universo in prospettiva transnazionale, 9. 10.
- L'avanguardia e la tecnica: Forschungskolloquium des Lehrstuhls für Politische Philosophie der Scuola Superiore S. Anna, Pisa 15. 11.
- Wissenschaftliche Beratung der Ausstellung „Mario Sironi e le illustrazioni per „Il Popolo d'Italia" 1921–1940": Musei di Villa Torlonia, Casino dei Principi e Casino Nobile, Rom 24. 10. 2015–10. 1. 2016
- Organisation der Giornata di studi „Arti visive e politica tra le due guerre" im Rahmen der Ausstellung „Mario Sironi e le illustrazioni per „Il Popolo d'Italia" 1921–1940", Villa Torlonia, Rom 4. 12.

Marco Di Branco

- Führung „Ostia antica": Winter School „Studi mediterranei fra teoria e prassi / Mittelmeerstudien zwischen Theorie und Praxis", Ostia 25. 2.
- Authorities and Everday's Praxis: The Case Study of the Emirate of Crete: University of Lleida, 25. 6.
- Cristianesimo e scuole in Iraq dalla tarda antichità al Medioevo: Università degli Studi di Pisa, 9. 11.
- Ibn Khaldun a Betlemme: la nascita dell'impero cristiano nello specchio dell'Islam: Biblioteca Ambrosiana, Mailand 11. 11.

Laura Di Fiore

- Percorsi di ricerca oltre il nazionalismo metodologico: Seminario „La Global History e altri modelli spaziali", Escuela Española de Historia y Arqueología en Roma, 15. 1.
- mit N. Rolla, Spatiality and mobility of labour in pre-unification Italy, 18th–19th century: Workshop „Microspatial-history of labour", University of Warwick, 23.–24. 1.
- Between anthropology, geography and history. The borders as transnational object of analysis: École des Hautes Études en Sciences Sociales, Paris 3. 3.
- The production of borders in XIX century Europe. Between institutional boundaries and transnational practices of space: Sciences Po, Paris 30. 3.

Sabine Ehrmann-Herfort

- Patronage am Beispiel Georg Friedrich Händels: Seminarsitzung „Musik und Mäzenatentum im Rom der Frühen Neuzeit", Winter School „Rom als Zentrum der frühneuzeitlichen Welt", DHI Rom, 3. 2.
- Processi di transfer e circolazione musicale: dalla corte di Johann Friedrich di Braunschweig-Lüneburg a Venezia e Roma: Tagung „Musik und Vergnügen am hohen Ufer. Fest- und Kulturtransfer von Venedig nach Hannover in der Frühen Neuzeit", Università Ca' Foscari, Venedig 6. 2.
- Vorstellung der Texte: Silke Leopold „Musikwissenschaft und Migrationsforschung. Einige grundsätzliche Überlegungen" und Sven Oliver Müller „Musik als nationale und transnationale Praxis im 19. Jahrhundert": Institutsinternes Seminar „Storia transnazionale e globale", Villa Leonina, Anagni 10. 3.
- Georg Friedrich Händel in Vignanello im Jahr 1707: Vortrag im Rahmen der wissenschaftlichen Exkursion des Instituts nach San Martino al Cimino und Vignanello, Vignanello 23. 4.
- Giovanni Pierluigi da Palestrina und das Cinquecento-Madrigal in Rom: Musikwissenschaftliches Seminar der Universität Basel, Basel 19. 5.
- Vorstellung der Musikgeschichtlichen Abteilung: Studienkurs Rom, DHI Rom, 7. 9.
- Vorstellung der Musikgeschichtlichen Abteilung: Romexkursion der Mainzer Studierendengruppe, DHI Rom, 22. 9.
- Einführung zum Internationalen Studientag „Salvatore Sciarrino, Vanitas (1981). Kulturgeschichtliche Hintergründe, Kontexte, Traditionen": DHI Rom, 24. 11.
- „La mia musica ha sempre la forza di aprire un palcoscenico". Sulle idee scenografiche di Salvatore Sciarrino: Internationaler Studientag „Salvatore Sciarrino, Vanitas (1981). Kulturgeschichtliche Hintergründe, Kontexte, Traditionen", DHI Rom, 24. 11.

Markus Engelhardt

- Präsentation der Musikgeschichtlichen Abteilung: Winter School „Rom als Zentrum der frühneuzeitlichen Welt", DHI Rom, 3. 2.

- Interview zu Pierluigi Palestrina mit Radio Vaticana: Rom 26. 2.
- Präsentation der Musikgeschichtlichen Abteilung: Besuch der Kompositionsstipendiaten 2015 der Deutschen Akademie Rom Villa Massimo, DHI Rom, 16. 3.
- CD-Präsentation „Livia Mazzanti, Bach – Hindemith – Busoni“: Pontificio Istituto di Musica Sacra, Rom 31. 3.
- Präsentation der Musikgeschichtlichen Abteilung: Besuch einer Gruppe Studierender der Universität Rom „Tor Vergata“, DHI Rom, 7. 5.
- Begrüßung und Moderation: Öffentlicher Vortrag von Emanuela Guidoboni „Il valore della memoria: terremoti e ricostruzioni in Italia nel lungo periodo“, DHI Rom, 27. 5.
- Einführung zum Konzert des Concerto Romano „Andachtsmusiken in der Volkssprache zwischen 15. und 16. Jahrhundert in Italien ‚Signore, soccorr‘ aita‘“: Tagung „Die Ablasskampagnen des Spätmittelalters, Martin Luther und der Ablassstreit 1517“, Deutsche Botschaft am Heiligen Stuhl, Rom 8. 6.
- Begrüßung des Workshops des DFG-Netzwerks „Confessio im Konflikt. Religiöse Selbst- und Fremdwahrnehmungen im 17. Jahrhundert“: DHI Rom, 26. 8.
- Präsentation der Musikgeschichtlichen Abteilung: Studienkurs Rom 2015, DHI Rom, 7. 9.
- Präsentation der Musikgeschichtlichen Abteilung: Besuch Studierender der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, DHI Rom, 21. 9.
- Buchpräsentation „Nicola Manfroce e la musica a Napoli tra Sette e Ottocento. Atti del convegno internazionale di studi Palmi (RC), 29–30 novembre 2013“ a cura di Maria Paola Borsetta, Massimo Distilo e Annunziato Pugliese, Palazzo Gagliardi, Vibo Valentia 13. 10.
- Begrüßung: Roundtable „Rossini und andere. Heroen der Musikgeschichte als Inspiration“, DHI Rom, 10. 12.
- Interview „#re_fresh – Luca Lombardi“: Livesendung Radio Cemat zum 70. Geburtstag von Luca Lombardi, Goethe Institut, Rom 11. 12.

Richard Erkens

- Buchpräsentation „Alberto Franchetti. L’uomo, il compositore, l’artista”: Libreria All’Arco, Reggio Emilia 13. 6.
- Einflussgröße Impresario. Prämissen italienischer Opernaufführungen im 18. Jahrhundert: Internes Seminar, DHI Rom, 18. 9.
- Römische Theaterlandschaft im 18. Jahrhundert: Studentenexkursion der Universität Mainz „Rom als Musikstadt“, DHI Rom, 23. 9.
- Einflussgröße Impresario: Antrittsbesuch der Botschafterin Marianne Wasum-Rainer, DHI Rom, 25. 9.
- Compositore, personalità eminente, ebreo. Influssi culturali ebraici sulla carriera artistica di Alberto Franchetti: Internationaler Kongress „Jewishness & The Arts: Music and Composers in 19th-Centrury Europe“, Accademia Filarmonia Romana, Roma 13. 10.

- Einführung „Lucia Ronchetti: Teatro musicale contemporaneo“: Veranstaltung „Musicologia oggi“, DHI Rom, 15. 10.

Jörg Hörnschemeyer
- mit A. Rehberg und S. Mahmens, Einführung in das Repertorium Germanicum Online: Winter School FU/LMU: Das kirchliche Pfründenwesen im Spätmittelalter, DHI Rom, 16. 3.
- mit A. Rehberg u. L. Klinkhammer, Vorstellung der Onlinepublikationen auf der Plattform Romana Repertoria: Studienkurs Rom, DHI Rom, 11. 9.
- mit A. Rehberg, Vorstellung von RG online sowie Vorstellung der DH-Projekte am DHI Rom: Workshop zur Zusammenarbeit im Bereich der Digital Humanities zwischen dem DHI Rom und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, DHI Rom, 16. 11.
- Digitalisierung und Erschließung des Zeitschriftennachlasses Duilio Susmel: Workshop Digital Humanities „Bilder“, Bonn, 2. 10.

Lutz Klinkhammer
- L'Olocausto dell'arte: Giornata della Memoria, Galleria Nazionale Arte moderna e contemporanea, Rom 27. 1.
- Archives and Libraries in Northern Italy under German occupation 1943–1945: Tagung „Zwischen Kunst(geschichte) und Politik: Kulturguttransfer in der Region Alpe Adria im 20. Jahrhundert”, Villa Vigoni, Menaggio 5. 3.
- Präsentation des monographischen Hefts „Bilancio storiografico del fascismo dal 1989 ad oggi“ der Zeitschrift Studi Storici: Università degli Studi di Padova, 18. 3.
- Comparative Remarks on Fascist and Nazi Architectural Heritage in Italy and Germany: Tagung „Architecture as Propaganda in Twentieth-Century Totalitarian Regimes. History and Heritage“, Istituto Svedese di Studi Classici, Rom 16. 4.
- Ruolo strategico dell'Appenino nel quadro della Guerra sullo scacchiere italiano: Tagung „Guerra e Resistenza sull'Appenino umbro-marchigiano“, Pietralunga 14. 5.
- Faschismus: Jubiläumstagung „40 Jahre AG Italien/Wolfgang Schieder 80 Jahre“, Humboldt-Universität Berlin, 3. 9.
- Rom und römische Musik im Faschismus: Exkursion der Abteilung Musikwissenschaft der Johannes Gutenberg Universität „Rom als Musikstadt“, DHI Rom, 21. 9.
- Zeitgeschichte am DHI Rom: Rom-Exkursion der Universität Trier, DHI Rom, 21. 9.
- Lo stato della ricerca e le sue prospettive: Seminar der ANRP „Gli Internati militari italiani – Una memoria recuperata. L'albo degli IMI Caduti nei Lager nazisti 1943–1945. Stato della ricerca e primi risultati“, Palazzo Giustiniani, Sala Zuccari, Rom 7. 10.
- Il regno di Sardegna-Piemonte: Tagung „Metternich, Il congresso di Vienna e l'Italia“, ÖHI Rom, 9. 10.

- Gianfranco Fini: Tagung „Populismus, Populisten und die Krise der Parteien: Italien, Österreich und Deutschland im Vergleich 1990–2015“, ÖHI Rom, 23. 10.
- Beitrag zur Tavola Rotonda „La valorizzazione dell'eredità culturale in Italia. Convegno di studi in occasione del 5. Anno della rivista Il capitale culturale. Studies on the Value of Cultural Heritage“: Dipartimento Scienze della Formazione, dei Beni Culturali e del Turismo dell'Università di Macerata, 5. 11.
- Discussant: Tagung „L'antifascismo europeo: nuove prospettive storiche“, Universität Padua, 5. 12.
- Buchpräsentation „La strage di Caiazzo 13 ottobre 1943“: Teatro Dioscuri al Quirinale, Rom 15. 12.

Alexander Koller

- Buchpräsentation „Christi nomine invocato. La cancelleria della nunziatura di Savoia e il suo archivio [secc. XVI-XVIII]“: Biblioteca di Storia moderna e contemporanea, Palazzo Mattei, Rom 2. 3.
- Begrüßung: Internationale Tagung „Die Ablasskampagnen des Spätmittelalters, Martin Luther und der Ablassstreit 1517 / Campagne legate alle indulgenze nel tardo medioevo, Martin Lutero e il dibattito del 1517“, DHI Rom und Facoltà Valdese di Teologia, DHI Rom, 8. 6.
- Der Augsburger Reichstag von 1582 als diplomatischer Erfahrungsraum: Internationale Tagung „Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit“, DHI Rom, 15. 6.
- Sektionsleitung „Pratiques et cultures de guerre“: Colloque international „François Ier. Roi de guerre, roi de paix“, Salle Ockeghem, Tours 30. 6.
- Welcome Address: Internationale Tagung „Traces of Modernism between Art and Politics: From the First World War to Totalitarianism/Tracce di modernismo tra arte e politica. Dalla Prima guerra mondiale al totalitarismo“, Bibliotheca Hertziana, Rom 7. 10.
- Führung „Stadtentwicklung Roms vom Spätmittelalter bis zum 20. Jh. am Beispiel des Rione Parione unter besonderer Berücksichtigung von Piazza Navona, Palazzo della Sapienza, der deutschen Nationalkirche S. Maria dell'Anima sowie der Cancelleria“: Studienkurs Rom 12. 9.; Gruppe der Universität Wien 21. 9.; Vertreter der Mainzer Akademie 15. 11.
- Begrüßung: Internationaler Studientag „Salvatore Sciarrino, Vanitas (1981). Kulturgeschichtliche Hintergründe, Kontexte, Traditionen“: DHI Rom, 24. 11.
- Sektionsleitung I/2 „Supervivencia o desintegración? Los virreinatos italianos en la segunda mitad del XVII: Congreso internacional „Decadencia o reconfiguración? Las monarquías de España y Portugal en el cambio de siglos (1640–1724), Universidad Autónoma, Madrid 1. 12.
- Vorstellung des DHI Rom und seiner Forschungsprojekte: Besuch von MdB Michelle Müntefering und Franz Müntefering, DHI Rom, 30. 12.

Carolin Kosuch

- Anarchy as a therapeutic approach: „political doctors, literary avant-garde and social diagnoses for a „sickened" age": International Conference „Crisis and Religious Madness", Universität Leipzig, 23. 2.
- Moderne, Nation und Tod. Eine deutsch-italienische Kulturgeschichte der Feuerbestattung im 19. Jahrhundert: Projektvorstellung im Rahmen der Sitzung des Wissenschaftlichen Beirats, DHI Rom, 7. 3.
- Zwischen Gesetz und Maschine. Italienische Juden und die Feuerbestattungsbewegung im 19. Jahrhundert: Internationale Tagung „Technologien des Glaubens. Schubkräfte zwischen technologischen Entwicklungen und religiösen Diskursen. Ein gemeinsames Symposium der Franckeschen Stiftungen zu Halle, des Landesforschungsschwerpunkts „Aufklärung – Religion – Wissen" und der Leopoldina", Halle/Saale, 24. 9.
- Mitorganisation und Panelleitung der Internationalen Tagung der Max Weber Stiftung „Nineteenth-Century Anti-Semitism in International Perspective", DHI Paris, 21.–23. 10.

Amedeo Osti Guerrazzi

- The Aussenkommandos in Italy, 1943–1945: Institut Yad Vashem, Jerusalem 17. 12.

Chiara Pelliccia

- La libraria musicale del cardinale Benedetto Pamphilj: nuovi documenti: XXII Convegno annuale della Società Italiana di Musicologia, Conservatorio di Musica „F. Morlacchi", Perugia 31. 10.

Andreas Rehberg

- *In parte Columpnensium*. Spunti per la storia socio-politica del rione Trevi nel Trecento: Tagung „Trevi: un'analisi di lungo periodo" der Società Romana di Storia Patria und des Centro per lo Studio di Roma (Croma), Rom 9. 1.
- Sektionsleitung: Tagung „Ein Meer und seine Heiligen: Die hagiographische Strukturierung des Mittelmeerraums im Mittelalter", DHI Rom, 3. 3.
- Führungen im Stadtzentrum (Dommuseum, Palazzo di Bonifacio VIII, Palazzo del Comune) und in S. Pietro in Vineis: Internes Seminar des DHI Rom, Anagni 9–10. 3.
- Leitung des Workshops „Perspektiven für die Endredaktion des Repertorium Germanicum (Bd. X: Sixtus IV.)", DHI Rom, 12.–13. 3.
- Recherchen am Repertorium Germanicum: Der Ordensklerus: Winter School „Das kirchliche Pfründenwesen im Spätmittelalter", DHI Rom, 16. 3.
- Introduction: Panel „Under the spell of Cola di Rienzo: the fascination with the „Middle Ages" for Roman antiquarians in the sixteenth century" des 61th Annual Meeting of the Renaissance Society of America, Berlin 28. 3.
- In the studio of a forger: ebd., Berlin 28. 3.

- Leitung des Panels „Migrazioni e crescita economica in area romana nel Rinascimento: alcuni casi a confronto“: ebd., Berlin 28. 3.
- Il comune di Roma e l'araldica – alcune riflessioni su un terreno poco studiato: Internationale Tagung „Heraldry in the Medieval City: The Case of Italy in the European Context“ der Forschungsgruppen „Héraldique, emblématique et signes d'identité au Moyen Age“ (Poitiers) und „Die Performanz der Wappen“ (Münster), École française de Rome, 5. 5.
- mit L. Vogel, Organisation der Internationalen Tagung „Die Ablasskampagnen des Spätmittelalters, Martin Luther und der Ablassstreit 1517 / Campagne legate alle indulgenze nel tardo medioevo, Martin Lutero e il dibattito del 1517“, DHI Rom und Facoltà Valdese di Teologia, Rom 8.–10. 6.
- Der Heilig-Geist-Orden und seine Ablässe: ebd., DHI Rom, 9. 6.
- Führung für die Teilnehmer/-innen der Ablasstagung mit Präsentation von Archivalien zum Ablasswesen aus den Beständen des Archivio Segreto Vaticano und der Biblioteca Apostolica Vaticana: Città del Vaticano 10. 6.
- mit J. Hörnschemeyer und L. Klinkhammer, Vorstellung der Onlinepublikationen auf der Plattform Romana Repertoria: Studienkurs Rom, DHI Rom, 11. 9.
- Donne di pietra: aspetti araldici delle sepolture femminili romane del Rinascimento: Corso conferenza des Istituto Nazionale di Studi Romani, Museo di Roma Palazzo Braschi, Rom 19. 10.
- Gli stranieri a Roma in un fondo dell'Archivio Storico Capitolino (1507–1527): Tagung „Venire a Roma/Restare a Roma 2. Forestieri e stranieri fra Quattro e Settecento“, Dipartimento di Studi Umanistici, Università di Roma Tre, Rom 22. 10.
- Lo *Studium Urbis* nel Trecento: Internationale Tagung „L'università in tempo di crisi. Revisioni e novità dei saperi e delle istituzioni nel Trecento, da Bologna all'Europa“, Centro Interuniversitario per la Storia delle Università Italiane, Bologna 30. 10.
- Leone X e i suoi *comites palatini*: un titolo onorifico tra politica, economia e mecenatismo: Internationale Tagung „Leone X: finanza, mecenatismo, cultura“, Università degli Studi „La Sapienza“, Rom 4. 11.
- mit J. Hörnschemeyer, Vorstellung von RG online: Workshop zur Zusammenarbeit im Bereich der Digital Humanities zwischen dem DHI Rom und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, DHI Rom, 16. 11.
- Leitung der Sektionen „Centre and Periphery after 1215“, I und II: Internationale Tagung „Concilium Lateranense IV. Commemorating the Octocentenary of the Fourth *Lateran* Council of 1215“, John Cabot University, Rom 28. 11.
- Geistliche Gnaden aus Rom. Anmerkungen zum päpstlichen Ablasswesen um 1500: Internationaler Kongress „Die Päpste und die Einheit der Lateinischen Welt. Das Renaissancepapsttum“, DHI Rom, 4. 12.

Carlo Taviani
- Political Representation and Institutional Division in Renaissance Genoa: European University, Sankt Petersburg 23. 11.
- Renaissance Origins of Financial Corporations: Higher School of Economics, Department of History, Sankt Petersburg 24. 11.

Kordula Wolf
- Abenteurer und Piraten oder Eroberer? Alte Meistererzählungen und neue Studien zur muslimischen Präsenz auf der südlichen Apenninenhalbinsel während der Aghlabidenzeit: Gastvortrag, Universität Leipzig, 6. 1.
- Führung „Ostia medievale": Winter School „Studi mediterranei fra teoria e prassi / Mittelmeerstudien zwischen Theorie und Praxis", Ostia 25. 2.
- Ansätze von transnationaler und Globalgschichte in der Mediävistik: Institutsinternes Seminar „Transnationale und Globalgeschichte", Anagni 10. 3.
- Struggling Claims and Realities: Southern Italy as a Multiple Christian-Muslim Border Region during the Early Middle Ages: International Medieval Meeting, Lleida 25. 6.
- Facing the Muslims in Rome and Naples. Cohesion and its Limits in the Ninth-Century Roman Church: Gastvortrag, Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Wien 7. 9.
- Führung „SS. Quattro Coronati und mittelalterlicher Laterankomplex": Studienkurs Rom, Rom 10. 9.

## Lehre von Institutsmitarbeiter/-innen

Andreea Badea
Im Rahmen einer Gastprofessur am Historischen Seminar der Universität Hamburg als Vertretung von Prof. Markus Friedrich (Sommersemester 2015):
Proseminar: Die italienische Halbinsel zwischen Frankreich und dem Reich in der Frühen Neuzeit.
Übung: Niccolò Machiavelli – Der Fürst. Quellenlektüre.
Hauptseminar: Fürstenabsetzungen in der Frühen Neuzeit.

Sabina Brevaglieri
Blockseminar: „Wissensgeschichte (16.–18. Jahrhundert)", Historisches Seminar der Johannes Gutenberg Universität Mainz (Wintersemester 2015–2016).

Marco Di Branco
Professur für „Byzantine Civilisation" an der Università degli Studi di Milano (Wintersemester 2014/2015).

Sabine Ehrmann-Herfort
Blockseminar mit Exkursion (zusammen mit Christine Siegert): „Rom: Musikalische Topographie einer Stadt", Universität der Künste Berlin (Sommersemester 2015).
Blockseminar mit Exkursion: „Rom als Musikstadt", Johannes Gutenberg Universität Mainz (Sommersemester 2015).

Lutz Klinkhammer
Übung: „Rom und der Kirchenstaat im 18. Jahrhundert", Johannes Gutenberg Universität Mainz (Sommersemester 2015).

Alexander Koller
Übung: „Italienisch für Historiker", Universität Wien (Sommersemester 2015).
Blockseminar: „Rom und Venedig im 17. Jahrhundert", Universität Leipzig (Sommersemester 2015).

### Mitgliedschaften und Auszeichnungen

Martin Baumeister wurde in die Comitati di direzione der Zeitschriften „Ricerche Storiche" und „Rivista Storica Italiana" sowie in den Wissenschaftlichen Beirat der Zeitschrift „Studi Germanici" aufgenommen.

Markus Engelhardt wurde in die Commissione per l'Edizione nazionale dei carteggi e dei documenti verdiani berufen.

Lutz Klinkhammer wurde in den Internationalen Beirat der Stiftung „Topographie des Terrors" aufgenommen.

Amedeo Osti Guerrazzi wurde für seinen Artikel „‚Schonungsloses Handeln gegen den bösartigen Feind'. Italienische Kriegsführung und Besatzungspraxis in Slowenien 1941/42" von den Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte (VfZ) der Preis der Leser für den besten Aufsatz des Jahres 2014 verliehen.

## Kooperationen

### Zusammenarbeit innerhalb der Stiftung

Das römische DHI pflegt vielfältige Kooperationen auf Stiftungsebene, die sich von Forschungsprojekten über Tagungen bis in den Bereich der historischen Fachinformatik erstrecken. Im Bereich der historischen Datenverarbeitung spielt das DHI London

eine besondere Rolle (s. o.). Weiterhin ist das DHI auf Stiftungsebene an der Publikationsplattform perspectivia.net sowie an diversen Arbeitskreisen, u. a. dem Arbeitskreis Digital Humanities, beteiligt. Im Rahmen der auf Ebene der MWS betriebenen Kooperationen ist für das römische DHI ebenfalls die Zusammenarbeit mit dem Forum Transregionale Studien (Berlin) wichtig. Aus dem Berichtszeitraum ist besonders zu erwähnen die Beteiligung an der ersten „Stiftungskonferenz", die in Paris zum Thema „Antisemitism in international perspective" organisiert wurde. Das römische DHI war hier durch zwei Wissenschaftlerinnen, Carolin Kosuch im Organisationskomitee, Ruth Nattermann als Referentin, vertreten. Ein Novum stellt ein zusammen mit dem OI Istanbul über eine gemeinsam finanzierte Post-Doc-Stelle vorbereitetes Projekt zur Levantinerforschung dar, das sich in den Mittelmeerschwerpunkt des DHI einfügt. Eine weitere viel versprechende Kooperation mit Istanbul betrifft die Vorbereitung einer für Frühjahr 2016 geplanten Tagung durch die dort angebundene Musikethnologie zusammen mit der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI. In dem unter maßgeblicher Beteiligung des DHI London organisierten neuen International Centre of Advanced Studies „Metamorphoses of the political" mit Sitz in Neu Delhi fungiert das römische DHI als Kooperationspartner im Themenmodul „History as a political category".

## Weitere Kooperationen

Kooperationen mit Universitäten, mit Schwerpunkten in Deutschland und Italien, sind im Rahmen der Institutsaktivitäten, vor allem auch im Bereich der Nachwuchsförderung, besonders relevant. Im Berichtszeitraum wurden am römischen DHI mehrere Winterschulen und Studienkurse durchgeführt, die die Vernetzung zwischen deutschen und italienischen Partnern, insbesondere in am Institut vertretenen Forschungsschwerpunkten, so die Mittelmeerforschung sowie die Arbeiten mit dem „Repertorium Germanicum", befördern sollten. Fortgesetzt wurden die gut etablierten Kooperationen mit den beiden deutsch-italienischen Historikerorganisationen im Bereich der neuesten Geschichte, der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens sowie der SISCALT (s. o.). Wissenschaftler/-innen des Instituts nahmen Lehraufträge an den Universitäten Mainz (Sabine Ehrmann-Herfort, Lutz Klinkhammer) sowie Leipzig und Wien (Alexander Koller) wahr. Andreea Badea übernahm eine Vertretungsprofessur an der Universität Hamburg. Martin Baumeister war im Berichtszeitraum weiterhin Mitglied des Internationalen Graduiertenkollegs „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts" der LMU München, der Karls-Universität Prag und der Universität Poznań. Die Beteiligung des Instituts an einem Promotionsstudiengang der Universität Bologna „Studi globali e internazionali" durch die Ko-Finanzierung eines Stipendiums wurde fortgeführt.

Wie oben bereits erläutert, bestehen wichtige Kooperationen ebenfalls im Bereich der historischen Datenverarbeitung. Das DHI ist Mitglied der digitalen For-

schungsinfrastruktur für die Geistes- und Kulturwissenschaften DARIAH-DE sowie der web- und zentrenbasierten Forschungsinfrastruktur CLARIN-D. Im Berichtszeitraum wurde die Zusammenarbeit in langfristigen Editionsvorhaben des Seminars für mittlere und neuere Kirchengeschichte der Universität Münster und des Instituts für Zeitgeschichte in München fortgesetzt. Auf einem gemeinsamen Workshop mit der Mainzer Akademie der Wissenschaften und Literatur wurden die Perspektiven von Kooperationen insbesondere im Bereich der DH mit Blick auf historische und musikhistorische Vorhaben sondiert, die in der Folgezeit im Rahmen einer formalisierten Kooperation konkretisiert werden sollen.

Die Musikgeschichtliche Abteilung hat die Arbeit an einem SAW-Projekt des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte in Mainz „Dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen – Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa" aufgenommen.

In Rom pflegen das Institut und seine Mitarbeiter/-innen intensive Kontakte zu den deutschen Partnerinstituten wie überhaupt zu den in der Unione degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte di Roma zusammengeschlossenen Forschungseinrichtungen. Aus dem Spektrum der Aktivitäten des Jahres 2015 sind hier besonders erwähnenswert die zusammen mit der Bibliotheca Hertziana organisierte Tagung „Traces of modernism", ein mit dem Österreichischen Historischen Institut und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften konzipierter und durchgeführter Kongress zum Thema Populismus und Populisten seit den 1990er Jahren und eine u. a. mit dem Römischen Institut der Görres-Gesellschaft organisierte interdisziplinäre Tagung zu Aspekten der Geschichte des Renaissance-Papsttums. In einer Kooperation v. a. auf römischer Ebene, u. a. mit der LUMSA sowie der Pontificia Università Gregoriana, wurde als Folgeveranstaltung eines ersten Workshops von 2014 zur Geschichte des Ersten Vatikanischen Konzils eine Tagung mit Schwerpunkten auf Fragen der Historiographie und der religiösen Begriffsgeschichte abgehalten. Auf der Ebene der römischen Unione sind besonders zwei Initiativen zu nennen: eine vom Istituto per la Storia del Risorgimento Italiano unter Beteiligung der Institute der Unione, u. a. des DHI, veranstaltete internationale Tagung zu europäischen Dimensionen des Ersten Weltkriegs sowie ein vom DHI zusammen mit dem Deutschen Archäologischen Institut vorbereitetes Projekt zur Geschichte der deutschen Forschungs- und Kultureinrichtungen in Rom vom Ersten Weltkrieg bis in die 1950er Jahre im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik, in dem insbesondere auch die Beziehungen zu den anderen internationalen und italienischen Institutionen in der Ewigen Stadt untersucht werden sollen und das im Frühjahr 2016 mit einer Anschubförderung der Max Weber Stiftung beginnen wird.

## Historische und Musikgeschichtliche Bibliothek

Die Retrokonversion des alten Zettelkatalogs der Historischen Bibliothek ist weitgehend abgeschlossen; es fehlen noch die im Zettelkatalog angeführten Sonderbestände (faschistische Periodika, Sammlung Susmel, Sonderdrucke). Der endgültige Abschluss der Konversion des Normalbestandes wurde zugunsten des aufwendigen Projekts der Digitalisierung der Periodika-Bestände der Sammlung Susmel zurückgestellt, die im Berichtszeitraum weitgehend beendet wurde. Anfang 2016 werden die Digitalisate zur hausinternen Nutzung freigegeben. Der Ausbau im Bereich der Buchbestände zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts mit Hilfe von Sondermitteln wurde fortgesetzt.

Im Berichtszeitraum wuchs der Bestand der historischen Bibliothek um 2.192 (Vorjahr: 2.138) Einheiten auf insgesamt 179.673 (177.481) Bände an. Die Zahl der laufenden Zeitschriften beträgt 670 (Vorjahr 669). An Buchgeschenken waren 286 Einheiten zu verzeichnen (Vorjahr: 257). Die Bibliothek der Musikgeschichtlichen Abteilung wuchs um 907 auf 61.418 Einheiten (Vorjahr 943 / 60.511; der Zeitschriftenbestand umfasste 449, davon 180 laufende Titel (Vorjahr 448 / 190). Insgesamt konnten 216 (39) Medieneinheiten als Geschenk entgegengenommen werden. Die beiden Bibliotheken wurden im Berichtszeitraum von 2.068 Leserinnen und Lesern (Vorjahr 2.164) genutzt. Auf die Musikgeschichtliche Bibliothek entfielen 802 (765).

Zur Vorbereitung umfassender Modernisierungsmaßnahmen, insbesondere in Form von Bauarbeiten im Bereich der Historischen Bibliothek, wurde vom Präsidenten der Max Weber Stiftung eine Bibliotheksevaluierung durch eine unabhängige Expertenkommission anberaumt. Die Begehung wird im April 2016 erfolgen. Dabei sollen Empfehlungen für Maßnahmen erarbeitet werden, die richtungsweisend sein sollen für eine Modernisierung und Stärkung der Bibliotheken als zentrale Serviceeinheiten.

## Historisches Archiv

Auch im Berichtsjahr konnte der Archivar Wolfgang Jürries seine 2013 begonnen Arbeiten zur Erhaltung, Ordnung und Erschließung der Archivbestände, insbesondere im Bereich der Fotosammlung (W 5, Nachrichten und Notizen aus italienischen Archiven und Bibliotheken) sowie einzelner Nachlässe (N 27 Elze, N 19 Fritz Weigle, N 29 Schmitz van Vorst) fortsetzen. Die Findmittel sind online einsehbar. Überdies begleitet er die zu Jahresende begonnenen Sanierungsarbeiten im Archiv.

## Nachwuchsförderung: Praktika und Stipendien

Das Institut bot im Berichtszeitraum 9 Praktikumsplätze in der Geschichtswissenschaft, 4 Praktikumsplätze in der Musikgeschichte, 2 Praktikumsplätze in der Historischen Bibliothek sowie 1 Praktikumsplatz in der Verwaltung an. Die individuellen Praktika erstreckten sich über einen Zeitraum von 4 bis zu 6 Wochen. Die Mehrzahl der Praktikanten/-innen erhielt ein DAAD-Kurzzeitstipendium.

In der folgenden Liste sind die Praktikanten/-innen namentlich angeführt mit Angabe ihrer Universität und ihrem Forschungsschwerpunkt.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 7. 1.–13. 2. 2015 | Konstantin Heinisch-Fritzsche | Universität Jena | Zeitgeschichte |
| 2. 2.–13. 3. 2015 | Eva Käuper | Universität Würzburg | Zeitgeschichte |
| 16. 2.–27. 3. 2015 | Jan-Martin Zollitsch | FU Berlin | Zeitgeschichte |
| 16. 2.–27. 3. 2015 | Janine Reinert | Universität Wuppertal | Mittelalter |
| 2. 3.–27. 3. 2015 | Stefan Philipp | Fachhochschule für Öffentliche Verwaltung und Rechtspflege in Bayern | Historische Bibliothek |
| 30. 3.–8. 5. 2015 | Jacqueline Tirai | Universität Aachen | Zeitgeschichte |
| 1. 4.–30. 6. 2015 | Galina Hanetzki | Hochschule des Bundes für Öffentliche Verwaltung | Verwaltung |
| 7. 4.–15. 5. 2015 | Christopher Kast | Universität München | Mittelalter |
| 11. 5.–19. 6. 2015 | Philipp Leibbrandt | Universität Heidelberg | Musikgeschichte |
| 18. 5.–26. 6. 2015 | Oliver Plate | Universität Heidelberg | Frühe Neuzeit |
| 31. 8.–9. 10. 2015 | Stefan Wünsche | Universität Jena | Zeitgeschichte |
| 31. 8.–9. 10. 2015 | Manuel Becker | Universität Heidelberg | Musikgeschichte |
| 1.9.–27. 11. 2015 | Johanna Galli | Hochschule der Medien Stuttgart | Historische Bibliothek |
| 19.10.–27. 11. 2015 | Alisha Czerlinsky | Universität Tübingen | Musikgeschichte |
| 23.11.–18. 12. 2015 | Rebekka Gotter | Universität Bonn | Mittelalter |
| 23.11.–18. 12. 2015 | Theresa Seitz | Universität Würzburg | Musikgeschichte |

Das Institut förderte im Rahmen seines Stipendiatenprogramms zahlreiche Doktoranden/-innen sowie Forschungsvorhaben der Habilitations- bzw. Post-Doc-Phase. Dieses Programm erfreute sich auch im Jahr 2015 großer Nachfrage. Die Stipendien wurden zu den Bewerbungsterminen 30. 6. 2014 und 15. 2. 2015 über die Internet-Plattform H-Soz-u-Kult, auf der Homepage des DHI Rom und der Max Weber Stiftung sowie über den Institutsnewsletter ausgeschrieben. Es wurden 30 Stipendien bewilligt, davon gingen 6 an Promovierte von italienischen Universitäten. Von den 24 Sti-

pendien an Doktoranden und Post-Docs deutscher Universitäten entfielen 19 auf Promotions- und 5 auf Post-Doc-Projekte.

Im Jahr 2015 wurden 85,5 Stipendienmonate entsprechend einer Gesamtsumme von 152 TE vergeben, so dass die durchschnittlich gewährte Stipendiendauer ca. 3 Monate beträgt. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten wurden bei der Vorbereitung und während ihres Aufenthaltes in Italien durch das DHI unterstützt und begleitet. Darüber hinaus wurden ihre Projekte in Mittwochsvorträgen oder Verandagesprächen diskutiert.

## Bewilligte Stipendien

### Mittelalter

Constanze Beringer (Heidelberg): Kontakte und Netzwerke zwischen Nürnbergern und Florentinern im Spätmittelalter

Dr. Lucia Dell'Asta (Mailand): La rappresentanza presso la sede apostolica: i procuratores curiae tra XII e XIII secolo

Anahita Ghanavati (Marburg): Johannes XXIII. und seine Bittsteller

Dr. Christian Jaser (Berlin): Palio und Scharlach – städtische Sportkulturen des 15. Jahrhunderts am Beispiel der italienischen und oberdeutschen Pferderennen

Dr. Riccardo Pallotti (Bologna): Die Romzüge Kaiser Friedrichs III. (1451/1452–1468/1469)

Maria Panfilova (München): Corpus papae: Der Körper des Papstes als Element der symbolischen Kommunikation (14.–16. Jh.)

Thomas Rastig (Bochum): Geistliche Eliten im spätmittelalterlichen Ostseeraum. Mecklenburgischer Kleriker im Europa des 15. Jhdt.

Dr. Tanja Skambraks (Mannheim): Die Geburt des Kredits aus dem Geist der Nächstenliebe. Der Mons Pietatis

Beate Umann (Jena): Das Neapolitaner Bischofsbuch. Römische und neapolitanische Geschichtsschreibung im Widerspiel

Dorett Werhahn-Pierkowski (Marburg): Die päpstliche Kanzleiregeln im frühen Buchdruck

### Frühe Neuzeit

Dr. Marie Bossaert (Paris/Pisa): Kulturraum östliches Mittelmeer – italienischsprachige Selbstzeugnisse von Levantinern

Dr. Michael Gordian (London): Der europäische Verstellungs- und Verhüllungsdiskurs in der Frühen Neuzeit

Julia Hodapp (Tübingen): Jesuitenorden, hochadlige Dynastien, Frauen aus den Häusern Habsburg und Wittelsbach im 16./17. Jhdt.

Markus Laufs (Bonn): Ein diplomatisches Weltwunder. Techniken und Methoden von Friedensvermittlung von Vervins bis Karlowitz

Elena Luckhardt (Tübingen): Die Chinarezeption der Jesuiten im 17. Jh. – die Nestorianische Stele bei Athanasius Kircher

Dr. Magnus Ressel (Frankfurt a. M.): Die deutschen Kaufmannsgemeinden in Livorno und Venedig im 18. Jh.

Sebastian Zylinski (Gießen): Orte und Räume: (Ehemalige) Sklaven als Akteure und Sklaverei als Topos in europäischen Hafenstädten der Frühen Neuzeit

**Neueste und Zeitgeschichte**

Dr. Simona Berhe (Mailand): La Prima guerra mondiale in colonia: il contrasto italo-tedesco in Libia

Felix Bohr (Göttingen): Die Kriegsverbrecherlobby. Hilfe für die Häftlinge Kappler und die Vier von Breda (1949–1989)

Verena Bull (Mainz): Pius XI – Ein europäischer Papst?

Claudia Gatzka (Berlin): Demokratie und lokale Lebenswelt in der Bundesrepublik und Italien 1945–1990

Dr. Isabella Insolvibile (Neapel): Il trattamento dei prigionieri alleati detenuti nei campi italiani. Dalla „cattiva gestione" ai crimini di guerra

Philipp Karst (Freiburg): Jesuiten und Politik. Das Verhältnis Kirche, Katholizismus und Politik in Westdeutschland und Italien (1945–1958)

Sarah Majer (Potsdam): Giuseppe Prezzolini – eine intellektuelle Biographie

Sona Mikulová (Prag): Das Massaker auf Kephalonia in der deutschen und italienischen Erinnerungskultur in der Nachkriegszeit

Dr. Ruth Nattermann (München/Florenz): Jüdinnen in der frühen italienischen Frauenbewegung, Biographien, Diskurse (1861–1922)

Dr. Martina Salvante (Dublin/Florenz): Mutilati e invalidi di guerra in Italia, 1914–1939

Dr. Luciano Villani (Roma): La lotta per la casa a Roma. Storia, effetti sociali e metamorfosi urbane dal secondo dopoguerra ad oggi

**Musikgeschichte**

Maria Luisa Baroni (Köln): Saverio Valente: Komponist, Lehrer, Theoretiker

Tobias Weissmann (Mainz): Gran Teatro del mondo. Musik und Kunst im Dienst der dynastischen Festkultur in Rom um 1700

## Haushalt, Drittmittel, Verwaltung

Der Teilwirtschaftsplan des DHI Rom hatte im Berichtsjahr ein Gesamtvolumen von 5.104 T€. Für Sanierungs- und Modernisierungsarbeiten erhielt das Institut von der Geschäftsstelle weitere 369 T€. Den größten Ausgabenposten stellten die Aufwendungen für Personal im Umfang von insgesamt 3.099 T€ dar. Die Ausgaben für Investitionen belaufen sich auf 286 T€; für die Förderung von Nachwuchswissenschaftler/-innen verausgabte das DHI Rom 152 T€. Für wissenschaftliche Projekte flossen Drittmittel in Höhe von insgesamt 105 T€ (DFG, Europäische Kommission, Fritz Thyssen Stiftung, Ernst von Siemens Musikstiftung, BKM) zu.

Der viele Jahre lang stillgelegte Brunnen auf dem Gelände des DHI wurde nach einer grundlegen Sanierung und Restaurierung wieder in Betrieb genommen. Die im Vorjahr begonnenen Arbeiten zur Bestandserhaltung wurden im Außenbereich (v. a. bez. Elektrik und Beleuchtung) wie in den Gebäuden fortgesetzt. Wassereinbrüche im Haus A im Frühjahr sowie Feuchtigkeit im Untergeschoss, besonders auch in den Archivräumen, zeigten erneut die Dringlichkeit der Sanierung. Die Trockenlegung des Archivs wurde Ende des Jahres projektiert und begonnen, nachdem im Sommer Maßnahmen wie der Austausch sämtlicher Türen im Gebäude A, die Komplettsanierung der Bäder und Küchen im ersten und zweiten Stock inkl. der Küche der Musikabteilung in Gebäude C, die Abdichtung des Terrassenbodens sowie die Erneuerung einiger von Wasserschäden betroffenen Büros durchgeführt worden waren. Die Veranda im zweiten Stock des Gebäudes wurde zu einem kleinen Aufenthalts- und Besprechungsraum mit einer Anlage zur Durchführung von Videokonferenzen ausgebaut.

Eine Arbeitsgruppe, die sich aus Vertreter/-innen der Sekretariate, Öffentlichkeitsarbeit und IT zusammensetzt, wurde gegründet, um ein neues, softwaregestütztes Eventmanagement am Institut einzuführen. Die schrittweise Umsetzung der Arbeitsergebnisse wird ab 2016 erfolgen.

## Informations- und Kommunikationstechnologie

Im Januar 2015 machte der Großbrand des INION-Gebäudes, in dem die Kollegen des DHI Moskau untergebracht waren, den hohen Stellenwert eines IT-Notfallkonzepts deutlich. Verschiedene Initiativen zur Überprüfung und Verbesserung der IT-Sicherheit im DHI Rom nehmen hier ihren Ausgang. Gemeinsam mit den Schwestereinrichtungen der Max Weber Stiftung verpflichtet sich das Institut seit Jahren dem sogenannten „IT-Grundschutz“ nach den Vorgaben des Bundesamtes für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI-Grundschutzkataloge). In Ergänzung dazu ist mittelfristig ein Notfallmanagement in Anlehnung an die BSI-Richtlinie 100–4 geplant.

Das Institut arbeitet stark vernetzt, eine zuverlässige und plattformübergreifende Kommunikationsinfrastruktur ist unverzichtbar. Entsprechend wurden die digitale Telefonanlage, das Mobilkonzept (Voice over WiFi) und das Videokonferenzsystem

modernisiert. Den Mitarbeiter/-innen stehen zwei Online-Konferenz- und Präsentationssysteme in dem Seminarraum A-104 und in dem Besprechungsraum A-218 (Veranda) zur Verfügung. Das neue Konzept schließt darüber hinaus auch H.323-Konferenzen auf Mobilgeräten ein.

Die Website des DHI Rom wurde erweitert um RSS-feeds und einen Veranstaltungs-Podcast. Den Nutzer/-innen soll hier ein stetig wachsendes Angebot an Audio- und Videobeiträgen geboten werden.

Im Zuge der genannten Maßnahmen wurde auch die Internetanbindung optimiert. Das Institut ist nun über eine synchrone 100 Mbit/s-Standleitung inkl. DSL-Backup an das CINECA-Rechenzentrum (Campus „La Sapienza“) angeschlossen. Der italienische Hochschulverbund CINECA ist dem DHI Rom auch 2015 ein bewährter und wichtiger IT-Kooperationspartner gewesen und bietet dem Institut Zugang zu akademischen IT-Diensten in Italien.

Das für stiftungsweite IT-Kooperationen maßgebliche Gremium ist seit 2008 der gemeinschaftlich von allen Instituten und der Geschäftsstelle besetzte IT-Arbeitskreis der Max Weber Stiftung. In seiner Zuständigkeit für das informationstechnische Rahmenkonzept der Stiftung lag einer seiner diesjährigen Arbeitsschwerpunkte in der Erarbeitung eines Konzepts zur Umsetzung der im August erschienenen BSI Richtlinien zum sicheren E-Mailbetrieb (BSI TR-03108). Neben dem im April 2015 neu gewählten Moritz Schepp (DFK Paris) amtiert Jan-Peter Grünewälder (DHI Rom) weiterhin im Sprecherteam des Arbeitskreises.

# Personal und Gremien

## Personal und Institutsaufgaben

Direktor
Prof. Dr. Martin Baumeister

Stellvertretender Direktor
PD Dr. Alexander Koller

Sekretariate:
Dott.ssa Eva Grassi
Dott.ssa Monika Kruse (Direktor)
Susanne Wesely (Wissenschaftlicher Dienst)

Verwaltung

Verwaltungsleiterin
Sandra Heisel

Liegenschafts- und Veranstaltungsmanagement, allgemeine Verwaltungsaufgaben:
Paola Fiorini
Personalsachbearbeitung, Beschaffung:
Sara Marcone
Buchhaltung und Reisekosten:
Elisa Ritzmann

Innerer Dienst:
Alessandra Costantini
Alessandro Silvestri
Giuseppe Tosi
Guido Tufariello

Öffentlichkeitsarbeit:
Dr. des. Claudia Gerken (ab 15. 1. 2015)
Dr. Kordula Wolf

Informations- und Kommunikationstechnologie:
Niklas Bolli
Jan-Peter Grünewälder

Bibliothek
Dr. Thomas Hofmann (Leiter)

Bibliothekarinnen:
Dipl.-Bibl. Elisabeth Dunkl
Dipl.-Bibl. Liane Soppa

Bibliotheksmitarbeiter/-in:
Martina Confalonieri
Antonio La Bernarda

Musikgeschichtliche Abteilung
Dr. Markus Engelhardt (Leiter)
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort (Stellvertretende Leiterin)

Projekt „Die Opernbestände der Bibliotheken römischer Fürstenhäuser: Erschließung und Auswertung“:
Dr. Roland Pfeiffer (Projektleiter, bis 31. 12. 2015)

Musikgeschichtliche Bibliothek
Bibliothekarin:
Dipl.-Bibl. Christina Ruggiero

Bibliotheksmitarbeiter/-in:
Dott.ssa Christine Streubühr
Roberto Versaci

Wissenschaftliche Mitarbeiter/-innen

Mittelalter:
Dr. Martin Bauch
Dr. Marco Di Branco (bis 31. 12. 2015)
Dr. Andreas Rehberg
Dr. Kordula Wolf

Repertorium Germanicum:
Dr. Sven Mahmens

Frühe Neuzeit:
Dr. Andreea Badea
PD Dr. Alexander Koller

19. und 20. Jahrhundert:
Dr. Lutz Klinkhammer
Dr. Carolin Kosuch

Musikgeschichte
Dr. Stephanie Klauk (bis 28. 2. 2015)
Dr. Richard Erkens (ab 1. 5. 2015)

Gastwissenschaftler:
PD Dr. Dr. Guido Braun (bis 30. 8. 2015)
PD Dr. Marc von der Höh (ab 1. 10. 2015)

Ämter im Personalbereich:

Personalrat:
Dr. Andreea Badea
Jörg Hörnschemeyer (Vorsitz)
Dr. Sven Mahmens

Sprecherinnen der Wiss. Mitarbeiter/-innen:
Dr. Kordula Wolf
Dr. Carolin Kosuch (Vertreterin)

Sprecher der Ortskräfte:
Antonio La Bernarda
Roberto Versaci (Vertreter)

Vertrauensfrau des Instituts:
Susanne Wesely

Redaktion:

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts Rom (De Gruyter):
Dr. Kordula Wolf

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma (Viella):
Dr. Kordula Wolf

QFIAB:
PD Dr. Alexander Koller
Sekretariat: Susanne Wesely

Bibliographische Informationen:
Dr. Lutz Klinkhammer (Gesamtkoordination);
Redaktion: Dott.ssa Eva Grassi, Dr. Gerhard Kuck, Susanne Wesely

Online Publikationen des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Dr. Kordula Wolf

Analecta musicologica:
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort
Dr. Markus Engelhardt

Concentus musicus:
Dr. Markus Engelhardt

## Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Gabriele B. Clemens (Vorsitzende), Universität des Saarlandes Saarbrücken
Prof. Dr. Birgit Studt (Stellv. Vorsitzende), Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Prof. Dr. Maria Pia Alberzoni, Università Cattolica del Sacro Cuore Mailand (ab Mai 2015)
Prof. Dr. Thomas Betzwieser, Goethe Universität Frankfurt am Main
Prof. Dr. Irmgard Fees, Ludwig-Maximilians-Universität München
Prof. Dr. Hubert Houben, Università del Salento Lecce (bis März 2015)
Prof. Dr. Nikolas Jaspert, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Prof. Dr. Bernd Roeck, Universität Zürich
Prof. Dr. Günther Wassilowsky, Goethe Universität Frankfurt am Main
Prof. Dr. Clemens Zimmermann, Universität des Saarlandes Saarbrücken

## Freundeskreis des DHI

Vorsitzender: Dr. Eberhard J. Nikitsch (Mainz)
Stellvertreter: Dr. Kai-Michael Sprenger (Mainz, ab 16. 10. 2015)
Schatzmeister: Dr. Stephan Kern (Mainz)

Martin Baumeister

## Artikel

Achim Thomas Hack

# Papst wider Willen

## Zur Geschichte eines Motivs

1 Einleitung
2 Papstbriefe als Selbstzeugnisse
3 Die Dialektik der Demut
4 Zur Frage nach der Herkunft
5 Vom Topos zum Ritus
6 Die Weigerung als Argument
7 Endgültige Institutionalisierung im Hoch- und Spätmittelalter
8 Zusammenfassung

**Riassunto:** L'articolo tratta un motivo presente per tutto il medioevo nei testi più diversi, vale a dire il rifiuto di ascendere al soglio pontificio dopo l'avvenuta elezione. Gregorio Magno se ne occupava sul piano teorico nella sua *Regula pastoralis*: spinto dalla sua *humilitas*, l'eletto sarebbe dovuto sfuggire dall'assumere l'incarico che gli era stato assegnato, ma non avrebbe dovuto persistere nel suo rifiuto più di tanto. Nonostante le motivazioni bibliche addotte da Gregorio e da altri, tale motivo è documentato già dai tempi precristiani, ad esempio nella tradizione filosofica (Platone, Cicerone) e presso gli imperatori romani a partire da Tiberio. Dall'VIII secolo in poi si trattava però non più solo di un topos letterario, ma di un rituale praticato con evidente regolarità: l'eletto cercava di sfuggire alla sua incoronazione nascondendosi, ma veniva presto rintracciato e portato „con la forza" al Palazzo Lateranense durante una solenne processione. I papi ricorrevano inoltre spesso all'argomento dell'elezione non voluta, soprattutto quando intendevano dimostrare che non erano arrivati al soglio pontificio in modo illegittimo, ad esempio per simonia. Gregorio VII ne costituisce un esempio molto eloquente: egli presentava tutta la sua carriera come imposta dall'esterno. Nell'alto e tardo medioevo il rituale avrebbe poi trovato la sua definitiva istituzionalizzazione; negli annunci dell'avvenuta elezione, fortemente formalizzati, si sottolineava sempre l'iniziale rifiuto da parte del nuovo papa di accettarla; anzi, le stesse benedizioni impartite durante l'ordinazione ricordavano espressamente l'imposizione subita. Benedetto XVI è a tutt'oggi l'ultimo pontefice arrivato al soglio pontificio „contro la sua volontà".

**Abstract:** This paper investigates a motif present throughout the Middle Ages in a broad variety of texts: the refusal to ascend to the papal throne after election. Gregory the Great dealt with this issue on a theoretical level in his *Regula pastoralis*: driven by *humilitas*, the Pope elect should shrink from taking on the office assigned to him, but should not insist excessively in his refusal. Despite the Biblical motivations claimed by Gregory and others, this motif is already documented in the pre-Christian era, for example in the philosophical tradition (Plato, Cicero) and among the Roman emperors starting from Tiberius. From the 8th century onwards it was no longer a literary topos,

but a ritual practiced with evident regularity: the Pope elect attempted to avoid his coronation by hiding, but was soon tracked down and taken „by force" to the Lateran Palace in solemn procession. Popes often also argued that they had not desired to be elected, especially when attempting to demonstrate that they had not arrived at the Papal throne legitimately but, for example, through simony. Gregory VII is a striking example: he presented his entire career as an imposition from the outside. In the early and late Middle Ages this ritual was definitively institutionalized; the highly formalized announcements of the Pope's election always stressed the new Pope's initial refusal to accept; indeed, the very blessings imparted during ordinations expressly mentioned the imposition to which he had been subjected. Benedict XVI is currently the last Pope to have ascended to the Papal throne „against his wishes".

1. Dass im Jahre 1294 der bereits hoch betagte Petrus vom Morrone zum Papst erhoben würde, hatte unter den Zeitgenossen wohl kaum jemand erwartet, am allerwenigsten anscheinend der Betroffene selbst. Als der in den Abruzzen lebende Einsiedler von seiner Wahl erfuhr, soll er in große Trauer und ununterbrochenes Wehklagen verfallen sein. „Wer bin ich – so sprach er – um eine so schwere Last, um eine so hohe Machtposition zu übernehmen? Ich kann noch nicht einmal mich selbst erlösen, wie dann die ganze Welt?". Er fasste daher den Plan, sich durch eine heimliche Flucht dem Papstamt zu entziehen. Ein Entkommen war allerdings schon nicht mehr möglich, da die Menschen der Umgebung seine Zelle bereits von allen Seiten umstellt hatten; sie alle kannten nämlich seine große Demut und wussten daher, dass er die angetragene Würde keinesfalls freiwillig übernehmen würde. In dieser ausweglosen Situation betete er zu Gott und entschied sich sodann, mit Furcht und Zittern (*cum timore et tremore*) die Papstwahl anzunehmen. Soweit der Bericht einer anonymen Vita Cölestins V., die kurz nach dem Tod des Papstes von einem Mitbruder verfasst worden ist.[1]

1 Vgl. Vita C (*Tractatus de vita et operibus atque obitu ipsius sancti viri*), ed. P. Herde, in: Die ältesten Viten Papst Cölestins V. (Peters vom Morrone), Hannover 2008 (MGH SS rer Germ 23), S. 101–222, hier Kap. 22 (S. 135 f.): *Quod vir sanctus audiens* (dass er zum Papst gewählt worden ist sc.), *nimio maerore repletus grandi lamento se die noctuque dedit. Tandem convocavit fratres suos et dixit eisdem in eo magnas tentationes esse de hoc facto et nullo modo decretum recipere disponebat. Sed fratres et alii amici atque devoti illius eidem coeperunt dicere: ‚Quare, pater sancte, hoc dicis? Quare non consideras, quod, si hoc facis, magnam heresim in mundo adducis? Hec vero electio non a te, sed a deo facta est; et si hanc renuis, dei voluntati contradicis.' Ipse vero aiebat: ‚Et quis sum ego ad tale tantumque onus accipiendum talemque potestatem? Ego non sum sufficiens ad me salvandum; quomodo totum mundum?' Et sic decrevit latenter cum uno socio fugere, cui iam dixerat occulte. Sed nequaquam valuit, quia iam tota cella undique obsessa erat et circumdata ab hominibus illius contrate. Omnes enim timebant hoc et cogitabant, eo quod ipsi noverant humilitatem illius, quod nullo modo illam dignitatem voluntarie reciperet; et quid ageret quove se verteret, iste vir sanctus nesciebat. Timebat enim dei voluntati contraire, timebatque, si reciperet, quod non prodesset ecclesie dei, sicut omnes credebant. In hoc magno*

Die kurz referierte Episode ist nun keineswegs die einzige dieser Art. Immer wieder liest man in den mittelalterlichen Quellen (und nicht nur in diesen[2]) von Päpsten, die gegen ihren ausdrücklichen Willen auf die Cathedra Petri gekommen sind. Was man von diesen Darstellungen zu halten hat, wird in der wissenschaftlichen Literatur sehr unterschiedlich beurteilt. Manche Historiker nehmen die Berichte für bare Münze und sehen in der Weigerung einen Ausdruck entweder der christlichen Demut oder der Angst vor den Bürden des päpstlichen Amtes. Andere Wissenschaftler deuten derartige Schilderungen als historiographischen Topos, der nicht viel zu besagen habe. Zur Begründung verweisen sie – mehr oder weniger pauschal – auf einige analoge Beispiele, gehen aber in aller Regel auf die Funktion und Geschichte des Motivs nicht näher ein.[3] So kommt es, dass trotz der auffälligen Präsenz dieses Phänomens eine eingehende Untersuchung bis zum heutigen Tag noch immer aussteht. Nur sie kann aber dem Historiker die Kriterien liefern, die bei der Beurteilung zu Grunde zu legen sind.[4]

---

*certamine flebat et deum precibus exorabat. Tandem cum timore et tremore divino decretum recepit.* Über den Text vgl. ebd., S. 30–48.

**2** So sagte noch Benedikt XVI. in einer Ansprache an deutsche Pilger am 25. April 2005, also sechs Tage nach der Wahl: „Als langsam der Gang der Abstimmungen mich erkennen ließ, dass sozusagen das Fallbeil auf mich herabfallen würde, war mir ganz schwindelig zumute. Ich hatte geglaubt, mein Lebenswerk getan zu haben und auf einen ruhigen Ausklang meiner Tage hoffen zu dürfen. Ich habe mit tiefer Überzeugung zum Herrn gesagt: Tu mir dies nicht an! Du hast Jüngere und Bessere, die mit ganz anderem Elan und mit ganz anderer Kraft an diese große Aufgabe herantreten können."

**3** Zur Illustration mag es genügen, auf die Diskussion um die Weigerung Cölestins V. zu verweisen, vgl. I. Hösl, Kardinal Jacobus Gaietani Stefaneschi. Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des beginnenden vierzehnten Jahrhunderts, Berlin 1908 (Historische Studien 61), S. 54 f.; F. X. Seppelt, Studien zum Pontifikat Papst Coelestins V., Berlin-Leipzig 1911 (Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte 27), S. 13 Anm. 3; F. Baethgen, Beiträge zur Geschichte Cölestins V., Halle a. d. Saale 1934 (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft Geisteswissenschaftliche Klasse 10. Jg. 4), S. 32 (S. 298 der Gesamtzählung); P. Herde, Cölestin V. (1294) (Peter vom Morrone). Der Engelspapst, Stuttgart 1981 (Päpste und Papsttum 16), S. 63 und 73–75. – Eine frühe Zusammenstellung einschlägiger Belege findet sich bei F. Hurter, Geschichte Papst Jnnocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen I, Hamburg $^{3}$1841, S. 90–92 (mit Hinweisen auf Gregor den Großen, Gregor VII., Innozenz II., Eugen III., Hadrian IV., Alexander III. und Innozenz III.).

**4** Das ist umso erstaunlicher, als eine Fülle von Arbeiten über die Papstwahl im engeren und weiteren Sinne vorliegt. Die Spannweite lässt sich sehr gut an zwei neueren Monographien aufzeigen, die beide aus Habilitationsschriften hervorgegangen sind: G. Wassilowsky, Die Konklavereform Gregors XV. (1621/22). Wertekonflikte, symbolische Inszenierung und Verfahrenswandel im posttridentinischen Papsttum, Stuttgart 2010 (Päpste und Papsttum 38) (für das Mittelalter S. 41–54); sowie S. Schima, Papsttum und Nachfolgebeeinflussung. Von den Anfängen bis zur Papstwahlordnung von 1179, Freistadt 2011 (Kirche und Recht 26). Dort finden sich auch die älteren Arbeiten zitiert. Von italienischer Seite vgl. zuletzt A. M. Piazzoni, Storia delle elezioni pontificie, Casale Monferrato 2003; A. Paravicini Bagliani, Morte e elezione del papa. Norme, riti e conflitti [I]: Il Medioevo, Roma 2013 (La corte dei papi 22).

Am Beginn dieser Analyse hätte eine gründliche Prüfung aller mittelalterlicher Papsterhebungen zu stehen, die jedoch aufgrund der schieren Zahl – es handelt sich um mehr als zweihundert – an dieser Stelle nicht vorgenommen werden kann.[5] Als Preis dafür muss ein höherer Grad an Vorläufigkeit der Ergebnisse in Kauf genommen werden. Außerdem ist an die unbefriedigende Quellenlage besonders im frühen Mittelalter zu erinnern, die generelle Aussagen schwierig, wenn nicht sogar unmöglich macht.

Die folgenden Ausführungen sind nicht rein chronologisch strukturiert, sondern konzentrieren sich auf einige systematische Fragen. Zunächst werden die Papstbriefe als wichtigste Quellengruppe untersucht, wobei das besondere Augenmerk ihrem Charakter als Selbstzeugnis gilt. Der zweite Abschnitt wendet sich dem Paradox der Zustimmung zur Wahl trotz anfänglicher Weigerung zu, das man auch als Dialektik der Demut beschreiben kann. Drittens wird die Frage nach der Herkunft des Motivs gestellt und dabei vor allem der antike Hintergrund beleuchtet. Der vierte Abschnitt geht auf das Verhältnis von Topos und Ritus ein, während der fünfte die argumentative Verwendung an ausgewählten Beispielen untersucht. Im sechsten Punkt werden schließlich die spätmittelalterlichen Verhältnisse thematisiert, die die Formelhaftigkeit der Weigerung auf dem Höhepunkt zeigen.

## 2. Für alle Fragen, die die Motivation von historischen Personen betreffen, spielen die so genannten Ego-Dokumente eine besondere Rolle, versprechen sie doch mehr als alle anderen Quellengruppen einen weitgehend unverstellten Blick auf die inneren Beweggründe der Protagonisten.[6] Es ist daher zweifellos eine günstige Ausgangslage, dass wir über die anfängliche Weigerung der künftigen Päpste sehr oft aus ihrer eigenen Korrespondenz erfahren.

Die umfangreichste Briefsammlung, die von einem Papst aus dem ersten nachchristlichen Jahrtausend auf uns gekommen ist, stammt von Gregor dem Großen. Aus den vierzehn Jahren seines Pontifikats haben sich über 850 Schreiben erhalten.[7] Mehr

5 Selbst eine umfassende Bibliographie zu den mittelalterlichen Päpsten ist kaum möglich und wird im Folgenden nicht angestrebt. Zur ersten Orientierung vgl. die Artikel in M. Brey (Hg.), Enciclopedia dei Papi I–III, Roma 2000, sowie die jährliche Bibliographie im Archivum Historiae Pontificiae.

6 Vgl. etwa W. Schulze (Hg.), Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1995 (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2), und darin besonders den einleitenden Beitrag des Herausgebers (S. 11–30).

7 Im Register Gregors des Großen sind 852 Schreiben überliefert, wobei in einem Stück (Reg. I, 79) zwei Briefe kontrahiert sind; weitere 14 Briefe wurden außerhalb des Registers, vor allem bei Beda, tradiert, sodass man auf eine Gesamtzahl von 867 Stück kommt. Vgl. Gregorii I papae Registrum Epistularum, ed. P. Ewald/L. M. Hartmann, Berlin 1887–1891 (MGH Epp 1–2); bzw. S. Gregorii Magni Registrum Epistularum, ed. D. Norberg, Turnhout 1982 (Corpus Christianorum Series Latina 140–140A) (im Folgenden kurz „Reg." mit Buch und Nummer nach der Edition von Ewald und Hartmann zitiert). Zur Überlieferung und zu den kritischen Editionen vgl. E. Pitz, Papstreskripte im frühen Mittelalter. Diplomatische und rechtsgeschichtliche Studien zum Brief-Corpus Gregors des Großen, Sigmaringen

als ein halbes Dutzend davon thematisiert seinen Unwillen, die Papstwahl zu akzeptieren. Sie stammen aus dem ersten halben Jahr seiner Regierung und sind durchweg an hochgestellte Personen gerichtet: den Patriarchen Johannes von Konstantinopel, die Schwester des Kaisers Theoctista, den Patrizier Narses, den Patriarchen Anastasius von Antiochia, die Bischöfe Natalis von Salona und Johannes von Ravenna sowie den Erzbischof Anastasius von Korinth.[8] In ihnen klagt Gregor zumeist wortreich über die gegen seinen Willen erfolgte Wahl zum Papst, die ihn aus seinem christlich-beschaulichen Leben herausgerissen und ihm die schweren Lasten der bischöflichen Amtsführung aufgebürdet habe. Dem äußeren Aufstieg auf den Gipfel der Macht entspreche daher der innere Abstieg und Verfall.[9] Immer wieder zitiert er in diesem Zusammenhang die Worte des 68. Psalmes: „Ich bin in die Tiefen des Meeres geraten und der Sturm hat mich versenkt".[10]

---

1990 (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters 14), besonders S. 33–38. – Zum historischen Kontext und den Korrespondenzpartnern vgl. zuletzt B. Müller, Führung im Denken und Handeln Gregors des Großen, Tübingen 2009 (Studien und Texte zu Antike und Christentum 57); A. T. Hack, Gregor der Große und die Krankheit, Stuttgart 2012 (Päpste und Papsttum 41).

**8** Vgl. Gregor, Registrum, ed. Ewald/Hartmann (wie Anm. 7) I, 4 (an Patriarch Johannes von Konstantinopel); I, 5 (an Theoctista, die Schwester des Kaisers Maurikios); I, 6 (an den Patrizier Narses); I, 7 (an Patriarch Anastasius von Antiochien); I, 20 (an Bischof Natalis von Salona); I, 24 (Synodika an alle Patriarchen); I, 24a (an Bischof Johannes von Ravenna); I, 25 (an Patriarch Anastasius von Antiochien); I, 26 (an Bischof Anastasius von Korinth). Die drei zuerst genannten Schreiben (Reg. I, 4–6) sind vom selben Überbringer, Bischof Bacauda von Formia, im Oktober 590 nach Konstantinopel befördert worden. Mit derselben Sendung sollte offenbar auch der erste Brief an Anastasius von Antiochien (Reg. I, 7) expediert werden, doch hat Gregor das Schreiben nicht abgeschickt; einige Monate später wurde es durch ein über weite Passagen gleichlautendes ersetzt (Reg. I, 25). Sein Überbringer, der Defensor Bonifatius, hat wahrscheinlich auch den Brief an Anastasius von Korinth (Reg. I, 26) zugestellt, während das Schreiben an Natalis von Salona (Reg. I, 20) schon früher abgegangen war; sein Überbringer dürfte der Salonitaner Diakon Stephan gewesen sein (vgl. Reg. I, 19). Der Widmungsbrief der *Regula pastoralis* (Reg. I, 24a) ist an einen *Iohannes episcopus* adressiert, dessen Bistum nicht genannt wird; in der Forschung werden Gregors Amtsbrüder in Konstantinopel und – mit höherer Wahrscheinlichkeit – in Ravenna diskutiert. Vgl. die jeweiligen Anmerkungen in der Edition von P. Ewald und L. M. Hartmann (die Identifikation des Widmungsträgers mit Johannes von Konstantinopel vertritt etwa E. Caspar, Geschichte des Papsttums I–II, Tübingen 1930–1933, hier Bd. II, S. 366 Anm. 2). – Die meisten der hier interessierenden Briefe sind auch in die Gregor-Vita des Johannes Diaconus inseriert und dadurch einem großen Rezipientenkreis zugänglich gemacht worden, vgl. Sancti Gregorii Magni Vita a Joanne diacono scripta libris quatuor, ed. J.-P. Migne, Paris 1849 (Patrologia Latina 75), Sp. 59–242, lib. I, cap. 45 (= Reg. I, 3), 46 (= Reg. I, 4), 47 (= Reg. I, 5), 48 (= Reg. I, 6), 49 (= Reg. I, 25), 54 (= Reg. I, 26). – In einigen weiteren Briefen vom Beginn des Pontifikats spricht Gregor zwar nicht direkt von seinem Widerstreben, aber doch von seinem Unwillen über die Erhebung zum römischen Bischof, so etwa in Reg. I, 3 (an den Scholasticus Paulus); I, 29 (an den *Vir illuster* Andreas); I, 30 (an den Exkonsul Johannes); sowie I, 31 (an den *Comes excubitorum* Philippicus).

**9** Vgl. Gregor, Registrum, ed. Ewald/Hartmann (wie Anm. 7) I, 5: *intus corruens ascendisse exterius videor.*

**10** Ps 68, 3 in Reg. I, 5; I, 7; I, 25, in der Form: *Veni in altitudinem maris et tempestas demersit me*; zu dieser Textgestalt vgl. R. Weber, Le psautier romain et les anciens psautiers latins. Edition critique,

Als Beispiel sei das Schreiben Gregors an seinen Mitbruder in Konstantinopel herausgegriffen, der aufgrund seiner asketischen Leistungen als Johannes der Faster bekannt geworden ist. Gleich zu Beginn des kurzen Briefes wirft Gregor dem Adressaten vor, dass er ihn nicht gemäß den Forderungen des christlichen Gebotes wie sich selbst liebe. Denn als er damals zum Bischof gewählt worden sei, habe er alles daran gesetzt, den Lasten der Bischofswürde zu entfliehen; jedoch habe er nichts dagegen unternommen, dass ihm, Gregor, dieselben Lasten auferlegt würden: *Constat ergo quia non me sicut vos diligistis, qui illa me voluistis onera suscipere, quae vobis imponi noluistis*. Weil er aber als Unwürdiger und Schwacher ein altes, von den Wellen stark beschädigtes Schiff übernommen habe, in das von allen Seiten die Fluten eindrängen und dessen morsche Bretter in den täglichen Stürmen schwer ächzten, möge er ihm wenigstens die Hilfe seines Gebetes zuteil werden lassen. Denn er könne umso eifriger beten, da er weit von den Verwirrungen entfernt sei, die Gregor zu erleiden habe.[11]

Es ist unschwer zu erkennen, dass Gregors Schreiben nicht von jenem Ideal der Spontaneität und Natürlichkeit bestimmt ist, das zumal im deutschen Sprachraum seit der Epoche der Empfindsamkeit vorherrscht. Vielmehr werden konventionelle Themen angesprochen, die durch eine lange epistolographische Tradition fest eingeübt sind.[12] Den allgemeinen Rahmen bildet der christliche Freundschaftsbrief: zu Beginn die rhetorisch effektvolle Entrüstung über die (angeblich) fehlende Nächstenliebe, am Ende die Bitte um das unterstützende Gebet. Sodann nimmt Gregor eine prononcierte Haltung der Demut ein,[13] indem er sich als zu unwürdig und zu schwach

---

Roma 1953 (Collectanea Biblica Latina 10), S. 155. Die Vulgata übersetzt iuxta Septuaginta: *veni in altitudines maris et tempestas demersit me* und iuxta Hebraicum: *veni in profundum aquarum et flumen operuit me*. Besonders der Brief an Theoctista (Reg. I, 5) ist über weite Strecken eine Aneinanderreihung von wörtlichen Bibelzitaten (auf einer Druckseite: Ps 26, 8; Is 58, 14; Ps 68, 3; Is 46, 8; Ps 39, 13; Mc 5, 19; Ps 72, 18; Ps 36, 20; Ps 82, 14; Phil 3, 13; Iob 36, 5; Prov 1, 5).

**11** Vgl. Gregor, Registrum, ed. Ewald/Hartmann (wie Anm. 7) I, 4: *Si caritatis virtus in proximi dilectione consistit, si sic diligere proximos sicut nos iubemur, quid est, quod me beatitudo vestra non ita ut se diligit? Quo enim ardore, quo studio episcopatus pondera fugere voluerit, scio, et tamen haec eadem episcopatus pondera ne mihi deberent imponi, non restitit. Constat ergo quia non me sicut vos diligitis, qui illa me voluistis onera suscipere, quae vobis imponi noluistis. Sed quia vetustam navem, vehementerque confractam, indignus ego infirmusque suscepi, – undique enim fluctus intrant et cotidiana ac valida tempestate quassatae putridae naufragium tabulae sonant – per omnipotentem Dominum rogo, ut in hoc mihi periculo orationis tuae manum porrigas, quia et tanto enixius potestis exorare, quanto et a confusione tribulationum, quas in hac terra patimur, longius statis.*

**12** Grundlegend dafür K. Thraede, Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik, München 1970 (Zetemata 48); speziell zu Gregor dem Großen vgl. A. T. Hack, Codex Carolinus. Päpstliche Epistolographie im 8. Jahrhundert, Stuttgart 2006–2007 (Päpste und Papsttum 35), S. 168–186.

**13** Offenbar aufgrund der Fülle an Zeugnissen unterschiedlichster Art ist eine Geschichte der Demut noch immer nicht geschrieben. Zur ersten (auch bibliographischen) Orientierung vgl. A. Dihle, Art. Demut, in: Reallexikon für Antike und Christentum III, Stuttgart 1957, Sp. 735–778; H. D. Preuß u. a., Art. Demut, in: Theologische Realenzyklopädie VIII, Berlin-New York 1981, S. 459–488 (beide Artikel gehen auf Gregor den Großen nicht näher ein).

für die Leitung der römischen Kirche bezeichnet – eine Aufgabe, die er mit einer in vielen Einzelheiten ausgeführten Schifffahrtsmetapher umschreibt.[14] Ein Ausdruck dieser Demut ist auch sein Widerstand gegen das Papstamt, wobei er die bischöfliche Würde nicht nur selber ablehnt, sondern sogar von seinem befreundeten Mitbruder eine aktive Unterstützung verlangt. Ihr Fehlen ist der Grund für seine inszenierte Entrüstung.

Dass es sich bei Gregors Weigerung um einen Topos handelt, wird in der wissenschaftlichen Literatur in aller Regel verkannt, obwohl das hier besprochene Schreiben an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt.[15] Der Absender übernimmt nicht nur selbst das Bischofsamt wider Willen, sondern berichtet genau dasselbe auch von seinem Adressaten; außerdem setzt er wie selbstverständlich voraus, dass Johannes seine ablehnende Haltung kennt und ihn unaufgefordert in seiner Weigerung unterstützt.

Die genannten Schreiben Gregors des Großen sind nur in den allerwenigsten Fällen päpstliche Wahlanzeigen, wie sie von seinen Vorgängern und Nachfolgern überliefert sind.[16] Vielmehr handelt es sich zumeist um Antwortbriefe auf Gratulationsschreiben der Adressaten, die heute zwar ausnahmslos verloren, aber aufgrund der rekapitulierenden Bezugnahme zumindest in ihrem Grundtenor rekonstruierbar sind. Dem ehemaligen Diakon wird darin zu seiner Beförderung (*processio*) zum römischen Bischof gratuliert, mithin sein Karriereschritt als etwas durchweg Positives

**14** Noch wesentlich ausführlicher, aber mit übereinstimmenden Formulierungen (*vetustam ... navem*; *fluctus inruunt, tempestate ... putridae naufragium tabulae sonant*) wird die Schifffahrtsmetapher im Brief an Leander von Sevilla vom April 591 verwendet (Reg. I, 41). Dazu B. Müller, Nautische Metaphern bei Gregor dem Großen, in: Studia patristica 48 (2010), S. 165–170; allgemeiner D. Peil, Untersuchungen zur Staats- und Herrschaftsmetaphorik in literarischen Zeugnissen von der Antike bis zur Gegenwart, München 1983 (Münstersche Mittelalter-Schriften 50), S. 700–870.

**15** Vgl. zum Beispiel G. Jenal, Gregor I., der Große, in: M. Greschat (Hg.), Das Papsttum I: Von den Anfängen bis zu den Päpsten in Avignon, Stuttgart-Berlin-Köln ²1994 (Gestalten der Kirchengeschichte 11), S. 83–99 (zuerst 1985), hier S. 85: „Seiner Wahl hatte Gregor zunächst ernsten inneren Widerstand entgegengestellt"; J. Richards, Art. Gregor I. d. Gr. I: Leben und Wirken, in: Lex. MA, Bd. 4, Sp. 1663 f., hier 1663: „Nachdem Pelagius 590 an der Pest gestorben war, wurde G(regor) gegen seinen Willen zum Papst gewählt".

**16** Nur bei Gregor, Registrum, ed. Ewald/Hartmann (wie Anm. 7) I, 26 handelt es sich um eine Wahlanzeige. Reg. I, 24a ist das Begleitschreiben zur *Regula pastoralis*. Alle anderen angeführten Briefe antworten auf ein Gratulationsschreiben des Adressaten. – Zur Rezeption vor allem des Schreibens an Anastasius von Korinth im hohen Mittelalter vgl. F. Gutmann, Die Wahlanzeigen der Päpste bis zum Ende der avignonesischen Zeit, Marburg 1931 (Marburger Studien zur älteren deutschen Geschichte 2. Reihe 3), S. 43–45 und 48; Chr. Egger, Päpstliche Wahldekrete und Wahlanzeigen – Formen mittelalterlicher Propaganda?, in: K. Hruza (Hg.), Propaganda, Kommunikation und Öffentlichkeit (11.–16. Jahrhundert), Wien 2002 (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 6, Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften Philosophisch-Historische Klasse 307), S. 89–125, hier S. 106 f.

bewertet.[17] Diese Bewertung kehrt Gregor mit seiner Demutsbezeugung in ihr Gegenteil um, unter anderem durch die Aussage, nur widerstrebend und ganz entgegen dem eigenen Willen mit dem Papstamt betraut worden zu sein.

3. Das Beispiel Gregors des Großen ist noch aus einem weiteren Grund von besonderem Interesse. Im selben Zeitraum, in dem die erwähnten Briefe verschickt worden sind, hat Gregor – auf älteren Arbeiten basierend – eine theoretische Schrift verfasst, in der er über das Bischofsamt in grundsätzlicher Weise nachdenkt. Gemeint ist die berühmte *Regula pastoralis*, die der Autor seinem Selbstzeugnis zufolge *in episcopatus mei exordio* niedergeschrieben hat.[18] Der Text wurde sehr schnell allgemein bekannt und hat zahlreiche mittelalterliche Bischofsspiegel beeinflusst.[19] Noch zu Lebzeiten des Verfassers wurde die Schrift ins Griechische übersetzt, eine altenglische Übertragung stammt bereits aus dem 9. Jahrhundert.[20] Am Beginn steht ein Widmungsschrei-

**17** Vgl. etwa den Beginn des Schreibens an Bischof Natalis von Salona (Gregor, Registrum, ed. Ewald/Hartmann [wie Anm. 7] I, 20): *Scripta reverentiae tuae, quae processioni nostrae gratias referebant, offerente Stephano diacono quem direxistis, accepimus*. Anstelle von *processioni* lesen manche Handschriften *promotioni*.

**18** Vgl. Grégoire le Grand, Règle pastorale, lat.-frz. von B. Judic/F. Rommel/Ch. Morel, Paris 1992 (Sources chrétiennes 381–382); die sehr informative Introduction (S. 15–102) stammt von B. Judic. – Das Zitat über die Abfassung stammt aus einem Brief an Bischof Leander von Sevilla (Reg. V, 53). – Aufgrund eines frühen Selbstzitates lässt sich die Niederschrift der *Regula pastoralis* (besonders Teil 1 und 2) in die Zeit zwischen September 590 und Februar 591 datieren, vgl. Judic, Introduction, S. 21f. Die oben genannten Briefe wurden zwischen Oktober 590 und Februar 591 geschrieben. Theologische Theorie und epistolographische Praxis dürften also exakt parallel anzusetzen sein. – Die *Regula pastoralis* war durch Gregors *Moralia in Job* inhaltlich bereits weit vorbereitet (vgl. Judic, Introduction, S. 17–21), sodass die rasche Niederschrift nicht weiter erstaunlich ist. Über die Quellen vgl. sehr ausführlich ebd., S. 25–62.

**19** Dazu Judic, Introduction (wie Anm. 18), S. 88–102 mit drei instruktiven Verbreitungskarten am Ende der Edition, S. 567–572. Vgl. außerdem auch S. Floryszczak, Die Regula Pastoralis Gregors des Großen. Studien zu Text, kirchenpolitischer Bedeutung und Rezeption in der Karolingerzeit, Tübingen 2005 (Studien und Texte zu Antike und Christentum 26). Einen ersten Überblick über die mittelalterlichen Bischofsspiegel bietet M. Müller, Fürstenspiegel und Bischofsspiegel. Der Beitrag Jakob Wimpfelings, in: Ders./S. Lembke (Hg.), Humanisten am Oberrhein. Neue Gelehrte im Dienst alter Herren, Leinfelden-Echterdingen 2004 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 37), S. 9–147, hier S. 19–59. Nicht historisch, sondern pastoraltheologisch orientiert ist der Aufsatz von H. Heinz, Der Bischofsspiegel des Mittelalters. Zur Regula Pastoralis Gregors des Großen, in: A. Ziegenaus (Hg.), Sendung und Dienst im bischöflichen Amt. Fs. Josef Stimpfle zum 75. Geburtstag, St. Ottilien 1991, S. 113–135.

**20** Zur Übersetzung ins Griechische vgl. den Brief Gregors an den Ravennater Subdiakon Johannes (Reg. XII, 6); dazu sehr knapp D. Z. Nikitas, Traduzioni greche di opere latine, in: S. Settis (Hg.), I Greci oltre la Grecia, Torino 2001 (I Greci. Storia, Cultura, Arte, Società 3), S. 1035–1051, hier S. 1042. Zur Übertragung ins Altenglische durch König Alfred den Großen (und seinen Kreis) vgl. A. Scharer, Herrschaft und Repräsentation. Studien zur Hofkultur König Alfreds des Großen, München 2000 (MIÖG. Ergänzungsbd. 36), S. 69; C. Schreiber, King Alfred's Old English Translation of Pope Gregory the Great's Regula pastoralis and its Cultural Context. A Study and Partial Edition According to All

ben an Bischof Johannes von Ravenna (oder Konstantinopel?), das – bezeichnend genug – mit dem Weigerungsmotiv, der Flucht vor dem Papstamt, beginnt.[21]

Die *Regula pastoralis* ist sehr sorgfältig aufgebaut und in vier Teile untergliedert; sie untersucht, erstens wie man zum Bischofsamt gelangen, zweitens wie man darin leben, drittens wie man darin lehren und viertens wie man dabei täglich die eigene Schwachheit aufmerksam erkennen soll.[22] Seine zentralen Thesen formuliert Gregor bereits in dem an Johannes von Ravenna gerichteten Widmungsschreiben. Im Hinblick auf den ersten Teil – und nur um diesen soll es im Folgenden gehen – lauten diese: Die Furcht (vor der Schwere der Verantwortung) soll das Verlangen (nach dem Bischofsamt) mäßigen.[23] Gleichwohl darf die Demut (des Bewerbers) nicht zur Flucht vor der Amtsübernahme führen.[24] Die Bischofswürde soll also von einer Person übernommen werden, die sie nicht erstrebt (*a non quaerente suscipitur*).[25]

Im ersten Teil der *Regula* legt Gregor dann seine Gedanken im Einzelnen dar. Der Papst konzediert zunächst zwar, dass die Beschäftigung mit Leitungsaufgaben oft die Ruhe und Festigkeit der Seele zerstört, attackiert aber den Heilsegoismus, der darin besteht, aus Rücksicht auf die eigene innere Ruhe auf das Wirken zum Nutzen aller zu verzichten. Zentral ist dabei das Argument der Liebe. Zu Petrus, dem ersten in der Reihe der Päpste, hat nämlich Jesus gemäß dem Johannesevangelium (Io 21,15–17) gesagt: „Wenn du mich liebst, so weide meine Schafe". Da also die Seelsorge ein Zeugnis für die Liebe ist, so beweist jeder, der zwar mit den erforderlichen Tugenden ausgestattet ist, sich aber weigert, die Herde Gottes zu weiden, dass er Gott nicht liebt.[26]

Nach Gregor ist es zweifellos ein Ausdruck lobenswerter Demut, wenn ein tugendhafter Mensch die Bürden der bischöflichen Leitungsaufgaben flieht. Doch darf er

---

Surviving Manuscripts Based on Cambridge, Corpus Christ College 12, Frankfurt am Main u. a. 2003 (Münchener Universitäts-Schriften. Texte und Untersuchungen zur Englischen Philologie 25); zusammenfassend Judic, Introduction (wie Anm. 18), S. 100.

**21** Vgl. Gregor, Regula pastoralis, ed. Judic (wie Anm. 18), S. 124–126 (= Reg. I, 24a): *Pastoralis curae me pondera fugere delitescendo uoluisse, benigna, frater carissime, atque humillima intentione reprehendis; quae ne quibusdam leuia esse uideantur, praesentis libri stilo exprimo de eorum grauidine omne quod penso...*

**22** Vgl. ebd.: *Quadripertita uero disputatione liber iste distinguitur, ut ad lectoris sui animum ordinatis alligationibus quasi quibusdam passibus gradiatur. Nam cum rerum necessitas exposcit, pensandum ualde est, ad culmen quisque regiminis qualiter ueniat; atque ad hoc rite perueniens, qualiter uiuat; et bene uiuens, qualiter doceat; et recte docens, infirmitatem suam cotidie quanta consideratione cognoscat.* – Zu Aufbau, Struktur und Stil vgl. B. Judic, Structure et fonction de la Regula pastoralis, in: J. Fontaine/R. Gillet/St. Pellistrandi (Hg.), Grégoire le Grand. Actes du Colloque international du Centre national de la recherche scientifique (Chantilly, 15–19 septembre 1982), Paris 1986, S. 409–417; Ders., Introduction (wie Anm. 18), S. 23–25.

**23** Reg. I, 24a: *Prius ergo appetitum timor temperet.*

**24** Ebd.: *ne ... humilitas accessum fugiat.*

**25** Ebd.

**26** Vgl. Gregor, *Regula pastoralis*, ed. Judic (wie Anm. 18), lib. I, cap. 4 und 5 (S. 140–148).

dabei nicht hartnäckig auf seinem Eigensinn beharren und das zurückweisen, was ihm von Gott zum Nutzen seiner Mitmenschen aufgetragen wird. Der wahrhaft Demütige muss also zwei paradoxe Haltungen miteinander vereinbaren und damit der Dialektik der Demut Rechnung tragen: sowohl von Herzen das Bischofsamt fliehen als auch gegen seinen Willen gehorchen (*et ex corde debet fugere, et inuitus oboedire*).[27] Nichts anderes hat Gregor nach Ausweis seiner Briefe am Beginn seines Pontifikats getan.

An alttestamentarischen Beispielen legt Gregor der Große sodann dar, dass an und für sich beide gegenteilige Verhaltensweisen lobenswert sein können: das Predigtamt von sich aus anzustreben und es nur gezwungenermaßen anzunehmen. Jesaia, der Vertreter der Vita activa, bot sich selbst dem Herrn an; Jeremias, der Repräsentant einer Vita contemplativa, weigert sich zunächst, dem göttlichen Auftrage Folge zu leisten: *Quod ergo laudabiliter alter appetiit, hoc laudabiliter alter expauit.* Das Problem liegt nach Gregor jedoch in der Selbsterkenntnis. Da es nämlich schwierig ist, seine eigene Eignung zu erkennen, ist es sicherer, dem Predigtamt auszuweichen, ohne dann allerdings hartnäckig bei dieser Weigerung zu bleiben, wenn der Wille Gottes dessen Annahme befiehlt. Moses hat beides in vorbildlicher Weise miteinander vereint: Er strebte zwar nicht danach, der Führer des Volkes Israel zu werden, jedoch hat er dem göttlichen Befehl schließlich demütig gehorcht: *Vtrobique ergo humilis, utrobique subiectus, et praeesse populis semetipsum metiendo noluit, et tamen de imperantis uiribus praesumendo consensit.*[28]

Genau anderthalb Jahrhunderte vor Gregor dem Großen – am 29. September 440 – hat Leo der Große den Papstthron bestiegen. Was er über seine Erhebung gedacht hat, ist aus den Predigten zu seinem Weihetag (*de ordinatione sua*) und zu den Jahrestagen dieses Ereignisses (*in natale eiusdem*) insgesamt recht gut bekannt.[29] Verglichen mit Gregor bieten seine Ausführungen ein alternatives, ja gewissermaßen sogar ein gegenläufiges Modell. Zwar legt auch Leo eine demütige Haltung an den Tag, indem er von seiner Niedrigkeit spricht, die zur höchsten Stufe emporgeführt wurde;[30] von der Winzigkeit seiner Person, die angesichts der Größe der übertragenen Aufgabe in Furcht und Schrecken versetzt wird.[31] Aber dabei bleibt er nicht stehen: Vielmehr

**27** Vgl. ebd., cap. 6 (S. 148–150).

**28** Vgl. ebd., cap. 7 (S. 150–154).

**29** Sancti Leonis Magni Romani pontificis Tractatus septem et nonaginta, ed. A. Chavasse, Turnhout 1973 (Corpus Christianorum Series Latina 138–138A), hier Tractatus I–V (S. 3–25). Zum Folgenden vgl. bereits die treffenden Beobachtungen von Caspar, Geschichte des Papsttums (wie Anm. 8) I, S. 425–427.

**30** Vgl. Leo I., Tractatus, ed. Chavasse (wie Anm. 29), nr. II: *Honorabilem mihi, dilectissimi, hodiernum diem fecit diuina dignatio, quae dum humilitatem meam in summum gradum prouehit, quod neminem suorum sperneret, demonstrauit* (S. 7).

**31** Vgl. ebd., nr. III: *respiciens ad exiguitatis meae tenuitatem et ad suscepti muneris magnitudinem, etiam ego propheticum illud debeo proclamare: ‚Domine, audiui auditum tuum et timui, consideraui opera tua et expaui'* (Habac 3, 1) (S. 10).

sieht er seine Erhebung zum römischen Bischof als Grund zur höchsten Freude.[32] Es habe wohl Anlass, zu zagen im Hinblick auf sein Verdienst; dennoch sei es fromm, sich über die göttliche Gabe zu freuen.[33] Diese Freude wiederum müsse einmünden in das Lob Gottes, der an ihm solch große Wunder vollbracht habe.[34] Denn die göttliche Wohltat nicht zu loben, wäre nach Leo keine scheue Ehrfurcht, sondern ein Beweis der Undankbarkeit.[35]

4. Gregor der Große ist nicht der erste Papst, der wider Willen auf die Cathedra Petri gekommen sein soll. Genau dasselbe wird auch schon von Bonifatius I. berichtet. In einem Brief an die Kaiser Honorius und Theodosius II. schildern die römischen Presbyter den Verlauf der Doppelwahl von 418 und heben darin unter anderem hervor, Bonifatius sei, was ihn sehr auszeichne, gegen seinen Willen unter Akklamation des gesamten Volkes und mit Zustimmung der Besten Roms erhoben worden.[36] Doch auch Bonifatius I. wird kaum der erste Papst gewesen sein, der (angeblich) nur gezwungenermaßen sein hohes Amt übernommen hat. Die Suche nach dem frühesten römischen Beleg für dieses Motiv braucht allerdings an dieser Stelle nicht

**32** Vgl. besonders die Predigt zu seiner Ordination, die im Anschluss an Ps 144, 21 beginnt: *Laudem Domini loquatur os meum et nomen sanctum eius anima mea ac spiritus, caro et lingua benedicat* (S. 5).
**33** Vgl. ebd., nr. II: *Vnde etsi necessarium est trepidare de merito, religiosum tamen est gaudere de dono* (S. 7).
**34** Vgl. ebd., nr. I (Ps 135 zitierend): *Quia in humilitate nostra memor fuit nostri Dominus et benedixit nos, quia fecit mirabilia magna solus* (S. 5).
**35** Vgl. ebd., nr. I: *Quia non uerecundae sed ingratae mentis indicium est beneficia tacere diuina* (S. 5). – Diese Einstellung macht es erklärlich, dass die ältesten überlieferten Wahlanzeigen keineswegs selbstverständlich auf die Weigerung abheben. So fehlt dieses Motiv in den Schreiben etlicher Päpste: Innozenz I. (an Bischof Anysius von Thessaloniki, ed. P.-J. Migne, Paris 1845 [Patrologia Latina 20], Sp. 463–465), Sixtus III. (an Patriarch Kyrill von Alexandrien, ed. P.-J. Migne, Paris 1846 [Patrologia Latina 50], Sp. 583–588), Hilarius (an Bischof Leontius von Arles, ed. A. Thiel, Epistolae Romanorum pontificum genuinae, Braunsberg 1856, S. 137 f.), Felix III. (an Kaiser Zenon, ebd., S. 222–232), Anastasius II. (an Kaiser Anastasius, ebd., S. 615–623) und Hormisda (an Bischof Caesarius von Arles, ebd., S. 993). Hilarius betont aber beispielsweise, dass Gott *mihi apostolicae sedis regimen non pro merito sed pro suae gratiae abundantissima largitate commiserit* (ebd., S. 138). Über die Wahlanzeigen vgl. die schon oben (Anm. 16) genannten Arbeiten von Gutmann und Egger.
**36** Vgl. das *Exemplum precum presbyterorum pro Bonifatio*, in: Epistulae imperatorum pontificum aliorum inde ab a. CCCLXVII usque ad a. DLIII datae Avellana quae dicitur collectio, ed. O. Günther, Wien-Prag-Leipzig 1895–1898 (Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum 35), Nr. 17: *nam uenerabilem uirum Bonifatium, ueterem presbyterum in lege doctissimum ac bonis moribus comprobatum et, quod eum magis ornabat, inuitum, acclamatione totius populi et consensu meliorum ciuitatis asciuimus.* Das Schreiben wird vom Editor auf den 6. oder 7. Januar 419 datiert. Über die Doppelwahl des Eulalius und Bonifatius, die damit in Verbindung stehenden Schriftstücke in der *Collectio Avellana* sowie die Beilegung des Schismas vgl. Caspar, Geschichte des Papsttums (wie Anm. 8) I, S. 360–364. Zu den beiden Rivalen vgl. Ch. Pietri/L. Pietri, Prosopographie de l'Italie chrétienne (313–604), Roma 1999–2000 (Prosopographie chrétienne du Bas-Empire 2), S. 318 f. und 680 f.

fortgesetzt zu werden;[37] sie würde wohl ohnehin nur die Imponderabilien der Überlieferung offenlegen. Vielmehr kann es genügen, auf die grundlegende Studie von Yves Congar zu verweisen, der sich schon 1966 eingehend mit diesem Thema beschäftigt hat.[38] Sie stellt eine Fülle von Beispielen für Bischofserhebungen *invitus* bzw. *coactus* zusammen, die zeitlich bis in die Anfänge des monarchischen Episkopats zurückreichen.[39] Es gibt keinen Anlass für die Vermutung, dass sich der römische Bischof, was dies betrifft, in irgendeiner Hinsicht von seinen Amtsbrüdern anderswo unterscheidet. Bereits lange vor dem französischen Dominikaner hat der belgische Jesuit Hippolyt Delehaye konstatiert, es gehöre in der Vita eines heiligen Bischofs zur festen Regel, „qu'il n'accepte son élection que par contrainte". Die Logik, die dahinter stecke, sei denkbar einfach: „car s'il ne résiste point, c'est qu'il se croit digne du trône épiscopal, et, s'il s'est jugé aussi favorablement, peut-on le proposer comme modèle d'humilité?".[40]

---

**37** Es gibt zumindest starke Indizien, dass bereits in der Mitte des 3. Jh. das Weigerungsmotiv in Rom geläufig war. Wie aus dem Antwortschreiben des Cyprian von Karthago hervorgeht, hatten nach der Doppelwahl von 251 sowohl Cornelius als auch Novatian Wahlanzeigen an den Amtsbruder in Karthago geschickt, vgl. Sancti Cypriani episcopi Epistularium, ed. G. F. Diercks, Turnhout 1994–1999 (Corpus Christianorum Series Latina 3B–3D), Nr. 44 (S. 211–214). Von einer Weigerung ist darin zwar nicht die Rede, jedoch lässt sich aus den Vorwürfen, die Cornelius in einem Brief an Fabius gegenüber seinem Konkurrenten erhebt, eine solche erschließen. Novatian soll demnach nämlich unter Eiden gelobt haben, niemals nach der bischöflichen Würde zu streben; da diese aber ihm nicht von Gott verliehen worden sei, habe er sie heimlich mit List an sich gerissen; vgl. Eusebius, Kirchengeschichte VI, 43, 5–20, ed. E. Schwartz, Leipzig $^{5}$1955 (Kleine Ausgabe), S. 262–265 (besonders Abschn. 7 f., S. 263). Über den kurzen Pontifikat des Cornelius vgl. Caspar, Geschichte des Papsttums (wie Anm. 8) I, S. 66–70.

**38** Vgl. Y. M.-J. Congar, Ordinations ‚invitus', ‚coactus'. De l'église antique au canon 214, in: Revue des sciences philosophiques et théologiques 50 (1966), S. 169–197. Congar interessiert sich besonders für das Paradox, dass einerseits der Bischof zum Beweis seiner Demut nur gezwungenermaßen das Amt übernehmen darf, andererseits aber die Weihe allein auf der Basis von Freiwilligkeit erfolgen kann. Das Zentrum seiner Ausführungen bildet der Abschnitt über Gratian (S. 180–182).

**39** Aus den verschiedenen Berichten destilliert Congar, Ordinations ‚invitus' (wie Anm. 38), insgesamt drei Gründe für die Weigerung heraus: „(1) sentiment d'indignité ou d'incapacité, (2) crainte de devoir assumer la responsabilité du salut de tant d'autres hommes, (3) attachement à la tranquillité de la contemplation" (S. 189). Ferner listet er fünf Gründe auf, die Wahl letztendlich dann doch anzunehmen: „(1) Il faut pourvoir aux nécessités de l'Église et des fidèles ...; (2) Ne pas enfouir le talent reçu; rendre au Christe ce qu'il nous a donné; (3) En faire profiter les autres ...; (4) Le grand motif, finalement, est pris de la charité, c'est l'amour du prochain ...; (5) Serviteur, on ne doit pas résister à son maître ..." (S. 190 f.).

**40** H. Delehaye, Les légendes hagiographiques, Brüssel $^{3}$1927 (Subsidia hagiographica 18, zuerst 1905), S. 92. Für Byzanz vgl. Th. Pratsch, Der hagiographische Topos. Griechische Heiligenviten in mittelbyzantinischer Zeit, Berlin-New York 2005 (Millennium-Studien 6), S. 140–143 (*nolo episcopari*). – Einer anderen Tradition zufolge ist schon die Weihe zum Priester Grund für Ablehnung und Flucht. Das wohl berühmteste Beispiel ist Gregor von Nyssa, der nach seiner (angeblich wider Willen erteilten) Priesterweihe in das Kloster seines Freundes, Basilius, floh, nach einiger Zeit aber wieder zurückkehrte; in einer *Apologia pro fuga sua* rechtfertigt er sein Verhalten: sowohl seine Flucht als

Obwohl Gregor der Große in der *Regula pastoralis* seine Ausführungen rein christlich begründet, lassen sich dennoch starke Traditionslinien in der lateinischen und griechischen Philosophie ausmachen – und dies sogar bei deren namhaftesten Vertretern. So setzt sich Cicero in seiner wohl im Jahre 44 v. Chr. abgefassten Schrift *De officiis* mit der Meinung auseinander, dass Philosophen nur unter Zwang dazu zu bringen seien, am staatlichen Leben teilzunehmen; er selbst hält es aber für angemessener, dass dies freiwillig geschieht; denn Freiwilligkeit sei nun einmal eine Bedingung gerechten Handelns.[41] Cicero verweist in diesem Abschnitt ausdrücklich auf Platon,[42] der dieses Problem im ersten und im siebten Buch seiner *Politeia* thematisiert hat.[43] Der darin vorgestellte Idealstaat solle von Philosophen geleitet werden, die aber aufgrund der korrumpierenden Wirkung von Macht dafür (gemeinhin) nicht auf freiwilliger Basis zu gewinnen seien. So stehe man vor dem Paradox, dass der Staat am besten von denen geführt werde, die nur widerwillig die Regierung übernähmen.[44] Gleichwohl seien sie dies dem Gemeinwesen schuldig; denn erst der Staat habe ihnen ja das Philosophieren ermöglicht.

Das Motiv bleibt allerdings nicht auf den philosophischen Diskurs beschränkt, sondern findet sich bereits zu Beginn des Prinzipats im Bereich der realen Politik.[45]

---

auch seine spätere Rückkehr. Es geht also um dieselbe Dialektik, die auch bei Gregor dem Großen im Zentrum steht. Vgl. Grégoire de Nazianze, Discours 1–3. ed. J. Bernardi, Paris 1978 (Sources Chrétiennes 247), hier Nr. 2 (S. 84–241). Der Text wurde stark rezipiert, unter anderem in der Schrift *De sacerdotio* des Johannes Chrysostomus. Vgl. Jean Chrysostome, Sur le sacerdoce, ed. A.-M. Malingrey, Paris 1980 (Sources Chrétiennes 272). Dazu M. Lochbrunner, Über das Priestertum. Historische und systematische Untersuchung zum Priesterbild des Johannes Chrysostomus, Bonn 1993 (Hereditas 5), wo der topische Charakter der Weigerung allerdings nicht genügend herausgestellt wird.

**41** Vgl. Cicero, De Officiis libri tres, ed. K. Atzert, Leipzig 1963, I, (9) 28: *itaque eos* (philosophos sc.) *ne ad rem publicam quidem accessuros putat nisi coactos. aequius autem erat id voluntate fieri; nam hoc ipsum ita iustum est, quod recte fit, si est voluntarium* (S. 10 f.); bzw. ed. M. Winterbottom, Oxford 1994, S. 12 (mit der Variante *idemque* für *itaque*). Dazu A. R. Dyck, A Commentary on Cicero, De officiis, Ann Arbor 1996, S. 124.

**42** Cicero dürfte Platon gleichwohl durch die Vermittlung des Panaitios gekannt haben, der die Hauptquelle für die beiden ersten Bücher von *De officiis* ist, vgl. Dyck, Commentary (wie Anm. 41), S. 17–29 und 123.

**43** Vgl. Platon, Politeia/Der Staat, griech.-dt. von R. Rufener/T. A. Szlezák, Düsseldorf-Zürich 2000, hier I 347c (S. 74, hier ist allgemeiner von „guten Männern" die Rede) und VII, 520a–521b (S. 582–584, speziell über Philosophen); vgl. auch VII, 540c–d (S. 640–642).

**44** Vgl. Platon, Politeia VII, 520d (S. 582): Τὸ δέ που ἀληθὲς ὧδ' ἔχει: ἐν πόλει ᾗ ἥκιστα πρόθυμοι ἄρχειν οἱ μέλλοντες ἄρξειν, ταύτην ἄριστα καὶ ἀστασιαστότατα ἀνάγκη οἰκεῖσθαι, τὴν δ' ἐναντίους ἄρχοντας σχοῦσαν ἐναντίως.

**45** Für die Zeit bis zum frühen 4. Jh. vgl. die grundlegenden Arbeiten von J. Béranger, Le refus du pouvoir (Recherches sur l'aspect idéologique du principat), in: Museum Helveticum 5 (1948), S. 178–196; in überarbeiteter Fassung: Ders., Le refus du pouvoir, in: Ders., Recherches sur l'aspect idéologique du principat, Basel 1953 (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft 7), S. 137–169; L. Wickert, Art. Princeps (civitatis), in: Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft XXII, 2, Stuttgart 1954, Sp. 1998–2296, hier Sp. 2258–2264; P. Grenade, Essai sur les origines du prin-

So wird schon von Tacitus berichtet, Tiberius habe im Jahre 14 nach Christus sehr lange gezögert, bis er schließlich von den Senatoren dazu überredet worden sei, das Kaisertum – und zwar als Alleinherrscher – zu übernehmen.[46] Sueton geißelt diese *cunctatio* als Heuchelei eines unverschämten Mimen.[47] Doch trifft er damit natürlich nicht die Intentionen des Protagonisten. Wie es scheint, wollte Tiberius mit diesem Verhalten in erster Linie seine *moderatio* demonstrieren: Machtübernahme nicht aus eigenem Antrieb, sondern aufgrund der Initiative des Senats.[48] Diese Verbrämung der faktischen Monarchie – zum Nachfolger wird man durch Adoption oder Vererbung – mit republikanischen Reminiszenzen – der Form nach erhebt weiterhin der Senat den römischen Herrscher – ist charakteristisch für die Epoche des Prinzipats. Kein Wunder daher, dass Tiberius mit seiner anfänglichen Ablehnung der kaiserlichen Herrschaft zahlreiche Nachfolger gefunden hat. Als später das Militär zunehmend die Position des Kaisermachers übernahm, ist das Motiv mutatis mutandis auch bei diesen Erhebungen allgemein präsent; immer wieder wird berichtet, dass die Truppen sogar das Leben ihrer Anführer bedrohten, falls sie nicht das Kaisertum übernähmen. Unlängst hat Ulrich Huttner in seiner monographischen Untersuchung mit Bezug auf die ersten vier Jahrhunderte resümierend festgestellt: „Es läßt sich kaum ein Kaiser nennen, bei dem man mit Sicherheit davon ausgehen kann, daß seine Regierungszeit nicht durch Rekusationsgesten eingeleitet wurde."[49]

---

cipat. Investiture et renouvellement des pouvoirs impériaux, Paris 1961 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 197), S. 394–443 („L'abdication du pouvoir et le refus du principat"); A. Wallace-Hadrill, Civilis Princeps. Between Citizen and King, in: The Journal of Roman Studies 72 (1982), S. 32–48, hier S. 36 f.; U. Huttner, Recusatio Imperii. Ein politisches Ritual zwischen Ethik und Taktik, Hildesheim 2004 (Spudasmata 93).

**46** Publii Cornelii Taciti Ab excessu divi Augusti, ed. H. Heubner, Libri qui supersunt I, Stuttgart 1983, I, 7–13 (S. 5–11).

**47** Gaii Suetoni Tranquilli De vita Caesarum libri VIII, ed. M. Ihm, Stuttgart-Leipzig 1993 (zuerst 1908), Tiberius cap. 24 (S. 125).

**48** Zur Diskussion über die *cunctatio* des Tiberius vgl. F. Klingner, Tacitus über Augustus und Tiberius. Interpretationen zum Eingang der Annalen, München 1954 (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse Jg. 1953, 7), S. 26–37; D. Timpe, Untersuchungen zur Kontinuität des frühen Prinzipats, Wiesbaden 1962 (Historia Einzelschriften 5), S. 40, 48, 51, 55; E. Flaig, Den Kaiser herausfordern. Die Usurpation im Römischen Reich, Frankfurt-New York 1992 (Historische Studien 7), S. 215–218; Huttner, Recusatio Imperii (wie Anm. 45), S. 128–148. – In der Literatur wird auf das von Tiberius imitierte Vorbild des Augustus hingewiesen, der im Jahre 27 v. Chr. seine Macht zurückgegeben hatte, um sie umgehend erneuert übertragen zu bekommen – ein Ereignis, das als *res publica restituta* gefeiert wird, vgl. zuletzt Huttner, Recusatio Imperii (wie Anm. 45), S. 81–106. Analoge (früh-)mittelalterliche Beispiele dazu finden sich schon deswegen nicht, weil das Phänomen der zeitlich begrenzten Macht nahezu unbekannt war.

**49** Huttner, Recusatio Imperii (wie Anm. 45), S. 151. – Anders als der von Huttner gewählte Titel suggeriert, ist die substantivische *recusatio imperii* in der Antike nicht belegt.

In der Spätantike setzt sich diese Tradition unmittelbar fort.[50] Vor allem bei Herrschern mit geringer Legitimation wird die Weigerung, den kaiserlichen Purpur anzunehmen, besonders nachdrücklich betont.[51] Damit aber nicht genug: Auch bei den byzantinischen Basileis der frühen und mittleren Zeit – man denke etwa an Justin I. und Justin II.[52] – taucht das Motiv regelmäßig auf;[53] selbst Mitkaisererhebungen sollen gegen den Willen der Throninhaber erfolgt sein.[54] Belege finden sich ferner in den „germanischen Nachfolgestaaten" des Imperium Romanum. So soll sich nach dem ausführlichen Bericht des Julian von Toledo der *princeps* Wamba 672 wieder und wieder geweigert haben, bis er dann schließlich doch die westgotische Königswürde annahm.[55] Auch Einhards Schilderung des Unwillens Karls des Großen über seine Kaiserkrönung – der fränkische König hätte angeblich die Peterskirche niemals betreten, wenn er über die Absichten Papst Leos III. informiert gewesen wäre – ist in diese

**50** Vgl. J. A. Straub, Vom Herrscherideal in der Spätantike, Stuttgart 1939 (Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte 18), S. 60–65. Zu einem speziellen Fall J.-Y. Bassole, Le refus du pouvoir de Constantin le Grand: une erreur de jeunesse?, in: Byzantiaka 6 (1986), S. 63–73.

**51** Diese Beobachtung machte schon O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt V, Stuttgart [4]1921, S. 169 und 502. Zuletzt St. Elbern, Usurpationen im spätrömischen Reich, Bonn 1984 (Habelts Dissertationsdrucke Reihe Alte Geschichte 18), besonders S. 82 mit 185 (Julian), 104 f. mit 194 (systematisch), 106 mit 195 (Julian).

**52** Über seine Erhebung 518 berichtet Justin I. in einem Brief an Papst Hormisda vom 1. August des Jahres: *proinde sanctitati uestrae per has sacras declaramus epistolas, quod primum quidem inseparabilis trinitatis fauore, deinde amplissimorum procerum sacri nostri palatii et sanctissimi senatus nec non electione fortissimi exercitus ad imperium nos licet nolentes ac recusantes electos fuisse atque firmatos* (Collectio Avellana, ed. Günther [wie Anm. 36], Nr. 141, S. 586). Darauf Bezug nehmend antwortet Hormisda im Oktober oder November: *significastis nolentibus et recusantibus uobis imperii pondus impositum: qua ratione electos uos caelesti constat esse iudicio secundum apostolum dicentem: non est potestas nisi a deo; quae autem <sunt>, a deo ordinatae sunt* (Rom 13, 1) (ebd., Nr. 142, S. 587). – Über die Weigerung Justins II. 565 vgl. Flavio Cresconio Corippo, El Panegírico de Justino II, lat.-span. von A. Ramírez de Verger, Salamanca 1985 (Publicaciones de la Universidad de Sevilla. Serie Filosofía y Leteras 81), lib. I, vv. 154–172 (S. 90).

**53** Vgl. R.-J. Lilie, Byzanz. Kaiser und Reich, Köln-Weimar-Wien 1994, S. 15, mit Belegen bis in das 12. Jahrhundert.

**54** So etwa bei der Erhebung Konstantins VI. durch seinen Vater Leon IV. im Jahre 776, vgl. Theophanis Chronographia I, ed. K. de Boor, Leipzig 1883, ad a. 6268, S. 449. Dazu I. Rochow, Byzanz im 8. Jahrhundert in der Sicht des Theophanes. Quellenkritisch-historischer Kommentar zu den Jahren 715–813, Berlin 1991 (Berliner Byzantinische Arbeiten 57), S. 219 f.

**55** Historia Wambae regis auctore Iuliano episcopo Toletano, ed. W. Levison, Hannover-Leipzig 1910 (MGH SS rer Merov 5), S. 486–535, hier Abschn. 2–3, S. 501 f. Vgl. dazu W. Berschin, Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter I–V, Stuttgart 1986–2004 (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters 8–10, 12, 15), hier Bd. II, S. 200–208. Das Sträuben Wambas erklärt sich allerdings nicht aus seiner „kirchlichen Einstellung zum Amt" (S. 202), sondern steht in der Tradition der antiken Kaiser; besonders die Drohung, Wamba werde ermordet, falls er das Königtum nicht übernehme, findet in der Kaisererhebung durch die römischen Truppen zahlreiche Entsprechungen, vgl. Huttner, Recusatio Imperii (wie Anm. 45), S. 160–213 und mehrfach.

Richtung gedeutet worden.[56] Und selbst noch Rudolf von Rheinfelden hat sich mehreren zeitgenössischen Darstellungen zufolge nur widerwillig und gezwungen 1077 zum deutschen König wählen lassen;[57] in Wirklichkeit hatte er bereits Monate zuvor bei einem Goldschmied seine Königskrone in Auftrag gegeben.[58]

Unter den Kaisern der Antike nimmt der im Jahre 355 zum Caesar und 360 zum Augustus erhobene Julian eine Sonderstellung ein. Über beide Ereignisse liegen nämlich Selbstzeugnisse des Herrschers vor, in denen er ausführlich auf sein Verhalten bei den beiden Erhebungen eingeht.[59] Das bedeutendste darunter ist sein Brief an die Bewohner von Athen, den Julian 361 in Illyrien abgefasst hat. Darin schildert er, wie die Truppen seinen Palast in Paris umlagerten, um ihn zum Kaiser zu machen. Er habe daraufhin zu Zeus gebetet und ihn um ein Zeichen ersucht. Aber obwohl ihn der Göttervater aufforderte, sich nicht dem Wunsch der Soldaten zu verweigern, habe er noch eine Zeit lang mit allen Kräften Widerstand geleistet. Dann musste er sich allerdings der Gewalt seiner Truppen und den Anordnungen der Götter doch fügen.[60] Das Beispiel des Julian ist nicht zuletzt deshalb äußerst interessant, weil es ein religiöses Argumentationsmuster vor Augen führt, das den Darstellungen der christ-

---

**56** Vgl. Einhardi Vita Karoli Magni, ed. O. Holder-Egger, Hannover [6]1911 (MGH SS rer Germ 25), cap. 28 (S. 32): *Quo tempore imperatoris et augusti nomen accepit. Quod primo in tantum aversatus est, ut adfirmaret se eo die, quamvis praecipua festivitas esset, ecclesiam non intraturum, si pontificis consilium praescire potuisset.* Dazu die Interpretation von H. Fichtenau, Karl der Große und das Kaisertum, in: MIÖG 61 (1953), S. 257–334, besonders S. 257–276; ferner P. Classen, Karl der Große, das Papsttum und Byzanz. Die Begründung des karolingischen Kaisertums, Sigmaringen [2]1988 (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters 9, zuerst 1965), S. 76, und viele andere. Zuletzt J. Nelson, Warum es so viele Versionen von der Kaiserkrönung Karls des Großen gibt, in: B. Jussen (Hg.), Die Macht des Königs. Herrschaft in Europa vom Frühmittelalter bis in die Neuzeit, München 2005, S. 38–54; St. Patzold, Die Kaiseridee Karls des Großen, in: M. Pohle (Hg.), Karl der Große/Charlemagne. Orte der Macht, Essay-Bd., Dresden 2014, S. 152–159. – Zur Stellung des 28. Kapitels im Gesamtwerk vgl. vor allem H. Löwe, ‚Religio christiana'. Rom und das Kaisertum in Einhards Vita Karoli Magni, in: Storiografia e storia. Fs. Eugenio Duprè Theiseider I, Roma 1974, S. 1–20.

**57** Vgl. Bertholdi Chronicon 1054–1080, ed. I. S. Robinson, Hannover 2003 (MGH SS rer Germ NS 14), S. 161–381, hier ad 1077 (S. 268 f.); Gregorii P. P. VII Vita a Paulo Bernriedensi conscripta, ed. J. M. Watterich, Leipzig 1862 (Pontificum Romanorum qui fuerunt inde ab exeunte saeculo IX usque ad finem saeculi XIII Vitae 1), S. 476–546 und 752 f., hier cap. 95 (S. 530); Gregorii VII Registrum/Das Register Gregors VII., ed. E. Caspar, Berlin 1920–1923 (MGH Epp sel 2), hier VII, 14a (S. 484 f.). Dazu noch immer am besten G. Meyer von Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V. Bd. I–VII, Leipzig 1890–1909, hier Bd. III, S. 6 sowie 627–632.

**58** Vgl. Chronicon Ebersheimense, ed. L. Weiland, Hannover 1874 (MGH SS 23), S. 427–453, hier cap. 26, S. 444. Dazu Meyer von Knonau, Jahrbücher (wie Anm. 57) III, S. 634; I. S. Robinson, Henry IV of Germany, 1056–1106, Cambridge 1999, S. 167 Anm. 122.

**59** Vgl. dazu Huttner, Recusatio Imperii (wie Anm. 45), S. 248–295. Vgl. auch K. Rosen, Julian. Kaiser, Gott und Christenhasser, Stuttgart 2006.

**60** Vgl. Kaiser Julians Brief an Senat und Volk von Athen, ed. J. Bidez, L'Empereur Julien, Œuvres complètes I, 1, Paris 1932, S. 213–235.

lichen Autoren in vieler Hinsicht entspricht.[61] Während sich der Erkorene bescheiden weigert, wird der Zwang zur Übernahme des Leitungsamtes als Eingreifen der himmlischen Mächte verstanden – eine religiöse Interpretation der Wahl, aber unabhängig von einer bestimmten Religion.

5. Die bislang angesprochenen Weigerungen, das Papstamt zu übernehmen, lassen sich durchweg als Topos interpretieren: als regelmäßig wiederkehrendes Motiv auf sprachlich-literarischer Ebene. Die Erforschung solcher Topoi wurde von dem Romanisten Ernst Robert Curtius zwar nicht initiiert, doch hat er ihr zweifellos einen starken Anstoß gegeben, der Anregung für eine Fülle von bemerkenswerten Untersuchungen gewesen ist.[62] Für das 8. und 9. Jahrhundert liegt nun eine ganze Reihe von Zeugnissen vor, die eine Deutung der Weigerung als Ritus nahe legen. Hinter den Texten wird damit zum ersten Mal eine Handlungsebene greifbar, wobei in diese Handlungen auch sprachliche Akte miteinbezogen sind.

Der Grund dafür liegt – wenn man so sagen möchte – in einer neuen Sichtbarkeit des Ritus, von der man allerdings nicht vorschnell auf dessen Entstehung im fraglichen Zeitraum schließen sollte.[63] Seit der Mitte des 8. Jahrhunderts werden in der wichtigsten historiographischen Quelle zur frühmittelalterlichen Papstgeschichte, dem ereignisnahe abgefassten, quasi-offiziösen *Liber Pontificalis*, die Wahlen der römischen Bischöfe sehr ausführlich beschrieben. Dieser Umstand fällt umso mehr auf, als in den Jahrhunderten davor die Papstwahlen für die Historiographen der römischen Kurie schlicht kein Thema waren.[64] Der amerikanische Historiker Philip Daileader hat die auffällige Präsenz der Wahlberichte im 8. und 9. Jahrhundert mit den päpstlichen Unabhängigkeitsbestrebungen gegenüber Byzanz in Verbindung gebracht, die zur Entstehung des sog. Kirchenstaates führten.[65] Hervorgehoben wird

**61** Es ist natürlich auch gut denkbar, dass Julian von christlichen Vorstellungen beeinflusst war. – Über die Zustimmung der Götter bei früheren Kaisererhebungen vgl. Béranger, Refus du pouvoir (wie Anm. 45), S. 154–157.

**62** Vgl. E. R. Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern-München $^{6}$1967 (zuerst 1948), besonders S. 89–115. Dazu St. Goldmann, Zur Herkunft des Topos-Begriffs bei Ernst Robert Curtius, in: Euphorion 90 (1996), S. 134–149.

**63** In diesem Sinne bereits N. Gussone, Thron und Inthronisation des Papstes von den Anfängen bis zum 12. Jahrhundert. Zur Beziehung zwischen Herrschaftszeichen und bildhaften Begriffen, Recht und Liturgie im christlichen Verständnis von Wort und Wirklichkeit, Bonn 1978 (Bonner Historische Forschungen 41), S. 172.

**64** Interessanterweise spielen sie auch in den Bischofsbüchern von Ravenna und Neapel keine nennenswerte Rolle.

**65** Vgl. Ph. Daileader, One Will, One Voice, and Equal Love. Papal Elections and the Liber Pontificalis in the Early Middle Ages, in: AHP 31 (1993), S. 11–31. – Aus der umfangreichen Literatur über das römische Bischofsbuch vgl. vor allem H. Zimmermann, Das Papsttum im Mittelalter. Eine Papstgeschichte im Spiegel der Historiographie, Stuttgart 1981; T. F. X. Noble, A New Look at the ‚Liber Pontificalis', in: AHP 23 (1985), S. 347–358; H. Geertman, Il ‚Liber pontificalis' e la storia materiale, Roma

stets die Einmütigkeit der Wähler und die Einstimmigkeit der Wahl, die als Ausdruck der göttlichen Inspiration gewertet werden. Dagegen haben die Kaiser in Konstantinopel und ihre Vertreter in Ravenna bei der Bestimmung des Papstes nichts mehr zu sagen. Einen weiteren Grund könnte man noch hinzufügen. Aus dem 9. Jahrhundert sind auffällig viele Doppelwahlen bekannt, die auch im *Liber Pontificalis* meist nicht verschwiegen werden.[66] Der detaillierte Bericht über die „einmütige" Wahl des letztlich siegreichen Papstes hat daher gewiss auch eine legitimierende Funktion.[67]

Im Rahmen dieser vergleichsweise ausführlichen Wahlberichte wird nun auch die Weigerung des künftigen Papstes geschildert. Beginnend mit der Vita des nur 40 Tage amtierenden Valentin findet sich dieses Element bei acht aufeinander folgenden Päpsten; mit dem letzten von ihnen, Stephan V., endet der „alte" *Liber Pontificalis*.[68] Versucht man eine Synopse der einzelnen Berichte, so ergibt sich für die Papsterhebung in etwa folgender Verlauf:[69] Nach dreitägigem Beten und Fasten beginnt

2003 (Mededelingen van het Nederlands Instituut te Rome 60/61); F. Bougard/M. Sot (Hg.), Liber, Gesta, histoire. Écrire l'histoire des évêques et des papes de l'Antiquité au XXIe siècle, Turnhout 2009.

**66** Vgl. das Urteil von T. F. X. Noble, The Republic of St. Peter. The Birth of the Papal State, 680–825, Philadelphia 1984, S. 204: „After 816 ... contested elections, factional strife, and often violence became the almost inevitable companions of papal elections." Über die einzelnen Wahlen noch immer am besten M. Heimbucher, Die Papstwahlen unter den Karolingern, Augsburg 1889.

**67** Vgl. auch schon J. F. Böhmer/K. Herbers, Papstregesten 844–858, Köln-Weimar-Wien 1999 (Regesta imperii 1, 4, 2, 1), Nr. 336 (S. 151), im Hinblick auf die Wahl Benedikts III. – Zum Prinzip der *unanimitas* vgl. W. Maleczek, Abstimmungsarten. Wie kommt man zu einem vernünftigen Wahlergebnis?, in: R. Schneider/H. Zimmermann (Hg.), Wahlen und Wählen im Mittelalter, Sigmaringen 1990 (Vorträge und Forschungen 37), S. 79–134, hier S. 81–101; K. Ganzer, Unanimitas, maioritas, pars sanior. Zur repräsentativen Willensbildung von Gemeinschaften in der kirchlichen Rechtsgeschichte, Stuttgart 2000 (Abhandlungen der Mainzer Akademie der Wissenschaften und Literatur, Geistes- und sozialwissenschaftliche Klasse Jg. 2000, 9). Die Forderung nach einer einmütigen Wahl ist im Mittelalter keineswegs auf den geistlichen Bereich beschränkt, sondern wird ebenso bei der Ämtervergabe in den italienischen Stadtkommunen erhoben, vgl. dazu H. Keller, „Kommune". Städtische Selbstregierung und mittelalterliche „Volksherrschaft" im Spiegel italienischer Wahlverfahren des 12.–14. Jahrhunderts, in: G. Althoff u. a. (Hg.), Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Festschrift Karl Schmid zum 65. Geburtstag, Sigmaringen 1988, S. 573–617; Ders., Wahlformen und Gemeinschaftsverständnis in den italienischen Stadtkommunen, in: R. Schneider/H. Zimmermann (Hg.), Wahlen und Wählen, S. 345–374.

**68** Es handelt sich um die Viten Valentins (827), Gregors IV. (828–844), Sergius' II. (844–847), Leos IV. (847–855), Benedikts III. (855–858), Nikolaus' I. (858–867), Hadrians II. (867–872) und Stephans V. (885–891). Dagegen sind Johannes VIII. (872–882), Marinus I. (882–884) und Hadrian III. (884–885) im *Liber Pontificalis* nicht berücksichtigt. Zum Abbrechen des „alten" Papstbuchs vgl. K. Herbers, Das Ende des alten Liber pontificalis (886). Beobachtungen zur Vita Stephans V., in: MIÖG 119 (2011), S. 141–145. – Der Ritus wird in den neueren Papstbiographien meist nicht erkannt, vgl. zum Beispiel H. Grotz, Erbe wider Willen. Hadrian II. (867–872) und seine Zeit, Wien-Köln-Graz 1970, S. 120–126.

**69** Vgl. Le Liber Pontificalis I–III, ed. L. Duchesne (und C. Vogel), Paris 1886–1957 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome) hier Bd. II, S. 72 (Valentin), 73 (Gregor IV.), 86 f. (Sergius II.), 107 (Leo IV.), 140 f. (Benedikt III.), 152 (Nikolaus I.), 173–175 (Hadrian II.), 191 f. (Stephan V.). Vgl. zum Folgenden auch schon Gussone, Thron und Inthronisation (wie Anm. 63), S. 164–182.

die eigentliche Wahl, für die kein fester Wahlort vorgesehen ist; das Ergebnis erfolgt in allen Fällen einstimmig. Sodann suchen die Römer den Gewählten auf, der sich in seiner Titelkirche oder in einer anderen Kirche befindet – entweder in das Gebet oder in ein beschauliches Gespräch versunken. Auf die Nachricht von seiner Wahl reagiert er mit einer glatten Weigerung, wobei er seine Unwürdigkeit und Unfähigkeit ausdrücklich betont. Die Römer lassen sich davon aber nicht beeindrucken, sondern akklamieren ihn als Papst und führen ihn mit Gewalt fort. Unter Laudes, Hymnen und geistlichen Gesängen geben sie ihm in einer feierlichen Prozession das Geleit, die bei der Papstresidenz am Lateran endet. Dort wird der Gewählte in den Palast geführt und auf einen Thron erhoben, wo ihm alle den Fußkuss leisten und die Treue geloben. Die Papstweihe erfolgt erst an einem der folgenden Sonntage, nachdem ggf. noch die Zustimmung des Kaisers eingeholt worden ist.

Dieses Grundschema gestalten die Verfasser der einzelnen Viten in unterschiedlicher Weise aus. Dabei verfahren sie durchaus auch stark selektiv, sodass Nikolaus Gussone mit gutem Recht von einem „auswählenden Erzählstil des Liber Pontificalis" spricht.[70] Auffällig ist zunächst die Tatsache, dass die künftigen Päpste selbst nicht an ihrer Wahl teilnehmen, obwohl sie ausnahmslos zum hohen römischen Klerus und damit zum engeren Wählerkreis gehören.[71] Sie müssen daher zunächst aufgesucht werden und scheinen nichts von ihrer Wahl zu ahnen: Valentin verrichtet gewohnheitsgemäß das Lob Gottes,[72] Benedikt III. ist ebenfalls wie gewohnt in das Gebet versunken,[73] Stephan V. führt zu Hause ein frommes Gespräch mit seinem Vater Hadrian.[74] Nur Nikolaus I. scheint um seine Wahl zu wissen: Er flieht in die Peterskirche und hält sich dort versteckt.[75]

Über ihre Wahl benachrichtigt, lehnen die Betroffenen ausdrücklich ab. Sie tun dies in formelhaft anmutenden Wendungen, die im *Liber Pontificalis* teils in direkter, teils in indirekter Rede wiedergegeben werden. Valentin versichert mit kräftiger Stimme, dass er für eine so hohe Leitungsfunktion ungeeignet sei.[76] Gregor IV. erklärt ebenfalls, er sei unnütz zu einem so wichtigen Amt.[77] Nikolaus I. bezeichnet sich

---

**70** Gussone, Thron und Inthronisation (wie Anm. 63), S. 177; vgl. auch S. 172 f.

**71** Nach der Darstellung des *Liber Pontificalis* findet die Aufsuchung des Kandidaten in aller Regel unmittelbar im Anschluss an die Wahl statt; nur bei Sergius II. liegt ein zeitlicher Abstand dazwischen. Vgl. Gussone, Thron und Inthronisation (wie Anm. 63), S. 174 mit Anm. 76.

**72** Vgl. Liber Pontificalis, ed. Duchesne (wie Anm. 69) II, S. 72: *multiplices eum Domino grates ac laudes reddentem more solito invenerunt.*

**73** Vgl. ebd., S. 140: *Deo illum omnipotenti, ut solitus fuerat, invenerunt fundentem orationem.*

**74** Vgl. ebd., S. 191: *venerunt ad domum ubi cum patre ipse almificus Stephanus sancto meditabatur colloquio.*

**75** Vgl. ebd., S. 152: *in qua confugiens latitabat.* – Die Römer finden den Gewählten anscheinend dennoch ohne Schwierigkeiten.

**76** Vgl. ebd., S. 72: *Quem ilico multo ac diutius renitentem, seque tanti regiminis fore incongruum voce strenua proferentem.*

**77** Vgl. ebd., S. 73: *Dicebat enim se ad tale ministerium inutilem fore.*

als unwürdig, die Steuerruder einer so hohen Leitungsfunktion zu übernehmen.[78] Stephan V. bekennt öffentlich – und dies sogar gemeinsam mit seinem Vater –, dass er unwürdig für eine so große Ehre sei.[79] Am weitesten geht aber Benedikt III.: Unter vielen Tränen und mit weinender Stimme bittet er kniefällig, ihn nicht aus seiner Kirche wegzuführen, weil er nicht in der Lage sei, die Last einer solchen Spitzenposition zu tragen.[80]

Die Römer lassen sich aber mit dieser Weigerung nicht abspeisen.[81] Sie führen den Gewählten gegen seinen Willen weg – eine Tätigkeit, die mit den Verben *trahere*, *abstrahere* oder *extrahere* zum Ausdruck gebracht wird.[82] Dabei kann der Aspekt des Zwanges (*coactum invitumque*)[83] und der Gewaltausübung (*per vim*, *virtutibus*)[84] noch besonders betont werden. Die stärksten Worte findet der Biograph Hadrians II., der gleich drei weitgehend synonyme Verben hintereinander reiht: *rapitur, trahitur, et ... deportatur*.[85]

Bleibt noch zu fragen, wo genau dieser Ritus stattfindet. Nur zwei Päpste – Leo IV. und Benedikt III. – halten sich bei der Wahl in ihrer Titelkirche auf: in SS. Quattro Coronati im einen, in S. Maria Maggiore im anderen Falle.[86] Zwei andere werden dagegen von einer anderen Kirche weggeführt: Gregor IV., bis dahin Priester in S. Marco, von SS. Cosma e Damiano, Hadrian II., ebenfalls Presbyter in S. Marco, von S. Maria Maggiore.[87] Bei Sergius II. ist nur von einer nicht näher bestimmten Kirche die Rede, sodass offenbleiben muss, ob es sich dabei um seine auf dem Esquilin gelegene Titelkirche SS. Silvestro e Martino ai Monti handelt.[88] Zwei weitere Päpste gehören zum Zeitpunkt ihrer Wahl dem Diakonenkollegium an; Valentin wird in einer Marienkirche angetroffen, Nikolaus I. flieht in eine Kirche des hl. Peterus.[89] Es spricht

**78** Vgl. ebd., S. 152: *dicebat enim indignum se esse tanti regiminis gubernacula suscepturum.*

**79** Vgl. ebd., S. 191: *reluctans plurimum, simul cum patre, acclamantibus utrisque et indignos se tanto honore profitentibus.* Zu Stephans Vater Hadrian, der seinen Sohn lange überlebt hat, vgl. die Anmerkungen von Duchesne, ebd., S. 196 Anm. 1.

**80** Vgl. ebd., S. 140: *Interea multis cum lacrimis genua flectens flebili voce omnes deprecabatur, taliter dicens: ‚Non me a mea deducatis ecclesia rogo, quia tanti culminis non sufficio sustinere nec baiulare gravamen'.*

**81** Vgl. ebd., S. 140: *Illi vero nullatenus adquieverunt* ... (Benedikt III.).

**82** Für *trahere* vgl. ebd., S. 174 (Hadrian II.), 192 (Stephan V.); für *abstrahere* S. 73 (Gregor IV.), 107 (Leo IV.), 140 (Benedikt III.), 152 (Nikolaus I.); für *extrahere* S. 87 (Sergius II.).

**83** Vgl. ebd., S. 107 (Leo IV.).

**84** Für *per vim abstrahere* vgl. ebd., S. 73 (Gregor IV.); für *virtutibus abstrahere* S. 140 (Benedikt III.), 152 (Nikolaus I.).

**85** Ebd., S. 174.

**86** Vgl. ebd., S. 107 (Leo IV.), 140 (Benedikt III.).

**87** Vgl. ebd., S. 73 (Gregor IV.), 172 (Hadrian II.)

**88** Vgl. ebd., S. 87: *extrahentes de ecclesia*; ob hier zu *de sua ecclesia* zu ergänzen ist?

**89** Vgl. ebd., S. 72: *ad ecclesiam sanctae Dei genitricis semperque virginis Mariae dominae nostrae sacer ... properantes* (Valentin); 152: *et celeri gressu principis apostolorum Petri continuo aulae properaverunt* (Nikolaus I.).

viel dafür, diese mit den Basilikalkirchen S. Maria Maggiore bzw. S. Pietro in Vaticano zu identifizieren, an denen die Diakone ihren liturgischen Dienst zu verrichten hatten. Einen Sonderfall bildet Stephan V., der im Haus seines Vaters in der Region Via Lata von seiner Wahl erfährt. Die Römer müssen sogar die Türen aufbrechen, um überhaupt zu dem Gewünschten zu gelangen. Von dort aus führen sie ihn zunächst in seine Titelkirche SS. Quattro Coronati und sodann weiter zu seiner künftigen Residenz, dem Lateranpalast.[90] Gerade dieses letzte Beispiel ist – trotz aller abweichenden Fälle – ein guter Beleg für die große Bedeutung der Titelkirche im Rahmen des Weigerungsritus.

Die bisher besprochenen Belege für den päpstlichen Weigerungsritus stammen ohne Ausnahme aus dem 9. Jahrhundert. Gleichwohl gibt es m. E. klare Beweise dafür, dass sich die Erhebungen in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts in diesem Punkt nicht maßgeblich unterscheiden. Besonderes Interesse verdienen dabei die drei Papstwahlen der Jahre 767 und 768, die, was ihre Legitimität betrifft, allesamt nicht unproblematisch waren.[91] Auch hier ist der *Liber Pontificalis* die alles entscheidende Quelle. Nachdem der Mönch Philipp im Jahr 768 zum Papst gewählt worden ist, wird er von den Römern in seinem Kloster S. Vito aufgesucht und von dort (gewaltsam) in den Lateran geführt. Ausdrücklich bemerkt der *Liber Pontificalis*, dass man dabei in der gewohnten Weise (*more solito*) verfahren sei.[92] Nach dem schnellen Ende dieses Pontifikats entscheiden sich die Römer für den Sizilianer Stephan III. als neuen Papst. Dem Bericht im *Liber Pontificalis* zufolge wird er sogleich in seiner Titelkirche S. Cecilia in Trastevere aufgesucht und mit Gewalt in den Lateran geführt.[93] Am

**90** Vgl. ebd., S. 191 f.: *et omnes cum eodem legato imperiali iuncti unanimes venerunt ad domum ubi cum patre ipse almificus Stephanus sancto meditabatur colloquio; et fractis foribus tenetur et ducitur electus Dei pontifex ad eundem titulum sanctorum III Coronatorum sibi creditum, reluctans plurimum, simul cum patre, acclamantibus utrisque et indignos se tanto honore profitentibus. Ubi et omnes sanctae Romanae ecclesiae scole gaudentes coniuncte eundem venerandum electum trahentes, ad Lateranense Christo praeduce perduxerunt palatium cum omni honore et debita reverentia.* Zur Lage des väterlichen Hauses vgl. den Beginn der Vita: *ex patre Adriano, de regione Via Lata* (S. 191).

**91** Vgl. dazu H. Zimmermann, Papstabsetzungen des Mittelalters, Graz 1968, S. 13–25; Noble, Republic of St. Peter (wie Anm. 66), S. 112–132.

**92** Vgl. Liber Pontificalis, ed. Duchesne (wie Anm. 69) I, S. 470 f.: *Alio vero die dominicorum, congregans Waldipertus presbiter, ignorante praedicto Sergio, aliquantos Romanos, pergentesque in monasterio beati Viti, abstulerunt exinde Philippum presbiterum, quem elegentes et cum laudium vocibus adclamantes ‚Philippum papam sanctus Petrus elegit!' eum in basilica Salvatoris more solito deduxerunt; illicque oratione ab episcopo data, iuxta antiquitatis morem, tribuensque pacem omnibus, in Lateranense introduxerunt patriarchio.*

**93** Vgl. ebd., S. 471: ... *concordaverunt omnes una mente unoque consensu in persona praefati beatissimi Stephani; pergentesque in titulo beate Cecilie, in quo presbiter existens spiritalem degebat vitam, eum pontificem elegerunt. Quem et cum vocibus adclamationum laudibus in Lateranensem deportaverunt patriarchium.* Das Verb *deportare* wird im selben Zusammenhang auch in der Vita Hadrians II. verwendet (vgl. ebd. II, S. 174).

deutlichsten ist aber das Zeugnis Konstantins II., der auf einer römischen Synode 769 über die Umstände seiner Erhebung befragt wird. Er antwortet den Synodalen, dass er vom römischen Volk gewaltsam zum Papst erhoben und gegen seinen Willen zum lateranensischen *patriarchium* geführt worden sei.[94]

Vor dem Hintergrund der Gepflogenheiten im 8. und 9. Jahrhundert wird auch der Bericht des Johannes Diaconus über den Pontifikatsantritt Gregors des Großen besser verständlich.[95] Das erste Buch seiner zwischen 873 und 876 verfassten Vita – Johannes folgt in seiner Disposition der *Regula pastoralis* – ist ganz dem Aufstieg seines Protagonisten zum Papsttum gewidmet. Dieser Darstellung zufolge soll Gregor nach seiner Wahl zunächst beim Kaiser durch einen geheimen Brief interveniert haben *adjurans et multa prece deposcens, ne unquam assensum populis praeberet ut se huius honoris gloria sublimaret*.[96] Nachdem Maurikios diesen Bitten aber nicht entsprechen wollte, habe sich Gregor kurzerhand zur Flucht entschlossen. Offen konnte er die Stadt natürlich nicht verlassen, sodass er sich verkleidet von Kaufleuten hinausbringen ließ, um sich in den Wäldern und Höhlen des Gebirges zu verstecken. Die Römer suchten ihren Oberhirten jedoch mit großem Eifer und fanden ihn auch bald, da Gott ihnen mit einer Feuersäule ein unmissverständliches Zeichen gab. Daraufhin ergriffen sie ihn, brachten ihn (gewaltsam) nach Rom und weihten ihn in der Peterskirche zu ihrem Bischof.[97] Die erbauliche Erzählung des Johannes Diaconus schmückt die anfängliche Weigerung des päpstlichen Elekten mit einer Fülle von legendären Zügen aus. Die abschließend geschilderte Handlungsfolge – *quaeretur* – *agnosci-*

**94** Vgl. ebd. I, S. 475: *Et subtilius exquisitus cur praesumpsisset apostolicam sedem laicus existens invadere et talem iniquae novitatis errorem in Ecclesia Dei perpetrare, ita coram omnibus professus est vim se a populo pertulisse et brachio fuisset electus atque coactus in Lateranensi patriarchium deductus*. Über den Papst vgl. vor allem D. H. Miller, Art. Constantino II, in: DBI, Bd. 30, Roma 1984, S. 314–320.

**95** Vgl. zum Folgenden Gregorii Magni Vita auctore Joanne Diacono, ed. Migne (wie Anm. 8), lib. I (Sp. 63–86). Aus der umfangreichen Literatur über den Autor und sein Werk vgl. besonders Berschin, Biographie und Epochenstil (wie Anm. 55) III, S. 372–387, sowie P. Chiesa, Art. Giovanni Diacono (Giovanni Immonide), in: DBI, Bd. 56, Roma 2001, S. 4–7. – Johannes folgt in seiner Darstellung der Gregor-Vita des Paulus Diaconus, die er aber verschiedentlich weiter ausschmückt, vgl. Vita beatissimi Gregorii papae urbis Romae auctore Paulo Diacono, ed. H. Grisar SJ, in: Zeitschrift für katholische Theologie 11 (1887), S. 158–173.

**96** Gregorii Magni Vita auctore Joanne Diacono, ed. Migne (wie Anm. 8), lib. I, cap. 40 (Sp. 79). Die Passage ist wörtlich aus der Vita beatissimi Gregorii auctore Paulo Diacono, ed. Grisar (wie Anm. 95), cap. 10 (S. 167), übernommen.

**97** Vgl. Gregorii Magni Vita auctore Joanne Diacono, ed. Migne (wie Anm. 8), lib. I, cap. 44 (Sp. 81). Wesentlich kürzer die Vita beatissimi Gregorii auctore Paulo Diacono, ed. Grisar (wie Anm. 95), cap. 11 (S. 169); Gregor wird hier schon bei der Vorbereitung zur Flucht ergriffen.

*tur – capitur – trahitur – consecratur*[98] – dürfte allerdings in unmittelbarer Weise vom Ritual der zeitgenössischen Papsterhebungen inspiriert sein.[99]

6. Die zahlreichen Berichte über die Weigerung, das Papstamt anzunehmen, haben in erster Linie die Funktion, die Demut des Gewählten in gebührender Weise hervorzuheben. Sie weisen dadurch das Vorhandensein einer zentralen christlichen Tugend und somit die besondere Eignung für die neue Führungsposition nach. Darüber hinaus kann diese Weigerung aber auch explizit als Argument verwendet werden, das bewusst in apologetischer Absicht eingesetzt wird. Instruktive Beispiele dafür bietet der Pontifikat Gregors VII., mithin eines Papstes, der wie wenig andere des hohen Mittelalters stark umstritten war – und es bis heute noch immer ist.[100]

Gregor VII. verbindet mit dem ersten Träger dieses Namens unter anderem die Tatsache, dass sich ein zwar nicht vollständiges, aber gleichwohl sehr umfangreiches Briefregister erhalten hat.[101] Darin sind zu Beginn acht Wahlanzeigen an Adressaten in ganz Europa überliefert, die zum Teil im Volltext und zum Teil nur in abgekürzter Form verzeichnet werden.[102] In diesen geht Gregor VII. ausführlich auf seine

**98** Gregorii Magni Vita auctore Joanne Diacono, ed. Migne (wie Anm. 8), lib. I, cap. 44 (Sp. 81). In der Vita beatissimi Gregorii auctore Paulo Diacono, ed. Grisar (wie Anm. 95), cap. 11 (S. 169) heißt es: *capitur, trahitur et ad beati Petri apostoli basilicam ducitur, ibique ad pontificalis gratie officium consecratus papa urbis efficitur.*

**99** Unklar ist, wie lange der Weigerungsritus in der oben beschriebenen Form praktiziert wurde; die Hauptquelle, der „alte" *Liber Pontificalis* bricht im späten 9. Jahrhundert ab (vgl. oben, bei Anm. 68), für viele Dezennien existieren keine auch nur ähnlich ausführlichen Berichte. Im selben Zeitraum etabliert sich peu à peu eine neue Papstwahlpraxis, vgl. dazu H. Fuhrmann, Die Wahl des Papstes – ein historischer Überblick, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 9 (1958), S. 762–780; B. Schimmelpfennig, Papst- und Bischofswahlen seit dem 12. Jahrhundert, in: Schneider/Zimmermann (Hg.), Wahlen und Wählen (wie Anm. 67), S. 173–195; A. Fischer, Kardinäle im Konklave. Die lange Sedisvakanz der Jahre 1268 bis 1271 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 118), Tübingen 2008; J. Dendorfer/R. Lützelschwab (Hg.), Geschichte des Kardinalats im Mittelalter, Stuttgart 2011 (Päpste und Papsttum 39), besonders S. 111–120 (W. Maleczek), 204–209 (A. Fischer), 336–341 (J. Dendorfer), sowie die in Anm. 4 und 105 angeführten Arbeiten.

**100** Aus der reichen Literatur vgl. besonders den souveränen Überblick von G. Tellenbach, Die westliche Kirche vom 10. bis zum frühen 12. Jahrhundert, Göttingen 1988 (Die Kirche in ihrer Geschichte 2, F 1), S. 152–201; sowie die beiden Biographien von H. E. J. Cowdrey, Pope Gregory VII, 1073–1085, Oxford 1998, und U.-R. Blumenthal, Gregor VII. Papst zwischen Canossa und Kirchenreform, Darmstadt 2001.

**101** Die überlieferten Briefe sind gleichwohl nur ein Bruchteil der von Gregor und seinen Helfern verfassten, deren Zahl auf etwa 1500 geschätzt wird. Vgl. zum Register A. Murray, Pope Gregory VII and his Letters, in: Traditio 22 (1966), S. 149–202; R. Schieffer, Tomus Gregorii papae, in: Archiv für Diplomatik 17 (1971), S. 169–184; H. Hoffmann, Zum Register und zu den Briefen Papst Gregors VII., in: DA 32 (1976), S. 86–130; H. E. J. Cowdrey, Introduction, in: Ders., The Register of Pope Gregory VII 1073–1085. An English Translation, Oxford 2002, S. XI–XVII.

**102** Vgl. Gregorii VII Registrum, ed. Caspar (wie Anm. 57), I, 1 (an Abt Desiderius von Montecassino); I, 2 (an Fürst Gisulf von Salerno, gekürzt registriert); I, 3 (an Erzbischof Wibert von Ravenna);

Wahl ein, die er als unerwartetes und tumultuarisches Ereignis schildert.[103] Entgegen seiner Gewohnheit sei das römische Volk beim Tod seines Vorgängers ruhig geblieben, sodass die Papstwahl zunächst einen geordneten Lauf zu nehmen schien. Bei der Beisetzung Alexanders II. habe sich dann aber eine große Unruhe und ein lauter Lärm im Volk erhoben; wie Wahnsinnige seien sie auf ihn eingedrungen, hätten ihm keine Gelegenheit zum Reden oder zur Beratung gelassen, sondern ihn mit Gewalt auf den Platz der apostolischen Leitung gezerrt, für den er aber völlig ungeeignet sei. Diesen Vorgang kommentiert der Papst mit verschiedenen Psalmenversen, an der Spitze den auch schon von Gregor dem Großen in entsprechender Situation verwendeten: *Veni in altitudinem maris et tempestas demersit me* (Ps 68, 3).[104] Die Briefe an Geistliche beschließt das obligatorische Ersuchen um das fürbittende Gebet des Adressaten. Sollte der von Gregor VII. geschilderte Verlauf seiner Erhebung in den Grundzügen zutreffen, dann hätte diese Wahl in massiver Form gegen die gängigen Gepflogenheiten verstoßen, nicht zuletzt gegen das Papstwahldekret von 1059, das unter der maßgeblichen Mitwirkung Gregors VII. erlassen worden ist.[105] Die Betonung der göttlichen Inspiriertheit der „Wähler" – *vox populi, vox Dei* – hätte dann möglicherweise die gravierenden Mängel im elektoralen Verfahren kompensiert.

---

I, 4 (Notiz über fünf weitere Ausfertigungen an Gräfin Beatrix von Tuszien, Abt Hugo I. von Cluny, Erzbischof Manasse von Reims und König Sven III. von Dänemark). Auf seine Wahl geht Gregor VII. auch noch in späteren Schreiben ein, vgl. Reg. VII, 23 (an König Wilhelm I. von England); VII, 14a (dazu weiter unten); The Epistolae Vagantes of Pope Gregory VII, ed. H. E. J. Cowdrey, Oxford 1972, Nr. 54 (an alle Gläubigen).

**103** Von einer tumultuarischen „Inspirationswahl" berichten auch die historiographischen Quellen; vgl. vor allem Bonizonis episcopi Sutrini Liber ad amicum, ed. E. Dümmler, Hannover 1891 (MGH Ldl 1), S. 568–620, hier S. 601 (Beginn von Buch VII). Zum Autor und seinem *Liber ad amicum* vgl. W. Berschin, Bonizone di Sutri. La vita e le opere, Spoleto 1992 (zuerst dt. 1972), besonders S. 1–24 und 47–73. Der Hauptunterschied zu Gregors Selbstdarstellung liegt darin, dass dem Hugo Candidus eine entscheidende Rolle zugeschrieben wird. Vgl. dazu F. Lerner, Kardinal Hugo Candidus, München-Berlin 1931 (HZ. Beiheft 22), S. 38–43. – Benzo von Alba wirft Gregor VII. die Bestechung seiner Wähler vor, vgl. Benzonis episcopi Albensis ad Heinricum IV imperatorem libri VII, ed. K. Pertz, Hannover 1854 (MGH SS 11), S. 591–681, hier lib. VII, cap. 2: *Continuo curritur per plateas, peccunia laxat largiendi habenas. Cuiuscumque non solum crumena, sed etiam saccus, numis bizanciis subfarcinatur pro eo, quod Folleprandus capiatur, rapiatur, et quasi invitus ad sedem trahatur* (S. 672). Vgl. dazu G. Miccoli, Art. Benzone d'Alba, in: DBI, Bd. 8, Roma 1966, S. 726–728. Über die Vorwürfe bezüglich der Wahl Gregors VII. vgl. am ausführlichsten W. Goez, Zur Erhebung und ersten Absetzung Papst Gregors VII., in RQ 63 (1968), S. 117–144.

**104** Darauf hat schon E. Caspar, Gregor VII. in seinen Briefen, in: HZ 130 (1924), S. 1–30, hier S. 8 f., aufmerksam gemacht. Caspar zufolge ist Gregor VII. das Zitat durch Johannes Diaconus vermittelt worden, vgl. Gregorii Magni Vita auctore Joanne Diacono, ed. Migne (wie Anm. 8), lib. I, cap. 47 und 49 (Sp. 83 und 85).

**105** Vgl. dazu vor allem H.-G. Krause, Das Papstwahldekret von 1059 und seine Rolle im Investiturstreit, Roma 1960 (Studi Gregoriani 7); D. Jasper, Das Papstwahl-Dekret von 1059. Überlieferung und Textgestalt, Sigmaringen 1986 (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters 12).

Gregor VII. sah sich im Verlauf seines Pontifikates immer wieder dazu gezwungen, seine Erhebung auf die Cathedra Petri öffentlich zu rechtfertigen. Die markantesten Beispiele stammen aus dem Konflikt mit Heinrich IV. sowie dem deutschen und italienischen Episkopat.[106] Besonders die beiden Gebete, mit denen Gregor den deutschen König exkommunizierte, verdienen eine nähere Betrachtung. Das erste, auf der römischen Fastensynode von 1076 gesprochen, ist an den heiligen Petrus gerichtet.[107] Der Papst ruft darin die beiden römischen Apostel sowie die Gottesmutter Maria zu Zeugen an, dass ihn die heilige römische Kirche gegen seinen Willen an ihre Spitze berufen habe und dass er – mit Philipper 2, 6 – keinen Raub im Sinne hatte, als er den Stuhl Petri bestieg. Vielmehr hätte er sein Leben lieber in der Fremde beschließen wollen, als das Papstamt der weltlichen Ehre wegen mit List an sich reißen.[108] Gregor VII. nimmt damit auf Vorwürfe von der Art Bezug, wie sie Heinrich IV. in dem berühmten *Descende*-Schreiben vorgebracht hat. Darin heißt es: „Du bist nämlich auf folgenden Stufen hinaufgestiegen: durch List ... zu Geld, durch Geld zu Gunst, durch Gunst zum Schwert und durch das Schwert zum Sitz des Friedens", das heißt: zum Papstamt. Von dieser *sedes pacis* aus habe er aber den Frieden nicht ausgebreitet, sondern zerstört.[109]

Noch deutlicher sind die Worte in dem Gebet an Petrus und Paulus, mit dem Gregor VII. auf der römischen Fastensynode 1080 Heinrich IV. erneut aus der Kirche ausstieß.[110] „Ihr wisst ja – so spricht er die beiden Apostel an –, dass ich nicht frei-

**106** Vgl. besonders Tellenbach, Die westliche Kirche (wie Anm. 100), S. 178–201; Cowdrey, Pope Gregory VII (wie Anm. 100), S. 75–271; Robinson, Henry IV of Germany (wie Anm. 58), S. 105–235; W. Goez, Kirchenreform und Investiturstreit, Stuttgart u. a. 2000, S. 119–142; Blumenthal, Gregor VII. (wie Anm. 100), passim.

**107** Zur Fastensynode 1076 vgl. Cowdrey, Pope Gregory VII (wie Anm. 100), S. 140–142; Blumenthal, Gregor VII. (wie Anm. 100), S. 178–182. – Es ist bezeichnend für sein Verhältnis zu Heinrich IV., dass Gregor VII. den König in dieser Situation (und das gilt entsprechend für 1080) gar nicht mehr unmittelbar anspricht, vgl. dazu A. T. Hack, Gruß, eingeschränkter Gruß und Grußverweigerung. Untersuchungen zur Salutatio in den Briefen Papst Gregors VII. und Kaiser Heinrichs IV., in: Archiv für Diplomatik 47–48 (2001–2002), S. 47–84, besonders S. 83.

**108** Vgl. Gregorii VII Registrum III, 10a, ed. Caspar (wie Anm. 57), S. 270: *Tu michi testis es et domina mea mater Dei et beatus Paulus frater tuus inter omnes sanctos, quod tua sancta Romana ecclesia me invitum ad sua gubernacula traxit et ego non rapina arbitratus sum ad sedem tuam ascendere potiusque volui vitam meam in peregrinatione finire quam locum tuum pro gloria mundi seculari ingenio arripere.*

**109** Vgl. Die Briefe Heinrichs IV., ed. C. Erdmann, Leipzig 1937 (MGH Deutsches Mittelalter 1), Nr. 12, S. 15–17, hier S. 16: *Tu enim his gradibus ascendisti: scilicet astutia – quod monachica professio abhominatur – pecuniam, pecunia favorem, favore ferrum, ferro sedem pacis adisti et de sede pacis pacem turbasti.* Wie C. Erdmann, Die Anfänge der staatlichen Propaganda im Investiturstreit, in: HZ 154 (1936), S. 491–512, gezeigt hat, war das Schreiben zur Verbreitung in ganz Deutschland gedacht. In dem an Gregor VII. selbst gerichteten Brief wird die Erhebung nicht thematisiert, vgl. Die Briefe Heinrichs IV., ed. C. Erdmann (wie oben), Nr. 11 (S. 13–15).

**110** Zur Fastensynode 1080 vgl. Cowdrey, Pope Gregory VII (wie Anm. 100), S. 194–199; Blumenthal, Gregor VII. (wie Anm. 100), S. 185–198. Über „die Anfechtung des Königtums Heinrichs IV.

willig dem heiligen Stand beigetreten; gegen meinen Willen mit meinem Herrn, Papst Gregor (VI.), über die Alpen gegangen; noch mehr gegen meinen Willen mit meinem Herrn, Papst Leo (IX.), zu Eurer besonderen Kirche zurückgekehrt ...; und sodann am allermeisten gegen meinen Willen unter Schmerzen, Seufzern und Klagen als ganz Unwürdiger auf Euern Thron gesetzt worden bin."[111] Gregor VII. zeichnet also seinen Lebensweg als erzwungene Karriere, wobei die vier Glieder als große Klimax effektvoll angeordnet sind: *non libenter – invitus – magis invitus – valde invitus*. Den Höhepunkt des ganzen Unwillens bildet seine Wahl zum Papst, die damit in denkbar größte Entfernung von jeder eigensüchtigen Anmaßung gerückt wird. Auch in diesem Falle lassen sich die Gegenpositionen ohne weiteres erkennen. Es kann sich nur um Vorwürfe aus dem Umfeld Heinrichs IV. handeln, wie sie im selben Jahr auf der Brixener Reichssynode aktenkundig geworden sind. Gregor wird darin unter anderem vorgeworfen, er habe nach dem Tod seines Vorgängers alle Tore, Brücken, Türme und Triumphbogen Roms besetzen lassen, sich mit Hilfe von Soldaten des Lateranpalastes bemächtigt und den Klerus, der ihn nicht wählen wollte, mit gezückten Schwertern bedroht. Er sei also nicht von Gott erwählt worden, sondern habe sich durch Gewalt, Betrug und Geld auf die unverschämteste Weise aufgedrängt. Damit sei sein Pontifikat von Anfang an illegitim, er sei nicht Papst, sondern ein Apostat.[112]

Vor dem Hintergrund dieser kontroversen zeitgenössischen Deutung der Wahl von 1073 lohnt es sich, noch einmal kurz zu den Wahlanzeigen Gregors VII. zurückzukehren und nach den notwendigen methodischen Folgerungen für die historische Interpretation zu fragen. In seiner längst zum Standard-Werk avancierten Dissertation von 1969 unterzieht Christian Schneider diese Schreiben der bislang ausführlichsten

---

durch den Papst" vgl. auch E. Schubert, Königsabsetzung im deutschen Mittelalter. Eine Studie zum Werden der Reichsverfassung, Göttingen 2005 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-Historische Klasse 3. Folge 267), S. 139–159.

**111** Vgl. Gregorii VII Registrum VII, 14a, ed. Caspar (wie Anm. 57), S. 483: *Vos enim scitis, quia non libenter ad sacrum ordinem accessi et invitus ultra montes cum domno papa Gregorio abii, sed magis invitus cum domino meo papa Leone ad vestram specialem ecclesiam redii, in qua utcunque vobis deservivi; deinde valde invitus cum multo dolore et gemitu ac planctu in throno vestro valde indignus sum collocatus.*

**112** Das Dekret der Synode ist abgedruckt als Anhang C zu den Briefen Heinrichs IV., ed. Erdmann (wie Anm. 109), S. 69–73. Darin heißt es unter anderem: *Hic denique sepe dictus pestifer ipsa nocte, qua funus Alexandri papę in basilica Salvatoris exequiarum officio fovebatur, portas Romanę urbis et pontes, turres ac triumphales arcus armatorum cuneis munivit, Lateranense palatium militia comparata hostiliter occupavit, clerum, ne auderet contradicere, cum nullus eum vellet eligere, gladiis satellitum evaginatis mortem minando perterruit et prius diu obessam assiliit cathedram, quam corpus defuncti obtineret tumbam.* Es folgt eine Passage über das Papstwahldekret von 1059 und sodann: *Quid plura? Non solum quidem Roma, sed ipse Romanus orbis testatur illum non a deo fuisse electum, sed a se ipso vi fraude pecunia impudentissime obiectum* (S. 71). – Über die Brixener Synode vgl. J. Vogel, Gregor VII. und Heinrich IV. nach Canossa. Zeugnisse ihres Selbstverständnisses, Berlin-New York 1983 (Arbeiten zur Frühmittelalterforschung 9), S. 209–219; Robinson, Henry IV of Germany (wie Anm. 58), S. 198–201.

Analyse und deutet sie im Kern als Zeugnisse für „Gregors Epiphanie-Erlebnis der Macht Gottes in der Wahl als prophetisches Berufungserlebnis".[113] Dabei übersieht er allerdings völlig, dass es sich bei der anfänglichen Weigerung des Gewählten und der anschließenden Aufnötigung des Papstamtes um ein althergebrachtes Motiv handelt, das schon damals eine bereits viele Jahrhunderte zurückreichende Tradition hat. Unbeschadet der individuellen Züge in der literarischen Ausgestaltung, kann also von einem persönlichen Erlebnis-Bericht nicht im Geringsten die Rede sein. In der Terminologie von Curtius müsste man im Hinblick auf Schneider von einer sehr bedenklichen Toposverkennung sprechen.[114] Selbstverständlich ist damit aber auch nicht das Gegenteil bewiesen. Auch Topoi können die Realität angemessen zum Ausdruck bringen. Nur soviel gilt es festzuhalten: Allein aufgrund topisch geprägter Passagen lassen sich über die „tatsächliche" Motivation des Protagonisten noch keine Aussagen machen.[115]

Die argumentativ-apologetische Verwendung des Weigerungsmotivs ist nun keineswegs eine Neuerung des 11. Jahrhunderts. Nur zwei frühere Beispiele mögen das illustrieren. Wie schon oben erwähnt, wurde Konstantin II. im Rahmen seines Absetzungsverfahrens auf der römischen Synode von 767 gefragt, *cur praesumpsisset apostolicam sedem laicus existens invadere et talem iniquiae novitatis errorem in Ecclesia Dei perpetrare*.[116] Er gab darauf zur Antwort, dass er vom römischen Volk Zwang erlitten habe, mit Gewalt erwählt und wider seinen Willen zum Lateran geführt worden sei.[117] Die Verteidigungsstrategie ist leicht zu durchschauen: Konstantin schiebt die Verantwortung auf den römischen *populus* ab, der ihn gegen seinen Willen erhoben

**113** Chr. Schneider, Prophetisches Sacerdotium und heilsgeschichtliches Regnum im Dialog 1073–1077. Zur Geschichte Gregors VII. und Heinrichs IV., München 1972 (Münstersche Mittelalter-Schriften 9), S. 23–40, das Zitat S. 30. Kritisch gegenüber dem Ansatz von Schneider bisher vor allem Tellenbach, Die westliche Kirche (wie Anm. 100), S. 132 Anm. 53: „Der Deutung der beiden Wahlberichte bei Ch. Schneider, Sacerdotium S. 28 ff. kann ich nicht beistimmen. Über Gregors ‚Epiphanie-Erlebnis der Macht Gottes' usw. läßt sich nichts sagen. Aber daß dieser raffinierte Wahlbericht ‚spontan' gewesen sein soll, ist undenkbar. Er ist ein theologisches und rhetorisches Meisterstück, aus dem ‚Erlebnisse' nicht ohne weiteres erkennbar werden. Er ist geformt von alter Tradition und Gewohnheit des Betens, Predigens und Schreibens. Was mag daran unmittelbare religiöse Empfindung sein?"

**114** Vgl. die Übersicht bei Curtius, Europäische Literatur (wie Anm. 62), S. 604, s. v. Verkennung von topoi.

**115** Vor diesem Hintergrund müsste der Hergang der Wahl von 1073 m. E. noch einmal genau untersucht werden. Vgl. dazu vor allem C. Mirbt, Die Wahl Gregors VII., Marburg 1891; Meyer von Knonau, Jahrbücher (wie Anm. 57) III, S. 203–212; Caspar, Gregor VII. in seinen Briefen (wie Anm. 104), S. 4–9; Goez, Erhebung und Absetzung (wie Anm. 103); Tellenbach, Die westliche Kirche (wie Anm. 100), S. 131–133; Cowdrey, Pope Gregory VII (wie Anm. 100), S. 71–74; Blumenthal, Gregor VII. (wie Anm. 100), S. 34 f., 136–138.

**116** Liber Pontificalis, ed. Duchesne (wie Anm. 69) I, S. 475.

**117** Vgl. ebd., S. 475: *ita coram omnibus professus est vim se a populo pertulisse et brachio fuisset electus atque coactus in Lateranensi patriarchium deductus.*

habe.[118] Die gleich dreifache Betonung der Gewaltanwendung ist unübersehbar. Genutzt hat es Konstantin dennoch nichts: Er wurde abgesetzt und seine Weihen nachträglich für ungültig erklärt.

Rechtfertigungsbedarf hatte ein halbes Jahrhundert später auch Paschalis I., der 817 ohne die Zustimmung des Kaisers geweiht worden war – ganz offensichtlich ein Verstoß gegen die Ansprüche des fränkischen Herrschers. Nach dem Bericht der fränkischen Reichsannalen schickte Paschalis daher gleich nach seiner Weihe Geschenke an Ludwig den Frommen zusammen mit einem Entschuldigungsschreiben, in dem er versicherte, dass ihm die Papstwürde nicht nur wider Willen, sondern sogar trotz heftigen Sträubens übertragen worden sei.[119] Die Antwort des Kaisers ist nicht überliefert. Wie es scheint, hat er aber die Entschuldigung aus Rom gelten lassen und noch im selben Jahr die *amicitia* mit dem Papst erneuert.

7. Während die Belege für die Weigerung des Papstelekten im ersten Jahrtausend zwar zahlreich, aber nicht lückenlos sind, ist im hohen und späten Mittelalter kein Zweifel mehr möglich, dass nun definitiv sämtliche Gewählte als wider Willen ins Amt gekommen betrachtet wurden. Der Grund dafür ist eine zunehmende Formelhaftigkeit auf unterschiedlichen Gebieten, die kein Abweichen von der offiziellen Sprachregelung mehr ermöglichte. An zwei Beispielen soll das Gesagte kurz verdeutlicht werden.

Ein sehr instruktives Forschungsfeld für die hier interessierende Frage, weil gewissermaßen schon unter die seriellen Quellen zu rechnen, bieten die päpstlichen Wahlanzeigen des hohen und späten Mittelalters. Ihnen hat bereits 1931 Felix Gutmann eine sehr gründliche Untersuchung gewidmet, die das weit verstreute Material übersichtlich zusammenstellt und systematisch analysiert.[120] Ihre Ergebnisse werden durch einen 2002 erschienenen Aufsatz von Christoph Egger im Wesentlichen bestätigt und nur an einigen Stellen ergänzt, modifiziert und korrigiert.[121]

Nach dem Befund von Gutmann steht am Ende der mittelalterlichen Entwicklung ein Schema der päpstlichen Wahlanzeige, das in acht Punkte unterteilt werden kann.[122] Das Schreiben beginnt demnach mit einer (1) Arenga und der eigentlichen

---

**118** Vgl. dazu Zimmermann, Papstabsetzungen (wie Anm. 91), S. 15 f.; allgemeiner S. 178.

**119** Vgl. Annales regni Francorum, ed. F. Kurze, Hannover 1895 (MGH SS rer Germ 6), ad 817 (S. 145 f.): *Interea Stephanus papa tertio, postquam Romam venerat, mense, sed nondum exacto, circiter VIII. Kal. Febr. diem obiit. Cui Paschalis successor electus post completam sollemniter ordinationem suam et munera et excusatoriam imperatori misit epistolam, in qua sibi non solum nolenti, sed etiam plurimum renitenti pontificatus honorem velut inpactum adseverat.* Danach in ähnlichen Worten: Astronomus, Vita Hludowici imperatoris, ed. E. Tremp, Hannover 1995 (MGH SS rer Germ 64), S. 279–555, cap. 27 (S. 372). Das Schreiben selbst ist nicht überliefert. – Zur Interpretation vgl. S. Abel/B. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen II, Leipzig 1883, S. 244–248.

**120** Gutmann, Wahlanzeigen der Päpste (wie Anm. 16).

**121** Egger, Päpstliche Wahldekrete (wie Anm. 16).

**122** Vgl. Gutmann, Wahlanzeigen der Päpste (wie Anm. 16), S. 53 f. (mit den Erläuterungen S. 55–59); danach Egger, Wahldekrete und Wahlanzeigen (wie Anm. 16), S. 107.

(2) Wahlmitteilung, die in die Feststellung mündet, dass der Aussteller trotz seiner Unzulänglichkeit zum Papst gewählt worden sei. Daran schließen sich drei Punkte an, die hier von größtem Interesse sind: „(3) Große Besorgnis und Bestürzung des Ausstellers; die Schwierigkeit und Höhe des apostolischen Amtes wird der eigenen Unzulänglichkeit gegenübergestellt. (4) Deshalb anfängliche Ablehnung der Wahl. (5) Schließliche Annahme aus den verschiedensten Beweggründen: Drängen der Kardinäle, Besorgnis, durch die eigene Weigerung die Sedisvakanz zu verlängern, Sorge für das Wohl von Kirche und Christenheit, Vertrauen auf göttliche Hilfe."[123] Es folgt noch (6) die „Bitte an den Empfänger um Gebet für Papst und Kirche", (7) die „Zusicherung der päpstlichen Gunst für den Empfänger" sowie (8) eine „Anweisung an den Empfänger hinsichtlich ... der päpstlichen Boten".[124]

Gutmann zufolge wird dieser Typus im 13. und 14. Jahrhundert befolgt, Eggert sieht ihn bereits am Ende des 12. Jahrhunderts vollständig ausgebildet;[125] „seine Regelmäßigkeit – so konstatiert er – wird nur noch durch außerordentliche Ereignisse gestört".[126] Viele Bestandteile haben jedoch eine sehr lange Vorgeschichte, darunter gerade auch das hier untersuchte Motiv der päpstlichen Weigerung.

Es spricht für die Weitsicht von Gutmann, dass er auch die methodischen Konsequenzen seiner Analyse in aller Deutlichkeit erkannt hat. Er führt dazu Folgendes aus: „So hat man gelegentlich versucht, bei Papstmonographien die Teile 3–5 des Schemas als Quellen für die Ereignisse bei der Papstwahl und für das Charakterbild des einzelnen Papstes auszuwerten, dessen Hauptzüge dann natürlich ganz besondere Demut und Bescheidenheit aufweisen mußten. Dadurch aber, daß wir die dafür in Betracht kommenden Quellenstellen als stereotyp und schematisch für alle Wahlanzeigen der damaligen Päpste nachgewiesen haben, ist diese Methode der Quellenbenutzung als unmöglich erwiesen."[127]

Das Motiv der Weigerung und der erzwungenen Amtsübernahme hat im hohen und späten Mittelalter auch in der Liturgie der Papstkrönung seinen Niederschlag gefunden. Für den Fall, dass der Erwählte bereits den Bischofsrang innehatte – und das war in dieser Zeit beinahe immer der Fall –, wurde er nicht geweiht, sondern nach einem genau festgelegten Zeremoniell benediziert. Die Vorschriften dafür sind in den liturgischen Büchern seit dem 12. Jahrhundert überliefert.[128]

In der letzten der drei von unterschiedlichen Kardinalbischöfen gesprochenen Benediktionen wird Gott angerufen, der dem heiligen Petrus vor allen anderen Apos-

---

**123** Gutmann, Wahlanzeigen der Päpste (wie Anm. 16), S. 53.

**124** Ebd., S. 54.

**125** Vgl. ebd., S. 52; Egger, Wahldekrete und Wahlanzeigen (wie Anm. 16), S. 107.

**126** Egger, Wahldekrete und Wahlanzeigen (wie Anm. 16), S. 107. Vgl. schon Gutmann, Wahlanzeigen der Päpste (wie Anm. 16), S. 52f.

**127** Gutmann, Wahlanzeigen der Päpste (wie Anm. 16), S. 59.

**128** Vgl. B. Schimmelpfennig, Die Krönung des Papstes im Mittelalter, dargestellt am Beispiel der Krönung Pius' II. (3. 9. 1458), in: QFIAB 54 (1974), S. 192–270, hier S. 209f.

teln mit dem Primat auch die Last der gesamten Christenheit auferlegt habe. Er möge nun herabblicken auf dessen Nachfolger, der von einem niederen (Bischofs-) Stuhl mit Gewalt (*violenter*) auf den Thron des Apostelfürsten erhoben worden sei. Mit Gottes Hilfe solle er in die Lage versetzt werden, diese Last der gesamten Christenheit in Würde zu tragen.[129]

Das gesuchte Motiv erscheint hier also auf ein einfaches Adverb reduziert, gesprochen von einem derjenigen, die durch ihre Wahl die Gewalt auf den künftigen Papst ausgeübt haben. Das Papstamt wird als besonderes *onus* verstanden, das aufgrund seiner Universalität weit schwerer wiegt als jede andere Bischofswürde – und deshalb dem Kandidaten förmlich aufgezwungen werden muss. Gerade die fast schon beiläufige Nennung beweist die große Selbstverständlichkeit der dahinter stehenden Vorstellungen.

Nur en passant soll noch kurz auf ein Problem hingewiesen werden, das in unmittelbarem Zusammenhang mit der gegen den eigenen Willen erfolgten Papstwahl steht. Ein Kandidat, der nur gezwungenermaßen den Papstthron besteigt, kann eigentlich nicht zuvor im Konklave sich selbst gewählt haben. Dieser Logik sieht sich offenbar das Schreiben *Quia frequenter* verpflichtet, das nach den Ergebnissen von Heinrich Singer Innozenz IV. zwar als Dekretale vorbereitet, dann aber doch nicht erlassen hat; gleichwohl wurde der Entwurf später in den *Liber Septimus* des *Codex Iuris Canonici*

**129** Vgl. Pontificale Romanum saeculi XII, ed. M. Andrieu, Le pontifical romain au moyen-âge I, Città del Vaticano 1939 (Studi e Testi 86), Abs. XXXIV, 3 (S. 250); Le Cérémonial de Jacques Stefaneschi, ed. M. Dykmans SJ, Le Cérémonial papal de la fin du moyen âge à la Renaissance II, Bruxelles/Roma 1981 (Bibliothèque de l'Institut historique belge de Rome 25), Abs. 27, 8 (S. 294) und ebd., S. 289; Ordo Romanus XIV, ed. J. Nabuco/F. Tamburini, Le cérémonial apostolique avant Innocent VIII. Texte du manuscrit Urbinate Latin 469 de la Bibliotèque Vaticane, Roma 1966 (Bibliotheca Ephemerides Liturgicae Sectio Historica 30), Abs. 14 (S. 17 f.); Pontifikale des Giovanni Barozzi, ed. B. Schimmelpfennig, Die Zeremonienbücher der römischen Kurie im Mittelalter, Tübingen 1973 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 40), S. 338–370, hier Abs. CXXXVIII, 25 (S. 342); Papstkrönungsordo von 1458, Abs. 11, ed. Schimmelpfennig, Krönung des Papstes (wie Anm. 128), S. 259; Johannis Burckardi Liber Notarum I–II, ed. E. Celani, Città di Castello 1910–1940 (Rer Ital SS 32, 1), hier Bd. I, S. 76 – Ausgelassen ist das *violenter* dagegen im Ordo cerimoniorum (!) servandorum in coronacione summi pontificis (Cod. 293 der Seminarbibliothek Eichstätt), ed. J. Kösters, Studien zu Mabillons Römischen Ordines, Münster i. W. 1905, S. 92–98, hier S. 93 f. – Nur einen abgekürzt zitierten Text bieten: Pontificale secundum consuetudinem et usum Romanae curiae, ed. M. Andrieu, Le pontifical romain au moyen-âge II, Città del Vaticano 1940 (Studi e Testi 87), Abs. XIV, 4 (S. 381); Pontificale Guillielmi Durandi, ed. M. Andrieu, Le pontifical romain au moyen-âge III, Città del Vaticano 1940 (Studi e Testi 88), App. I, 6 (S. 665); Le Cérémonial tiré d'un Pontificale romain, ed. M. Dykmans SJ, Le Cérémonial papal de la fin du moyen âge à la Renaissance I, Bruxelles-Roma 1977 (Bibliothèque de l'Institut historique belge de Rome 24), S. 324–348, hier S. 339; Agostino Patrizi Piccolomini, Ceremoniale, ed. M. Dykmans SJ, L'œuvre de Patrizi Piccolomini ou le Cérémonial papal de la première Renaissance I–II, Città del Vaticano 1980–1982 (Studi e Testi 293–294), Abs. 133 (S. 73).

aufgenommen.[130] Die Diskussion um die Selbstwahl wird seit dem 13. Jahrhundert immer wieder und zwar durchaus kontrovers geführt – ein Umstand, der beweist, dass die heute vielleicht naheliegende Folgerung keineswegs unumgänglich war. Das Problem sollte sogar selbst noch die Päpste des 20. Jahrhunderts beschäftigen. So hat Pius XII. in seiner Konstitution *Vacantis apostolicae sedis* von 1945 ausdrücklich eine Zweidrittelmehrheit plus eine Stimme als Quorum für die Wahl des römischen Bischofs festgelegt.[131] Die Vorstellung, ein Papst könne gegebenenfalls durch sein eigenes Votum in das Amt gelangen, war selbst für diesen autokratischen Pontifex – und das unterscheidet ihn in auffälliger Weise von seinem Zeitgenossen Konrad Adenauer[132] – offenbar unerträglich.

8. Die wichtigsten Ergebnisse der vorangegangenen Seiten lassen sich in acht Thesen zusammenfassen:

(1) Die Weigerung, nach erfolgter Wahl das Papstamt anzunehmen, ist das ganze Mittelalter hindurch kontinuierlich, wenn auch nicht lückenlos bezeugt. Die Beispiele reichen sogar weit über diese Epoche hinaus, letztlich bis ins 21. Jahrhundert.

(2) Das Motiv findet sich in Quellen aller Art. Besonders auffällig sind die päpstlichen Briefe, die als Ego-Dokumente auf den ersten Blick sehr authentisch wirken. Gleichwohl ist der topische Charakter ihrer Aussagen unverkennbar.

(3) In der *Regula pastoralis* Gregors des Großen wird die Dialektik der Demut ausführlich diskutiert: demnach ist es einerseits verdienstvoll, wenn der Gewählte aufgrund seiner *humilitas* das bischöfliche (und somit auch das päpstliche) Amt flieht; andererseits darf er aber nicht hartnäckig und dauerhaft in diesem Widerstand gegen die vorgesehenen Leitungsaufgaben verharren.

(4) Trotz der christlichen Begründung bei Gregor und anderen handelt es sich bei dem Weigerungsmotiv keineswegs um eine christliche Erfindung. So kann man etwa auf eine antike philosophische Tradition und auf die Erhebung der römischen Kaiser seit Tiberius verweisen.

(5) Dank der Berichte im römischen *Liber Pontificalis* wird ab der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts eine bemerkenswerte Veränderung greifbar: aus dem literarischen

**130** Vgl. H. Singer, Das c. Quia frequenter, ein nie in Geltung gewesenes ‚Papstwahldekret' Innocenz' IV. Zugleich ein Beitrag zur Frage der Selbstwahl im Konklave, in: ZRG kanon. Abt. 6 (1916), S. 1–140.

**131** Vgl. A. Melloni, Das Konklave. Die Papstwahl in Geschichte und Gegenwart, Freiburg i. Br. 2002, S. 91–94. Sein Nachfolger, Johannes XXIII., ist in der Konstitution *Summi pontificis electio* von 1962 wieder zu der einfachen Zweidrittelmehrheit zurückgekehrt, vgl. ebd., S. 108.

**132** Die erste Wahl des Bundeskanzlers wurde mit 202 von 402 Stimmen zugunsten von Adenauer entschieden; dieser selbst schreibt darüber: „Am 15. September erfolgte die Wahl des Bundeskanzlers. Ich wurde im ersten Wahlgang von der absoluten Mehrheit des Bundestages, und zwar mit einer Stimme Mehrheit gewählt. Später fragte man mich, ob ich mich selbst gewählt hätte. Ich antwortete: ‚Selbstverständlich, etwas anderes wäre mir doch als Heuchelei vorgekommen'" (K. Adenauer, Erinnerungen 1945–1953, Stuttgart 1965, S. 231).

Topos wird ein Ritual – der Gewählte versucht seiner Erhebung zu entkommen, indem er sich versteckt, wird aber bald aufgefunden und in einer feierlichen Prozession „gewaltsam" in den Lateranpalast geführt.

(6) Immer wieder haben Päpste im Nachhinein ihre Wahl wider Willen als Argument angeführt, vor allem wenn es darum ging zu beweisen, dass sie nicht unrechtmäßig ins Amt gekommen sind. Den Höhepunkt bildete dabei zweifellos Gregor VII.: Er stellte seine gesamte Karriere – immerhin in vier Etappen! – als ungewollt und erzwungen dar.

(7) Im hohen und späten Mittelalter kam es endgültig zu einer Institutionalisierung der Weigerung. Von nun an wird in den stark formelhaften päpstlichen Wahlanzeigen *immer* auf die anfängliche Ablehnung der Wahl hingewiesen, ja sogar die Benediktionen während der päpstlichen Weihe nehmen ausdrücklich auf die gewaltsame Erhebung Bezug. Ein Abweichen von dieser offiziellen Sprachregelung war damit unmöglich.

(8) Das Weigerungsmotiv findet sich auch außerhalb Roms – und zwar in nahezu zahllosen Fällen: bei der Erhebung von Bischöfen, von Äbten, von Königen usw.; sie wurden bis heute noch keiner systematischen Analyse unterzogen. Gleichwohl steht fest: nirgends lässt sich die Motivgeschichte besser rekonstruieren, als dies bei den Nachfolgern Petri der Fall ist.

Vera von Falkenhausen

# Die Capitanata in byzantinischer Zeit

**Riassunto:** Nel periodo dalla fine del IX secolo fino alla conquista normanna nella seconda metà dell'XI la Puglia faceva parte dell'Impero bizantino. L'articolo analizza la presenza bizantina in Capitanata durante questo periodo, una presenza molto meno radicata ed evidente che nella Puglia centro-meridionale. Vengono esaminati i modi di datare i documenti nelle varie città (secondo gli anni di regno degli imperatori bizantini o dei principi lombardi), le strutture amministrative e difensive con i funzionari e i militari effettivamente in servizio sul territorio, nonché l'influenza bizantina sulle istituzioni ecclesiastiche.

**Abstract:** From the late 9th century until the Norman conquest in the second half of the 11th century, Apulia was part of the Byzantine Empire. The article analyses the Byzantine presence in the Capitanata during this period, where it is far less well-rooted and evident than in central and southern Apulia. The systems used to date documents in the various cities (based on the reigns of the Byzantine emperors or the Lombard princes) are discussed, alongside the administrative and defensive structures with the functionaries and soldiers actually serving in the area and the influence of the Byzantine government on ecclesiastical institutions.

Jahrzehnte lang war die mittelalterliche Geschichte Süditaliens einer der Forschungsschwerpunkte des Deutschen Historischen Instituts in Rom; sogar die byzantinische Capitanata war inbegriffen: im Jahre 1960 veröffentlichte der damalige Direktor, Walther Holtzmann, im Zusammenhang mit den Vorarbeiten zum IX. Band der Italia Pontificia,[1] in den „Nachrichten der Göttinger Akademie der Wissenschaften" den vorbildlich recherchierten Artikel „Der Katepan Boioannes und die kirchliche Organisation der Capitanata".[2] Der Protospathar Basileios Boioannes, von 1017–1028 κατεπάνω Ἰταλίας,[3] war der byzantinische Gouverneur in Süditalien, unter dem Nordapulien zu

1 P. F. Kehr/W. Holtzmann, It. Pont., IX. Samnium – Apulia – Lucania, Berlin 1962.

2 W. Holtzmann, Der Katepan Boioannes und die kirchliche Organisation der Capitanata, in: Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, phil.-hist. Kl. 1960, S. 19–39.

3 V. von Falkenhausen, La dominazione bizantina nell'Italia meridionale dal IX all'XI secolo, Bari 1978, S. 90 f., 193–201; R.-J. Lilie/C. Ludwig/Th. Pratsch/B. Zielke nach Vorarbeiten von F. Win-

**Hinweis:** Dieser Aufsatz ist die erweiterte deutsche Fassung des Vortrags „La Capitanata in epoca bizantina", den ich im DHI Rom auf der Tagung „Christen und Muslime in der Capitanata im 13. Jahrhundert" (16.–18. Mai 2012) gehalten habe.

QFIAB 96 (2016) — DOI 10.1515/qfiab-2016-0004

einer befestigten Grenzprovinz ausgebaut wurde, und auf dessen Amtsbezeichnung der Name Capitanata zurückgeht. In der Chronik von Montecassino heißt es: *ea tempestate supradictus Boiano catapanus cum iam dudum Troiam in capite Apulie construxisset, Draconariam quoque et Florentinum ac Civitatem et reliquia municipia, que vulgo Capitinata dicuntur, edificavit et ex circumpositis terris habitatores convocans deinceps habitari constituit. Sane sciendum, quoniam corrupta vulgariter Capitinata vocatur, cum pro certo ab officio catapani, qui eam fecit, Catapanata debeat appellari.*[4] Doch trotz ihres byzantinischen Namens war die Capitanata wohl der am wenigsten ‚byzantinisierte' Teil der byzantinischen Provinz *Longobardia* (seit den sechziger Jahren des 10. Jahrhunderts *Italia*), soweit man das aus den für diese Zeit nicht sehr reichhaltigen Quellen schließen kann. Vor dem Ende des 10. Jahrhunderts gibt es dort nur wenige Anzeichen von byzantinischen Verwaltungsstrukturen, und die Vorgänger des Katepans Boioannes scheinen sich nur selten – und dann nur zu kurzfristigen militärischen Einsätzen – in den Norden Apuliens verirrt zu haben.

Vorab ein kurzer Überblick über die Präsenz der Byzantiner in Nordapulien: während der Gotenkriege scheint trotz der wiederholten und teils langwierigen Kampfhandlungen in Süditalien gerade diese Gegend keine große Rolle gespielt zu haben. Prokop erwähnt nur einmal kurz, daß sich Totila im Jahre 547 in das Gebiet des Gargano zurückgezogen habe (*Bella*, VII, xxii, 24). Schon wenige Jahre nach Kriegsende kam es zur Gründung des langobardischen Herzogtums von Benevent, die im Allgemeinen in die siebziger Jahre des 6. Jahrhunderts datiert wird.[5] Von da an eroberten die Langobarden systematisch und kontinuierlich Süditalien, bis nur noch einige Küstenstädte wie zum Beispiel Otranto im Salento in byzantinischer Hand blieben.[6] In den Briefen Gregors des Großen wird als einzige byzantinische Stadt in Nordapulien Siponto genannt. Dort residierten noch Bischöfe – Felix (erwähnt zwischen 591 und 593)[7] und Vitalian (erwähnt zwischen 597 und 599)[8] – und ein kaiserlicher *tribunus*,[9] aber die politische Situation war prekär: zwei Kleriker der Diözese waren in lango-

---

kelmann (Hg.), Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit. Zweite Abteilung (867–1025), Berlin-Boston 2013, Bd. I, # 21094, S. 670–672.

**4** Die Chronik von Montecassino, hg. von H. Hoffmann, Hannover 1980 (MGH, Scriptores XXXIV), S. 261.

**5** S. Gasparri, I duchi longobardi, Roma 1978 (Istituto storico italiano per il Medio Evo. Studi storici 109), S. 84.

**6** Über die Bedeutung Otrantos als wichtigster Verbindungshafen zwischen Ost und West in byzantinischer Zeit: V. von Falkenhausen, Tra Occidente e Oriente: Otranto in epoca bizantina, in: H. Houben (a cura di), Otranto nel Medioevo tra Bisanzio e l'Occidente, Galatina 2007, S. 13–60.

**7** S. Gregorii Magni Registrum epistularum, ed. D. Norberg, Turnholti 1982 (Corpus Christianorum. Series Latina 140–140 A), I, 51, Bd. I, S. 64 f., III, 40–42, Bd. I, S. 185–187; IV, 17, Bd. I, S. 235 f.

**8** Ebd., VIII, 8–9, Bd. II, S. 525 f., IX, 113, Bd. II, S. 665 f., IX, 175, Bd. II, S. 732.

**9** Ebd., IX, 113, IX, 175, Bd. II, S. 665 f., 732. Auch die Tochter eines inzwischen verstorbenen *magister militum* wird in Siponto erwähnt (ibid., VIII, 8–9, Bd. II, S. 525 f.), aber es ist unklar, ob letzterer tatsächlich langfristig dort amtiert hatte.

bardische Gefangenschaft geraten und von ihren Familien ausgelöst worden. Nur unter päpstlichem Druck waren die Bischöfe dazu zu bewegen, den Betroffenen das Lösegeld zurückzuerstatten.[10] In der Nachbardiözese Canosa gab es gar keine Priester mehr, so daß der Papst den Bischof von Siponto beauftragte, zwei Priester zu weihen, damit dort wenigstens getauft werden könne.[11] Von Siponto aus verwaltete zeitweilig der *defensor* Sergius mit Hilfe einiger *notarii* die noch übrig gebliebenen *patrimonia Petri* in Apulien. Im Juli 599 beauftragte ihn der Papst, einen nach Otranto entlaufenen Sklaven seines Bruders wieder aufzutreiben, und ihn auf dem Seeweg nach Rom zurückzuschicken.[12] Aus Sicherheitsgründen hielt es Gregor anscheinend für nicht opportun, den Landweg über die *via Appia* und *via Traiana* durch langobardisches Territorium zu benutzen. Auch aus Quellen des 8. Jahrhunderts geht hervor, daß Reisende, die von Rom aus nach Konstantinopel oder ins Heilige Land gelangen wollten, wie Papst Konstantin (709) und der britische Pilger Willibald (723), es vorzogen, sich in Gaeta oder Neapel einzuschiffen und die ganze kalabresische Halbinsel zu umfahren, anstatt die kürzere Route durch das Herzogtum von Benevent zu wählen.[13] Nur Kaiser Konstans II. zog 663 demonstrativ von Tarent über Acerenza in Richtung Rom und soll dabei Lucera zerstört haben.[14] Aber in diesem Fall handelte es sich um einen etwas verunglückten Feldzug, durch den der *Basileus* beweisen wollte, daß er mit seinem Heer ungehindert durch ganz Italien ziehen könne. Ähnlich war er schon vorher bei seinem Marsch durch das weitgehend von Slawen besetzte Griechenland vorgegangen.[15] Aber in Süditalien blieb das kaiserliche Auftrumpfen ohne Erfolg: durch den militärischen Widerstand der Beneventaner wurde Konstans II. gezwungen, die südlichere Route über Neapel zu nehmen; nach einem kurzen Aufenthalt

**10** Ebd. III, 40, Bd. I, S. 185 f., IV, 17, Bd. I, S. 235 f.

**11** Ebd., I, 51, Bd. I, S. 64 f.

**12** Ebd., IX, 201, Bd. II, S. 759.

**13** V. von Falkenhausen, Straßen und Verkehr im byzantinischen Süditalien (6. bis 11. Jahrhundert), in: T. Szabó (Hg.), Die Welt der europäischen Straßen von der Antike bis in die frühe Neuzeit, Köln-Weimar-Wien 2009, S. 224 f.

**14** Paolo Diacono, Storia dei Longobardi, ed. L. Capo, Milano 1993, V, 7, S. 260: *Luceriam quoque, opulentam Apuliae civitatem, expugnatam fortius invadens diruit, ad solum usque prostravit*. P. Corsi, La spedizione italiana di Costante II, Bologna 1982, S. 122 f. Nach der *Vita s. Marci*, des Bischofs von *Aeca* (einige km östlich von Troia), die allerdings nicht vor dem Ende des 10. Jh. entstanden sein kann, soll Konstans II. damals auch diese Stadt zerstört haben, wie überhaupt der kurze Feldzug des byzantinischen Kaisers in der späteren nordapulischen Hagiographie gerne zitiert wird als Grund für Zerstörungen und Umsiedlungen: A. Galdi, Vescovi, santi, e poteri politici nella Puglia settentrionale (secoli IX–XI), in: Bizantini, Longobardi e Arabi in Puglia nell'Alto Medioevo. Atti del XX Congresso internazionale di studio sull'alto medioevo, Savelletri di Fasano (BR), 3–6 novembre 2011, Spoleto 2012, S. 355–363.

**15** Corsi, La spedizione (wie Anm. 14), S. 110–116.

in Rom zog er sich nach Syrakus zurück, wo er 668 ermordet wurde,[16] während die Langobarden auch noch die letzten Küstenstädte Apuliens eroberten.

In den siebziger Jahren des 9. Jahrhunderts begannen die Byzantiner mit der Rückeroberung ihrer ehemaligen Besitzungen in Apulien. Inzwischen war nämlich in Bari ein arabischer Emirat entstanden, und von ihren Stützpunkten in Bari und Tarent aus plünderten muslimische Kontingente nicht nur das Territorium des beneventanischen Fürstentums, sondern überfielen auch Städte an der Ostküste der Adria.[17] Offensichtlich rechnete man in Konstantinopel mit weiteren Angriffen auf die westliche Flanke des Reiches und fürchtete, die Kontrolle über das adriatische Meer zu verlieren. Schon seit den zwanziger Jahren des 9. Jahrhunderts hatten die Kaiser mit Venedig über gemeinsame Flottenaktionen gegen die Araber in der Adria verhandelt, allerdings ohne die erwünschten Erfolge zu erzielen.[18] Da auch eine Allianz zwischen den Kaisern Ludwig II. und Basileios I. zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen den Emirat von Bari trotz diplomatischer Verhandlungen wohl wegen gegenseitigen Mißtrauens nicht zustande kam,[19] eroberte der westliche Kaiser Bari im Alleingang ohne byzantinische Hilfe und nahm den Emir gefangen (871). Erst nach Ludwigs Rückzug aus Süditalien zog der byzantinische General Gregor βασιλικὸς πρωτοσπαθάριος καὶ βαΐουλος τοῦ φιλοχρίστου δεσπότου im Jahre 876 in Bari ein.[20]

Daraufhin kam es alsbald zu Auseinandersetzungen zwischen den byzantinischen Militärs und dem Fürsten von Benevent: im Herbst 891 eroberten byzantinische Truppen die Hauptstadt des langobardischen Fürstentums: das byzantinische Thema *Longobardia* wurde gegründet – vielleicht mit der ehrgeizigen Idee, nach dem Verfall der karolingischen Herrschaft in Italien den ganzen langobardischen Süden zurückzugewinnen. Für kurze Zeit wurde der Palast der beneventanischen Fürsten die Residenz der byzantinischen Strategen. In zwei *intus palatio Beneventi* im Juni bzw. im August 892 ausgestellten Urkunden bestätigten nämlich die Strategen Symbatikios

16 R.-J. Lilie/C. Ludwig/Th. Pratsch/I. Rochow, u.a. nach Vorarbeiten von F. Winkelmann (Hg.), Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit. Erste Abteilung (641–867), Bd. II, Berlin-Boston 2000, # 3691, S. 480–485.

17 G. Musca, L'emirato di Bari 847–871, Bari ²1967 (ristampa 1992); M. Di Branco, Due notizie concernenti l'Italia meridionale dal Kitāb al-'uyūn wa 'l-hadā'iq (Libro delle fonti e dei giardini riguardo la storia dei fatti veridici), in: Archivio storico per la Calabria e la Lucania 77 (2011), S. 8–13.

18 D. M. Nicol, Byzantium and Venice. A study of diplomatic and cultural relations, Cambridge 1988, S. 26–32; G. Ortalli, Il ducato e la „civitas Rivoalti": tra Carolingi, Bizantini e Sassoni, in: L. Cracco Ruggini/M. Pavan (†)/G. Cracco/G. Ortalli (a cura di), Storia di Venezia, I. Origini – Età ducale, Roma 1992, S. 739–743.

19 Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches von 565–1453, bearb. von F. Dölger, I, 2. Regesten von 867–1025. Zweite Auflage neu bearb. von A. E. Müller, unter Mitwirkung von A. Beihammer, München 2003, S. 5 Nrn. 480 f.

20 Falkenhausen, La dominazione bizantina (wie Anm. 3), S. 76; W. Seibt, Die byzantinischen Bleisiegel in Österreich, I. Kaiserhof, Wien 1978, S. 147–149.

und Georgios den Klöstern Montecassino und S. Vincenzo al Volturno ihre Besitzungen in Kampanien und Apulien.[21]

Allerdings scheinen sich die strategischen Interessen der Byzantiner hauptsächlich auf die Adriaküste konzentriert zu haben: die süditalienische Annalistik berichtet von der Eroberung Sipontos durch den Strategen Symbatikios im Juni 892,[22] und im Jahre 893 datierte man in Termoli eine Urkunde nach dem 2. Regierungsjahr der Kaiser Leo VI. und Alexander.[23] In diesen Jahren wurde wohl auch eine heute nicht mehr erhaltene *scriptio* ausgestellt, mit der Adelchis, der Bischof von Lucera, dem *prepositus* Gisbert von S. Sophia in Benevent, der auch zuständig war für die Besitzungen Montecassinos in Lesina und Termoli, *presentia Gualarmi prothospatarii canditati et gastaldei*, omnes res des Klosters bei Lesina zurückerstattete, die ihm Abt Angelarius (883–889)[24] einige Jahre zuvor verpachtet hatte.[25] Die Urkunde zeigt deutlich das Vorgehen der byzantinischen Regierung in den neu eroberten Provinzen: die Verwaltung wurde weitgehend einheimischen Gastalden[26] übertragen, denen man – sozusagen zur Byzantinisierung – einen kaiserlichen Hoftitel verlieh.[27] Allerdings muß in diesem Fall ein Fehler des Kopisten vorliegen, denn den Titel *protospatharius candidatus* hat

**21** Syllabus Graecarum membranarum, ed. F. Trinchera, Neapoli 1865, S. 2f. Nr. 3; Registrum Petri Diaconi (Montecassino, Archivio dell'Abbazia, Reg. 3), ed. J.-M. Martin/P. Chastang/L. Feller/G. Orofina/A. Thomas/M. Villani, Roma 2015 (Fonti per la storia dell'Italia meridionale. Antiquitates 45), Bd. I, 433f. Nr. 136; Chronicon Vulturnense del monaco Giovanni, ed. V. Federici, II, Roma 1923 (Istituto storico italiano. FIS 59), S. 21–23.

**22** O. Bertolini, Gli Annales Beneventani, in: BISI 42 (1923), S. 118; Lupus Protospatarius, ed. G. H. Pertz, Hannover 1864 (MGH, Scriptores V), S. 53.

**23** T. Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, I. Lesina (sec. VIII–XI), Montecassino 1937 (Miscellanea cassinese 13), S. 34 Nr. 5; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. II, S. 616f. Nr. 201 H. Anscheinend berechnete man den Regierungsantritt der Kaiser nach dem Eroberungsjahr von Benevent oder Termoli.

**24** H. Hoffmann, Die älteren Abtslisten von Montecassino, in: QFIAB 47 (1967), S. 262–264.

**25** Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, I (wie Anm. 23), S. 46f. Nr. 10; H. Bloch, Monte Cassino in the Middle Ages, II, Roma 1986, S. 700. Diese *scriptio* wird in einer Prozeßurkunde aus dem Jahre 977 erwähnt.

**26** Der Name Gualarmus scheint anderweitig nicht belegt zu sein, aber Eigennamen mit der Wurzel *Wala – Schlachtfeld*, gehören eindeutig in den langobardischen Sprachraum: W. Bruckner, Die Sprache der Langobarden, Strassburg 1895, S. 315–317; N. Francovich Onesti, Vestigia longobarde in Italia (568–774). Lessico e antroponomia, Roma 2000, S. 219f.; W. Haubrichs, Langobardic personal names: given names and name-giving among the Langobards, in: G. Ausenda/P. Delogu/C. Wickham (Hg.), The Langobards before the Frankish conquest. An ethnographic perspective, Woodbridge 2009, S. 197.

**27** V. von Falkenhausen, A provincial aristocracy: the Byzantine provinces in southern Italy (9th–11th century), in: M. Angold (Hg.), The Byzantine Aristocracy IX to XIII Centuries, Oxford 1984 (BAR International Series, 221), S. 216f.; Ead., Amministrazione fiscale nell'Italia meridionale bizantina (secoli IX–XI), in: J.-M. Martin/A. Peters-Custot/V. Prigent (Hg.), L'héritage byzantin en Italie (VIIIe–XIIe siècle). II. Les cadres juridiques et sociaux et les institutions publiques, Roma 2012 (Collection de l'École française de Rome 461), S. 535.

es nie gegeben. Gualarmus muß entweder *protospatharius* oder *spatharocandidatus* gewesen sein. Beide Titel sind möglich.

Schon 895 wurden die Byzantiner wieder aus Benevent vertrieben, und bald darauf wurde auch das langobardische Fürstentum durch Atenulf I. von Capua wieder hergestellt. Das Thema *Longobardia* blieb zwar bestehen, aber die Residenz der Strategen und der Sitz der byzantinischen Verwaltung wurde nach Bari verlegt. Wegen ihrer Lage am Meer war die Stadt leichter gegen die Langobarden zu verteidigen und geeigneter, die Verbindung zwischen der süditalienischen Provinz und Konstantinopel aufrecht zu erhalten; deshalb blieb sie bis zum Ende der byzantinischen Herrschaft in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die Hauptstadt der italienischen Provinzen Ostroms. Mit dem Rückzug von Benevent nach Bari haben sich anscheinend auch die territorialen Interessen der Byzantiner in Apulien verlagert: von da an scheinen die Erhaltung und Stabilisierung ihrer Positionen in Zentral- und Südapulien, und besonders in der Küstenregion, im Mittelpunkt der byzantinischen Italienpolitik gelegen zu haben, während das Gebiet der heutigen Capitanata von eher peripherem Interesse war.

Im 10. Jahrhundert war die Herrschaft über Nordapulien zwischen den Fürsten von Capua und Benevent und den Byzantinern umstritten. Bis zum Ende des Jahrhunderts blieben die Grenzen zwischen dem langobardischen Fürstentum und dem Thema *Longobardia* fließend, und es lassen sich dort kaum Anzeichen von einer einigermaßen stabilen politischen Präsenz Ostroms feststellen. Noch im Mai 911 bestätigte der byzantinische Stratege Joannikios dem Kloster Montecassino seine Besitzungen in Ascoli Satriano,[28] aber für die folgenden Jahre berichten die lokalen Chroniken immer wieder von Kämpfen zwischen Byzantinern und Langobarden um einzelne Städte besonders im Westen der Capitanata: der Stratege Ursoleon fiel 921 bei Ascoli,[29] und daraufhin heißt es in der *Cronaca dei conti e dei principi di Capua*, daß *totaque Apulia dominio iam dictorum principum* (Landulf I. und Atenulf II.) *subiugata est*.[30] 950 belagerten die Griechen Ascoli von neuem,[31] anscheinend ohne die Stadt zu erobern; im Frühjahr 969 hielt sich Otto I. zwischen Ascoli und Bovino auf,[32]

**28** Syllabus Graecarum membranarum (wie Anm. 21), S. 4 Nr. 5; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. I, S. 437 f. Nr. 138.

**29** Falkenhausen, La dominazione bizantina (wie Anm. 3), S. 80.

**30** N. Cilento, Italia meridionale longobarda, Milano-Napoli ²1971, S. 305 f.

**31** Lupus Protospatarius (wie Anm. 22), S. 54.

**32** MGH, Diplomata regum et imperatorum Germaniae, I, ed. Th. Sickel, Hannover 1884, S. 508–513 Nrn. 372 f.; D. Alvermann, Königsherrschaft und Reichsintegration. Eine Untersuchung zur politischen Struktur von *regna* und *imperium* zur Zeit Ottos II. (967) 973–983, Berlin 1998 (Berliner Historische Studien 28), S. 384 f.

wobei es zu Kämpfen mit dem byzantinischen Strategen Abidelas kam.[33] In demselben Jahr geriet Ottos Verbündeter, Fürst Pandolf I. von Capua und Benevent, bei Bovino in byzantinische Gefangenschaft,[34] aber schon im August 970 residierte der westliche Kaiser von neuem in Bovino.[35] Zwischen September und Oktober 981, zu Beginn seines unglücklichen Feldzuges gegen die Sarazenen in Kalabrien, hielt sich Otto II. in Lucera auf.[36]

In den Ortschaften an der Adriaküste scheinen sich die Byzantiner dagegen etwas fester und dauerhafter etabliert zu haben: in Termoli werden die Urkunden zwischen 977 und 1003 weiterhin nach byzantinischen Kaiserjahren datiert.[37] Dasselbe gilt für eine Urkunde aus Lesina aus dem Jahre 928.[38] In einem dieselbe Ortschaft betreffenden Pachtvertrag, der wahrscheinlich im Jahre 944 in Capua abgeschlossen wurde – es geht dabei um Besitzungen des Klosters Montecassino bei Lesina –, wird die Pachtzahlung in byzantinischer Währung berechnet: *auro solidos tres bonos bizantios inter ythiatos et sculicatos et bene pesantes*.[39] Außerdem wird in derselben Urkunde in Erwägung gezogen, daß *stratigi et castaldeus seu pars publica eorum* die verpachteten Felder *per fortiam* konfiszieren könnten; auch das ein Zeichen für die Präsenz der Byzantiner in Lesina. In den Jahren zwischen 977 und 985 führte dagegen das Kloster Montecassino Prozesse und Verhandlungen über seine Besitzungen in Lesina grundsätzlich in Capua oder Benevent, und nicht vor byzantinischen Behörden: so stellte im Jahre 977 ein Diakon aus Lesina die Urkunde über die Schenkung einer Kirche in seiner Heimatstadt an Montecassino in Capua aus;[40] und in den Jahren zwischen 977 und 980 wird ein langwieriger Prozeß zwischen dem Bischof von Lucera und Montecassino über Besitzungen in und bei Lesina in Benevent geführt.[41] Schließlich

33 Chronicon Salernitanum. A Critical Edition with Studies on Literary and Historical Sources and on Language, ed. U. Westerbergh, Stockholm 1956 (Acta Universitatis Stockholmiensis. Studia Latina Stockholmiensia 3), § 173, S. 176.

34 Ebd., § 171, S. 174.

35 MGH, Diplomata I (wie Anm. 32), Nr. 397.

36 MGH, Diplomata II, Hannover 1888, S. 299–302 Nrn. 258–260; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. I, S. 395 f. Nr. 124; Alvermann, Königsherrschaft und Reichsintegration (wie Anm. 32), S. 395.

37 Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. III, S. 1138 f. Nr. 403, Bd. II, S. 939–942 Nrn. 318 f.

38 Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, I (wie Anm. 23), S. 35 f. Nr. 6.

39 Ebd., S. 38 Nr. 8. – Das Wort *ythiatus* kann man vielleicht in Verbindung bringen mit den Formen *dythitus* und *deithatus*, die damals in apulischen Urkunden vorkommen. Nach Ph. Grierson, Catalogue of the Byzantine coins in the Dumbarton Oaks Collection and the Whittemore Collection, III, 1, Washington, D. C. 1973, S. 54, könnte das Wort von διηθέω (filtern), abgeleitet sein und „well-refined gold or specially selected solidi of high weight" bedeuten. Die Bedeutung von *sculicatus* ist unklar; vielleicht könnte man an eine Verballhornung von *sculptus* oder *sculpitus* denken, so daß es sich um gut geprägte und nicht abgegriffene Münzen handeln sollte.

40 Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, I (wie Anm. 23), S. 39–44 Nr. 9; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. II, S. 935–937, Nr. 317.

41 Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, I (wie Anm. 23), S. 44–57 Nrn. 10–13; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. II, S. 653 f. Nr. 213.

bestätigte Fürst Pandolf I. von Capua und Benevent im Jahre 980 Abt Aligern von Montecassino die Besitzungen des Klosters in Lesina.[42] In den folgenden Jahrzehnten kann man dann das politische Kräfteverhältnis zwischen dem langobardischen Fürstentum und Byzanz in der Capitanata deutlich daran ablesen, von wem und wo sich Montecassino seine Besitzungen in Nordapulien bestätigen ließ.

Selbst die Hafenstadt Siponto blieb keineswegs kontinuierlich in byzantinischer Hand: 921, nach dem Sieg über die Byzantiner bei Ascoli, wurde sie von Atenulf II. von Capua und Benevent erobert;[43] 926 oder 928 soll sie von Michael, dem Fürsten von Zachlumien, überfallen worden sein;[44] 936 wurde sie wiederum von Atenulf II. eingenommen[45] und 949 vom *dux* von Neapel, dem *magister militum* Johannes.[46] Dank dem nahe gelegenen Monte Sant'Angelo, dem Nationalheiligtum der Beneventaner, scheint Siponto in langobardischer Zeit eine Art zweite Hauptstadt der beneventanischen Herzöge und später Fürsten gewesen zu sein: im Jahre 740 wird dort ein *palatium* des Herzogs erwähnt;[47] der Bischof von Benevent war gleichzeitig in Personalunion Bischof von Siponto, und ihm unterstand auch seit dem 7. Jahrhundert das Michaelsheiligtum auf dem Monte Gargano.[48] Vermutlich wurde aus diesem Grund die byzantinische Eroberung Sipontos im Juni 892 in den lokalen Chroniken eigens erwähnt.[49]

Es war wohl besonders der kirchliche Status von Siponto, die Personalunion mit dem Bistum Benevent –, der die Integration der Stadt in das byzantinische *Thema* erschwerte. Nach der byzantinischen Rückeroberung Süditaliens am Ende des 9. Jahrhunderts unterstanden die apulischen Bistümer – abgesehen vom Salento – auch weiterhin der päpstlichen Jurisdiktion. Im Jahre 969 war jedoch das Bistum Bene-

---

**42** Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, I (wie Anm. 23), S. 58 f. Nr. 14; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. II, S. 935 f. Nr. 317.

**43** Bertolini, Annales Beneventani (wie Anm. 22), S. 120.

**44** Annales Barenses, ed. G. H. Pertz, Hannover 1864 (MGH, Scriptores V), S. 52; Lupus Protospatarius (wie Anm. 22), S. 54, Anonymus Barensis, in: RIS V, Milano 1724, S. 148; J.-M. Martin, La Pouille au VI[e] au XII[e] siècle, Roma 1993 (Collection de l'École française de Rome 179), S. 505; M. Loffredo, Presenze slave in Italia meridionale (secoli VI–XI), in: Schola Salernitana. Annali 20 (2015), S. 28–30.

**45** Bertolini, Gli Annales Beneventani (wie Anm. 22), S. 120.

**46** Ebd., S. 122.

**47** Chronicon Sanctae Sophiae (cod. Vat. Lat. 4939), ed. J.-M. Martin, Roma 2000 (Istituto storico italiano per il Medio Evo. Fonti per la storia medievale. Rerum Italicarum Scriptores 3**), S. 495.

**48** J.-M. Martin, Le culte de Saint Michel en Italie méridionale d'après les actes de la pratique (VI[e]–XII[e] siècles), in: C. Carletti/G. Otranto (a cura di), Culto e insediamenti micaelici nell'Italia meridionale fra tarda antichità e medievo. Atti del Convegno Internazionale. Monte Sant'Angelo, 18–21 novembre 1992, Bari 1994 (Scavi e ricerche 7), S. 390. – Über die einzelnen Bauphasen des Heiligtums siehe jetzt: M. Trotta, Il santuario di S. Michele sul Gargano dal tardoantico all'altomedioevo, Bari 2012.

**49** Siehe Anm. 22.

vent-Siponto von Johannes XIII. zum Erzbistum erhoben worden.[50] Daraufhin, um Einmischungen von außen – z. B. bei der Wahl und Ernennung der Bischöfe und der Verwaltung des Kirchenbesitzes – zu verhindern, hatten die Byzantiner einen kirchenpolitischen Ausweg gefunden, in dem sie ihrerseits die Bischöfe der wichtigsten Städte auf ihrem Territorium zu autokephalen Erzbischöfen (ohne Suffragane) ernannten. Auf diese Weise konnte der Katepan direkten Einfluß auf die Wahl der zwar grundsätzlich lateinischen Bischöfe nehmen und die Ernennung von unliebsamen und politisch unzuverlässigen Kandidaten gegebenen Falls verhindern. So führten z. B. die Bischöfe von Canosa-Bari, Trani und Tarent schon im 10. Jahrhundert den Titel *archiepiscopus*, der jedoch erst im Laufe des 11. Jahrhunderts von Rom bestätigt wurde.[51] Dieser Kunstgriff konnte jedoch in Siponto wegen der Personalunion mit Benevent, der Hauptstadt des langobardischen Fürstentums, nicht angewandt werden. Außerdem war der Erzbischof von Benevent nicht dazu bereit, die Kontrolle über das Michaelsheiligtum aufzugeben, das seit dem 7. Jahrhundert nicht nur Pilger aus Italien, sondern auch aus ganz Nordeuropa anzog.

In den Verhandlungen über die kirchlichen Rechte Benevents in Siponto und auf dem Monte Gargano, die sich über das ganze 10. Jahrhundert hinzogen, spiegelt sich das jeweilige militärische bzw. politische Kräfteverhältnis zwischen Langobarden und Byzantinern wieder: nach einer schweren Niederlage Landulfs I. erschien im Januar 938 in Benevent eine hochkarätige byzantinische Gesandtschaft, bestehend aus dem *anthypatos patrikios* Kosmas, dem *protospatharios* Epiphanios und dem Strategen von Sizilien und *Langobardia*, Basileios Kladon, die dem Bischof Johannes seine Besitzungen in der *Langobardia* bestätigte, abgesehen vom Michaelsheiligtum auf dem Gargano, das sich die Kaiser vorbehielten.[52] Dagegen bestätigte Papst Marinus II. 943 demselben Bischof Johannes unter anderem die Rechte auf *Sipontum, et ecclesiam Sancti Michaelis archangeli in monte Gargano*, und bestimmte, daß niemand *presumat, sive sit illa magna sive parva persona aut Grecus in predicta tua sancta Beneventana Ecclesia aliquam vim facere*,[53] eine Bestätigung, die von Marinus' Nachfolgern, Johannes XII. und Johannes XIII. wiederholt wurde.[54] Otto I. garantierte Bischof Landolf nicht nur *ecclesiam Sancti videlicet Michaelis Archangeli ex monte*

**50** It. Pont., IX (wie Anm. 1), S. 54 f.

**51** Ebd., S. 289, 315, 435; Falkenhausen, La dominazione (wie Anm. 3), S. 167–170.

**52** Falkenhausen, La dominazione (wie Anm. 3), S. 80 f., 131 f., 180. Über die byzantinischen Gesandten: Lilie/Ludwig/Pratsch/Zielke (Hg.), Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit. Zweite Abteilung (wie Anm. 3), Bd. III, # 24111, S. 694–696 (Kosmas), Bd. 2, # 21710, S. 221 f. (Epiphanios), Bd. 1, # 20926, S. 599 (Basileios Kladon).

**53** Le più antiche carte del Capitolo della cattedrale di Benevento (668–1200), a cura di A. Ciaralli/V. De Donato/V. Matera, Roma 2002 (Fonti per la storia dell'Italia medievale. Regesta chartarum 52), S. 27–29 Nr. 9.

**54** Ebd., S. 41–43, 47–51 Nrn. 15, 17.

*Gargano*, sondern auch das dazugehörige *castellum*.[55] Es muß für die Byzantiner einigermaßen unangenehm gewesen sein, daß der Bischof des feindlichen langobardischen Nachbarn eine Festung oberhalb ihrer wichtigsten Hafenstadt in Nordapulien besaß. Als 973 ein Vertreter des Erzbischofs Landolf von Benevent und Siponto in der Stadt eintraf, gaben ihm Kleriker und andere prominente Sipontiner vor *Procopius trumarce Sipontine civitatis*, vermutlich dem höchsten byzantinischen Beamten in der Stadt, das feierliche Versprechen, nichts gegen die Rechte des Erzbischofs in Siponto zu unternehmen.[56] Seinem Namen nach war der Turmarch Prokop bestimmt nicht langobardischer Herkunft. Man hatte also in der strategisch wichtigen Hafenstadt zur Verteidigung und Verwaltung einen Offizier oder Beamten eingesetzt, der anscheinend nicht lokaler Herkunft war, aber durchaus aus Süditalien gestammt haben kann, wie übrigens so gut wie alle Turmarchen, die damals im Thema *Langobardia* bzw. Katepant *Italia* tätig waren.[57] Schließlich begab sich 978 wieder eine byzantinische Delegation nach Benevent, bestehend aus dem lateinischen Erzbischof von Tarent, Johannes, dem Protospathar und *iudex* Nikolaus und dem Protospathar ἐπὶ τοῦ χρυσοτρικλίνου und Topoteretes der *Scholai* Theodor, einem der höchsten in Süditalien stationierten byzantinischen Offiziere, um dem Erzbischof Landolf die Michaelskirche auf dem Gargano feierlich zurückzugeben.[58] Die Katepane hatten offensichtlich nicht die Mittel, sich auf die Dauer erfolgreich gegen die Ansprüche Benevents durchzusetzen.

Der in zahlreichen Handschriften überlieferte Text über das Erscheinen des Erzengels auf dem Monte Gargano, die *Apparitio sancti Michaelis Archangeli in Monte Gargano*, war seit dem beginnenden 9. Jahrhundert auch jenseits der Alpen bekannt.[59] Eugenio Susi datiert ihn in die Regierungszeit Arechis' II. (758–787),[60] eine Datierung die mich auch deshalb überzeugt, weil es in der zentralen Episode der *Apparitio* um einen Krieg der heidnischen Neapolitaner gegen die vereinten Beneventaner und Sipontiner geht, wobei der Erzengel für letztere interveniert und die Neapolitaner, mit denen wohl gleichzeitig die Byzantiner gemeint sind, in die Flucht schlägt.[61] Gerade

**55** Ebd., S. 43–46 Nr. 16.

**56** Ebd., S. 55–60 Nr. 19.

**57** Falkenhausen, A provincial aristocracy (wie Anm. 27), S. 217–219. Der Sohn eines Turmarchen Maio *de civitate Sipontine* ist 1001 in Canne belegt: Codice diplomatico barese, VIII, a cura di F. Nitti di Vito, Bari 1914, S. 5 f. Nr. 2.

**58** Le più antiche carte (wie Anm. 53), S. 60–64 Nr. 20.

**59** V. Sivo, Ricerche sulla traduzione manoscritta e sul testo dell'*Apparitio* latina, in: Carletti/Otranto (a cura di), Culto e insediamenti (wie Anm. 48), S. 95–106.

**60** E. Susi, L'*Apparitio* di san Michele, in: Bizantini, Longobardi e Arabi in Puglia (wie Anm. 14), S. 327 f.

**61** De apparitione sancti Michaelis, ed. G. Waitz, in: MGH, Scriptores rerum Langobardicarum et italicarum, Hannover 1878, S. 542; A. Campione, Angeli nell'agiografia di area italomeridionale, in: Micrologus 23 (2015), pp. 321–325.

unter Arechis II., der die Absicht gehabt hatte, den Dukat von Neapel zu annektieren, spielten die Auseinandersetzungen zwischen Langobarden und Neapolitanern eine große Rolle.[62]

Wir wissen nicht, ob das Heiligtum auf dem Monte Gargano auch byzantinische Pilger anzog, auf jeden Fall ist unter den etwa 200 Inschriften und Graffiti aus der Zeit zwischen dem 6.–9. Jahrhundert, die in die Wände eingeritzt sind, bis jetzt anscheinend keine in griechischer Sprache aufgetaucht;[63] schließlich gab es ja im Osten des Reiches – besonders in Kleinasien – genügend Heiligtümer, die dem Erzengel geweiht waren.[64] Etwas anders sah es für die süditalienischen Griechen aus, die oft nicht die Mittel und Möglichkeiten hatten, sich auf eine lange, gefährliche und kostspielige Pilgerfahrt nach Anatolien zu begeben. Für sie war das Michaelsheiligtum auf dem Gargano erheblich leichter zu erreichen: in den siebziger Jahren des 10. Jahrhunderts soll der kalabresische Mönch Phantinos mit drei Gefährten auf einer immerhin achtzehntägigen mühevollen Wanderung dorthin gepilgert sein, um, wie es in der *Vita* heißt, mit eigenen Augen die Lichtstrahlen zu sehen, die von dort ausgingen.[65] Der Hagiograph, der selbst nicht süditalienischer Herkunft war, berichtet allerdings von keinen besonderen Erleuchtungen oder gar Wundern, die sich in der Grotte des Erzengels auf dem Gargano zugetragen hätten, sondern erzählt, daß Phantinos, nachdem er dort am Gottesdienst und Abendmahl teilgenommen hatte, wegen seiner übermäßigen asketischen Entsagungen durch einen Schwächeanfall zusammenbrochen sei. Die Herausgeberin des Textes, Enrica Follieri, weist darauf hin, daß, während im normalen byzantinischen Sprachgebrauch der Erzengel Michael ἀρχιστράτηγος genannt wird, sein Heiligtum in der *Vita s. Phantini* als ὁ Ἅγιος Ἄγγελος ... πόλεως Σιπενδοῦ bezeichnet wird, ein Ausdruck, der bestimmt auf eine direkte Übersetzung des lateinischen *Sanctus Angelus* zurückzuführen sei.[66]

Für das Interesse der Griechen aus Süditalien an dem Michaelskult auf dem Gargano spricht auch die Tatsache, daß der Text der *Apparitio* in drei verschiedenen

**62** P. Bertolini, Arechi II, in: DIB 4, Roma 1962, S. 73, 75; F. Luzzati Laganà, Un emendamento non necessario del testo del *Patto di Arechi*, in: Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa, cl. di lettere e Filosofia, ser. III, 12, 3 (1982), S. 1118–1121.

**63** C. Carletti, Iscrizioni murali, in: C. Carletti/G. Otranto (a cura di), Il santuario di S. Michele sul Gargano dal VI al IX secolo. Contributo alla storia della Langobardia meridionale. Atti del convegno tenuto a Monte Sant'Angelo il 9–10 dicembre 1978, Bari 1980, S. 8–158; C. Carletti, Iscrizioni murali del santuario garganico, in: P. Bouet/G. Otranto/A. Vauchez (Hg.), Culte et pèlerinages à Saint Michel en Occident. Les trois monts dédiés à l'Archange, Roma 2003 (Collection dell'École française de Rome 316), S. 91–103; G. Otranto, Per una storia dell'Italia tardoantica cristiana, Bari 2009 (Biblioteca tardoantica 3), S. 79 f.

**64** B. Martin-Hisard, Le culte de l'archange Michel dans l'empire byzantin (VIII$^{e}$–XI$^{e}$ siècles), in: Carletti/Otranto (a cura di), Culto e insediamento (wie Anm. 48), S. 351–373.

**65** La Vita di san Fantino il Giovane. Introduzione, testo greco, traduzione, commentario, indici, ed. E. Follieri, Bruxelles 1993 (Subsidia hagiographica 77), § 26, S. 430.

**66** Ebd., S. 274–277.

griechischen Übersetzungen in vier Handschriften überliefert ist, die alle aus Süditalien stammen. Während die *codices* Vat. gr. 821 (11. Jahrhundert, aus Kalabrien) und Vat. gr. 866 (11. Jahrhundert, aus Kampanien), eine gleich lautende Übersetzung enthalten,[67] sind in den *codices* Vat. gr. 2053 (Ende 12. Jahrhundert, aus dem Salento) und Mess. gr. 29 (1307, aus Sizilien), zwei auch untereinander unterschiedliche Texte überliefert, von denen bisher nur letzterer ediert ist.[68] Alle Übersetzungen gehen jedoch auf denselben lateinischen Text zurück. Wir wissen nicht, wann die *Apparitio* ins Griechische übersetzt wurde; in den verschiedenen Übersetzungen wurde allerdings der lateinische Text in einigen Punkten etwas verändert: im cod. Vat. gr. 2053 wird der *episcopus* zum ἀρχιεπίσκοπος, was für ein Übersetzungsdatum nach 969 spricht.[69] Interessant ist auch, daß in den Handschriften Vat. gr. 821 und 866 – und nur dort – in der Übersetzung der Episode über den Krieg der Neapolitaner gegen Beneventaner und Sipontiner sich die Fronten in sofern verändert haben, als nun im griechischen Text die heidnischen Neapolitaner und Beneventaner gegen die Sipontiner kämpfen.[70] Das war gewiß ein gezielter Hieb des byzantinischen Übersetzers gegen die beneventanischen Prätentionen auf Siponto,[71] aber vielleicht erinnerte er sich auch an den Angriff des *dux* von Neapel im Jahre 949.

Nach dem unglücklichen Feldzug Ottos II. scheinen die Byzantiner in der Capitanata wieder die Oberhand gewonnen zu haben: im Jahre 983 soll der Katepan Kalokyros Delphinas Ascoli zurückerobert haben;[72] vom Januar desselben Jahres stammt die erste bekannte byzantinisch datierte Urkunde aus Lucera;[73] ab 987 datiert man auch

**67** S. Leanza, Una versione greca inedita in: Vetera Christianorum 22 (1985) S. 299–306.

**68** Id., Altre due versioni greche inedite dell'*Apparitio S. Michaelis in Monte Gargano*, in: Carletti/Otranto (a cura di), Culto e insediamenti (wie Anm. 48), S. 85–93; M. Trotta, Le tre versioni greche *dell'Apparitio* micaelica garganica e le indicazioni sul santuario, in: Vetera Christianorum 47 (2010), S. 135–146. A. Lagoia, Una versione greca inedita della *Apparitio sancti Michaelis in monte Gargano (BHG 1288h, Messan. gr. 29)*, in: Vetera Chriatianorum 51 (2014), S. 163–195. Die wichtigen Hinweise über Herkunft und Datierung der einzelnen Handschriften, in denen die griechische Übersetzung der *Apparitio* überliefert ist, gab mir Santo Lucà, dem ich an dieser Stelle sehr herzlich danke.

**69** Im Mai 969 hatte Papst Johannes XIII. das Bistum Benevent zum Erzbistum erhoben: It. Pont. IX (wie Anm. 1), S. 46, 54 f.

**70** Leanza, Una versione greca (wie Anm. 67), S. 302 f.

**71** G. Otranto, Per una metodologia della ricerca storico-agiografica: il Santuario micaelico del Gargano tra Bizantini e Longobardi, in: Vetera Christianorum 25 (1988), S. 402.

**72** Lupus Protospatarius (wie Anm. 22), S. 55. Die erste bekannte nach den Regierungsjahren der byzantinischen Kaiser datierte Urkunde aus Ascoli stammt vom November 994: Codice diplomatico Verginiano, I. 947–1102, a cura di P. M. Tropeano, Montevergine 1977, Nr. 18, S. 66–70; Le pergamene di Ascoli Satriano conservate nella Biblioteca di Montevergine (994–1354), a cura di T. Colamarco, Bari 2012 (Codice diplomatico pugliese 36) S. 3–5 Nr. 1.

**73** Codex diplomaticus Cavensis, II, a cura di M. Morcaldi/M. Schiani/S. De Stephano, Napoli 1875, S. 181 f. Nr. 348. Im ersten Band des Codex diplomaticus Cavensis, Napoli 1873, sind sieben Privaturkunden aus Lucera veröffentlicht worden, die nach dem 2. bzw. 5. und 7. Regierungsjahr eines

in Lesina die Urkunden wieder nach byzantinischen Kaiserjahren.[74] Im Dezember 999 hielt sich der Katepan Gregorios Tarchaneiotes zusammen mit mehreren byzantinischen Beamten aus Bari in Ascoli Satriano auf und fällte ein Urteil in einem Prozeß zwischen Montecassino und einem lokalen Hausbesitzer,[75] zwei Monate danach schickte er einen Beamten aus seinem Gefolge, den κόμης τῆς τάξεως Petrus, nach Lesina, um Streitigkeiten zwischen Montecassino und verschiedenen Privatpersonen über Grundbesitz in Lesina, Ascoli, Canosa, Minervino und Trani zu klären.[76] In beiden Fällen wurden die strittigen Besitzungen der Benediktinerabtei zugesprochen. Inzwischen mußte also Montecassino Prozesse um Immobilien, die im Norden Apuliens auf byzantinischem Territorium lagen, vor byzantinischen Gerichten führen.

Im Jahre 1007 schenkte der Katepan Alexios Xiphias dem Kloster S. Giovanni in Lamis bei S. Giovanni Rotondo umfangreiche Ländereien im Nordwesten der Capitanata, während sein Nachfolger, Johannes Kourkouas, im Jahr darauf dem Kloster erlaubte, Einwanderer aus Kalabrien und Apulien auf Klostergrund anzusiedeln, die frei sein sollten *ab omni angaria et servitium curie*.[77] Das Privileg des Kourkouas ist auch insofern interessant, als es einerseits ein weiteres Zeugnis ist für den Exodus vieler Kalabresen gen Norden aufgrund der arabischen Angriffe und Plünderungen und der daraus entstandenen wirtschaftlichen Unsicherheit in ihrer Heimat,[78] und andererseits zeigt, daß in der Capitanata Arbeitskräfte gesucht wurden und integriert werden konnten.

Am deutlichsten sieht man vielleicht die Veränderungen in Lucera: die erste mir bekannte byzantinisch datierte Urkunde stammt, wie gesagt, vom Januar 983. Von da an sind bis in die siebziger Jahre des 11. Jahrhunderts alle Urkunden aus Lucera nach byzantinischen Kaiserjahren datiert.[79] In einer Urkunde aus dem Jahre 998 verkaufen

---

Kaisers Michael (S. 11 f., 22–25, 28 f. Nrn. 10, 11, 21, 22, 25) und nach dem 3. bzw. 4. Jahr eines Kaisers Konstantin (S. 160–163 Nrn. 126 f.) datiert sind. Die Herausgeber tippten auf die Kaiser Michael II. (820–829), Michael III. (842–867) und Konstantin VII. (913–959) und datierten die Urkunden in die Jahre 821, 842, 843, 845, 910 und 911, dagegen handelt es sich zweifellos um Michael IV., Michael VI. und Konstantin IX. Die Urkunden gehören also in die Jahre 1036, 1057, 1038, 1040, 1045 und 1046: Falkenhausen, La dominazione bizantina (wie Anm. 3), S. 17.

**74** Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, I (wie Anm. 23), S. 63–65 Nr. 18.

**75** Syllabus Graecarum membranarum (wie Anm. 21), S. 10 Nr. 11; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. I, S. 441 f. Nr. 140.

**76** Syllabus Graecarum membranarum (wie Anm. 21), S. 10–12 Nr. 12; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. I, S. 443 f. Nr. 141.

**77** G. Del Giudice, Codice diplomatico del regno di Carlo I.° e II.° D'Angiò, I, Napoli 1863, App., S. XIIIf. Nr. V.

**78** V. von Falkenhausen, Il monachesimo greco nel Lazio Medievale, in: G. Bordi/I. Carletti/M. L. Fobelli/M. R. Menna/P. Pogliani (a cura di), L'officina dello sguardo. Scritti in onore di Maria Andaloro, I, Roma 2014, S. 305–314.

**79** Die letzte mir bekannte byzantinisch datierte Urkunde aus Lucera stammt vom Februar 1074: Codex diplomaticus Cavensis, X, 1073–1080, a cura di S. Leone/G. Vitolo, Badia di Cava 1990,

die Gastalden Polcaris, Johannes, Hilduin und Optabianus, *ex civitate Lucere habitatores ordinati a dominus Theodorus imperiali excubito Langobardie et ... residentes in ista civitate Lucerie ad seniorandum, iudicandum et regendum*, für den Fiskus ein Haus in Lucera, dessen Besitzer ohne Erben gestorben war.[80] Es handelt sich also wieder um einheimische Gastalden – diesmal ohne kaiserliche Titel –, die von einem hohen byzantinischen Offizier, dem Kommandanten des in Italien stationierten Garderegiments der Exkoubiten, in ihr Amt eingesetzt worden waren. Kein höherer byzantinischer Beamter war zugegen. Der Exkoubitenkommandant Theodor hatte sich vermutlich an der Rückeroberung Nordapuliens beteiligt, war aber anscheinend nicht auf längere Zeit dort stationiert gewesen; um 997 war er in Oria, im Salento, ermordet worden.[81] Im Jahre 1003 wurde dagegen ein ähnliches Geschäft, der Verkauf von an den Fiskus gefallenem Grundbesitz, von einem byzantinischen Beamten, dem *imperialis chartularius et turmarcha civitatis Luceriae* Hismael, erledigt, der damals schon seit drei Jahren im Amt war.[82] Wenn man von seinem Namen auf seine Herkunft schließen darf, so war Hismael bestimmt kein einheimischer Langobarde aus Nordapulien, aber er urkundete auf lateinisch, stammte also wohl aus Apulien und war kein aus Konstantinopel entsandter Beamter. Auf jeden Fall scheint sich in den Jahren zwischen 998 und 1001 in Lucera eine gewisse byzantinische Verwaltungsstruktur mit vom Katepan eingesetzten Beamten gebildet zu haben. Die Pilgerfahrt Ottos III. *nudis pedibus* von Rom über Benevent zum Monte Sant'Angelo im Jahre 999, von der auch die *Vita s. Nili* berichtet,[83] hat anscheinend keine politischen Konsequenzen gehabt, obwohl der Kaiser ja durch byzantinisches Territorium gezogen sein muß. Zumindest hat sie in den urkundlichen Quellen der Capitanata keine Spuren hinterlassen.

Auch auf kirchlichem Sektor scheinen sich die Byzantiner in diesen Jahren – zumindest kurzfristig – besser durchgesetzt zu haben. In einer nach byzantinischen Kaiserjahren datierten Urkunde aus Lesina (wohl November 1005) erlaubt *Landenol-*

S. 88–90 Nr. 27. Später datiert auch Graf Heinrich von Monte Sant'Angelo in Lucera seine Urkunden nach byzantinischen Kaiserjahren: Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. III, S. 1384 f. Nr. 504.

**80** V. von Falkenhausen, Zur byzantinischen Verwaltung Luceras am Ende des 10. Jahrhunderts, in: QFIAB 53 (1973), S. 395–406.

**81** Lupus Protospatarius (wie Anm. 22), S. 56.

**82** Die entsprechende Urkunde (Benevento, fondo di S. Sofia, XXXI, 1) ist noch unediert, wird aber zitiert von J.-M. Martin, Les thèmes italiens. Territoire, administration, population, in: A. Jacob/J.-M. Martin/G. Noyé (Hg.), Histoire et culture dans l'Italie byzantine, Paris-Roma 2006 (Collection de l'École française de Rome 363), S. 530 f.; V. von Falkenhausen, Le istituzioni bizantine in Puglia nell'alto Medioevo, in: Bizantini, Longobardi e Arabi in Puglia (wie Anm. 14), S. 194; Ead., Amministrazione fiscale (wie Anm. 27), S. 551.

**83** Βίος καὶ πολιτεία τοῦ ὁσίου πατρὸς ἡμῶν Νείλου τοῦ Νέου, ed. G. Giovanelli, Badia di Grottaferrata 1972, S. 128. Die Pilgerfahrt wird auch erwähnt in: Petrus Damianus, Vita Beati Romualdi, ed. G. Tabacco, Roma 1957 (FIS 94), S. 53; Die Chronik von Montecassino (wie Anm. 4), II, 24, S. 208; G. Althoff, Otto III., Darmstadt 1997, S. 130.

*fus gratia Dei archiepiscopus* dem Abt von S. Giacomo in Tremiti, *in loco qui vocatur ad Fuci veterem* eine Kirche zu bauen, und ordnet an, daß dort *omni tempore nostri sanctissimi Imperatori cum suo exercitu orationem inde habeat.*[84] Es handelt sich bei dem Prälaten um den Bischof von Lucera, also eigentlich um einen Suffraganbischof von Benevent,[85] der aber seine Residenz nach Lesina an der Adriaküste verlegt hatte, und unter byzantinischer Protektion zum autokephalen Erzbischof avanciert war.[86] Vielleicht fühlte er sich sicherer an einem Ort der weiter von der beneventanischen Grenze entfernt war als Lucera. Auch Landenolfs Nachfolger Johannes urkundete im November 1032 in Lesina, aber er nannte sich vorsichtshalber nur *episcopus*.[87]

Im Jahre 1009 kam es in Apulien zu einem Aufstand gegen die byzantinische Herrschaft, der offensichtlich ernsthafter war als die zahlreichen lokalen Revolten, über die in der Annalistik von Bari mit einer gewissen Regelmäßigkeit berichtet wird; er wurde nämlich auch in Konstantinopel zur Kenntnis genommen: in diesem – und nur in diesem – Fall hielt ihn auch der byzantinische Historiker Johannes Skylitzes für erwähnenswert.[88] Anführer war ein angesehener Mann aus Bari, der in den süditalienischen und byzantinischen Quellen im allgemeinen unter dem Namen Mel, Melo, Melis oder Meles erscheint; nur in den *Annales Barenses* und den Annalen von Benevent wird er Ismael genannt,[89] und das ist der Name, unter dem er auch jenseits der Alpen bekannt ist.[90] So nannte er sich anscheinend auch selbst, denn die Inschrift auf dem seidenen Sternenmantel, den er am Ende seines Lebens Kaiser Heinrich II. stiftete, lautet: *Pax Ismaheli qui hoc ordinavit*.[91] Vielleicht glaubte man damals, daß Mel eine Abkürzung von Ismael sei. Im allgemeinen nimmt man dagegen an, daß Mel

**84** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (1005–1237), a cura di A. Petrucci, II, Roma 1960 (FSI 98, 2), S. 3f. Nr. 1. Die einzelnen Datierungselemente (50. Jahr Basileios' II., 49. Jahr Konstantins VIII., November, 4. Indiktion), stimmen nicht überein, aber eine Datierung auf das Jahr 1005 ist die wahrscheinlichste Lösung.

**85** Le più antiche carte del Capitolo della cattedrale di Benevento (wie Anm. 52), S. 73 Nr. 24, S. 78 Nr. 26, Nr. 28, S. 84, Nr. 31, S. 94.

**86** Holtzmann, Der Katepan Boioannes (wie Anm. 2), S. 28f.; It. Pont., IX (wie Anm. 1), S. 155.

**87** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), II, S. 45–49 Nr. 14.

**88** Ioannis Scylitzae Synopsis historiarum, hg. von I. Thurn, Berlin-New York 1973 (Corpus fontium historiae Byzantinae 5), S. 348.

**89** Annales Barenses (wie Anm. 44), S. 53; Bertolini, Gli *Annales Beneventani* (wie Anm. 22), S. 131.

**90** Vita Meinwerci episcopi Patherbrunnensis, ed. G. H. Pertz, Hannover 1854 (MGH, Scriptores XI), S. 116; MGH, Diplomata V, pars II, Nr. 322, S. 440 (Urkunde Heinrichs III. aus dem Jahre 1054): *Ismahel ducis Apuliae, qui et Melo vocabatur, ossa.*

**91** H. Enzensberger, Bamberg und Apulien, in: C. und K. van Eickels (Hg.), Das Bistum Bamberg in der Welt des Mittelalters, Bamberg 2007 (Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien. Vorträge und Vorlesungen 1), S. 141–150.

oder Melis auf den armenischen Namen Mleh zurückgehe;[92] armenische Regimenter hatten nämlich bei der byzantinischen Rückeroberung Süditaliens mitgekämpft und ein Teil der Soldaten war in Apulien angesiedelt worden. Besonders in Bari und Tarent haben sie Spuren in der lokalen Onomastik hinterlassen.[93] Auch der Name Mel begegnet in Bari zuerst im 10. Jahrhundert bei Armeniern: in einer Urkunde vom Juni 990 wird z. B. *Mele clericus f. Simagoni presbiteri et armeni* erwähnt,[94] ein Indiz, das für die herkömmliche Etymologie spricht. Jean-Marie Martin hat zwar darauf hingewiesen, daß der Name Mel oder Mele auch in Salerno vorkomme und deshalb kein von den Byzantinern importierter armenischer Name sein könne,[95] aber die Salernitaner könnten den Namen ja auch unschwer in späterer Zeit aus Apulien übernommen haben. Im byzantinischen Apulien scheinen sich die armenischen Immigranten ziemlich schnell in die langobardische Gesellschaft integriert zu haben. So hatte z. B. der armenische Kleriker Moses aus Bari am Ende des 10. oder zu Beginn des 11. Jahrhunderts den Ehevertrag mit seiner aus Tarent gebürtigen Frau Archontissa *secundum legem Langobardorum* geschlossen.[96] Vermutlich gehörte also auch Meles, der Anführer des Aufstandes von 1009, von dem es bei Wilhelm von Apulien heißt, daß er, obwohl *more virum Graeco vestitum*, von sich gesagt habe, *Langobardum natu civemque fuisse*,[97] zu einer inzwischen längst assimilierten Familie.

Nachdem der Aufstand im Jahre 1011 von den Byzantinern niedergeschlagen worden war, zog sich Meles erst nach Ascoli Satriano[98] und anschließend an die Höfe der Fürsten von Benevent, Salerno und Capua zurück. Noch im Oktober desselben Jahres bestätigte der erfolgreiche Katepan Basileios Mesardonitess den Mönchen von Montecassino auf deren Bitten ihre Besitzungen in der Capitanata.[99] Meles hatte aber

---

**92** G. Dédéyan, Le stratège Symbatikios et la colonisation arménienne dans le thème de Longobardie, in: Ravenna da capitale imperiale a capitale esarcale. Atti del XVII Congresso internazionale di studio sull'alto medioevo (Ravenna, 6–12 giugno 2004), Spoleto 2005, Bd. I, S. 488 f.

**93** Falkenhausen, La dominazione (wie Anm. 3), S. 174 f.; Ead., I Bizantini in Italia, in: G. Pugliese Carratelli (a cura di), I Bizantini in Italia, Milano 1982 (Antica madre), S. 93 f., 132.

**94** Codice diplomatico barese, IV, a cura di F. Nitti di Vito, Bari 1900, S. 8–10 Nr. 4. Nach einem freundlichen Hinweis von Anna Sirinian, der ich an dieser Stelle herzlich danke, ist *Simagonus* die armenische Form des Namens Symeon.

**95** J.-M. Martin, L'anthroponymie et onomastique à Bari (950–1250), in: MEFRM 106–2 (1994), S. 697 f.

**96** So heißt es in einem Vertrag zwischen Archontissa und ihrem Stiefsohn aus dem Jahre 1011, in dem es nach Moses' Tod um die Auszahlung ihres *morghincaph* geht: Codice diplomatico barese, IV (wie Anm. 94), S. 21–24 Nr. 11.

**97** Guillaume de Pouille, La geste de Robert Guiscard, ed. M. Mathieu, Palermo 1961 (Istituto siciliano di studi bizantini e neoellenici. Testi 4), I, Verse 14, 18, S. 100. So auch in der Chronik von S. Bartolomeo di Carpineto: Alexandri monachi Chronicorum liber monasterii Sancti Bartholomei de Carpineto, ed. B. Pio, Roma 2001 (Istituto storico italiano per il Medio Evo. Fonti per la storia medievale. RIS 5), S. 41 f.

**98** Die Chronik von Montecassino (wie Anm. 4), II, 37, S. 238.

**99** Syllabus Graecarum membranarum (wie Anm. 21), S. 14 Nr. 14; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. I, S. 350 f. Nr. 112.

seine politischen Pläne noch nicht aufgegeben. Entweder in Capua[100] oder auf dem Gargano[101] – die Quellen widersprechen sich in diesem Punkt – kam er in Kontakt mit normannischen Rittern, die er zu einem erneuten Kampf gegen die Byzantiner anheuerte. Diese Kämpfe spielten sich im wesentlichen in der Capitanata ab: nach mehreren siegreichen Schlachten, bei Arenula an den Ufern des Fortore, bei Civitate und Vaccarizza, wurden Meles und seine Normannen schließlich von dem Katepan Basileios Boioannes 1018 bei Canne vernichtend geschlagen. Meles floh an den Hof Kaiser Heinrichs II., der ihn – sozusagen *in partibus* – zum *dux Apuliae* ernannte. Er starb in Bamberg am 23. April 1020,[102] ohne je wieder apulischen Boden betreten zu haben.

Über Meles' Leben und Karriere vor dem Aufstand von 1009 weiß man gar nichts. In den Barenser Urkunden aus der Zeit vom Ende des 10. und beginnenden 11. Jahrhundert werden zwar einige Personen dieses Namens erwähnt, aber keine weist irgendwelche Anhaltspunkte für eine eventuelle Identifizierung auf, während der Name Ismael überhaupt nicht vorkommt. Diesen Namen, der sowohl in Byzanz als auch im byzantinischen Süditalien im 10. und 11. Jahrhundert äußerst selten ist, trugen damals allerdings Armenier und Georgier.[103] Unter den 8522 Personen, die in der *Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit* für die Jahre zwischen 867 und 1025 aufgezeichnet und bearbeitet sind – die anonymen natürlich ausgeschlossen –, erscheint nur ein Ismael, und zwar ein armenischer Adeliger in byzantinischen Diensten (Anfang 10. Jh.),[104] und in den süditalienischen Quellen der Zeit habe ich nur zwei gefunden: einen, der nach Lupus Protospatharius im Jahre 975 in Bari ermordet worden ist,[105] den man also aus chronologischen Gründen nicht mit unserem Meles identifizieren kann, und den schon genannten *Hismael imperialis chartularius et turmarcha civitatis Luceriae* aus dem Jahre 1003.[106] Aufgrund des Namens und der Funk-

**100** Die Chronik von Montecassino (wie Anm. 4), II, 37, S. 239.

**101** Guillaume de Pouille, La geste (wie Anm. 97), I, Verse 10–25, S. 98–100.

**102** B. Pio, Melo da Bari, in: DBI, Bd. 73, Roma 2009, S. 362–365; Lilie/Ludwig/Pratsch/Zielke (Hg.), Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit, Zweite Abteilung (wie Anm. 3), Bd. IV, # 25033, S. 400 f. Die Darstellung der Ereignisse bei Romuald von Salerno, der Meles sogar als *catipanus* bezeichnet und seine Aufstände in die Jahre zwischen 997 und 1011 datiert (Romualdi Salernitani Chronicon, ed. C. A. Garufi, Città di Castello 1935 [RIS VII²], S. 171–173), ist irreführend.

**103** G. Dédéyan, Mleh le Grand, stratège de Lykandos, in: Revue des études armeniennes 15 (1981), S. 80.

**104** Lilie/Ludwig/Pratsch/Zielke (Hg.), Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit. Zweite Abteilung (wie Anm. 3), Bd. III, # 23566, S. 435.

**105** Lupus Protospatharius (wie Anm. 22), S. 55. Er muß eine ziemlich prominente Perönlichkeit in Bari gewesen sein, denn sein Streit (*proelium*) mit seinem Mitbürger, Adralistus, im Jahre 960 wird bei Lupus eigens erwähnt.

**106** Siehe Anm. 82. Schließlich erscheint in einer tarentinischen Urkunde aus dem Jahre 1075 die Zeugenunterschrift eines Johannes, Sohn von Ismael: G. Robinson, History and Cartulary of the Greek Monastery of St. Elias and St. Anastasius of Carbone, Roma 1929 (Orientalia Christiana Analecta 15, 2), S. 183 Nr. X-59.

tion kann man wohl davon ausgehen, daß Hismael nicht aus Lucera stammte. Wenn man bedenkt, daß Meles, der sich, wie gesagt, anscheinend selbst Ismael nannte, in der Capitanata eine Basis hatte, auf die er sich nach seiner ersten Niederlage zurückziehen konnte,[107] und von der aus er seinen zweiten Aufstand erfolgreich startete, halte ich eine Identifizierung der beiden nicht für ausgeschlossen: viele angesehene Bürger aus den apulischen Küstenstädten traten in byzantinische Dienste und waren in der Provinzverwaltung tätig. Angenommen Meles-Ismael sei tatsächlich in der Finanzverwaltung der Capitanata eingesetzt gewesen, dann hätte er Gelegenheit gehabt, die Region kennen zu lernen und sich eine lokale Klientel zu schaffen, auf die er während seines Aufstandes zurückgreifen konnte. Aber das ist nicht mehr als eine Hypothese.

Die beachtlichen militärischen Erfolge von Meles und seinen normannischen Hilfstruppen in Nordapulien hatten gezeigt, daß dieser Teil des Katepanats von Italien immer noch nicht ausreichend von den Byzantinern kontrolliert wurde. Aber inzwischen waren die Bulgarenkriege beendet, und die byzantinischen Kaiser hatten wieder Truppen und finanzielle Mittel zur Verfügung, um energisch und erfolgreich in Italien einzugreifen. Deshalb begann der neue Katepan Basileios Boioannes (1017–1028) sofort mit dem Bau eines Netzes von befestigten Ortschaften und Städten in Nordapulien. Leo von Ostia nennt Troia, Dragonara, Castel Fiorentino und Civitate und fügt hinzu, daß sich der Name Capitanata, der sich anscheinend relativ schnell einbürgerte,[108] von der Amtsbezeichnung des byzantinischen Gouverneurs ableite.[109] Aber es ist durchaus möglich, daß damals noch weitere Städte oder Festungen in der Gegend gegründet wurden, z. B. Montecorvino,[110] und vielleicht auch Tertiveri und Biccari.[111] Die archäologischen Grabungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß seit dem Ende des 10. Jahrhunderts und vor allem in den ersten Jahrzehnten des 11. zahlreiche kleine Siedlungen wiederbelebt und befestigt und kleinere Kastelle gegründet wurden.[112] Die von Basileios Boioannes konzipierten Befestigungsanlagen in der

**107** Wie gesagt nach Ascoli Satriano: Anm. 98.

**108** Im Zusammenhang mit der Schlacht bei Montemaggiore (1041) heißt es in den Annalen von Bari, daß auf byzantinischer Seite außer Regimentern aus den Themen Anatolikon, Obsequion und Thrakien auch russische Truppen und *Calabrici, Longobardi, Capitinates* gekämpft hätten: Annales Barenses (wie Anm. 44), S. 54.

**109** Die Chronik von Montecassino (wie Anm. 4), S. 261.

**110** J.-M. Martin/G. Noyé, La cité de Montecorvino en Capitanate et sa cathédrale, in: MEFRM 94, 2 (1984) S. 513–549.

**111** J.-M. Martin, Troia et son territoire au XI[e] siècle, in: Vetera Christianorum 27 (1990) S. 186, Nachdruck in: Id., Byzance et l'Italie méridionale, Paris 2014, S. 56.

**112** P. Favia, Dalla frontiera del catepanato alla „Magna Capitana": evoluzione dei poteri e modellazione dei quadri insediativi e rurali nel paesaggio della Puglia settentrionale fra X e XIII secolo, in: Archeologia Medievale 37 (2010), S. 197–200; G. Noyé/E. Cirelli/E. Lo Mele, Vaccarizza: un insediamento fortificato bizantino della Capitanata tra X e XIII secolo. Prima analisi dei reperti di scavo,

Capitanata haben sich alsbald insofern bewährt, als sowohl Heinrich II. während seines Süditalienfeldzuges im Jahre 1022 als auch Konrad II. 1038 vor Troia aufgehalten wurden und den Rückzug antreten mußten.[113]

Die Gründungsurkunde Troias vom Juni 1019, von der auch Romuald von Salerno wußte,[114] ist nur in der Abschrift von Pasquale Baffi (zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts) überliefert.[115] Darin erklärt der Katepan Basileios Boioannes, daß er das seit langer Zeit verfallene κάστρον ὁ φάσι Τρωάς wiederaufgebaut und dort Φράγγοι, also wohl Normannen, angesiedelt habe, die aus dem Dienst der Grafen von Ariano auf die byzantinische Seite übergelaufen seien. Auf deren Bitte hin, die Gebietsgrenzen der neuen Stadt gegenüber den Nachbargemeinden festzulegen, habe er mit einigen namentlich genannten Beamten, dem Protospathar Johannes de Alpherana, dessen Bruder, dem Topotereten Byzantios, dem Turmarchen[116] Leo de Maraldo, dem Chartularios Stephan aus Matera, den κόμητες τῆς κόρτης Passaris und Byzantios und dem δομέστικος τοῦ θέματος Smaragdos, die Grenzen des Stadtgebiets bestimmt. Darüber hinaus werden durch dieselbe Urkunde die Weiderechte von Troia und der Nachbargemeinde Vaccarizza geregelt. Trotz der relativ späten Kopialüberlieferung ist der Text der Urkunde durchaus glaubhaft. Im Jahre 1001/1002 war der Katepan Gregorios Tarchaneiotes, der nach kriegsbedingten Verwüstungen die Grenzen zwischen Tricarico und Acerenza neu festlegen mußte, ganz ähnlich vorgegangen.[117] Allerdings haben beide Editoren der Urkunde des Katepans Boioannes für Troia dem

in: P. Favia/G. De Venuto, La Capitanata e l'Italia meridionale nel secolo XI da Bisanzio ai Normanni. Atti delle II Giornate Medievali di Capitanata (Apricena, 16–17 aprile 2005), Bari 2011, S. 263–278; P. Favia/M. Maruotti, Caratteri insediativi delle recinzioni e fortificazioni di terra nella Capitanata medievale. Diagnostica archeologica, analisi di superficie, casi di scavo, in: Archeologia Medievale 40 (2013), S. 91–101; P. Favia, Graeci di frontiera: impronte bizantine nelle soluzioni insediative e territoriali fine IX – prima metà XI secolo in Capitanata e Lucania, in: P. Arthur/M. L. Imperiale (a cura di), VII Congresso nazionale di archeologia medievale, II, Firenze 2015, S. 414–419.

**113** J. Gay, L'Italie méridionale et l'empire byzantin depuis l'avènement de Basile Ier jusqu'à la prise de Bari par les Normands (867–1071), Paris 1904, S. 419–422, 444–447; P. Corsi, La Capitanata bizantina: ipotesi e prospettive, in: Id. (a cura di), Ai confini dell'Impero. Bisanzio e la Puglia dal VI all'XI secolo, Bari 2002, S. 192.

**114** Romualdi Salernitani Chronicon (wie Anm. 102), S. 174 f.: *Hic* (Boioannes) *in Apuliae finibus rehedificavit civitatem diu dirutam nuncupavitque eam Troiam, quae antiquitus Ecana vocabatur et iussu imperatorum fines per statutum privilegium eidem stabilivit civitati.*

**115** Heute aufbewahrt in Neapel (Biblioteca Nazionale I-AA-42–190), ist sie ediert von F. Trinchera im Syllabus Graecarum membranarum (wie Anm. 21), S. 18–20 Nr. 18, und E. Cuozzo, Intorno alla prima contea normanna nell'Italia meridionale, in: E. Cuozzo/J.-M. Martin (a cura di), Cavalieri alla conquista del Sud. Studi sull'Italia normanna in memoria di Léon-Robert Ménager, Roma-Bari 1998, S. 188–190.

**116** Während diese Amtsbezeichnung bei Trinchera fehlt, liest Cuozzo τοποτηρητής. Ich lese das Kürzel in der Abschrift als το(υρ)μ(άρχης).

**117** A. Guillou/W. Holtzmann, Zwei Katepansurkunden aus Tricarico, in: QFIAB 41 (1961), S. 12–20; wieder abgedruckt in: A. Guillou, Studies on Byzantine Italy, London 1970, VII.

Text eine Reihe von lateinischen Zeugenunterschriften hinzugefügt, in der die an der Grenzziehung beteiligten Beamten mit phantasievollen Übersetzungen ihrer griechischen Amtsbezeichnungen auftreten.[118] Nun werden byzantinische Beamtenurkunden entweder vom Aussteller nur mit seinem Bleisiegel, auf dem Name, Amt und Titel geprägt sind, besiegelt oder außerdem noch mit der persönlichen Unterschrift versehen, aber weitere Zeugen unterzeichnen nie.[119] Im Text unserer Urkunde ist nur von der Besiegelung die Rede. Hätten wir es also hier mit einem Indiz zu tun, das gegen die Echtheit der Boioannes-Urkunde sprechen könnte?

Nein. Dasselbe Dossier mit der Signatur (I-AA-42–190) in der Biblioteca Nazionale von Neapel enthält zusammen mit der Abschrift unserer Urkunde von Pasquale Baffi die Kopie einer weiteren Troia betreffenden Urkunde, die sich als lateinische Übersetzung einer *carta* desselben Katepans Basileios Boioannes ausgibt, die dieser im Januar 1024 ausgestellt haben soll.[120] Aus der Anlage des Dossiers geht eindeutig hervor, daß die verdächtigen Unterschriften nur zu der *carta* von 1024 gehören. Der Anfang dieser zweiten Urkunde ist eine wörtliche Übersetzung der älteren von 1019, ohne daß diese in irgendeiner Form als Vorurkunde erwähnt würde, und die Amtsbezeichnungen der byzantinischen Funktionäre, die dem Katepan bei der Grenzziehung assistieren, erscheinen in denselben phantastischen Übersetzungen wie in den genannten Unterschriften. Wie schon Ernst Kirsten gesehen hat, haben sich jetzt allerdings auch die Grenzen des Stadtgebiets von Troia gegenüber der älteren Urkunde erheblich erweitert.[121] Im zweiten Teil der Urkunde werden dann die Einwohner von Troia mit großzügigen Steuerprivilegien belohnt, weil sie die Stadt treu und erfolgreich gegen Heinrich II. verteidigt hätten. In der *corroboratio* wird wieder nur die Beglaubigung durch ein Bleisiegel und nicht durch eine eigenhändige Unterschrift angekündigt; die folgende *datatio* zitiert nicht nur wie üblich Monat, Indiktion und Weltjahr, sondern auch die Namen der regierenden Kaiser, was ungewöhnlich, aber nicht unmöglich ist. Dann folgen die sonderbaren Zeugenunterschriften. Diese zweite troianische Urkunde ist in der erhaltenen Form eine Fälschung wohl aus normannischer Zeit, die vermutlich die Ansprüche der Stadt auf ein größeres Territo-

**118** Der τοποτηρητής wird zum *custos civitatis*, der τουρμάρχης – wenn ich richtig gelesen habe – zum *baiulus domini imperatoris* und der δομέστικος τοῦ θέματος zum *dapifer provincie*, lauter Amtsbezeichnungen, die auch in den lateinischen Urkunden Apuliens aus byzantinischer Zeit nie vorkommen.

**119** V. von Falkenhausen, Il documento greco in area longobarda (secoli IX–XII), in: G. Vitolo/F. Mottola (a cura di), Scrittura e produzione documentaria nel mezzogiorno longobardo. Atti del convegno internazionale di studio (Badia di Cava, 3–5 ottobre 1990), Badia di Cava 1991, S. 174 f.

**120** Syllabus Graecarum membranarum (wie Anm. 21), Nr. 20, S. 21 f.; Les chartes de Troia, I (1024–1266), ed. J.-M. Martin, Bari 1976 (Codice diplomatico pugliese XXI), Nr. 1, S. 79–81.

**121** E. Kirsten, Troia. Ein byzantinisches Stadtgebiet in Süditalien, in: RHM 23 (1981), S. 254–267. Kirstens topographische Angaben sind von Martin, Troia et son territoire (wie Anm. 111), S. 178–186, teilweise korrigiert worden.

rium und Steuererleichterungen begründen sollte,[122] während gegen die Echtheit der Gründungsurkunde von 1019 nichts einzuwenden ist.

Basileios Boioannes war, soweit man weiß, der Katepan mit der längsten Dienstzeit in Süditalien (1017–1028); die meisten byzantinischen Gouverneure (Strategen, Katepane und *doukes*) blieben nicht länger als drei bis vier Jahre in der westlichen Provinz, viele auch weniger.[123] Während dieser Zeit hat er anscheinend, auch abgesehen von seiner Bau- und Gründertätigkeit, in der Capitanata einiges bewirken können: von da an bis in die späten Sechziger Jahre – aber in vielen Fällen auch darüber hinaus – wurden in der Region die Urkunden regelmäßig nach den byzantinischen Kaisern datiert. Das gilt z. B. für die Ortschaften Troia,[124] Ascoli Satriano,[125] Civitate,[126] Devia,[127] Dragonara,[128] Lesina,[129] Lucera,[130] Ripalta,[131] Siponto,[132] Termoli,[133] Vac-

**122** Falkenhausen, La dominazione (wie Anm. 3), S. 189 f. In seiner Edizion der Urkunde hat Jean-Marie Martin das Stück als echt angesehen: Les chartes de Troia, I (wie Anm. 120), S. 79–82 Nr. 1,), aber später hat er sein Urteil revidiert: Id., Troia et son territoire (wie Anm. 111), S. 177, Nachdr., S. 50. P. Corsi, La Capitanata bizantina (wie Anm. 113), S. 191 f. zweifelt dagegen nicht an der Echtheit der Urkunde.

**123** Falkenhausen, La dominazione (wie Anm. 3), S. 76–107.

**124** Les chartes de Troia, I (wie Anm. 120), S. 83–91 Nrn. 3–6; S. 94–103 Nrn. 8–11, Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 87–91 Nr. 28; T. Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, IV. Troia, Montecassino 1957 (Miscellanea Cassinese 29), S. 45–58 Nrn. 1–8; Chronicon Sanctae Sophiae (wie Anm. 47), S. 696–700.

**125** Codice diplomatico Verginiano, I. (wie Anm. 72), S. 210–213, 274–276, 302–305 Nrn. 55, 69, 76; Le pergamene di Ascoli Satriano (wie Anm. 72), S. 7–13 Nrn. 3–5.

**126** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 183–187 Nr. 59.

**127** Ebd., S. 101–104, 150–163 Nr. 32, 47, 48, 51.

**128** Ebd., S. 80–83, 101–104 Nrn. 26, 34; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 23), Bd. III, S. 1081 f. Nr. 378.

**129** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 45–49, 60–63, 165–170, 178–180, 178–183, 240–244 Nrn. 14, 18, 53, 54, 57, 58, 80, 81.

**130** Wie schon gesagt, haben die Herausgeber des Codex diplomaticus Cavensis die Urkunden aus Lucera oft falsch datiert. In die Zeit nach 1020 gehören folgende Stücke: Codex diplomaticus Cavensis, I (wie Anm. 73), S. 11 Nr. 10 (1036), S. 22 f. Nr. 21 (1037), S. 24 f. Nr. 22 (1038), S. 28 f. Nr. 25 (1040), S. 160 f. Nr. 126 (1045), S. 162 f. Nr. 127 (1046); V, S. 84 f. Nr. 758 (1024), S. 219–221 Nr. 846 (1032); VI, S. 91–93 Nr. 933 (1038), S. 99–101 Nr. 939 (1039), S. 238 f. Nr. 1024 (1043), S. 250 f. Nr. 1031 (1043); VII, S. 125 Nr. 1130 (1050), S. 202 f. Nr. 1180 (1053), S. 218 f. Nr. 1192 (1056); VIII, S. 131 f. Nr. 1302 (1059–1067), S. 183 f. Nr. 1330 (1062), S. 221–223 Nr. 1350 (1063); IX, S. 101–104 Nr. 30 (1067); X, S. 72–74 Nr. 20 (1073), S. 74–76 Nr. 21 (1073), S. 88–90 Nr. 27 (1074).

**131** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 54–57 Nr. 16, S. 211–213 Nr. 69.

**132** Ebd. S. 24–27 Nr. 8, S. 227–231 Nr. 76, S. 235–239 Nr. 7. In einer Urkunde des Erzbischofs von Siponto aus dem Jahre 1023 heißt es auch, daß bei Nichteinhaltung des Vertrages die Poen von 1000 Goldsolidi *in palatio imperatoris* zu entrichten sei: ebd. S. 27 Nr. 8; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 23), Bd. II, S. 1017 f. Nr. 352.

**133** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 63–67 Nr. 19.

carizza[134] und Vieste.[135] Die Herrschaft Ostroms wurde also offiziell in der ganzen Capitanata anerkannt. In der Schlacht gegen die Normannen bei Montemaggiore, an den Ufern des Ofanto (1041), kämpften auf byzantinischer Seite neben Regimentern aus den östlichen Provinzen (Anatolikon, Obsequion und Thrakien) und russischen Söldnern auch süditalienische Soldaten, wobei die *Capitanites* neben Kalabresen und Langobarden eigens erwähnt werden.[136]

Übrigens scheint es dem Katepan auch gelungen zu sein, im Einvernehmen mit Rom die kirchlichen Probleme der Capitanata in einer für Byzanz günstigeren Form zu regeln. Damals wurde anscheinend das Erzbistum Siponto aus der Personalunion mit Benevent gelöst. In einer Urkunde von 1023 begegnet der erste Erzbischof von Siponto, Leo, der noch 1029[137] und vermutlich auch noch 1039 im Amt war. Er scheint die Kathedrale von Siponto gebaut oder restauriert zu haben, denn dort sind drei Fragmente eines marmornen Architravs gefunden worden, die wohl zusammengehörten – vielleicht als Teile eines Ziboriums –, denn Maße, Schrift und Dekorationselemente stimmen überein. Auf dem einen Fragment ist das Jahr *MILLE ET TRECENTANOVEM* eingemeißelt, auf einem anderen ... *MEMOR ESTO LEONI* und darunter auf griechisch ΝΑΩ ΣΟΥ ΚΗΒΟ[τῷ], also ein Verweis auf die Arche Noah.[138] Das ist eine der ganz wenigen bekannten griechischen Inschriften aus der Capitanata.[139] Vermutlich ist zur Zeit Erzbischof Leos, als also die kirchlichen Beziehungen zu Byzanz

**134** Les chartes de Troia, I (wie Anm. 120), S. 91–94 Nr. 7.

**135** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 22–24 Nr. 7, S. 38–42 Nr. 12, S. 57–59 Nr. 17, S. 120–122 Nr. 37, S. 231–233 Nr. 77, S. 233–235 Nr. 78.

**136** Annales Barenses (wie Anm. 44), S. 54.

**137** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 24–27 Nr. 8; Del Giudice, Codice diplomatico (wie Anm. 77), S. XIVf.; Holtzmann, Der Katepan Boioannes (wie Anm. 2), S. 30–32; It. Pont., IX (wie Anm. 1), S. 231.

**138** P. Belli D'Elia, Alle sorgenti del romanico. Puglia XI secolo, Bari 1975, S. 60f. Nrn. 67, 69; R. Farioli Campanati, La cultura artistica nelle regioni bizantine d'Italia dal VI all'XI secolo, in: I Bizantini in Italia (wie Anm. 93), S. 237, Abb. 166; A. Guillou, Recueil des inscriptions grecques médiévales d'Italie, Roma 1996 (Collection de l'École française de Rome 222), S. 182 Nr. 173.

**139** C. Serricchio, Siponto – Manfredonia, Foggia 2004, S. 82, weist auf ein Graffito Ι(ησοῦ)ς Χ(ριστὸ)ς νικᾶ am Eingang der frühchristlichen Basilika von Siponto hin, das er ins 7.–8. Jahrhundert datiert. Äußerst problematisch ist dagegen die Beurteilung einer metrischen griechischen Inschrift auf einer Marmorplatte, die in die Mauer des alten *episcopiums* von S. Paolo di Civitate in der Capitanata eingebaut ist. Der für die byzantinische Epigraphie höchst ungewöhnliche Text lautet: Τῶν μὲν εὐτηχούντων || πάντες ἄν(θρωπ)οι φίλοι || τῶν δὲ διστυχούντων || οὐδ'αὐτὸς ὁ γεννήτωρ. André Guillou, der die Inschrift gleichfalls veröffentlicht hat, hält sie für das Machwerk eines eher modernen Steinschneiders, der allerdings die byzantinischen Buchstabentypen kannte: Guillou, Recueil (wie Anm. 138), S. 181 Nr. 172. A. Jacob, Épigrammes byzantines de l'Italie méridionale gravées sur pierre, in: Rivista di studi bizantini e neoellenici, n. s. 51 (2014), S. 204–206, scheint dagegen nicht auszuschließen, daß die Inschrift im 11. Jh. entstanden sei, behält sich allerdings eine genauere Untersuchung vor. Es bleibt natürlich ungewiß, ob das Stück tatsächlich in und für Civitate angefertigt oder später importiert worden ist.

wieder enger wurden, auch die *Vita minor* des heiligen Bischofs Laurentius von Siponto (6. Jahrhundert) entstanden, in der es heißt, daß der byzantinische Kaiser auf Bitten der Bevölkerung von Siponto einen seiner Verwandten als neuen Bischof der Stadt aus Konstantinopel geschickt habe.[140] Vieste, wo zum ersten Mal im Jahre 1019 ein Bischof namens Alfanus auftaucht, war vermutlich ein Suffragan von Siponto.[141]

Das Bistum der neugegründeten Stadt Troia wurde dagegen direkt dem Heiligen Stuhl unterstellt.[142] Der zweite Bischof der Stadt, Angelus, fiel 1041 auf byzantinischer Seite in der Schlacht von Montemaggiore.[143] In einer weiteren von Boioannes gegründeten Stadt, Dragonara, ist seit 1029 ein Bischof belegt, der noch 1045 im Amt war.[144] Der Katepan Basileios Boioannes und seine Nachfolger förderten die Kirchen und Klöster der Capitanata, wie z. B. das Erzbistum Siponto, und die Klöster S. Giovanni in Lamis, S. Pietro di Torremaggiore und S. Maria in Monte Aratro, ebenso wie die dortigen Dependenzen von Montcassino, mit Schenkungen von Grundbesitz, Privilegien und Bestätigungen älterer Privilegien.[145] Dabei handelt es sich immer um lateinische Kirchen und Klöster, aber im Jahre 1054 taucht in Lesina auch ein *abbas, de genere Grecorum* namens Nikolaus auf, der sich und sein Kloster *S. Maria in Puteo fetido* der Benediktiner-Abtei S. Maria di Tremiti schenkt.[146]

Es fällt allerdings auf, daß es im Vergleich zu den Küstenstädten in Zentralapulien in der Capitanata anscheinend wenig byzantinische Beamte und noch weniger Personen mit byzantinischen Hoftiteln gab: die Beamten, mit denen Basileios Boioannes die Stadtgrenzen von Troia festgelegt hatte, stammten teilweise aus Bari und

**140** A. Campione, Storia e santità nelle due *Vitae* di Lorenzo vescovo di Siponto, in: Vetera Christianorum 29 (1992), S. 169–213; Ead., Lorenzo di Siponto: un vescovo del VI secolo tra agiografia e storia, in: Vetera Christianorum 41 (2004), S. 61–82.

**141** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 22–24 Nr. 7; Holtzmann, Der Katepan Boioannes (wie Anm. 2), S. 30; It. Pont., IX (wie Anm. 1), S. 268.

**142** Holtzmann, Der Katepan Boioannes (wie Anm. 2), S. 26–28; It. Pont., IX (wie Anm. 1), S. 201–203.

**143** Annales Barenses (wie Anm. 44), S. 54.

**144** Holtzmann, Der Katepan Boioannes (wie Anm. 2), S. 29; It. Pont., IX (wie Anm. 1), S. 152; P. Corsi, Un reliquiario inedito di S. Agata e il vescovo Eimerado di Dragonara (sec. XI), in: Corsi, (a cura di), Ai confini dell'Impero (wie Anm. 113), S. 251–259.

**145** Del Giudice, Codice diplomatico (wie Anm. 77), S. XIV–XVI (Basileios Boioannes, Christopheros und Argyros für S. Giovanni in Lamis); Syllabus Graecarum membranarum (wie Anm. 21), S. 18 Nr. 17, S. 24–26 Nr. 23 (Basileios Boioannes und Pothos Argyros für Montecassino), S. 32 f. Nr. 28 (Konstantin Opos für S. Maria in Monte Aratro); Tancredi et Willelmi III regum diplomata, hg. von H. Zielinski, Köln-Wien 1982 (Codex diplomaticus regni Siciliae, Ser. I, tom. V), S. 55 Nr. 23 (Basileios Bojoannes für S. Pietro in Torremaggiore); Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 236–239 Nr. 79 (Konstantin Opos für das Erzbistum Siponto); Holtzmann, Der Katepan Boioannes (wie Anm. 2), S. 30–34; Falkenhausen, La dominazione (wie Anm. 3), S. 199–203, 205.

**146** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 155–167 Nr. 53.

Matera[147] und wurden wahrscheinlich nach Erledigung ihres Auftrages wieder abgezogen.

Für Troia z. B. sind aus den Jahren zwischen 1034 und 1059 – dann wird die Stadt von Robert Guiskard erobert – in immerhin 19 Urkunden die Namen von nur drei oder vier mittleren Beamten überliefert: *Johannes Galiardi et imperiale emprosopo* [ἐκ προσώπου] (1037),[148] *Petrus qui vocor Natali iudex et tepotereti* [τοποτηρητής] (1040),[149] *Benedictus iudice et turmarcha* (1043)[150] und *Petrus iudex et turmarcha* (1053),[151] den man vielleicht sogar mit dem vorangegangenen *Petrus* identifizieren kann. In Dragonara wird für das Jahr 1055 ein *tetoporti* [τοποτηρητής] erwähnt.[152]

Aus Ascoli Satriano kenne ich allein *Lupus protospatarius et tepo(teretus)*, der sehr gewandt zwei Urkunden von 1067 und 1080 als Zeuge unterschreibt. Der Herausgeber der Urkunden las *Lupus protospatarius episcopus*, und wollte Lupus mit dem gleichnamigen Annalisten von Bari identifizieren, aber wir haben es hier eindeutig mit der Unterschrift eines τοποτηρητής und nicht mit der eines Bischofs zu tun.[153] Allerdings war damals Ascoli längst in normannischer Hand;[154] der Protospathar Lupus war also vermutlich ein ehemaliger byzantinischer Beamter, der von den Normannen übernommen worden war.

In den 30 bekannten Privaturkunden aus Lucera aus den Jahren zwischen 1024 und 1074 werden nur *Johannes imperiali potorti* [τοποτηρητής] (1045),[155] *Lando trumarcha de civitate Florentino habitantes* (1046)[156] und *Adellbertus filius cuidam*

147 *Alfarana* und *Alfaranus* sind Namen, die in Bari oft vorkommen: Codice diplomatico barese, I, a cura di G. B. Nitto de Rossi/F. Nitti di Vito, Bari 1897, S. 24 Nr. 14 (1028), Codice diplomatico barese, IV (wie Anm. 94), S. 57 Nr. 27 (1039), um nur die ältesten Beispiele zu nennen; ein *Bisantius imperialis topoteritis* unterschreibt 1021 eine Urkunde in Bari, ebd., S. 32 Nr. 15, und ein *Pascali f. Passari imperialis protospatarii* wird 1029 in Bari erwähnt: ebd., S. 56 Nr. 27; auch der Name Smaragdus, bzw. Maraldus ist in dieser Zeit in Bari verbreitet (Codice diplomatico barese, I, S. 14 f. Nr. 8, und Index; Codice diplomatico barese, IV (wie Anm. 94), S. 30 Nr. 14, S. 41 Nr. 20, und Index; Lupus Protospatarius [wie Anm. 22], S. 56), und von dem *chartoularios* Stephanos heißt es ja ausdrücklich, daß er aus Matera stammte.

148 Chronicon Sanctae Sophiae (wie Anm. 47), S. 697–700.

149 Les chartes de Troia, I (wie Anm. 120), S. 89–91 Nr. 6; Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 87–91 Nr. 28.

150 Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, IV (wie Anm. 124), S. 48 f. Nr. 3.

151 Les chartes de Troia, I (wie Anm. 120), S. 98–101 Nr. 10.

152 Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. III, S. 1081 f. Nr. 378.

153 Codice diplomatico Verginiano, I (wie Anm. 72), S. 274–276 Nr. 69, S. 302–305 Nr. 76; Le pergamene di Ascoli Satriano (wie Anm. 72), S. 11, 13 Nrn. 4–5; F. Mottola, Lupo Protospata e il Codice Diplomatico Verginiano: note e considerazioni, in: Clio 16 (1980), S. 5–25; P. Cordasco, I più antichi documenti di Ascoli Satriano (994–1195). Primi saggi di scavo e prospettive di ricerca, in: S. Russo (a cura di), Studi e ricerche su Ascoli medievale, Bari 2012 (Quaderni Ascolani V), S. 68–72.

154 Martin, La Pouille (wie Anm. 44), S. 729.

155 Codex diplomaticus Cavensis, I (wie Anm. 73), S. 160 f. Nr. 126.

156 Ebd. S. 162 f. Nr. 127.

*Musandi protospatario* (1053) genannt,[157] wobei unklar bleibt, ob der Protospathar Musandus, Adalberts Vater, schon in Lucera ansässig war.

In Vieste amtierte in den Jahren zwischen 1019 und 1031 der Turmarch Vitalis,[158] in Ripalta treten bei einer Schenkung 1034 zwei kaiserliche Turmarchen auf, Leo und Luporisi,[159] und in Siponto in einem Prozeß zwischen Erzbischof Gerardus und dem Kloster Tremiti (1064) gleich drei, Pinnini, Musandus und Cadelaitus, von denen letzterer der *advocator* des Erzbischofs ist.[160] Hin und wieder – aber im Vergleich zu Bari oder Trani[161] sehr selten – versuchen einheimische Zeugen, die lateinischen Urkunden auf griechisch zu unterschreiben, und zwar nicht nur auf byzantinischem Gebiet, z. B. in Siponto[162] und in Vieste,[163] sondern auch im nah gelegenen Campomarino, das zum Fürstentum von Benevent gehörte,[164] aber das war wohl eher eine Form von Coquetterie.

Entsprechend selten trifft man in den lokalen Quellen auf Personen mit spezifisch byzantinische Namen oder auf solche, die als *graecus* bezeichnet werden.[165] Abgesehen von der Gegend um Devia, östlich von Lesina, einem slawischen Siedlungsgebiet mit einer entsprechenden Onomastik,[166] findet sich in der Capitanata im großen und ganzen dieselbe Mischung von langobardischen und christlichen Namen wie in den Fürstentümern von Capua und Benevent.

Was schließlich die Währung angeht, so ergibt sich aus den Preisangaben in den Urkunden, daß damals alle Zahlungen in byzantinischen Goldsolidi berechnet wurden. Allerdings sind bis jetzt nicht viele byzantinische Münzen aus dieser Zeit in

**157** Ebd. VII, S. 202f. Nr. 1180.

**158** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), Bd. II, S. 22–24 Nr. 7, S. 38–42 Nr. 12.

**159** Ebd., S. 45–49 Nr. 16. Zu den militärischen und verwaltungstechnischen Inhalten dieser Funktionen: Falkenhausen, La dominazione bizantina (wie Anm. 3), S. 115–128. Der kürzlich erschienene Aufsatz von L. Wilson, A Subaltern's Fate. The Office of Tourmarch, Seventh through Twelfth Century, in: Dumbarton Oaks Papers 69 (2015) S. 49–70, ist für das byzantinische Süditalien recht unergiebig.

**160** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), Bd. II, S. 227–231 Nr. 76.

**161** Falkenhausen, La dominazione (wie Anm. 3), S. 173–175.

**162** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), Bd. II, S. 231 Nr. 76; *Ego Pinnino τρομαρχος*.

**163** Ebd., S. 57–59 Nr. 17: *Ego Δυ(μ)πελλο*.

**164** Ebd., S. 35–37 Nr. 11 (1026): *Εγω Ραημαρδυς*, S. 101 Nr. 30: *Εγω Ραηναλδους φειληυς Μαρτινη*.

**165** In Vieste sind 1019 drei Priester mit den Namen *Euletherius, Kaloiohannes* und *Curtice* (Kourtikios?), belegt und 1035 ein *Kalopetro notario* [Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 22–24 Nr. 7; S. 57–59 Nr. 17], in Lesina 1036 *Porfiro* [ebd. S. 60–63 Nr. 18] und in Vaccarizza 1047 *Fimi* (wohl Euphemios) *f. Leonis* und *Basilius* [Les chartes de Troia] (wie Anm. 120), S. 22–24 Nr. 7.

**166** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 101–104 Nr. 32, S. 150–153 Nr. 47, S. 153–158 Nr. 48; Loffredo, Presenze slave (wie Anm. 44), S. 31–38.

der Capitanata gefunden worden,[167] während der berühmte Münzhort aus Ordona, der wahrscheinlich um 1025 vergraben worden ist, neben 147 Tarì aus Amalfi und Salerno nur ein byzantinisches *histamenon* enthält, das anscheinend einen eher symbolischen Wert hatte.[168] Vielleicht darf man daraus schließen, daß sich die Capitanata wirtschaftlich weiterhin an Kampanien ausrichtete.

Obwohl Boioannes in der Gründungsurkunde von Troia von Φράγγοι, also Normannen spricht, die aus dem Dienst der Grafen von Ariano zu den Byzantinern übergelaufen seien, und die er in den neu gegründeten Städten angesiedelt habe, findet man bis in die vierziger Jahre des 11. Jahrhunderts in den Urkunden aus Troia und den anderen Ortschaften der Capitanata kaum Personen mit normannischen Namen.[169] Vielleicht hatte der Katepan die tüchtigen Soldaten an anderen Fronten eingesetzt, aber auf jeden Fall haben sich viele von ihnen alsbald selbständig gemacht. Die befestigten Städte Nordapuliens hatten zwar die Truppen der deutschen Kaiser aufhalten können, aber gegen die Normannen, die als ehemalige Hilfstruppen sozusagen von innen heraus angriffen, war die byzantinische Verteidigung machtlos. Seit dem Beginn der vierziger Jahre war ihr Vormarsch im Katepanat nicht mehr aufzuhalten;[170] sie waren nicht gewillt, ihre, wie Hermann von Reichenau schreibt, *adquisita patria* aufzugeben.[171] Schon 1045 soll Drogo d'Hauteville Bovino erobert haben.[172] Im Juni 1047 stellte *Gualterius gratia Domini inclito comes* in Lesina dem Montecassino eine Urkunde aus, datiert nach dem ersten Regierungsjahr Kaiser Heinrichs III., in der

**167** In Siponto sind verschiedene byzantinische *folleis* gefunden worden, und zwar aus der Zeit Basileios' I., Leos VI., Konstantins VII., Konstantins X. Doukas und einige anonyme *folleis*, die in die Jahre zwischen 1030/1035 und 1042 datiert werden, aber noch lange danach in Umlauf waren: G. Sarcinelli, Le monete, in: C. Laganara (a cura di), Siponto. Archeologia di una città abbandonata nel Medioevo, Foggia 2011, S. 197, 201 f.; Id., Moneta reale, moneta di conto: tra fonti materiali e fonti scritte, in: C. Laganara, Case e cose nella Siponto medievale. Da una ricerca archeologica, Foggia 2012, S. 121–125, 127–129.

**168** L. Travaini, The Normans between Byzantium and the Islamic World, in: Dumbarton Oaks Papers 55 (2001), S. 181, 195; Ead., Monete e circolazione monetaria nell'Italia bizantina e post-bizantina, in: Martin/Peters-Custot/Prigent (Hg.), L'héritage byzantin en Italie (VIIIe–XIIe siècle). II (wie Anm. 27), S. 499.

**169** Eine Urkunde von 1042 ist von *Riccardo comes* unterschrieben: Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, IV (wie Anm. 124), S. 48 f. Nr. 3, und in einer weiteren von 1053 wird ein Mann namens Drogo erwähnt: Les chartes de Troia, I (wie Anm. 120), S. 98–101 Nr. 10.

**170** Über die normannische Eroberung Apuliens, siehe G. A. Loud, The Age of Robert Guiscard. Southern Italy and the Norman Conquest, Harlow 2000, S. 91–130.

**171** Herimanni Augiensis Chronicon, ed. G. H. Pertz, Hannover 1864 (MGH, Scriptores V), S. 132; H. Taviani-Carozzi, Léon IX et les Normands d'Italie du Sud, in: G. Bischoff/B.-M. Tock (Hg.), Léon IX et son temps. Actes du colloque international organisé par l'Institut d'Histoire Médiévale de l'Université Marc-Bloch, Strasbourg-Eguisheim, 20–22 Juin 2002, Tournhout 2006, S. 299 f.

**172** Romualdi Salernitani Chronicon (wie Anm. 102), S. 179.

dem Kloster die Besitzungen in der Gegend von Lesina bestätigt wurden.[173] Ein letzter Versuch zu einem gemeinsamen Vorgehen von Heinrich III., Papst Leo IX. und dem damaligen byzantinischen Gouverneur in Süditalien, dem μάγιστρος Argyros, einem Sohn des Rebellen Meles, scheiterte an mangelnder Koordination. Laut dem sogenannten *Anonymus Barensis*, soll Argyros im Jahre 1052, aber wohl eher 1053,[174] *per mare* nach Siponto gekommen sein. Vermutlich war also der Landweg von Bari gen Norden schon von den Normannen gesperrt, während die Hafenstadt Siponto, wo Leo IX. noch 1050 eine Synode abgehalten hatte,[175] anscheinend noch von den Byzantinern kontrolliert wurde.

In einer Schlacht gegen die normannischen Grafen Humfried und Petrone wurden Argyros und seine langobardisch-byzantinischen Truppen vernichtend geschlagen, und er selbst sei *semivivus* und *plagatus* nach Vieste geflohen.[176] Am 16. Juni 1053 schlugen die Normannen bei Civitate auch das deutsch-italienische Heer Leos IX.[177] Der Papst wurde gefangen nach Benevent gebracht, wo er bereits am 12. Juli 1053 Erzbischof Vodalrich die alten beneventanischen Rechte auf die Kirche von Siponto und das Michaelsheiligtum auf dem Gargano bestätigte.[178] Argyros blieb zwar noch bis 1058 als byzantinischer Gouverneur in Süditalien, aber sein Einflußbereich beschränkte sich im wesentlichen auf die Küstenstädte in Mittel- und Südapulien.[179]

Vielleicht wurde auf Argyros' Vorschlag hin dem Erzbischof Johannes von Trani auch noch die Diözese Siponto in Personalunion zugeschlagen. Johannes war anscheinend ein verläßlicher Vertreter der byzantinischen Interessen, der – wohl zweisprachig[180] – eine wichtige Rolle in den theologischen Verhandlungen zwischen Rom und

---

**173** Leccisotti, Le colonie cassinesi in Capitanata, I (wie Anm. 23), S. 71f. Nr. 23; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. III, S. 1382f. Nr. 503; Der Regierungsanfang Heinrichs III. wird offensichtlich nach seinem Erscheinen in Süditalien im Jahre 1046 berechnet. W. Jahn, Untersuchungen zur normannischen Herrschaft in Süditalien (1040–1100), Bern-New York-Paris 1989, S. 191–194.

**174** Die Datierungen des Anonymus sind nicht immer ganz präzise, und da er auch die Niederlage Leos IX. bei Civitate, die mit Sicherheit im Juni 1053 stattgefunden hat, auf das Jahr 1052 datiert, darf man vielleicht annehmen, daß er sich bei dem normannischen Sieg über Argyros um ein Jahr geirrt hat. Allerdings hat Argyros im Mai 1052 ein Privileg für das Kloster S. Giovanni in Lamis in der Capitanata ausgestellt: Del Giudice, Codice diplomatico (wie Anm. 77), App. S. XVIIIf. Nr. V. Aber das kann er auch von Bari aus gemacht haben.

**175** W. Ziezulewicz, Les déplacements du pape Léon IX, in: Bischoff/Tock (Hg.), Léon IX et son temps (wie Anm. 171), S. 465.

**176** Anonymus Barensis (wie Anm. 44), S. 152.

**177** H. Taviani-Carozzi, Une bataille franco-allemande en Italie: Civitate (1053), in: C. Carozzi/H. Taviani-Carozzi (Hg.), Peuples de Moyen Âge. Problèmes d'identification, Aix-en-Provence 1996, S. 181–211.

**178** Le più antiche carte (wie Anm. 53), Nr. 41, S. 130–134.

**179** Falkenhausen, La dominazione (wie Anm. 3), S. 98, 204–209, et passim.

**180** Der Erzbischof Leo von Ochrid hatte ihm zur Weiterleitung an die westlichen Bischöfe einen griechischen Brief geschrieben, in dem es um den Gebrauch der Azymen beim Abendmahl und das Sabbatfasten ging, den beiden am meisten umstrittenen Themen in den Auseinandersetzungen der

Konstantinopel 1053–1054 gespielt hatte. Argyros hatte ihn – damals nur Erzbischof von Trani – 1053 mit einer Gesandtschaft nach Byzanz geschickt, wo er vom Kaiser mit dem hohen Geistlichen vorbehaltenen Ehrentitel eines Synkellos ausgezeichnet worden war.[181] Vielleicht war er bei dieser Gelegenheit auch zum Erzbischof von Siponto ernannt worden, denn die Byzantiner waren bestimmt daran interessiert, in der militärisch exponierten Hafenstadt ein politisch loyales geistliches Oberhaupt zu wissen. Vermutlich wurde Johannes dann im April 1063 auf der Lateransynode von Papst Alexander II. abgesetzt.[182] Auf seinem heute verlorenen Grabstein in Trani soll folgende Inschrift gestanden haben: *Hic requiescit Iohannes praeclarus archiep. Tranen., Sipontin., Garganen. ecclesiae atque imperialis synkellos.*[183] Auch Gerardus, sein Nachfolger als Erzbischof von Siponto, ein ehemaliger Mönch von Montecassino, nannte sich trotz der Entscheidung Leos IX. zugunsten von Benevent in zwei Urkunden aus den Jahren 1064 und 1068 *archiepiscopus sancte Sipontine sedis et ecclesie Beati Michaelis archangeli*, datierte seine Urkunden nach den Regierungsjahren der byzantinischen Kaiser und berief sich in einem Prozeß auf eine Schenkungsurkunde des Katepans.[184]

Es ist kaum möglich, das systematische Vordringen der Normannen in Nordapulien anhand der erhaltenen Urkunden zu verfolgen, denn die Eroberer benutzten im großen und ganzen die Verwaltungsstrukturen, die sie vorgefunden hatten: das Datierungssystem richtete sich weiterhin an den Regierungsjahren der byzantinischen Kaiser aus – vielleicht weil es den einheimischen Notaren am vertrautesten war –, die einheimischen Beamten, Turmarchen und *imperiales iudices* oder *creti* (κριταί), meist langobardischer Herkunft, wurden weiter beschäftigt, und wenn man den Zahlungs-

---

Kirchen von Rom und Konstantinopel: C. Will, Acta et scripta quae controversiis ecclesiae Graecae et Latinae saeculo XI conscripta extant, Leipzig-Marburg 1861, S. 56–64. Offensichtlich hielt man ihn in Konstantinopel für einen geeigneten Ansprechpartner.

**181** Anonymus Barensis (wie Anm. 44), S. 152; It. Pont. IX, (wie Anm. 1), S. 235–290; A. Beyer, Spaltung der Christenheit. Das sogenannte Morgenländische Schisma, Köln-Weimar-Wien 2004, S. 64–68, 72, 77–80, 123; J.-M. Martin, Jean, archevêque de Trani e de Siponto, syncelle impérial, in: Byzance et ses périphéries (mondes grec, balkanique et musulman): hommage à Alain Ducellier, Toulouse 2004, S. 123–130, Nachdruck in: Id., Byzance et l'Italie méridionale (wie Anm. 111), S. 139–145.

**182** Das Datum seiner Absetzung ist umstritten (1059 auf der Synode von Melfi oder 1063 auf der Lateransynode?), aber mir erscheinen die Argumente Tilmann Schmidts für das Jahr 1063 einleuchtend: T. Schmidt, Alexander II. (1061–1073) und die römische Reform seiner Zeit, Stuttgart 1977 (Päpste und Papsttum 11), S. 188–195. Es ist bestimmt kein Zufall, daß sowohl in Trani als auch in Siponto in den Jahren 1063–1064 neue Erzbischöfe eingesetzt wurden.

**183** P. Sarnelli, Chronologia de' vescovi et arcivescovi Sipontini, Manfredonia 1680, S. 143; It. Pont. IX (wie Anm. 1), S. 235. Johannes führt denselben Titel auch in dem Translationsbericht der Reliquien des heiligen Patriarchen Leucius von Alexandria nach Brindisi und Trani: F. Ughelli, Italia Sacra VIII, Venetiis 1721, Sp. 892–894.

**184** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), Bd. II, S. 227–231 Nr. 76, 235–239 Nr. 79.

und Preisangaben in den Urkunden glauben darf, wurde auch der Geldverkehr offiziell vom byzantinischen Goldsolidus bestimmt. Bei Grabungen in Vaccarizza wurde ein *follis* von Alexios I. Komnenos (1081–1118) gefunden.[185] Allerdings kann man aus vereinzelten Angaben in den Urkunden aus Lucera schließen, daß dort, im Gegensatz zu Zentralapulien, sowohl die salernitanischen Tarì als auch Silberdenare zirkulierten.[186] Die wirtschaftlichen Verbindungen zu den langobardischen Fürstentümern und zu Mittelitalien waren also nicht abgebrochen.

Aus einigen Ortschaften der Capitanata sind Urkunden aus den fünfziger Jahren erhalten, die von den neuen normannischen Grafen ausgestellt worden sind: Devia unterstand 1054 *Robertus comes, qui sum de genere Normannorum et filius Constanti, et qui sum senior et dominatorem de civitate Devia*;[187] Lesina war, wie gesagt, schon in den vierziger Jahren an den Grafen Walter gefallen; ihm folgte sein Sohn, *Petrone, gratia Dei inclitus comes et filius domini Gualteri comitis* mit seiner Frau, der *comitissa* Adelizia, die allerdings im Gegensatz zum Vater in den Jahren zwischen 1056 und 1058, die Urkunden nach den Regierungsjahren der byzantinischen Kaiser datieren.[188] In Ripalta urkundet 1060 *Osmundo nutu Dei dominus civitatis Ripalteque et Vena maioris*,[189] und in Vieste im Jahre 1065 *Roberto inclite comite et filius Hiskhitini*, den Wolfgang Jahn überzeugend mit dem gleichnamigen Grafen von Lucera identifiziert.[190] In den vergleichsweise zahlreichen Urkunden aus Lucera aus diesen Jahren wird allerdings Graf Robert nie erwähnt und, abgesehen von dem *senior dominus Torestainus*, auch keine anderen Normannen.[191] Der Übergang der nie besonders stark byzantinisierten Capitanata von der byzantinischen zur normannischen Herrschaft verlief also zwar nicht friedlich, aber fließend.

In den letzten beiden Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts datierte auch der mächtige Graf Heinrich von Monte Sant'Angelo (1081–1101), Sohn des Grafen Robert von Lucera, Enkel Waimars IV. von Salerno, und verheiratet mit einer Tochter Rogers I.

---

**185** Noyé/Cirelli/Lo Mele, Vaccarizza (wie Anm. 112), S. 265.

**186** Codex diplomaticus Cavensis, VIII (wie Anm. 73), S. 183 f. Nr. 1330: Lucera, 1062: *uno aureo solido vono scifato et decem et octo dinari*; S. 221–223 Nr. 1350: Lucera, 1063: *duobus aurei solidos boni scifati per caput et decem et septem dinari*; Codex diplomaticus Cavensis, IX, 1065–1072, a cura di S. Leone/G. Vitolo, Badia di Cava 1984, S. 101–104 Nr. 30: Lucera, 1067: *uno solido de auro bonum scifatum et duo tarini boni per caput*.

**187** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), Bd. II, S. 159–163 Nr. 51; Jahn, Untersuchungen (wie Anm. 173), S. 193, 197, 362.

**188** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 168–170 Nr. 54 (1056), S. 178–183 Nrn. 57 f. (1057–1058); Jahn, Untersuchungen (wie Anm. 173), S. 194–200.

**189** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 211–213 Nr. 69; Jahn, Untersuchungen (wie Anm. 173), S. 134 f.

**190** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 231–233 Nr. 77; Jahn, Untersuchungen (wie Anm. 173), S. 147, 326 f., 377, 406 f.

**191** Codex diplomaticus Cavensis, VIII (wie Anm. 73), S. 221–223 Nr. 1350; Martin, La Pouille (wie Anm. 44), S. 721.

von Sizilien, dem die gesamte Capitanata unterstand,[192] fast alle seine Urkunden nach den Regierungsjahren Kaiser Alexios' I.,[193] und dasselbe gilt für seine Untertanen und Vassallen.[194] Aber das war wohl weniger ein Zeichen von philobyzantinischer Nostalgie als ein Ausdruck innernormannischer Opposition gegen die Vorherrschaft der Familie Hauteville.

Byzantinische Luxus- und Kunstgegenstände waren dagegen weiterhin in der Capitanata beliebt: so tauschte Erzbischof Gerhard von Siponto 1068 *una cona superaurata ubi sculpta est ymago Sancte Dei genitricis Marie baliente XXX solidos et una scaramagna fundati bene baliente solidos XX* gegen den dritten Teil einer Saline,[195] wobei die kostbare Reliefikone wahrscheinlich und das golddurchwirkte, seidene *Skaramangion* bestimmt byzantinischer Herkunft waren.[196] Im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts schenkte der Bischof von Troia dem Domschatz seiner Kirche nacheinander *conam beate Marie ex temsio et ornata auro et argento, unam yconam, im qua sunt sculpte quatuor imagines apostolorum Petri et Pauli, Iacobi et Ioanni ex argento et auro bene operatum* ... und *duo candelabria greca*.[197] Man denke aber auch besonders an die Bronzetüren, die Pantaleone *de comite Maurone* für das Michaelsheiligtum auf dem Monte Gargano in Konstantinopel hatte anfertigen lassen.[198] Wie in vielen Teilen Italiens bestimmte damals Byzanz auch in der Capitanata immer noch den künstlerischen Geschmack vieler Stifter und Sammler.

---

**192** Jahn, Untersuchungen (wie Anm. 173), S. 318–329, 406; H. Houben, Enrico, in: DBI, Bd. 42, Roma 1993, S. 709 f.

**193** Del Giudice, Codice diplomatico (wie Anm. 77), I, App. S. XIII; A. Petrucci, Note di diplomatica normanna II. Enrico conte di Montesantangelo ed i suoi documenti, in: BISI 72 (1960), S. 166, 170, 176, 178; Jahn, Untersuchungen (wie Anm. 173), S. 375 f.; Codex diplomaticus Cavensis, XI, 1081–1085, a cura di C. Carlone/L. Morinelli/G. Vitolo, Battipaglia 2015, pp. 114–117 Nr. 4; Codex diplomaticus Cavensis, XII, 1086–1090, a cura di C. Carlone/L. Morinelli/G. Vitolo, Battipaglia 2015, S. 29–31 Nr. 15; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. III, S. 1422–1426 Nr. 520.

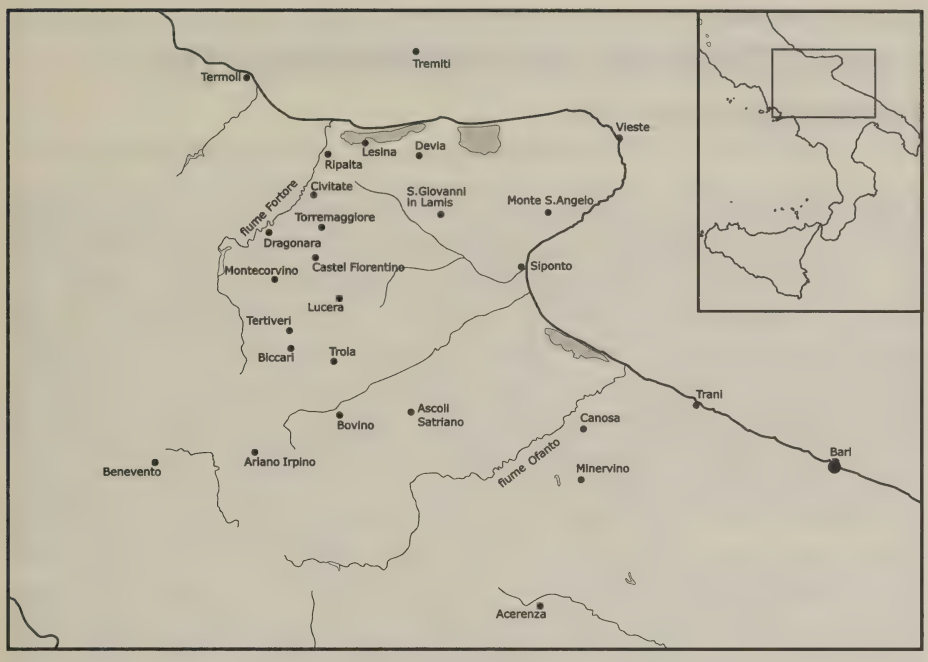
**194** Codex diplomaticus Cavensis, XI (wie Anm. 193), S. 93–96 Nr. 34; Registrum Petri Diaconi (wie Anm. 21), Bd. III, S. 1430–1437 Nrn. 522–524.

**195** Codice diplomatico del monastero benedettino di S. Maria di Tremiti (wie Anm. 84), S. 235–239 Nr. 79.

**196** N. P. Ševčenko, Skaramangion, in: The Oxford Dictionary of Byzantium, III, New York-Oxford 1991, S. 1908.

**197** F. Carabellese, L'Apulia ed il suo comune nell'alto Medio Evo, Bari 1905, S. 529–531.

**198** V. von Falkenhausen, Bisanzio e le Repubbliche marinare italiane prima delle crociate, in: A. Iacobini (a cura di), Le porte del Paradiso. Arte e tecnologia bizantina tra Italia e mediterraneo, Roma 2009 (Milion. Studi e ricerche d'arte bizantina 7), S. 59 f.; G. Bertelli, La porta di Monte Sant'Angelo tra storia e conservazione, in: ebd., S. 319–344; F. Vona, Le porte di Monte Sant'Angelo e di Canosa: technologie a confronto, in: ebd., S. 375–410; Id., Persistenza della tradizione tecnologica di Bisanzio nei bronzi medievali pugliesi, in: S. Brodbeck/J.-M. Martin/A. Peters-Custot/V. Prigent (Hg.), L'héritage byzantin en Italie (VIII$^{e}$–XIII$^{e}$ siècle), III. Décor monumental, objets, tradition textuelle, Roma 2015 (Collection de l'École française de Rome 510), S. 23–37.




Karte der Capitanata mit den im Text genannten Ortschaften

Michael W. Heil

# Clerical Disputes and the *Gerichtsort* in Carolingian Lucca

**Zusammenfassung:** Der Beitrag untersucht die Rechtspraxis in Lucca zwischen dem späten 8. und dem frühen 10. Jh. Ausgangspunkt ist die Beobachtung Hagen Kellers aus „Der Gerichtsort in oberitalienischen und toskanischen Städten", wonach der Bischof von Lucca und die geistlichen Schöffen in der ersten Hälfte des 9. Jh. ihre vorherrschende Stellung in der Justizverwaltung an den Herzog und an Laienschöffen verloren. Nach Keller gehört dieser Vorgang mit der Verlegung des Gerichtsortes von der *domus* des Bischofs zum Herzogshof zusammen. Im vorliegenden Beitrag soll hingegen dargelegt werden, daß, wenn man den klerikalen Status der Parteien in den überkommenen Gerichtsurkunden beachtet, eine solche Lesart nicht unterstützt werden kann. Versucht wird eine andere Erklärung, wonach das „bischöfliche Gericht" sich institutionell vom placitum oder „öffentlichen" Gerichtshof unterschied. Das bischöfliche Gericht, das sich aus dem Bischof und geistlichen Rechtskundigen zusammensetzte, bildete anscheinend für fast die gesamte karolingische und die frühe postkarolingische Epoche das gewöhnliche Forum für Streitfälle, die zwischen den Klerikern der Diözese auftraten. Auf keinen Fall entschied er in Prozessen zwischen Klerikern und Laien (vermutlich ebensowenig in Rechtsangelegenheiten unter Laien). Abschließend werden einige Aufgabenfelder des „bischöflichen Gerichts" und dessen Wirken erörtert.

**Riassunto:** L'articolo esamina la pratica giuridica a Lucca tra la fine dell'VIII e il primo X secolo. Punto di partenza è l'assunto di Hagen Keller, tratto dal suo studio „Der Gerichtsort in oberitalienischen und toskanischen Städten", secondo cui nella prima metà del IX secolo il vescovo di Lucca e gli specialisti legali appartenenti al clero avrebbero ceduto al duca e agli specialisti legali laici la loro posizione predominante nell'amministrazione della giustizia. Secondo Keller quest'evoluzione avrebbe coinciso con il trasferimento del „Gerichtsort", vale a dire la sede del tribunale, dalla *domus* vescovile alla corte ducale. Il presente contributo intende dimostrare che lo status clericale dei contendenti che risulta nei fonti giuridiche disponibili non avvalora tale lettura. Si propone invece un'altra spiegazione che vede nel „tribunale vescovile" un'istituzione distinta da quella del placito „pubblico". Per quasi tutta l'epoca carolingia e il primo periodo post-carolingio quel tribunale, composto dal vescovo e dagli specialisti legali appartenenti al clero, appariva il luogo deputato per ascoltare le controversie sorte tra chierici della diocesi. Mai assurgeva a sede di fatto per deci-

**Article Note:** I would like to thank Adam Kosto, Marios Costambeys, and the anonymous reviewers for valuable comments on previous drafts of this article.

dere le cause tra chierici e laici (o probabilmente tra soli laici). Infine si presentano brevemente alcune funzioni di questo „tribunale vescovile" e il suo operato.

In a groundbreaking study published over four decades ago in the pages of this journal, Hagen Keller examined change in the *Gerichtsorte* – the sites where *placita* (public court cases) took place – as a window onto change in the political *Kräftefeld* and the *Kräfteverhältnis* between kings, bishops, counts, and urban elites at the local level in the Kingdom of Italy between the eighth and the eleventh centuries.[1] He began with the example of Lucca. In the first part of his Lucchese case study Keller argued that over the course of the first half of the ninth century the ducal *curtis* came to supplant the episcopal *domus* as the principal site for *placita*, and that likewise the administration of justice moved from the hands primarily of clerics into those of laymen. Keller concluded that these changes, together with a concurrent change in the clerical/lay composition of the notariate at Lucca, „point to a process in the course of which the bishop lost many of his public rights to the count."[2]

This article will reexamine the evidence for the changes Keller detected in the location and composition of court hearings at Lucca between the late eighth and the early ninth centuries. Keller's analysis of justice in Carolingian Lucca constituted only a small piece of his chronologically and geographically far-ranging study, yet it offers a stimulating point of departure for more fine-grained examination. Judicial practice in early medieval Lucca demands a comprehensive study of its own, both because of the unique concentration of surviving records of cases and because those cases can be put into an unusually full social context thanks to the rich corpus of Lucchese documentary evidence.[3] This study will focus on only one aspect of Lucca's judicial

1 H. Keller, Der Gerichtsort in oberitalienischen und toskanischen Städten. Untersuchungen zur Stellung der Stadt im Herrschaftssystem des Regnum Italicum vom 9. bis 11. Jahrhundert, in: QFIAB 49 (1969), pp. 1–72, especially at pp. 2f. In what follows, I use the following abbreviations for frequently cited editions of documents: I placiti del „regnum Italiae", ed. C. Manaresi, Roma 1955–1960 (FSI 92, 96, and 97) [= Manaresi with document number]; Memorie e Documenti per servire all'Istoria del Ducato di Lucca, IV/1 (1818) and IV/2 (with appendix) (1836), ed. D. Bertini, and V/2 (1837) and V/3 (1841), ed. D. Barsocchini [= MDL with volume number and document number]; Codice diplomatico longobardo, vols. I and II, ed. L. Schiaparelli, Roma 1929 and 1933 (FSI 62 and 63) [= CDL with volume and document number]; Chartae Latinae Antiquiores, various locations 1954– [= ChLA with volume and document number]. While quotations have been taken from the ChLA editions (when available), in most other cases documents are cited with reference to Manaresi, MDL, or CDL, which are more readily accessible than ChLA; these are also the editions cited in Keller and other previous scholarship.

2 Keller (see note 1), pp. 5–28, quotation at p. 19: „Sie bezeichnen einen Prozess, in dessen Verlauf der Bischof viel von seinen öffentlichen Rechten an den Grafen verlor."

3 See C. Wickham, Land disputes and their social framework in Lombard and Carolingian Italy, 700–900, in: Id., Land and power: studies in Italian and European social history, 400–1200, London

history. Greater attention to the clerical or lay status of the parties to court cases suggests not the supplanting of clerical/episcopal judicial authority by ducal/secular judicial authority in ninth-century Lucca, but rather the coexistence of two distinguishable yet interrelated forums for justice, ones which served different purposes. Keller's account, while illuminating many aspects of Lucca's early medieval judicial history, obscures the unique contours of episcopal judicial authority and practice. Court hearings held on the bishop's authority and administered by clerical legal specialists shared much with the broader legal and judicial culture, but these hearings possessed an institutional identity in their own right, distinct from the *placitum*, as a forum for adjudicating disputes between clerics of the diocese. In revising this aspect of Keller's treatment of Lucca, it is hoped that this brief study will suggest that early medieval *notitiae iudicati* (records of judicial hearings), which Keller's article demonstrated have far-ranging interpretive possibilities, and which have been the object of intense study in the decades since by François Bougard and others,[4] still represent a rich vein of material that warrants exploration.

1. Keller identified nine records of *placita* held at Lucca between 785 and 822.[5] (785 is the year of the first surviving *notitia iudicati* following the advent of the Carolingians in Italy.) Five of these court hearings, he noted, were held in the episcopal *domus*.[6] All five were presided over either by the bishop or by clerical legal specialists (*lociservatores*).[7] Another *placitum* (between clerics) was heard by the bishop in an unknown location, though Keller surmises that it was probably held in the *episcopium*.[8] Keller also notes another document – not a formal *notitia iudicati* of a *placitum* – in which, before the duke and a lay *lociservator*, a layman made a renunciation to the bishop of

1994, pp. 229–256, drawing extensively on the Lucchese evidence. H. Schwarzmaier, Lucca und das Reich bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Studien zur Sozialstruktur einer Herzogstadt in der Toskana, Tübingen 1972 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 41), pp. 10 f., counts 1053 Lucchese documents down to the year 900.

**4** See above all F. Bougard, La justice dans le royaume d'Italie de la fin du VIIIe siècle au début du XIe siècle, Roma 1995 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 291). Bougard anticipates some of the findings of the present article with regard to Lucca, and also raises broader questions about reading changes in the *Gerichtsort* as indicative of changes in the balance of political power in the ninth century: see especially pp. 209 f.; cf. also p. 219.

**5** Keller (see note 1), p. 5. Manaresi 6 (a. 785), 7 (a. 786), 11 (a. 800), 15 (a. 801/802), 16 (a. 803), 20 (a. 807), 26 (a. 813), 29 (a. 815), 33 (a. 822).

**6** Manaresi 7, 15, 16, 20, and 26.

**7** In one of these cases (Manaresi 26) the bishop of Lucca presides alongside the bishop of Corsica; see further below. *Lociservator*, a term for a judicial specialist that was prevalent at Lucca down to the 810s, was essentially synonymous with *scabinus*. Indeed, the (presumably lay) *lociservator* in a Lucchese case of 797 (MDL V/2 no. 259) would reappear as a *scafinus* in another a few years later (Manaresi 15, a. 801/802); cf. Bougard (see note 4), pp. 141 f. n. 8.

**8** Manaresi 11.

any claim to a certain church.[9] This was done in the *sagrarium* of a church that had formerly been Lucca's cathedral. From this evidence, combined with the fact that in the Lombard period the bishop of Lucca had heard a dispute between clerics in the episcopal *domus* and the fact that various legal documents were redacted there in the late eighth and early ninth centuries,[10] Keller claimed that we can assume that the other three *placita* from the period 785–822, for which no location is indicated, were also held there.[11] Even if one were to reject Keller's proposed localizations in cases were the *Gerichtsort* is not explicitly stated – as I will argue we should – it is nonetheless true that at least five of the seven documented *placita* from the period 785–813 took place in the episcopal *domus*.[12]

Does this dominance of the episcopal *domus* as *Gerichtsort*, and of the bishop and other clerics as administrators of justice, reflect a general situation in this period – that court cases were typically heard in the *domus*, by the bishop or other clerics – or is the sample of surviving cases a biased one? Keller rejected the possibility that clerical dominance over court proceedings in the surviving records of the late eighth and early ninth centuries was primarily a function of the kinds of cases or the clerical status of the disputing parties in those cases. Of the Lucchese court cases in the period from 785 to 813, Keller said: „a comparison to later *placita* shows that the reason for [the] predominance of the clerical element [among those presiding over and present at court cases] cannot be found (or at most in a few cases) in the object of the dispute or in the [clerical] status of the disputing parties. Similar cases would later be handled before courts in which the lay element was absolutely predominant."[13] The second statement – that cases of the sort that would have been heard at „clerically" dominated court sessions in the period down to 813 were after that period heard by predominantly „lay" tribunals – is a complicated matter that will be addressed below. But, before looking to the period after 813 for relevant evidence to answer the question, a closer examination of the surviving documents from *before* that date – including not just formal *notitiae* of *placita* but other judicial or quasi-judicial documents as well – will give reason to reject the first statement – that the „clerical" complexion of the early ninth-century cases is not in the main a function of the „clerical" character of the matters in dispute or of the disputants. Rather, the evident predominance of

**9** Keller (see note 1), pp. 5 f. MDL V/2 no. 259 (a. 797).

**10** The basis for the claim about the episcopal *domus* as *Gerichtsort* in the Lombard era is CDL II 182 (a. 764).

**11** Keller (see note 1), p. 6. Manaresi 6, 29, and 33.

**12** Two of the three cases from 785–822 in which the *Gerichtsort* is not given took place after 813, in 815 and 822 (Manaresi 29 and 33).

**13** Keller (see note 1), p. 16: „Ein Vergleich mit den späteren Placita zeigt, dass die Ursache für dieses Vorherrschen des geistlichen Elementes nicht (oder höchstens in wenigen Fällen) im Streitgegenstand oder im Stand der streitenden Parteien gesucht werden kann. Gleiche Fälle sind später von Gerichten verhandelt worden, in denen das Laienelement absolut vorherrschend war."

the episcopal court in the period 785–813 appears precisely to be a function of the fact that most of the disputes documented for that period are what we can call „strictly clerical" ones: that is, they are cases in which both parties are clerics.[14]

The first important point – the point of departure for any more nuanced examination – is that all five of the *placita* from 785–813 which are explicitly said to have been heard in the episcopal *domus* not only were presided over by the bishop or by clerical legal specialists, but also addressed disputes in which both parties were clerics.[15] Records of two other *placita* survive from that period in which the *Gerichtsort* is not specified. The first of these sits somewhat uneasily on the boundary between a „clerical" case (one in which both parties were clerics) and a „lay-clerical" one (between a laymen and a cleric). In this case from 785 – the first surviving case in the Carolingian period – a father attempted to defend his son, a priest, against a complaint brought by the bishop.[16] That case was presided over by the duke together with the bishop, and attended by both clerics and laymen. In the second *placitum* of unknown *Gerichtsort* an abbess and another woman, represented by clerics, brought action against a *clericus* and a priest who represented another abbess.[17] That case was held in the presence of the bishop and was attended, so far as the *notitia* indicates, predominantly by clerics.

Since every surviving *placitum* from the period 785–813 thus pitted clerics against each other – with the complex and only partial exception of one or both of the two cases for which no *Gerichtsort* is recorded – it is easy to understand why Keller sought to use comparison to future cases as a means to argue that the clerical status of the disputants is not what explains the clerical dominance of the administration of justice: the contemporary evidence with which to argue the matter either way is, it would appear, lacking. But not all of the judicial or quasi-judicial documents from early medieval Lucca have been considered records of *placita*, or „public" court hearings. The primary arbiter of what is and is not a *placitum* remains, by default, Cesare Manaresi, who collected and edited the corpus of early medieval Italian *placita* in the 1950s.[18] That corpus served as the basis for Keller's examination into the *Gerichtsort*. One could certainly argue about definitional criteria for „public" court cases, or about

**14** In what follows, I will take a broad definition of „clerics", to include monastics as well as bishops, priests, deacons, and lower clerics.

**15** These are, as noted above, Manaresi 7, 15, 16, 20, and 26.

**16** Manaresi 6.

**17** Manaresi 11. The status of the second plaintiff, Christina, is not stated, and her role in the case is unclear.

**18** On Manaresi's criteria see, e. g., Bougard (see note 4), pp. 109–113, especially at p. 113; Wickham (see note 3), p. 229 n. 1; and, more broadly on the varieties of justice beyond the *placitum*, A. Padoa Schioppa, Giudici e giustizia nell'Italia carolingia, in: *Amicitiae pignus*: studi in ricordo di Adriano Cavanna, Milano 2003, vol. 3, pp. 1623–1667, at p. 1625.

the inclusion or exclusion of particular cases in that corpus.[19] But the important point at this juncture is that cases that have been excluded from Manaresi's edition, or are otherwise for one reason or another not considered proper *placita*, nevertheless offer valuable evidence about the administration of justice that ought to be considered.

If we take a broader view of the evidence and look beyond those cases that have been considered formal *placita*, we count not seven documented judicial activities at Lucca between 785 and 813, but twelve. Nine of these record cases in which both parties to the dispute were clerics,[20] excluding from this tally the complicated case involving a priest's father.[21] Six of these „clerical" cases were considered by Keller, while the other three (which are not included in Manaresi's edition of *placita*) were not. All nine of these cases were tried in what we can provisionally call the „episcopal court",[22] where the bishop or one or more of his clerics sat in judgment, to all appearances on the bishop's own authority rather than in the name of the sovereign. Besides these nine „clerical" cases, three other records of court cases from this period survive.[23] In each of these three cases the bishop of Lucca made a claim against a layman (and won).

The first of these is the already mentioned case in which a priest's father appears to have stood in for his accused son.[24] This case is something of a hybrid both in terms of the composition of the tribunal and in terms of the clerical status of the disputants. The duke and the bishop sat together, although there are clear indications that the duke should be understood as having the primary role as judicial president.[25] The duke and the bishop were accompanied by *sacerdotes vel haremanni* (i. e., clerics and

**19** As will become clear below, I for instance would suggest that by Manaresi's criteria many of the early Lucchese cases should be excluded from it, because they were in fact „emanati da autorità ecclesiastiche in controversie tra ecclesiastici"; Manaresi, p. ix.

**20** Manaresi 7 (a. 786), MDL IV/1 no. 104 (a. 788), MDL V/2 no. 244 (a. 793), Manaresi 11 (a. 800), MDL V/2 no. 298 (a. 801), Manaresi 15 (a. 801/802), Manaresi 16 (a. 803), Manaresi 20 (a. 807), Manaresi 26 (a. 813).

**21** I do, however, include here the case of the abbess and another woman, Christina, of unknown status, against another abbess and a male cleric: whatever Christina's status, it is noteworthy that all three women are represented by clerics in court.

**22** I use „court" here and throughout in the sense of „tribunal", not of *curtis*, Keller's „Hof".

**23** All three are early: 785, 793, and 797; the next case in which one of the parties is a layman occurs in 815 (Manaresi 29).

**24** Manaresi 6 (a. 785).

**25** The duke is named first and is the subject of *resedentem* while the bishop is appended to him with an *una cum*: *Dum in Iesu Christi nomine resedentem Allonem ducem una cum viro beatissimo Iohannes sancte Lucane ecclesie episcopus et sacedotes vel haremannos* ... (Manaresi 6/ChLA 38 no. 1098). Moreover, at the end of the document the duke subscribes first, followed by the *lociservator*, followed by five deacons and priests. In his subscription the duke is said to have been the one who *hanc notitiam iudicati fieri elegit*. These latter features in particular likely reflect the fact that the bishop himself was a party to the case, but cf. MDL V/2 no. 244 (a. 793), in which the agent of the bishop brings an action in a tribunal apparently chaired by the bishop alone.

lay freemen): eight of the former are identified by name as are five of the latter, among them a *lociservator*. The bishop, accompanied by an advocate, brought an action against the layman, but it was to argue that his son, a priest, had committed adultery and other sins and so „according to God and the canons" should lose his church and its associated property.[26] It is unclear why the father was the formal defendant in the case rather than the son. The father's involvement, and that of the duke personally, may suggest that the case was a particularly complicated or troublesome one, for reasons that we cannot fully reconstruct. But since all the cases in which both parties are clerics (including another case eight years later brought on behalf of the bishop against a priest[27]) were held in the episcopal court, in proceedings presided over by either by the bishop himself or by other clerics of the diocese, there is good reason to suppose that the lay status of the formal defendant (the priest's father) is what accounts for the partially, and perhaps predominantly, „lay" character of the tribunal in this case.

The other two cases are more straightforwardly „lay-clerical". However, they are not recorded in the form of *notitiae iudicati*, and thus are not included in Manaresi's edition of the *placita*. While Keller does mention one of these cases in passing,[28] he does not include either of them in his reckoning of *placita* and *Gerichtsorte*. But when we concern ourselves with their content rather than their diplomatic form, there is little room for doubt that these documents resulted from formal judicial processes.[29] Lacking as we do other evidence for „lay-clerical" cases in this period, they offer the best indication we have of how such judicial actions could unfold. In contrast to the „clerical cases", both of these cases were presided over by lay judicial authorities.

**26** Note also that the first part of this complex case hinged on the very „ecclesiastical" question of whether the priest's grandfather – from whom the defendant said his son had inherited the church – had, when he was church's priest, paid to the episcopal *domus* the customary services (namely, the provision of a meal once a year) that would indicate that he held the church from the bishop: „ipse Dammianus presbiter [the grandfather] omnes volontatem faciebat, quem ei exinde inperavat. Et per singulos annus gustare eorum dava in ipsa casa bassilicae Sancti Petri, ubi ipse Dammianus resedebat, sicut et alias ceteras bassilicas nostras qui ecclesia Sancti Martini domo episcopali pro pertinentia sua facere consuete sunt" (Manaresi 6/ChLA 38 no. 1098). For „gustare dava" cf. Manaresi 57/ChLA 80 no. 26 (Lucca, a. 853): *gustarem unum ibi facere et dare debuisset*; and MDL IV/2 no. 14/ChLA 74 no. 30 (a. 818): *et tibi et successoribus tuis per singulos annos unum <prandium> gustare facere debeam in festivitate suprascripte ecclesie Sancti Silvestri, die natalis ejus.*

**27** MDL V/2 no. 244 (a. 793), on which see further below.

**28** See below, on MDL V/2 no. 259 (a. 797).

**29** This judgment is shared by Bougard (see note 4), p. 125 n. 45, who notes that MDL V/2 no. 259, despite its „forme non solennelle", should in fact have been included by Manaresi; and p. 310 with n. 13, noting – with reference these two documents as well as to MDL IV/1 no. 104 and MDL V/2 no. 244 (on both of which see below) – that „quelques brefs lucquois réduisent le récrit judicaire aux deux éléments principaux, question et *manifestatio* ..." Wickham (see note 3), p. 252 n. 45, reads these documents differently, but likewise affirms their status as representing judicial processes: he suggests that they may represent „discontinued suits".

One was held before a gastald, a secular administrative official, in 793.[30] The other, of 797, was held before the duke together with a (presumably lay) *lociservator*.[31] The evidence of the 793 case is particularly striking because it can be compared to a rather similar „clerical" case from the very same month. In the „lay-clerical" case, in the presence of the gastald the bishop of Lucca made a complaint about a certain property against a layman, who promptly (as the record presents it) recognized the bishop's claim.[32] In the „clerical" case held the same month, a priest brought a complaint on behalf of the bishop concerning ownership of a church against another priest, who likewise recognized the bishop's claim.[33] No secular authority is said to preside in this case; it is the bishop who takes that role.[34]

The evidence for the period 785–813 thus suggests a division between „clerical" cases and „lay-clerical" ones in terms of judicial presidency, a division muddied only by the complicated case involving the priest's father. What of the *Gerichtsort*? We have seen that five of the *placita* from this period are explicitly said to have been held in the episcopal *domus*. All five were „clerical" cases. Another „clerical" case was held in an unspecified location.[35] The location of the „lay-clerical", or „quasi-clerical", *placitum* of 785 is likewise unknown. When we move beyond documents included by Manaresi among the *placita*, the centrality of the episcopal *domus* as all-purpose *Gerichtsort* begins to look even more questionable. The „lay-clerical" case of 793 was held *in situ* in the zone of the disputed property. The „lay-clerical" case of 797, as Keller noted (though he did not include it among the *placita*), was held by the duke and a lay *lociservator* in the *sagrarium* of the urban church of St. Reparata, which had once been, but was no longer, the cathedral.[36] The sanctuary of a church is indeed an interesting site for a „secular" court session but it is emphatically not the same thing as the episcopal *domus*, which was in a literal sense the unique seat of the bishop's authority.[37] St. Reparata was, it is true, not far from the episcopal *domus*. But this proximity suggests, if anything, that a special effort was made *not* to have this „lay-clerical" case held in the episcopal *domus*. Moreover, while all the cases explicitly said to have been

**30** MDL IV/1 no. 112 (a. 793).
**31** MDL V/2 no. 259 (a. 797).
**32** MDL IV/1 no. 112.
**33** MDL V/2 no. 244.
**34** The document begins *Dum in Christi nomine adessem Iohannes, in Dei nomine episcopus*; it is said to have been drawn up *ante domnum Iohannem episcopum* (MDL V/2 no. 244/ChLA 39 no. 1139).
**35** Manaresi 11.
**36** On this church and its location see A. De Conno, L'insediamento longobardo a Lucca, in: G. Rossetti (ed.), Pisa e la Toscana occidentale nel Medioevo: A Cinzio Violante nei suoi 70 anni, Pisa 1991, vol. 1, pp. 59–127 at p. 110; M. Stoffella, Crisi e trasformazioni delle élites nella Toscana nord-occidentale nel secolo VIII: esempi a confronto, in: Reti medievali 8 (2007), at p. 23; and Schwarzmaier (see note 3), pp. 18 f. and 24.
**37** In general on the episcopal *domus* in early medieval Italy, see M. Miller, The bishop's palace: architecture and authority in medieval Italy, Ithaca 2000, pp. 54–85.

held in the episcopal *domus* were „clerical" ones, we know that not even all „clerical" cases in this period were held there.[38] There is, then, no good reason to suppose that the „quasi-clerical" or „lay-clerical" case of 785 was held there, nor any other hypothetical „lay-clerical" (let alone any strictly „lay") case. Similarly, we can conclude nothing about the location of two cases that immediately follow this period. These took place in 815 and 822, were both „lay-clerical" cases, and were both administered by lay legal specialists.[39] (The bishop was present for part of the latter case – namely, for an inquest into the facts – but the record makes clear that it was the lay *scabinus* who at this stage too was fully in charge of the proceedings.[40]) One could say that it is not impossible that these cases were held in the episcopal *domus*, but there is nothing in the earlier Lucchese evidence arguing for the proposition and, at a minimum, some evidence arguing against it.[41]

Thus, in summary, all cases between clerics from the 780s down to 813 were heard before the bishop or before his clerics, sometimes in the episcopal *domus* and sometimes elsewhere in the diocese. Down to 822, cases between laymen and clerics (and presumably also between laymen) were heard before secular officials – or, in one „quasi-clerical" case at least, before the duke and the bishop together – in locations mostly unknown, but probably not in the episcopal *domus*. This means that, contra Keller, there was never, so far as we can tell, a time when the episcopal/clerical court, and the episcopal *domus*, were dominant for non-exclusively clerical disputes.

2. This conclusion obviously impinges on the second part of Keller's Lucca story, in which the ducal *curtis* comes to supplant the episcopal *domus* as the primary site of judicial hearings, and secular officials come to supplant clerical ones in the administration of justice. As we have seen, there is no evidence that „lay" or „lay-clerical" cases ever fell within the province of the episcopal court, or that they were heard in

**38** MDL IV/1 no. 104 (a. 788), and MDL V/2 no. 244 (a. 793); on these cases, both held at churches outside of the city, see further below.

**39** Manaresi 29 and 33; for the latter document, cf. R. Volpini, Placiti del „Regnum Italiae" (secc. IX–XI): primi contributi per un nuovo censimento, in: P. Zerbi (ed.), Contributi dell'istituto di storia medioevale, Milano 1975, vol. 3, pp. 245–520 at pp. 281–284 (no. 2). Keller (see note 1), pp. 22 f., argues that, in spite of other changes in judicial administration in this period, the fact that no *Gerichtsort* is mentioned in these cases suggests that they were held in the „traditional" location (i. e., the episcopal *domus*) rather than a new one (i. e., the *curtis ducalis*). That argument is of course irrelevant if, as I have argued, there is no reason to suppose that the episcopal *domus* had ever been the site for „lay-clerical" cases.

**40** Manaresi 33/ChLA 75 no. 8: *Et dum in constituto amborum parti ante me qui supra Taito scabinus reversi fuisserunt in iudicio, adessent ibidem Petrus, reverentissimo episcopo, seo ...*

**41** Keller (see note 1), p. 6, notes that the use of the bishop's Hof for *placita* was normal in other cities, but the Lucchese evidence cannot then without circularity be taken to reinforce that general pattern. And as Keller himself notes, there were so many deviations from this pattern that a general rule cannot be posited (p. 5).

the episcopal *domus*. They seem instead – on the admittedly slim evidence – always to have been heard before secular officials or at most before a joint ducal-episcopal tribunal. Thus it cannot be correct to say that lay-dominated courts supplanted cleric-dominated courts *full stop*. We can, however, ask a more specific question, one that addresses Keller's claim that the kinds of cases that were heard before 813 would later be handled in lay-dominated courts: did lay-dominated courts come to supplant cleric-dominated courts as the forum *for strictly clerical cases* (i. e., cases between clerics)?

The answer to this question is complex. We can best approach it by quickly surveying all the surviving Lucchese cases from 813 until the end of the century. First, we can note that all the surviving cases between 813 and 840 are lay-clerical ones and thus cannot help us answer the question: based on the earlier evidence, these cases would have been heard in a secular court already before 813, and they continued to be in this period.[42] The next case, from 840, can be considered at most „quasi" clerical.[43] In it, an imperial vassal who had charge of (*praeesse*) a church, accompanied by the advocate of that church, brought an action against the advocate of a monastery. The primary plaintiff's personal connection to the emperor probably explains why the case was heard in an explicitly imperial forum: the duke and bishop of Lucca presided as *missi* (delegates) of Lothar, accompanied by imperial vassals, *scabini*, and others, „in curte que dicitur Regine". After two more lay-clerical cases,[44] we come in 848 to a case in which the advocate of a church brought an action against two brothers, one of whom was a priest and was represented by an advocate, over land which the former claimed belonged to the church and which the brothers claimed was theirs by inheritance.[45] This case is thus also „quasi" clerical, with the lay brother being named first and, we could add, the priest involved not in his capacity as priest but rather as one of the two supposed inheritors. It was heard at an unspecified location in Lucca by three lay *scabini*, in the presence of the bishop and many others (primarily laymen).

In the 850s we at last come to three crucial cases. The first of these was held in 851 in the episcopal *domus*, in the presence of (*una cum*) the bishop and two imperial vassals, by two lay *scabini* together with 24 named individuals, only one of whom was

**42** Manaresi 29 (a. 815, advocate of the bishop against a layman) 33 (a. 822, cleric against a layman), and *Inquisitiones* VI (pp. 574–576) (a. 838, an inquest in a case of the bishop against the fisc; the two imperial *missi* who conduct the inquest are the count of Lucca and a deacon). See also MDL IV/2 App. no. 37/ChLA 80 no. 35, a fragment of witness testimony about the episcopal church's possession of another church, dated by Bertini to c. 840 and by the editors of ChLA 80 to c. 847-853; the context in which the deposition took place is unclear.

**43** Manaresi 44/ChLA 77 no. 35.

**44** Manaresi 47 (a. 844, priest against an ex-gastald), and Manaresi 51 (a. 847, advocate of a church against two brothers; for translation and analysis see Wickham [see note 3], pp. 230 f.).

**45** Manaresi 52 (a. 848). The case was presided over by lay *scabini* in the presence of the bishop, as well as gastalds and various laymen and clerics.

a cleric (the archdeacon).[46] In this forum Anualdus, priest and rector of a church,[47] together with his church's advocate, presented two charters by which property had been donated to the church, and challenged the priest Ghisiprandus, along with his advocate, to contest them.[48] Ghisiprandus declined to do so. After the charters were read out and the case was „closed" in Anualdus's favor, his advocate claimed that Ghisiprandus[49] and his advocate had sent men onto the properties in question and taken *fruges* from them. Ghisiprandus and his advocate denied the accusation. *Wadia* was exchanged between the advocates regarding a future oath about the matter, and *fideiussores* (sureties) were appointed. The *notitia* is subscribed by the two presiding *scabini*, the two imperial vassals, and nine others who were presumably laymen.

This is the first case since 813 that is known to have been held in the episcopal *domus* and it is, like all the previous cases held there, a „clerical" one. (In the following decades this would change, as the episcopal *domus*, apparently for the first time, came to be used for lay-clerical cases too.[50]) Yet in terms of judicial personnel, the case has an overwhelmingly „lay" character. The bishop is present but entirely passive, as is his archdeacon. No other clerics, aside from the parties to the case, are identified. This would seem to be good evidence for the „secularization" of clerical cases, with a lay-dominated tribunal encroaching on what had been the turf of the episcopal court.

That image is to some extent complemented by the next two cases, both brought on behalf of the episcopal church. The first, held in 853 in the ducal *curtis* at Lucca, was chaired by three imperial *missi* – the bishop of Pisa, the marquis Adalbert, and a „vassal and minister" – together with various *scabini*, notaries, imperial vassals, and others.[51] Bishop Jeremiah of Lucca and his advocate brought an action against a priest (with advocate) and his two brothers, claiming that they held a church and its properties by *livello* contract from the previous bishop, that they had „worsened" the properties, and that by the terms of their contract they should thus pay a fine and lose the church and its properties. The bishop presented to the court not only the *livello* contract but also, after the brothers denied that they had violated the contract's terms, a *brevis* of Louis II that appointed the bishop of Pisa, Adalbert, and the vassal (i. e., the

**46** Manaresi 55 (a. 851).

**47** The church, S. Maria a Monte, had in 793 been the object of a court cases, together with the pieval church to which it was subject, brought on behalf of the bishop against a priest; MDL V/2 no. 244, on which see below.

**48** Quite likely Ghisiprandus was the heir to the two donors.

**49** Here and at several points the document (Manaresi 55) reads „Rachisindo", the name of one of the two (deceased) donors, for Ghisiprandus.

**50** Manaresi 69 (a. 865), 70 (a. 865), 71 (a. 871), 73 (in part) (a. 873), and 116 (a. 904); cf. Keller (see note 1), p. 6 n. 12. Thus, for non-clerical cases, it is the third quarter of the ninth-century that appears to be the heyday of the episcopal *domus* as *Gerichtsort*, not the period down to the 820s.

**51** Manaresi 57.

judicial presidents of the *placitum*) to investigate cases of property subtracted from the episcopal church of Lucca, with the power to compel individuals to appear before them for inquest.[52] In accordance with the *brevis* the *missi* had six men come before them and offer sworn testimony. All said that the brothers had indeed „worsened" the church. Confronted with this testimony the defendants conceded the case and gave *wadia* to the bishop's advocate that they would pay the appropriate fine, and the bishop's advocate gave *wadia* that he would receive it. While this would normally mark the end of the case, the bishop then presented another document of Louis II, which was read out and found to say that, because previous bishops of Lucca had entered into contracts that were now doing great damage to the episcopal church, the emperor granted for Jeremiah's sake – „to whom," he says, „we have given this bishopric" – that all such contracts shall be made null and void, whether the holder be a cleric, a layman, or a woman.[53] It is unclear why the bishop delayed showing this privilege until the very end of the hearing. He perhaps thought it better to prove – and document – that the defendants had violated the contract on its own terms, without evoking immediately an imperial order the scope and interpretation of which could perhaps be questioned; it may, for instance, have been understood to apply only when it could be proven that the episcopal church had suffered material damage from a specific contract. Although it seems not to have been strictly needed for the case at hand, the bishop may have seized upon the opportunity of the *placitum* to publicize the diploma and its contents before the community at large.[54]

This case could reasonably be considered „quasi" clerical since the bishop called on the priest together with his two lay brothers. In any event, the case appears to be an exceptional one: it was chaired by prominent imperial *missi* who had been granted explicit, written authority by the emperor to address complaints made to him by the bishop of Lucca. That need not suggest that the bishop was ceding any judicial ground to the duke or local lay judicial specialists. In one respect, after all, the case presents the bishop leveraging imperial favor (the emperor was, by his own account, respon-

**52** Die Urkunden Ludwigs II., ed. K. Wanner, München 1994 (MGH Diplomata Karolinorum 4), no. 7 (before a. 853), preserved in this *placitum*.

**53** Ibid., no. 6 (a. 852), preserved in this *placitum* (Manaresi 57/ChLA 80 no. 26): *Nos vero utilitatem iamdicte ecclesie, pastorem ipsius necessitatem previdentes Heremie, cui ipsum dedimus episcopatum, hoc nostrum preceptum fieri iussimu[s e]t nostra [au]ctoritate ei concedimus omnes res sue ecclesie recipere adque secundum suam utilitatem disponere; omnes vero libellos omnesque script<i>ones inde factos irritos et vacuos esse statuimus simulque etjam et cuntas ordinatjones adnihilatas phore sancimus. Sive clericus sive laicus sive etjam femin[a, qui eas res ex]inde modo retinent, secundum hoc nostrum preceptum hirritum sit.*

**54** On „publicity" and the *placitum* see, e. g., with reference to a later period, H. Keller/S. Ast, *Ostensio cartae*: Italienische Gerichtsurkunden des 10. Jahrhunderts zwischen Schriftlichkeit und Performanz, in: Archiv für Diplomatik 53 (2007), pp. 99–121.

sible for Jeremiah appointment[55]) to engineer a potentially large-scale reassertion of control over churches and properties that had once pertained to his episcopal church.

It is harder to take such a reading of the next case, of 857, in which the advocate of the episcopal church called on the advocate (a *scabinus*) of a monastery in the Lucchese countryside,[56] complaining that the monastery held a church and its property in *malo ordine*, having dispossessed the episcopal church of it.[57] He brought this complaint before two imperial vassals, sitting as *missi* of the emperor, in the ducal *curtis* together with Bishop Jeremiah, the count, *iudices sacri palatii*, imperial vassals, *scabini*, and others. After obtaining a delay to inquire about the church in question, the advocate of the monastery conceded the case. Unlike the case of 853, this would seem to be the sort of relatively routine case that, half a century before, would have been brought before the episcopal court.

These three cases constitute the sum total of our evidence for the use of the „secular" *placitum* for clerical disputes at Lucca in the ninth-century. The period between 865 and 873 would furnish further examples of the bishop's and other clerics' effective use of the *placitum* against lay opponents – and also two examples of laymen bringing action, unsuccessfully, against the episcopal church[58] – but the bishops did not so far as we know use the *placitum* again against clerical opponents, save incidentally in 897 when, at a *placitum* at Florence chaired by the count of the palace, the marquis, four bishop, and others, the bishop and his advocate obtained investiture „salva querimonia" of various properties against 59 sets of absent opponents, eleven of whom were clerics.[59] This shows that the bishop was willing to sue clerics before the „secular" *placitum* but, given the small proportion of clerics among the defendants, hardly allows us to conclude that he considered the *placitum* the primary forum for doing so.

In fact, in just this period – the last decade of the ninth century and the first decade of the tenth – we again see the pattern of episcopal justice that we encountered in the period down to the 810s.[60] It is almost as if nothing had changed. In 892,

---

**55** Die Urkunden Ludwigs II., ed. Wanner (see note 52), no. 6 (Manaresi 57/ChLA 80 no. 26): ... *Heremie, cui ipsum dedimus episcopatum* ...

**56** S. Salvatore di Sesto; see Abazia di Sesto, di Bientina (S. Salvatore), in: „Repetti on-line": Dizionario geografico fisico e storico della Toscana, Siena 2004 (URL: http://193.205.4.99/repetti/tester.php?idx=33; 13. 10. 2013).

**57** Manaresi 61.

**58** Manaresi 69 and 70 (a. 865), Manaresi 94 (re-dated by Keller to a. 869; cf. Wickham [see note 3], p. 242 n. 22) (case brought by two laymen), Manaresi 71 (a. 871) (this case featuring yet another sweeping imperial *iussio* of Louis II), and Manaresi 73 (a. 873) (case brought by layman).

**59** Manaresi 102; cf. Wickham (see note 3), p. 249 (for the tally of 59 sets of opponents). For this period see also Manaresi 111 (a. 901), at Rome before Louis III, Pope Benedict IV, and a host of Italian bishops, dukes, counts, and *iudices*.

**60** None of the cases that document this reappearance of the episcopal court are included in Manaresi's corpus.

two pieval priests disputed over the offerings and tithes due from the inhabitants of several villages.[61] They did so in the episcopal *domus*, before the bishop together with six priests, six laymen (*laici homines*), and unnamed others. While the laity was well represented and perhaps was even numerically predominant, it was one of the bishop's priests who actively conducted the trial. In 901 or 902, before the bishop together with nine priests and a deacon, in a church about 20 km southeast of the city, the priest and *vicedominus* Viventius, clearly acting for the bishop, claimed that the priest Stephen had entered the nearby pieval church and taken *fruges* from it in *malo ordine*. (Stephen admitted that he had done so, but said that it was because he had been ordained and confirmed rector and *custos* there.)[62] Here again, it was one of the bishop's priests who actively conducted the trial. Not long after, Viventius again brought action on behalf of the episcopal church against a priest for a similar offense in another church.[63] This time he did so before the bishop together with nine clerics and seven named laymen – two of them *scabini* and three of them notaries – outside the wall of the cathedral.[64] Despite the presence of lay judicial specialists, it is the archdeacon who conducts the trial and who pronounces the judgment together with the *presbiteri cardinales*.[65] The latter two cases occurred under the episcopate of Peter II, who displayed particular zeal for safeguarding and recovering churches and property he felt pertained to the episcopal church, a project into which these two cases clearly fit. But the case of 892 was held under his predecessor Gherardus, bishop since at least 868.[66] The reappearance of the episcopal court in the surviving documentation, then, cannot be linked to Peter's specific program of „reform".[67]

---

**61** MDL V/2 no. 982; cf. MDL IV/2 no. 48.

**62** MDL IV/2 no. 53 (April 23, 902), re-dated by MDL V/3 no. 1048 (no edition) to 901; cf. MDL V/1, p. 116 n. 4; cf. Bougard (see note 4), p. 258 n. 18. That re-dating is not conclusive – the indiction and regnal year are in conflict – and the similarities of this case to the following case (MDL V/3 no. 1058; May 19, 902; see below), especially the role of Viventius *vicedominus* as *actor* in both, may suggest instead 902. But note that in the second case, and not in the first, Viventius is called an archpriest. The session was held in the church of S. Maria a Monte, while the church in dispute was its pieve, S. Ippolito; on both churches, which were together the object of a dispute in the eighth century (MDL V/2 244; a. 793), see below.

**63** MDL V/3 no. 1058.

**64** Ibid.: ... *in broilo sub lopia prope muro Eccl. Epis. S. Martini.*

**65** Note that the priest Eripaldus, who had conducted the case of 892, is also present. I do not know on what basis Bougard (see note 4), p. 258 n. 19, detects here the „active" presence of laymen.

**66** Schwarzmaier (see note 3), p. 97.

**67** On Peter and his project see C. Violante, Le strutture organizzative della cura d'anime nelle campagne dell'Italia centro-settentrionale (secoli V–X), in: Cristianizzazione ed organizzazione ecclesiastica delle campagne nell'alto medioevo: espansione e resistenze. Spoleto, 10–16 aprile 1980, Spoleto 1982 (Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 28), vol. 2, pp. 963–1156 at pp. 1091 f.; and C. Boyd, Tithes and parishes in medieval Italy: the historical roots of a modern problem, Ithaca 1952, p. 73. For Peter's judicial family background, see Schwarzmaier (see note 3), pp. 100–103.

The evidence for the dissolution of episcopal justice into the „secular" justice of the *placitum* amounts to, at best, three cases that span only the years 851 to 857, while the evidence for the episcopal court in action is documented only up to 813 and then again after 892. Even if one accepts that all three cases from the 850s are part of a real trend, this leaves much room for interpretation: it is consistent with anything from a six-year to an eight-decade heyday for the *placitum* as a forum for clerical cases at Lucca. Of course, the „dissolution" of the episcopal court need not ever have been complete. A document of 855 – right in the midst of the evidence of the *placitum* as a forum for clerical cases – suggests that the episcopal court endured, at least in the bishop's vision of the proper state of affairs. The document is a *cartula promissionis* given by the rector of a pieve on the day of his ordination there by the bishop.[68] In it, the priest promises to reside at the church, cultivate and govern well its house and properties, make a yearly payment to the bishop, and fulfill other obligations. Among these is the promise that „at your command I shall come for doing law and justice or (*vel*) to synod."[69] This clause seems to point to the court of the bishop with his clergy.[70] In some other Lucchese documents – primarily *livello* contracts regarding property, but also some *promissiones* of newly ordained rectors from early in the ninth century – the phrase „doing justice" may refer to the payment of dues rather than court sessions.[71] But other *promissiones* of rectors ordained in pievi in the 850s contain no reference to *iustitia*,[72] and the reference to the synod does not

**68** MDL V/2 no. 716/ChLA 80 no. 44. On the document, cf. Violante (see note 67), p. 1089; J. Fischer, Königtum, Adel und Kirche im Königreich Italien (774–875), Bonn 1965, pp. 83 and 85 f.

**69** *Et a mandato vestro veni[re debeam legem] et [iust]itjam faciendum vel ad Sinodum.*

**70** This reading is especially plausible if *vel* is to be taken as clarificatory („i. e.") rather than disjunctive („or").

**71** For newly ordained rectors: a. 803 (MDL IV/2 no. 4)/ChLA 72 no. 26: *et omnem iustjtjam, ut consuetudo fuit de ipsam ecclesiam, vobis facere et adimplere debeam*; a. 806 (MDL IV/2 App. no. 7)/ChLA 72 no. 39: *tjbi repromittere ... ut iustjtjam de suprascripte ecclesie et res per singulos annos tjbi et successoribus tuis dare debeamus unum gustarem et unum par bovum et unum cavallum, inter ambo valientes soledos quatr[a]ginta, aut pro ipsos boves, et cavallom ipsi quatraginta soledos*; cf. a. 807 (MDL IV/2 no. 9/ChLA 72 no. 50, for a *monaca*): *Et pro iustitja per singulos annos Natalis Domini mihi vel ad successores meos reddere {dere} debeas in ecclesia Beate Dei genetricis Marie ad Presepe tres denarios oleo tantum.* For the phrase in *livello* contracts not related to ordination, see, among many, MDL V/2 no. 626/ChLA 79 no. 2 (a. 845): *Et a mandato vestro [i. e., the bishop's] venire debeamus ad legem et iustjtjam faciendum.* On the use of this phrase in agrarian contracts – and more broadly on the vexed question of *iustitia domnica* with which the issue is inextricably linked – see Bougard (see note 4), pp. 253–258; and, on Lucca specifically, B. Andreolli, La giustizia signorile nella Lucchesia dell'alto medioevo, in: A. Spicciani/C. Violante (eds.), La signoria rurale nel medioevo italiano. Atti del Seminario tenuto nel Dipartimento di Medievistica dell'Università di Pisa e nella Scuola Normale Superiore di Pisa, 23–25 marzo 1995, Pisa 1998, vol. 2, pp. 139–156.

**72** MDL V/2 nos. 623 (a. 845), 666 (a. 848), 675 (a. 850), 677 (a. 850; = MDL IV/2 App. no. 45), and 701 (a. 853; = MDL IV/2 no. 34). In general on ordination *promissiones* and *livello* contracts at Lucca, see H. E. Feine, Studien zum langobardisch-italischen Eigenkirchenrecht (III), in: ZRG kan. Abt. 32

to my knowledge appear in any other document. For this reason it does not seem likely that „synod" could here refer to a customary payment.[73] Moreover, the clause could be compared to those in some *cartulae promissionis* and related documents that stipulate general obedience to the bishop.[74] On balance, it seems likely that the document of 855 reveals the bishop requiring a new pieval priest to swear to attend the diocesan synod as a forum for justice. If so, it is perhaps no coincidence that the clause appears at just this moment: Jeremiah may have been keen to use the *placitum* for his own purposes, but he was perhaps anxious that his clergy's use of it would undermine the authority of his own episcopal court. What was self-evident earlier in the century – the clergy's judicial submission to the court of the bishop – perhaps now needed explicit statement.

Whatever the true extent of the *placitum*'s mid-century dominance for clerical cases, and whatever the broader reasons for it, by the end of the century that trend (if such it was) had run its course. Keller read the ninth-century Lucchese evidence as revealing an institutional mutation, „the passing of judicial authority from the bishop to the count."[75] I have suggested that paying attention to the clerical status of disputants, and looking at a broader range of judicial records, leads us to see the evidence in a different way: as revealing the existence, at least for much of the period between the late eighth century and the beginning of the tenth, of an episcopal court at Lucca that had an institutional identity distinct from the *placitum*. The boundaries between those two institutions may have been porous, and we can well imagine that there were changes in the „balance of power" between them over time. But the surviving evidence paints a far more inconclusive picture on the latter score than the one Keller argued for.

---

(1943), pp. 64–190, at pp. 92–95; Violante (see note 67), pp. 1085–1089; Boyd (see note 67), pp. 69–71.

**73** Cf. J. F. Niermeyer, Mediae Latinitatis lexicon minus, Leiden 1984, s. v. „synodus", registers the meaning „a due levied in connection with the bishop's synod", but all examples are from the late tenth or the eleventh century.

**74** MDL IV/2 App. no. 34/ChLA 77 no. 28 (a. 839): *... et mihi, [the bishop] seo pars sancte ecclesie canonico ordine et curam servitji adimpliendum, sicut consuetudo fuit*; MDL IV/2 App. no. 39/ChLA 78 no. 34 (a. 844): *Et tibi seu successoribus tuis obedientjam et servitjum facere et adinplere debeam, sicut consuetudo est ex ipsis ecclesiis faciendum.* Other documents mention the obligation of „going to Lucca", the significance of which is unclear: MDL IV/2 App. no. 45/ChLA 80 no. 2 (a. 850): *Et per omnem mense magio ego ipsam ecclesiam abuero tibi vel ad suscessores tuos hic Luca dare debeam argentum [soledos] undecim bonos expendivile. Et ad mandato vestro venire debeam hic Luca.* But one of the closest parallel to the clause in the 855 document of which I am aware comes from a *livello* contract not involving the bishop at all: MDL IV/2 App. no. 40/ChLA 78 no. 45 (a. 845): *et a mandatum nostrum venire debeas ad iustitja faciendum et iudicium vestrum schultandum.*

**75** Keller (see note 1), p. 15: „[der] Übergang der Gerichtsbefugnisse vom Bischof auf den Grafen".

3. I have suggested that cases between clerics, heard by the bishop or by clerics acting in his name, can be seen as representing one more or less continuous institution – what I have called the „episcopal court" – whether or not Manaresi judged them to fit the criteria for *placita*. In reserving cases involving clerics to the jurisdiction of the bishop, the church of Lucca was acting in harmony with a long tradition of canonical legislation and, following that, Carolingian capitulary legislation.[76] The role of the bishop as judge has been illuminated in many of its aspects by the work of Wilfried Hartmann, primarily on the basis of normative legal sources.[77] The documentary evidence from Lucca promises to shed light on the legal activities of bishops and the structure of their courts from the perspective of actual practice. Clearly many questions remain about the episcopal court, its continuity, and its interaction with „ducal" justice at Lucca. But, by way of conclusion, it is worth noting some of the features that emerge when we look at the Lucchese clerical cases together. In some respects, the functioning of the episcopal court does not appear very different from that of the *placitum*, which surely explains why it has been so easy to overlook the signs of its distinct institutional identity. The legal procedures and means of proof in clerical cases were generally the same ones found in contemporary „secular" *placita*. While the questions before the court and the arguments made by the parties could be very complex, in terms of proof the cases nearly all came down to charter evidence and/or sworn witness testimony.[78] As in contemporary secular *placita*, cases were liberally punctuated by the giving of *wadia*, to sanction judicial delays for the gathering of charter evidence, witnesses, and/or more information about a property in dispute,

**76** E.g., Admonitio Generalis (789), c. 28: *ut, si clerici inter se negotium aliquod habuerint, a suo episcopo diiudicentur, non a secularibus* (referencing Council of Chalcedon, c. 9); and c. 38: *ut clerici et eclesiastici ordines, si culpam incurrerint, ut apud ecclesiasticos iudicentur, non apud saeculares* (referencing Council of Carthage, c. 15); Capitularia Regum Francorum, ed. A. Boretius, Hannover 1883, vol. 1 (MGH Capit. 1), no. 22, p. 56. See also Bougard (see note 4), p. 219, on Pippin's Italian Capitulary (782–786) (MGH Capit. 1, no. 91, c. 6, p. 192) and the Capitulary of Mantua of 813 (MGH Capit. 1, no. 93, c. 1, p. 196), which stipulate the bishop as the judge of first instance for cases involving clerics.

**77** E. g. W. Hartmann, Der Bischof als Richter nach den kirchenrechtlichen Quellen des 4. bis 7. Jahrhunderts, in: La giustizia nell'alto medioevo (secoli V–VIII), 7–13 aprile 1994, Spoleto 1995 (Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 42), pp. 805–842; Id., Probleme des geistlichen Gerichts im 10. und 11. Jahrhundert: Bischöfe und Synoden als Richter im ostfränkisch-deutschen Reich, in: La giustizia nell'alto medioevo (secoli IX–XI), 11–17 aprile 1996, Spoleto 1997 (Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 44), pp. 631–674; Id., Il vescovo come giudice. La giurisdizione ecclesiastica su crimini di laici nell'alto Medioevo (secoli VI–XI), in: Rivista di storia della Chiesa in Italia 40 (1986), pp. 320–341; Id., Kirche und Kirchenrecht um 900. Die Bedeutung der spätkarolingischen Zeit für Tradition und Innovation im kirchlichen Recht, Hannover 2008 (MGH Schriften 58), pp. 130–132, 243–286, and 309–316.

**78** In two cases it is not clear what, if any, forms of proof were presented before one of the parties concedes the case: MDL V/2 no. 244 (a. 793); MDL V/2 no. 298 (here it is implied, but not made explicit, that a *scriptum* was presented in court). In another case a cleric is explicitly unable to produce proof: MDL V/3 no. 1058 (a. 902) (see the following note).

as well as to solemnize the decisions to pay fines or abandon claims that marked the end of cases. *Fideiussores*, sureties, could also be appointed.[79] Arguments for „long possession" of 30 or 40 years are less prevalent than in the corpus of contemporary *placita*, but they do appear.[80] There is evidence both from the late Lombard period and from the early 900s that the burden lay on a cleric who was accused of violating the property rights of a pieval church to prove his innocence.[81]

The disputing parties and the judicial presidents made the same kinds of appeals to *lex* that one finds in the *placita*: clerics swore oaths *secundum* or *iuxta legem*, paid compensation *secundum eorum legem* or *legibus*,[82] averred that something was sold or that a church ought to pertain to them *legibus*.[83] These references to *lex* – surely meaning „secular" law – handily outnumber explicit references to canon law. But canonical references could be substantive. In the „quasi-clerical" case of 785 the bishop argued that the son of the defendant, because he was guilty of adultery and other sins, „in accordance with God and the holy canons" should no longer hold his church and its lands.[84] While the canonical argument was not pressed further (the father did not contest the accusation, but instead argued that his son held the church by inheritance, not from the bishop), the bishop could well have had a canonical ref-

**79** *Wadia*: Manaresi 7 (a. 786); Manaresi 11 (a. 800); Manaresi 15 (a. 801/802); Manaresi 16 (a. 803); MDL IV/2 no. 53 (a. 901/902); MDL V/3 no. 1058 (a. 902); the last two cases also include *fideiussores*.

**80** Manaresi 20 (a. 807); MDL V/2 no. 982 (a. 892). This latter case, a tithe dispute, is seen by Boyd (see note 67), p. 81, as somehow marking a departure from a law-based approach to tithes to a custom-based one, since the case hinges on the question of which church the men of certain villages „had the custom (*consuetudo*)" of giving the *offertae et decimae* to. But it is unclear on what possible basis the matter could have been decided other than long practice; it could surely not have been „determined", as Boyd would have it, „with reference to the capitularies or to canon law".

**81** The Lombard example is CDL II 182 (a. 764), in which the bishop pursues a case of alleged expropriation of church property even after the plaintiff in the case admits that he cannot produce witnesses to prove the accusation. For the early tenth century, see above all MDL V/3 no. 1058 (a. 902), where the defendant says he cannot produce witnesses that he did not invade property pertaining to a church, and thus is directed to give *wadia* that he would swear an oath affirming his innocence; he confesses his guilt rather than swear the oath. See also MDL IV/2 no. 53 (a. 901/902), where the defendant must produce witnesses affirming that he had been ordained and confirmed rector and *custos* of a church from which he admitted to having taken *fruges*.

**82** Manaresi 7/ChLA 38 no. 1106 (a. 786) (*ipse Deusdedit presbiter ante nos per evangelia dixit cum sagramentales suos secundum legem*; *ut ei conponeret de ipsam cartulam quam ei furavit et incendere fecit secundum eorum legem*) and MDL V/3 no. 1058 (a. 902) (*wadia dare fecit ... jurandi a Dei evangelia juxta legem*; *per quem legibus componere deberet*).

**83** Manaresi 11 (a. 800); Manaresi 15 (a. 801/802) (*ligibus*). On the ubiquity of references to *lex* in the *placita*, cf. Bougard (see note 4), pp. 147 f.

**84** Manaresi 6/ChLA 38 no. 1098: *et modo iste Agiprandus clericus inimicus suadentes temptus est in adulterium et in aliam malitiam. Unde secundum Deus et sancte canoni ecclesia et res ipsa haberet non debet.*

erence ready to back up his claim.[85] The most explicit and extensive appeal to canon law surfaces in two related cases, of 803 and 813, in which the bishop read at length from an early conciliar canon in support of his decision to condemn a priest who had appealed earlier judgments against him.[86]

The episcopal court was often held in the bishop's *domus* at Lucca, as it was in at least five cases of the nine episcopal court cases between 786 and 813 and also in a case from the late Lombard period.[87] But it could also be held elsewhere, as the bishop and his clergy travelled through the diocese. In 788 Bishop John sat in the church of S. Quiricus in Monticello, 2 km north of Lucca across the Serchio, to which he had come to celebrate that saint's feast day.[88] Five years later John sat in the pieval church of Santa Maria in Lavariano, about 25 km southeast of Lucca, where on his order one of his priests brought an action against a priest regarding two nearby churches.[89] The same general pattern probably held in the late ninth and early tenth century.[90] In all but one case the bishop himself was present,[91] but it is often clear that one or two of his clerics actively presided over and conducted the proceedings. This is either made explicit at the beginning of the document, where the presiding cleric or clerics are said to be (in the first person) *residentes*, *una cum* or *ante* the bishop,[92] or it emerges later in the document, where a particular cleric is said to be the one who, for instance,

**85** E. g., Neocaesarea, c. 1: *Presbiter, si uxorem acceperit, ab ordine deponatur. Si uero fornicatus fuerit aut adulterium perpetrarit, amplius pelli debet et ad paenitentiam redigi.* Die Concordia canonum des Cresconius: Studien und Edition, ed. K. Zechiel-Eckes, Frankfurt 1992, p. 616; cf. El epitome hispanico, ed. Martínez Díez, Comillas 1961, p. 118: *Presbiter si uxorem duxerit aut adulteraverit deponatur a clero.*

**86** Manaresi 16 (a. 803) and 26 (a. 813). I plan to examine this case and the bishop's use of canon law in detail in a future publication.

**87** CDL II 182 (a. 764).

**88** MDL IV/1 no. 104. Modern Monte S. Quirico; see Monte S. Quirico, Monsaquilici, S. Quirico in Monticello – Ponte a Monte S. Quilico, in: „Repetti on-line": Dizionario geografico fisico e storico della Toscana, Siena 2004 (URL: http://193.205.4.99/repetti/tester.php?idx=3127; 13. 10. 2013). Some of the „promises" offered by newly ordained rectors make clear that it was on the feast day of their church's titular saint that they were to provide a meal for the bishop, e. g., MDL IV/2 no. 14/ChLA 74 no. 30 (a. 818): *Et tibi, et successoribus tuis per singulos annos unum <prandium> gustare facere debeam in festivitate suprascripte ecclesie Sancti Silvestri, die natalis ejus.*

**89** MDL V/2 244 (a. 793). For two possible identifications of Santa Maria in Lavariano, both about the same distance from the city and about 13 km apart, see ChLA 39 no. 1139, p. 56 n. 1; see also Pieve di La Vajano, Lavano, Laviano – Lago di Lavano, di Laviano; and Lavajano (Vecchio) e Nuovo, in: „Repetti on-line": Dizionario geografico fisico e storico della Toscana, Siena 2004 (URL: http://193.205.4.99/repetti/tester.php?idx=2385 and http://193.205.4.99/repetti/tester.php?idx=2384; 13. 10. 2013).

**90** 892: in the episcopal *domus*; 901/902: church of S. Maria a Monte; 902: *civitate Luca in broilo sub lopia prope muro Eccl. Epis. S. Martini.*

**91** The exception is Manaresi 20 (a. 807).

**92** Manaresi 7 (a. 786) (*ante*); Manaresi 15 (a. 801/802) (*una cum*); Manaresi 20 (a. 807) (bishop not present).

directs the parties to give *wadia*, or who specifically says that he *iudicavi*.[93] But the bishop himself could also be the active judicial president.[94] The clerics who preside over or conduct the trials are, in the period to 813, all identified as *lociservatores*, judicial specialists.[95] They included priests, deacons, and the archdeacon. Some of these individuals appear in multiple cases. The priest Raspertus first appears in 788 as a mere *adstans* at a judgment,[96] in 793 he is the plaintiff to a case on behalf of the episcopal church, on the bishop's order;[97] in 800 he actively conducts the proceedings of a trial,[98] while in 801/802 he co-presides over a trial with two other clerics;[99] he testifies in and subscribes to a judgment in 803.[100] In the two cases where Raspertus is the effective or stated president, and only those cases, he is identified as a *lociservator*.[101] Those present as *adstantes* could include clerics alone – at least according to the *notitiae* – but usually included both clerics and laymen.[102] Among these laymen were sometimes judicial specialists or notaries, imperial vassals, and on one occasion each a *missus* of the emperor and a *missus* of the duke.[103] None of these laymen, however, are ever presented as having taken the primary active role in the proceedings.[104]

The most common objects of dispute in the surviving cases are governance over a church, possession of properties pertaining to a church, or both. Such disputes frequently arose from disagreement about what had been or could be transmitted by inheritance and what should be considered the appurtenance of a church or within

**93** Manaresi 11 (a. 800); MDL V/2 no. 982 (a. 892); MDL IV/2 no. 53 (a. 901/902); MDL V/3 no. 1058 (a. 902).

**94** MDL IV/1 no. 104 (a. 788); and, most dramatically, Manaresi 16 (a. 803) and 26 (a. 813).

**95** Manaresi 7, 11, 15, and 20.

**96** MDL IV/1 no. 104; he does not subscribe to the document.

**97** MDL V/2 244/ChLA 39 no. 1139; he subscribes *Ego Raspert presbiter demandatione domni Johanni episcopi intendi contra Lilio<pi>ncto presbiter sicut supra.*

**98** Manaresi 11.

**99** Manaresi 15.

**100** Manaresi 16.

**101** Manaresi 11 and 15.

**102** Clerics alone: MDL IV/1 no. 104 (a. 788); MDL V/2 no. 244 (a. 793); MDL IV/2 no. 53 (a. 901/902). Clerics and laymen: Manaresi 7 (a. 786); Manaresi 11 (a. 800); Manaresi 15 (a. 801/802); Manaresi 16 (a. 803); Manaresi 20 (a. 807); Manaresi 26 (a. 813) (but clerics overwhelmingly predominate); MDL V/2 no. 982 (a. 892); MDL V/3 no. 1058 (a. 902).

**103** Imperial *missus*: Manaresi 15 (a. 801/802); ducal *missus*: Manaresi 26 (a. 813).

**104** In Manaresi 7/ChLA 38 no. 1106 (a. 786), a lay *lociservator* and *aremanni* participate with the two deacons/*lociservatores* and the *sacerdotes* in announcing the judgment, but in such a way as to indicate that their role was secondary to that of the two deacons (who are identified as the presidents at the beginning of the document): *Et dum omnia hec factum fuisset, sic ipse domnus Iohannes episcopus noster ore proprio suo nobis precepit et coniurando nobis dixit ut nos una cum ipso Austriperto lociservatore secundum Deum per veram legem et iustitiam causam ipsam inter eos iudicare et deliberare deberimus. Nos vero qui supra Iacobus et Austrifonsus diaco<ni>bus lociserbatoribus secundum eius preceptione, una cum ipsum Austripertum lociservatorem et sacerdotes et aremannos quorum nomina supra leguntur, iudicavimus ut ...*

the power of the bishop.[105] These cases could also hinge on whether the defendant had violated the terms of the *livello* contract by which he held a church.[106] A tithe dispute between the *custodes* of two pieval churches was brought before the court in 892.[107] It is well known that evidence for the practice of criminal justice in the early Middle Ages is harder to come by than that for „civil" lawsuits.[108] But the Lucchese evidence does afforded us a rare glimpse at episcopal criminal justice: in the background to the long-running case of a defrocked priest who sought back his old church were two judicial interventions, by the bishop of Pisa and the bishop of Lucca respectively, in the wake of the priest's alleged abduction of a Pisan nun.[109]

As one would expect from a corpus of documents preserved in the episcopal archive, several of the cases involved the bishop or the episcopal church as a party to dispute, and directly benefitted them. In one case from 793 and in two from 901–902 actions were brought by the bishop or on the bishop's behalf against clerics said to have violated the rights or possessions of the episcopal church.[110] In at least one case the bishop intervened in a dispute between clerics to decide that the object of dispute pertained to neither the plaintiff nor the defendant but rather to the episcopal church.[111] In two related, exceptional cases, a deposed priest brought a complaint against the bishop, seeking to be reinstated in his church.[112] Another document attests a case in which a cleric seems to have made a claim against the episcopal church (and lost).[113] Five surviving cases from the episcopal court at Lucca do not involve the episcopal church as a party to the dispute or as direct beneficiary of the

**105** E. g., MDL IV/1 no. 104 (a. 788); MDL V/2 no. 244 (a. 793); Manaresi 20 (a. 807); cf. also the „quasi clerical" cases Manaresi 6 (a. 785) and Manaresi 52 (a. 848).

**106** Manaresi 15 (a. 801/802); cf. Manaresi 57 (a. 853), one of the clerical cases heard before the *placitum*.

**107** MDL V/2 no. 982.

**108** See, e. g., Bougard (see note 4), pp. 7 f.

**109** Manaresi 16 and 26. As noted above, I plan to examine this affair in detail elsewhere.

**110** MDL V/2 no. 244 (a. 793); MDL IV/2 no. 53 (a. 901/902); MDL V/3 no. 1058 (a. 902).

**111** MDL IV/1 no. 104 (a. 788); another possible example is MDL V/2 no. 298 (a. 801), on which see below.

**112** Manaresi 16 (a. 803) and 26 (a. 813).

**113** MDL V/2 no. 298/ChLA 72 no. 10 (a. 801): a cleric, Filiprandus, had brought an action (*causatjonem fecissem*), but was *convictus* by the bishop. It is unclear if he had brought the action against the episcopal church or against the church of S. George in which he had been ordained and from which, he later admits, he had tried to alienate the property in question. In the judgment the property is awarded to the „holy church", which must mean the episcopal church, since later – after Filiprandus makes a failed appeal of the decision to Charlemagne – the bishop agrees to reinvest Filiprandus with the property in benefice and to restore him as rector of the church. The cleric had appealed to Charlemagne when he was at Rome in winter 800–801; the bishop of Lucca, who was also present at Rome, displayed the *notitia* of the earlier decision, which was read out and affirmed by the emperor. Filiprandus then, in 801, asked the new bishop Jacob to grant him the property in benefice and restore him to his church, which the bishop did in exchange for Filiprandus's recognition of the conditional

decision.[114] Even with the likely bias favoring the preservation of documents involving and benefiting the episcopal church, the pattern of the surviving evidence thus makes clear that clerics of the diocese often brought cases before the episcopal court on their own initiative, not at the instigation of the bishop.

At least twice in the surviving evidence losers in the episcopal court appealed decisions to the sovereign or his representatives, who could remand a case to the bishop for a fresh hearing.[115] In one of these cases, a particularly troublesome one, the bishop was instructed to sit together with another bishop to hear the case.[116] While the sovereign or his judicial representative could compel the bishop to re-open cases he had already decided or to hear complaints that had been made against him, the procedure would seem to be predicated upon a recognition of the jurisdiction of the bishop to hear those cases (notably, the document resulting from the troublesome case referenced above is called a *notitia canonice autoritatis*). The episcopal court was plugged into larger circuits of public justice, of which the *placitum* was a prominent element, but this does not mean that it was identical with them.

nature of his holding and his duties towards the bishop. It is the charter recording Filiprandus's promise that informs us of the case.

**114** Manaresi 7 (a. 786); Manaresi 11 (a. 800); Manaresi 15 (a. 801/802); Manaresi 20 (a. 807) (but note that the winner was the rector of a baptismal church, against a priest who claimed property and a church by inheritance; it is thus clear how the decision, indirectly, benefitted the episcopal church); MDL V/2 no. 982 (a. 892).

**115** MDL V/2 no. 298 (a. 801), on which see the note above; Manaresi 26 (a. 813). Cf. also Manaresi 16 (a. 803) – a precursor to Manaresi 26 – although this perhaps is not properly to be understood as an appeal of a previous decision. Cf. also, for the Lombard period, CDL II 255 (a. 771).

**116** Manaresi 26.

Simon Groth

# Kaisertum, italisches Königtum und Papsttum

## Zur (temporären) Fixierung eines Dreiecksverhältnisses durch Otto den Großen

**Riassunto:** Il complesso e intrecciato rapporto tra impero, papato e *Regnum Italicum*, che aveva segnato la storia altomedievale a partire dalla notte di natale dell'800, subì un notevole cambiamento con l'incoronazione a imperatore di Ottone I. Mentre sotto i suoi predecessori il regno d'Italia e l'impero avevano continuato a essere due entità autonome, ora si creò un collegamento diretto tra essi. Ottone I pose il *Regnum Italicum* sotto il suo dominio imperiale (senza chiamarsi Re d'Italia, come aveva invece fatto ancora Carlo Magno), e durante la sua terza campagna d'Italia cercò di spingersi verso l'Italia meridionale. L'Italia, diventata in tal modo centro del suo dominio, forse era assorto per l'imperatore a simbolo della tanto ambita parità con Bisanzio che il matrimonio di Ottone II con una principessa bizantina avrebbe reso palese. Un titolo onorifico che in fondo non aveva comportato nessuna reale crescita di potere, né un legame con un territorio, si era trasformato in un motivo per chiedere il dominio sul territorio italiano, inteso di conseguenza non più come un *regnum* tra gli altri, ma come nucleo centrale di un impero. Rispetto ai suoi diretti predecessori sul trono imperiale, anche i suoi rapporti con la Sede Apostolica erano molto più condizionati dalla rivendicazione di supremazia e ricordano le tendenze presenti ai tempi di Carlo Magno.

**Abstract:** The complex and tangled relationship between the Empire, the Papacy and the *Regnum Italicum* that had marked early medieval history from Christmas Eve of the year 800 changed significantly when Otto the Great was crowned emperor. Whereas under his Carolingian and non-Carolingian predecessors the Italian Kingdom and the empire had remained independent entities, they were now directly linked. Otto placed the *Regnum Italicum* under his own imperial jurisdiction (though he did not call himself King of Italy, as Charlemagne had done) and during his third Italian campaign attempted to expand his territories further into southern Italy. Italy, which thus became the centre of his empire, may have symbolized his desire to rival Byzantium, an ambition made evident by Otto II's marriage to a Byzantine princess. An honorary title that did not entail any genuine increase in power, nor a connection to a territory, had become an excuse to claim dominion over Italy. As a result Italy was no longer considered a *regnum* among others, but rather as the heart of an empire. Moreover, compared with his immediate imperial predecessors, Otto's relations with the Papal See were conditioned to a much greater extent by his claim to supremacy, and his imperial rule was therefore reminiscent of the reign of Charlemagne.

Die Kaisererhebung Ottos des Großen[1] beendete eine 38 Jahre dauernde Vakanz des westlichen Kaisertums, die mit der Ermordung Berengars von Friaul am 7. April 924[2] eingesetzt hatte. Weder die päpstliche Seite, die die Kaiser des 9. Jahrhunderts als Schutzinstanz der Kirche allgemein und des Papsttums im Speziellen angesehen hatte, noch die Könige der nachkarolingischen Herrschaftsräume hatten in dieser Zeitspanne (erfolgreich)[3] den Versuch unternommen, diesen Zustand wieder zu ändern und an das auf Karl den Großen zurückgehende karolingische Kaisertum[4] anzuknüpfen. Die Erhebung Ottos des Großen selbst wurde in der Forschung als Auftakt einer neuen Phase des Kaisertums interpretiert,[5] indem dieses daran anschließend nur noch an die Könige des sogenannten ‚ostfränkisch-deutschen Reiches' vergeben wurde. Dieser Automatismus der ‚Prädestination' ersetzte die seit der Mitte des 9. Jahrhunderts zu konstatierende päpstliche Einflussnahme auf die Kandidatenauswahl, nachdem das Kaisertum im Anschluss an die Erhöhung Karls des Großen zunächst eine ausschließliche Prärogative der karolingischen Familie gewesen war. Trotzdem konnte das Papsttum seine ebenfalls seit der Mitte des 9. Jahr-

1 Vgl. M. Becher, Otto der Große. Kaiser und Reich. Eine Biographie, München 2012, S. 214–230; J. Laudage, Otto der Große (912–973). Eine Biographie, Regensburg 2001, S. 158–194; E.-D. Hehl, Kaisertum, Rom und Papstbezug im Zeitalter Ottos I., in: B. Schneidmüller/S. Weinfurter (Hg.), Ottonische Neuanfänge. Symposion zur Ausstellung „Otto der Große, Magdeburg und Europa", Mainz 2001, S. 213–235; W. Maleczek, Otto I. und Johannes XII. Überlegungen zur Kaiserkrönung von 962, in: J. Petersohn (Hg.), Mediaevalia Augiensia. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, Stuttgart 2001 (Vorträge und Forschungen 54), S. 151–203; H. Keller, Das Kaisertum Ottos des Großen im Verständnis seiner Zeit, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 20 (1964), S. 325–388; vgl. aus der älteren Forschung auch: H. Beumann, Das Kaisertum Ottos des Großen. Ein Rückblick nach 1000 Jahren, in: HZ 195 (1962), S. 529–573; H. Büttner, Der Weg Ottos des Großen zum Kaisertum, in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 14 (1962), S. 44–62.

2 Vgl. Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751–918 (926/962). Bd. 3: Die Regesten des Regnum Italiae und der burgundischen Regna. Tl. 2: Das Regnum Italiae in der Zeit der Thronkämpfe und Reichsteilungen 888 (850)–926, bearb. von H. Zielinski, Köln-Weimar-Wien 1998 (künftig zitiert als RI,I,3,2), Nr. 1417.

3 Die Politik Hugos von Vienne wird in der Forschung kritisch diskutiert. Quellenmäßig gesichert ist einzig seine Ehe mit der römischen Adeligen Marozia, der Witwe Lamberts von Tuszien und Mutter des Papstes Johannes XI. Ob er dabei im Sommer des Jahres 932 anstrebte, das Kaisertum zu revitalisieren, muss offen bleiben; vgl. Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751–918 (926/962). Bd. 3: Die Regesten des Regnum Italiae und der burgundischen Regna. Tl. 3: Das Regnum Italiae vom Regierungsantritt Hugos von Vienne bis zur Kaiserkrönung Ottos des Großen (926–962), bearb. von H. Zielinski, Köln-Weimar-Wien 2006, Nr. 1745 (künftig zitiert als RI,I,3,3).

4 Vgl. dazu auch: R. Schneider, Die Erben Karls des Großen im 9. Jahrhundert, in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 104/105 (2002/03), S. 51–67.

5 Vgl. als Überblick: B. Schneidmüller, Die Kaiser des Mittelalters. Von Karl dem Großen bis Maximilian I., München ²2007, S. 45–61 („Die neue Mitte (919–1056)"); H. J. Mierau, Kaiser und Papst im Mittelalter, Köln-Weimar-Wien 2010, S. 54–62 („Das ottonische Kaisertum und die Dominanz über die Päpste"); E. Goez, Papsttum und Kaisertum im Mittelalter, Darmstadt 2009, S. 29–44 („Das dunkle Jahrhundert").

hunderts bestehende Stellung als Legitimationsautorität konservieren, die somit als eine dauerhafte Grundkonstante zu gelten hat[6] und unter Innozenz IV. am 17. Juli 1245 in ihrer negativen Ausprägung als ‚Kaiserabsetzung' kulminierte.[7] Gleichzeitig definierte jedoch erst das Kaisertum Ottos eine für seine beiden gleichnamigen Nachfolger gültige Verknüpfung des Kaisertums der ostfränkischen Könige mit Italien. Hatte Karl der Große noch auf eine kaiserliche Beherrschung dieses Herrschaftsraumes (möglicherweise aufgrund byzantinischer Interessen) verzichtet,[8] so gründete Ottos

6 Vgl. zur Ausgangssituation: S. Groth, Papsttum, italisches Königtum und Kaisertum. Zur Entwicklung eines Dreiecksverhältnisses von Ludwig II. bis Berengar I., in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 124 (2013), S. 151–184. Vgl. auch: W. Ullmann, The growth of papal government in the Middle Ages. A study in the ideological relation of clerical to lay power, London 1955, S. 143–166 (überarbeitete dt. Version: Die Machtstellung des Papsttums im Mittelalter. Idee und Geschichte, Graz-Wien-Köln 1960, S. 215–245). Eine kurze Skizze bei: R. Schieffer, Kaisertum aus der Hand des Papstes, in: M. Puhle/G. Köster (Hg.), Otto der Große und das Römische Reich. Kaisertum von der Antike zum Mittelalter. Ausstellungskatalog. Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 1100. Geburtstages Ottos des Großen im Kulturhistorischen Museum Magdeburg vom 27. August bis 9. Dezember 2012, Regensburg 2012, S. 401–406. Gleichzeitig darf diese Grundkonstante keineswegs als eine statische Größe begriffen werden, sondern war stets latent und teilweise virulent in die Auseinandersetzung zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum eingebunden. Vgl. für die Zeit Friedrich Barbarossas etwa den Überblick von: S. Weinfurter, Die Päpste als „Lehnsherren" von Königen und Kaisern im 11. und 12. Jahrhundert?, in: K.-H. Spieß (Hg.), Ausbildung und Verbreitung des Lehnswesens im Reich und in Italien im 12. und 13. Jahrhundert, Ostfildern 2013 (Vorträge und Forschungen 76), S. 17–40; F. J. Felten, Kaisertum und Papsttum im 12. Jahrhundert, in: E.-D. Hehl/I. H. Ringel/H. Seibert (Hg.), Das Papsttum in der Welt des 12. Jahrhunderts, Stuttgart 2002 (Mittelalter-Forschungen 6), S. 101–125. Gleichzeitig wagte auch die Partei der Stadtrömer, zu einer Legitimationsautorität aufzusteigen, indem sie versuchte, den Gedanken einer ‚Kaiserwahl' als differentes Kaiserkonzept zu etablieren. Vgl. dazu (aus der Perspektive des lateinischen Kaiserreiches von Konstantinopel) auch: S. Burkhardt, Mediterranes Kaisertum und imperiale Ordnungen. Das lateinische Kaiserreich von Konstantinopel, Berlin 2014 (Europa im Mittelalter 25), S. 42–51. Vgl. allgemein: S. Burkhardt/T. Metz/B. Schneidmüller/S. Weinfurter (Hg.), Staufisches Kaisertum im 12. Jahrhundert. Konzepte, Netzwerke, politische Praxis, Regensburg 2010.

7 Vgl. Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto IV, Friedrich II, Heinrich (VII), Conrad IV, Heinrich Raspe, Wilhelm und Richard. 1198–1272. Bd. 2,4: Päpste und Reichssachen, bearb. von F. Wilhelm, Innsbruck 1901, Nr. 7550a; T. Wetzstein, Die Autorität des ordo iuris. Die Absetzung Friedrichs II. und das zeitgenössische Verfahrensrecht, in: H. Seibert/W. Bomm/V. Türck (Hg.), Autorität und Akzeptanz. Das Reich im Europa des 13. Jahrhunderts, Ostfildern 2013, S. 149–182; F. Kempf, Die Absetzung Friedrichs II. im Lichte der Kanonistik, in: J. Fleckenstein (Hg.), Probleme um Friedrich II., Sigmaringen 1974 (Vorträge und Forschungen 16), S. 345–360. Die Absetzung Heinrichs IV. im sogenannten Investiturstreit bezog sich dagegen nur auf das Königtum Heinrichs und erfolgte vor dessen Kaisererhebung; vgl. dazu auch: O. Hageneder, Das päpstliche Recht der Fürstenabsetzung. Seine kanonistische Grundlegung, in: Archivum Historiae Pontificiae 1 (1963), S. 53–95; vgl. allgemein auch: W. Hartmann, Gregor VII. und die Könige. Auf dem Weg zur Hierokratie?, in: K. Gabriel/C. Gärtner/D. Pollack (Hg.), Umstrittene Säkularisierung. Soziologische und historische Analysen zur Differenzierung von Religion und Politik, Berlin 2012, S. 101–133.

8 Vgl. S. Groth, Kaisertum, Papsttum und italisches Königtum. Zur Entstehung eines schwierigen Dreiecksverhältnisses, in: Archiv für Kulturgeschichte 94 (2012), S. 21–58, hier S. 39–42.

Konflikt mit Byzanz auf der Einverleibung Italiens unter seine kaiserliche Herrschaft, bevor Heinrich II.[9] mit seiner *Renovatio Regni Francorum* innerhalb des wechselvollen Dreiecksverhältnisses von Kaisertum, italischem Königtum und Papsttum eine weitere Zäsur setzte.[10]

Nachdem sich Arnulf von Kärnten im Anschluss an seine Kaisererhebung aufgrund einer Krankheit[11] aus Italien zurückgezogen hatte,[12] dort nicht mehr eingriff und auch mögliche Ambitionen seines Sohnes und Nachfolgers Ludwig auf eine kaiserliche Erhöhung – so es sie denn gegeben hat[13] – keine in diese Richtung weisenden Handlungen bedingten, war zunächst einmal die Verbindung ostfränkischer Könige sowohl mit dem Kaisertum als auch mit Italien beendet.[14] Gebunden durch strukturelle Aufgaben im Inneren, der Auseinandersetzung mit dem westfränkischen König bezüglich der Stellung Lotharingiens und der Abwehr der von Osten kommenden Magyaren war es weder Konrad I. noch Heinrich I. möglich oder erstrebenswert, eine konkrete Kaiser- oder Italienpolitik zu verfolgen.[15] Erst als am 22. November 950

**9** Vgl. S. Weinfurter, Heinrich II. Herrscher am Ende der Zeiten, Regensburg $^{3}$2002.

**10** Vgl. dagegen: Burckhardt (wie Anm. 6), S. 60, der jüngst im Sinne der undifferenzierten Meinung der älteren Forschung postulierte: „So blieb aber über Jahrhunderte die Herrschaft über Italien Legitimationsgrund für das Kaisertum"; ähnlich: W. Huschner, Kaiser der Franken oder Kaiser der Römer? Die neue imperiale Würde Ottos I. im euromediterranen Raum, in: Puhle/Köster, Otto der Große (wie Anm. 6), S. 519–527, hier S. 520.

**11** Vgl. A. T. Hack, Alter, Krankheit, Tod und Herrschaft im frühen Mittelalter. Das Beispiel der Karolinger, Stuttgart 2009 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 56), S. 159–165.

**12** Vgl. RI,I,3,2, Nr. 1011/1012/1027.

**13** Vgl. H. Beumann, Die Einheit des ostfränkischen Reichs und der Kaisergedanke bei der Königserhebung Ludwigs des Kindes, in: Archiv für Diplomatik 23 (1977), S. 142–163 (= H. Bannasch/H.-P. Lachmann (Hg.), Aus Geschichte und ihren Hilfswissenschaften. Fs. Walter Heinemeyer zum 65. Geburtstag, Marburg 1979 [Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 40], S. 142–163).

**14** Gleichwohl vermerkte Rudolf Schieffer: „Eine imperiale Anwartschaft Ostfrankens konnte vor diesem Hintergrund [der Kaiserkrönung Karls III.] kaum bereits als selbstverständlich gelten und ist gewiß durch Arnolfs Krönung im Februar 896 merklich gefestigt worden. Sie bot den historischen Bezugspunkt in Rom und mehr noch nördlich der Alpen während der kaiserlosen Jahrzehnte des 10. Jahrhunderts, bis dann Otto I. 962 den neuen Anfang machte, der für die deutsche Geschichte grundlegend wurde." (R. Schieffer, Kaiser Arnolf und die deutsche Geschichte, in: F. Fuchs (Hg.), Kaiser Arnolf. Das ostfränkische Reich am Ende des 9. Jahrhunderts. Regensburger Kolloquium, 9.–11. 12. 1999, München 2002 [Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Beiheft B 19], S. 1–16, Zitat S. 16).

**15** Zwar spielt Widukind auf einen Romzugsplan Heinrichs an (vgl. Widukind von Corvey, Rerum Gestarum Saxonicarum libri tres. Die Sachsengeschichte Widukinds von Korvei, ed. P. Hirsch und H. E. Lohmann, Hannover 1935 [ND 1989] [MGH SS rer. Germ. 60], I, 40, S. 59), der lediglich aufgrund der Erkrankung und dem dadurch ausgelösten Tod Heinrichs nicht habe vollzogen werden können, doch ist diese Absicht bei Widukind singulär überliefert. Die Positionen der Forschung reichen dabei von Ablehnung der Quellenstelle (Carlrichard Brühl) über eine vermutete Pilgerreise Heinrichs I.

der (gewählte[16]) italische König Lothar überraschend starb,[17] wodurch seine junge Gemahlin Adelheid[18] zur Witwe wurde, rückte Italien wieder ins Blickfeld des ostfränkischen Königs.

---

(Wilhelm Smidt, Gunther Wolf, Werner Maleczek) bis zur Annahme einer geplanten Kaisererhebung (Frithjof Sielaff oder auch Albert Schulze) oder der These, dass Heinrich gegen die italischen Interessen Herzog Arnulfs von Bayern habe intervenieren wollen (Robert Holtzmann, Rudolf Hiestand). Vgl. RI,I,3,3, Nr. 1745; C. Brühl, Deutschland-Frankreich. Die Geburt zweier Völker, Köln/Wien 1990, S. 450; W. Smidt, Deutsches Königtum und deutscher Staat des Hochmittelalters während und unter dem Einfluß der italienischen Heerfahrten. Ein zweihundertjähriger Gelehrtenstreit im Lichte der historischen Methode zur Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde durch Otto I., Wiesbaden 1964, S. 93–100 (1. Exkurs. Der angebliche Romzugsplan König Heinrichs I.); G. Wolf, König Heinrichs I. Romzugsplan 935/936, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 103 (1992), S. 33–45; Maleczek (wie Anm. 1), S. 179 f.; R. Holtzmann, Geschichte der sächsischen Kaiserzeit (900–1024), München 1941, S. 103 ff.; R. Hiestand, Byzanz und das Regnum Italicum im 10. Jahrhundert, Zürich 1964 (Geist und Werk der Zeiten 9), S. 175; F. Sielaff, Erben der Karolinger. Studien zur Geschichte des frühen Hochmittelalters, Universität Greifswald 1954, S. 68–70; A. Schulze, Kaiserpolitik und Einheitsgedanke in den karolingischen Nachfolgestaaten (876–962) unter besonderer Berücksichtigung des Urkundenmaterials, Universität Berlin 1926, S. 88–90. Dass die Erwerbung der Heiligen Lanze durch Heinrich I. (vgl. RI,I,3,3, Nr. 1498) einen Herrschaftsanspruch auf Italien begründet habe, wie in der Forschung immer wieder angenommen wurde (zuletzt: T. Zotz, Die ottonischen Schwabenherzöge in Oberitalien, in: H. Maurer/H. Schwarzmaier/T. Zotz (Hg.), Schwaben und Italien im Hochmittelalter, Stuttgart 2001 [Vorträge und Forschungen 52], S. 83–108, hier S. 92 f.), kann aufgrund der Quellenüberlieferung ebenfalls nicht verifiziert werden. Vgl. mit weiteren Verweisen: H.-W. Goetz, Art. Heilige Lanze, in: Lexikon des Mittelalters 4 (1989), Sp. 2020–2021; E. Hlawitschka, Vom Frankenreich zur Formierung der europäischen Staaten- und Völkergemeinschaft 804–1046. Ein Studienbuch zur Zeit der späten Karolinger, der Ottonen und der frühen Salier in der Geschichte Mitteleuropas, Darmstadt 1986, S. 208–210; Brühl (wie Anm. 15), S. 448; H. Büttner, Heinrichs I. Südwest- und Westpolitik, Konstanz-Stuttgart 1964 (Vorträge und Forschungen. Sonderbd. 2), S. 51 ff. Gleiches gilt für die These, in dem Akt der Übergabe einen Herrschaftsverzicht Rudolfs II. von Burgund auf Italien zu sehen; vgl. etwa: A. Hofmeister, Die heilige Lanze, ein Abzeichen des alten Reichs, Breslau 1908 (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Alte Folge, Heft 96), S. 18; Sielaff (am Ort), S. 202–211. Vgl. zur Datierung der Übergabe auch: Hiestand (am Ort), S. 172–175 (mit weiteren Verweisen). Darüber hinaus stellte jüngst Caspar Ehlers eine alternative Herkunft zur Diskussion, indem er plausibel zu machen versuchte, dass Edgith, die erste Gemahlin Ottos des Großen, das Banner (*vexilium*) des Anführers der Thebäischen Legion, Mauritius, zu Beginn der 30er Jahre mit an den ottonischen Hof gebracht habe; vgl. C. Ehlers, Vom karolingischen Grenzposten zum Zentralort des Ottonenreiches. Neuere Forschungen zu den frühmittelalterlichen Anfängen Magdeburgs, Magdeburg 2012 (Magdeburger Museen 24), S. 75–80.

**16** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 1628.

**17** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2159.

**18** Lothar heiratete die Tochter Rudolfs II. von Hochburgund im Sommer des Jahres 947. Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2072 (vgl. zur Verlobung auch Nr. 1781). Vgl. zu Adelheid: D. Müller-Wiegand, Vermitteln – beraten – erinnern: Funktionen und Aufgabenfelder von Frauen in der ottonischen Herrscherfamilie (919–1024), Kassel 2005, S. 61–67; A. Fößel, Adelheid, in: Dies. (Hg.), Die Kaiserinnen des Mittelalters, Regensburg 2011, S. 35–59; K. Görich, Mathilde, Edgith, Adelheid. Ottonische Königinnen als Fürsprecherinnen, in: Schneidmüller/Weinfurter, Ottonische Neuanfänge (wie Anm. 1),

In Italien[19] war es dem letzten Kaiser Berengar von Ivrea – trotz einiger Erfolge – zeit seines Lebens nicht gelungen, seine Herrschaft zu stabilisieren und vollständig durchzusetzen.[20] Ohne mit einem männlichen Nachfolger gesegnet zu sein und ohne ausreichenden Rückhalt bei den lokalen Großen, konnte er es nicht verhindern, dass sich diese unter der Führung von Adalbert von Ivrea,[21] dem Schwiegersohn Berengars,[22] nach einer Alternative umsahen.[23] Diese erblickten sie in Rudolf II., dem König von Hochburgund.[24] Nachdem die Versuche Rudolfs, Lotharingien in den eigenen Herrschaftsbereich zu integrieren, mehrfach gescheitert waren, rückte in dieser Situation Italien in das Blickfeld seines Interesses,[25] wo er bereits im Jahre 922 mit einem Heer einmarschierte. Dort konnte er Berengar I. wohl kampflos zurückdrängen und wurde als Herrscher anerkannt, ohne dass es zu einer Krönung oder einem ähnlichen Legitimationsakt gekommen war.[26] Im Sommer des folgenden Jahres (17. Juli 923) standen sich dann Rudolf und Berengar bei Fiorenzuola d`Arda in einer

S. 251–291, mit weiteren Literaturangaben auf S. 252 Anm. 7; S. Weinfurter, Kaiserin Adelheid und das ottonische Kaisertum, in: Frühmittelalterliche Studien 33 (1999), S. 1–19; G. Beyreuther, Kaiserin Adelheid. „Mutter der Königreiche", in: E. Uitz/B. Pätzold/G. Beyreuther (Hg.), Herrscherinnen und Nonnen. Frauengestalten von der Ottonenzeit bis zu den Staufern, Berlin 1990, S. 43–79 und S. 265–268.

**19** Vgl. grundlegend: E. Goez, Geschichte Italiens im Mittelalter, Darmstadt 2010, S. 64–78; G. Tabacco, The struggle for power in medieval Italy. Structures of political rule, translated by R. B. Jensen. Cambridge u. a. 1989 (Cambridge medieval textbooks), S. 151–166 (Originaltitel: Egemonie sociali e struttere del potere nel medioevo italiano); C. Wickham, Early Medieval Italy. Central power and local society 400–1000, London u. a. 1981, S. 172–193; G. Tabacco, Regno, impero e aristocrazie nell'Italia postcarolingia, in: Il secolo di ferro. Mito e realtà del secolo X, Spoleto 1991 (Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 38), S. 243–269; G. Fasoli, Re, imperatori e sudditi nell'Italia del sec. X, in: Studi medievali Ser. 3, Bd. 4 (1963), S. 52–74; L. M. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter, Bde. I–IV, Gotha 1900–1915, III,2, S. 174–207.

**20** Vgl. Hiestand (wie Anm. 15), S. 128–137.

**21** Vgl. zu Adalbert von Ivrea: E. Hlawitschka, Franken, Alemannen, Bayern und Burgunder in Oberitalien (774–962), Freiburg im Breisgau 1960 (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 8), S. 100–104.

**22** Adalbert hatte Berengars Tochter Gisela geheiratet; vgl. RI,I,3,2, Nr. 1082.

**23** Vgl. RI,I,3,2, Nr. 1372.

**24** Vgl. zu den beiden burgundischen Königen: H. Trog, Rudolf I. und Rudolf II. von Hochburgund, Universität Basel 1887; T. Schieffer, Historisch-diplomatische Einleitung, in: Regum Burgundiae e stirpe Rudolfina Diplomata et Acta. Die Urkunden der burgundischen Rudolfinger, bearb. von H. E. Mayer und hg. von T. Schieffer, Hannover 1977, S. 3–35; E. Hlawitschka, Die Königsherrschaft der burgundischen Rudolfinger. Zum Erscheinen eines neuen MGH-Diplomata-Bandes, in: HJb 100 (1980), S. 444–456. Einen kurzen Überblick über die burgundische Geschichte bietet: V. Türck, Beherrschter Raum und anerkannte Herrschaft. Friedrich I. Barbarossa und das Königreich Burgund, Ostfildern 2013 (Mittelalter Forschungen 42), S. 55–67.

**25** Vgl. Hiestand (wie Anm. 15), S. 138 f.

**26** Vgl. RI,I,3,2, Nr. 1373.

Schlacht gegenüber, die der burgundische König siegreich gestalten konnte.[27] Ob in den folgenden 265 Tagen, also vom Tag der militärischen Konfrontation bis zum Tag der Ermordung Berengars,[28] die Macht zwischen beiden geteilt wurde oder beide sich als Konkurrenten um die alleinige Macht aus dem Weg gingen und gleichzeitig regierten, kann in dieser verworrenen Konstellation nicht entschieden werden.[29] Doch auch Rudolf II. war es nicht vergönnt, seine Position längerfristig zu konsolidieren. Schon zwei Jahre später, im Mai 926, musste er auf seine italischen Ansprüche verzichten und sich nach Burgund zurückziehen,[30] wo er noch elf Jahre regierte.[31] Auch in diesem Fall war es eine Initiative italischer Großer, die für eine Änderung der Machtverhältnisse sorgte.[32] Analog zur Herrschaftsübernahme Rudolfs riefen sie nun Hugo, den Herzog der Provence, der wohl die faktische Macht in Niederburgund für den geblendeten Ludwig III. ausübte[33] und schon versucht hatte, dort eigene Herrschaftsansprüche durchzusetzen,[34] nach Italien.[35] Rudolf wiederum hatte sich – im Bewusstsein der italischen Verschwörung – mit einem Hilfegesuch an seinen schwäbischen Schwiegervater[36] Burchard I. gewandt,[37] woraufhin dieser ebenfalls mit einem Heer nach Italien zog.[38] Dort wurde er jedoch Ende April bei Novara von Gegnern Rudolfs ermordet,[39] wodurch dessen Hoffnungen erloschen und der Weg für Hugo frei wurde.[40]

**27** Vgl. RI,I,3,2, Nr. 1388.

**28** Vgl. RI,I,3,2, Nr. 1417 (7. April 924).

**29** In diesem Sinne: Hiestand (wie Anm. 15), S. 140ff. Es gilt jedoch auch zu beachten, dass Rudolf II. ab Herbst 923 bis zum Tod Berengars nicht in Italien weilte (vgl. Anm. 32). Vgl auch die weiterführende Literatur in: RI,I,3,2, Nr. 1388.

**30** Vgl. RI,I,3,2, Nr. 1434.

**31** Er starb am 11. (13.) Juli 937; vgl. RI,I,3,3, Nr. 1773.

**32** Die italischen Großen hatten Rudolf 923 in Pavia noch einen Treueid geschworen, bevor dieser aus unbekannten Gründen bis zum Tod Berengars (7. April 924) wieder nach Burgund zurückkehrte (vgl. RI,I,3,2, Nr. 1390/1392/1419).

**33** Vgl. Hiestand (wie Anm. 15), S. 147–149.

**34** Wann Hugo das erste Mal nach Italien zog (907, 912, 920, 923, 924) ist in der Forschung umstritten; vgl. RI,I,3,2, Nr. 1265; RI,I,3,3, Nr. 1445/1452/1458/1468. Zu berücksichtigen ist auch, dass Hugo sowohl von den Karolingern abstammte (Enkel Lothars II.) als auch über die zweite Ehe seiner Mutter (mit Markgraf Adalbert II. von Tuszien) über Kontakte zu den italischen Großen verfügte (vgl. mit Verweis auf die relevante Literatur: RI,I,3,3, Nr. 1436).

**35** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 1477/1483/1484/1487.

**36** Berta, Tochter Burchards I., hatte 922 Rudolf II. geheiratet, „was" – laut Carlrichard Brühl – „Rudolfs Italienpolitik überhaupt erst ermöglichte." (Brühl [wie Anm. 15], S. 446). Vgl. auch: Zotz (wie Anm. 15), S. 88.

**37** Vgl. RI,I,3,2, Nr. 1431; Zotz (wie Anm. 15), S. 86–91.

**38** Vgl. RI,I,3,2, Nr. 1432.

**39** Vgl. RI,I,3,2, Nr. 1433.

**40** Eine Königserhebung fand wohl am 6. oder 9. Juli 926 statt; vgl. RI,I,3,3, Nr. 1488.

Aber auch Hugo, der es geschafft hatte seinen Sohn Lothar im April 931 zum Mitkönig zu erheben[41] und während seiner Zeit als italischer König,[42] wenn auch ohne Erfolg, eine Erweiterung seiner territorialen Macht versuchte sowie möglicherweise auch Ansprüche auf die Erringung des Kaisertums angemeldet hatte,[43] konnte seine Herrschaft in Italien nicht etablieren, sondern wurde seinerseits von Berengar II. verdrängt. Berengar, Sohn des Markgrafen Adalbert von Ivrea und über seine Mutter Gisela Enkel des ermordeten Kaisers Berengar, war im Jahre 941 als Gegner Hugos nach Norden geflohen und hatte am Hof Ottos des Großen (wie auch schon der junge burgundische König Konrad)[44] Zuflucht gefunden.[45] Von dort wurde er trotz Ersuchen des italischen Königs nicht ausgeliefert, sondern geduldet.[46] Im Frühjahr 945 überquerte er dann, nachdem zwischenzeitlich ein Gefolgsmann die Lage in Italien sondiert hatte,[47] die Alpen in südlicher Richtung[48] und fand schnell Anerkennung in weiten Kreisen der Großen.[49] Hugo versuchte zwar noch mit seiner Abdankung und dem anschließenden Rückzug nach Burgund, seinem Sohn die Herrschaft zu sichern, doch brachte dieser Versuch keinen nachhaltigen Erfolg.[50] Zwar begab sich Lothar, von seinem Vater Hugo geschickt, nach Mailand zu Berengar und wurde von den dortigen Großen zum König erhoben,[51] doch konnte er seine Königsherrschaft anschließend nicht durchsetzen. Auch eine zwischenzeitliche Rückkehr Hugos nach Italien[52] war lediglich ein kurzes Intermezzo.[53] Da dieser die faktische Macht Berengars nicht

**41** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 1628.

**42** Nach Liudprand war seine Position wohl niemals gänzlich unumstritten. Vgl. hierzu etwa die Schilderung von Hugos Eintreffen in Italien: Liudprand von Cremona, Antapodosis. Liudprandi Cremonensis opera omnia, ed. P. Chiesa, Turnhout 1998 (CC CM 156), III, 17, S. 75. Darüber hinaus berichtete Liudprand, dass sich italische Große im Jahr 933 wieder an Rudolf II. gewandt hätten, damit dieser die Herrschaft in Italien wieder übernehme (III, 48, S. 93). Aus letzterem entwickelte sich eine Forschungskontroverse bezüglich der Vereinigung beider burgundischer Königreiche, da Liudolf hier davon schrieb, dass Hugo, nachdem er von der Einladung erfahren habe, Rudolf alles Land in „Gallien" abgetreten habe und seinerseits die Zusicherung Rudolfs erhalten habe, dass dieser zeit seines Lebens nicht mehr in Italien eingreifen wolle (vgl. die Literaturverweise bei: RI,I,3,3, Nr. 1690).

**43** Vgl. Hiestand (wie Anm. 15), S. 145–193; Brühl (wie Anm. 15), S. 519–523. Vgl. auch Anm. 3.

**44** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 1780; RI,II,1, Nr. 74a.

**45** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 1910/1912.

**46** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 1921.

**47** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 1963.

**48** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 1986.

**49** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 1989/1991/1992/1993. Vgl. dazu auch: H. Keller, Zur Struktur der Königsherrschaft im karolingischen und nachkarolingischen Italien. Der „consiliarius regis" in den italienischen Königsdiplomen des 9. und 10. Jahrhunderts, in: QFIAB 47 (1967), S. 123–223, hier S. 179 ff.

**50** Vgl. allgemein auch: E. Cristiani, Note sulla feudalità italica negli ultimi anni del regno di Ugo e Lotario, in: Studi medievali Ser. 3, Bd. 4 (1963), S. 92–103.

**51** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2000.

**52** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2011.

**53** Gleichwohl stellten sie zusammen wieder Urkunden aus. Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2013/2013a/2020/2024 (und Nr. 2045/2047/2048/2049/2050–2058). Die letzte gemeinsame Urkunde datiert auf den 24. April

brechen konnte, verließ er erneut Italien und versuchte nun, von der Provence aus gegen Berengar vorzugehen.[54] Kurze Zeit später, am 10. April 947, starb Hugo in Arles.[55] Äußerlich regierte nun zwar König Lothar in Italien, die faktische Macht jedoch hatte Berengar inne.[56] Auslöser der anschließenden Ereignisse war dann der Tod Lothars am 22. November 950,[57] wodurch sich eine Konstellation ergab, die aus der Retrospektive als ein „Wendepunkt in der mittelalterlichen Entwicklung Europas“[58] oder sogar als ein ‚Höhepunkt‘ des Mittelalters[59] betrachtet wurde und wird.[60]

Schon 25 Tage später versuchte Berengar, die Lage zu seinen Gunsten zu nutzen und vollendete Tatsachen zu schaffen. Am 15. Dezember ließ er sich gemeinsam mit seinem Sohn Adalbert in Pavia zum italischen König wählen und krönen.[61] Nördlich der Alpen handelte zunächst Liudolf, der kurze Zeit nach dem Jahreswechsel 951, wohl ohne Rücksprache mit seinem Vater und ohne tiefer gehende Vorbereitung nach Italien eilte.[62] Möglicherweise gründete er seine Ansprüche auf seine Position als schwäbischer *dux*, die er seit 949 innehatte. Auch sein Vorvorgänger Burchard hatte riskiert, aktiv in die italischen Ereignisse einzugreifen.[63] Die Reaktion Ottos ließ etwas

947; vgl. I diplomi di Ugo e di Lotario, di Berengario II e di Adalberto, ed. L. Schiaparelli, Rom 1924 (Fonti per la storia d'Italia 38), Nr. LXXXIII, S. 242–247.

**54** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2060.

**55** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2068.

**56** Vgl. Hiestand (wie Anm. 15), S. 196; Brühl (wie Anm. 15), S. 532 Anm. 547; C. G. Mor, Consors regni: La regina nel diritto pubblico italiano dei secoli IX–X, in: Archivio giuridico Filippo „Serafini“ 135 (1948), S. 7–32, hier S. 16 f.

**57** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2159.

**58** R. Schieffer, Das „Italienerlebnis“ Ottos des Großen, in: M. Puhle (Hg.), Otto der Große. Magdeburg und Europa. Eine Ausstellung im Kulturhistorischen Museum Magdeburg vom 27. August–2. Dezember 2001. Katalog der 27. Ausstellung des Europarates und Landesausstellung Sachsen-Anhalt, Bd. 1, Mainz 2001, S. 446–460, Zitat S. 448.

**59** Vgl. G. Althoff, Die Kaiserkrönung Ottos des Großen 962, in: G. Scheibelreiter (Hg.), Höhepunkte des Mittelalters, Darmstadt 2004, S. 70–84.

**60** Vgl. grundsätzlich zur Situation: H. Keller, Entscheidungssituationen und Lernprozesse in den ‚Anfängen der deutschen Geschichte‘. Die ‚Italien- und Kaiserpolitik‘ Ottos des Großen, in: Frühmittelalterliche Studien 33 (1999), S. 20–48. Einen Überblick bietet auch: Schieffer (wie Anm. 58).

**61** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2166.

**62** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2183. Vgl. zur Datierung: Keller (wie Anm. 60), S. 32 f., der den Zug „spätestens ... Juni“ für abgeschlossen erachtet.

**63** Vgl. Zotz (wie Anm. 15), S. 86–92. Vgl. auch: W. A. Fischer, Das Verhältnis Ottos des Grossen zu seinem Sohne Liudolf und zu seiner Gemahlin Adelheid, Innsbruck 1903, S. 69–79, der in der Aktion Liudolfs einen die Herrschaftsübernahme durch Otto vorbereitenden Feldzug (der daher auch darüber informiert gewesen sei) sah, dem durch das Verhalten Heinrichs ein Erfolg verwehrt worden sei; ähnlich (jedoch ohne Bezugnahme): A. Krah, Der aufständische Königssohn. Ein Beispiel aus der Ottonenzeit, in: MIÖG 114 (2006), S. 48–64: Liudolf habe „in Feinabstimmung mit den hegemonialen Plänen des Vaters“ (S. 51), dessen Zug nach Italien vorbereitet und „den Erfolg im Vorfeld arrangiert“ (S. 50). Ihre Beweisführung stützt sich auf eine Urkunde, die auf dem Augsburger Hoftag ausgestellt wurde, und in der Liudolf als Intervenient auftaucht (vgl. Die Urkunden Konrad I., Heinrich I. und

länger auf sich warten. Nachdem zunächst sein Bruder Heinrich für einen Rückzug Liudolfs gesorgt hatte,[64] brach der ostfränkische König erst nach dem Anbruch der zweiten Hälfte des Jahres (zum ersten Mal)[65] nach Italien auf.[66] In Italien fassbar wird

Otto I. = Conradi I., Heinrici I. et Ottonis I. Diplomata [= D O I], ed. T. Sickel, Hannover 1879–1884 [ND 1997] [MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae 1], Nr. 155, S. 236 f.), woraus sie „eine offenkundige Harmonie zwischen Vater und Sohn" [S. 49] folgerte. Vgl. auch: G. Wolf, Über die Hintergründe der Erhebung Liudolfs von Schwaben, in: ZRG germ. Abt. 80 (1963), S. 315–324, hier S. 319: „Offenbar fühlt sich Liudolf durch seine Heirat mit einer Nachkommin italischer Karolinger und der Markgrafen von Friaul [Ida, Tochter Hermanns von Schwaben und Reginlindis] und nun durch den Erbfall als Anwärter auf die italische Königskrone, zumindest aber berechtigt, in Italien einzugreifen"; Hiestand (wie Anm. 15), S. 205 Anm. 205, der eigene Pläne (Errichtung eines ‚Unterkönigtums' in Italien) Liudolfs vermutete; G. Althoff/H. Keller, Die Zeit der späten Karolinger und Ottonen. Krisen und Konsoldierungen (888–1024), Stuttgart 2008 (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, zehnte völlig neu bearb. Auflage, Bd. 3), S. 186 f., die auf die Verwandtschaft zwischen Liudolfs Gemahlin Ida und Adelheid als Ursache verwiesen; Zotz (wie Anm. 15), S. 94–101, der die Intervention Liudolfs im Rahmen der Politik schwäbischer ‚Herzöge' verortete.

**64** Auch Heinrichs Amtsvorgänger Arnulf von Bayern hatte 934/935 in Italien eingegriffen und versucht, seinem Sohn Eberhard eine Herrschaft in Italien zu sichern; vgl. RI,I,3,3, Nr. 1700–1706 und 1708.

**65** Die These von Frithjof Sielaff, Otto habe bereits 941 einen Italienzug unternommen und dabei König Hugo unterworfen, kann als falsifiziert gelten; vgl. Sielaff (wie Anm. 15), S. 85–113; noch einmal weiter ausgeführt in: F. Sielaff, Bild und Beurteilung der ottonischen Italienpolitik und meine Forschungen zu den Anfängen der Italienpolitik Ottos I., in: I. Berndt/G. Heinrich/P. Neumeister (Hg.), Frithjof Sielaff: Das Frühe und Hohe Mittelalter. Quellenkritische Beobachtungen, Köln-Weimar-Wien 2001, S. 121–133. Sielaff war sich der Problematik seiner Beweisführung durchaus bewusst: „Es ist wahrscheinlich, daß Otto I. König Hugo von Italien besiegt und sich untertan gemacht hat. Es ist wahrscheinlich, daß das im September oder Oktober 941 in Norditalien geschehen wäre. Wir haben eine Wahrscheinlichkeit, nicht nur eine Möglichkeit, aber keine Sicherheit." (Sielaff [wie Anm. 15], S. 110). Auslöser des Zuges sei die Anwartschaft Hugos auf das Kaisertum gewesen, was Otto jedoch für sich beansprucht habe: „Es ist wahrscheinlich, daß Hugos Angriff auf Rom Ottos Aktion ausgelöst hat." (S. 112). Eine Auseinandersetzung mit der Argumentationskette Sielaffs bieten: H. Zielinski, „Erben der Karolinger". Zu den Anfängen der Italienpolitik Ottos des Großen und zum Werk Frithjof Sielaffs, in: F.-A. Bornschlegel u. a. (Hg.), De litteris, manuscriptis, inscriptionibus. Festschrift zum 65. Geburtstag von Walter Koch, Wien u. a. 2007, S. 755–788, hier S. 776–786; Hehl (wie Anm. 1), S. 216 Anm. 12. Vgl. auch den Kommentar von Matthias Springer: M. Springer, Kommentar zu Sielaff: Bild und Beurteilung, in: Berndt/Heinrich/Neumeister, Frithjof Sielaff (wie oben), S. 133–136.

**66** Vgl. Sächsisches Haus 919–1024. 1: Die Regesten des Kaiserreichs unter Heinrich I. und Otto I. 919–973, bearb. von E. von Ottenthal, Nachdruck der Ausg. Innsbruck 1893 mit einem Nachtrag von H. H. Kaminsky, Hildesheim 1967, Nr. 196b (künftig zitiert als RI,II,1); RI,I,3,3, Nr. 2191. Vgl. grundlegend zum Themenkomplex Otto I. und Italien: R. Köpke/E. Dümmler (Bearb.), Kaiser Otto der Große, Berlin 1876, S. 155–200, S. 325–368 und S. 401–512; Hartmann (wie Anm. 19), III,2, S. 243–266 und IV,1, S. 1–67; M. Lintzel, Die Kaiserpolitik Ottos des Großen, München-Berlin 1943, S. 11–36; E. Dupré Theseider, Otto I. und Italien, in: Festschrift zur Jahrtausendfeier der Kaiserkrönung Ottos des Großen. Erster Teil: Festbericht, Vorträge, Abhandlungen, Graz-Köln 1962 (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Ergänzungsband 20,1), S. 51–69 (E. Dupré Theseider, Ottone I e l'Italia, in: „Renovatio imperii". Atti della giornata internazionale di studio

er dann am 23. September 951, als er in Pavia eine Urkunde ausstellte.[67] Die letzte Urkunde Berengars aus Pavia datiert auf den vorherigen Tag.[68] Zwar wird man wohl nicht davon ausgehen dürfen, dass sich der Einzug Ottos so zeitnah an den Auszug Berengars anschloss – und eine fehlerhafte Urkundendatierung ist möglich[69] – doch bleibt zu konstatieren, dass eine kampflose Flucht des italischen Königs vor der militärischen Übermacht des ostfränkischen Königs die Einnahme der wichtigsten italischen Stadt ermöglicht hatte.[70]

Während der Tod Lothars der unmittelbare Auslöser für Ottos ersten Zug nach Italien war,[71] so ist die dahinter stehende Ursache schwerer zu fassen, weswegen in

per il millenario [Ravenna, 4–5 novembre 1961], Faenza 1963 [Società di studi romagnoli], S. 97–145); V. Fumagalli, Il potere civile dei vescovi italiani al tempo di Ottone I., in: C. G. Mor (Hg.), I poteri temporali dei vescovi in Italia e in Germania nel Medioevo. Atti della settimana di studio, 13–18 settembre 1976, Bologna 1979 (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderno 3), S. 77–86; Hiestand (wie Anm. 15), S. 194–220; R. Pauler, Das Regnum Italiae in ottonischer Zeit. Markgrafen, Grafen und Bischöfe als politische Kräfte, Tübingen 1982 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 54); Sielaff (wie Anm. 15), S. 85–113, S. 123–130, S. 133–136 und S. 142–148; Brühl (wie Anm. 15), S. 529–552; Althoff/Keller (wie Anm. 60), S. 186–193 und S. 208–229; Laudage (wie Anm. 1), S. 158–207 und S. 270–289; W. Huschner, Transalpine Kommunikation im Mittelalter. Diplomatische, kulturelle und politische Wechselwirkungen zwischen Italien und dem nordalpinen Reich (9.–11. Jahrhundert), Hannover 2003 (MGH Schriften 52), S. 419–480; Schieffer (wie Anm. 58); Keller (wie Anm. 60); H. Keller, Das ‚Erbe' Ottos des Großen. Das ottonische Reich nach der Erweiterung zum Imperium, in: Frühmittelalterliche Studien 41 (2007), S. 43–74; H. Keller, Das ottonische Kirchenreich und Byzanz, in: Cristianità d'Occidente e cristianità d'Oriente, secoli VI–XI, 24–30 aprile 2003, Bd. 1, Spoleto 2003 (Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 51), S. 249–288, hier S. 263 ff.; H. Zielinski, Der Weg nach Rom. Otto der Große und die Anfänge der ottonischen Italienpolitik, in: W. Hartmann/K. Herbers (Hg.), Die Faszination der Papstgeschichte. Neue Zugänge zum frühen und hohen Mittelalter, Köln 2008 (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 28), S. 97–108; N. D'Acunto, Die weltlichen Kooperationspartner und Stützen der Ottonen im *regnum Italicum*, in: W. Huschner (Hg.), Italien – Mitteldeutschland – Polen. Geschichte und Kultur im europäischen Kontext vom 10. bis zum 18. Jahrhundert, Leipzig 2013 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 42), S. 139–150; vgl. zur Privilegierung von Bischofssitzen und Abteien: M. Uhlirz, Die italienische Kirchenpolitik der Ottonen, in: MIÖG 48 (1934), S. 201–321, die als Muster die Sicherung des Weges nach Rom erkannte; vgl. aus wirtschaftlicher Sicht (für alle ottonischen Herrscher): J. Sarnowsky, Am Anfang einer „wirtschaftlichen Revolution". Privilegien und Handel im Oberitalien der Ottonenzeit, in: M.-L. Heckmann/J. Röhrkasten (Hg.), Von Nowgorod bis London. Studien zu Handel, Wirtschaft und Gesellschaft im mittelalterlichen Europa. Festschrift für Stuart Jenks zum 60. Geburtstag, Göttingen 2008 (Nova Mediaevalia 4), S. 77–95.

**67** Vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 135, S. 215; RI,II,1, Nr. 196c; RI,I,3,3, Nr. 2192/2193.

**68** Vgl. I diplomi di Berengario II e di Adalberto, ed. L. Schiaparelli (wie Anm. 53), Nr. III, S. 296–301.

**69** Vgl. Zielinski (wie Anm. 66), S. 101 Anm. 13; RI,I,3,3, Nr. 2192/2194.

**70** Vgl. RI,II,1, Nr. 196c; RI,I,3,3, Nr. 2192/2193. Hagen Keller beurteilte diesen Ablauf als „ganz und gar ungewöhnlich" (Keller [wie Anm. 60], S. 35 Anm. 58).

**71** Ein Hilfegesuch italischer Großer überliefert keine zeitgenössische Quelle. Lediglich in der Chronik von Montecassino (Entstehungszeit um 1099) findet sich ein Hilferuf Adelheids an Otto; vgl. Die

der Forschung verschiedene Möglichkeiten diskutiert wurden. Die Reihe der Erklärungen reicht dabei von einem pauschalen Verweis auf die Tradition ostfränkischer Vorgänger (Karl III., Arnulf),[72] über die Mutmaßung, dass Otto aufgrund von Liudolfs kurzfristiger Aktion (und der dadurch ausgelösten Reaktion Heinrichs) zum Eingreifen gezwungen worden sei,[73] bis zu der These, dass nach dem Tod Lothars eine Ehe mit der Königswitwe Adelheid die rechtmäßige Übernahme der Herrschaft im *regnum Italicum* bedeutet hätte.[74] Darüber hinaus habe eine solche Verbindung aufgrund der italischen Besitzungen Adelheids[75] und deren persönlichen Beziehungen eine für Otto gewinnbringende Fundierung dieser Herrschaft versprochen.[76] Adelheid galt zwar bereits den sächsischen Historiographen des 10. Jahrhunderts als Nachfolgerin Lothars und damit als Legitimationsgrund für Ottos Ansprüche auf Italien.[77] Doch

---

Chronik von Montecassino. Chronica monasterii Casinensis, ed. H. Hoffmann, Hannover 1980 (MGH SS 34), I, 61, S. 155; vgl. auch: Herimanni Augiensis Chronicon, ed. G. H. Pertz, Hannover 1844 (ND 1985) (MGH SS 5), a. 949, S. 114. Die weiteren Quellenbelege in: RI,II,1, Nr. 196a.

**72** Grundlegend: Sielaff (wie Anm. 15), etwa S. 129: „Ottos ostfränkisches Königtum ..., dürfte jedenfalls der Rechtstitel für eine Oberherrschaft Ottos über Italien gewesen sein". Vgl. auch Anm. 14.

**73** Vgl. W. Glocker, Die Verwandten der Ottonen und ihre Bedeutung in der Politik. Studien zur Familienpolitik und zur Genealogie des sächsischen Kaiserhauses, Köln-Wien 1989 (Dissertationen zur Mittelalterlichen Geschichte 5), S. 84–86 und S. 98 f.

**74** Vgl. G. Wolf, Nochmals zur Frage nach dem *rex Francorum et Langobardorum* und dem *regnum Italiae* 951, in: Archiv für Diplomatik 35 (1989), S. 171–236. Für die These eines Anknüpfens an langobardische Legitimierungsstrategien gibt es nur ein einziges Beispiel; vgl. dazu: Becher (wie Anm. 1), S. 163. Vgl. auch: R. Schneider, Königswahl und Königserhebung im Frühmittelalter. Untersuchungen zur Herrschaftsnachfolge bei den Langobarden und Merowingern, Stuttgart 1972 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 3), S. 247; H. Fröhlich, Studien zur langobardischen Thronfolge von den Anfängen bis zur Eroberung des italienischen Reiches durch Karl den Grossen (774), 2 Bde., Bonn 1980, S. 285 f.

**75** Vgl. Weinfurter (wie Anm. 18), S. 6 ff.

**76** In diesem Sinne etwa: Keller (wie Anm. 60), S. 35: „Durch die alsbald vollzogene Hochzeit verschaffte sich der ostfränkische König eine Legitimation, zusammen mit Adelheid das Regnum Italicum selbst zu regieren". Jedoch wies er in der diesem Satz anhängenden Anm. 61 darauf hin, dass dieser Legitimationsnexus erst durch spätere Geschichtsschreiber formuliert worden sei. Den Zusammenhang zwischen Heirat und Legitimation betonen auch: Weinfurter (wie Anm. 18), S. 9; Hiestand (wie Anm. 15), S. 204 f. Vgl. auch: Fischer (wie Anm. 63), S. 1–62, der postulierte, dass politisches Kalkül (Adelheid als Erbin des italischen Königreiches und Türöffnerin der Kaiserwürde) Grundlage für die Heirat gewesen sei. Otto habe aus diesem Grund lediglich eine kühle, rein pragmatische Beziehung zu Adelheid gepflegt, die im Gegensatz zu Edgith auch wenig Einfluss besessen habe. Vgl. allgemein: Becher (wie Anm. 1), S. 163 ff.

**77** Vgl. Hrotsvit, Gesta Ottonis. Hrotsvita Opera omnia, ed. W. Berschin, München-Leipzig 2001 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana 1912), v. 467–470, S. 291 f.: *Interea rex Italicus gravido Hlotharius / Infectus morbo, mundo discessit ab isto, / Italiae regnum linquens merito retinendum / Summae reginae, sibi quam sociavit amore* und v. 479, S. 292: *Ut posset regnum digne rexisse relictum*; Widukind, ed. P. Hirsch und H. E. Lohmann (wie Anm. 15), III, 9, S. 109; Regino, Chronicon. Reginonis abbatis Prumiensis Chronicon cum continuation Treverensi, ed. F. Kurze, Hannover 1890 (ND 1989) (MGH SS rer. Germ. 50), a. 951, S. 164 f.: *rex Otto in Italiam ire volens multo se ad hoc iter apparatu prestruxit, quoniam Adalheidam viduam Lotharii regis Italici filiam Ruodolfi*

obschon sie in einer Urkunde Lothars als *consors regni* bezeichnet worden war[78] und wenige Monate nach dem Tod Lothars am 20. April 951 von Berengar festgesetzt wurde,[79] spricht die Chronologie der Ereignisse zumindest gegen die von Gunter Wolf postulierte These der rechtlichen Abhängigkeit von Heirat und Herrschaftsübernahme in Italien.[80] Zwar konnte Adelheid bereits am 20. August 951 fliehen[81] und, nachdem sie Schutz gefunden hatte,[82] in Kontakt zu Otto dem Großen treten,[83] doch bereits vor der Hochzeit,[84] die erst auf Ende Oktober/November zu datieren ist,[85] stellte Otto in Pavia, der Stadt, die fast immer der Schlüssel für italische Ansprüche gewesen war,[86]

---

*regis, a vinculis et custodia, qua a Berengario tenebatur, liberare sibique eam in matrimonium assumere regnumque cum ea simul Italicum adquirere deliberavit*; Vita Mathildis reginae antiquior. Die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde, ed. B. Schütte, Hannover 1994 (MGH SS rer. Germ. 64), 11, S. 131, Z. 17–19: *Italiam ..., quam prius regina Adelheid in dotem possederat*; Annales Quedlinburgenses, ed. M. Giese, Hannover 2004 (MGH SS rer. Germ. 72), a. 951, S. 466, Z. 5 f.: *regnum Longobardiae, quod illi [Adelheid] haeredetario iure cesserat*.

**78** Vgl. I diplomi di Lotario, ed. L. Schiaparelli (wie Anm. 53), Nr. XIV (31. März 950), S. 282, Z. 8. Vgl. dazu auch: T. Vogelsang, Die Frau als Herrscherin im Mittelalter. Studien zur „consors-regni"-Formel, Göttingen 1954 (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft 7), S. 21.

**79** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2173; Keller (wie Anm. 60), S. 33 Anm. 46.

**80** Vgl. Anm. 74.

**81** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2185.

**82** Aufgrund der Überlieferung ist es nicht klar zu entscheiden, ob sie nach ihrer Flucht auf der Burg Canossa bei Graf Adalbert-Atto (vgl. zur Person: V. Fumagalli, Le origini di una grande dinastia feudale. Adalberto-Atto di Canossa, Tübingen 1971 [Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 35]) oder in Reggio bei Bischof Adelard Zuflucht fand; vgl. RI,I,3,3, Nr. 2186.

**83** Es ist nicht zu verifizieren, von welcher Seite die Kontaktaufnahme initiiert worden ist. Hrotsvit von Gandersheim berichtet dagegen eindeutig von einer Gesandtschaft, die Otto aus Pavia an Adelheid gesandt habe; vgl. Hrotsvit, Gesta Ottonis, ed. W. Berschin (wie Anm. 77), v. 644 f., S. 298.

**84** Vgl. dagegen: Wolf (wie Anm. 74), S. 212–221, der versuchte den 9. Oktober 951 als Heiratstermin wahrscheinlich zu machen. Seine Beweisführung basiert jedoch zu einem großen Teil auf der Prämisse, dass Otto durch die Ehe mit Adelheid „rechte Ansprüche auf das regnum Italiae erst erwarb" (S. 213). Vgl. auch: Weinfurter (wie Anm. 18), S. 8, der Wolf in der Datierung der Hochzeit folgt.

**85** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2202; Köpke/Dümmler (wie Anm. 66), S. 198 (Ende des Jahres 951); Laudage (wie Anm. 1), S. 168 f. (Hochzeit nach dem 10. Oktober); Becher (wie Anm. 1), S. 168. Eine päpstliche Zustimmung zur Heirat, wie sie von Donizo überliefert wird, ist als Legende anzusehen; vgl. Sächsisches Haus 919–1024. 5: Papstregesten 911–1024, bearb. von H. Zimmermann, Hildesheim 2. verbesserte Auflage 1998 (künftig zitiert als RI,II,5), Nr. 232.

**86** Schon für Karl den Großen war die Eroberung Pavias gleichbedeutend mit der Herrschaftsübernahme im langobardischen Königreich (vgl. RI,I,1, Nr. 163b). Karl II. erklärte sich ebendort zum *protector*, *dominus* und *defensor* des italischen Königreiches (Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751–918 (926). Bd. 3: Die Regesten des Regnum Italiae und der burgundischen Regna. Tl. 1: Die Karolinger im Regnum Italiae 840–887 (888), bearb. von H. Zielinski, Wien-Köln-Weimar 1991 [künftig zitiert als RI,I,3,1], Nr. 496); Karlmann (Nr. 531), Berengar I. (RI,I,3,2, Nr. 859), Wido (Nr. 878), Ludwig von der Provence (Nr. 1111), Hugo (RI.I,3,1, Nr. 1488), Lothar (Nr. 1628) und Berengar II. (mit seinem Sohn Adalbert – Nr. 2166) sich jeweils zu italischen Königen. Eine Ausnahme ist Karl III., der in Ravenna das Erbe seines Bruders Karlmann antrat (RI,I,3,1, Nr. 601). Da jedoch im Vorfeld ein in Pavia geplantes Treffen mit Johannes VIII. nicht stattgefunden hatte, steht zu vermuten,

eine Urkunde aus, die den ostfränkischen König als *rex Francorum et Langobardorum* bezeichnete.[87] Nachdem die erste in Pavia gefertigte Urkunde noch keinen spezifischen Königstitel und auch noch keine Herrschaftsjahre in Italien geführt hatte,[88] wurden in den sich anschließenden beiden Urkunden diese gezählt[89] und in der darauf folgenden zum ersten Mal die programmatische, möglicherweise auf Karl den Großen bezugnehmende Titulatur benutzt, wenngleich diese nur dreimal überliefert ist.[90] Man bediente sich also nicht einer vorgefertigten Konzeption; dessen ungeachtet wurde eine Herrschaft über den italisch-langobardischen Raum angestrebt und auch diplomatisch publiziert.[91] Ob ein „dazwischen liegendes Ereignis" notwendigerweise für den Wechsel der Titulatur verantwortlich war,[92] ist indes keineswegs mit

---

dass auch hier zunächst an Pavia als Ort gedacht worden war. Es bleibt also zu konstatieren, dass im Prinzip jeder legitimationsbedürftige Herrschaftsantritt mit Pavia, der ehemaligen langobardischen Hauptstadt, verbunden war.

**87** Vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 138 (10. Oktober 951), S. 218, Z. 8 f.; auch in Nr. 139 (15. Oktober 951), S. 219, Z. 9 f.: *rex Francorum et Italicorum* und Nr. 140 (21. Januar 952), S. 220, Z. 33 f.: *rex Francorum et Hitalicorum*.

**88** Vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 135, S. 215 (23. September 951).

**89** Vgl. ebd., Nr. 136, S. 216, Z. 44 (ohne Tagesdatum): *regni autem nostri hic in Italia primo* und Nr. 137, S. 217, Z. 31 (9. Oktober 951): *anno regni Ottonis regis XVI. in Frantia, in Italia I.*

**90** Während die ersten beiden Urkunden am 10. beziehungsweise am 15. Oktober 951 ausgestellt wurden, ist Nr. 140 auf den 21. Januar 952 datiert. Sie ist jedoch wahrscheinlich schon im Herbst 951 konzipiert worden, so dass die Verwendung im Zusammenhang mit Nr. 138 und Nr. 139 steht (vgl. Anm. 87). Karl der Große hatte seit dem 5. Juni 774 den Titel *rex Francorum et Langobardorum* (*atque Patricius Romanorum*) (seit dem 16. Juli 774) getragen und diesen Königstitel auch nach seiner Kaisererhebung weitergeführt. Die Kanzlei Ottos verwies jedoch zweimal auf ein italisches und nur beim ersten Mal auf ein langobardisches Königtum Ottos (vgl. dazu auch Anm. 216).

**91** Vgl. Huschner (wie Anm. 66), S. 297, der von einer Kreation eines italischen Hofnotars ausgeht, um „die politische Konstellation [im Sinne eines Herrschaftsanspruches] im Herbst des Jahres 951 aus der Perspektive Ottos I. angemessen auszudrücken". Grundsätzlich urteilte Huschner, dass „[w]eder Otto I. noch Otto II. oder Konrad II. ... aufgrund ihres Bildungsstandes und -profils mit den verschiedenen Titeln und Epitheta inhaltlich-konkret etwas anzufangen gewußt haben [dürften]" (S. 206). Hermann Weisert sah in der Titulatur eine eigenmächtige Verfügung des Notars Wigfrid, bedingt durch eine unordentliche Kanzleiführung; vgl. H. Weisert, War Otto der Große wirklich rex Langobardorum?, in: Archiv für Diplomatik 28 (1982), S. 23–37, hier S. 29 ff. Die Bedeutung solcher Urkundenbefunde sieht Weisert vom Historiker hineingetragen (S. 37: „Auch hier zeigt sich wieder einmal, daß sich nicht die Quellen, sondern nur die Ansichten des Historikers geändert haben") und den Urkunden oftmals nicht immanent (S. 26: „Um so weniger darf man dann aus Unregelmäßigkeiten eine offizielle Ansicht herauslesen". Grund dafür sei „die geringe Beteiligung des Herrschers am Urkundengeschäft ..."); vgl. auch: H. Weisert, Zur Frage des *rex Francorum et Langobardorum* im 10. Jahrhundert, in: Archiv für Diplomatik 38 (1992), S. 68–76. Dagegen: Brühl (wie Anm. 15), S. 165 f. Vgl. allgemein auch: H. Wolfram, Lateinische Herrschertitel im 9. und 10. Jahrhundert, in: Intitulatio II. Lateinische Herrscher- und Fürstentitel im 9. und 10. Jahrhundert, Wien 1973 (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Ergänzungsbd. 24), S. 19–178, hier S. 137–139.

**92** Vgl. Wolf (wie Anm. 74), S. 219, der die Hochzeit mit Adelheid am 9. Oktober als dieses ‚Ereignis' verstand.

Sicherheit anzunehmen. Womöglich „hat an diesem Tag so etwas wie ein offizieller Herrschaftsantritt stattgefunden“,[93] vielleicht zeigt sich hierin aber auch einfach nur ein Herantasten des ottonischen Hofes an eine eigene Italienpolitik, und die Suche nach einem vorausgesetzten „Ereignis“ würde den Quellenbefund überstrapazieren.[94] Gleichzeitig muss auch die Heirat mit Adelheid, die nach Hrotsvit von Gandersheim von Ottos Bruder Heinrich nach Pavia geleitet wurde,[95] mitnichten als bereits im Vorfeld feststehende Entscheidung gelten, sondern kann gleichfalls als okkasioneller Schritt verstanden werden. Grundsätzlich agierte Otto mit seinem Ausgreifen nach Italien im Rahmen der vielfältigen Auseinandersetzungen in und um die nachkarolingischen Herrschaftsräume, wobei Italien, wie skizziert, fortwährend einer wechselnden Herrschaft unterworfen war.[96] Weder eine spezifisch ‚ostfränkische‘ Tradition noch die Eheverbindung mit Adelheid[97] sind jedoch zwingend als Ursachen für das Eingreifen Ottos in Italien anzusehen. Vielmehr kann seine Reaktion (genauso wie diejenige Liudolfs) als Indikator für die fluide Herrschaftsordnung im ehemaligen fränkischen Reich gelten, in dem die gegenseitige Abgrenzung der Herrschaftsräume noch nicht fortwirkend vollzogen war.

Gleichzeitig wurde auch eine Gesandtschaft zum Papst nach Rom geschickt.[98] Doch obschon Otto und Agapit II. seit längerer Zeit eine recht enge Beziehung pflegten,[99] verweigerte der Papst einen Einzug in Rom, was in der Forschung als Verweigerung einer Kaisererhebung verstanden wurde.[100] Inwieweit bereits die Titel-

**93** Keller (wie Anm. 60), S. 36. Vgl. auch: Dupré Theseider (wie Anm. 66), S. 60, wo von einer wie auch immer gearteten Zeremonie ausgegangen wird, die aufgrund der Titeländerung in der Urkunde vom 15. Oktober am 14. Oktober 951 stattgefunden habe.

**94** Ähnlich auch schon: Köpke/Dümmler (wie Anm. 66), S. 197.

**95** Vgl. Hrotsvit, Gesta Ottonis, ed. W. Berschin (wie Anm. 77), v. 653–657, S. 298.

**96** Treffend charakterisierte Liudprand von Cremona, dass die Italiener immer zwei Herren hätten haben wollen, damit sie den einen durch die Furcht vor dem anderen hätten einschränken können; vgl. Liudprand, Antapodosis, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), I, 37, S. 26, Z. 743–745: *et quia semper Italienses geminis uti dominis volunt, quatinus alterum alteris terrore coherceant.*

**97** Vgl. dazu auch: Laudage (wie Anm. 1), S. 168–171: „Denn die Ehe mit Adelheid schien ihm offensichtlich, für sich allein genommen, keine tragfähige Grundlage zu bieten, um das Reich der ‚Italiker‘ persönlich und direkt zu regieren“ (S. 170).

**98** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2203 (Mitte September oder Ende Oktober/November). Vgl. dagegen: Maleczek (wie Anm. 1), S. 190, der vermutete, dass die Gesandtschaft erst nach der Synode und der Versammlung von Augsburg im Jahr 952 nach Rom geschickt worden sei. Die Gesandtschaft bestand auf Friedrich von Mainz und Hartbert von Chur (vgl. zu den beiden Bischöfen: T. Bode, König und Bischof in ottonischer Zeit. Herrschaftspraxis – Handlungsspielräume – Interaktionen, Husum 2015 [Historische Studien 506], S. 165–178 und S. 103–113).

**99** Vgl. etwa den kurzen Überblick bei: Zielinski (wie Anm. 66), S. 98–101; vgl. grundsätzlich auch: Hehl (wie Anm. 1).

**100** Vgl. etwa: RI,I,3,3, Nr. 2204; Keller (wie Anm. 60), S. 29; H. Keller, Die Kaiserkrönung Ottos des Großen. Voraussetzungen, Ereignisse, Folgen, in: M. Puhle, Otto der Große (wie Anm. 58), S. 461–480, hier S. 465; Laudage (wie Anm. 1), S. 169; Schieffer (wie Anm. 58), S. 449; Hehl (wie

änderung einen kaiserlichen Anspruch Ottos demonstrieren sollte,[101] oder diese lediglich einen ausschließlich auf Italien reduzierten Anspruch abbildet, muss offen bleiben. Gleiches gilt für das Streben Ottos nach einer kaiserlichen Erhöhung, die zwar zu vermuten, jedoch nicht aus den Quellen zu belegen ist. Grundsätzlich könnte der zeitliche Ablauf jedoch darauf hinweisen, dass die päpstliche Seite eine angestrebte beziehungsweise publizistisch vollzogene Herrschaftsübernahme durch den ostfränkischen König im *regnum Italicum* ablehnte und aus diesem Grund keinen Kaiser kreieren wollte, der diesen Raum unmittelbar regierte. Möglicherweise gedachte der Papst, bei der Auswahl des italischen Königs zu eigenem Einfluss zurückzukehren.[102] Zudem gab es kein akutes Schutzbedürfnis, das mittels eines Kaisers befriedigt werden musste, so dass man Einschränkungen der eigenen Autonomie durch kaiserliche Rechte vermeiden wollte. Gleichzeitig würde dies den Ausgang des ersten Italienzuges erklären, da für den ostfränkischen König in dieser Situation die Aussicht auf das Kaisertum, gespeist aus dem Erbe des Kaisertums fränkischer Könige,[103] der eigenen Suprematie im postkarolingischen Europa und unter Umständen auch durch Adelheids imperiales Bewusstsein, eine größere Zugkraft besessen haben wird als eine italische Königsherrschaft, weshalb er auf diese verzichtete und sich zu Beginn des folgenden Jahres aus Italien zurückzog.[104] Sein Anspruch auf Italien verschwand infolgedessen aus den Urkunden, auch wenn in Italien letzte Diplome mit Zählung der italischen Herrschaftsjahre ausgestellt wurden.[105] In diesem Sinne verband der zeitgenössische (westfränkische) Geschichtsschreiber Flodoard in seinen Annalen die Rückkehr Ottos kausal mit der Erfolglosigkeit der Gesandtschaft an den Papst.[106]

---

Anm. 1), S. 222. Da uns die Quellen keine Gründe für das Scheitern der Gesandtschaft liefern, wird in der Forschung ebenfalls auf Alberich II., den Stadtherren Roms, der 932 Hugo aus Rom hatte vertreiben können und seitdem auch den jeweiligen Papst unter seiner Kontrolle wusste, verwiesen, der eine kaiserliche Erhöhung abgelehnt habe (vgl. etwa: Brühl [wie Anm. 15], S. 535). Beide Möglichkeiten (oder deren Kombination oder sogar eine ganz andere Ursache) können jedoch nicht verifiziert werden. Dem entgegen argumentiert: Maleczek (wie Anm. 1), S. 151–203, der eine kaiserliche Ambition Ottos verneinte.

**101** Einen Zusammenhang andeutend: Becher (wie Anm. 1), S. 167 f.

**102** Vgl. zu den wechselnden päpstlichen Strategien im 9. Jh.: Groth (wie Anm. 6). Bemerkenswerterweise ist für die Zeit vom 15. Oktober 951 bis zum 21. Januar 952 keine Urkunde Ottos überliefert.

**103** In den drei Urkunden Ottos, die einen Herrschaftsanspruch auf Italien ausdrückten (vgl. Anm. 87), bezeichnete er sich ausdrücklich auch als fränkischer König.

**104** Vgl. grundsätzlich zu der gedanklichen Anbahnung des Kaisertums seit den 950er Jahren: Keller (wie Anm. 1). Vgl. dagegen: Maleczek (wie Anm. 1).

**105** Vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 141, S. 221 f. (6. Februar 952) bis Nr. 145, S. 225 f. (16. Februar 952).

**106** Vgl. Flodoard, Annales, ed. P. Lauer, Paris 1905 (Collection de Textes 39), a. 952, S. 133: *Otto rex legationem pro susceptione sui Romam dirigit, qua non obtenta, cum uxore in sua regreditur, dimissis ad custodiam Papiae quibusdam ex suis.*

Nichtsdestotrotz verblieb zunächst Konrad der Rote zur Regelung der italischen Problematik in Pavia und konnte dort einen Ausgleich mit Berengar aushandeln.[107] Dies zeigt, dass Otto keinen Plan verfolgte, sondern sich situativ der modifizierten Lage anpasste. Der demonstrative Verzicht auf eine direkte Königsherrschaft in Italien, ohne jedoch gleichzeitig auf eine Bindung zu verzichten, könnte demnach als Versuch gedeutet werden, den päpstlichen Forderungen zu entsprechen,[108] ohne eine (eher theoretische als faktische) Suprematie über das *regnum Italicum* aufzugeben. So gedeutet griff Otto das auch schon von byzantinischen Kaisern genutzte Instrument der Anerkennung eines faktisch wenig bis kaum eingeschränkten Herrschers in einem Herrschaftsraum, für den man nominell selbst die Herrschaft beanspruchte, auf, und erkannte Berengar als König an. Dessen Abhängigkeit wurde jedoch in symbolischer Weise visualisiert. Hierfür war Berengar zunächst nach Sachsen gezogen, wo Otto der Große ihn demonstrativ mehrere Tage (Widukind) warten ließ, bevor er ihn empfing.[109] Damit hatte er – zur Empörung der Großen, die Berengar zuvor königlich empfangen hatten, – das Machtverhältnis zwischen beiden noch einmal deutlich zum Ausdruck gebracht.[110] Die Übertragung der Herrschaft erfolgte erst anschließend auf einer Versammlung in Augsburg im August des Jahres 952,[111] die zeitgleich zu einer von Otto einberufenen Synode[112] abgehalten wurde. Diese Verbindung versinnbildlicht einen Zusammenhang zwischen dem eigenen Verzicht auf den italischen Herrschaftsraum und der von Otto beanspruchten, über die Stellung seines Vaters hinausgehenden Position, indem sich Otto auf dieser von ihm einberufenen Synode in kaisergleichem Rang präsentierte[113] und eine Wirkmächtigkeit für die gesamte Kirche beanspruchte.[114] Dabei sollte es um den *status christiani imperii* gehen und die Synodalen proklamierten, sich mit den *totius christianitatis utilitates* zu befas-

**107** Vgl. RI,II,1, Nr. 206a; RI,I,3,3, Nr. 2221/2226.

**108** Vgl. auch: Keller (wie Anm. 60), S. 39: „Im Verzicht auf die direkte Herrschaft über Italien lag wohl der Versuch, das Tor zur Kaiserkrönung wieder zu öffnen, das 951 verschlossen geblieben war"; Keller, Das ottonische Kirchenreich und Byzanz (wie Anm. 66), S. 261.

**109** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2228.

**110** Vgl. Becher (wie Anm. 1), S. 171 ff.

**111** Vgl. RI,II,1, Nr. 217a; RI,I,3,3, Nr. 2238. Dass diese Belehnung auch in Italien als rechtsverbindlich angesehen wurde, zeigt sich an italischen Privaturkunden. Vgl. dazu: Ders. (wie Anm. 60), S. 38. Gleichzeitig wurden die Marken Verona und Aquileia Ottos Bruder Heinrich von Bayern unterstellt. Liudprand von Cremona überliefert, dass Berengar und Adalbert mittels eines goldenen Zepters in Gegenwart byzantinischer Gesandter in die Herrschaft eingesetzt worden seien; vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 5, S. 189: *Palam est quod Berengarius et Adalbertus, sui milites effecti, regnum Italicum sceptro aureo ex eius manu susceperant et, praesentibus servis tuis qui nunc usque supersunt et hac in civitate degunt, iureiurando fidem promiserunt.*

**112** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2238.

**113** Vgl. auch: Keller (wie Anm. 60), S. 39.

**114** Vgl. dazu etwa schon: Keller (wie Anm. 1), S. 338–345; Ders. (wie Anm. 60), S. 39.

sen.[115] Erstmals seit karolingischer Zeit waren auch viele oberitalische Bischöfe zu einer nordalpinen Synode angereist, was deutlich macht, dass Otto zwar eine direkte Königsherrschaft in Italien aufgegeben hatte, jedoch umgekehrt nicht auf eine (kaiserliche) kirchenpolitische Oberhoheit verzichtete. Die Konzilsakten sprechen von Bischöfen aus *Italia, Gallia, Germania*[116] und orientierten sich im Wortlaut an Formulierungen der Akten der Synode von Tribur,[117] welche Arnulf von Kärnten 895 einberufen hatte.[118]

Damit steht die Augsburger Versammlung in einer Reihe weiterer Herrschaftsdemonstrationen Ottos, mit denen dieser Ansprüche auf eine über sein Königtum hinausgehende Herrschaft proklamierte. Auch innerhalb des diplomatischen Austausches mit dem Hof des Kalifen von Cordoba inszenierte sich Otto der Große als Sprecher der gesamten Christenheit[119] und bereits 948 hatte er auf der Ingelheimer Synode mehrere Missionsbistümer jenseits der Elbe gegründet sowie in den (westfränkischen) Streit um das Erzbistum Reims eingegriffen.[120] Darüber hinaus verdeutlichte die siegreiche Abwehrschlacht gegen die Ungarn sieben Jahre später auf dem Lechfeld[121] Ottos militärische Idoneität und unterstrich seine herausragende Position. Bezeichnenderweise titulierte Widukind von Corvey Otto im Anschluss als *pater*

**115** Vgl. Die Konzilien Deutschlands und Reichsitaliens 916–1001, ed. E.-D. Hehl unter Mitarbeit von H. Fuhrmann, Teil 1, Hannover 1987 (MGH Conc. 6,1), Nr. 18, S. 189, Z. 13 und Z. 18.

**116** Ebd., Nr. 18, S. 190, Z. 2.

**117** Vgl. Hehl (wie Anm. 1), S. 222–224.

**118** Vgl. ebd., S. 223: „Die Formulierungen der Praefatio von Augsburg sind weitgehend von der Praefatio von Tribur bestimmt. Auch die historische Situation, in der die Synode stattfand, ähnelt der von Tribur. Beide Synoden folgten einem Italienzug eines Herrschers – Arnulf von Kärnten bzw. Otto der Große –, bei dem dieser zwar die Herrschaft in Oberitalien errungen, aber nicht die Kaiserkrone erlangt hatte." Vgl. auch: Maleczek (wie Anm. 1), S. 194, für den die Wortwahl keine kaiserliche Intention beinhaltet, sondern lediglich eine Textentlehnung darstellt.

**119** Vgl. H. G. Walther, Der gescheiterte Dialog. Das ottonische Reich und der Islam, in: A. Zimmermann/I. Craemer-Ruegenberg (Hg.), Orientalische Kultur und europäisches Mittelalter, bearb. von G. Vuillemin-Diem, Berlin u. a. 1985 (Miscellanea mediaevalia 17), S. 20–44; Keller (wie Anm. 1), S. 343–350; F. Valdés Fernández, Die Gesandtschaft des Johannes von Gorze nach Cordoba, in: Puhle, Otto der Große (wie Anm. 58), S. 525–536.

**120** Vgl. S. Scholz, Politik – Selbstverständnis – Selbstdarstellung. Die Päpste in karolingischer und ottonischer Zeit, Stuttgart 2006 (Historische Forschungen 26), S. 251–255; H. Fuhrmann, Die Synoden von Ingelheim, in: J. Autenrieth (Hg.), Ingelheim am Rhein. Forschungen und Studien zur Geschichte Ingelheims, Stuttgart 1964, S. 147–173; Maleczek (wie Anm. 1), S. 182; H. Büttner, Ingelheim und die Synode von 948, in: Fs. zur Jahrtausendfeier der Synode von Ingelheim 948–1948, Mainz 1948, S. 11–22.

**121** Vgl. S. Albrecht, Schicksalstage Deutschlands, in: C. Kleinjung/S. Albrecht (Hg.), Das lange 10. Jahrhundert – struktureller Wandel zwischen Zentralisierung und Fragmentierung, äußerem Druck und innerer Krise, Mainz 2014 (RGZM Tagungen 19), S. 27–44; C. R. Bowlus, The battle of Lechfeld and its aftermath, August 955. The end of the age of migrations in the Latin west, Aldershot 2006.

*patriae imperatorque*.[122] Seine Herrschaft hatte spätestens ab diesem Zeitpunkt den Rahmen eines ostfränkischen Königtums überschritten.

Italien rückte erst ein Jahr nach der Lechfeldschlacht wieder in den Fokus des ostfränkischen Königs, als Otto seinen Sohn Liudolf[123] im Herbst 956 über die Alpen schickte.[124] Er beabsichtigte also, die im Anschluss an seinen ersten Italienzug getroffene Entscheidung über die Verfügungsgewalt in Italien zu revidieren. In welcher Art und Weise dies genau geschehen sollte, kann nicht nachvollzogen werden, da Liudolf, nachdem er erste Erfolge errungen hatte[125] und in italischen Privaturkunden wieder nach Otto datiert wurde,[126] am 6. September 957 verstarb.[127] Auch über den Auslöser dieser Verfügung Ottos kann nur spekuliert werden. Wenige Monate vor dem Versuch, die italischen Verhältnisse neu zu ordnen, war Otto indes erneut Vater geworden.[128] Erbrechtliche Befürchtungen, die Liudolf nach der Wiederverheiratung seines Vaters mit Adelheid und der Geburt von Heinrich, dem im Kindesalter verstorbenen ersten Sohn Adelheids, in den Aufstand von 953/54 getrieben hatten, wurden also erneut akut. Und auch Otto, der seine eigene Individualsukzession energisch durchsetzen musste,[129] dürfte diese Konstellation regelbedürftig erschienen sein. Da der König mit der Weitergabe seines eigenen Namens an seinen dritten Sohn aus der Ehe mit Adelheid außerdem ein weithin sichtbares Zeichen setzte, wer ihm nachfolgen sollte, und auch sein zweitgeborener Sohn aus dieser Ehe namens Brun noch

**122** Vgl. Widukind, ed. P. Hirsch und H. E. Lohmann (wie Anm. 15), III, 56, S. 135.

**123** Vgl. zum vorherigen Aufstand Liudolfs: Becher (wie Anm. 1), S. 158–185; A. Krah, Der aufständische Königssohn. Ein Beispiel aus der Ottonenzeit, in: MIÖG 114 (2006), S. 48–64; K. Sonnleitner, Der Konflikt zwischen Otto I. und seinem Sohn Liudolf als Problem der zeitgenössischen Geschichtsschreibung, in: G. P. Obersteiner/P. Wiesflecker (Bearb.), Fs. Gerhard Pferschy zum 70. Geburtstag, Graz 2000 (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 42/Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark. Sonderband 25/Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs 26), S. 615–625; J. Laudage, Hausrecht und Thronfolge. Überlegungen zur Königserhebung Ottos des Großen und zu den Aufständen Thankmars, Heinrichs und Liudolfs, in: HJb 112 (1992), S. 23–71, hier S. 66–71; H. Naumann, Rätsel des letzten Aufstandes gegen Otto I. (953–954), in: Archiv für Kulturgeschichte 46 (1964), S. 133–184; G. G. Wolf, Über die Hintergründe der Erhebung Liudolfs von Schwaben, in: ZRG germ. Abt. 80 (1963), S. 315–324.

**124** Vgl. RI,II,1, Nr. 252a; RI,I,3,3, Nr. 2346; Zotz (wie Anm. 15), S. 101–103.

**125** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2347–2360.

**126** Vgl. Keller (wie Anm. 60), S. 41 Anm. 92.

**127** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2361.

**128** Vgl. Sächsisches Haus 919–1024. 2: Die Regesten des Kaiserreiches unter Otto II. 955 (973)–983, bearb. von H. L. Mikoletzky, Innsbruck 1950, Nr. 574d (künftig zitiert als RI,II,2).

**129** Vgl. Laudage (wie Anm. 123); M. Becher, Loyalität oder Opposition? Die Sachsen und die Thronfolge im Ostfrankenreich (929–939), in: C. Ehlers/J. Jarnut/M. Wemhoff (Hg.), Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung. Bd. 7: Zentren herrschaftlicher Repräsentation im Hochmittelalter. Geschichte, Architektur und Zeremoniell, Göttingen 2007 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 11,7), S. 69–86; Becher (wie Anm. 1), S. 119–139; Laudage (wie Anm. 1), S. 110–157; Althoff/Keller (wie Anm. 60), S. 156–166.

lebte,[130] musste ein für Liudolf angemessener Ausweg gefunden werden, um nicht die Möglichkeit eines erneuten Aufstandes zu provozieren. Für einen solchen war es zudem förderlich, dass Ottos Bruder, Heinrich von Bayern, am 1. November 955 gestorben war, womit ein Kontrahent Liudolfs ausschied. Gleichzeitig verfolgte Berengar zusammen mit seinem Sohn eine eigenmächtige Politik und agierte keineswegs als abhängiger Herrscher.[131] Vor diesem Hintergrund könnte Otto in der Ausstattung Liudolfs mit einem eigenen Herrschaftsraum (Italien)[132] eine pragmatische Option gesehen haben, die die Herrschaftsambitionen Liudolfs befriedigt und Italien gleichzeitig enger an die eigene Herrschaft gebunden hätte. Möglicherweise war für Liudolf eine Position vorgesehen, wie sie Brun im westfränkischen Herrschaftsraum ausfüllte.[133] Die Vergabe von Räumen an Mitglieder der Königsfamilie hätte hier also eine italische Entsprechung gefunden. Nach Liudolfs Tod traf Otto keine weitere Entscheidung bezüglich Italiens. Eine vornehmliche Konzentration auf Italien ist demnach nicht zu konstatieren. Gleiches gilt für ein durchgehendes Konzept Ottos des Großen für diesen Raum.

Berengar, dessen Einengung seiner Bewegungsfreiheit damit aufgehoben worden war, konnte somit sein Einflussgebiet wieder erweitern.[134] Womöglich in Überschätzung der eigenen Stärke tangierte sein Expansionsversuch jedoch die Machtsphäre Papst Johannes' XII.,[135] der als Sohn des vorherigen Stadtherrn Alberich auch die weltliche Gewalt über Rom ausübte.[136] Folgt man der sächsischen Überlieferung, habe sich aus diesem Grund der Papst, nachdem er bereits unmittelbar nach Amtsantritt auf eine Gesandtschaft unter der Führung des Abtes Hadamar von Fulda, die eigentlich an seinen Vorgänger Papst Agapet II. gerichtet gewesen war, geantwortet

**130** Geburts- und Sterbedaten der Söhne Heinrich und Brun sind nicht gesichert (vgl. die Übersicht bei: Glocker [wie Anm. 73], S. 278–281). Aufgrund der Namenswahl erscheint es plausibel, dass zum Zeitpunkt der Geburt Bruns Heinrich noch am Leben sein musste. Der Name Brun war in der ottonischen Familie seit der Niederlage von Brun, Sohn des ersten fassbaren Ottonen Liudolf und Bruder Ottos des Erlauchten, im Jahr 880 gegen die Normannen an Söhne vergeben worden, für die keine Herrschaftsfolge vorgesehen war.

**131** Vgl. etwa: Hartmann (wie Anm. 19), III,2, S. 254 f; Brühl (wie Anm. 15), S. 537 f.

**132** Die ältere Forschung schrieb hierbei – in Anlehnung an Gustav Eiten (G. Eiten, Das Unterkönigtum im Reiche der Merowinger und Karolinger, Heidelberg 1907 [Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 18]) – von einem ‚Unterkönigreich', obschon Eiten selbst den Begriff des ‚Unterkönigtums' gewählt hatte, was keineswegs ein unbedeutender Unterschied ist; vgl. etwa: Holtzmann (wie Anm. 15), S. 168 f.; Hartmann (wie Anm. 19), III,2, S. 253 ff.

**133** Vgl. L. Vones, Erzbischof Brun von Köln und der Reimser Erzstuhl, in: F.-R. Erkens/H. Wolff (Hg.), Von sacerdotium und regnum. Geistliche und weltliche Gewalt im frühen und hohen Mittelalter. Festschrift für Egon Boshof zum 65. Geburtstag, Köln-Weimar-Wien 2002, S. 325–345; P. Schwenk, Brun von Köln (925–965). Sein Leben, sein Werk und seine Bedeutung, Espelkamp 1995.

**134** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2374/2396/2406.

**135** Vgl. RI,II,5, Nr. 254.

**136** Vgl. H. Zimmermann, Parteiungen und Papstwahlen in Rom zur Zeit Kaiser Ottos des Großen, in: RHM 8/9 (1964/66), S. 29–88, etwa S. 55 ff.

hatte,[137] Schutz ersuchend an Otto den Großen gewandt,[138] der ja seit 952 zumindest theoretisch in einem rechtlich übergeordneten Verhältnis zu Berengar stand. Dies entspräche grundsätzlich den Hilfegesuchen an fränkische Könige des 9. Jahrhunderts (etwa gegen die Sarazenen) und stünde damit in einer karolingischen Tradition. In der Regel hatte ein solches päpstliches Ersuchen das Angebot einer Erhöhung zum Kaiser beinhaltet, weswegen in der Forschung davon ausgegangen wird, dass dies von Otto auch so aufgefasst worden sei. Gleichzeitig gibt es mit der Benedikt zugeschriebenen Chronik aus dem gut 50 km nördlich von Rom gelegenen Kloster Sant'Andrea in Flumine eine wohl zeitnah entstandene Quelle,[139] in der ein davon abweichender Ablauf festgehalten wurde. So hätten der Diakon Johannes und der Protoskrinar Azzo aus Ablehnung gegen Papst Johannes XII. Legaten zu Otto geschickt,[140] weil sie gehofft hätten, dass dieser die Wahl eines würdigen Papstes durchsetzen würde.[141]

Unabhängig von dem Initiator kann jedoch aus der Überlieferung herausgelesen werden, dass der ostfränkische König aufgefordert wurde, in die italischen oder römischen Verhältnisse einzugreifen, und Otto gedachte, diesem Aufruf nachzukommen. Aus diesem Grund traf er vor seinem Zug noch weitreichende Vorbereitungen. Auf einer Versammlung Anfang Mai in Worms, auf der auch die Heerfahrt nach Italien beschlossen wurde, ließ er seinen Sohn zum Mitkönig wählen und schickte ihn anschließend zur Visualisierung der Erhebung nach Aachen.[142] Ob hinter dieser ostfränkischen Novität der Rat Adelheids stand, deren erster Gemahl Lothar ebenfalls zu Lebzeiten des Vaters zum Mitkönig gekrönt worden war, ist möglich, aber nicht zu verifizieren.[143] Im anschließenden Sommer sammelte Otto dann sein Heer in Augs-

**137** Vgl. RI,II,5, Nr. 249 und Nr. 258.

**138** Vgl. RI,II,1, Nr. 289b/289c; RI,II,5, Nr. 283; RI,I,3,3, Nr. 2433.

**139** Vgl. zum Werk: J. Kunsemüller, Die Chronik Benedikts von S. Andrea, Ms. Diss. phil. Erlangen 1963.

**140** Vgl. Il Chronicon di Benedetto, monaco di S. Andrea del Soratte, ed. G. Zucchetti, Roma 1920 (Fonti per la Storia d'Italia 55), S. 174, Z. 6–8: *miserunt legatos ad Otto primus Saxones regem, ut veniret et possideret Italia et Romanum imperium.*

**141** Vgl. zum Bericht Benedikts auch: G. Isabella, Eine problematische Kaiserkrönung. Die Darstellung des Verhältnisses zwischen Otto I. und Johannes XII. in den Berichten über die Kaiserkrönung in zeitgenössischen italienischen und deutschen Quellen, in: C. Jörg/C. Dartmann (Hg.), Der „Zug über Berge" während des Mittelalters. Neue Perspektiven der Erforschung mittelalterlicher Romzüge, Wiesbaden 2014 (Trierer Beiträge zu den historischen Kulturwissenschaften 15), S. 71–92, hier S. 84–86. Vgl. zum Bild des Papstes im Werk Liudprands von Cremona: A. Grabowski, Liudprand of Cremona's papa monstrum. The image of Pope John XII in the Historia Ottonis, in: Early medieval Europe 23 (2015), S. 67–92.

**142** Vgl. RI,II,1, Nr. 297a; RI,II,2, Nr. 574e/574 f; RI,I,3,3, Nr. 2447. Vgl. auch: W. Giese, Ein zweiter Versuch „Zu den Designationen und Mitkönigerhebungen der deutschen Könige des Hochmittelalters", in: ZRG germ. Abt. 131 (2014), S. 1–68, hier S. 11, der die Erhebung Ottos zum Mitkönig aufgrund der Situation (Italienzug) als ‚Standardfall' einer designativen Nachfolgeregelung bezeichnete.

**143** In diesem Sinne etwa: Keller (wie Anm. 60), S. 43 f. Vgl. allgemein zum Einfluss Adelheids: Laudage (wie Anm. 1), S. 24–26 und S. 165–170.

burg und überquerte die Alpen erneut in südlicher Richtung.[144] Es kam zu keinen militärischen Aktionen gegen Berengar oder Adalbert, die sich vor der anzunehmenden Überlegenheit des ostfränkischen Heeres zurückzogen. Wie im Jahr 951 führte die Route Ottos zunächst nach Pavia, wo er wohl Weihnachten verbrachte.[145]

Hagen Keller schrieb hierzu, dass Otto „in Pavia öffentlich vom italischen Königreich Besitz ergriff[en]"[146] habe, was jedoch keinesfalls ein zwingender Schluss ist. Denn abgesehen von der eher unspezifischen Information Adalberts,[147] dass Otto in Italien von zahlreichen Grafen und Bischöfen mit allen Ehren empfangen worden sei, und einer von dem um 1100 schreibenden Autor Landolf dem Älteren erfundenen Königswahl und -krönung Ottos in Mailand,[148] wird die ‚Herrschaftsübernahme' in den anderen historiographischen Quellen lediglich mit allgemeinen Worten vermerkt,[149] während ein Diplom mit einem entsprechenden Titel fehlt.[150] Überhaupt muss man ein Einstellen der Urkundenproduktion bis zur Kaisererhebung konstatieren: Zwischen dem Aufbruch in Augsburg und der Ausstellung des Ottonianum[151] ist lediglich eine einzige Urkunde überliefert. Diese wurde auch nicht in Pavia, sondern im heute unbekannten *Aukario castro* ausgestellt, bezeichnete Otto unverfänglich als *Otto rex* und war nach den ostfränkischen Königsjahren Ottos datiert.[152] Dies spricht nicht für einen formulierten und in Intitulatio und Datierung gespiegelten Anspruch auf die Königsherrschaft in Italien. Wenn es in Pavia wirklich zu einer „Besitznahme der Stadt und des Reiches"[153] gekommen wäre, bliebe zu fragen, warum Otto die Übernahme der Verfügungsgewalt nicht durch das Ausstellen von Privilegien mit programmatischen Titulaturen auch manifest gemacht hätte.[154] Es ist kein Widerspruch zu diesem Befund, wenn Hagen Keller anführt, dass italische Privaturkunden, die

144 Vgl. RI,II,1, Nr. 307a–307d; RI,I,3,3, Nr. 2455.

145 Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2455/2462/2463/2464/2469.

146 Keller (wie Anm. 60), S. 42.

147 Vgl. Adalbert, Cont. Regin., ed. F. Kurze (wie Anm. 77), a. 961, S. 171: *Ubi omnes pene Italiae comites et episcopos obvios habuit et, ut decuit, ab eis honorifice susceptus potestative et absque ulla resistentia Papiam intravit ....*

148 Vgl. Landolf von Mailand, Historia Mediolanensis, ed. L. C. Bethmann und W. Wattenbach, Hannover 1848 (MGH SS 8), S. 53/ed. A. Cutolo, Bologna 1942 (Rer. Ital. SS² 4/2), S. 48.

149 Vgl. RI,II,1, Nr. 307e.

150 Vgl. auch: Köpke/Dümmler (wie Anm. 66), S. 327.

151 DD O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 233, S. 319 f. (Augsburg, 15. August 961) und Nr. 235, S. 322–327 (Rom, 13. Februar 962).

152 Vgl. ebd., Nr. 234, S. 320 f.: *Otto divina favente clementia pius rex ... anno regni serenissimi regis Ottonis XXVII*; RI,I,3,3, Nr. 2466.

153 So der Wortlaut von Emil von Ottenthal in: RI,II,1, Nr. 307e.

154 Vgl. hierzu auch die Thesen von Geoffrey Koziol, der (in seinem Fall) westfränkische Königsurkunden als „performative acts" verstand, wobei das Ausstellen von Urkunden nach der Herrschaftsübernahme eines Königs ein strategisch eingesetztes Mittel und ein essentieller Teil des Herrschaftsantrittes (und keinesfalls ein Zufallsprodukt) gewesen sei: G. G. Koziol, The politics of memory and identity in Carolingian royal diplomas. The West Frankish kingdom (840–987), Turnhout 2012

Ende 961/Anfang 962 ausgestellt wurden, für Otto I. und seinen Sohn Otto II. nach italischen Herrschaftsjahren datierten,[155] und sich auch im folgenden auf die Herrschaft der Ottonen bezogen, während bei dem Zug Ottos nach Italien in den Jahren 951/952 nur eine kurzfristige Reaktion erfolgt war.[156] Denn auch wenn diese italische Sicht die zugrunde liegenden Machtverhältnisse treffend anzeigt,[157] so steht diesen Privaturkunden die ostentative Zurückhaltung des Hofes gegenüber. Es erscheint im Gegenteil so, dass Otto die italische Frage im Vorfeld seiner Kaisererhebung zunächst einmal zurückstellen wollte, wenngleich er nach Adalbert befohlen habe, das von Berengar zerstörte *palatium* wieder aufzubauen.[158] Zwar war er (zumindest nach Aussage der meisten Quellen) vom Papst gerufen und somit in einer besseren Position als 951, als sein Italienzug eine Reaktion auf den Tod Lothars gewesen war. Jedoch scheint die italische Frage nicht wie 951 gleich zu Beginn entschieden worden zu sein, ohne auf päpstliche Vorstellungen Rücksicht zu nehmen. Vielmehr steht zu vermuten, dass der päpstlichen Seite explizit daran gelegen war, den italischen Herrschaftsraum nicht unter die direkte Verfügungsgewalt des zukünftigen ostfränkischen Kaisers zu stellen.

Vor diesem Hintergrund wurde Abt Hatto von Fulda nach Rom geschickt, um die Modalitäten für einen Einzug in Rom auszuhandeln.[159] Das Ergebnis dieser Unterredung beinhaltete zunächst einmal Sicherheitsbestimmungen für den Papst sowie Versprechungen, keine herrschaftliche Gewalt über den Papst oder die Römer auszuüben und Gebiete des *Patrimonium Petri*, die in seine Hand fallen würden, zu restituieren. Darüber hinaus versprach Otto auch, dass er denjenigen, dem er den italischen Herrschaftsraum anvertraue, veranlassen werde, ebenfalls zu schwören, dem Papst bei der Verteidigung des Territoriums des heiligen Petrus nach Kräften beizustehen.[160] Damit hatte Otto zugesichert, das *regnum Italicum* an einen unspezifischen Dritten zu übergeben, was einen artikulierten Verzicht der direkten Herrschaft über Italien

(Utrecht studies in medieval literacy 19), S. 17–62 („Charters, Diplomas, and Performative Acts") und S. 97–118 („Succession Acts: Diplomas that Establish Legitimacy and Identity").

**155** Vgl. Keller (wie Anm. 60), S. 42 Anm. 99. Vgl. etwa: Codex diplomaticus Langobardiae, ed. C. Alberti, Torino 1873 (Historiae patriae Monumenta 13), Nr. 649, Sp. 1118: *Actum ... anno regni dominorum Ottoni et item Ottoni ejus filii hic in Italia primo.*

**156** Vgl. Keller (wie Anm. 60), S. 38 mit Anm. 75.

**157** Vgl. dazu auch: W. Goez, Das hochmittelalterliche Imperium. Probleme der Integration von Reichsitalien (951–1220), in: W. Maleczek (Hg.), Fragen der politischen Integration im mittelalterlichen Europa, Ostfildern 2005 (Vorträge und Forschungen 63), S. 49–65, hier S. 55.

**158** Vgl. Adalbert, Cont. Regin., ed. F. Kurze (wie Anm. 77), a. 961, S. 171: ... *et palatium a Berengario destructum reaedificare precepit.*

**159** Vgl. RI,II,5, Nr. 287; RI,I,3,3, Nr. 2467/2489.

**160** Vgl. Constitutiones et acta publica imperatorum et regum 1, ed. L. Weiland, Hannover 1893 (ND 2003) (MGH Const. 1), Nr. 11, S. 23, Z. 15–18: *Cuicumque autem regnum Italicum committet, iurare faciet illum: ut adiutor sit domno pape et successoribus eius ad defendendam terram sancti Petri secundum suum posse. Sic adiuvet Deus eundem domnum regem Ottonem et hec sancta euangelia et hec sacrosancta sanctuaria.*

bedeutete und für den Papst ein wesentlicher Punkt der Verhandlungen gewesen sein könnte. Gleichzeitig beeidete Otto, dass er niemals in Rom ohne die Zustimmung des Papstes einen Gerichtstag halten oder eine Ordination vornehmen werde, die den Papst oder die Römer angehe.[161]

Wohl am 31. Januar 962 zog Otto dann mit einem großen Gefolge vor die Tore Roms, wo er am Monte Mario vor der Stadt lagerte.[162] Am folgenden Sonntag, dem 2. Februar 962, wurde er im Petersdom zusammen mit Adelheid[163] zum Kaiser erhoben.[164] Auch hierzu bietet der Bericht Benedikts einen etwas anderen Ablauf. So habe der Papst zwar Johannes und Azzo, die Otto nach Italien gerufen hätten, verstümmeln lassen, doch sei er machtlos gegenüber dessen Zug nach Rom gewesen. Dort sei Otto zunächst mit großen Ehren vom *populus Romanus* und vom Papst empfangen und zum Augustus ausgerufen worden, jedoch erst bei einem zweiten Romaufenthalt gemeinsam mit Adelheid zum Kaiser erhoben worden: *iterum ad Roma properantes rex cum regina, Adelade nomine, coronati astiterunt in ecclesia apostolorum principi; multa dona transmiserunt per cuncte sancte ecclesie Romane.*[165]

Im Anschluss an die Kaisererhebung hielten Kaiser und Papst am 12. Februar gemeinsam eine Synode ab, auf der der Papst dem neuen Kaiser ein Privileg ausstellte. Wichtigstes Element dieses Schriftstückes ist die Heidenmission, wofür in Magdeburg ein Erzbistum eingerichtet werden sollte.[166] Am folgenden Tag stellte Otto in seinem Namen sowie im Namen seines gleichnamigen Sohnes[167] seinerseits eine Urkunde für Johannes XII., das sogenannte Ottonianum, aus,[168] in dem er die Schenkungen

**161** Vgl. MGH Const. 1, ed. L. Weiland (wie Anm. 160), Nr. 11, S. 23, Z. 12f.: *Et in Roma nullum placitum aut ordinationem faciet de omnibus, quae pape et Romanis pertinent, sine consilio domni pape.*

**162** Vgl. RI,I,3,3, Nr. 2490.

**163** Vgl. Weinfurter (wie Anm. 18), S. 10ff.; C. Zey, *Imperatrix, si venerit Romam* ... Zu den Krönungen von Kaiserinnen im Mittelalter, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 60 (2004), S. 3–52, hier S. 17–27.

**164** Vgl. RI,II,1, Nr. 309c; RI,I,3,3, Nr. 2490/2491; RI,II,5, Nr. 293/294; Keller, Kaiserkrönung (wie Anm. 100); vgl. zu den Berichten der Quellen: Isabella (wie Anm. 141), S. 71–92.

**165** Vgl. Benedikt, Chronicon, ed. G. Zucchetti (wie Anm. 140), S. 175.

**166** Vgl. RI,II,1, Nr. 309c; Die Konzilien Deutschlands und Reichsitaliens 916–1001, Teil 2: 962–1001, ed. E.-D. Hehl unter Mitarbeit von C. Servatius, Hannover 2007 (MGH Conc. 6,2), Nr. 22, S. 213–220; Papsturkunden 896–1046, ed. H. Zimmermann, Bd. 1: 896–996, Wien ²1988 (Denkschriften. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-Hist. Klasse 174), Nr. 154, S. 281–284; RI,II,5, Nr. 304.

**167** Vgl. dazu auch: Keller, Das ottonische Kirchenreich und Byzanz (wie Anm. 66), S. 262f., der betonte, dass Otto „die römische Krönung als Übertragung der Kaiserwürde an sein Haus" verstanden habe.

**168** Vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 235, S. 322–327 = MGH Const. 1, ed. L. Weiland (wie Anm. 160), Nr. 12, S. 24–27. Vgl. RI,II,1, Nr. 311; RI,II,5, Nr. 305; A. M. Drabek, Die Verträge der fränkischen und deutschen Herrscher mit dem Papsttum von 754 bis 1020, Wien-Köln-Graz 1976 (Veröffentlichungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 22), S. 67–72; H. Zimmermann, Ottonische Studien. 2. Das Privilegium Ottonianum von 962 und seine Problemgeschichte, in: MIÖG. Ergänzungs-Band 20,1 (1962), S. 147–190; W. Ullmann, The origins of the Ottonianum, in: The Cam-

seiner kaiserlichen Vorgänger bestätigte, erweiterte und auch Gebiete versprach, die bislang unter byzantinischer Oberherrschaft oder sarazenischem Einfluss standen.[169] In einem Paragraphen übertrug er der Römischen Kirche außerdem (um des eigenen Seelenheils wie auch das seines Sohnes willen) sechs Orte *de proprio nostro regno*[170] und bestätigte weiterhin Zensus, Steuern und andere Abgaben der Dukate Tuszien und Spoleto, *salva super eosdem ducatus nostra in omnibus dominatione et illorum ad nostram partem et filii nostri subiectione*,[171] wobei letzteres einer Bestimmung des Pactum Hludowicianum[172] entspricht.[173] Dort wurden die zu erbringenden Leistungen als Zahlungen bestimmt, *quę annuatim in palacium regis Longobardorum inferri solebant*,[174] was mit der Situation Italiens im 10. Jahrhundert keinerlei Berührungspunkte mehr hatte.

Damit findet sich zugleich die (übernommene) Vorstellung einer Oberherrschaft über italische Dukate (*dominatio*) sowie die einer eigenen Herrschaft in Italien, aus der Otto einige Gebiete der Römischen Kirche übertrug. Im Gegensatz zum vor der

---

bridge historical journal 11 (1953/55), S. 114–128. Abbildungen finden sich bei: W. Georgi, Ottonianum und Heiratsurkunde 962/972, in: A. von Euw/P. Schreiner (Hg.), Kaiserin Theophanu. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends. Gedenkschrift des Kölner Schnütgen-Museums zum 1000. Todesjahr der Kaiserin, 2 Bde., Köln 1991, Bd. 2, S. 135–160, hier S. 136 und S. 140–143.

**169** Vgl. MGH Const. 1, ed. L. Weiland (wie Anm. 160), Nr. 12, 7–9, S. 25, Z. 14–23: *Itemque a Lunis cum insula Corsica, deinde in Suriano, deinde in monte Bardonis, deinde in Berceto, exinde in Parma, deinde in Regia, exinde in Mantua atque in Monte Silicis atque provincia Uenetiarum et Istria nec non et cunctum ducatum Spolitanum seu Beneuentanum una cum ęcclesia sanctę Cristinę posita prope Papiam iuxta Padum quarto miliario. (8) Item in partibus Campanię Soram, Arces, Aquinum, Arbinum, Teanum et Capuam. (9) Nec non et patrimonia ad potestatem et ditionem vestram pertinentia, sicut est patrimonium Beneuentanum et patrimonium Neapolitanum atque patrimonia Calabrię superioris et inferioris – de civitate autem Neapolitana cum castellis et territoriis ac finibus et insulis suis sibi pertinentibus, sicuti ad easdem aspicere videntur – nec non patrimonium Sicilię, si Deus nostris illud tradiderit manibus.*

**170** Vgl. MGH Const. 1, ed. L. Weiland (wie Anm. 160), Nr. 12, 11, S. 25, Z. 24–28: *Insuper offerimus tibi, beate Petre apostole, vicarioque tuo domno Iohanni papę et successoribus eius pro nostrę animę remedio nostrique filii et nostrorum parentum de proprio nostro regno civitates et oppida cum piscariis suis, id est Reatem, Amiternum, Furconem, Nursiam, Baluam et Marsim et alibi civitatem Teramnem cum pertinentiis suis.*

**171** Vgl. MGH Const. 1, ed. L. Weiland (wie Anm. 160), Nr. 12, 13, S. 24, Z. 38–43.

**172** Vgl. dazu: A. Hahn, Das Hludowicianum. Die Urkunde Ludwigs d. Fr. für die römische Kirche von 817, in: Archiv für Diplomatik 21 (1975), S. 15–135 (Textedition im Anhang auf S. 130–135); Drabek (wie Anm. 168), S. 33–42; W. H. Fritze, Papst und Frankenkönig. Studien zu den päpstlich-fränkischen Rechtsbeziehungen von 754 bis 824, Sigmaringen 1973 (Vorträge und Forschungen. Sonderbd. 10), S. 36–45; T. F. X. Noble, Louis the Pious and the papacy. Law, politics and the theory of empire in the early ninth-century, Ann Arbor 1974, S. 126 ff.

**173** Vgl. Capitularia regum Francorum 1, ed. A. Boretius, Hannover 1897 (ND 1984) (MGH Capit. 1), Nr. 172, S. 354, Z. 15 f.

**174** Vgl. MGH Const. 1, ed. L. Weiland (wie Anm. 160), Nr. 12, 13, S. 24, Z. 38.

Kaisererhebung geleisteten Eid wurde hierbei jedoch nicht von einem *regnum Italicum*, sondern von einem nicht weiter spezifizierten *regnum* geschrieben, weswegen *regnum* im zweiten Fall vielleicht treffender mit ‚Herrschaft' anstatt mit ‚Reich' zu übersetzen wäre und damit auf der durch den Eid angezeigten Linie einer Unterscheidung zwischen dem Kaisertum Ottos und der Herrschaft über das *regnum Italicum* läge. Die mit dem Eid aufgeworfene latente Italienproblematik im Sinne der konkreten Herrschaft im ehemaligen langobardischen Herrschaftsgebiet wurde im Ottonianum jedoch nicht weiter thematisiert. Dieses Auslassen könnte man auch als Zeichen für den Kompromisscharakter des Kaisertums Ottos werten und es zeigt, dass beide Akteure 962 lediglich zu einer (kurzfristigen) Interessenskonvergenz zusammenfanden: Johannes XII. suchte Schutz gegen die expansiven Bestrebungen Berengars und wollte sich dafür eine kaiserliche Schutzinstanz kreieren; Otto I. strebte nach dem Kaisertitel, der im 10. Jahrhundert ausschließlich mittels päpstlicher Vermittlung zu erhalten war.

Anschließend ging Otto, wenn auch ohne durchschlagenden Erfolg, militärisch gegen Berengar vor[175] und ließ die Bewohner der eroberten, eigentlich jedoch dem Papst versprochenen Gebiete einen Eid auf ihn anstatt auf die Römische Kirche schwören.[176] Treffenderweise hatte Benedikt von St. Andrea im Anschluss an Ottos Kaiserakklamation resümiert: *factus est ergo Italico regno vel Romanorum imperium a Saxonicum regem subiugatum.*[177] Vor diesem Hintergrund ist es wenig erstaunlich, dass Johannes XII.[178] die Seiten wechselte, sich in Rom mit Berengars Sohn Adalbert traf und versuchte, eigene Kontakte zu Byzanz zu knüpfen.[179] Auch wenn Johannes Otto gerufen hatte, um in die italischen Verhältnisse einzugreifen, wird der Papst doch den Plan verfolgt haben, mit dem zu erhebenden ostfränkischen König ein Werkzeug gegen die – die eigene Position bedrohende – Machtexpansion Berengars in die Hände zu bekommen, das umgekehrt dagegen auf eigene Ambitionen in Italien verzichtet. Hiervon zeugen der Schutzeid vor der Kaisererhebung und auch das Ottonianum selbst. In letzterem war Otto (auch hier im ergänzten Wortlaut des Pactum

**175** Vgl. RI,II,1, Nr. 320a/320b/321a/322/340c–348b.

**176** Dies überliefert zumindest Liudprand. So habe Johannes XII. Otto vorgeworfen, dass in unterworfenen Gebieten, die eigentlich dem Papst zustünden, dem Kaiser ein Untertaneneid geschworen werden müsse (vgl. Liudprand, Historia Ottonis, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 6, S. 172). Vgl. auch: Laudage (wie Anm. 1), S. 197 f. Nach Liudprand habe Otto dagegen erklärt, bevor er die Gebiete des heiligen Petrus restituieren könne, müsse er diese zunächst in seine Gewalt bringen, während Johannes sowie alle Großen der Stadt im Anschluss an die Kaisererhebung einen Eid geleistet hätten, niemals Berengar oder Adalbert zu helfen (Liudprand, Historia Ottonis, ed. P. Chiesa [wie Anm. 42], 3, S. 170).

**177** Vgl. Benedikt, Chronicon, ed. G. Zucchetti (wie Anm. 140), S. 176.

**178** Vgl. zum Negativbild Johannes XII. in der zeitnahen Historiographie: Isabella (wie Anm. 141), S. 87 f.

**179** Vgl. RI,II,5, Nr. 312/313/315/316/317; RI,II,1, Nr. 340a/348b; Liudprand, Historia Ottonis, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 6, S. 172.

Hludowicianum) lediglich zugestanden worden, dass ständige Gesandte des Papstes und des Kaisers ernannt werden sollten, die jährlich Otto oder dessen gleichnamigen Sohn über Streitfälle zu berichten hätten, die dann durch den Kaiser selbst oder dessen Bevollmächtigte zu lösen seien.[180] Nachdem Otto nun jedoch begonnen hatte, eigene Ziele in Italien zu verwirklichen und fortan in beständiger Regelmäßigkeit Urkunden für ausnahmslos italische Empfänger ausstellte,[181] und damit ganz im Gegensatz zu der Zeit vor der Erhebung ostentative Zeichen seiner Herrschaft setzte, wird Johannes XII. bewusst geworden sein, dass Otto nicht im Geringsten im päpstlichen Sinne handelte, sondern eine eigenständige Italienpolitik verfolgte. Der kurz nach der Kaisererhebung vollzogene Seitenwechsel Johannes' XII., der sich mit Berengar und Adalbert verbündete,[182] war somit keine „fast unerklärliche Kursschwenkung".[183]

Auf die veränderte Konstellation reagierte Otto mit unmissverständlicher Entschlossenheit und zog mit seinem Heer Richtung Rom gegen den Papst, der es nicht auf eine militärische Konfrontation ankommen lassen wollte und sich zusammen mit Adalbert zurückzog.[184] Liudprand von Cremona berichtet hierzu, dass die Bürger der Stadt Otto erneut Treue gelobt und zusätzlich mittels eines Eides zugesichert hätten, dass sie niemals einen Papst erwählen noch weihen lassen wollten ohne seine und seines Sohnes Zustimmung und Bestätigung.[185] Die nun folgenden Ereignisse um den auf einer von Otto einberufenen Synode[186] für abgesetzt erklärten Johannes XII., für den Leo VIII. zum Gegenpapst gewählt wurde, sowie der fortgesetzte Konflikt mit Benedikt V., dem rasch erwählten Nachfolger Johannes' XII. († 14. Mai 964), müssen hier nicht en détail geschildert werden.[187] Es zählt das Ergebnis: Otto konnte schon

**180** Vgl. MGH Const. 1, ed. L. Weiland (wie Anm. 160), Nr. 12, 19, S. 26, Z. 31–38.

**181** Nach der Kaisererhebung (und dem Ottonianum) folgt zunächst eine Urkunde für Bischof Konrad von Konstanz (vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 236, S. 327 f.). Anschließend urkundete Otto der Große bis zu seiner abermaligen Alpenüberquerung ausnahmslos für italische Empfänger; vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 237, S. 328 f. (21. Februar 962 in Rigiano) bis Nr. 274, S. 389–391 (3. Januar 965 in S. Ambrogia).

**182** Vgl. RI,II,5, Nr. 312/313/315–317.

**183** G. Althoff, Die Ottonen. Königsherrschaft ohne Staat, Stuttgart 2005 (Urban-Taschenbücher 473), S. 116.

**184** Vgl. RI,II,1, Nr. 348b/348c; RI,II,5, Nr. 318/319.

**185** Vgl. Liudprand, Historia Ottonis, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 8, S. 173, Z. 159–164: *Cives vero imperatorem sanctum cum suis omnibus in urbem suscipiunt, fidelitatem repromittunt, hoc addentes et firmiter iurantes, numquam se papam electuros aut ordinaturos praeter consensum et electionem domni imperatoris Ottonis cesaris augusti filiique ipsius regis Ottonis.*

**186** Vgl. H. Wolter, Die Synoden im Reichsgebiet und in Reichsitalien von 916 bis 1056, Paderborn 1988, S. 75–85; H. Zimmermann, Das dunkle Jahrhundert. Ein historisches Porträt, Graz-Wien-Köln 1971, S. 146–153; Ders., Papstabsetzungen des Mittelalters, Graz-Wien-Köln 1968, S. 81–98; die hauptsächliche Quelle für diese Ereignisse ist: Liudprand, Historia Ottonis, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 9–16, S. 173–180.

**187** Vgl. RI,II,1, Nr. 348d–351d und Nr. 354b/355a–355g; RI,II,5, Nr. 321–365. Vgl. auch: G. Graf, Die weltlichen Widerstände in Reichsitalien gegen die Herrschaft der Ottonen und der ersten beiden

Ende 963 Berengar und dessen Frau Willa gefangen nehmen und nach Bamberg ins Exil schicken, während Adalbert entkam.[188] In Rom vermochte er in einem zweiten Anlauf Leo VIII. als Papst durchzusetzen, während Benedikt V. nach Hamburg verbannt wurde.[189] Zusammengenommen kann man diese Aktivitäten (Vorgehen gegen Berengar und die Konfrontation mit dem Papst) als Ausdruck eines nun veränderten Bewusstseins deuten. Otto ging es (erstens) um die Durchsetzung seiner Herrschaft in Italien und (zweitens) um die Durchsetzung einer kaiserlichen Suprematie gegenüber dem Papsttum.[190] Vor allem sein Verhältnis zum Apostolischen Stuhl war vom eigenen Anspruch der Oberhoheit wesentlich stärker durchdrungen als dies bei seinen direkten kaiserlichen Vorgängern der Fall gewesen war und erinnert an Tendenzen unter Karl dem Großen. Nachdem Otto die Kaiserwürde erlangt hatte, versuchte er seine eigenen Machtansprüche zu behaupten. Hierfür konnte er zwar nicht auf grundsätzliche Instrumente kirchlichen Rechts verzichten (Absetzung Johannes' XII. auf einer Synode), agierte in diesem Rahmen jedoch ganz im Sinne eigener Zielsetzungen ohne Rücksicht auf kanonistische Feinheiten.[191]

Die Auseinandersetzungen um den päpstlichen Stuhl markieren das Ende des zweiten Italienaufenthaltes Ottos. Nachdem im Sommer 964 auf dem Rückweg aus Rom eine Seuche seine Gefolgschaft heimgesucht hatte, der auch bedeutende Große erlagen,[192] begab er sich im Winter auf die Rückreise über die Alpen und war am 13. Januar 965 bereits in Chur,[193] während in Italien die Lage seinen Vorstellungen entsprechend geregelt schien.[194] Burchard II. erstickte letzte Versuche Adalberts, in dessen ehemalige Position zurückzukehren, im Keime,[195] und nach dem Tod Leos VIII. (1. März 965) wurde auf die Bestimmungen des Ottonianums Rücksicht genommen[196] und erst in Gegenwart von Abgesandten Ottos am 1. Oktober 965

---

Salier (951–1056). Mit einem Anhang von Heinrich IV. bis zum Ableben Lothars von Supplinburg (1056–1137). Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-italienischen Beziehungen im Mittelalter und zur Entstehung des italienischen Nationalgefühls, Erlangen 1936 (Erlanger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 24), S. 8–16, wo Graf eine „Materialsammlung" der Widerstände gegen die Herrschaft Ottos des Großen in Italien listet.

**188** Vgl. RI,II,1, Nr. 351a.

**189** Vgl. zur Ereignisgeschichte: Althoff/Keller (wie Anm. 60), S. 208–219; Laudage (wie Anm. 1), S. 195–207.

**190** Vgl. dazu auch: Liudprand, Historia Ottonis, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 22, S. 182f.

**191** Vgl. etwa: E.-D. Hehl, Der wohlberatene Papst. Die römische Synode Johannes' XII. vom Februar 964, in: K. Herbers/H. H. Kortüm/C. Servatius (Hg.), Ex ipsis rerum documentis. Beiträge zur Mediävistik. Fs. Harald Zimmermann zum 65. Geburtstag, Sigmaringen 1991, S. 257–275.

**192** Vgl. RI,II,1, Nr. 355g.

**193** Vgl. RI,II,1, Nr. 368c/369.

**194** Vgl. Adalbert, Cont. Regin., ed. F. Kurze (wie Anm. 77), a. 965, S. 175: *imperator Papie natale Domini celebravit et peracta festivitate statim in patriam dispositis in Italia regni negotiis commeavit.*

**195** Vgl. RI,I,1, Nr. 409a; Zotz (wie Anm. 15), S. 103f. Vgl. dazu auch: Adalbert, Cont. Regin., ed. F. Kurze (wie Anm. 77), a. 965, S. 175f.

**196** Vgl. MGH Const. 1, ed. L. Weiland (wie Anm. 160), Nr. 12, 15, S. 26, Z. 11–21.

Johannes XIII. zum Papst gewählt.[197] Doch während die Wahl des neuen Papstes noch ganz im Sinne Ottos verlaufen war, bedingte eine neuerliche Erhebung der römischen Bevölkerung gegen den von Otto unterstützten Papst, der sich deswegen aus Rom zurückziehen musste, einen abermaligen Aufbruch nach Italien.[198] Zu Mariä Himmelfahrt 966 wurde in Worms nochmals eine Versammlung abgehalten,[199] das Weihnachtsfest wurde schon in Rom gefeiert.[200] Dort traf Otto auch mit Johannes XIII. zusammen, der, militärisch unterstützt von Pandulf von Capua, kurze Zeit zuvor wieder in die Stadt gelassen worden war.[201] Anschließend wurde von Papst und Kaiser in demonstrativer Zusammenarbeit eine Synode einberufen und für eine Bestrafung der Aufrührer gesorgt.[202] Bischof Sigolf von Piacenza und einige Grafen, die während der Abwesenheit des Kaisers Adalbert unterstützt hatten, waren zuvor schon nach Franken und Sachsen in die Verbannung gebracht worden.[203]

Die in auffälliger Eile getroffene Entscheidung, sich dem südlich der Alpen gelegenen Problemkreis erneut zuzuwenden, verdeutlicht, dass Otto der Große spätestens jetzt zu einem Konzept für den italischen Herrschaftsraum sowie Rom gelangt war, das es durchzusetzen galt. Nachdem das Kaisertum errungen worden war, sollte nun auch Italien in den eigenen Herrschaftsbereich eingegliedert werden und das Papsttum im Sinne eines römischen Bischofs auch in kirchlichen Angelegenheiten hinter der kaiserlichen Autorität zurückstehen. Zwar hatte es durch die faktische Machtbegrenzung Ludwigs II. auf Italien eine Verbindung zwischen Kaisertum und Italien gegeben, Italien war jedoch immer nur ein Raum des fränkischen Reiches gewesen, der gleichberechtigt neben, in der Regel jedoch in minderer Wichtigkeit unter anderen stand.[204] Für Otto war die Herrschaft in Italien dagegen ein integraler Bestandteil seines Kaiserverständnisses. Damit fände auch die Anomalie von Ottos Titel in einigen Diplomen des Jahres 966 eine Erklärung (*Otto divina favente clementia*

**197** Vgl. RI,II,5, Nr. 383/386; Adalbert, Cont. Regin., ed. F. Kurze (wie Anm. 77), a. 965, S. 176: *Eodem etiam anno domnus Leo papa obiit. Tunc legati Romanorum, Azo videlicet protocrinarius et Marinus Sutriensis ecclesiae episcopus, imperatorem pro instituendo, quem vellet, Romano pontifice in Saxonia adeuntes honorifice suscipiuntur et remittuntur. Et Otgerus Spirensis episcopus et Liuzo Cremonensis episcopus cum eisdem Romam ab imperatore diriguntur. Tunc ab omni plebe Romana Iohannes, Narniensis ecclesiae episcopus, eligitur et sedi apostolicae pontifex intronizatur.*

**198** Vgl. RI,II,1, Nr. 429a; Scholz (wie Anm. 120), S. 270–272; Keller/Althoff (wie Anm. 1), S. 220 f.

**199** Vgl. RI,II,1, Nr. 431a.

**200** Vgl. RI,II,1, Nr. 439a.

**201** Vgl. RI,II,5, Nr. 392–396.

**202** Vgl. RI,II,1, Nr. 439a/439b; RI,I,5, Nr. 405/406; A. Nitschke, Der mißhandelte Papst. Folgen ottonischer Italienpolitik, in: Histor. Seminar d. Univ. Hannover (Hg.), Staat und Gesellschaft in Mittelalter und Früher Neuzeit. Gedenkschrift für Joachim Leuschner, Göttingen 1983, S. 40–53.

**203** Vgl. Adalbert, Cont. Regin., ed. F. Kurze (wie Anm. 77), a. 966, S. 177.

**204** Vgl. Groth (wie Anm. 8); Ders. (wie Anm. 6).

*imperator augustus Romanorum ac Francorum*),[205] indem hiermit als Reaktion auf die Vertreibung des neu gewählten Papstes aus Rom auf Ottos Anspruch auf eine direkte Herrschaft in Italien und Rom aufmerksam gemacht werden sollte.[206]

Diese Bedeutung Italiens wird auch durch die Beachtung des kaiserlichen Aktionskreises deutlich. Von den auf die Kaisererhebung folgenden elf Jahren bis zu seinem Tod im Jahr 973 agierte Otto neun Jahre in Italien.[207] Aus diesem Grund ist die in der Forschungsliteratur immer wieder zu lesende Formulierung von den insgesamt drei ‚Italienzügen' Ottos irreführend. Gleiches gilt für die pauschale Wertung Carlrichard Brühls, Italien sei als „Nebenland des Reiches" zu verstehen und würde „nur auf gelegentlichen ‚Zügen', besser Heerfahrten, aufgesucht".[208] Dagegen könnte treffender formuliert werden: Im Anschluss an die Erhebung in Rom zog der Kaiser zweimal in den ostfränkischen Herrschaftsraum und regierte in Italien. Deutlich sichtbar wird dies auch durch die Versuche, die Frage der nordalpinen Kirchenorganisation (Errichtung der Kirchenprovinz Magdeburg) südlich der Alpen zu lösen.[209] Gleichzeitig sind mehrere italische *placita* überliefert, an denen Otto selbst mitwirkte.[210] Dies unterscheidet sein Kaisertum signifikant von demjenigen Arnulfs von

**205** Vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 318, S. 432; Nr. 322, S. 436; Nr. 324, S. 439; Nr. 325, S. 439; Nr. 326, S. 441; Nr. 329, S. 443.

**206** In diesem Sinne bereits: L. Borch, Zum Kaisertitel Ottos I., in: HJb 8 (1887), S. 101–103.

**207** Von den verbleibenden 4112 Tagen bis zu seinem Tod am 7. Mai 973 agierte Otto über 3200 Tage südlich der Alpen und lediglich um die 900 im ostfränkischen Herrschaftsraum. So verbrachte er zunächst 1076 Aufenthaltstage südlich der Alpen (vom 2. Februar 962 bis zum 13. Januar 965 nach Vermerk in den Annales Einsidlenses, a. 965, S. 143) und dann über 2100 Tage (am 27. August 966 ist er noch in Ruffach, am 2. Dezember 966 dann in Vada in Italien; umgekehrt ist er am 1. August 972 letztmalig in Pavia und am 14. August 972 dann in St. Gallen). Die ungefähr 900 Tage nördlich der Alpen entsprechen gerade einmal 22 % seiner verbliebenen Lebenszeit. Carlrichard Brühl hatte umgekehrt einen Wert von 78,4 % errechnet (vgl. Brühl [wie Anm. 15], S. 547).

**208** C. Brühl, Fodrum, Gistum, Servitium regis. Studien zu den wirtschaftlichen Grundlagen des Königtums im Frankenreich und in den fränkischen Nachfolgestaaten Deutschland, Frankreich und Italien vom 6. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, 2 Bde., Köln 1968 (Kölner historische Abhandlungen 14), S. 452, ‚Nebenland' auch auf S. 396 oder S. 501.

**209** Vgl. zuletzt zur Gründung (mit der weiterführenden Literatur): Bode (wie Anm. 98), S. 376–401 (hier insbesondere S. 398–401); W. Huschner, Ravenna, Magdeburg, Kiev, Konstantinopel, Rom. Die Gründung des Erzbistums Magdeburg (967/68) im europäischen Kontext, in: Ders., Italien – Mitteldeutschland – Polen (wie Anm. 66), S. 67–98; sowie: Ders. (wie Anm. 66), S. 624–685; Hehl (wie Anm. 1), S. 229–234; C. Ehlers, Die Integration Sachsens in das fränkische Reich. 751–1024, Göttingen 2007 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 231), S. 94–99 und S. 332–339.

**210** Vgl. die Liste bei: R. Hübner, Gerichtsurkunden der fränkischen Zeit. 2. Abtheilung: Die Gerichtsurkunden aus Italien bis zum Jahre 1150, in: ZRG germ. Abt. 14 (1893), S. 1–248, hier S. 102–106. Für die Zeit von 962 und 972 sind insgesamt 28 *placita* überliefert (vgl. I placiti del Regnum Italiae, 3 Bde., ed. C. Manaresi, Roma 1955–1960 [Fonti per la storia d'Italia 92, 96 und 97], Bd. 1, S. 110 ff. Vgl. dazu auch: J. N. Sutherland, Aspects of continuity and change in the Italian placitum, 962–972. The nature and significance of courtroom procedures, in: Journal of Medieval History 2 (1976), S. 89–118; sowie: H. Keller/S. Ast, Ostensio cartae. Italienische Gerichtsurkunden des 10. Jahrhunderts

Kärnten, der lediglich mehrmals in das *regnum Italicum* gezogen war, und ebenso von demjenigen Karls III., der zwar sowohl italischer König als auch Kaiser war und Italien hochgewichtig in sein Itinerar integrierte, der aber von einem grundsätzlich anderen Verständnis des Herrschaftsraumes getragen war.[211] Während für Karl III. Italien ein additiver Teil seiner Herrschaft war,[212] überwölbte für Otto den Großen das Kaisertum den italischen Herrschaftsraum. Nicht nur, dass mit einem neuen, eigens konzipierten Siegelbild eine Zäsur visualisiert wurde[213] – das alte Modell des in die Ferne blickenden, waffengeschmückten Königs wurde abgewandelt zu einem den Betrachter aus beiden Augen fixierenden Kaiser –, auch Ottos Diplome datierten nunmehr (zumindest südlich der Alpen) nur noch nach dessen Kaiserjahren.[214]

---

zwischen Schriftlichkeit und Performanz, in: Archiv für Diplomatik 53 (2007), S. 99–122, die das Phänomen italischer Gerichtsurkunden (sogenannter *ostensio cartae*) als „Akt ... einer öffentlichen Herrschafts- und Machtdemonstration" (S. 120) vornehmlich am Beispiel der Herrschaftsdurchsetzung Ottos des Großen in Italien nach seiner Kaisererhebung diskutierten.

**211** Vgl. Groth (wie Anm. 6), S. 172–175. Vgl auch: A. Zettler, Der Zusammenhang des Raumes beidseits der Alpen in karolingischer Zeit. Amtsträger, Klöster und die Herrschaft Karls III., in: Maurer/Schwarzmaier/Zotz (Hg.), Schwaben und Italien (wie Anm. 15), S. 25–42.

**212** Karl III. differenzierte in seinen Urkunden nicht nur zwischen seiner Herrschaft *in Francia* und *in Italia* (seit 879), sondern auch *in Gallia* (seit 885); vgl. dazu: H. Fichtenau, „Politische" Datierungen des frühen Mittelalters, in: Intitulatio II. (wie Anm. 91), S. 453–548, hier zitiert nach: H. Fichtenau, Beiträge zur Mediävistik. Ausgewählte Aufsätze. Bd. 3: Lebensordnungen, Urkundenforschung, Mittellatein, Stuttgart 1986, S. 186–285, hier S. 269–271; S. Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Die Titel der fränkischen Könige und Kaiser bis 911, Göttingen 1958, S. 318–335.

**213** Vgl. H. Keller, Ottonische Herrschersiegel. Beobachtungen und Fragen zu Gestalt und Aussage und zur Funktion im historischen Kontext, in: K. Krimm/H. John (Hg.), Bild und Geschichte. Studien zur politischen Ikonographie. Festschrift für Hansmartin Schwarzmaier zum 65. Geburtstag, Sigmaringen 1997, S. 1–49, hier S. 5–15; Keller (wie Anm. 60), S. 45 f.; H. Keller, Das neue Bild des Herrschers. Zum Wandel der „Herrschaftsrepräsentation" unter Otto dem Großen, in: Schneidmüller/Weinfurter, Ottonische Neuanfänge (wie Anm. 1), S. 189–211, hier S. 190 ff.; Goez (wie Anm. 157), S. 52; vgl. allgemein auch: H. Keller, Zu den Siegeln der Karolinger und der Ottonen. Urkunden als Hoheitszeichen in der Kommunikation des Herrschers mit seinen Getreuen, in: Frühmittelalterliche Studien 32 (1998), S. 400–441. Die Umschrift des Siegels lautete: OTTO IMP. AUG.

**214** Nachdem die ersten Diplome im Anschluss an das Ottonianum noch sowohl die Königsjahre wie auch die Kaiserjahre zählten (vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 236/237, S. 327–329), wurde folgend in der Regel ausschließlich nach den Kaiserjahren Ottos datiert (auch für nordalpine Empfänger). In wenigen Ausnahmen für nordalpine Empfänger wurden dagegen beide Datierungen nebeneinander genutzt (Nr. 250, S. 358; Nr. 411, S. 559 f. [Kloster Pfäfers]; Nr. 255, S. 364 [Kloster Kempten]; Nr. 345, S. 471 f.; Nr. 361–363, S. 497–499; Nr. 365, S. 501 f.; Nr. 385, S. 526 f. [Magdeburger Kirche]; Nr. 358, S. 491 f.; Nr. 397, S. 539 f. [Kloster Elten]; Nr. 368/369, S. 505–507 [nordalpine Höfe als Geschenk an seine Gemahlin Adelheid]; Nr. 379, S. 520 f. [Speierer Kirche]; Nr. 389, S. 530 f. [Salzburger Kirche]; Nr. 391, S. 532 f. [Kloster S. Maximin]; Nr. 392, S. 533 f. [Wormser Kirche]; Nr. 393, S. 535 [Nonnenkloster Nordhausen]; Nr. 395, S. 537 [Nonnenkloster Hilwartshausen]; Nr. 417, S. 569 f. [Marienkapelle Aachen]). Ab 966 wurde Otto in der Datierungszeile meist als *piissimus cesar* ausgezeichnet (zuerst in Nr. 334, S. 448 f.). Umgekehrt wurde in einigen Fällen auch nördlich der Alpen (für nordalpine wie für südalpine Empfänger) ausschließlich auf die Kaiserjahre verwiesen (Nr. 276, S. 392 f. [Kloster Ein-

Die Königsherrschaft über das *regnum Italicum* war im Kaisertum aufgegangen.[215] Anders als Karl der Große, der auch nach seiner Kaisererhebung nicht auf den Titel *rex Francorum et Langobardorum* verzichtete (während der Zusatz *Patricius Romanorum* verschwand),[216] wurde die italische Herrschaft Ottos nicht gesondert angezeigt. Ottos Konzeption des Kaisertums hatte damit unmittelbare Auswirkungen auf seine Herrschaftspraxis.[217] Aus einem fränkischen Teilreich war ein ottonischer Reichsteil geworden.

Nachdem Otto in Rom mit Johannes XIII. eine Synode abgehalten hatte (Januar 967),[218] zog er nach Capua und Benevent,[219] wodurch er seinen Anspruch auch auf solche Bereiche Italiens demonstrierte, die seit 774 in relativer Selbstständigkeit zu den fränkischen Herrschern standen, und gelangte dann erneut über Rom nach Ravenna.[220] In der Folge traten Ravenna und Rom an die Stelle von Pavia als bevorzugte Aufenthaltsorte in Italien.[221] Auch dies könnte als Symbol für den Wandel von einer Italienpolitik (Pavia) hin zu einer Kaiserpolitik (Ravenna/Rom) verstanden

siedeln]; Nr. 279, S. 395 f. [Schenkung an Negomir, einen Vasallen des Bischofs Abraham]; Nr. 429, S. 582 f. [Cremoneser Kirche]), während in der Regel beide Datierungen angegeben wurden. Als dritte Form finden sich ebenfalls einige Urkunden, in denen einzig nach den allgemeinen (also königlichen) Herrschaftsjahren ‚des Kaisers' Otto datiert wurde (Nr. 252, S. 360 f.; Nr. 280, S. 396 f.; Nr. 292, S. 409; Nr. 306, S. 421 f.; Nr. 319, S. 434; Nr. 425, S. 578 f.). Vgl. allgemein auch die quantitativen Ergebnisse bei: Bode (wie Anm. 98), S. 338 ff.

**215** Vgl. hierzu auch die singuläre Urkundendatierung *anno regni serenissimi regis Ottonis XXXV, imperii scilicet sui in Italia VIII* (D O I, ed. T. Sickel [wie Anm. 63], Nr. 379, S. 521, Z. 17 [Immunitätsverleihung für die Speierer Kirche / Brenna bei Siena, 4. Oktober 969]) sowie die Placitumdatierung *anno imperii domni Ottoni et item Ottoni filii eius gracia dei rege hic in Italia tercio* (Nr. 269, S. 384, Z. 41 f. [Lucca, 9. August 964]).

**216** Vgl. Die Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen. Pippini, Carlomanni, Caroli Magni Diplomata, ed. E. Mühlbacher unter Mitwirkung von A. Dopsch, J. Lechner und M. Tangl, Hannover 1906 (ND 1991) (MGH Diplomata Karolinorum 1), Nr. 197–218, S. 265–692.

**217** Vgl. etwa auch: Sutherland (wie Anm. 210), S. 91: „During the remaining decade of his life, he shored up his control over Italy through centralization of power whenever possible, and where impossible, through the establishment of loyal forces to counterbalance regional opposition"; vgl. allgemein zur ‚ottonischen' Herrschaftspraxis in Italien: Pauler (wie Anm. 66), der gegen die ältere Forschung der Bistumspolitik nur eine untergeordnete Rolle zubilligte und stattdessen von einer „ottonischen ‚balance of power-Politik'" schrieb (S. 172), wobei sich die ottonischen Herrscher den „regionalen Gegebenheiten" angepasst hätten (vgl. dagegen kritisch: L. Auer, Zur ottonischen Herrschaftspraxis in Italien. Bemerkungen zu Roland Paulers ‚Regnum Italiae', in: MIÖG 94 [1986], S. 175–182).

**218** Vgl. RI,II,5, Nr. 405; RI,II,1, Nr. 439b–414.

**219** Vgl. RI,II,1, Nr. 441b/442.

**220** Vgl. RI,II,1, Nr. 442a/443a–450a.

**221** So feierte Otto einmal Weihnachten (971, RI,II,1, Nr. 535a) und dreimal Ostern (967, Nr. 443a; 970, Nr. 515a; 971, Nr. 528a) in Ravenna, wodurch Pavia als hauptsächlicher Aufenthaltsort verdrängt wurde. Nur noch Weihnachten 969 (Nr. 506a) verbrachte er in Pavia, während er zuvor vier Weihnachtsfeste (951, Nr. 201b; 961, 308a; 962, 338a; 964, 364a) und zwei Osterfeste (962, 316a; 963, 340a) dort gefeiert hatte. Zusätzlich zu Ravenna wurde nun auch Rom präferiert.

werden. Auf der Synode von Classe bei Ravenna[222] wurde Otto I. in der Urkunde für die Errichtung des Erzbistums Magdeburg als der erhabenste aller Kaiser und als dritter nach Konstantin bezeichnet, der in besonderer Weise die Römische Kirche erhöht habe.[223] Durch die Gleichstellung der Gründung Magdeburgs (mittels päpstlicher Autorität) mit derjenigen Konstantinopels[224] wurde die Gleichrangigkeit beider Kaiserstädte auf einer Synode bei Ravenna, der ehemals wichtigsten Stadt für die byzantinische Herrschaft über Italien, vindiziert. Im Eschatokoll wurde der Kaiser als *Ottone a Deo coronato magno imperatore anno sexto monarchiam Romani imperii feliciter gubernante* bezeichnet.[225]

Damit war er automatisch in eine Auseinandersetzung mit Byzanz getreten.[226] Während für die byzantinische Seite Ottos ‚Usurpation' eine Frage nachgeordneter Bedeutung blieb – war sie ja auch keine gänzliche Novität –, war umgekehrt die byzantinische Anerkennung für den zum Kaiser aufgestiegenen ostfränkischen König äußerst bedeutsam, da die eigene kaiserliche Stellung ohne eine byzantinische Bestätigung in ihrer Relevanz beschnitten wäre. In Byzanz wurde der Kaisertitel Ottos zwar registriert und auch problematisiert, Otto jedoch nicht als gleichberechtigter Kaiser anerkannt.[227] Folgt man dem Bericht Liudprands,[228] stand der ottonische Kaiser im Hofzeremoniell unterhalb des bulgarischen Zaren Peter,[229] der aufgrund seiner

---

**222** Vgl. Scholz (wie Anm. 120), S. 272–282.

**223** Vgl. Papsturkunden 896–1046, Bd. 1, ed. H. Zimmermann (wie Anm. 166), Nr. 177, S. 348: *Ideo, quia filius noster sepe iam nominatus Otto, omnium augustorum augustissimus imperator, tercius post Constantinum, maxime Romanam ecclesiam exaltavit, concessimus* ... Die Wendung, dass Otto der erhabenste aller Kaiser sei, könnte im diachronen Sinne (also in Bezug auf Vorgänger) als Topos ohne tieferen Gehalt gelten, wäre jedoch im synchronen Sinne (also in Bezug zum byzantinischen Kaiser) ein Ausdruck des päpstlichen Kaiserverständnisses.

**224** Vgl. Papsturkunden 896–1046, Bd. 1, ed. H. Zimmermann (wie Anm. 166), Nr. 177, S. 348: *Nos vero ... conivere ei dignum duximus statuentes ..., ut Magdaburch ... deinceps metropolis sit et nominetur auctoritate beati Petri apostolorum principis et ea qua predecessores nostri Constantinopolim statuerunt.*

**225** Vgl. Die Konzilien Deutschlands und Reichsitaliens 916–1001, Teil 2 (wie Anm. 166), Nr. 31, S. 274, Z. 1 f.

**226** Vgl. allgemein auch: J. Shepard, Byzantium and the West, in: T. Reuter (Hg.), The New Cambridge medieval history, Bd. 3, Cambridge 1999, S. 605–623; Keller, Das ottonische Kirchenreich und Byzanz (wie Anm. 66), etwa S. 268 ff.

**227** Vgl. allgemein: E. Chrysos, Otto der Große aus byzantinischer Sicht, in: Puhle, Otto der Große (wie Anm. 58), S. 481–488; vgl. auch: W. Ohnsorge, Die Anerkennung des Kaisertums Ottos I. durch Byzanz, in: Byzantinische Zeitschrift 54 (1961), S. 28–52, hier S. 29–31.

**228** Vgl. dazu allgemein unten Anm. 262.

**229** Vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 19, S. 195 f. Vgl. zum Adressenkapitel im Zeremonienbuch des Constantinus Porphyrogenitus (vgl. Constantine Porphyrogenitus: De cerimoniis aulae byzantinae libri duo, ed. J. J. Reiske, Bonn 1829–1830 [Corpus scriptorum historiae Byzantinae 1–2], II, S. 48) nunmehr: P. Komatina, The „king of Francia" in De cerimoniis II, 48, in: Byzantinische Zeitschrift 108 (2015), S. 157–168, der entgegen der üblichen Deutung, die Titulatur eines ‚fränkischen' Königs auf Otto den Großen zu beziehen, hiermit den italischen König Hugo adres-

Heirat mit Maria-Eirene im Jahr 927 von Byzanz als Kaiser der Bulgaren ausgezeichnet worden war.[230] Möglicherweise wollte Otto in dieser Situation mit einer kaiserlichen Herrschaft über Italien beziehungsweise Teile der Apenninhalbinsel unter dem Einschluss von Rom und Ravenna[231] eine kaiserliche Äquivalenz zum universal verstandenen Kaisertum in Byzanz betonen.

Hierin muss man ganz klar eine Entwicklung des Kaiserverständnisses sehen. Schon Martin Lintzel[232] und in jüngerer Zeit auch Hagen Keller[233] haben auf die Prozesshaftigkeit der Italienpolitik Ottos hingewiesen. Gleiches gilt für das Kaisertum.[234] Letztendlich müssen beide Elemente spätestens seit 966 als zwei Seiten derselben Medaille angesehen werden. Denn sowohl die Ausweitung der eigenen Aktionssphäre nach Süden,[235] die Nutzung der Symbolkraft von Ravenna oder etwas später die Gründung des Erzbistums Benevent (26. Mai 969)[236] waren allesamt gegen byzantinische

siert sieht. Aufgrund der Abfassungszeit des Werkes (März 946 bis Oktober 946) spielt diese Stelle für die byzantinische Sicht auf das Kaisertum Ottos ohnehin keine Rolle. Otto der Große könnte vielmehr in die wenige Positionen vorher gelistete, etwas weniger ehrenvolle Sammelanrede für den ‚König von Sachsen, König von Bayern, König von Gallien, König von Germanien' eingeschlossen gewesen sein. Vgl. auch: Chrysos (wie Anm. 227), S. 481; O. Kresten, ‚Staatsempfänge' im Kaiserpalast von Konstantinopel um die Mitte des 10. Jahrhunderts. Beobachtungen zu Kapitel II 15 des sogenannten ‚Zeremonienbuches', Wien 2000 (Sitzungsberichte. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-Hist. Klasse 670), S. 8 Anm. 18.

**230** Vgl. G. Every, The Byzantine Patriarchate (451–1204), London ²1962, S. 142. Vgl. allgemein auch: J. Shepard, Bulgaria: the other Balkan ‚Empire', in: Reuter, New Cambridge medieval history (wie Anm. 226), S. 567–585; F. Dölger, Bulgarisches Zartum und byzantinisches Kaisertum, in: Ders., Byzanz und europäische Staatenwelt. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, Darmstadt 1964, S. 140–158.

**231** Vgl. M. Uhlirz, Restitution des Exarchates Ravenna durch die Ottonen. Mit einem Exkurs: Die kaiserliche Pfalz vor den Toren Ravennas, in: MIÖG 50 (1936), S. 1–34; W. Kölmel, Die kaiserliche Herrschaft im Gebiet von Ravenna (Exarchat und Pentapolis) vor dem Investiturstreit (10./11. Jahrhundert), in: HJb 88 (1968), S. 257–299; D. A. Warner, The representation of empire: Otto I at Ravenna, in: B. K. U. Weiler/S. MacLean (Hg.), Representations of power in medieval Germany: 800–1500, Turnhout 2006 (International medieval research 16), S. 121–140.

**232** Vgl. Lintzel (wie Anm. 66), S. 108–110.

**233** Vgl. Keller (wie Anm. 60), etwa S. 47.

**234** Vgl. hierzu auch die Skizzen von: J. W. Bernhardt, Concepts and practice of Empire in Ottonian Germany (950–1024), in: Weiler/MacLean, Representations of power (wie Anm. 231), S. 141–163; Huschner (wie Anm. 10).

**235** Vgl. dazu: G. A. Loud, Southern Italy and the Eastern and Western empires, c. 900–1050, in: Journal of Medieval History 38 (2012), S. 1–19, hier S. 1 ff.

**236** Vgl. RI,II,1, Nr. 495; RI,II,5, Nr. 458/459; W. Huschner, Benevent – Capua – Magdeburg – Salerno. Neue Erzbistümer an der Peripherie des lateinischen Europa im 10. Jahrhundert, in: A. Ranft (Hg.), Der Hoftag in Quedlinburg 973. Von den historischen Wurzeln zum Neuen Europa, Berlin 2006, S. 37–49, hier S. 38–42; Scholz (wie Anm. 120), S. 283 f. Dies ist auch als Antwort auf die Erhebung Otrantos zur Metropole mit Suffraganbistümern durch Nikephoros II. Phokas zu verstehen, was gleichsam als Reaktion auf den ausbrechenden Gegensatz anzusehen ist.

Ansprüche in Italien[237] gerichtete Aktionen und damit Teil der übergeordneten Frage nach Anerkennung des ottonischen Kaisertums durch Byzanz.[238]

Der erste (belegte) diplomatische Kontakt nach der Kaisererhebung[239] war eine Gesandtschaft Nikephoros' II.,[240] die Otto 967 in Ravenna aufsuchte.[241] Ob hier Byzanz das Angebot einer Heiratsverbindung[242] unterbreitete[243] oder die ottonische Seite diesen ersten Kontakt mit dem Wunsch Anna, die Tochter des Kaisers Romanos II., als Gemahlin für Otto II. zu erhalten,[244] beantwortete, muss offen bleiben. Gleiches gilt für die These eines von Byzanz initiierten Bündnisses gegen die Sarazenen.[245] Gesichert scheint nur, dass Otto einen eigenen Gesandten nach Byzanz schickte,[246] der

---

**237** Vgl. dazu: J. Shepard, Aspects of Byzantine attitudes and policy towards the West in the tenth and eleventh centuries, in: Byzantinische Forschungen 13 (1988), S. 67–118; Hiestand (wie Anm. 15); M. Arbagi, Byzantium, Germany, the Regnum Italicum, and the Magyars in the tenth century, in: Byzantine Studies 6 (1979), S. 35–48.

**238** Vgl. auch: S. Kolditz, Leon von Synada und Liudprand von Cremona. Untersuchungen zu den Ost-West-Kontakten des 10. Jahrhunderts, in: Byzantinische Zeitschrift 95 (2002), S. 509–584, hier S. 511–518.

**239** Vgl. allgemein: D. Nerlich, Diplomatische Gesandtschaften zwischen Ost- und Westkaisern 756–1002, Bern u. a. 1999 (Geist und Werk der Zeiten 92), 58–61 und S. 296–303 (Liste der diplomatischen Kontakte mit jeweiligem Verweis auf die hauptsächlichen Quellen).

**240** Vgl. Adalbert, Cont. Regin., ed. F. Kurze (wie Anm. 77), a. 967, S. 178: *Domno imperatore in Italia commorante legati Nichophori Grecorum imperatoris Ravennae ad eum venerunt, honorifica secum munera ferentes et pacem ab eo vel amiciciam poscentes; quibus honorabiliter susceptis decenterque remissis domnus imperator nuntium suum eidem Grecorum imperatori pro coniungenda in matrimonium suo filio regi Ottoni privigna ipsius Nichofori, filia scilicet Romani imperatoris, Constantinopolim dirigit.* Vgl. dazu: Kolditz (wie Anm. 238), S. 519 f.; Nerlich (wie Anm. 239), S. 298. Vgl. zu Nikephoros II.: D. F. Sullivan, Siege Warfare, Nikephoros II Phokas, Relics and Personal Piety, in: Ders. (Hg.), Byzantine religious culture. Studies in honor of Alice-Mary Talbot, Leiden u. a. 2012 (The medieval Mediterranean 92), S. 395–410; R. Morris, The two faces of Nikephoros Phokas, in: Byzantine and Modern Greek Studies 12 (1988), S. 83–115.

**241** Vgl. RI,II,1, Nr. 450a; RI,II,2, Nr. 589a; RI,II,5, Nr. 422; Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches von 565–1453. Teil 1, Halbbd. 2: Regesten von 867–1025, bearb. von F. Dölger und neu bearb. von A. E. Müller, München-Berlin 2003 (Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit. Reihe A: Regesten), Nr. 709.

**242** Vgl. allgemein zu byzantinischen Eheverbindungen den statistischen Überblick von: P. Schreiner, Die kaiserliche Familie. Ideologie und Praxis im Rahmen der internationalen Beziehungen in Byzanz, in: Le relazioni internazionali nell'alto medioevo. Spoleto, 8–12 aprile 2010, Spoleto 2011 (Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 58), S. 735–774, hier S. 757–760 und S. 763–771.

**243** Vgl: Georgi (wie Anm. 168), S. 149–151.

**244** Hiervon wird in der Forschung – aufbauend auf dem Bericht Adalberts (vgl. Anm. 240) – in der Regel ausgegangen; vgl. etwa: Nerlich (wie Anm. 239), S. 299; Keller/Althoff (wie Anm. 60), S. 223.

**245** Vgl. Wolter (wie Anm. 186), S. 97. Darüber hinaus vermutete Wolter, dass Byzanz versucht habe, die ottonische Seite zur Aufgabe ihrer Ansprüche auf Capua und Benevent zu bewegen.

**246** Nach Liudprand von Cremona war dies ein Venezianer namens Dominicus; vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 31, S. 200, Z. 497 (vgl. auch 25 und 26, S. 198). Vgl. dazu: K. J. Ley-

nach Adalbert noch in demselben Jahr zurückgekehrt sei,[247] und nach Liudprand der byzantischen Seite unautorisierte Versprechungen gemacht habe.[248] Eine Heiratsverbindung kam nicht zustande. Dessen ungeachtet oder vielleicht sogar deswegen ließ Otto I. seinen Sohn am 25. Dezember 967 zum Mitkaiser krönen,[249] womit er versucht haben könnte, den byzantinischen Brauch der Mitkaisererhebung zu adaptieren.[250] Gleichzeitig diente der Akt der dynastischen Sicherung des Erreichten. Auch hierbei wurde im Anschluss eine Synode abgehalten, auf der sich der Papst und (beide) Kaiser in einträglicher Zusammenarbeit präsentierten.[251] Danach brach Otto, begleitet von seinem nun kaiserlichen Sohn, abermals nach Capua und Benevent auf,[252] womit er, unterstützt von Pandulf ‚Eisenkopf' I., seinen Anspruch auf diese Gebiete aktualisierte. Zudem gedachte er, den militärischen Druck auf Byzanz auszuweiten und noch weiter nach Süden vorzustoßen, falls es zu keiner Verständigung käme,[253] während er

ser, The Tenth Century in Byzantine-Western Relationships, in: D. Baker (Hg.), Relations between East and West in the Middle Ages, Edinburgh 1973, S. 29–63, hier S. 31.

**247** Vgl. Adalbert, Cont. Regin., ed. F. Kurze (wie Anm. 77), a. 967, S. 178: *Qui iterum eodem anno ante natale Domini ad imperatorem revertitur.*

**248** Vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 26, S. 198, Z. 413–416: *Si praeteriti nuntii praeter iussionem domini mei promiserunt, iuraverunt, conscripserunt, ita est ut Plato ait: ‚Causa penes optantem, Deus extra culpam'.*

**249** Vgl. RI,II,2, Nr. 592g; RI,II,I, Nr. 463b; RI,II,5, Nr. 432/433.

**250** Vgl. dazu die Verse Hrotvits von Gandersheim: Hrotsvit, Gesta Ottonis, ed. W. Berschin (wie Anm. 77), v. 1496–1499 (1502–1505), S. 304.

**251** Vgl. RI,II,5, Nr. 434; RI,II,1, Nr. 463c; RI,II,2, Nr. 592h.

**252** Vgl. RI,II,1, Nr. 467/467a/468; RI,II,2, Nr. 592/593. Vgl. zur (neuen) Kirchenstruktur Süditaliens auch: W. Huschner, Benevent, Magdeburg, Salerno. Das Papsttum und die neuen Erzbistümer in ottonischer Zeit, in: K. Herbers/J. Johrendt (Hg.), Das Papsttum und das vielgestaltige Italien. Hundert Jahre Italia Pontificia, Berlin-New York 2009 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen; Neue Folge 5: Studien zu Papstgeschichte und Papsturkunden), S. 87–108, hier S. 96–99; vgl. allgemein auch: Keller, Das ottonische Kirchenreich und Byzanz (wie Anm. 66).

**253** In einem Brief an die Sachsen (datiert auf den 18. Januar 968), der durch Widukind überliefert ist (vgl. Widukind, ed. P. Hirsch und H. E. Lohmann (wie Anm. 15), III, 70, S. 146 f. = D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 355, S. 487 f.), spricht Otto davon, dass er gedenke, die Provinzen Apulien und Kalabrien, die bisher zu Byzanz gehört hätten, zu erobern, sollte man zu keiner Einigung gelangen. Bei einem positiven Ausgang werde er dagegen seine Gemahlin und seinen Sohn nach Franken schicken und selbst gegen die Sarazenen bei Fraînet ziehen, bevor auch er nach Sachsen kommen wolle. In kritischer Auseinandersetzung mit den Thesen von Anna Nürnberger bewertete Helmut Beumann den inserierten Brief als echt und ging lediglich von einer starken stilistischen Überarbeitung durch Widukind aus, während er an der „Zuverlässigkeit seines sachlichen Inhaltes" nicht zweifelte (vgl. H. Beumann, Widukind von Korvei. Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Ideengeschichte des 10. Jahrhunderts, Weimar 1950, S. 266–274, Zitat S. 274). Vgl. dagegen: A. Nürnberger, Die Glaubwürdigkeit der bei Widukind überlieferten Briefe, Innsbruck 1913 (Quellen aus dem historischen Seminar d. Univ. Innsbruck 5), etwa S. 83: „Das Stück ist also nicht für die Geschichte Ottos I., sondern nur für die Arbeitsweise des sächsischen Chronisten eine kostbare Quelle".

einen Angriff der Byzantiner ausschloss.[254] Der weitere Verlauf der Ereignisse bleibt unscharf. Während im zeitgenössischen Chronicon Salernitanum die Initiative Otto dem Großen und Pandulf I. zugeschrieben wird,[255] überliefert Liudprand, dass Nikephoros Phokas ihm berichtet habe, dass er bereits 967 zu einem Kriegszug gegen Otto aufgebrochen gewesen sei, als er auf dessen Gesandten Dominicus getroffen sei, der ihn getäuscht habe, weswegen er zurückgekehrt sei.[256] Widukind wiederum schreibt knapp von einer Täuschung der Byzantiner, die eine Abteilung des Heeres Ottos, das an einem verabredeten Ort auf die versprochene Braut Ottos II. gewartet habe, angegriffen und besiegt hätten,[257] woraufhin Otto eine erfolgreiche Strafexpedition unter der Leitung von Gunther, Markgraf von Merseburg, und einem Siegfried (möglicherweise Graf des Hassegaus) nach Kalabrien geschickt habe.[258]

Neben verschiedenen militärischen Aktionen mit jeweils wechselndem Erfolg[259] wurde das Ringen um den jeweiligen Status und die Abgrenzung beider Herrschaftsbereiche[260] durch einen diplomatischen Austausch[261] begleitet. Hierzu weilte Liudprand von Cremona im Jahr 968 als Legat am byzantinischen Hof, worüber seine Relatio de legatione Constantinopolitana ausführlich, wenngleich in stark subjektiver Färbung informiert. Da sein persönlicher Bericht, dessen Charakteristik unterschiedlich bewertet wird,[262] jedoch die einzige Quelle zu Liudprands Gesandtschaft

**254** Vgl. Widukind, ed. P. Hirsch und H. E. Lohmann (wie Anm. 15), III, 70, S. 146, Z. 9 f. = D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 355, S. 488, Z. 12 f.: *Quoquo modo tamen res agatur, bello Deo volente nullo modo nos temptare audebunt.* Vgl. zum Quellenwert dieser Information die voranstehende Anmerkung.

**255** Vgl. Chronicon Salernitanum, ed. U. Westerbergh, Stockholm 1965, 169 f., S. 172 f.

**256** Vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 31, S. 200 f. Vgl. dazu auch: Nerlich (wie Anm. 239), S. 58 f. und S. 299 f.; Georgi (wie Anm. 168), S. 149–153.

**257** Vgl. Widukind, ed. P. Hirsch und H. E. Lohmann (wie Anm. 15), III, 71, S. 148.

**258** Ebd., III, 72, S. 148 f.

**259** Vgl. RI,II,1, Nr. 468a–468c/485b/486/488a/488b/491a/493a/501a/521a/522a–522d/523a. Vgl. zur Ereignisgeschichte auch: Hartmann (wie Anm. 19), IV,1, S. 19–32; Keller/Althoff (wie Anm. 1), S. 220–229.

**260** In der Arenga einer am 2. November 968 in Fermo für das Kloster Santa Croce ausgestellten Urkunde Ottos heißt es dementsprechend: ... *notum esse volumus, quod, dum in Apuliam expeditionem ageremus, ut ipsam sublatam a Grecis nostro Italico regno redintegrare laboraremus,* ... (D O I, ed. T. Sickel [wie Anm. 63], Nr. 367, S. 504, Z. 6–8).

**261** Vgl. die Liste bei: Nerlich (wie Anm. 239), S. 298–302.

**262** Vgl. T. Hoffmann, Diplomatie in der Krise. Liutprand von Cremona am Hofe Nikephoros II. Phokas, in: Frühmittelalterliche Studien 43 (2009), S. 113–178; Kolditz (wie Anm. 238), S. 521–528; J. Koder, Byzanz als Mythos und Erfahrung im Zeitalter Ottos I., in: Schneidmüller/Weinfurter, Ottonische Neuanfänge (wie Anm. 1), S. 237–250; H. Mayr-Harting, Liudprand of Cremona's Account of his Legation to Constantinople (968) and Ottonian Imperial Strategy, in: The English Historical Review 116 (2001), S. 539–556; W. Brandes, Liudprand von Cremona (legatio cap. 39–41) und eine bisher unbeachtete west-östliche Korrespondenz über die Bedeutung des Jahres 1000 A. D., in: Byzantinische Zeitschrift 93 (2000), S. 435–463; J. Koder, Subjektivität und Fälschung in der byzantinischen Geschichte. Liudprand von Cremona als Historiograph und als Objekt der Historiographie,

ist,[263] können die Ergebnisse der Legation sowie deren Ablauf lediglich hieraus abgeleitet werden.[264] Grundsätzlich ging es Liudprand in seinem Bericht um einen Dualismus,[265] der sich auch um die jeweilige Bezeichnung beider ‚Kaiser'[266] drehte, als auch darum, Nikephoros Phokas als illegitimen, ränkeschmiedenden Herrscher

in: Byzantiaká 15 (1995), S. 107–132; C. M. F. Schummer, Liudprand of Cremona – a diplomat?, in: J. Shepard/S. Franklin (Hg.), Byzantine Diplomacy. Papers from the Twenty-Fourth Spring Symposium of Byzantine Studies, Cambridge, March 1990, Aldershot 1992 (Society for the Promotion of Byzantine Studies. Publications 1), S. 197–201; R. Levine, Liudprand of Cremona. History and debasement in the tenth century, in: Mittellateinisches Jahrbuch 26 (1991), S. 70–84; K. J. Leyser, Ends and means in Liudprand of Cremona, in: Byzantinische Forschungen 13 (1988), S. 119–143; M. Rentschler, Liudprand von Cremona. Eine Studie zum ost-westlichen Kulturgefälle im Mittelalter, Frankfurt a. M. 1981 (Frankfurter wissenschaftliche Beiträge. Kulturwissenschaftliche Reihe 14); J. N. Sutherland, The Mission to Constantinople in 968 and Luidprand of Cremona, in: Traditio 31 (1975), S. 55–82; Ohnsorge (wie Anm. 227), S. 37–46; J. E. Rexine, The Roman bishop Liutprand and Constantinople, in: The Greek Ortodox Review 3 (1957), S. 197–211; M. Lintzel, Studien über Liudprand von Cremona, Berlin 1933 (Historische Studien 233). Die ältere Literatur bei: M. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, Bd. 2, München 1923, S. 166–175.

**263** Die Legation selbst wird auch durch die Subskribentenliste der *Narratio erectionis ecclesie Magdeburgensis* (Urkundenbuch des Erzstifts Magdeburg, Teil I [937–1192], ed. F. Israel und W. Möllenberg, Magdeburg 1937 [Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt 18], Nr. 61, S. 83–88) bestätigt, wo Liudprands Unterschrift lautete: *Liuprandus sancte Cremonensis ecclesię episcopus his iuste peractis Constantinopolim rediens laudavi et [con]sensi et subscripsi.* Dies deutete Sebastian Kolditz (vgl. Kolditz [wie Anm. 238], S. 527 f.) als nachträgliche Anerkennung des Rechtsgeschäftes im Anschluss an die Rückkehr aus Konstantinopel.

**264** Vgl. dazu auch: Lintzel (wie Anm. 262), S. 375 f. Anm. 110 mit einer Liste von Widersprüchen innerhalb des Berichtes; Kolditz (wie Anm. 238), S. 524 f.

**265** Vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 11, S. 192; 12, S. 192 f.; 16, S. 194; 21/22, S. 196 f.; 37/38, S. 203 und besonders 42, S. 205; 53/54, S. 210 f. Vgl. auch: E. Karpf, Herrscherlegitimation und Reichsbegriff in der ottonischen Geschichtsschreibung des 10. Jahrhunderts, Stuttgart 1985 (Historische Forschungen 10), S. 38 ff.; W. Baum, Die politischen Anschauungen Liudprands von Cremona. Seine Stellungen zum Kaisertum, Berlin 1936.

**266** Vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 2, S. 188, Z. 35–41: *ante fratris eius Leonis coropalati et logothetae praesentiam sum deductus, uni de imperalia vestro nomine magna sumus contentione fatigati. Ipse enim vos non imperatorem, id est βασιλέα, sua lingua, sed ob indignationem ῥῆγα, id est regem, nostra vocabat. Cui cum dicerem quod significatur idem esse, quamvis quod significat diversum, me ait non pacis, sed contentionis causa venisse;* ...; 25, S. 198. Darüber hinaus berichtete Liudprand (47, S. 207 f. und 56, S. 212), dass während seines Aufenthaltes eine päpstliche Gesandtschaft mit einem Brief eingetroffen sei, der an Kaiser Nikephoros als *imperator Grecorum* adressiert gewesen sei, und in dem der Papst diesen aufgefordert habe, mit Otto dem Großen, dem *imperator Romanorum*, in freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen zu treten; vgl. dazu: RI,II,5, Nr. 444/445. Dies sei von der byzantinischen Seite als von Otto initiierter Affront aufgefasst worden (50/51, S. 209 f.). Wolfgang Huschner beurteilte den Brief als „gezielte Provokation" des Papstes (vgl. Huschner [wie Anm. 10], S. 523), während Martin Lintzel hierin einen „Versuchsballon" der ottonischen Seite vermutete (vgl. Lintzel [wie Anm. 262], S. 396).

zu präsentieren.[267] Inwieweit dieser Dualismus für Otto den Großen als auch für die byzantinische Seite Relevanz besessen hat, ist schwerlich eindeutig zu entscheiden, doch dürfte die Einschätzung von Michael Rentschler, „daß damit weder ein zentrales Problem angeschnitten war, noch ein Interesse Ottos bestanden haben kann, dieses Thema zum *casus belli* zu machen",[268] zutreffen.[269] Die nicht weiter begründete Abneigung Liudprands gegenüber Nikephoros[270] – möglicherweise fühlte sich der durchaus rang- wie selbstbewusste Cremoneser Bischof während seiner Gesandtschaft nicht ausreichend gewürdigt[271] – dürfte für Otto (wenn überhaupt) keineswegs in dieser Intensität anzunehmen sein.[272]

Unabhängig von Liudprands Causa scribendi erweckt die Schilderung jedoch den Eindruck, dass sich die byzantinische Seite vom Verhalten Ottos provoziert fühlte und diesem die Verletzung der Grenzen ihres Reiches vorwarf.[273] In seiner argumentativen Debatte mit Nikephoros verwies Liudprand auf Ludwig II. als *Langobardorum seu Francorum imperator* und erklärte, dass das Land, das der byzantinische Kaiser für sich beanspruche, aufgrund der Abstammung und Sprache der Einwohner Teil des

**267** Vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 3, S. 188 (Beschreibung des äußeren Erscheinungsbildes des Kaisers); 9/10, S. 191; 23, S. 197; 30, S. 200; 36, S. 202; 44, S. 206; 52, S. 210: *Nicephorus periurio atque adulterio regni apicem est adeptus*; 55, S. 212.

**268** Rentschler (wie Anm. 262), S. 22.

**269** Vgl. dagegen aus der älteren Forschung: W. Ohnsorge, Das Zweikaiserproblem im frühen Mittelalter. Die Bedeutung des byzantinischen Reiches für die Entwicklung der Staatsidee in Europa, Hildesheim 1947. Vgl. auch das insbesondere durch die Forschungen von Werner Ohnsorge aufgeladene ‚Zweikaiserproblem' relativierend: R.-J. Lilie, Das ‚Zweikaiserproblem' und sein Einfluss auf die Aussenpolitik der Komnenen, in: Byzantinische Forschungen 9 (1985), S. 219–244.

**270** Vgl. dazu auch: Hoffmann (wie Anm. 262), etwa S. 173 oder S. 178; Kolditz (wie Anm. 238), S. 559 ff.

**271** Diesen Punkt thematisierte Liudprand fortlaufend (Vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa [wie Anm. 42], 1, S, 187; 2, S. 187 f.; 11, S. 192; 14, S. 193 f.; 19/20, S. 195 f.; 23, S. 197; 24, S. 197; 25, S. 198; 37, S. 203; 46, S. 207; 55, S. 211 f.; 57, S. 212 f.). In welcher Form der Legat und seine Begleiter am byzantinischen Hof empfangen und behandelt wurden (so habe Nikephoras Liudprand vorgeworfen, er sei als Spion nach Byzanz gesandt worden [4, S. 189], ist anhand des verzerrten und dramatisierten Berichtes Liudprands nur schwer zu entscheiden. Vgl. zum Aspekt der Spionage auch: Mayr-Harting (wie Anm. 262), S. 545 f. der dies als konkreten Teil der Mission Liudprands vermutete. Vgl. allgemein zum Aufenthalt: Hoffmann (wie Anm. 262), für den gilt: „Gänzlich unglaubwürdig sind auch seine folgenden Schilderungen nicht und durften es selbstverständlich auch nicht sein" (S. 142).

**272** Vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 40/41, S. 204 f., wo Liudprand (mittels einer eigenen Deutung eines Gleichnisses) Otto den Großen dazu aufforderte, Nikephoros zu vertreiben, so dass die Herrschaft Basileos und Konstantin, den Söhnen des Kaisers Romanos II., zukommen würde und 52, S. 210, wo Liudprand vorschlug, dass der Papst Nikephoros vor eine Synode laden könne, um ihn, falls er nicht erscheine, zu exkommunizieren. Vgl. auch 62, S. 215 f.

**273** Nach Liudprand von Cremona habe Nikephoros ihm vorgeworfen, dass Otto versucht habe, zu Byzanz gehörende Städte zu unterwerfen (vgl. Liudprand, Legation, ed. P. Chiesa [wie Anm. 42], 4, S. 188 f.) sowie in die Grenzen des byzantinischen Reiches eingefallen sei (6, S. 190). Vgl. dazu auch Anm. 260.

italischen Reiches sei.[274] Die im Bericht immer wieder durchscheinende Problematik der gegenseitigen Abgrenzung beider Herrschaftsräume[275] und die ebenfalls angeschnittene Stellung gegenüber Rom und dem Papst sowie gegenüber Berengar und Adalbert[276] dürften die konkrete Gegensätzlichkeit der Positionen ausgemacht haben.

Innerhalb dieser scheinbar festgefahrenen Situation[277] eröffnete die unvorhersehbare Ermordung[278] des konfrontativen byzantinischen Kaisers Nikephoros (11. Dezember 969) die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleiches, da sich dessen Nachfolger Johannes Tzimiskes, ein Verwandter Nikephoros' II. Phokas, fast gleichzeitig mit seinem Herrschaftsantritt mit neuen militärischen Konflikten im Osten seines Reiches konfrontiert sah.[279] Hierbei dürften die mit ungewissem Ausgang geführten Scharmützel gegen Kaiser Otto für die Stabilität seiner eigenen Position in Byzanz, dessen Festigung oberste Priorität haben musste, nicht dienlich gewesen sein. Nachdem Otto im Verlauf des Jahres 970 noch versucht hatte, in Apulien weiter Fuß zu fassen,[280] entspannte sich das Verhältnis merklich, als Byzanz den im Jahr zuvor gefangen genommenen Pandulf von Capua freiließ.[281] Daraufhin sah Otto im Verlauf des folgenden Jahres von weiteren Attacken ab und sandte im Herbst 971 Erzbischof Gero von Köln nach Konstantinopel.[282] Eine purpurgeborene Kaisertochter konnte er zwar nicht aus Byzanz mitbringen, aber auch Theophanu[283] als *consors imperii*, wie es

**274** Vgl. Liudprand, Legatio, ed. P. Chiesa (wie Anm. 42), 7, S. 190.

**275** Vgl. ebd., 4, S. 188 f.; 6, S. 190: *Nunc cur imperii nostri terminos bello incendioque aggressus sit, expedi*; 7, S. 190; 15, S. 194; 25, S. 198; 27, S. 198 f.; 36, S. 202.

**276** Vgl. ebd., 4, S. 188 f.; 5, S. 189 f.; 17/18, S. 194 f.

**277** Vgl. zur Ereignisgeschichte: B. M. Kreutz, Before the Normans. Southern Italy in the ninth and tenth centuries, Philadelphia, Pa. 1996 (The Middle Ages series), S. 102–106; B. A. Mystakides, Byzantinisch-deutsche Beziehungen zur Zeit der Ottonen, Stuttgart 1891, S. 32–41. Vgl. grundlegend zur byzantinischen Herrschaft in Süditalien: V. von Falkenhausen, Untersuchungen über die byzantinische Herrschaft in Süditalien vom 9. bis ins 11. Jahrhundert, Wiesbaden 1967 (Schriften zur Geistesgeschichte des östlichen Europa 1).

**278** Vgl. dazu: B. T. Krsmanovic/D. Dželebdžic, John Tzimiskes and Nikephoros II Phokas. The background and motives of a premeditated murder, in: Zbornik radova Vizantoloskog Instituta 47 (2010), S. 83–120, hier S. 115–120 (engl. Zusammenfassung).

**279** Vgl. zu Johannes I. Tzimiskes: R.-J. Lilie, Byzanz. Das zweite Rom, Berlin 2003, S. 243–246.

**280** Vgl. RI,II,1, Nr. 521a/522c/522d.

**281** Vgl. RI,II,1, Nr. 523a; Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches, neu bearb. von A. E. Müller, Nr. 731. Pandulf agierte danach wieder an der Seite Ottos I. Vgl. RI,II,1, Nr. 524/525.

**282** Vgl. RI,II,1, Nr. 533a/536b; RI,II,2, Nr. 597d.

**283** Vgl. zur Person: H. Hawicks, Theophanu, in: Fößel, Kaiserinnen (wie Anm. 18), S. 60–77; vgl. zur Herkunft: O. Kresten, Byzantinische Epilegomena zur Frage: Wer war Theophanu?, in: von Euw/Schreiner, Kaiserin Theophanu (wie Anm. 168), Bd. 2, S. 403–412 (vgl. dazu: U. Rosner, Noch einmal: Wer war Theophanu? Zugleich Rezension der vom Kölner Schnütgen-Museum herausgegebenen Theophanu-Gedenkschrift, in: Geschichte in Köln 33 [1993], S. 41–56); G. G. Wolf, Nochmals zur Frage: Wer war Theophano?, in: Byzantinische Zeitschrift 81 (1988), S. 272–283; W. H. Graf von Rüdt von Collenberg, Wer war Theophano?, in: Genealogisches Jahrbuch 4 (1964), S. 49–71; F. Dölger,

in der Heiratsurkunde heißt,[284] und spätere *coimperatrix augusta* (974),[285] dürfte dem Anspruch Ottos des Großen als Gemahlin für seinen Sohn entsprochen haben.[286] Im Vordergrund dieser Verbindung stand die Symbolkraft der Hochzeit als Anerkennung der eigenen Position.[287] Zudem war sie eine Nichte des amtierenden Kaisers Johannes I. Tzimiskes und stand dem aktuellen Hauptkaiser damit näher als die ursprünglich favorisierte Anna.

Dass Otto in der byzantinischen Geschichtsschreibung als fränkischer Kaiser bezeichnet wurde,[288] stand dem Ausgleich nicht im Wege und war dem ottonischen Hof höchstwahrscheinlich nicht einmal bewusst. Otto selbst schmückte sich weiterhin mit dem absoluten Kaisertitel,[289] bezog sich aber auch auf die *precepta regum Langobardorum ... et imperatorum Francorum*,[290] während Johannes I. Tzimiskes in der Heiratsurkunde der Theophanu als *Constantinopolitani imperator* bezeichnet wurde.[291] Als die Ehe seines Sohnes am 14. April 972 in der Petrusbasilika durch Papst

---

Nochmals: Wer war Theophano?, in: Byzantinische Zeitschrift 43 (1950), S. 338 f.; F. Dölger, Wer war Theophano?, in: HJb 62/69 (1942/49), S. 646–658.

**284** Vgl. Die Urkunden Otto des II. Ottonis II. Diplomata, ed. T. Sickel, Hannover 1888, ND 1999 (MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae 2,1), Nr. 21, S. 29, Z. 31. Vgl. zur Heiratsurkunde auch: H. K. Schulze, Purpur und Gold für die Braut. Die Heiratsurkunde der Kaiserin Theophanu, in: S. Arndt/A. Hedwig (Hg.), Visualisierte Kommunikation im Mittelalter. Legitimation und Repräsentation, Marburg 2010 (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 23), S. 137–151; A. Cutler, Word over image: on the making, uses, and destiny of the Marriage Charter of Otto II and Theophanu, in: C. P. Hourihane (Hg.), Interactions: artistic interchange between the Eastern and Western worlds in the Medieval period, Princeton, NJ 2007 (Occasional papers. Index of Christian Art 9), S. 167–187; R. Kahsnitz, Heiratsurkunde der Theophanu, in: Puhle, Otto der Große (wie Anm. 58), S. 127–129.

**285** Vgl. D O II, ed. T. Sickel (wie Anm. 284), Nr. 76, S. 92, Z. 33.

**286** Vgl. Müller-Wiegand (wie Anm. 18), S. 67–75.

**287** Vgl. grundsätzlich: J. Moltmann, Theophano, die Gemahlin Ottos II., in ihrer Bedeutung für die Politik Ottos I. und Ottos II., Göttingen 1878, hier etwa S. 10–12.

**288** Vgl. Chrysos (wie Anm. 227), S. 486 f.

**289** Vgl. etwa die Dotalurkunde Ottos II. für Theophanu: D O II, ed. T. Sickel (wie Anm. 284), Nr. 21, S. 28–30. Widukind von Corvey beendete sein drittes Buch mit dem Tod Ottos des Großen, den er hierbei als *imperator Romanorum, rex gentium* auszeichnete; vgl. Widukind, ed. P. Hirsch und H. E. Lohmann (wie Anm. 15), III, 76, S. 154; vgl. dazu auch: H. Beumann, Imperator Romanorum, rex gentium. Zu Widukind III 76, in: N. Kamp/J. Wollasch (Hg.), Tradition als historische Kraft. Interdisziplinäre Forschungen zur Geschichte des früheren Mittelalters. Karl Hauck zum 21. XII. 1981 gewidmet, Berlin-New York 1982, S. 214–230.

**290** Vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 337 (10. Januar 967; Bestätigungsurkunde für das Kloster Farfa), S. 455, Z. 13–17: *precepta regum Langobardorum, Liutprandi scilicet, Ratgisi, Haistulfi ac Desiderii, seu et imperatorum Francorum, Karoli videlicet, Hludovici et Hlotharii nec non et alterius Hludovici atque Karoli etiam et Berengarii.* In der Privilegienbestätigung für das Kloster St. Maximin vor Trier auf der römischen Synode von 967/968 wurde darüber hinaus von Otto und seinen Vorgängern als *reges vel imperatores Francorum* geschrieben (vgl. Die Konzilien Deutschlands und Reichsitaliens 916–1001, Teil 2 [wie Anm. 166], Nr. 30, S. 288, Z. 9).

**291** Vgl. D O II, ed. T. Sickel (wie Anm. 284), Nr. 21, S. 29, Z. 28. In dem durch Widukind überlieferten Brief Ottos vom 18. Januar 968 war der byzantinische Herrscher Nikephoros als *Constantinopoli-*

Johannes XIII. geschlossen wurde,[292] mag man Otto dem Großen[293] das Erreichen der Ziele einer italischen Kaiserpolitik oder einer kaiserlichen Italienpolitik attestieren. Denn beide Aspekte waren nun miteinander verschmolzen, und Otto konnte, nachdem er gemeinsam mit seinem Sohn und dessen Gemahlin noch einmal in Ravenna und Pavia, den neben Rom bedeutsamsten Städten südlich der Alpen, residiert und dort Urkunden ausgestellt hatte,[294] seine letzte Reise über die Alpen antreten.[295]

Durch äußeren Legitimationsdruck war der römische Bischof in der Mitte des neunten Jahrhunderts – entgegen der ursprünglichen Intention Karls des Großen – zur alleinigen Legitimationsautorität und (kurzfristigen) Auswahlinstanz des Kaisertums aufgestiegen. Die auf Widukind beruhende These einer nichtrömischen Kaiseridee[296] ist dem Kaisertum Ottos daher nicht inhärent.[297] Es gibt keine Indizien dafür, dass Otto selbst eine ohne päpstliche Vermittlung ausgestattete Kaiserwürde anstrebte. Auch die Erhebung seines Sohnes wurde durch einen Papst (ohne Beteiligung des ersten ottonischen Kaisers) vollzogen und Otto griff die von Karl dem Großen qua

*tani rex* tituliert worden; vgl. Widukind, ed. P. Hirsch und H. E. Lohmann (wie Anm. 15), III, 70, S. 146.

**292** Vgl. RI,II,1, Nr. 536b/536c; RI,II,2, Nr. 597e/598/598a; RI,II,5, Nr. 492; N. Gussone, Trauung und Krönung. Zur Hochzeit der byzantinischen Prinzessin Theophanu mit Kaiser Otto II., in: von Euw/Schreiner, Kaiserin Theophanu (wie Anm. 168), Bd. 2, S. 161–174.

**293** In der Heiratsurkunde wird explizit auf Otto I. als Initiator der Ehe verwiesen: D O II, ed. T. Sickel (wie Anm. 284), Nr. 21, S. 29. Vgl. allgemein auch: R. Schieffer, Otto II. und sein Vater, in: Frühmittelalterliche Studien 36 (2002), S. 255–269.

**294** Vgl. D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 410, S. 558 f. (Ravenna) und Nr. 413, S. 563–565 (Pavia).

**295** Vgl. zur Situation in Sachsen: M. Becher, Rex, Dux und Gens. Untersuchungen zur Entstehung des sächsischen Herzogtums im 9. und 10. Jahrhundert, Husum 1996 (Historische Studien 444), S. 262–298; vgl. auch: S. Freund, Sachsen und das Reich am Todestag Ottos des Großen, in: H. Wittmann (Hg.), Memleben. Königspfalz, Reichskloster, Propstei, Petersberg 2001, S. 9–40, besonders S. 21; G. Althoff, Das Bett des Königs in Magdeburg: zu Thietmar II, 28, in: H.-M. Maurer/H. Patze (Hg.), Festschrift für Berent Schwineköper zu seinem siebzigsten Geburtstag, Sigmaringen 1982, S. 141–153; vgl. dazu auch: K. J. Leyser, Herrschaft und Konflikt. König und Adel im ottonischen Sachsen, Göttingen 1984 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 76), S. 46 f.

**296** Vgl. M. Lintzel, Das abendländische Kaisertum im 9. und 10. Jahrhundert. Der römische und der fränkisch-deutsche Kaisergedanke von Karl dem Großen bis auf Otto den Großen, in: Die Welt als Geschichte 4 (1938) S. 423–447, hier S. 429 ff.; C. Erdmann, Die nichtrömische Kaiseridee, in: F. Baethgen (Hg.), Carl Erdmann: Forschungen zur politischen Ideenwelt des Frühmittelalters. Aus dem Nachlaß des Verfassers, Berlin 1951, S. 1–51, hier S. 16–31; J. A. Brundage, Widukind of Corvey and the „Non-Roman" Imperial Idea, in: Mediaeval Studies 22 (1960), S. 15–26; E. E. Stengel, Widukind von Corvei und das Kaisertum Ottos des Großen, in: Ders., Abhandlungen und Untersuchungen zur Geschichte des Kaisergedankens im Mittelalter, Köln-Graz 1965, S. 56–91; vgl. auch: R. Schieffer, Konzepte des Kaisertums, in: B. Schneidmüller/S. Weinfurter (Hg.), Heilig – Römisch – Deutsch. Das Reich im mittelalterlichen Europa, Dresden 2006, S 44–56, hier S. 47 f.; H. K. Schulze, Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter. Bd. 3: Kaiser und Reich, Stuttgart u. a. 1998, S. 256–260.

**297** Vgl. dazu auch: Hehl (wie Anm. 1), S. 224, S. 227 f. und S. 235.

eigener Autorität vollzogene Mitkaisererhebung Ludwigs des Frommen nicht auf. Nichtsdestotrotz versuchte er, im Anschluss an seine eigene Kaisererhebung eine kaiserliche Suprematie über den Papst durchzusetzen und zu einer Ordnungs- oder Leitungsautorität der Kirche selbst aufzusteigen. Daran anknüpfend urteilte Otto III. über Silvester II. in tautologischer Rhetorik, dieser sei von ihm gewählt, ordiniert und geschaffen worden (*eligimus ... ordinavimus et creavimus*).[298] Dieses kaiserlich-päpstliche Ordnungsgefüge erreichte unter Heinrich III. in den Jahren 1044 bis 1046 seinen vermeintlichen ‚Höhepunkt',[299] bevor die papstgeschichtliche Wende in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts eine neue Rollenverteilung bedingte.[300]

Gleichzeitig unterstellte Otto das *regnum Italicum* seiner kaiserlichen Herrschaft und versuchte auf seinem dritten Italienzug, weiter nach Süditalien auszugreifen. Italien, das dadurch zum zentralen Raum seiner Herrschaft wurde, könnte für den ostfränkischen Herrscher dabei das Symbol einer angestrebten Gleichrangigkeit mit Byzanz gewesen sein, die durch die Heirat Ottos II. mit einer byzantinischen Prinzessin evident geworden wäre. Aus einer additiven Würde, die letztlich keinerlei konkreten Zuwachs an Macht oder eine Gebundenheit an einen Raum mit sich gebracht hatte, war ein Anspruch auf den italischen Herrschaftsraum geworden, der demgemäß nicht mehr als ein *regnum* neben oder unter anderen verstanden wurde, sondern als Kernbereich eines Imperiums.[301] Darauf aufbauend versuchte auch Otto II., die otto-

**298** Vgl. Die Urkunden Otto des III. Ottonis III. Diplomata, ed. T. Sickel, Hannover 1893, ND 1997 (MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae 2,2), Nr. 389, S. 820, Z. 23f. Vgl. allgemein auch: E.-D. Hehl, Herrscher, Kirche und Kirchenrecht im spätottonischen Reich, in: B. Schneidmüller (Hg.), Otto III. – Heinrich II. Eine Wende?, Sigmaringen 1997 (Mittelalter-Forschungen 1), S. 169–203.

**299** Vgl. aus der jüngeren Forschung etwa: D. Ziemann, Heinrich III. – Krise oder Höhepunkt des salischen Königtums?, in: T. Struve (Hg.), Die Salier, das Reich und der Niederrhein, Köln 2008, S. 13–46; S. Weinfurter, Das Ende eines Gleichgewichts. Von der Herrschaft der Ottonen zu Heinrich III., in: G. Andenna (Hg.), Pensiero e sperimentazioni istituzionali nella societas Christiana (1046–1250). Atti della sedicesima Settimana internazionale di studio, Mendola, 26–31 agosto 2004, Milano 2007 (Storia. Ricerche), S. 521–541. Vgl. zu den Synoden von Sutri und Rom: P. Engelbert, Heinrich III. und die Synoden von Sutri und Rom im Dezember 1046, in: RQ 94 (1999), S. 228–266; vgl. auch: G. Martin, Der salische Herrscher als Patricius Romanorum. Zur Einflußnahme Heinrichs III. und Heinrichs IV. auf die Besetzung der Cathedra Petri, in: Frühmittelalterliche Studien 28 (1994), S. 257–295.

**300** Vgl. etwa: Hartmann (wie Anm. 7); E.-D. Hehl, König, Kaiser, Papst. Gedankliche Kategorien eines Konflikts, in: B. Schneidmüller/S. Weinfurter (Hg.), Salisches Kaisertum und neues Europa. Die Zeit Heinrichs IV. und Heinrichs V., Darmstadt 2007, S. 7–26; Mierau (wie Anm. 5), S. 189ff.

**301** Vgl. hierzu auch: D O I, ed. T. Sickel (wie Anm. 63), Nr. 336 (Rom 11. Januar 967), S. 451, Z. 23f., wo die italische Kanzlei zwischen Bischöfen *ex Romano territorio atque Italie et ultremontano regno* unterschied. Aus italischer Perspektive galt der ostfränkische Herrschaftsraum bezeichnenderweise (wenngleich singulär) als *ultramontanum regnum*. Wolfgang Huschner identifizierte als Diktator der Urkunde Ambrosius, den späteren Bischof von Bergamo (vgl. Huschner [wie Anm. 66], Bd. 1, S. 112ff. und Bd. 2, S. 643f.). Analog wurde in der Heiratsurkunde Theophanus ihr Dotalgut als *tam infra Italicos fines quam et in transalpinis regnis* gelegen bezeichnet (vgl. D O II, ed. T. Sickel [wie Anm. 284], Nr. 21, S. 29, Z. 35), weswegen auch hierbei auf einen italischen Autor geschlossen wurde

nische Herrschaft weiter nach Süditalien auszudehnen.[302] Auch sein Vorgehen gegen Venedig, das seit Lothar I. zwar vertraglich mit dem jeweiligen italischen Herrscher verbunden war, jedoch nicht von diesem beherrscht wurde, sondern nominell unter die Oberherrschaft der Byzantiner fiel,[303] fällt in diesen kaiserlich-italischen Kontext. Seine Niederlage am 13. Juli 982 bei Columna regia nördlich von Reggio di Calabria[304] und sein früher Tod am 7. Dezember 983[305] lassen Ottos II. Italienpolitik[306] jedoch in der Rückschau als Episode erscheinen, so dass die Forschung vornehmlich die

(vgl. zur Forschungsdiskussion: Georgi [wie Anm. 168], S. 147–160). Die Wendung *regnum Italicum* taucht zwar mehrmals in den Urkunden Ottos auf (vgl. D O I, ed. T. Sickel [wie Anm. 63], Register, S. 695), spielte jedoch weder im Titel Ottos noch in der Datierung seiner Herrschaft (lediglich in einigen Diplomen im Anschluss an seinen ersten Aufenthalt 951/952 findet sich eine Bezugnahme auf Italien; vgl. Anm. 87, 89 und 105) eine Rolle. In Synodalprotokollen wurde in der Regel zwischen Bischöfen aus Italien, Germanien und Gallien unterschieden.

**302** Vgl. dazu: Annales Sangallenses maiores a. 982: *Otto imperator non contentus finibus patris sui, dum esset Rome, egressus est occupare Campaniam, Lucaniam, Calabriam, Apuliam et omnes ulteriore partes Italiae usque ad mare Siculum et portum Traspitem* (K. Henking, Die annalistischen Aufzeichnungen des Klosters St. Gallen, in: Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte St. Gallen 19 (1884), S. 195–368, hier S. 297). Vgl. auch die Arenga einer auf dem Weg nach Italien ausgestellten Urkunde: *nostrumque imperium divini regiminis subsidio roboratum non solum pristino vigore in presens usque floruerit, verum etiam divino nutu succrescendo limites paternae magestatis excesserit, in eadem exequenda quę nostrae sortis virorum honori profecerant, spes nos divinae consolationis ac patronatus accendit; ...* (D O II, ed. T. Sickel (wie Anm. 284), Nr. 232, S. 260, Z. 32–36). Vgl. dazu auch: H. Seibert, Eines großen Vaters glückloser Sohn? Die neue Politik Ottos II., in: Schneidmüller/Weinfurter, Ottonische Neuanfänge (wie Anm. 1), S. 293–320, hier S. 306 Anm. 63 und allgemein D. Alvermann, Königsherrschaft und Reichsintegration. Eine Untersuchung zur politischen Struktur von *regna* und *imperium* zur Zeit Kaiser Ottos II. (967) 973–983, Berlin 1998 (Berliner historische Studien 28), S. 283–285, der Süditalien als Mittelpunkt von Ottos Italienitinerar charakterisierte. Vgl. auch: Keller, Das ottonische Kirchenreich und Byzanz (wie Anm. 66), S. 275–281; Bode (wie Anm. 98), S. 464–481.

**303** Vgl. W. Giese, Venedig-Politik und Imperiums-Idee bei den Ottonen, in: G. Jenal (Hg.), Herrschaft, Kirche, Kultur. Beiträge zur Geschichte des Mittelalters. Fs. Friedrich Prinz zu seinem 65. Geburtstag, bearb. von S. Haarländer, Stuttgart 1993 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 37), S. 219–244: „Otto II. kämpfte für die Verwirklichung einer Kaiseridee, zu deren Selbstverständnis die direkte Herrschaft bzw. Oberherrschaft nach lehensrechtlichen Prinzipien über den gesamten italienischen Stiefel ohne die geringste territoriale Einbuße gehörte" (S. 228); G. Rösch, Venedig und das Reich. Handels- und verkehrspolitische Beziehungen in der deutschen Kaiserzeit, Tübingen 1982 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 53), S. 12; B. Schmeidler, Die Unterwerfung Venedigs durch Otto II. (983), in: HZ 153 (1936), S. 538–543 (und zuvor dagegen: W. Lenel, Die angebliche Unterwerfung Venedigs durch Otto II. (983), in: HZ 152 [1935], S. 457–480).

**304** Vgl. RI,II,2, Nr. 874b. Vgl. zu der differenten Bewertung in den Quellen (nur die ottonischen Quellen berichten von einer Niederlage): Kolditz (wie Anm. 238), S. 530 Anm. 82. Vgl. auch: J. Banaszkiewicz, Ein Ritter flieht oder wie Kaiser Otto II. sich vom Schlachtfeld bei Cotrone rettete, in: Frühmittelalterliche Studien 40 (2006), S. 145–165; D. Alvermann, La Battaglia di Ottone II contro i Saraceni nel 982, in: Archivio storico per la Calabria e la Lucania 62 (1995), S. 115–130; Seibert (wie Anm. 302), S. 310 f.

**305** Vgl. RI,II,2, Nr. 919e.

**306** Vgl. Seibert (wie Anm. 302), S. 305–313.

*Renovatio imperii Romanorum* Ottos III. diskutierte,[307] der seinerseits „über die Linie Gaeta-Capua-Benevent ..., abgesehen von einer Wallfahrt zum Monte Gargano ... nicht hinausgekommen [ist] und bei dem der „Anteil Süditaliens an seinem italienischen Itinerar ... nur ca. 14 % aus[macht]".[308] Otto III. dürfte es hierbei gegenüber Byzanz um eine Abgrenzung der jeweiligen Herrschaftsräume in Süditalien gegangen sein. Statt einer Konfrontation suchte er die Anerkennung seiner Position und erreichte hierbei die Entsendung einer Tochter Konstantins VIII. als Gemahlin. Doch da Otto im Januar 1002 in Paterno in der Nähe von Rom verschied,[309] konnte diese Heirat nicht realisiert werden.[310] Rom bezeichnete er als *Romam caput mundi profitemur, Romanam ecclesiam matrem omnium ecclesiarum testamur.*[311] Sein Siegel zeigte nun einen stehenden Kaiser mit Stab und Weltkugel in ganzer Figur.[312] Darüber hinaus modifizierte Otto III. die Konzeption des Kaisertums seiner beiden gleichnamigen Vorgänger auch auf einem anderen Feld und passte sie den aktuellen Gegebenheiten an, indem er ostentativ die neu entstandenen Königreiche an der Ostgrenze seines Reiches akzeptierte und möglicherweise einer eigenständigen imperialen Idee unterordnete.[313] Darüber hinaus verfolgte er eventuell sogar den Plan, den Dogen von Venedig in analoger Weise seiner kaiserlichen Herrschaft zu unterstellen.[314]

---

**307** Vgl. S. Weinfurter, Renovatio imperii: Die Romidee Ottos III. und die Folgen, in: Puhle/Köster, Otto der Große (wie Anm. 6), S. 539–546; D. A. Warner, Ideals and action in the reign of Otto III, in: Journal of Medieval History 25 (1999), S. 1–18; Bernhardt (wie Anm. 234), S. 154–158; K. Görich, Otto III. Romanus Saxonicus et Italicus. Kaiserliche Rompolitik und sächsische Historiographie, Sigmaringen 1993 (Historische Forschungen 18); G. Althoff, Otto III., Darmstadt 1996 (Gestalten des Mittelalters und der Renaissance). Vgl. auch: J. Irmscher, Otto III. und Byzanz, in: E. Konstantinou (Hg.), Byzanz und das Abendland im 10. und 11. Jahrhundert, Köln u. a. 1997, S. 207–229.

**308** Brühl (wie Anm. 15), S. 610.

**309** Vgl. Sächsisches Haus 919–1024. 3: Die Regesten des Kaiserreiches unter Otto III. 955 (973)–983, bearb. von M. Uhlirz, Wien u. a. 1956, Nr. 1450IVa (künftig zitiert als RI,II,3).

**310** Vgl. grundsätzlich (mit weiterer Literatur): Kolditz (wie Anm. 238), S. 572–582.

**311** Vgl. D O III, ed. T. Sickel (wie Anm. 298), Nr. 389, S. 819, Z. 48-S. 820, Z. 1.

**312** Vgl. Keller, Ottonische Herrschersiegel (wie Anm. 213), S. 16–20; Keller, Zu den Siegeln der Karolinger und Ottonen (wie Anm. 213), S. 418–420.

**313** Vgl. E.-D. Hehl, Überwundene Krisen – Die Verselbstständigung und Integration neuer Räume. Der Beitrag von Kaiser, König und Papst, in: Kleinjung/Albrecht, Das lange 10. Jahrhundert (wie Anm. 121), S. 45–69, hier S. 56–59; J. Fried, Otto III. und Boleslaw Chrobry. Das Widmungsbild des Aachener Evangeliars, der „Akt von Gnesen" und das frühe polnische und ungarische Königtum. Eine Bildanalyse und ihre historischen Folgen, Stuttgart ²2001 (Frankfurter historische Abhandlungen 30); vgl. zum sogenannten ‚Akt von Gnesen' zuletzt auch: G. Vercamer, Der Akt von Gnesen – ein misslungenes Ritual oder höchste Machtdemonstration Boleslaw I. Chrobrys um 1000?, in: S. Rossignol u. a. (Hg.), Potestas et communitas. Interdisziplinäre Beiträge zu Wesen und Darstellung von Herrschaftsverhältnissen im Mittelalter östlich der Elbe, Bresslau 2010, S. 89–110. Vgl. auch: Annales Quedlinburgenses, ed. M. Giese (wie Anm. 77), a. 996, S. 491, Z. 8 f., wo eine Universalität des Kaisertums postuliert wurde, indem die Erhebung *non solum Romano, sed et pene totius Europae populo acclamante* erfolgt sei.

**314** Vgl. Giese (wie Anm. 303), S. 239–242; vorsichtiger: Kolditz (wie Anm. 238), S. 576 ff.

Seine eigene Designation auf einer Versammlung in Verona zu Pfingsten 983[315] und die Zusammenarbeit von Willigis von Mainz mit Johannes von Ravenna bei seiner Erhebung am folgenden Weihnachtstag in Aachen können als vermeintliche Vollendung der von Otto dem Großen begründeten Verbindung zwischen dem ostfränkischen und dem italischen Herrschaftsraum unter dessen Sohn und Nachfolger Otto II. gelten.[316]

Demgegenüber verfolgte Heinrich II. ein eigenständiges Konzept und proklamierte eine *Renovatio regni Francorum*.[317] Seine Herrschaft bedurfte südlich der Alpen einer seperaten Erhebung[318] und war von den königlichen Ambitionen Arduins von Ivrea bedroht.[319] Möglicherweise veranlasste dieser Umstand Heinrichs Kanzlei dazu, in wenigstens zehn Urkunden aus den Jahren 1004 und 1005 den Titel *rex Francorum et (atque) Langobardorum* zu gebrauchen.[320] Von den 22 Jahren seiner Herrschaft verbrachte Heinrich keine zwei Jahre südlich der Alpen.[321] An die Stelle der Romverbun-

**315** Vgl. RI,II,2, Nr. 891b; K. Uhlirz, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III., Bd. 1: Otto II. 973–983, Berlin 1902, S. 196; M. Lintzel, Miszellen zur Geschichte des zehnten Jahrhunderts, Berlin 1953 (Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Kl. 100/2), S. 108–116.

**316** Vgl. Giese (wie Anm. 303), S. 229: „Die Wahl hatten deutsche und italische Fürsten gemeinsam durchgeführt, bei den anschließenden Krönungsfeierlichkeiten in Aachen fungierten die Erzbischöfe von Mainz und Ravenna gemeinschaftlich – deutliche Anzeichen eines Integrationsversuches beider Regna unter der überwölbenden Größe des Imperiums"; P. F. Kehr, Zur Geschichte Ottos III., in: HZ 66 (1891), S. 385–443, hier S. 435; A. Kröner, Wahl und Krönung der deutschen Kaiser und Könige in Italien (Lombardei), Freiburg i. Br. 1901 (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. 6), S. 41; vgl. auch: Lintzel (wie Anm. 315), S. 108–116. Mit der Erhebung Ottos III. zum Mitkönig und dessen anschließendem Aufenthalt nördlich der Alpen wurde ein königliches Zentrum neben dem in Italien verweilenden Otto II. installiert, das möglicherweise als Zeichen einer differenten Auffassung des Königs und der ostfränkischen Großen über die Struktur des Reiches ausgelegt werden kann. Durch den Tod Ottos II. (7. Dezember 983) hatte diese Konstellation nur eine kurze Dauer.

**317** Vgl. J. Bernhardt, Der Herrscher im Spiegel der Urkunden. Otto III. und Heinrich II. im Vergleich, in: Schneidmüller, Otto III. – Heinrich II. (wie Anm. 298), S. 327–348; vgl. auch: J. Schneider, Heinrich und Otto. Eine Begegnung an der Jahrtausendwende, in: Archiv für Kulturgeschichte 84 (2002), S. 1–40.

**318** Vgl. Sächsisches Haus 919–1024. 4: Die Regesten des Kaiserreiches unter Heinrich II. 1002–1024, bearb. T. von Graff, Wien u. a. 1971 (künftig zitiert als RI,II,4), Nr. 1562g.

**319** Vgl. U. Brunhofer, Arduin von Ivrea und seine Anhänger. Untersuchungen zum letzten italienischen Königtum des Mittelalters, Augsburg 1999.

**320** Vgl. Die Urkunden Heinrichs II. und Arduins (Heinrici II. et Arduini Diplomata), ed. H. Bresslau, H. Bloch, R. Holtzmann u. a., Hannover 1900–1903 (ND 2001) (MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae 3), Nr. 70, S. 87; Nr. 74, S. 94; Nr. 75, S. 95; Nr. 84, S. 106; Nr. 85, S. 108 und Nr. 95, S. 119 (italische Empfänger) sowie Nr. 76, S. 96; Nr. 78, S. 98; Nr. 79, S. 99 und Nr. 86, S. 108 (ostfränkische Empfänger).

**321** Insgesamt weilte Heinrich II. drei Mal in Italien; zunächst von Ende März 1004 (vgl. RI,II,4, Nr. 1559b) bis Juni 1004 (Nr. 1568 ff.), anschließend von Oktober 1013 (Nr. 1790a) bis Ende Mai 1014 (Nr. 1839a) und zuletzt von Mitte November 1021 (Nr. 2006a) bis August/September 1022 (Nr. 2027c).

denheit Ottos III. trat Bamberg als *Roma Secunda*.[322] Gleichwohl hatte sich auch Heinrich II. in einer 1017 geschriebenen Urkunde als *Romanorum rex* bezeichnet.[323] Schon Otto II. wurde von italischen Notaren während eines militärischen Vorrückens gegen das zum byzantinischen Einflussbereich gehörende Tarent am 16. März 982 (erstmals auf italischem Boden) mit dem unter Otto III. durchgesetzten[324] Titel *Romanorum imperator augustus* bedacht[325], und Heinrich V.[326] bezeichnete sich bereits vor seiner Kaisererhebung konsequent als *Romanorum rex*[327] (und anschließend als *Romanorum imperator*).[328] Der zunächst latente Rombezug des Kaisertums wurde im 11. Jahrhundert also aufgegriffen und zunächst auf das Königtum übertragen, bevor auch das Reich als solches als ‚römisch' (und folgend auch als ‚heilig') verstanden wurde.[329]

---

**322** Vgl. A. Hubel, Kaiser Heinrich II., die Idee einer Roma secunda und die Konkurrenz zwischen Regensburg und Bamberg im 11. Jahrhundert, in: C. van Eickels/K. van Eickels (Hg.), Das Bistum Bamberg in der Welt des Mittelalters. Vorträge der Ringvorlesung des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg im Sommersemester 2007, Bamberg 2007 (Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien. Vorträge und Vorlesungen 1), S. 103–140; H. Seibert, Bamberg. Das neue Rom Kaiser Heinrichs II., in: A. Schmid/K. Weigand (Hg.), Schauplätze der Geschichte in Bayern, München 2003, S. 75–89. Konrad II. hatte eingangs der Salierzeit auf dem Revers der Kaiserbulle programmatisch verkündet: *Roma caput mundi tenet orbis frena rotundi*; vgl. dazu: P. E. Schramm, Kaiser, Rom und Renovatio, 2 Bde., Leipzig-Berlin 1929 (Studien der Bibliothek Warburg 17), S. 227.

**323** Vgl. W. C. Schneider, Heinrich II. als *Romanorum rex*, in: QFIAB 67 (1987), S. 421–446.

**324** Vgl. Wolfram (wie Anm. 91), S. 155.

**325** Vgl. D O II, ed. T. Sickel (wie Anm. 284), Nr. 272, S. 316, Z. 38 (nur in der Signumzeile); es folgen Nr. 273 (18. April 982) und Nr. 276 (27. Juli 982) bis Nr. 278 (2. August 982). In der Folge halten sich der absolute und der römische Kaisertitel in etwa die Wage. Zuvor war Otto II. bereits in einer am 7. November 976 in Erwitte ausgestellten Urkunde (D O II, ed. T. Sickel [wie Anm. 284], Nr. 142, S. 159, Z. 39) sowie in einem vom Herausgeber zu 976/977 eingeordneten Diplom (Nr. 150, S. 168, Z. 41) als Kaiser der Römer bezeichnet worden. Vgl. dazu auch: Wolfram (wie Anm. 91), S. 93 ff.; P. E. Schramm, Kaiser, Basileus und Papst in der Zeit der Ottonen, in: Ders., Kaiser, Könige und Päpste. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 3: Vom 10. bis zum 13. Jahrhundert, Stuttgart 1969, S. 200–245, hier S. 212 sieht den Titelgebrauch gegen byzantinische Ansprüche in Italien gerichtet.

**326** Vgl. zur Romverbundenheit Heinrichs V.: J. Petersohn, Capitolium conscendimus – Kaiser Heinrich V. und Rom, Stuttgart 2009 (Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main 47,1) sowie Anm. 333.

**327** Vgl. zur Verwendung des Titels allgemein: H. Beumann, Der deutsche König als *Romanorum Rex*, Wiesbaden 1981 (Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main 18,2); R. Buchner, Der Titel *rex Romanorum* in deutschen Königsurkunden des 11. Jahrhunderts, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 19 (1963), S. 327–338.

**328** Vgl. B. Merta, Die Titel Heinrichs II. und der Salier, in: H. Wolfram/A. Scharer (Hg.), Intitulatio III. Lateinische Herrschertitel und Herrschertitulaturen vom 7. bis zum 13. Jahrhundert, Wien 1988 (MIÖG. Ergänzungsband 29), S. 163–200, hier S. 195–197.

**329** Vgl. E. Müller-Mertens, Römisches Reich im Frühmittelalter. Kaiserlich-päpstliches Kondominat, salischer Herrschaftsverband, in: HZ 288 (2009), S. 51–92; J. Fried, Imperium Romanum. Das römische Reich und der mittelalterliche Reichsgedanke, in: Millennium-Jahrbuch 3 (2006), S. 1–42, hier S. 15–23; J. Schwarz, Herrscher- und Reichstitel bei Kaisertum und Papsttum im 12. und 13. Jahr-

Wie bereits das Kaisertum Ottos des Großen,[330] das auch auf anderen Ebenen zu einer veränderten Herrschaftspraxis geführt haben dürfte,[331] so wurde die hier skizzierte Veränderung des Herrschaftsrahmens ebenso von der Historiographie wahrgenommen.[332]

Im 12. Jahrhundert wurde das Dreiecksverhältnis Kaisertum, Papsttum und italisches Königtum dann aufgrund der Selbstinszenierung der Stadtrömer als potenzielle

---

hundert, Köln-Weimar-Wien 2003 (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 22), S. 86–103; S. Weinfurter, Wie das Reich heilig wurde: um 1157, in: B. Jussen (Hg.), Die Macht des Königs. Herrschaft in Europa vom Frühmittelalter bis in die Neuzeit, München 2005, S. 190–204; G. Koch, Auf dem Wege zum Sacrum Imperium. Studien zur ideologischen Herrschaftsbegründung der deutschen Zentralgewalt im 11. und 12. Jahrhundert, Köln-Wien 1972 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 20).

**330** Vgl. Keller (wie Anm. 1); G. A. Bezzola, Das ottonische Kaisertum in der französischen Geschichtsschreibung des 10. und beginnenden 11. Jahrhunderts, Köln 1956 (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 18); Karpf (wie Anm. 265), S. 196–201; B. Schneidmüller, Wahrnehmungsmuster und Verhaltensformen in den fränkischen Nachfolgestaaten, in: J. Ehlers (Hg.), Deutschland und der Westen Europas im Mittelalter, Stuttgart 2002 (Vorträge und Forschungen 56), S. 263–302, hier S. 275 ff.

**331** Vgl. E.-D. Hehl, Die Synoden des ostfränkisch-deutschen und des westfränkischen Reichs im 10. Jahrhundert. Karolingische Traditionen und Neuansätze, in: W. Hartmann (Hg.), Recht und Gericht in Kirche und Welt um 900, bearb. von A. Grabowsky u. a., München 2007 (Schriften des Historischen Kollegs 69), S. 125–150, hier S. 134: „Lassen sich die ostfränkisch-deutschen Synoden der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts als Ausläufer karolingischer Traditionen begreifen, so brachte Ottos des Großen Erneuerung des westlichen Kaisertums, ..., auf dem Feld der Synoden geradezu einen Bruch, für den das Verstummen auf allgemeine kirchliche Fragen zielender synodaler Gesetzgebung steht."

**332** Carl Erdmann hatte mit Verweisen auf Hrotsvit von Gandersheim und Odilo von Cluny das ‚ottonische Reich' als ‚Imperium Romanum' verstanden (vgl. C. Erdmann, Das ottonische Reich als Imperium Romanum, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 6 [1943], S. 412–441). Eckhard Müller-Mertens widersprach dieser Sichtweise bezüglich der Gandersheimer Kanonissin, da diese das *regnum Saxonum* und das *regnum Italie* sowie das *Romanum imperium* als jeweilige politische Entitäten verstanden hätte, konkretisierte jedoch Erdmanns Befund zu Gerbert von Aurillac und seinem Sprachgebrauch eines *Romanum imperium* in zwei Briefen aus den Jahren 984 und 987. Demnach sei die Verwendung im Brief des Jahres 984 „der erste Beleg für eine römische Ansprache des karolingisch-ottonischen Herrschaftsverbandes im ganzen" (Müller-Mertens [wie Anm. 329], S. 71, auch S. 73 und S. 78 f.). Ernst Karpf hatte zu Hrotsvit von Gandersheim dagegen herausgearbeitet, dass diese vor der Kaisererhebung zwischen zwei *regna* unterschieden habe, wenngleich beides schon ‚ineinanderwachsen' könne, während sie nach der Kaisererhebung von einem *imperium caesarianum/octavianum* und einem *regnum Romanorum* geschrieben habe; vgl. Karpf (wie Anm. 265), S. 134–137; vgl. auch: B. Zientara, Frühzeit der europäischen Nationen. Die Entstehung von Nationalbewußtsein im nachkarolingischen Europa, aus dem Polnischen von J. Heyde, Osnabrück 1997 (Klio in Polen 1), S. 286 ff. In der älteren Mathildenvita wurde der Herrschaftsbereich Ottos II. nach dem Tod des Vaters als Reich der Lateiner und Sachsen gefasst; vgl. Vita Mathildis reginae antiquior, ed. B. Schütte (wie Anm. 77), 16, S. 141: *Igitur poste ius exitum Otto iunior, filius eius excellentissimus, regnum Latinorum possedit et Saxonum, ....*

Legitimationsautorität um einen Eckpunkt erweitert,[333] während die Eigenständigkeit und das Selbstbewusstsein der lombardischen Städte das *regnum Italicum* in eine polygonale Struktur auflösten.[334] Daneben setzte sich bei den staufischen Herrschern die Vorstellung eines supraregnalen und supragentilen Kaisertums durch,[335] was für Otto den Großen wie für die Kaiser des 9. Jahrhunderts nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte.

Italien blieb jedoch entgegen der von Otto dem Großen eingeleiteten Transformation weiterhin ein Teilreich des Imperiums und wurde nicht zu einem ostfränkischen Reichsteil, wie es etwa bei Lotharingien der Fall gewesen war. Die unmittelbare Verknüpfung des italischen Herrschaftsraumes (als Raum und nicht als *regnum*) mit dem ostfränkischen Königtum setzte sich nicht durch. Aus diesem Grund wurde das *regnum* in italischen Quellen nach dem Tod Ottos II. als herrscherlos bezeichnet,[336] wenngleich Otto III. auf seinem ersten Italienzug nach dem Tod seines Vaters direkt zum Kaiser erhoben wurde, ohne dass es zu einer eigenständigen italischen Erhebung gekommen wäre.[337] Zuvor hatte bereits seine Mutter Theophanu in der Zeit ihrer Regentschaft für ihren minderjährigen Sohn eine Reise nach Italien unternommen

**333** Vgl. J. Johrendt, Barbarossa, das Kaisertum und Rom, in: S. Burkhardt/T. Metz/B. Schneidmüller/S. Weinfurter (Hg.), Staufisches Kaisertum im 12. Jahrhundert. Konzepte, Netzwerke, politische Praxis, Regensburg 2010, S. 75–107; F. Kempf, Das mittelalterliche Kaisertum. Ein Deutungsversuch, in: Das Königtum. Seine geistigen und rechtlichen Grundlagen. Mainau Vorträge 1954, Sigmaringen 1973 (Vorträge und Forschungen 3), S. 225–242, hier S. 226–230. Vgl. dazu auch: J. Johrendt, Rom zwischen Kaiser und Papst. Die Universalgewalten und die Ewige Stadt, in: G. Lubich (Hg.), Heinrich V. in seiner Zeit. Herrschen in einem europäischen Reich, Wien-Köln-Weimar 2013 (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 34), S. 169–190.

**334** Vgl. hierzu etwa: K. Görich, Konflikt und Kompromiss. Friedrich Barbarossa in Italien, in: W. Hechberger/F. Schuller (Hg.), Staufer und Welfen. Zwei rivalisierende Dynastien im Hochmittelalter, Regensburg 2009, S. 78–97.

**335** Vgl. B. Töpfer, Reges provinciales. Ein Beitrag zur staufischen Reichsideologie unter Kaiser Friedrich I., in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 22 (1974), S. 1348–1358. Vgl. auch: Burkhardt (wie Anm. 6), S. 82–88.

**336** Vgl. Catalogus Oscelensis II, ed. G. Waitz, Hannover 1878 (ND 1898) (MGH SS rer. Lang. 1), S. 520, Z. 27: *Defuncto secundo Oto, fuit unc regnum sine regem annos 13; ...*; Codex Vindobonensis, ed. G. H. Pertz, Hannover 1839 (ND 1986) (MGH SS 3), S. 217, Z. 34–36: *Octo, filius Octonis, primo anno sui regni erant ab incarnatione Domini anni 983. regnavit annos 12, in Italia 5. anni Domini 994; permansit vacuum regnum annos 12.* Auch in Papsturkunden entfiel zwischen 983 und 996 die Datierung nach Kaiserjahren; vgl. R. Schieffer, Zum Datierungsformular der Papsturkunden des 10. und des frühen 11. Jahrhunderts, in: Herbers/Kortüm/Servatius, Ex ipsis (wie Anm. 191), S. 73–84, hier S. 81. Vgl. allgemein auch: Kolditz (wie Anm. 238), S. 531f.

**337** Vgl. N. D'Acunto, Eine ‚Reisemacht' auf dem Prüfstand. Der erste Italienzug von Otto III. (996), in: A. Brodocz/C. O. Mayer/R. Pfeilschifter (Hg.), Institutionelle Macht: Genese – Verstetigung – Verlust, Köln u. a. 2005, S. 89–105; vgl. auch: N. D'Acunto, Ottone III e il regnum italiae, in: Ottone III e Romualdo di Ravenna. Impero, monasteri e santi asceti (atti del XXIV convegno del Centro Studi Avellaniti, Fonte Avellana 2002), Negarine di S. Pietro in Cariano (VR) 2003, S. 45–84.

und dabei in Rom und Ravenna Station gemacht, wovon jeweils eine Urkunde überliefert ist.[338]

Die Anerkennung als Herrscher in Italien musste also grundsätzlich stets neu verhandelt werden, und es ist keineswegs immer zweifelsfrei zu entscheiden, inwiefern ein eigenständiger Akt der Königserhebung in/für das italische Reich einer Kaisererhebung vorausging oder durch die Kaisererhebung substituiert wurde. Während etwa Konrad II. wie auch sein ottonischer Vorgänger Heinrich II. einer zusätzlichen Königserhebung in Italien bedurften,[339] wurde Heinrich III. auf seinem ersten Italienzug direkt zum Kaiser erhoben,[340] wenngleich es auch hier zu Huldigungen im Vorfeld (etwa in Pavia) gekommen sein dürfte.[341] Bei seiner Erhebung im Jahr 1028 waren ausweislich der Quellen in Aachen auch italische Große anwesend.[342] Weder ein ostfränkisches Königtum noch das Kaisertum legitimierten also automatisch die Herrschaft im *regnum Italicum*. Das Dreiecksverhältnis zwischen Kaisertum, italischem Königtum und Papsttum war einer steten Veränderung unterworfen.

**338** Vgl. DD Theophanu, ed. T. Sickel (wie Anm. 285), Nr. 1 und Nr. 2, S. 876 f. In der ersten, in Rom ausgestellten Urkunde (vom 2. Januar 990) firmierte sie als *Theophanu divina gratia imperatrix augusta*; in der folgenden, in Ravenna ausgestellten Urkunde (vom 1. April 990) als *Theophanius gratia divina imperator augustus*. Während im ersten Diplom nach den Herrschaftsjahren Ottos III. datiert wurde, bezieht sich die Datierung im zweiten Diplom auf ihre eigene Herrschaft (*anno vero imperii domni Theophanii imperatoris XVIII*).

**339** Vgl. Salisches Haus 1024–1125. Tl. 1: 1024–1039. 1. Abt.: Die Regesten des Kaiserreichs unter Konrad II. 1024–1039, bearb. von H. Appelt, Köln-Weimar-Wien 1951, Nr. 59a.

**340** Vgl. M. Griessinger, Der Römerzug Kaiser Heinrichs III. im Jahre 1046, Hannover 1900.

**341** Vgl. dazu auch: A. Klippel, Die völkerrechtlichen Grundlagen der deutschen Königsrechte auf Italien, Berlin 1920 (Historische Studien 140), die aus anachronistischer rechtsgeschichtlicher Perspektive die „Rechtsgrundlage der italienischen Königsstellung" seit Heinrich III. als „entschieden" verstand, indem „die machtvollen Vorgänger ... die Verbindung beider Reiche so lebendig und stark erhalten [haben], daß auch seine [Heinrichs] Thronfolge ohne weiteres für Italien wie für Deutschland gilt" (S. 81). „Alleinige Voraussetzung war und blieb die Wahl und Krönung zum deutschen Könige" (S. 82).

**342** In einer Interpolation der Chronik Ademars von Chabannes findet sich der Zusatz: *Ibi interfuerunt tam de Italia et Gallia episcopi* (Ademari Historiarum Libri III, ed. G. Waitz, Hannover 1841 [ND 1982] [MGH SS 4], S. 145).

Antonio Berardozzi

# I conti di Galeria (secoli XI–XIII)

1 Premessa
2 Il castello di Galeria
3 Il conte Gerardo [I]
4 I figli del conte Gerardo [I]
5 Il conte Sassone di Civita Castellana e i suoi discendenti
6 Ultime vicende del castello di Galeria
7 La tesi di Whitton sulle origini familiari del conte Gerardo [I]

**Zusammenfassung:** Unter den gräflichen Eliten aus dem römischen Umland, die zu Beginn des 11. Jh. in den Quellen genannt werden, ragen die Grafen von Galeria hervor. Obgleich sich ihre Geschicke bis in die zweite Hälfte des 13. Jh. verfolgen lassen, gehörten nicht alle Träger dieses Titels zum selben Haus. Graf Gerardo [I], Sohn Ranieris, ist die wichtigste Figur unter allen Grafen von Galeria und nimmt im vorliegenden Beitrag den größten Raum ein. Er ist für die Jahre 1040–1060 nachweisbar und spielte in jenen Jahren eine herausragende Rolle in der römischen Politik; er arbeitete mit den Päpsten Benedikt IX. und Benedikt X. zusammen, füllte eine erstrangige Position im römischen Tuszien aus, wo er im übrigen eine Reihe von Schlössern besaß, und war ein enger Verbündeter der Äbte von Farfa. Graf Sassone von Civita Castellana war sein Bruder. Beide hatten Nachkommen. Sehr wahrscheinlich kehrte das Schloss von Galeria nach dem Tod Graf Gerardos [I] in den frühen sechziger Jahren wieder in päpstlichen Besitz zurück. Nach einer Quelle aus dem Archiv von San Paolo fuori le Mura hat Gregor VII. es dem Kloster in der Via Ostiense übertragen. Die Nachkommen Graf Sassones, namentlich dessen Sohn Ranieri [II] und dessen Enkel Sassone [II], behielten die Herrschaft über Civita Castellana fast bis zum Ende des Jahrhunderts. Nichts mehr hört man von ihnen aus den letzten zwanzig Jahren des 11. Jh. Andere römische Häuser griffen ins römische Umland und südliche Tuszien aus, wo sie im Verlaufe eines Jahrhunderts die bisher herrschenden Familien verdrängten. Andere Grafen von Galeria tauchen sporadisch in den Quellen des 12. und 13. Jh. auf. Keiner von ihnen erlangte jedoch die Bedeutung der beiden Brüder Gerardo [II] und Sassone.

**Abstract:** Among the comital elites of the early 11th century mentioned in the documentation for the Rome area, the counts of Galeria occupied a prominent place. Though we can reconstruct their history until the second half of the 13th century, not all the individuals who held this title were of the same lineage. Count Gerardo [I], son of Ranieri, is the most important figure of all the Counts of Galeria, and therefore the main focus of this paper. He is documented between 1040–1060 and played an important role in Rome's political history during these years. He collaborated with Popes Benedict IX and Benedict X; he played a leading role in the Roman Tuscia where he also owned several castles, and was a close ally of the abbots of Farfa. Count Sassone

of Civita Castellana was his brother. Both men had descendants. It is very likely that after Count Gerardo's death, in the early 1060s Galeria Castle returned under papal control. According to a document in the archives of San Paolo fuori le mura, Gregory VII granted it to the monastery in Via Ostiense. By contrast, the descendants of Count Sassone, his son Rainieri [II] and his grandson Sassone [II], managed to retain control of Civita Castellana until almost the end of the century. Our information on this family ceases in the last 20 years of the 11th century. At the end of the first millennium, other Roman families began to appear in the Roman contado and the southern Tuscia, and in the space of a century their ambitions obliterated the old families that had hitherto dominated. Other counts of Galeria appear sporadically in the documents of the 12th and 13th centuries, but none of these individuals were as important as the two brothers Gerardo [I] and Sassone.

1. Con il secolo XI la documentazione di area romana offre l'opportunità di conoscere il nome di alcuni conti presenti a Roma e nel suburbio.[1] L'ostentazione del titolo comitale portato da questi personaggi per questo periodo e per questa zona non deve però essere sopravvalutato. Non è chiaro, infatti, se, ad esempio, tutti questi conti disponessero di poteri giudiziari o fiscali. È verosimile che, oltre a fregiarsi di un titolo prestigioso, i conti che risiedevano nei loro centri incastellati, posti nelle vicinanze della città, disponessero anche di poteri signorili, in considerazione che per l'area laziale è possibile pensare a un precoce sviluppo dei poteri locali.[2]

1 Soltanto a titolo esemplificativo e senza la pretesa di esaustività ricordo che nei necrologi dei Santi Ciriaco e Nicola sono presenti Gregorio, figlio del conte Ottone, un conte Cristiano, una contessa Sofia e infine un conte Ottone, cf. Necrologi e libri affini della Provincia Romana, a cura di P. Egidi, 2 vol., Roma 1908–1914 (Fonti per la storia d'Italia 44), per i personaggi citati rispettivamente cf. vol. I, p. 20, p. 38, p. 50 e p. 52. Inoltre conosciamo i conti Farolfo sepolti presso l'abbazia di San Paolo fuori le mura, e *Rynerius filius Veille*, detentore di due castelli dello stesso cenobio; cf. B. Trifone, Le carte del monastero di S. Paolo di Roma dal secolo XI al XV, in: Archivio della Società romana di storia patria 31 (1908), pp. 267–313; 32 (1909), pp. 29–106, doc. 1, pp. 278–285. Abbiamo poi la citazione di un certo conte Baldovino, il quale, il 20 aprile 961, donò pro anima, riservandosene l'usufrutto, a Benedetto [I] abate del monastero dei Santi Pietro e Martino in *Orrea* il casale *Sei Colonne* posto sulla via Appia, a lui pervenuto dalla fu *Sassa* sua moglie; cf. Il Regesto del monastero dei SS. Andrea e Gregorio ad Clivum Scauri, a cura di A. Bartola, Roma 2003, doc. 112, pp. 452–457 (Codice diplomatico di Roma e della provincia romana 7). Di altri conti farò cenno nel proseguo del testo. Voglio precisare che questo contributo è estrapolato da uno specifico paragrafo della mia tesi di dottorato in corso di ultimazione.

2 Di questo parere è Chris Wickham, il quale sostiene che già ai primordi dell'XI secolo nel Lazio centrale si erano costituiti dei poteri locali, C. Wickham, The origins of the signoria in central Lazio, in: Uomini paesaggi storie, studi di storia medievale per Giovanni Cherubini, a cura di D. Balestracci, A. Berlucchi, F. Franceschi, P. Nanni, G. Piccinni, A. Zorzi, Torino 2012, I, pp. 481–492. Quanto allo sviluppo dei poteri locali la letteratura è vastissima, segnalo comunque L. Provero, L'Italia dei poteri locali. Secoli X–XII, Roma 1998; S. Carocci, Signoria rurale e mutazione feudale. Una discussione, in: Storica 3,8 (1997), pp. 49–91; Id., Signoria rurale, prelievo signorile e società

Tra queste élites, una particolare rilevanza spetta ai conti di Galeria. Questi conti compaiono nelle fonti fin dai primissimi anni del secolo e, nonostante la frammentarietà della documentazione superstite, possiamo seguirne le vicende fin oltre la metà del secolo XIII. Un'altra caratteristica dei conti di Galeria è che non tutti appartennero ad un medesimo lignaggio, nonostante ciascuno di loro si richiamava ed era riconosciuto come signore del castello di Galeria. A differenza di altre stirpi comitali coeve che ugualmente come loro traevano il nome dal castello eponimo (noti sono gli esempi dei conti di Anguillara o di Monticelli) e lo mantennero anche per diversi secoli, per i conti di Galeria si evidenzia dalla documentazione che raramente (più sicuramente durante il Duecento) un medesimo gruppo familiare riuscì a trasmettere ai propri discendenti per via ereditaria il castello e il titolo comitale corrispondente. Questa particolare caratteristica non è facile da spiegare. È stato ipotizzato con buone argomentazioni che il castello di Galeria e gran parte dell'area circostante fossero di proprietà papale e che gli stessi papi concessero il castello a personaggi o a enti religiosi (che a loro volta potrebbero averlo successivamente concesso a personaggi eminenti a loro vicini) seguendo linee di condotta e scopi che rientravano nelle strategie di quel preciso momento storico.[3] Nota è la concessione del castello di Galeria di Gregorio VII al monastero romano di San Paolo fuori le mura, nella quale si fa riferimento ad una precedente concessione fatta da Pasquale I (817–824) al medesimo ente religioso.[4] Si potrebbe quasi paragonare la peculiare vicenda del castello di Galeria con

contadina (sec. XI–XIII): la ricerca italiana, in: Pour une anthropologie du prélèvement seigneurial dans les campagnes médiévales (XI^e–XIV^e), a cura di M. Bourin e P. Martìnez Sopena, I, Paris 2004, pp. 63–82; S. Collavini, I poteri signorili nell'area di San Michele di Passignano (secc. XI–XII), in: Passignano in Val di Pesa. 1. Una signoria sulle anime, sugli uomini, sulle comunità, a cura di P. Pirillo, Firenze 2009, pp. 183–204; Id., I signori rurali in Italia centrale (secoli XII–metà XIV): profilo sociale e forme di interazione, in: Poteri territoriali in Italia centrale e nel sud della Francia. Gerarchie, istituzioni e linguaggi (secoli XII–XIV): un confronto, in: MEFRM 123/2 (2011), pp. 301–318; P. Cammarosano, Cronologia della signoria rurale e cronologia delle istituzioni comunali cittadine in Italia: una nota, in: La signoria rurale nel medioevo italiano, Atti del seminario di Pisa, 3–4 marzo 1995, a cura di A. Spicciani e C. Violante, 2 vol., Pisa 1997, I, pp. 11–17.

**3** C. Wickham, Roma medievale. Crisi e stabilità di una città (900–1150), Roma 2013, in particolare cf. pp. 361sg. Queste proprietà sarebbero giunte ai papi attraverso concessioni imperiali e all'evergetismo privato. Sulla istituzione dei *Patrimonia* della Chiesa romana cf. F. Marazzi, I „Patrimonia Sanctae Romane Ecclesiae", nel Lazio (secoli IV–X). Struttura amministrativa e prassi gestionale, Roma 1988 (Nuovi studi storici 37); in particolare pp. 274–280. Sembra ormai abbastanza chiaro che lungo la fascia costiera che da Roma arriva a *Centumcellae* (odierna Civitavecchia) ed in prossimità del lago di Bracciano gli imperatori disponessero di ampie proprietà; a questo proposito cf. F. Cambi, Paesaggi d'Etruria e di Puglia, in: Storia di Roma 3/2, L'età tardo antica, Luoghi e culture, a cura di A. Momigliano e A. Schiavone, Torino 1993, pp. 229–235. Sulle donazioni papali e l'evergetismo privato cf. D. De Francesco, La proprietà, fondiaria nell'agro romano, 900–1150, in: Archivio della Società romana di storia patria 132 (2009), pp. 5–47, in particolare pp. 32–47.

**4** Trifone, Le carte (vedi nota 1), doc. 1 p. 282: *Et totam Galarem, cum colonis et colonabus suis, et omnibus terminibus, sicut concessum est monasterio tuo a papa Pascasio predecessore nostro, excepta*

le contee pugliesi in età normanna, le quali venivano innumerevoli volte confiscate e riassegnate dai re, tanto da far arrivare a dire a Jean-Marie Martin: „Les comtes ne sont plus des dynastes héréditaires, mais des agents royaux révocables pratiquement ad nutum."[5]

Il personaggio che occupa lo spazio più ampio di questo contributo è il conte Gerardo [I] figlio di Ranieri. Egli è documentato tra gli anni 1040–1060; personalità di grande rilievo, attivo collaboratore di almeno due papi tuscolani, Benedetto IX e Benedetto X (che tuscolano per origine non era, ma eletto al soglio di Pietro con il determinante contributo di questi conti), protagonista di diverse vicende politiche e scontri con gli esponenti del partito riformatore. Figura di primo piano su gran parte della Tuscia romana, intrattenne una strettissima collaborazione con gli abati di Farfa di quel periodo. Detentore di diversi castelli nella zona attorno a Roma.

Proprio per questo suo spiccato protagonismo, egli è ricordato in molte cronache del tempo; a volte è descritto dai suoi oppositori con tinte fosche e forse non sempre aderenti alla realtà.

Non sono chiare le origini familiari del conte Gerardo [I], la sola indicazione che era figlio di Ranieri non può essere sufficiente a dirimerne il problema della sua discendenza. La questione è in realtà complessa e su di essa si sono cimentati diversi studiosi in momenti diversi e lontani tra loro, offrendo svariate ipotesi.[6] Personalmente ritengo che le origini familiari del conte Gerardo [I] debbano ricercarsi in qualche lignaggio eminente della Tuscia romana. Questa conclusione è molto vicina all'ipotesi costruita nel lontano 1916 da Giovanni Battista Borino,[7] secondo il quale Ranieri, padre del conte Gerardo [I], deve identificarsi con *Rainerius*, i cui figli anteriormente al 1022 avrebbero indotto papa Benedetto VIII a far giurare a Romano e

---

*terra parva, que ibi detinet S. Sabas. Et totam massam Cesanam, cum colonis et colonabus suis, sicuti Benedictus Campaninus monasterio tuo dedit quando effectus est ibidem monachus. Et totam massam Iulianam cum castello Iulianellum, cum colonis et colonabus suis.* Della concessione di papa Pasquale I non c'è traccia, cf. L. Santifaller, Quellen und Forschungen zum Urkunden- und Kanzleiwesen Papst Gregors VII., Città del Vaticano 1957 (Studi e testi 190), doc. 36, pp. 20–28. Santifaller, non segue la datazione proprosta da Trifone (14 marzo 1081), ma propone di datare il privilegio nell'arco di tutto il pontificato di Gregorio VII (1073–1085). Va ricordato che Ildebrando è stato anche abate di San Paolo, sin dal 1050, dopo che l'abate Airardo fu nominato vescovo di Nantes. Probabilmente Gregorio VII conservò, salvo brevi periodi, la carica abbaziale fino alla vigilia della sua elezione papale. È certo che il monastero di San Paolo gli rimase nel cuore, come da lui stesso riconosciuto; cf. Gregorii VII, Registrum, ed. E. Caspar, Berlin 1920–1923 (MGH. Epistolae selectae in usum scholarum separatism editae), 2 voll, I, 52, pp. 79sg.

**5** J.-M. Martin, La Pouille du VI[e] au XII[e] siécle, Roma 1993, p. 781.

**6** Già Ferdinand Gregorovius riteneva che il conte Gerardo [I] era figlio di Ranieri, conte e rettore della Sabina, senza però fornire alcuna prova, F. Gregorovius, Storia di Roma nel medioevo, a cura di V. Calvani e P. Micchia, 6 vol., Roma 1972, vol. II, p. 314.

**7** G. B. Borino, L'elezione e la deposizione di Gregorio VI, in: Archivio della Società romana di storia patria 39 (1916), pp. 141–252, in particolare pp. 198–201.

Gregorio, rispettivamente fratello e nipote del papa, a restituire ai figli del conte Benedetto[8] i castelli di Tribuco e Bucciniano nonché di sostenerli *contra omnes*, cioè contro i discendenti di Ottaviano, Oddone e Crescenzio.[9] A questi ultimi l'abate Ugo di Farfa, nel frattempo, aveva concesso i due castelli con il patto di occuparsi della loro difesa e di proteggere anche il monastero stesso dai figli del conte Benedetto, nel caso ce ne fosse stato bisogno. A tale conclusione Borino è giunto sostenendo la vicinanza tra i *filii Rainerii* e i Tuscolani, ampiamente poi consolidata e riaffermata fino agli anni Sessanta del secolo XI, appunto dal conte Gerardo [I]. I *filii Rainerii* sarebbero poi gli stessi *inimici Dei* che prima del 4 dicembre 1015 avevano indotto Romano, il fratello di Benedetto VIII, a impossessarsi dei casali Serrano e Pontiano, entrambi posti nel territorio del castello di Tribuco,[10] sostenendo che tali possedimenti erano appartenuti ai figli del conte Benedetto.

Anche volendo accettare questa ricostruzione, resta comunque irrisolta la questione dell'inquadramento genealogico di *Rainerius*, nel quale, sempre secondo Borino, si dovrebbe riconoscere l'omonimo rettore e conte della Sabina, documentato tra gli anni 1003–1006.[11]

---

**8** Sul conte Benedetto e i suoi figli, Giovanni e Crescenzio, tutti appartenenti alla stirpe „Crescenziana", da ultimo cf. Wickham, Roma medievale (vedi nota 3), pp. 240–245. Va segnalato che nella disputa tra i due fratelli e il monastero di Farfa per il possesso del castello di Tribuco, si fa cenno ad un accordo intercorso tra l'abate Guido di Farfa e il conte Giovanni nel Exceptio relationum d. Hugonis abbatis, in: Chronicon Farfensis, a cura di U. Balzani, vol. I, p. 67. Tra coloro che lo sottoscrissero è indicata anche la moglie del conte Giovanni, tale Itta. È stato ipotizzato che quest'ultima appartenesse „alla casa dei conti di Galeria, visto che è un nome che si incontra in quella stessa famiglia", G. Bossi, I Crescenzi di Sabina, Stefaniani e Ottaviani (dal 1012 al 1106), in: Archivio della Società romana di storia patria 41 (1918), pp. 111–170, p. 117. Se quest'ultimo particolare – non di poco conto – fosse dimostrato, darebbe ulteriore consolidamento all'ipotesi che vede *Rainerius* (i cui figli avrebbero convinto Benedetto VIII a concedere i castelli di Tribuco e Bucciniano ai figli del conte Benedetto, Giovanni e Crescenzio), proprio come padre del conte Gerardo [I] di Galeria.

**9** Anche questi personaggi appartennero alla stirpe „Crescenziana", ma non è chiaro il livello di apparentamento con i figli del conte Benedetto, potrebbe trattarsi di due famiglie distinte, ma legate soltanto da un nome che all'epoca era molto in uso a Roma, Crescenzio, cf. Wickham, Roma medievale (vedi nota 3), pp. 240–246.

**10** Il Regesto di Farfa compilato da Gregorio di Catino, a cura di I. Giorgi e U. Balzani, 5 vol., Roma 1879–1914 (Biblioteca della R. Società romana di storia patria), vol. III, doc. 502, pp. 210sg. (d'ora innanzi R. F.).

**11** Borino, L'elezione (vedi nota 7), p. 200. I documenti che attestano la presenza del conte Ranieri in Sabina sono in R. F., vol. III, docc. 418, 419, 464, 465, 466, 467, 469; in tutti egli è associato al conte Crescenzio, figlio del conte Benedetto, con il quale condivide l'ufficio di rettore della Sabina, entrambi sono testimoni a donazioni di beni a Farfa. L'ipotesi di Borino è stata accettata da G. Bossi, I Crescenzi di Sabina (vedi nota 8), p. 129, e da P. Brezzi, Roma e l'impero medievale (774–1252), Bologna 1947 (Storia di Roma X), p. 197.

Sul finire degli anni Settanta del secolo scorso David Whitton si è di nuovo interessato al conte Gerardo [I] nella sua tesi di dottorato rimasta inedita.[12] Lo studioso inglese ipotizzava che il conte Gerardo [I] discendeva dal marchese Ranieri di Tuscia e, a seguito della perdita dell'ufficio marchionale (1027), il conte Gerardo [I] e suo fratello, il conte Sassone, si sarebbero trasferiti in area romana, entrando in stretti rapporti con i papi tuscolani e con gli abati di Farfa. Si tratta di una tesi decisamente affascinante (recentemente accettata anche da Chris Wickham, nel suo importante contributo su Roma medievale),[13] che merita di essere adeguatamente discussa, cosa che farò nell'ultimo paragrafo di questo saggio.

Non è mai stata invece formulata un'ulteriore ipotesi – che discuterò dettagliatamente più avanti – ossia quella di individuare *Rainerius* nel conte Ranieri, il quale insieme al figlio *Rapizo* nel giugno 968 diede il proprio consenso alla donazione con la quale la moglie, la *gloriosa comitissa Imil[ga] filia bone memorie Rainerio*, cedette a Silvestro, abate del monastero romano dei Santi Cosma e Damiano, il casale Ponzano in territorio di Sutri.[14] E proprio in questa stessa zona successivamente anche i due già ricordati figli di Ranieri i fratelli, Gerardo [I] e Sassone, saranno protagonisti (come vedremo in seguito).

Prima di concludere questa premessa, ritengo importante annotare che, in relazione alla proprietà eminente del castello di Galeria e del territorio circostante, si deve tener conto che vi è certezza che oltre alla Chiesa romana, anche vari istituti religiosi di Roma avevano beni ed interessi nella zona, come i monasteri di San Paolo fuori le mura, di Santa Maria Nova e di San Saba, nonché il Capitolo di San Pietro in Vaticano, e naturalmente il vescovo della diocesi di Silva Candida (per inciso, ricordo che tra le diocesi del suburbio romano solamente quelle di Silva Candida e di Porto risultano detentrici di possedimenti fondiari). Questo groviglio di differenti interessi ha dato vita a contenziosi destinati a protrarsi lungamente e spesso è occorso l'intervento papale per arrivare a soluzione. Tutto ciò ha contribuito a rendere instabile anche la posizione degli stessi conti lì residenti. A questa premessa fa seguito un primo paragrafo dedicato alla ricostruzione della storia del castello di Galeria, collegandone le fasi più antiche con le vicende della vicinissima sede della diocesi di Silva Candida, la basilica martiriale di Santa Rufina. Poi passo ad occuparmi del conte Gerardo, dei suoi figli, del fratello, il conte Sassone, e dei diretti discendenti di quest'ultimo. Segue un

12 D. Whitton, Papal policy in Rome, 1012–1124, tesi di dottorato inedita svolta presso il Wolfson College Michaelmas Term 1979, pp. 217–254. In realtà già lo storico e vescovo di Civitavecchia Vincenzo Annovazzi aveva proposto una simile idea, senza naturalmente fornire un'adeguata motivazione, ma semplicemente basandosi sulla perfetta corrispondenza del nome, V. Annovazzi, Storia di Civitavecchia, Roma 1853, p. 222.

13 Wickham, Roma medievale (vedi nota 3), p. 74.

14 P. Fedele, Carte del monastero SS. Cosma e Damiano in Mica Aurea, in: Archivio della Società romana di storia patria 21 (1898), pp. 459–534; 22 (1899), pp. 25–107, 383–447; ristampa con indici a cura di P. Pavan, Roma 1981, doc. 193, pp. 214–216 (Codice diplomatico di Roma e della regione romana 1).

ulteriore paragrafo dedicato alle vicende del castello e dei conti di Galeria nei secoli XII e XIII e concludo, come detto, discutendo l'ipotesi proposta da David Whitton.

2. Il nome del castello di Galeria[15] deriva da quello della *domusculta Galeria Aurelia*, istituita, come è noto, da papa Adriano I (772–795) intorno agli anni Settanta dell'VIII secolo.[16] Il *castrum* fu edificato nei pressi della via Clodia sopra uno sperone tufaceo a forma quadrangolare che confina con il fiume Arrone. Comunque il luogo non è molto distante dalla sede della diocesi di Silva Candida. Nulla fa escludere che le fasi più antiche della storia di Galeria, quando ancora la zona non era incastellata, abbiano seguito le vicende della stessa diocesi. Anche le prime testimonianze scritte, che attestano l'esistenza del castello e risalgono agli anni Venti dell'XI secolo, sono correlate ad alcuni avvenimenti della stessa sede vescovile. Oggi del castello medievale restano soltanto alcuni lacerti di mura nascosti dalla vegetazione e databili al Duecento.

Una prima testimonianza indiretta dell'avvenuto incastellamento è contenuta nei resoconti di un placito, tenuto in Laterano il 14 dicembre 1026. In essi si fa cenno a due chiese, San Nicola e Sant'Andrea, entrambe ubicate a Galeria e a *Iohannes Toccus, comes Galerie*.[17] La presenza di due chiese con un proprio clero strutturato e di un

---

**15** Il nome Galeria è presente fin dall'antichità, è citato da Tito Livio, Ab Urbe condida, XXVII, 50 e da Plinio il Vecchio, Naturalis Historia, VII, 50, inoltre compare in diverse iscrizioni. Galeria era anche il nome di una tribù rustica.

**16** Le Liber Pontificalis. Texte, introduction et commentaire, I–II, a cura di L. Duchesne, Paris 1886–1892; III, Additions et corrections de Mgr L. Duchesne, a cura di C. Vogel, Paris 1957, I, pp. 501sg.: *Adriano fecit et constituit noviter domuscultas IIII. ... Videlicet Galeria, posita via Aurelia, miliario urbe Roma plus minus decimo, ad sanctam Rufinam, cum fundis et casalibus, vineis, olivetis aquimolis vel omnibus ei pertinentibus*. La *domusculta* doveva comprendere verosimilmente i fondi circostanti la basilica di Santa Rufina ubicata in prossimità della via Cornelia. L'iniziativa fa supporre che la proprietà eminente fosse della Chiesa di Roma, nonostante nella zona coesistesse la sede episcopale di Silva Candida. Le *domuscultae* erano aziende paragonabili a quelle curtensi gestite direttamente da ufficiali papali e inalienabili, era esclusa così la mediazione di figure intermedie, gli affittuari, grandi e piccoli agricoltori. Gli scavi condotti a Santa Cornelia, una *domusculta* tra le meglio indagate, ci mostrano come doveva essere strutturata: „una chiesa con annesso battistero, un recinto lineare, magazzini e forse un ristretto spazio abitativo, non dotato di particolare decoro. Il centro si colloca in una situazione topografica non protetta", A. Molinari, Siti rurali e poteri signorili nel Lazio (secoli X–XIII), in: Archeologia medievale 37 (2010), pp. 129–142, p. 134. È probabile che questo tipo di gestione fosse impopolare a Roma, sta di fatto che dopo l'850 non c'è più traccia delle *domuscultae* e „alcune di esse passarono evidentemente al di fuori del controllo papale, ad altre chiese o di nuovo a concessionari laici", Wickham, Roma medievale (vedi nota 3), p. 83. Sulla *domusculta Galeria Aurelia* cf. D. De Francesco, Considerazioni storico-topografiche a proposito delle Domuscultae laziali, in: Archivio della Società romana di storia patria 119 (1996), pp. 5–47, pp. 18–22; Ead., La proprietà fondiaria nel Lazio secoli IV–VIII, storia e topografia, Roma 2005, pp. 260–269; C. Wickham, La struttura della proprietà fondiaria nell'agro romano, 900–1150, in: Archivio della Società romana di storia patria 132 (2009), pp. 181–237, in particolare pp. 206–209; Marazzi, I „Patrimonia" (vedi nota 3), p. 252.

**17** H. Zimmermann, Papsturkunden 896–1046, 3 vol., Wien 1989 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Denkschriften 177), vol. II, n. 568, pp. 1075–1077.

conte del luogo mi sembrano indizi sufficienti e probanti dell'avvenuta costruzione del castello. Al dibattimento prese parte anche un *magno populo galerano*, elemento quest'ultimo che induce a ritenere che allora Galeria era anche il centro più grande della zona.

Si ha notizia di un'altra chiesa galerana, San Gregorio, nella conferma di beni al vescovo di Silva Candida, Pietro, concessa da Giovanni XIX, appena tre giorni dopo la chiusura del placito[18] di cui si è appena accennato.

Altra conferma di beni e diritti, lo stesso vescovo di Silva Candida la ottenne nel novembre 1037, questa volta da Benedetto IX. Questa seconda conferma è ricca di particolari interessanti a cui è opportuno dedicare un po' di spazio. Nel documento Galeria è indicata per la prima volta come un *castellum*, all'interno del quale il papa possedeva una *terranea domus, ubi officiales commanebant* (probabilmente i gestori dei fondi alle dipendenze della Santa Sede) *cum omnibus suis pertinenti*, trasformata in un postribolo (*domus lupanaris*),[19] che il papa cedette al vescovo. Questa abitazione era posta nelle vicinanze della chiesa di San Nicola, davanti alla porta del castello.

Sempre dalla lettura del documento apprendiamo che anche la sede della diocesi (la basilica di Santa Rufina) era stata fortificata su iniziativa del vescovo locale (*quam etiam tuo studio muro et fossato vallasti et circumdedisti atque populo et sacerdotibus bene suffitienter replevisti*) e che lo stesso aveva ottenuto una lunga e circostanziata concessione di diritti pubblici: *Nos etiam omnes tue potestati et successorum tuorum submittimus, ut numquam successorum nostrorum pontificum vel alicui persone pro glandatico, erbatico nec alio fodro, districtu vel placito, pro aliqua datione vel aliquo ingenio illos constringere vel aliquo modo dare audeat, sed, diximus, in potestate tua et successorum tuorum remota omnium hominum contradiccione in perpetuum maneat et qualiter vobis placuerit eandem ecclesiam per vos vestrosque successores et edificare seu fabricare, quam tu fecisti.*

**18** Ibid., n. 569, pp. 1078–1083. Tale donazione molto verosimilmente rientra in un programma più ampio di ricostruzione sistematica delle diocesi suburbicarie, compiuta negli anni 1020–1030 da Benedetto VIII e da Giovanni XIX. „Questa restaurazione territoriale delle diocesi periferiche, dei loro patrimoni, delle loro gerarchie di giurisdizioni integrate è attestata con chiarezza per le sedi di Porto e Silva Candida", P. Toubert, Il Patrimonio di S. Pietro fino alla metà del secolo XI, Comuni e signorie nell'Italia nordorientale e centrale: Lazio, Umbria e Marche, Lucca, Storia d'Italia, diretta da G. Galasso, vol. VII, t. II, pp. 155–228, p. 221.

**19** Nella donazione del castello di *Faustiniano* al monastero dei Santi Andrea e Gregorio al Celio, del 1019, si usa una formula molto vicina a quella adoperata da Benedetto IX, per confermare beni e diritti al Vescovo Pietro. Così è riportato nel documento del monastero celimontano: *castellum unum in integrum qui vocatur Fustiniano cum omnibus casis et ecclesiis infra se habentem quam et omni datione et districtu vel placito suo*; cf. Bartola, Il Regesto (vedi nota 1), doc. 5, p. 24. Il castello fu successivamente concesso da Gregorio VII al monastero di San Paolo, Trifone, Le carte (vedi nota 1), doc. 1, p. 282. Nel proseguo del documento, Benedetto IX ribadisce in modo ancora più ampio la concessione di diritti pubblici, in particolare cf. le pp. 1144sg.

Questo è quanto ci è consentito ricostruire sulla base della documentazione superstite sul castello di Galeria prima dell'avvento del conte Gerardo [I] (infra), né è possibile sapere quando e chi promosse la costruzione del *castrum*.[20] Si può supporre che esso fu edificato quasi contemporaneamente ai castelli viciniori di Anguillara, Castel di Guido[21] e *Capracorum*[22] (i più grandi della zona).[23] Non ci è noto se l'iniziativa fu appoggiata dal sostegno papale o se fu solo opera di singoli ed intraprendenti personaggi eminenti; la fortificazione della sede di Silva Candida avvenne per impulso vescovile. Se, come sembra, la proprietà eminente nella zona era papale e

**20** Quanto alle fasi e allo sviluppo dell'incastellamento nell'Italia centrale gli studi sono moltissimi, dal lavoro pioneristico di P. Toubert, Les structures du Latium médiéval. Le Latium méridional et la Sabine du IX[e] à la fin du XII[e] siècle, Roma 1973 e G. Schmidt, Le fortificazioni altomedievali in Italia viste dall'aereo, in: Settimane di studio del Centro italiano di Studi sull'Alto Medioevo, XV, Spoleto 1968, vol. II, pp. 859–927; a quelli successivi di D. Andrews, Castelli e incastellamento nell'Italia centrale. La problematica archeologica, in: R. Comba/A. A. Settia (a cura di), Castelli. Storia e archeologia. Relazioni e communicazioni al Covegno tenuto a Cuneo il 6–8 dicembre 1981, Cuneo 1989, pp. 123–135; C. Wickham, Castelli e incastellamento nell'Italia centrale. La problematica storica, in: Comba/Settia (a cura di), Castelli, pp. 137–148; C. Wickham, Il problema dell'incastellamento nell'Italia centrale: l'esempio di S. Vincenzo al Volturno, Firenze 1985; D. Whitehouse, Sedi medievali nella campagna romana: la „domusculta" e il villaggio fortificato, in: Quaderni storici 24 (1973), pp. 861–876; S. Carocci, Archeologia e mondi rurali dopo il Mille. Uno sguardo dalle fonti scritte, in: Archeologia medievale 37 (2010), pp. 259–266; É. Hubert, L'„incastellamento" dans le Latium, in: Annales. Historie, sciences sociales 55 (2000), pp. 583–599.

**21** Castel di Guido fu costruito presso l'antica stazione di *Lorium* in via Aurelia. Il *castrum quod cognominatur de Guido* figura in un atto del 1075 con il quale *Robertus a Balneo Micino*, con il consenso della moglie *Adohara* lo donò al monastero dei Santi Andrea e Gregorio al Celio riottenendolo contestualmente in concessione enfiteutica per un canone annuo di tre soldi e dieci salme di legna. È stato ipotizzato che „la fondazione medesima del castrum sia avvenuta nei primissimi anni dell'XI secolo se non addirittura negli ultimi anni del secolo precedente"; cf. M. Vendittelli, Dal castrum Castiglionis al casale di Torreimpietra. I dominî dei Normanni-Alberteschi lungo la via Aurelia tra XII e XV secolo, in: Archivio della Società romana di storia patria 112 (1989), pp. 115–182, pp. 139sg.; Bartola, Il regesto (vedi nota 1), doc.18, pp. 89–91.

**22** Gli scavi condotti dai ricercatori della British School at Rome hanno evidenziato che il sito di Monte Gelato, presso Mazzano Romano, corrisponde ad uno dei centri della *domusculta Capracorum*, e che l'intuizione del Tomassetti sulla concordanza tra Monte Gelato e il *castrum* di *Capracorum*, presso il fiume Treia, è accettabile. Il castello è ricordato in una bolla di Giovanni XIX del 1027, nella quale si fa cenno ad una torre e vi aveva sede una *militia*. Va ricordato che furono i residenti di *Capracorum* a prestare l'opera per la costruzione delle mura della città Leonina. G. Tomassetti, La campagna romana. Antica, medioevale e moderna, 7 vol., Firenze 1979, vol. III: Vie Cassia e Clodia, Flaminia e Tiberina, Labicana e Prenestina, p. 148; Sugli scavi cf. T. W. Potter (et al.), Scavi a Mola di Monte Gelato presso Mazzano Romano, Etruria meridionale primo rapporto preliminare, in: Archeologia medievale 15 (1988), pp. 253–311.

**23** Nella conferma del 1026, Giovanni XIX riconosce il vescovo di Silva Candida nel possesso del castello *Dalmachia* con il suo tenimento posto nel territorio nepesino; Zimmermann, Papsturkunden (vedi nota 17), n. 569, p. 1081.

le concessioni di Pasquale I e di Gregorio VII[24] sembrano confermarlo, difficilmente una simile iniziativa sarebbe sfuggita al controllo dei pontefici; è probabile che i papi abbiano contribuito a ridisegnare la carta del popolamento della zona favorendo la costruzione di questi nuovi centri incastellati. Si può ragionevolmente affermare che i castelli di Anguillara, Castel di Guido e Galeria non corrispondono ad una esigenza di difesa preventiva da eventuali attacchi esterni (il pericolo saraceno era del tutto tramontato dopo la battaglia del Garigliano, 915), ma rappresentano un nuovo modello gestionale delle terre: al centro non c'è più la *domusculta*, ma la nuova struttura direzionale, il castello. Va però ribadito che gli insediamenti dispersi e quelli accentrati continuarono a sussistere perlomeno per tutto il secolo XI, le concessioni papali, sopra ricordate, del 1026 e del 1037 ne ricordano diversi. Questa riorganizzazione per *castra* passa anche attraverso l'insediamento nei singoli castelli di personaggi eminenti, e quasi in contemporanea appaiono nella documentazione un conte di Anguillara e uno di Galeria: il *dominum Guido illustrissimum atque inclito comite filio quidem Bellizo bone memorie qui appellatur de Anguillaria*[25] (1020) e il conte *Iohannes Toccus* (1026).

I documenti a nostra disposizione non ci consentono di capire attraverso quali passaggi i due sopracitati conti riuscirono ad acquisire il possesso dei castelli di Anguillara e Galeria. Di certo non attraverso lo strumento feudale, in questa fase (secondo e terzo decennio dell'XI secolo) non è possibile parlare di rapporti feudo-vassallatici tra il papa e signori che da lui ricevono benefici, dopo avergli prestato un solenne giuramento, del resto per tutto il „secolo XI e la prima metà del XII se i papi espressero in forme feudali la loro superiorità non fu nel rapporto con le aristocrazie, ma in quello con alcune comunità di villaggio e di città."[26] La semplice indicazione del nome dei due conti fa apparire troppo oscure alla nostra conoscenza le figure di questi due personaggi (come oscura si presenta la figura di Guido fondatore dell'omonimo Castello) per riuscire a comprendere ed inquadrare le loro origini familiari, quale ruolo essi effettivamente rivestirono all'interno dei rispettivi castelli, quale rapporto essi intrattennero con i papi dell'epoca e che tipo di potere realmente esercitassero. Resta difficile però immaginare che tutti non avessero qualche legame con Roma e con gli stessi pontefici. Quando negli anni quaranta dell'XI secolo, dunque appena venti anni dopo, sulla scena compare il conte di Galeria, Gerardo [I] figlio di Ranieri, egli è apertamente schierato con i papi tuscolani, da cui è probabile, anche se non documentato, che abbia avuto la concessione del castello.

**24** Vedi nota 4.

**25** V. Sora, I conti di Anguillara dalla loro origine al 1465, in: Archivio della Società romana di storia patria 29 (1906), pp. 397–442; 30 (1907), pp. 53–118, p. 399. Chris Wickham ipotizza che *Bellizzo* lo si possa identificare con *Belizo inclito comes* menzionato in un processo del 1011, Wickham, Roma medievale (vedi nota 3), p. 260, con relativa bibliografia.

**26** S. Carocci, Vassalli del papa. Potere pontificio, aristocrazie e città nello Stato della Chiesa (XII–XV sec.), Roma 2010, p. 54.

3. Narrano gli *Annali Romani* che nel 1046 (forse sbagliando, perché a quanto sembra tali fatti dovrebbero essere accaduti due anni prima), nei primi giorni di gennaio, scoppiò una *grandis seditio* tra Romani e Trasteverini. Questo scontro si inserisce in un quadro di avvenimenti che vede da un lato il tramonto della dominazione tuscolana a Roma e la cacciata dalla città di Benedetto IX, dall'altro le lotte che si accesero in città per la Riforma della Chiesa.

Le due compagini si affrontarono presso Trastevere, ma i Romani, quelli che volevano cacciare da Roma Benedetto IX, furono messi in fuga per il tempestivo arrivo *probter comites qui veniebant per montanam, scilicet Girardo Ranierii filius, et circa eum multis equitibus, qui erant fideles dicti pontifici* [Benedetto IX].[27] Il conte Gerardo [I], per la prima volta indicato in una fonte scritta, è tra i protagonisti della battaglia di Trastevere, è schierato al fianco di Benedetto IX ed è indicato come un conte che risiede in qualche castello della Campagna romana. Tra tutti i conti, solo Gerardo [I] è citato esplicitamente, ciò può essere un indizio della sua notorietà o superiorità. La genericità con la quale è indicata la provenienza di questi conti, *per montanam*, non ci dà nessuna precisa indicazione sui luoghi da dove essi erano venuti. Sicuramente erano castelli costruiti su alture. Va ribadito che una simile espressione poteva essere usata indifferentemente per qualsiasi tipo di rilievo, sia esso montano o collinare. Come vedremo più avanti, i possessi castrensi del conte Gerardo [I] e dei suoi familiari, erano concentrati prevalentemente lungo la fascia costiera che da Galeria arriva a Civitavecchia (l'antica *Centumcellae* di fondazione traianea). Gli unici rilievi che sono a ridosso di questa zona e che formano un unico compatto complesso collinare, che dal litorale arriva al lago di Bracciano, dunque in prossimità di Galeria, sono i Monti Ceriti, i Monti della Tolfa e le alture a ridosso del lago di Bracciano. È possibile che all'epoca alcuni di questi rilievi fossero incastellati e controllati, direttamente o indirettamente, dal conte Gerardo [I], o da suo fratello, e per questo affidati a perso-

27 Annales Romani, in: Le Liber Pontificalis (vedi nota 16), II, p. 331. Per una ricostruzione generale di tutti gli avvenimenti cf. Gregorovius, Storia (vedi nota 6), vol. II, pp. 314–317; Brezzi, Roma (vedi nota 11), pp. 204–207; Borino, L'elezione (vedi nota 7), pp. 176–179 e O. Capitani, Benedetto IX, in: DBI, vol. 8, Roma 1966, pp. 354–365. Sul conte Gerardo cf. F. Marazzi, Gerardo, in: DBI, vol. 53, Roma 1999, pp. 337–339. Paolo Cammarosano spiega che le sedizioni dell'XI secolo, in Italia e in Europa, si differenziano da quelle dei secoli precedenti perché per la prima volta queste sono l'espressione „di una collettività di movimento sociale, una dialettica non più esclusivamente polarizzata fra chiese maggiori, aristocrazie maggiori e corone. Senza che mai venisse meno il protagonismo di aspiranti re, di tiranni, di vescovi strapotenti e di eresiarchi, i momenti dell'antagonismo individuale si contemperavano però sempre più normalmente con contentiones, commotiones, coniurationes di compagini alle quali a volte non si può nemmeno attribuire un promotore individuale e un capo. È questa la vera svolta del secolo XI", P. Cammarosano, Storia dell'Italia medievale. Dal VI all'XI secolo, Roma-Bari 2001, p. 242. Nello schieramento che appoggiava Benedetto IX c'erano i conti di Tuscolo e di Galeria e probabilmente anche i discendenti del conte Benedetto, nell'altro i figli di Ottaviano e di Rogata, eredi del patrizio Giovanni Crescenzio, all'epoca rettori della Sabina.

naggi a loro fedeli, a *milites*, che a sua volta potrebbero aver fatto parte dell'esercito del conte Gerardo [I].

In tutte le fonti scritte in cui è indicato il conte Gerardo [I], non traspare alcun legame parentele con *Iohannes Toccus* anch'egli, come si è visto, in precedenza conte di Galeria.

Bonizone di Sutri, ardente partigiano di Gregorio VII, afferma che Benedetto IX voleva sposare una sua cugina, figlia di Gerardo *de Saxo*.[28] Personaggio non altrimenti noto. Per una questione di semplice omonimia, si potrebbe suppore che egli sia il conte Gerardo [I], indicato dal vescovo sutrino con l'appellativo *de Saxo*, ovvero signore del castello del Sasso, che in quel periodo poteva essere nelle sue disponibilità. Il castello del Sasso, posto sul monte Sassone (uno dei rilievi dei Monti Ceriti), è vicinissimo a Cerveteri ed è altresì prossimo a Santa Severa, castello di sicuro appartenuto al figlio del conte Gerardo [I]. Se la notizia riportata da Bonizone non è frutto di invenzione o di maldicenze, ma al contrario ha qualche supporto di verità e se il personaggio citato corrisponde allo stesso conte Gerardo [I], allora dovremmo dedurre che tra lui e i Tuscolani non c'era soltanto un legame di amicizia/fedeltà, ma anche di parentela. Noti però sono i giudizi su Bonizone, egli di certo è l'unico a raccontarci un tale episodio, e altrettanto nota è la sua tendenziosità e la assai limitata attendibilità per i fatti narrati per questo periodo, tutto ciò ci induce ad assumere la massima cautela.[29]

Qual ora l'ipotesi formulata fosse corretta, se dunque il castello del Sasso era un possedimento del conte Gerardo [I], potremmo concludere che alla spedizione di Trastevere parteciparono anche i *milites*, che erano lì residenti. Ciò rafforzerebbe anche la tesi secondo cui i cavalieri che combatterono al fianco del conte provenivano dai "Monti" incastellati a ridosso della fascia costiera tirrenica.

Il conte Gerardo [I] nell'aprile 1048[30] presiedette un placito a Corneto. Questa è senza dubbio la testimonianza più esplicita della rilevanza politica del conte sulla Tuscia romana. A questo placito parteciparono e poi sottoscrissero gli atti anche

**28** Bonizonis episcopi Sutrini, Liber ad amicum, ed. E. Dümmler, Hannoverae 1891 (MGH. Libelli de lite, imperatorum et pontificum, saeculis XI et XII conscripti), I, pp. 568–620, p. 584.

**29** Anche un'altra fonte, gli *Annales Altahenses maiores* accennano a un presunto matrimonio di Benedetto IX, senza però indicare il nome della sposa, anno 1046: ... *tres pape, qui omnes pariter superstites fuerunt illo tempore. Nam primus [Benedetto IX] illorum, relinquens sedem illam propter illicitum, quod contraxerit, connubium, potius sua recesserat sponte, quam ulla coactus adversitate*; Annales Altahenses maiores, ed. D. E. Oefele (Scriptores Rerum Germanicarum in usum scholarum 4, MGH), Hannover 1891, p. 42.

**30** R. F., vol. IV, doc. 813, pp. 216–217; I placiti del „Regnum Italiae", a cura di C. Manaresi, 3 vol., Roma 1955–1960 (Fonti per la storia d'Italia 96–97), vol. III, pp. 164–166. In una memoria di un placito imperiale del 999, in cui vennero riconosciuti i diritti di Farfa sulla cella di Santa Maria del Mignone, si cita tra i presenti tale *Gerardo gratia dei inclito comite atque imperialis iudicibus*. Non è chiaro se questo personaggio lo si possa identificare con il conte di Galeria, R. F., vol. III, doc. 437, pp. 149sg.

due conti (*Rainerius* e *Ingo*, forse alcuni dei partecipanti alla battaglia di Trastevere?), il gastaldo del marchese di Toscana, i vescovi di Blera e Tuscania e svariati *boni homines*. Il placito trattava della *causa magna* che opponeva l'abbazia di Farfa al monastero romano dei Santi Cosma e Damiano per il possesso della cella di Santa Maria sul Mignone. Il documento riporta la preziosa informazione che l'abate Ugo di Farfa, precedentemente, aveva affidato la tutela di tutti i possedimenti che l'abbazia aveva nella Tuscia al conte Gerardo [I], figlio di Ranieri.[31] In questo documento sembra abbastanza evidente la doppia funzione del conte Gerardo [I]: contemporaneamente presiede il placito e ha il compito di tutelare i vasti interessi fondiari e signorili che Farfa ha nella Tuscia. Non può essere esclusa l'ipotesi che la mancata partecipazione al dibattimento dell'abate Raniero del monastero dei Santi Cosma e Damiano, condannato in contumacia, sia dovuta a questo stato di cose, non riconoscendo la terzietà dell'organo giudicante. Sullo sfondo comunque sembra trasparire lo scontro in atto tra chi difende gli interessi di un ente non romano e dall'altro il monastero trasteverino con la propria clientela romana intento a consolidare e difendere i propri interessi patrimoniali nella Tuscia.

Già questi pochi documenti ci presentano il conte Gerardo [I] come una figura di primissimo piano: esercita un ruolo egemone su gran parte della Tuscia romana. Egli è titolare di poteri giurisdizionali, ha un seguito costituito dalle *élites* locali, con le quali ha instaurato rapporti verticali di solidarietà e collaborazione, dispone di diversi centri incastellati, ha strettissimi rapporti con l'abbazia di Farfa (di cui gestisce le ingenti proprietà della Tuscia[32]) e con i conti di Tuscolo.

Il legame con Farfa fu ulteriormente consolidato il 1° aprile 1058, quando nel castello di Galeria il *domnum Girardum comitem* e la moglie *domna Theodora clarissima comitissa* donarono al monastero per la redenzione delle loro proprie anime e per quella del figlio Ranieri le chiese private di Santa Maria al ponte e di San Biagio, entrambe ubicate all'interno del castello di Fiano,[33] che evidentemente apparteneva al conte.

---

**31** *Ventum est ad comitem Gyrardum, scilicet Ranierii filium cui abbas Hugo commisit omnes cellas omnemque terram quas habemus in marchia Toscana*, per questa citazione vedi nota precedente.

**32** In un periodo in cui l'elemento centrale predominante era l'affermazione del movimento signorile attraverso la costruzione di incipienti basi territoriali più o meno compatti e incastellati, si rendeva indispensabile per gli istituti monastici, che, come quello farfense, detenevano vaste proprietà anche molto distanti dalla sede abbaziale, collegarsi a personaggi eminenti che difendessero o tutelassero tali proprietà. Non può essere un caso che appena una ventina di anni dopo la morte del conte Gerardo alcune proprietà farfensi in Tuscia furono occupate e danneggiate da vari conti della zona con il preciso scopo di sottrarre a Farfa queste proprietà. Il cenobio sabino dovette ricorrere all'aiuto dello stesso imperatore Enrico IV per veder riconosciuti i suoi diritti; cf. R. F., vol. V, doc. 1076, 1077, 1078, 1096, 1097, 1319; tutti questi documenti sono delle refutazioni di vari conti che sono costretti a riconoscere l'illegittimità di certe loro azioni a danno di Farfa.

**33** R. F., vol. V, doc. 1270, p. 246. Di un fondo chiamato Fiano si fa cenno nella conferma di beni a Farfa di Lotario dell'840, R. F., vol. II, doc. 282, pp. 233–239. Nel 1013 Benedetto VIII donò al monastero al-

Nella vita di Leone IX, Gerardo e Sassone sono indicati come conti di Tuscia e sono descritti come *predones et latruncules.*[34] Per quest'epoca, metà circa dell'XI secolo, non si conoscono conti – rettori di Tuscia, come per esempio per quel periodo in Sabina o in Campagna;[35] è probabile che l'agiografo abbia voluto indicare con l'espressione „conti di Tuscia" lo spessore politico e patrimoniale dei due conti e non indicare la titolatura di un ufficio. Ulteriore prova della notorietà del personaggio (e dei suoi familiari) ai suoi contemporanei.

Il conte Gerardo [I] fu uno dei sostenitori più importanti all'elezione papale di Giovanni Mincio, vescovo cardinale di Velletri,[36] intronizzato il 5 aprile 1058, con il nome di Benedetto X (in continuità con i papi tuscolani). Comunque verso la fine dell'anno, a Sutri, fu sentenziata la sua deposizione. Scacciato da Roma, prima si rifugiò nel castello di Passarano, nella diocesi di Palestrina, possesso di Regetello, figlio di Crescenzio di Benedetto prefetto di Roma nel 1036, poi a Galeria, ospite del conte Gerardo [I]. Poco dopo lo stesso castello dette prova della sua inespugnabilità, resistendo all'assedio di trecento agguerriti cavalieri normanni, alleati con Ildebrando di Soana e di Nicola II ed intenzionati a catturare il deposto e ormai sconfitto

cuni suoi beni posti nel territorio Collinense nel fondo Flaiano, R. F., vol. IV, doc. 639, pp. 37sg. Ancora evidentemente nella zona non era stato edificato il castello, di cui invece si accenna l'esistenza nel 1058; forse la costruzione del *castrum* fu un'iniziativa del conte Gerardo.

**34** Vie et miracles du pape S. Lèon IX, a cura di A. Poncelet, in: Analecta Bollandiana 25 (1906), pp. 277sg.: *Dum autem esset Romam nimis perpessa ab iniquissimis ducibus et comitibus ab utraque partes. Erant autem ille simoniacus Theophilactus et germanis eius Gregorius et Petrus, qui cotidie non cessabant persequere Romam. Erant et in Tuscie partibus duo germani Girardus et Saxonem comitibus Tusciarum, et ipsi cotidie ab alia parte predones et latrunculos mittebant damnificandum Romam. Erant et alii duo filii Oddoni Crescentius et Iohannes et cum urbe Tyburtina unanimiter multa mala inferebant Rome.*

**35** Nella Campagna si ha notizia dei primi *comites* durante la prima metà del X secolo. Sull'istituzione dei *Comites Campaniae* cf. G. Falco, L'amministrazione papale nella Campagna e nella Marittima dalla caduta della dominazione bisantina al sorgere dei comuni, in: Studi sulla storia del Lazio nel medioevo, a cura di A. Cortonesi, 2 vol., Roma 1988 (Miscellanea della Società romana di storia patria 24), vol. II, pp. 401–409.

**36** Annales Romani (vedi nota 27), II, p. 334: *Interea Gregorius de Alberico Tusculanensis [in cod. C: Lateranensis et Tuscolanensis] comes comperto Romani pontificis obitu, sociato Girardo de Galeria et Romanorum potentium aliquot nocturno tempore cum armatorum turbis undique tumultuantibus atque furentibus ecclesie iura pervadunt et Iohannem Veliternensem episcopum Mincium postea cognominatum invitum licet, ut ferunt, in Romana sede papam constituunt Benedicti nomine illi imposito.* Anche la Chronica Monasterii Casinensis ricorda questo fatto: *Tunc fideles imperatoris hoc audito in ira commoti sunt; elegerunt Benedictum Bilitrensem episcopum pontificem, de regione sanctae Marie Maioris. Ille vero rennuebat, sed volens nolensque invitus ordinaverunt eum Romanorum populo ei fidelitatem fecerunt, simul comites qui circa Urbem erant, scilicet Girardo Raynerii filio, comes Galerie, et Albericus* [in realtà si tratta di Gregorio II, figlio di Alberico, come correttamente indicato nel passo successivo] *comes Tusculanense et filii Crescentii de Monticelly*, Chronica Monasterii Casinensis, ed. H. Hoffmann, Hannoverae 1980 (MGH. Scriptores XXXIV), pp. 356sg. Su Benedetto X cf. O. Capitani, Benedetto X, in: DBI, vol. 8, Roma 1966, pp. 366–370.

Benedetto X. Stando alle cronache,[37] i cavalieri normanni si sarebbero resi protagonisti della distruzione di numerosi possedimenti castrensi appartenenti al conte Gerardo [I]. L'espressione usata dall'annalista *universa comitis Gerardi castellam usque Sutrium devastarunt* fa ritenere plausibile che il conte controllava non soltanto la fascia tirrenica a nord di Roma, ma anche una serie di roccaforti che si incuneavano verso l'interno fino forse a comprendere anche la stessa cittadina di Sutri. Sappiamo che Sassone, fratello del conte Gerardo [I], era conte di Civita Castellana, città non distante da Sutri, questo particolare potrebbe dare consistenza all'ipotesi che anche Sutri allora fosse controllata da questo lignaggio e per questo attaccata e danneggiata dai Normanni.

Durante il sinodo pasquale del 1061, Nicola II scomunicò il conte Gerardo [I].[38] Questi, assieme ad alcuni suoi alleati, *praedones irruentes*, si era reso protagonista di un eclatante atto di brigantaggio: aveva derubato il conte Tosting di Northumberland e l'arcivescovo Alfred di York,[39] mentre si recavano a Roma. Sembra che la rapina sia avvenuta ai confini del territorio sottoposto o controllato dai papi, presumibilmente nei pressi di Sutri, in corrispondenza della via Cassia/Francigena, percorso viario che, come è ben noto, percorrevano i pellegrini in viaggio verso i luoghi santi di Roma. Ciò mi fa ragionevolmente supporre che l'azione predatoria sia avvenuta proprio nelle terre controllate dal conte Gerardo [I] e da suo fratello.

Dopo la morte di Nicola II (27 luglio 1061), approfittando della tensione esistente tra la Sede Apostolica e la corte tedesca, la nobiltà romana intravide la possibilità di agire e riconquistare le strutture di potere scalfite dai pontefici riformatori. Il conte Gerardo [I] promosse l'invio di una ambasciata romana in Germania per sollecitare l'elezione a pontefice di Cadalo, vescovo di Parma, e ristabilire così un'alleanza tra nobili romani e corte tedesca. Alleanza che si era interrotta dai tempi di Benedetto IX

---

**37** Annales Romani (vedi nota 27), II, p. 334. Comunque resta valida la ricostruzione di Gregorovius, Storia (vedi nota 6), lib. VII, pp. 345–351 e di Brezzi, Roma (vedi nota 11), pp. 231–234.

**38** Petri Damiani Disceptatio synodalis, ed. L. de Heinemann, Hannoverae 1889 (Libelli de lite imperatorum et pontificum saeculis XI et XII, MGH), vol. I, pp. 76–94, p. 93: *Ipsi plane liquido novimus anathematizatum esse Gerardum, nec ignoramus eius instinctu potissimum hunc episcopum in hoc negotium fuisse pellectum.*

**39** Willelmi Malmesbiriensis monachi De gestis pontificum Anglorum libri quinque, ed. N. E. S. A. Hamilton, Cambridge 1870, pp. 250sg.: *Nam preadonibus irruentibus, praeter simplices vestes expoliati omnibus ad nummi valens corporibus tantum illesis Romam refugere. Haec calamitas peperit Aldredo recuperandorum occasionem honorum. Tostinus quoque, gravibus verborum contumeliis apostolicum aggressus, in sententiam sibi placitam reduxit. Parum metuendam a longinquis gentibus eius excummunicationem, quam propinqui latrunculi deriderent.* Pier Damiani così si esprime a questo riguardo: *Illud enim unum caput [di Gerardo] anathemati maledictionique subiacuit omnium fere pontificum, quicumque Romanae aecclesiae suis temporibus praefuerunt, demum paulo antequem morereturr, propter ducem Anglorum et Archiepiscopum, quos a beati Petri liminibus redeuntes invasit, spoliavit, et usque ad mille Papiensis monetae libras appendentia rapuit*, Die Briefe des Petrus Damiani, ed. K. Reindel, 4 vol., München 1983–1993 (MGH, Epistulae XLI–XC), vol. II, lettera 89, pp. 566sg.

in poi, a *tutto danno dei potenti signori laici di Roma*.[40] Tuttavia Ildebrando e i cardinali vescovi, appoggiati da una parte dei Romani, e soprattutto dai Normanni – Riccardo di Capua era allora presente a Roma – elessero il 1° ottobre Anselmo, vescovo di Lucca, nuovo papa, con il nome di Alessandro II. Alla notizia di un simile evento, la corte tedesca fece riunire un concilio a Basilea, al quale partecipò anche il conte Gerardo [I]. Il 28 ottobre, Cadalo fu eletto papa con il nome di Onorio II.[41]

È probabile che non molto tempo dopo, il conte sia morto. Non credo che egli si possa annoverare tra i *principibus Galerianis* che assieme al conte di Chiusi Pepo, *nepos Farulfi ex filio, comes nobilissimus*, alcuni senatori romani e a Benzone d'Alba, il 25 marzo 1062, scortarono a Sutri Onorio II.[42] La rilevanza e la popolarità del conte di Galeria non sarebbero passate inosservate, Benzone, che tra l'altro era schierato nella stessa parte politica ed era presente all'episodio, non avrebbe avuto motivo per non citarlo esplicitamente. Forse egli si riferiva ai figli del conte Gerardo, che presumibilmente erano schierati, in continuità, nella fazione che aveva visto protagonista il padre. Questa è anche l'unica volta che le fonti riportano un'espressione simile, forse di lì a breve Ildebrando di Soana riuscì a sottrarre al controllo dei figli del conte Gerardo [I] il castello di Galeria.

4. Non è certo quanti figli ebbe il conte Gerardo [I]. La documentazione ci permette di affermare con certezza che Ranieri e Gerardo [II] furono due suoi figli, a questi va

**40** O. Capitani, Storia dell'Italia medievale, Roma-Bari 2009, p. 294.

**41** Pier Damiani, nella *Disceptatio synodalis*, scritta proprio in occasione dello scisma di Cadalo, ritenne di dover fornire alla corte tedesca la validità dell'elezione di Alessandro II e contemporaneamente sostenne che nel concilio di Basilea ebbe parte di primissimo piano proprio il conte Gerardo [I]: *Dic ergo, quomodo iste pontifex erit, quem non Romanus populus, sed unus homo cum suis complicibus, idemque non Romanus, sed suburbanus* (in nota *Gerardus Galeriae erat comes, oppidi prope Romam siti; ideoque illum vocat suburbanum*), *et non ecclesiae filius, sed maledictus et anathematizatus elegit?*, Petrus Damianus, Disceptatio (vedi nota 38), p. 92. Proprio perché tra i principali elettori di Cadalo c'era il conte Gerardo [I], Pier Damiani considerava nulla l'elezione del vescovo parmense, in quanto sostenuta da uno scomunicato. Anche gli Annales Camaldulenses, ricordano tra i più accesi sostenitori di Cadalo il conte Gerardo [I] e Stefano [II] cardinale e abate del monastero dei Santi Andrea e Gregorio *in clivo Scauri*, G. B. Mittarelli, Annales Camaldulenses ordinis Sancti Benedicti, 5 vol., Venezia 1755–1773, vol. II, p. 247; Bartola, Il Regesto (vedi nota 1), doc. 15, pp. 80–82, n. 1. Per la ricostruzione dei fatti narrati cf. Gregorovius, Storia (vedi nota 6), vol. II, pp. 351–354; Brezzi, Roma (vedi nota 11), pp. 240–245; G. Miccoli, Gregorio VII, in: Bibliotheca Sanctorum, vol. VII, Roma 1966, coll. 299–379, utile soprattutto per la ricca bibliografia.

**42** Benzo di Alba, Ad Henricum IV imperatorem libri VII, Hannover 1996 (MGH, Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum separatim, editi LXV), p. 216. Il conte Pepo di Chiusi, sopra riportato, è figlio del conte Winildo di Chiusi e nipote del conte Farolfo, d'Orvieto, capostipite dei Farolfingi; su questo lignaggio cf. A. Spicciani, I conti Farolfingi: una famiglia comitale a Chiusi e a Orvieto (secoli XI–XII), in: Formazione e strutture dei ceti dominanti nel medioevo: marchesi, conti e visconti nel regno italico (secc. IX–XII). Atti del primo convegno di Pisa: 10–11 maggio 1983, Roma 1988 (Nuovi studi storici I), pp. 229–295.

molto verosimilmente aggiunto Cencio. Mi permetto di aggiungerne un quarto, Guido, sulla base di un documento del XII secolo (che presento alla fine del paragrafo). Non sappiamo chi fu il primo genito, se Ranieri, al quale fu dato il nome del nonno paterno, o Gerardo [II], l'unico a essere indicato con il titolo di conte.

Quanto a Ranieri, egli è citato la prima volta, (1058) nella donazione che i suoi genitori fecero a Farfa delle chiese di Santa Maria e San Biagio.[43] *Ranierius quondam Girardi* è di nuovo documentato, nel 1083, quando, a seguito di un probabile intervento di Enrico IV, dovette restituire *in loco et finibus prope urbem Romam, iuxta pusterulam quae dicitur ad pertusum* all'abate Berado di Farfa *quantum ipse habebat aut detinebat aliquo ingenio de bonis pertinentibus Sanctae Mariae de Minione*,[44] in cambio l'abate donò a Ranieri un anello d'oro. Nel documento si accennano a fatti di violenza che lui e i suoi uomini avrebbero commesso ai danni della cella di Santa Maria e del preposito e rettore del centro aziendale.

Nel 1068, Gerardo [II] *inclitus comes filius bonae memoriae Girardi incliti comitis habitator in territorio Maritimano* donò al monastero farfense per la salvezza della sua anima e di quella del defunto suo padre, la chiesa di Santa Severa, il castello, posto presso la stessa chiesa e Santa Severa, *cum introitu suo, cum muris, aedificis suis, et cum omnibus ad eum pertinentibus, et cum XV casalinis* (lotti ancora liberi e destinati alla edificazione) *in ipsa suprascripta civitate* [Santa Severa], e la metà del porto.[45] Nella donazione sono compresi verosimilmente i diritti signorili che il conte deteneva in quella località. Egualmente la cessione della metà del porto non credo si riferisca a una divisione fisica dell'infrastruttura, ma più congruamente ai diritti di uso.

Nel documento il conte Gerardo [II] è indicato come *habitator in territorio Maritimano*. Questa indicazione geografica non va confusa con la Marittima, territorio ben noto e localizzato a sud di Roma,[46] ma al contrario è da intendersi con la fascia

---

**43** Vedi nota 33.

**44** R. F., vol. V, doc. 1076, pp. 71sg. Va ribadito che in un memoratorio senza data, è riportato un ordine dell'imperatore Enrico III con il quale si intimava la restituzione di alcuni beni al monastero farfense, nel documento è riportato: *In partibus quoque Maritimanis quidam comites, videlicet Rodilandus Rocii comitis, et Guido Guidonis comitis, et Rainerius Girardi (dunque il nostro personaggio), iussu eiusdem imperatoris refutaverunt in manu domni Berardi farfensis abbatis primi, omne ius et malam consuetudinem quam faciebant adversus ecclesiam Sanctae Mariae in Minione, et cellam nostram de Viterbio sub obligatione argenti optimi libras C*, R. F., vol. V, doc. 1319, p. 308. Evidentemente Ranieri di Gerardo si era appropriato della cella di Santa Maria sul Mignone da diversi anni, per lo meno dal tempo dell'imperatore Enrico III (1046–1056).

**45** R. F., vol. IV, doc. 991, p. 371. Non si comprende come in questo caso Santa Severa venga indicata come una *civitas*, di certo non fu mai sede vescovile, né ebbe mai un'estensione e una popolazione paragonabili a quelle di una città seppure di modeste dimensioni.

**46** Come rilevato da Toubert, la distinzione tra Campagna e Marittima è relativamente tarda (XI secolo): „Dans les plus anciens textes où apparaît le terme de Maritima, il n'est nullement certain que celui-ci serve à désigner une province différenciée de la Campanie", Toubert, Les structures (vedi nota 20), p. 957. Quanto ai confini delimitati da Falco, sembrano più riferibili al XIII secolo: „è limitata

costiera che da Roma si estendeva fino alla Tuscia ed arrivava a comprendere la diocesi di *Rosellae*[47] (oggi questa stessa zona è chiamata Maremma, la cui etimologia non è diversa da quella di Marittima, cioè terre vicine al mare). La precisazione che Gerardo [II] ha la sua residenza su questo distretto microregionale e non su un determinato centro, città o castello che fosse, è un indizio della sua rilevanza e preminenza.

Bonizone di Sutri racconta un episodio legato ad un certo Cencio *scilicet Gerardi comitis filii*.[48] Narra il vescovo sutrino che nel 1074 Gregorio VII cadde gravemente ammalato e si temeva che era ormai prossimo alla morte. Cencio di Stefano prefetto – personaggio appartenente alla più alta aristocrazia romana e possessore anch'egli di castelli nel suburbio di Roma – curatore testamentale di Cencio, manipolò il testamento per appropriarsi dei beni che Cencio, invece, aveva donato alla Chiesa. La successiva guarigione del papa avrebbe impedito a Cencio di Stefano di realizzare i suoi progetti. Ho già espresso quale giudizio gli storici danno del vescovo sutrino per i fatti che narra di quest'epoca, di certo, come in precedenza, è il solo a rammentarci di una simile circostanza. Un sostegno, potrei dire decisivo, all'ipotesi che Cencio *scilicet Gerardi comitis filii*, sia anch'egli un figlio del conte Gerardo [I], viene da una scoperta di David Whitton. Lo studioso inglese ha pubblicato parti di un manoscritto inedito rintracciato presso la Biblioteca Vaticana, nel quale è indicato tra i testimoni di una donazione di terre presso Fiano un tale di nome Cencio figlio di Gerardo.[49] La contemporanea presenza a Fiano, castello un tempo appartenuto proprio al conte Gerardo [I], di un personaggio eminente con quel nome, mi sembrano elementi sufficienti a poter affermare innanzitutto la corrispondenza dei due personaggi e di conseguenza che Cencio *scilicet Gerardi comitis filii* appartenga alla discendenza diretta del conte Gerardo [I].

Più complessa è la questione relativa al presunto quarto figlio, Guido. In un atto del 23 gennaio 1151, la *domina* Stefania *Guidonis Girardi bone memorie comitis quondam filia* donò a *Cinthio dello Arco dilectissimo ienero meo atque Gaite dilectis-*

---

abbastanza nettamente dal corso del basso Tevere, dai Lepini, dal Circeo e dal mare e comprende i centri di Civita Lavinia, Velletri, Cori, Sermoneta, Sezze, Piperno e Terracina", Falco, L'amministrazione papale nella Campagna e nella Marittima (vedi nota 35), p. 409.

**47** Qui basta accennare solo pochi esempi: il Codex Diplomaticus Amiatinus, riporta una serie di documenti in cui si specifica che alcune località sono in *Marittima, Maritime, Maritimis*: doc. 68, *pertinentia S. Columbani seo in Terquini, finibus Maritimis*; doc. 89, *in Pantanu, finibus Maritime*; doc. 94, *in finibus Maritime infra gagio Flabiano*; doc. 219, *castello aut turre de Corgetu in finibus Maritima infra comitato Tuscanese*; Codex diplomaticus Amiatinus, a cura di W. Kurze, 4 vol., Tübingen 1974–2004; l'arco cronologico di questi documenti va dal IX all'XI secolo. Ancora nel Duecento Saba Malaspina, scriveva che Pietro di Bonifacio *de Vico* era *in Maritime partibus urbi vicarius*, [Saba Malaspina], Die Chronik des Saba Malaspina, ed. W. Koller e A. Nitschke, Hannover 1999 (MGH. SS, XXXV), p. 139; Su Pietro *de Vico*, rimando al mio lavoro I Prefetti. Una dinastia signorile tra impero e papato (secoli XII–XV), Roma 2013 (Miscellanea della Società romana di storia patria 58), pp. 90–95.

**48** Dümmler (vedi nota 28), p. 604.

**49** BAV, Vat. Lat. 8043, Pt. 1, fol. 62–63; Whitton, Papal policy (vedi nota 12), p. 232.

*sime filie mee* e ai loro eredi e successori il castello di Corchiano posto all'interno della diocesi di Civita Castellana.[50] Il fatto che lei si identifichi discendente di un Gerardo, probabilmente conte, e che risieda in una località inserita nel distretto di Civita Castellana, un tempo appartenuto al conte Sassone, fratello del conte Gerardo [I], sono indizi utili a proporre l'ipotesi che anche Guido sia un figlio del conte di Galeria.

Dai pochi documenti disponibili sui figli del conte Gerardo [I], sembra che nessuno di essi sia riuscito a conservare il possesso del castello di Galeria. Probabilmente perché tornato sotto il controllo diretto dei papi. Nella più volte citata conferma di beni di Gregorio VII al monastero di San Paolo, tra i vari castelli che il papa riconobbe al monastero romano, è inserito anche Fiano, evidentemente seguì la medesima sorte di Galeria: tolto al controllo dei conti e affidato ad un ente vicino al papa.

5. Prima di affrontare il discorso sul ramo della famiglia che prende avvio dal conte Sassone, è opportuno dedicare qualche considerazione sulla possibile esistenza nell'XI secolo di un comitato di Civita Castellana. L'unica volta, che io sappia, in cui è esplicitamente indicata l'espressione „comitato di Civita Castellana" in questo periodo, è nella donazione a Farfa della chiesa di San Lorenzo (infra). Come è noto il documento fu regestato da Gregorio di Catino agli inizi del XII secolo, dunque alcuni anni dopo la sua reale stesura. Lo stesso monaco farfense in diversi altri atti relativi a *Centumcellae* (voglio precisare che questi documenti si riferiscono non alla città di fondazione traianea, odierna Civitavecchia, ma alla limitrofa città di fondazione papale, Leopoli-Cencelle), Tuscania, Norchia e Viterbo usa analoghe espressioni.[51] Anche tra le carte del monastero di San Salvatore al Monte Amiata a partire dalla seconda metà del X secolo e per quello seguente si incorre nelle stesse espressioni per identificare fondi o altri beni immobili che rientrano nei territori di Tuscania e

**50** F. Schneider, Neue Dokumente vornehmlich aus Süditalien, in: QFIAB 16/1 (1914), pp. 1–54, doc. 4, pp. 23sg. Nel *Liber censuum* sono inseriti tre atti, attraverso i quali il castello di Corchiano è stato acquisito da Adriano IV. Il 28 agosto 1158, Buccaleone, figlio di Stefania, cedette ad Adriano IV il castello di Corchiano per centoquaranta libbre di monete lucchesi. Due giorni dopo Stefania, *quondam uxor Ranutii Farulfi*, rinunciò a tutti i diritti che deteneva sul medesimo castello, dopo che lei li riacquisì a seguito della morte prematura della figlia *Gaita*. Ai primi di settembre Boccaleone confermò la cessione del castello al papa, dopo aver assolto gli uomini di Corchiano *a juramento fidelitatis quo ei tenebantur* e dopo che anche Stefania, sua madre, e *Odo de Gardeia, consobrinus*, avevano rinunciato ai loro diritti. Quanto al marito di Stefania, Ranuccio di Farolfo, sappiamo che fu un *miles* a cui Gregorio VII affidò la custodia di Corchiano. Egli qui costruì la rocca e fu protagonista della costruzione dei castelli *Carnanum* (Cenciano) e Castelluccio, tutti e due nelle vicinanze di Corchiano. Liber censuum de l'Église romaine, a cura di P. Fabre/L. Duchesne/G. Mollat, 3 vol., Paris 1889–1952, vol. II, pp. 385sg.

**51** Per tutti questi riferimenti rimando agli indici contenuti nel I volume del Regesto di Farfa.

Castro.[52] Un fatto è però altrettanto certo, per tutto il X secolo e per quello seguente non ci sono rimaste attestazioni di conti, né per Tuscania né per tutti gli altri centri ora richiamati. È possibile che l'uso di adoperare il termine comitato in questi documenti sia corrispondente a una tecnica scrittoria dei notai dell'epoca con la quale essi intendevano chiarire meglio l'appartenenza di un bene immobile ad una centro abitato importante, quale poteva essere una *civitas* (Tuscania, *Centumcellae* o Civita Castellana), allora tutte residenze episcopali.

Più che all'esistenza di un comitato di Civita Castellana retto dal conte Sassone, e poi dai suoi discendenti, ho l'impressione che siamo di fronte a qualcosa di diverso. Abbiamo una grande famiglia di cui alcuni suoi membri, non tutti probabilmente, disponevano del titolo comitale; erano detentori di un numero impressionante di castelli sparpagliati un po' su tutta la Tuscia romana e di conseguenza imponevano il loro potere in corrispondenza dei loro possessi a macchia di leopardo. Non siamo di fronte perciò a un distretto pubblico compatto e delimitato geograficamente che da Civita Castellana arriva fino alla costa Tirrenica, ma al contrario, a mio modo di vedere, siamo di fronte a una disomogenea, comunque importante, dominazione signorile che estendeva la sua influenza politica e militare su molti centri disseminati tra l'interno e la costa. Questo lignaggio appariva legittimato all'esercizio di poteri pubblici dal titolo comitale, ma che „ricopriva ormai, come pressoché ovunque avveniva, una discendenza dinastica legata non ad una circoscrizione pubblica tradizionale, bensì ad un complesso di beni e di diritti consuetudinari."[53]

Le fonti del XII secolo invece accennano più volte al comitato di Civita Castellana, in questo caso però mi sembra di ravvisarne il senso con il più appropriato contado, ovvero il distretto sul quale si estendeva la giurisdizione cittadina di Civita Castellana e verosimilmente era sovrapponibile all'estensione territoriale della sua diocesi.

Sembra che la prima attestazione di un conte a Civita Castellana risalga agli inizi del Mille. Essa è contenuta in una relazione, risalente al secolo XI, che narra la traslazione delle reliquie dei santi martiri Marciano e Giovanni (patroni di Civita Castellana) dalla chiesa rupestre di Sant'Ippolito alla cattedrale di Santa Maria Maggiore.[54] Tra i

---

**52** C. Calisse, Documenti del monastero di San Salvatore sul Monte Amiata, riguardanti il territorio romano (secoli VIII–XII), in: Archivio della Società romana di storia patria 16 (1893), pp. 289–345; 17 (1894), pp. 95–195, in particolare i documenti in cui sono indicati questi comitati sono: 43, 44, 45, 48, 52, 53, 54, 56 e 58.

**53** G. Tabacco, La Toscana meridionale nel medioevo, in: L'Amiata nel medioevo. Atti del convegno internazionale di studi storici, Abbadia San Salvatore 29 maggio – 1° giugno 1986, a cura di M. Ascheri e W. Kurze, Roma 1989, pp. 1–17, p. 10.

**54** La relazione dell'*inventio atque traslatio* è contenuta nel manoscritto Vallicelliano H9, pubblicato integralmente da M. Mastrocola, Note storiche circa le Diocesi di Civita Castellana, Orte e Gallese, I, Le origini cristiane, Civita Castellana 1964, pp. 249–252; del documento fa cenno anche A. Ciarrocchi, Civita Castellana nel medioevo. Istituzioni, città e territorio nei secoli XII–XIII, Civita Castellana 2014, p. 9.

partecipanti all'evento, oltre al vescovo civitonico Crescenzio, è indicato tra i presenti anche il conte del luogo con la consorte. Quello che purtroppo la relazione non riporta è il nome del conte, perciò non è possibile stabilire se già all'epoca era presente nel centro falisco Sassone oppure un suo eventuale parente, o, in ultima ipotesi, tra i due non esisteva alcun legame parentale. Quest'ultima probabilità non costituirebbe un'anomalia, anzi, casi analoghi sono rappresentati, come si è visto, dai primi conti di Galeria e Anguillara. L'unico comune denominatore ravvisabile è che tutti questi conti sono i primi ad apparire nella documentazione relativa all'alto Lazio, possessori o riferiti a un castello; a questa lista si può aggiungere il conte Winizo (Guido) presente in un placito tenuto a Orte nel 1010, il conte Farolfo di Orvieto, documentato tra la fine del X e gli inizi dell'XI secolo e infine il conte Pietro figlio del conte Guido segnalato a Corneto nell'ultimo decennio del X secolo.[55]

La documentazione relativa al conte Sassone è estremamente esigua. Sappiamo che era indicato come conte di Civita Castellana, ma ci è ignoto quando e come acquisì questo titolo. Di certo fu detenuto anche dal figlio e dal nipote, nel documento 1096 del Regesto di Farfa (vedi nota 58) è esplicitamente detto che Ranieri [II] (figlio dello stesso Sassone) espresse la sua volontà di cedere a Farfa la metà di Civitavecchia, quando era *in camera Civitatis Castellanae ubi infirmus iacebat*. Altre notizie su Sassone sono rintracciabili nel paragrafo dedicato al fratello, con il quale si rende protagonista di alcuni episodi. Forse il conte Gerardo [I] ebbe un ruolo e una caratura decisamente più importanti rispetto al fratello, questo per lo meno sembra apparire dalla documentazione superstite, nonostante che questi fu conte di una città, sede vescovile, mentre l'altro fu spesso identificato con il castello di Galeria, un centro di ben più modeste dimensioni. L'unico figlio noto di Sassone è Ranieri a cui ho aggiunto il numerale [II] per distinguerlo dal nonno paterno e dall'altro omonimo, figlio del conte Gerardo [I].

Ranieri [II], nel 1066, assieme a sua moglie, *domnam Sthefaniam inclitam comitissam* per la redenzione delle loro proprie anime e per quella di suo padre, il conte Sassone di Civita Castellana, cedette all'abate Berardo di Farfa una chiesa con tutte le sue pertinenze ubicata presso il comitato di *Centumcellae iuxta mare magnum in loco qui vocatur Heriflumen qui vulgo dicitur Gerflumen. Ipsam aecclesiam quae vocatur Sancti Laurentij in territorio quod vocatur Carcari.*[56] Come si è visto, varie volte membri

55 Rispettivamente: R. F., vol. III, doc. 483, pp. 191sg.; Spicciani, I conti Farolfingi (vedi nota 42), pp. 229–295; R. F., vol. III, n. 421, p. 132.

56 R. F., vol. IV, doc. 990, p. 370. I pochi avanzi dell'edificio religioso sono stati individuati su una modesta altura denominata „La Chiesaccia" in territorio comunale di Tolfa (IGM *Santa Marinella* F. 142 II S. E.). Ciò è stato possibile anche perché nel documento ora richiamato è esplicitamente detto che l'oratorio è posto nelle vicinanze di un fiume chiamato *Heriflumen* detto anche *Gerflumen* (lo stesso corso d'acqua, nel documento dell'854 – infra – è richiamato con l'idronimo *Genufluvio*) che corrisponde all'attuale Riofiume, il quale scorre a non molta distanza dalla località „Chiesaccia", la cui etimologia ha origine da un edificio sacro andato in rovina. Questo toponimo fa parte della lo-

di questo lignaggio risultano possessori di chiese. Questo è un aspetto importante che caratterizza la qualità di questi conti. Bisogna tener presente che all'epoca l'attiva partecipazione delle chiese alla generale concorrenza nell'organizzazione politica del territorio è *l'aspetto più appariscente del loro profondo inserimento in una fitta rete di interessi temporali*.[57] L'interesse delle famiglie signorili al possesso di chiese non

---

calità chiamata „Piane di San Lorenzo". Tutti questi elementi topografici sommariamente riportati, uniti ai pochi avanzi archeologici hanno fatto ritenere assolutamente plausibile la perfetta corrispondenza del sito con la chiesa altomedievale. Su questo argomento cf. F. Tron, I Monti della Tolfa nel medioevo, Roma 1982, p. 38. Ignote sono le origini dell'oratorio di San Lorenzo: probabilmente venne edificato su una precedente struttura romana, forse una villa rustica, dotata anche di un frantoio vista la presenza in loco di un *torcularium* (diametro m. 1,70) e di un frammento di una macina. L'oratorio sicuramente ebbe le funzioni di parrocchia rurale per le comunità che vivevano disperse nei vari fondi circostanti. La prima menzione di questa chiesa è contenuta nella donazione di papa Leone IV dell'854 al monastero di San Martino di Roma, presso cui aveva studiato, dei beni che possedeva il monastero di San Sebastiano nel territorio di *Centumcellae*, tra i quali appunto l'oratorio di San Lorenzo. Il testo del documento, benché lacunoso, fornisce importanti indicazioni di carattere topografico: *seu casalibus atque appendicibus, aquimolis et oli[betis], vineis, vel omnia et in omnibus ad eundem venerabile monasterium generaliter et in integro pertinentibus, constitutum infra civitate Centumcellensi ... massa que appellatur Liciniana qui et Genufluvio nuncupatur, in quo est oratorio Sancti Laurentii cum fundum qui vocatur Casaria cum omnibus ad eundem generaliter [et integro perti]nentibus, positum territorio centumcellensis*; cf. L. Schiaparelli, Le carte antiche dell'Archivio Capitolare di San Pietro in Vaticano, in: Archivio della Società romana di storia patria 24 (1901), pp. 393–496; 25 (1902), pp. 273–354, p. 435. Purtroppo non è possibile seguire le sorti di questa chiesa dal momento che essa venne ceduta al monastero di San Martino in Vaticano e attraverso quali passaggi essa è giunta nelle disponibilità della famiglia del conte Gerardo [II], divenendo di fatto una chiesa privata. Sulle chiese private cf. A. A. Settia, Pievi, cappelle e popolamento nell'alto medioevo, in: Id., Chiese, strade e fortezze nell'Italia medievale, Roma 1991, pp. 3–139; Provero, L'Italia (vedi nota 2), pp. 84–93. È probabile che con il declino della potenza farfense, sia l'oratorio di San Lorenzo che il vicino castello di Santa Severa furono acquisiti dal monastero di San Paolo fuori le mura. Da questo momento si perdono le tracce di questa antica chiesa. Nel 1580, la „Piana di San Lorenzo" risulta come tenuta appartenente all'Ospedale di Santo Spirito e componeva la Dogana dei pascoli della Provincia del Patrimonio. L'altro importante toponimo registrato nella donazione del 1066, Carcari, ancora è presente ed è localizzato nell'entroterra di Santa Severa e prossimo alle Piane di San Lorenzo. Il nome farebbe pensare alle carcare, alle fornaci per la produzione della calce, comunque la zona è interessata dalla presenza di abbondanti filoni di pietra calcarea. Presso Carcari, sin dall'epoca romana, sono state impiantate fornaci per la produzione di laterizi e anfore. Colonna vi individuò una discarica di una *figlina* di epoca tarda repubblicana, G. Colonna, Prima ricognizione dell'entroterra pyrgense, con particolare riguardo al problema delle tombe di Pian Sultano, in: Studi Etruschi ser. II 22 (1962), pp. 149–167. Attività estrattive e lavorazione delle terre caoliniche sono a tutt'oggi ancora in piena attività. Dopo questa prima sporadica menzione, nel 1130 compare il *castrum* di Carcari, Innocenzo II lo concesse assieme al castello del Sasso, a metà di Civitavecchia, alla rocca di *Gobitam* e al casale *quod dicitur vulgaris* a Pietro Latro come pegno per un prestito di 200 denari papiensi; ulteriore attestazione della proprietà papale a nord del limite territoriale della Campagna Romana; per un quadro complessivo cf. A. Berardozzi/G. Cola, Il „Castrum" di Carcari in un territorio a vocazione estrattiva Bollettino della Società tarquiniense di arte e storia 26 (1997), pp. 183–198.

**57** G. Tabacco, Egemonie sociali e strutture del potere nel medioevo italiano, Torino 1979, p. 206.

rispondeva soltanto a preoccupazioni religiose, ma costituiva un'importante fonte di reddito, visto che erano proprio i signori proprietari della chiesa a gestirne le proprietà.

Successivamente, in una data imprecisata, ma comunque prima del 1072, Ranieri II, ormai gravemente ammalato, consenziente suo figlio Sassone [II], e attorniato da diversi suoi *milites*, tra cui *Cazulo, Rainerio de Mazano* (del castello di Mazzano) e suo figlio e *Rodulfo*, concesse la metà di Civitavecchia all'abate Berardo. Il conte Sassone [II], nel 1072, confermò a Farfa il precetto del padre, ormai scomparso, escludendo però dalla donazione la chiesa di San Lustro, precedentemente donata dallo stesso Ranieri [II] alla chiesa di San Angelo *sub ripa* presso Corneto.[58]

La cessione della metà di Civitavecchia comunque dovette rimanere inevasa. Sassone [II] riteneva che dovesse continuare a mantenerne l'usufrutto a vita. Ne nacque una lite che fu portata all'attenzione di Enrico IV. Nell'aprile 1084 si riunì un placito presso il Campidoglio e alla presenza dei rispettivi avvocati, le due parti si accinsero a dimostrare le loro ragioni. Ma su esplicito consiglio, forse di alcuni membri della corte imperiale, il placito non venne celebrato e il conte Sassone [II] *filius Rainerii Saxonis comitis filii* rinunciò spontaneamente alle sue pretese.[59]

In passato ci si è domandati il perché di queste molteplici donazioni. Calisse riteneva che i beni ceduti in realtà erano delle restituzioni,[60] resta il fatto però che Civitavecchia, Santa Severa e la chiesa di San Lorenzo sono presenti tra le carte del monastero soltanto inseguito alle donazioni dei conti di Galeria; nonostante Farfa da tempo detenesse beni nella zona circostante. Non può essere frutto di dimenticanza o più in genere di scarsa precisione non averne fatto cenno nei documenti precedenti. Non si spiegherebbe la mancanza di questi importanti beni nei privilegi imperiali, nei quali la lista dei possessi è minuziosamente elencata e di certo i castelli e i porti dell'entità di Civitavecchia e Santa Severa non sarebbero sfuggiti al pur distratto compilatore.

La mia idea invece è che gli atti dei conti di Galeria sono da considerarsi effettivamente delle donazioni a Farfa e questo patrimonio, costituito da beni e diritti, entra per la prima volta tra le proprietà monastiche soltanto dopo queste molteplici donazioni. È molto probabile che Santa Severa, Civitavecchia e la chiesa rurale di San Lorenzo fossero originariamente delle proprietà della Chiesa romana che, come il castello di Galeria, potrebbero essere stati concessi ai fratelli Gerardo [I] e Sassone dai papi tuscolani, attraverso atti di cui si è persa la documentazione specifica perché conservata nei soli archivi del lignaggio (raramente si sono conservati parti di archivio di famiglie dell'epoca). A questo proposito va ricordato che la chiesa rurale di

**58** R. F., vol. V, doc. 1096, pp. 91sg.

**59** Ibid., doc. 1097, pp. 92sg. Su questa vicenda un buon commento è in A. Ciarrocchi, I conti Sassoni di Civita Castellana nell'XI secolo, in: I santi Martiri Giovanni e Marciano e il loro culto, 998–1998. Atti delle conferenze per il millenario della traslazione delle reliquie dei santi patroni di Civita Castellana, Civita Castellana 2000, pp. 7–38; Id., Un contenzioso patrimoniale tra l'abbazia di Farfa e i conti di Civita Castellana nell'XI secolo, in: Biblioteca società 3–4 (2001), pp. 3–7.

**60** C. Calisse, Storia di Civitavecchia, Firenze 1936, p. 88.

San Lorenzo appartenne al monastero di San Martino presso San Pietro (vedi nota 56); anche Civitavecchia fu dai papi sempre rivendicata e concessa in varie occasioni, nonostante che a partire dalla seconda metà del XII secolo pervenne nelle mani della famiglia dei Prefetti[61] e Santa Severa nei secoli centrali del medioevo fu sempre appannaggio di alcuni istituti religiosi. Forse queste donazioni pie sono da mettere in relazione alla situazione di forte instabilità che si era venuta ad accentuare con l'acutizzarsi delle lotte tra riformatori e parte dell'aristocrazia romana che provava a ristabilire il vecchio regime (l'età del papato nobiliare), accantonato definitivamente proprio in quegli anni. Il successivo scoppio della lotta per le investiture è probabile che abbia spinto l'imperatore Enrico IV a intervenire a protezione di Farfa con il preciso scopo di potenziare un forte alleato all'interno del Patrimonio ed ostacolare i tentativi di costruzione di una dominazione territoriale nella regione da parte del suo rivale Gregorio VII, anche se una simile iniziativa poteva penalizzare o depotenziare un suo fedele alleato, quale il conte Sassone [II].

Tra il 1083 e il 1084, se non dal 1081, Sassone [II] si mantenne costantemente nel seguito di Enrico IV ed è molto verosimile che abbia partecipato nelle file dell'esercito del re agli assedi condotti per conquistare Roma e forse era tra i presenti all'incoronazione imperiale di Enrico (31 marzo 1084).[62]

Sappiamo, infatti che nel maggio 1083, presso l'accampamento del re a Roma, *Saxonis quondam Rainerii* è fra i testimoni di due atti di refuta: nel primo, l'attore è un suo familiare, Raniero, il figlio del conte Gerardo [I]; mentre nel secondo è il conte Guido figlio di altro conte Guido (probabile signore del castello di Salci, vicino Viterbo).[63] Non ci sono ragioni per dubitare che quando Enrico IV, assieme a Clemente III, lasciò Roma, il 21 maggio1084, perché di lì a poco sarebbe sopraggiunto in città Roberto il Guiscardo a capo del suo potente esercito in aiuto a Gregorio VII, asserragliato all'interno di Castel Sant'Angelo, abbia soggiornato per due giorni a Civita Castellana, ospite del conte Sassone [II].[64] Dopo di che, il 23 maggio, la corte imperiale si spostò a Sutri e, il giorno successivo, arrivò nelle vicinanze di Viterbo, precisamente

**61** Su queste concessioni vedi il mio lavoro sui Prefetti (vedi nota 47).

**62** Un primo assedio fu condotto dal re a partire dal 21 maggio 1081, senza però ottenere la conquista della città; nella primavera successiva Enrico tentò una seconda volta, ma ugualmente non ottenne quanto sperato. In seguito di un nuovo assedio riuscì a conquistare la città Leonina (giugno 1083). Finalmente il 31 marzo del 1084, in Laterano fu incoronato imperatore da Clemente III. Per la ricostruzione di questi avvenimenti cf. Brezzi, Roma (vedi nota 11), pp. 262–269.

**63** R. F., vol. V, docc. 1076 e 1077, pp. 71–73.

**64** La notizia del soggiorno a Civita Castellana dell'imperatore è in Chronica Monasterii Casinensis, pp. 434sg.: *Tunc imperator urbe egrediens ob id scilicet, quia sine militum presidio erat, civitatem Castellanam ingressus est*. Sul viaggio di ritorno in Germania di Enrico, cf. G. M. Cantarella, Il sole e la luna. La rivoluzione di Gregorio VII papa, 1073–1085, Roma-Bari 2005, pp. 283–286; per il soggiorno a Civita Castellana, Ciarrocchi, Civita Castellana (vedi nota 54), p. 12.

nel borgo di San Valentino. In quella località, Enrico IV tenne un placito nel quale riconosceva i diritti che l'abate Berardo di Farfa aveva sulla chiesa di San Valentino e tra i testimoni, al primo posto è elencato anche il nostro conte.[65] È probabile che di lì a poco il conte di Civita Castellana si sia separato dalla corte imperiale e non abbia proseguito accanto ad Enrico IV, nel suo viaggio di ritorno verso la Germania.

Milone è l'unico figlio noto di Sassone [II]. Egli assistette, nel 1083, assieme al padre, alla restituzione di alcuni beni alla cella di Santa Maria sul Mignone, usurpati dal suo familiare Raniero di Gerardo [I].[66] Nel documento Milone non è indicato con il titolo comitale, né è possibile stabilire se anch'egli, di sicuro maggiorenne in quell'anno, sia poi subentrato al padre nella titolatura di conte. Non sappiamo nemmeno fino a quando l'importante centro di Civita Castellana fu un possesso dei discendenti del conte Sassone. In effetti esiste un vuoto documentario di circa diciassette anni: dal 1084, ultimi documenti relativi a Sassone [II], al 1101, conquista di Civita Castellana da parte delle milizie di Pasquale II,[67] all'interno del quale non possiamo stabilire se la città falisca continuò ad essere retta da un conte.

Clemente III al centro con Enrico IV a sinistra. Tratto dal codice di Jena (1157).

L'unico dato certo relativo all'ultimo ventennio del Mille è che la città falisca fu scelta come residenza da parte di Clemente III, il papa eletto per volontà di Enrico IV, in contrapposizione a Gregorio VII. Nella stessa città, l'8 settembre 1100, Clemente morì e fu poi sepolto. Le cronache narrano che quasi subito la tomba di questo papa divenne luogo di miracoli e per porre fine a questa credenza, dopo che Civita Castellana fu conquistata dalle milizie pontificie, su ordine dello stesso Pasquale II il corpo di Clemente III fu riesumato e gettato nel Tevere.

65 R. F., vol. V, doc. 1100, p. 100.
66 Ibid., doc. 1076, pp. 71sg.
67 Su Civita Castellana in età medievale da ultimo cf. Ciarrocchi, Civita Castellana (vedi nota 54).

In un resoconto di questi fatti prodigiosi si narra di una guarigione di una contessa del luogo: *Comitissa ipsius civitatis* [Civita Castellana] *et quidam puerulus eiusdem loci, quartanis febribus per annorum duorum spacia vexati, per merita sancti Clementis papae sunt liberati*,[68] purtroppo la cronaca non chiarisce chi fosse la contessa guarita dalla febbre quartana; in via del tutto ipotetica potremmo supporre che ella sia la moglie di Milone o addirittura dello stesso Sassone [II], se non di un altro esponente di rango comitale, comunque, se è da prestare fede alla cronaca, dobbiamo constatare che ancora agli inizi del secolo XII in questa parte della Tuscia romana continuavano ad essere presenti dei conti.

Tutti questi documenti, seppur frammentariamente, mostrano quanto questa famiglia comitale, per gran parte dell'XI secolo, svolse un ruolo preminente a nord di Roma: disponeva di importanti castelli, della città di Civita Castellana e dei porti di Santa Severa e Civitavecchia, con i relativi diritti; non è difficile ipotizzare che controllasse il commercio marittimo a nord di Roma.

Inoltre esercitava i poteri giurisdizionali e si mantenne in stretti rapporti con una parte importante dell'aristocrazia romana, con l'imperatore Enrico IV e con gli abati di Farfa.

6. Il Capitolo Vaticano[69] e il monastero di Santa Maria Nuova possedevano dei beni presso Galeria. Nell'ottobre 1002 il clero e i mansionari di Santa Maria affittarono con un contratto di livello rinnovabile ogni diciannove anni la chiesa dei Santi Cosma e Damiano, ubicata presso Galeria con alcuni terreni circostanti.[70]

Ancora nel XII secolo questo monastero deteneva beni in questo lembo della Campagna romana, infatti i monaci si rivolsero a papa Callisto II (1119–1124) perché i conti di Galeria si erano impossessati della massa *Careia*;[71] Callisto scrisse una lettera ai conti intimandoli di restituire quanto usurpato[72] (purtroppo il documento non indica i nomi dei destinatari della missiva papale). Alla morte del papa, i conti di Galeria rioccuparono la massa e i monaci si rivolsero a Onorio II che, nel maggio 1126, sentenziò appartenere a Santa Maria Nuova. In quello stesso dibattimento il papa

**68** La citazione l'ho tratta da Ciarrocchi, Civita Castellana (vedi nota 54), p. 17.

**69** Giovanni, presbitero di Santo Stefano Maggiore, donò agli arcipreti dei quattro monasteri vaticani una vigna *posita territorio, Silve Candide in Galeria*, in località *Marcapullo*; cf. A. Guavin, Il Capitolo di S. Pietro in Vaticano. Dalle origini al XX secolo. Vol. II: Il patrimonio, Città del Vaticano 2011, p. 274.

**70** P. Fedele, *Tabularium S. Mariae Novae ab an. 982 ad an. 1200*, in: Archivio della Società romana di storia patria 23 (1900), pp. 171–237; 24 (1901), pp. 159–196; 25 (1902), pp. 169–209; 26 (1903), pp. 21–141, (23), doc. 2, pp. 184–187.

**71** P. Kehr, Italia Pontificia, vol. II, doc. 3, p. 28. Probabilmente il nome della massa è tratto dall'antica *statio ad Careias*, ricordata da Frontino e dagli itinerari antichi, come esistente a quindici miglia da Roma sulla via Clodia.

**72** Fedele, Tabularium S. Mariae Novae (vedi nota 70), (24), doc. 42, pp. 175–177.

respinse le pretese avanzate sugli stessi beni da un altro ente ecclesiastico romano, il monastero di San Saba.

Il monastero di San Paolo fuori le mura continuava a vantare diritti e beni in questo periodo su Galeria, se nel 1139 l'abate Azzone dovette ricorrere al Concilio Lateranense tenuto da Innocenzo II per chiedere che fossero ripristinati i diritti del suo monastero, usurpati dal conte Benedetto (di Galeria) e da altri potenti che avevano occupato terre e castelli del monastero.[73] La lite tra il monastero di Santa Maria Nuova e San Saba non era conclusa, entrambi i monasteri avanzavano pretese sulla massa *Careia*. Si ha notizia di una sentenza emessa il 27 giugno 1153 con la quale i giudici condannavano il priore di San Saba a restituire i beni contesi a Giovanni, priore di Santa Maria; nella sentenza vengono minuziosamente indicati i confini della massa.[74] L'8 agosto 1174 Giovanni, rettore di Santa Maria Nuova, locò ad Anastasillo, Massimo e Vassanello, curatori di *Widonis filii Benedecti quondam Benedicti comitis Galeriae et filiis eius*, la massa *Careia, cum terris, molendinis et pantanis quam primum vicimus monasterio S. Sabbae* riservandosi però la chiesa di Sant'Egidio *cum domo et orticello*[75]. Il conte Guido, ormai maggiorenne, è indicato come possessore del castello di Galeria in un atto del senato romano risalente ai primissimi anni del Duecento.[76] Guido di Galeria ha poi partecipato tra le file dell'esercito romano nella guerra tra Roma e Viterbo del 1231. Durante i combattimenti fu catturato assieme ai suoi armati presso Vetralla. Tra le clausole del trattato di pace del 20 luglio 1233 è esplicitamente

---

**73** Kehr, Italia Pontificia (vedi nota 71), vol. II, doc. 5, p. 28; Trifone, Le carte (vedi nota 1), doc. 8, p. 289: *Summe pontifex et pater Innocenti et Petro Urbis prefecto et omni populo Romano, doctor gentium conqueritur et per monachum Theoballum priorem et rectorem cunctosque suos monachos de his que iniuste detinent iustitiam fieri precatur: primum adversus Stephanum Theobaldi et Petrum et Theobaldum nepotes eius querimoniam facit de Beccaricia et de Castello Novo et de Tiburtinis qui tenent castrum Sancti Poli et ecclesiam S. Cosme de Vicovaro et S. Pauli et S. Angeli in Plaiule et de Octaviano Oddonis de Numentana qui detinet castrum Nomentane, et de Baronzinis qui detinent partem in castro Patrica, et de comite Galerie qui detinet castrum Galerie: nunc, pater, apostolo iubeat restitui, quia propter Ecclesiam hec amisit et quia imperatorum constitutionibus traditum est per scripturam fieri precepit ...*

**74** Fedele, Tabularium S. Mariae Novae (vedi nota 70), (24), doc. 68, pp. 186sg.: ... [*con*]*dempnamus Placidum priorem sancti Sabe restitutionem possessionis [masse Careie] posite territorio Galerano et unius aquimoli eodem territorio positi in rivo qui vocatur* [Arrone] ... *fines sicut incipit ab ortu rivi Galere, et discendit per ispum rivum usque in viam Romanam et pergit per eadem viam usque ad aliam viam que est ante ecclesiam sancti Egidii, et per eandem viam descendit usque in Arronem, in quo mola sininea continetur, quam nunc tenet nova ecclesia sancte Marie, usque in territorium Anquillarie, et per iddem territorium usque ad tenimentum Cesani et pergit per iddem tenimentum usque ad predictum rivum Galere, Iohanni priori nove ecclesie sancte Marie, nomine eiusdem ecclesie, questione tamen proprietatis non esclusa.*

**75** Ibid., (25), doc. 170, pp. 136sg.

**76** F. Bartoloni, Codice diplomatico del Senato dal 1147 al 1347, I, Roma 1948 (Fonti per la storia d'Italia 87), doc. 55, pp. 88–91.

riportato che per la sua liberazione non occorreva pagare alcun riscatto (*ab hac liberatione denariarum excipimus Guidonem Galere et eos qui capti fuerunt de Vetralla*).[77]

Nonostante la sentenza del 1153, la simultanea presenza nella zona di diritti veri o presunti dei conti di Galeria, di Santa Maria e San Saba, la lite continuò per il castello e le terre poste alla sinistra della via Clodia. Sembra che il monastero di San Saba e gli stessi conti riuscissero a far valere i loro diritti.[78] Successivamente questi beni vennero concessi al Capitolo Vaticano da Adriano IV nel 1158 e poi confermati (1186) da Urbano III.

Il 29 marzo 1233, Riccardo di Galeria (forse un fratello di Guido) giurò a Gregorio IX di *precise stare mandatis pape super facto castri Saxi*,[79] tra i suoi fideiussori c'è anche lo stesso Guido di Galeria.

La richiesta pontificia si era resa necessaria perché precedentemente Rainone, figlio del conte Ugolino signore di Tolfa Vecchia, aveva occupato illegalmente il castello del Sasso e per questo era stato scomunicato da Onorio III (1216–1227). Nel 1230, Rainone fu costretto a sottomettersi a Gregorio IX e restituire quanto occupato. Evidentemente all'impresa predatoria non aveva partecipato il solo Rainone, ma anche Riccardo di Galeria.

Quest'ultimo episodio propone la singolare coincidenza con la quale si intrecciano le vicende dei conti di Galeria, del castello del Sasso e quelle di un signore di un castello posto su un rilievo montuoso a ridosso della costa: nella circostanza Tolfa Vecchia. Una pura casualità della storia, oppure è meglio pensare a un filo di rapporti instaurati tra i conti di Galeria sin dal tempo del conte Gerardo [I] e i signori dei castelli posti sui rilievi collinari a ridosso della costa tirrenica e mai del tutto interrotti? È una domanda a cui non è possibile, allo stato attuale delle ricerche, dare delle risposte, ma solletica la nostra fantasia e la nostra curiosità.

Dopo questi fatti il castello di Galeria passò sotto l'amministrazione di San Saba, che nel 1256 dette parte di Galeria in enfiteusi agli Orsini. Dei conti di Galeria si ha un'ultima menzione nel 1261, quando le terre del monastero di Santa Bibiana a Galeria vennero difese da Giovanni Poli e Giovanni Colonna contro Guido, figlio di Stefano di Galeria.[80]

7. Come riferito nella prefazione, David Whitton era arrivato alla conclusione che il conte Gerardo [I] e suo fratello il conte Sassone sarebbero figli del marchese Ranieri di Tuscia. Dopo che Corrado II ebbe tolto a Ranieri l'ufficio marchionale (1027), i due

**77** Bartoloni, Codice (vedi nota 76), doc. 75, p. 123.

**78** G. Silvestrelli, Città castelli e terre della regione romana, Roma 1993, p. 403.

**79** Liber censuum (vedi nota 50), vol. I, p. 481.

**80** G. Ferri, Le carte dell'archivio Liberiano dal secolo X al secolo XV, in: Archivio della Società romana di storia patria 27 (1904), pp. 147–202, 441–459; 28 (1905), pp. 23–39; 30 (1907), pp. 119–168, (30), doc. 57, pp. 120sg.

fratelli avrebbero abbandonato la loro residenza di Arezzo e si sarebbero trasferiti nel Patrimonio, riuscendo a fondare una solida base politica. Questa tesi, molto probabilmente, non è nota né a Sandro Tiberini, che nel suo studio sui Marchesi di Colle, diretti discendenti del marchese Ranieri, non ne dà alcun cenno, né a Andrea Puglia, che nel suo recente contributo sulla marca di Tuscia, nel capitolo dedicato al marchese Ranieri parimenti non ne parla.[81] Invece è accettata (come precedentemente detto) da Wickham.[82]

Prima di discutere della tesi di Whitton, mi sembra opportuno ricostruire brevemente la storia del marchese Ranieri di Tuscia.

Il marchese Ranieri era figlio di un conte Guido, ciò è desumibile da un atto di donazione dell'aprile del 1015 al monastero di San Salvatore al Monte Amiata[83] e da un successivo documento del 1031, anno in cui egli era già morto, in cui è indicata la *terra Rainerii filii Widoni qui fuit marchius.*[84]

Il marchese Ranieri ha decisamente svolto un ruolo di primaria importanza, egli si *collocò con la sua azione politica al più alto livello, come diretto interlocutore dell'autorità imperiale.*[85] Nella *Vita Romualdi*, Pier Damiani[86] scrive che Ranieri avrebbe

---

**81** S. Tiberini, Origini e radicamento territoriale di un lignaggio umbro-toscano nei secoli X–XI: i „Marchesi di Colle" (poi „Del Monte S. Maria"), in: Archivio storico italiano 152 (1994), pp. 481–559; A. Puglia, La marca di Tuscia tra X e XI secolo. Impero, società locale e amministrazione marchionale, Pisa 2003, in particolare le pp. 105–126.

**82** Vedi nota 13.

**83** Kurze, Codex diplomaticus Amiatinus (vedi nota 47), vol. II, doc. 246, pp. 119–122: *Rainerius marchio, filius bone memorie Widoni qui fuit comes* dona per la salvezza della propria anima e per quella del defunto marchese Ugo, per quella della contessa Guldrada, figlia del defunto Guglielmo, per quella del suo figlioletto (*infantolus*) Ranieri, un appezzamento di terra nella città di Corneto con la condizione di non ricederlo o di non darlo nuovamente in affitto, ma di costruirci sopra una cella dedicata alla Vergine Maria e dipendente da San Salvatore. Ranieri viene menzionato come conte di Arezzo e figlio del conte Guido in un placito tenuto a Ravenna da Ottone III nel 996, cf. Manaresi, I placiti (vedi nota 30), vol. I, doc. 227, p. 336.

**84** Archivio Capitolare di Arezzo, Carte di Santa Fiora e Lucilla, n. 171. È stato proposto da Tiberini che il conte Guido, padre del marchese Ranieri, dovrebbe identificarsi con il *Wito comes filio bone memorie Hugonis qui fuit marchio* attore di una donazione del maggio 972 al monastero di Santa Maria *de Petrurio* (di Petroio) di alcuni terreni *in villa comitatu Castellano*, lo stesso monastero sarebbe sorto su iniziativa del marchese Ugo, padre del conte Guido, su terreni di sua proprietà; Tiberini, Origini (vedi nota 81), p. 488. Il documento citato da Tiberini non è originale, ma è tratto da una copia settecentesca pubblicata da F. Soldani, Historia monasterii S. Michaelis de Passiniano, Lucca 1741, p. 59. Il documento è stato ripreso da altri autori che non hanno dubitato dell'autenticità. Incerta è la figura del marchese Ugo. Potrebbe, infatti, trattarsi di Ugo il Grande, marchese di Tuscia dal 969 al 1001, figlio di Uberto, anch'egli in precedenza titolare dello stesso ufficio marchionale, e nipote di Ugo di Provenza, re d'Italia (926–947), oppure figlio di altro Ugo, di incerta origine e forse titolare della marca toscana e fedele a Berengario II.

**85** Tiberini, Origini (vedi nota 81), p. 497.

**86** Patrologia Latina, vol. CXLIV, col. 990sg., cf. anche Tiberini, Origini (vedi nota 81), pp. 498–529, con relativa bibliografia. In questo contributo vengono riportate criticamente anche varie ipotesi, se-

ospitato nel suo castello di Predio (oggi Preggio, località posta tra l'Umbertide e Passignano) proprio san Romualdo e alcuni suoi discepoli, verosimilmente intorno al 1010. Secondo Tabacco *Enrico II lo creò duca di Spoleto e marchese di Camerino non prima del 1012, quindi duca e marchese di Toscana più tardi, ma non dopo il 1016*,[87] forse nel giugno 1014.

Nel maggio 1017, egli tenne un placito[88] a Corneto su richiesta dell'abate Ugo di Farfa. In questa occasione il marchese riconobbe i diritti che la cella di Santa Maria sul Mignone deteneva su due chiese cornetane, San Pellegrino e San Anastasio.[89] Nel 1027 Corrado II allontanò dalla carica marchionale Ranieri e lo sostituì con Bonifacio di Canossa, dopo che il marchese non aveva consentito al re l'accesso alla città di Lucca, mentre questi si recava a Roma per farsi incoronare imperatore.[90]

Dall'esame dei documenti è possibile supporre che egli deteneva un vasto patrimonio, compreso tra Corneto, il territorio fiorentino e i comitati perugino ed aretino. Lo stesso non è chiaro quanti figli ebbe. Gli *Annales Camaldulenses*[91] riportano che il marchese Ranieri ebbe due figli, Sofia e Ugo (e aggiungono un fratello uterino di Ugo, il conte Uberto); Tiberini e prima di lui Tabacco sembrano essere più precisi, riconoscono Sofia, morta verso il 1060, *Rainerius* (*infantulus*) documentato nel 1015 ed Ugo (Uguccione) *dux et marchio*, morto verosimilmente negli anni cinquanta dell'XI secolo. Whitton, invece, non conosce Sofia, ma aggiunge ad Ugo, come più volte detto, Gerardo e Sassone.

---

condo le quali Ranieri avrebbe avuto almeno due fratelli, uno Elemperto, vescovo di Arezzo tra il 986 e il 1010 e l'altro di nome Guido.

**87** G. Tabacco, Arezzo, Siena, Chiusi nell'Alto medioevo, in: Lucca e la Tuscia nell'Alto medioevo. Atti del 5° congresso internazionale di studi sull'Alto medioevo, Lucca 3–7 ottobre, Spoleto 1973, pp. 164–189, in particolare p. 179.

**88** Sull'attività giurisdizionale del marchese Ranieri cf. Tiberini, Origini (vedi nota 81), pp. 506–510, con relativa bibliografia.

**89** R. F., vol. III, doc. 405, p. 215; Manaresi, I placiti (vedi nota 30), vol. II, doc. 297, pp. 587–590. Sembra che Raineri abbia tenuto anche un altro placito a Corneto, forse nel 1014, anche in questo secondo dibattimento avrebbe dato ragione all'abate di Farfa, cf. Tiberini, Origini (vedi nota 81), p. 506. Pochissimo, invece, è possibile ricostruire dell'attività politica del marchese Ranieri; Mor lo coinvolge, senza però indicare i documenti che lo attestino, nella spedizione militare contro i musulmani di Spagna, che, tra il 1015 e l'anno successivo, attaccarono Pisa e scacciarono da Luni il suo vescovo; C. G. Mor, L'età feudale, in: Storia politica d'Italia, 2 vol., Milano 1952–1953, vol. I, pp. 556. Come non è certo che egli abbia sostenuto, su un'ipotetica e tutta da dimostrare sollecitazione di papa Benedetto VIII, in Italia Meridionale, la rivolta anti bizantina del patrizio pugliese Melo nel 1017.

**90** L'elenco completo delle fonti che narrano questo episodio è in Tiberini, Origini (vedi nota 81), pp. 513sg. Cf. anche M. G. Bertolini, Bonifacio, in: DBI, vol. 12, Roma 1970, p. 99. Ancora utile A. Falce, Bonifacio di Canossa, padre di Matilde, Reggio nell'Emilia 1927, ma da aggiungere con H. U. Anton, Bonifaz von Canossa, Markgraf von Tuszien, und die Italienpolitik der frühen Salier, in: HZ 214 (1972), pp. 529–556.

**91** Annales Camaldulenses, vol. I, col. 318sg.; il conte Uberto, fratello uterino di Ugo, è ricordato come tale anche nella lettera n. 18 di Pier Damiani.

Nella tesi di Whitton ci sono diverse conclusioni che non mi convincono. Egli sostiene che Ranieri di Toscana è stato anche rettore della Sabina. Effettivamente un Ranieri ricoprì questo incarico tra gli anni 1003–1006, ma non esistono collegamenti documentali che permettono una simile affermazione, se non la corrispondenza del nome. Vorrei far notare che all'epoca, Ranieri era un nome molto frequente.

Studi recenti fanno risalire le prime attestazioni di Ranieri agli anni 1010–1012, epoca in cui ancora non aveva acquisito la titolarità dell'ufficio marchionale di Tuscia. Egli era un personaggio eminente che disponeva di possedimenti castrensi in un'area compresa tra l'Umbria e la Toscana. A rafforzare la mia convinzione che egli non lo si possa identificare con l'omonimo rettore di Sabina, c'è quanto affermato da Pier Damiani. L'Avellanita racconta che successivamente all'incontro con san Romualdo (non molto prima del 1010), il marchese Ranieri sarebbe stato investito dell'ufficio marchionale di Tuscia (*qui* [Rainieri] *postmodum Tusciae marchio factus est*).[92] Possibile che possa essere sfuggito, al pur attento Pier Damiani, il precedente incarico ricoperto da Ranieri, non facendone alcun cenno?

Il conte Gerardo ha tenuto strettissimi rapporti con l'abbazia di Farfa. Whitton pensa che questo legame fosse già esistente ai tempi del placito del 1017, quando in quella stessa circostanza, presso Corneto, il marchese Ranieri riconobbe i diritti che la cella di Santa Maria sul Mignone deteneva su due chiese cornetane.[93] A me sembra invece che in quell'occasione Ranieri abbia semplicemente esercitato le sue prerogative di marchese di Tuscia. Del resto ufficiali marchionali e la stessa marchesa Matilde si sono occupati nel tempo delle questioni relative ai possedimenti farfensi nella zona, tenendo placiti a Corneto. Come ufficiali marchionali si sono occupati nella stessa località di questioni relative alla badia di San Salvatore al Monte Amiata.[94] Va ribadito che la stessa Corneto rientrava all'interno del territorio della marca di Tuscia, come la stessa cella di Santa Maria sul Mignone e, nonostante le anteriori concessioni territoriali ai papi di epoca carolingia e ottoniana, di fatto la giustizia fino agli anni Settanta dell'XI secolo, in questo lembo meridionale della marca, continuava ad essere esercitata o dal marchese o dai suoi rappresentanti.

---

**92** Patrologia Latina, vol. CXLIV, pp. 990sg. Studi recenti ritengono che Pier Damiani scrisse la *Vita Romualdi* attorno al 1042, circa trent'anni dopo l'episodio dell'incontro tra Ranieri e l'anacoreta, elemento che consolida i dubbi che Ranieri in precedenza abbia esercitato la funzione di rettore della Sabina; cf. G. Lucchesi, Per una vita di san Pier Damiani. Componenti cronologiche e topografiche, in: S. Pier Damiano nel IX centenario della morte (1072–1972), vol. I, Cesena 1972, pp. 13–179; vol. II, pp. 13–160, p. 32.

**93** Vedi nota 88.

**94** In ordine cronologico: nel 1051 il messo Adelberto del marchese Bonifacio, e nel 1080 la stessa marchesa Matilde; invece nel giugno 1014 Benedetto detto Fosco, gastaldo di Ranieri si occupa di una lite tra un abitante di Corneto e il monastero di San Salvatore al Monte Amiata cf. rispettivamente Manaresi, I placiti (vedi nota 30), vol. III, doc. 388, pp. 200–202; doc. 455, pp. 371–373 e vol. II, doc. 284, pp. 538–541.

Lo studioso inglese ritiene che la famiglia del marchese Ranieri detenesse vasti possedimenti anche nella Tuscia meridionale e che questi beni siano serviti ai figli Gerardo e Sassone per imporsi politicamente in quest'area dopo la perdita dell'ufficio marchionale (1027). Tale affermazione è giustificata da un documento amiatino del 1015, con il quale il marchese Ranieri concede all'abate *Winizo* un terreno presso Corneto per edificarvi una cella.[95] Secondo me questa ipotesi si poggia su elementi troppo deboli. Innanzitutto non sappiamo se il terreno concesso era un bene allodiale oppure fiscale, sappiamo, ad esempio, da documenti successivi, che anche la marchesa Matilde nella stessa località disponeva di beni immobili. A me sembra, invece, che Ranieri abbia ripreso una prassi consolidata: il ricorso a terre fiscali da parte di ufficiali del regno per la fondazione di monasteri.[96] Poi, ammesso che il terreno concesso era di proprietà del marchese Ranieri, questo rientrava in un'area su cui né Gerardo [I], né il fratello Sassone hanno apparentemente detenuto possessi; i loro interessi patrimoniali erano concentrati attorno a Roma, nel suburbio. Il conte Gerardo deteneva Galeria, Fiano, forse il Sasso, e alcuni castelli fino a Sutri (di cui però non sappiamo il nome) e probabilmente Santa Severa, castello che di certo fu un possedimento del figlio Gerardo [II]. Mentre il conte Sassone e i suoi discendenti avevano Civita Castellana e Civitavecchia, oltre all'oratorio di San Lorenzo.

**95** Vedi nota 83.

**96** Questo aspetto è stato particolarmente studiato da W. Kurze, Monasteri nel senese e nella Toscana medievale, Siena 1989, in particolare cf. pp. 306–313, lo studioso tedesco pone particolare attenzione all'attività di fondazione del marchese Ugo di Tuscia e della madre Willa. Egli sostiene che „Ugo e Willa non intesero fondare monasteri di famiglia, ma abbazie marchionali o forse addirittura imperiali ... Esse sorgono tutte al centro di proprietà fiscali e sono generosamente dotate dal marchese di possedimenti allodiali e di beni fiscali. Esse avevano funzioni di organo amministrativo e servivano al tempo stesso a tener congiunti quei dispersi beni fiscali che rientravano nell'amministrazione del marchese"; e più oltre riferendosi ai successori di Ugo (pp. 312sg.): „Questa interpretazione risulta in certo senso confermata anche dal fatto che il successore di Ugo, Bonifacio, seguì la stessa politica. Egli utilizzò le proprietà di Marturi per scopi inerenti al suo ufficio di marchese. La fondazione di Fonte Taona fu resa possibile solo dal suo aiuto, ed essa si sviluppò in modo simile a Marturi: egli fece donazione a Fonte Taona di beni allodiali e di beni fiscali. Ci risulta la conferma dell'imperatore e lo status di abbazia imperiale di Fonte Taona. ... Il successore di Bonifacio, il marchese Ranieri, segue ancora la politica di Ugo. Ciò è dimostrato non solo dal fatto che egli si servì di Marturi in favore dell'impero, ma anche delle donazioni al monastero imperiale di San Salvatore al Montamiata di beni situati a Tarquinia con l'onere di erigervi una cella, come infatti avvenne. L'azione è da intendersi senz'altro nel senso voluto da Ugo, come tentativo di legare al monastero imperiale i possedimenti fuori mano prima che questi andassero perduti. La continuità della tradizione politica dei marchesi toscani in campo monastico sembra anche confermata da quella parte dell'atto di donazione succitato, in cui Ranieri impegna i monaci di Montamiata a provvedere anche alla salvezza del defunto marchese Ugo." Anche a Roma il principe Alberico pensò di poter utilizzare i monasteri riformati come punti d'appoggio della sua costruzione politica. Il monastero di Subiaco rispecchia questo preciso disegno: creare un centro di forza, su cui fosse possibile far costante affidamento a presidio dell'alta valle dell'Aniene.

Non esistono documenti che attestino rapporti di qualsiasi natura tra il marchese Ranieri e i papi tuscolani, né tantomeno che egli abbia posseduto beni fondiari o castelli nelle vicinanze di Roma. Se mai il suo atteggiamento ostile nei confronti di Corrado II è in antitesi con quanto invece manifestato da Giovanni XIX. Questi, assieme all'episcopato lombardo capeggiato dal potente arcivescovo Ariberto, si schierò con Corrado II il Salico e lo invitò a Roma per essere da lui incoronato imperatore.

Tutti questi punti deboli mi portano a pensare che seppur affascinante la tesi dello studioso inglese, non regge alla prova dei fatti, troppe lacune costellano gli argomenti proposti. Non sono riuscito a trovare elementi sufficienti o quanto meno plausibili che giustifichino una simile affermazione, se non che sia il padre del conte Gerardo [I], sia il marchese di Tuscia portassero lo stesso nome. Un solo esile elemento non può essere probante. Gli storici che si sono occupati del marchese Ranieri e della sua discendenza hanno evidenziato linee genealogiche che si fermano in Toscana e in Umbria, nessuno ha, almeno ipotizzato, differenti percorsi regionali dei suoi figli. A questo voglio aggiungere che non esistono collegamenti che attestino rapporti dei figli del conte Gerardo [I] e del conte Sassone con la Toscana o l'Umbria, regioni in cui, invece, operarono i discendenti del marchese di Tuscia.

In conclusione, ritengo improbabile una simile proposta. A parere mio ci troviamo di fronte ad un lignaggio di assoluto primo piano ed endogeno della Tuscia romana, che aveva un forte radicamento territoriale e disponeva di un apparato di *fideles* di assoluto rilievo. Forse il padre (se non il nonno) del conte Gerardo [I] potrebbe essere *Rainerius*, documentato nel 968 a Sutri[97] e marito della contessa *Imigla*. Una stirpe di probabili origini locali, forse della Tuscia o addirittura romana, visto che era in strettissimi rapporti con il monastero romano dei Santi Cosma e Damiano, intento, in quel periodo, ad allargare i suoi possedimenti nella Tuscia romana (la contessa *Imilga* aveva contribuito, assieme alla ben più importante donazione di Benedetto Campanino e a quella del prefetto di Roma Stefano *de Agusto* alla dotazione di beni fondiari del monastero). Del resto questa ipotesi mi sembra che poggi su dei nessi importanti: la corrispondenza del nome Ranieri, una stirpe che deteneva il titolo di conte ed agiva in area sutrina e, probabilmente, anche romana, zone che vedranno protagonisti il conte di Galeria e i suoi familiari.

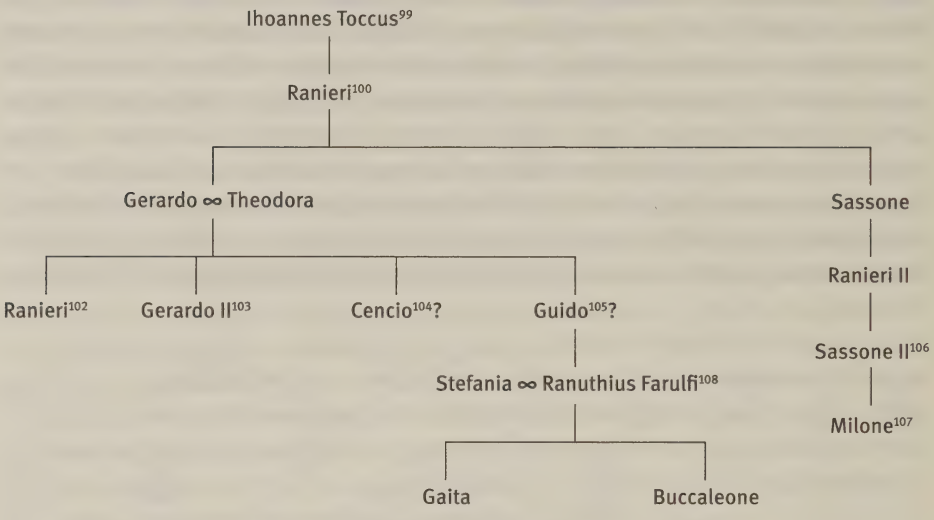
Purtroppo le nostre informazioni su questo lignaggio si interrompono attorno agli anni Settanta/Ottanta dell'XI secolo, non sappiamo quali sviluppi seguirono. L'uscita di scena dalla politica romana, il ridimensionamento politico di alleati prestigiosi quali i conti di Tuscolo, la perdita del controllo di numerosi castelli, in primo luogo Fiano e Galeria (ritornate sotto controllo papale), le cessioni spontanee o forzose di Civitavecchia e Santa Severa, dovettero avere effetti pesantissimi. A tutto questo poi

97 Vedi la nota 14. Sul conte Ranieri e su sua moglie cf. M. Venditelli, Sutri nel medioevo, Storia, insediamento urbano e territorio (secoli X–XIV), Roma 2008, p. 37.

dobbiamo aggiungere una certa incapacità o impossibilità del nostro lignaggio ad incastellare e poi mantenere fortezze su beni allodiali, non riuscirono cioè a esprimere quella capacità dei *grandi signori fondiari di istituzionalizzare le loro prevalenze locali in senso politico.*[98] Con il mutare dei tempi e delle alleanze, verosimilmente vennero a mancare le basi della vera forza di questa stirpe comitale così bene congeniate dal conte Gerardo [I] e incentrate sulla stretta alleanza con i papi tuscolani e perciò legate all'età dell'*Adelspapsttum*, ormai definitivamente tramontata, e la altrettanto stretta vicinanza con Farfa. Sul finire del Mille altri lignaggi, come i Corsi, gli Anguillara, i *de Papa*, i Normanni e i *de Cardinale*, si affacciarono sul contado romano e sulla Tuscia meridionale con appetiti che nel volgere del secolo andranno a obliterare le vecchie famiglie di rango comitale che si erano rese protagoniste per gran parte dell'XI secolo.

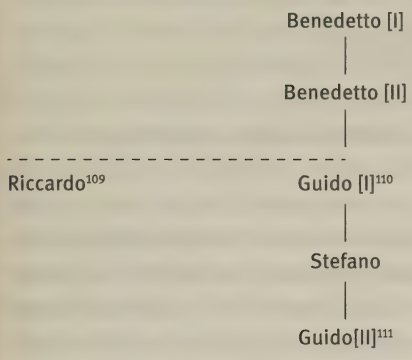
**98** G. Tabacco, Le strutture del regno italico fra XI e XII secolo, in: Id., Sperimentazioni del potere nell'alto medioevo, Torino 2001, p. 130.

## I conti di Galeria dell'XI secolo




**99** Zimmermann, Papsturkunden (vedi nota 17), n. 568, pp. 1075–1077.
**100** Liber Pontificalis (vedi nota 16), vol. II, p. 331.
**101** R. F., vol. V, doc. 1270, p. 246.
**102** R. F., vol. IV, doc. 991, p. 371.
**103** Dümmler (vedi nota 28), p. 604.
**104** Schneider, Neue Dokumente (vedi nota 50), doc. IV.
**105** R. F., vol. V, doc. 1096, pp. 91sg.
**106** Ibid., doc. 1100, p. 100.
**107** Liber censuum (vedi nota 50), vol. II, pp. 385sg.

## I conti di Galeria del XII e XIII secolo




**108** Liber censuum (vedi nota 50), vol. I, p. 481.
**109** Fedele, Tabularium S. Mariae Novae (vedi nota 70), (25), doc. 170, pp. 136sg.
**110** Ferri, Le carte (vedi nota 80), doc. 57, pp. 120sg.

Fulvio Delle Donne

# Tradizioni testuali e (ri)scrittura della storia

## Il caso del *Breve chronicon de rebus Siculis*

1 Il *Breve chronicon de rebus Siculis* e la sua trasmissione

2 Tradizioni attive e testi liquidi

**Zusammenfassung:** Das so genannte *Breve chronicon de rebus Siculis* stellt eine wichtige Quelle dar, um historische Ereignisse wie den Kreuzzug Friedrichs II. zu identifizieren, bietet zugleich aber wichtige konkrete Einsichten in den typischen Prozess der Umschreibung von Chroniken. Zwei bedeutende, an bestimmten Textstellen weit voneinander abweichende Handschriften bezeugen diesen Vorgang. Beispielsweise fällt nicht nur der Schluss jeweils ganz anders aus, auch die Nachrichten werden immer wieder in einer anderen Form überliefert, z. B. die Zerstörung von Siponto und die Verbannung der Einwohner: Die Angaben zur Dauer des Exils und die Namen der Herrscher, die der Bevölkerung die Rückkehr erlaubten, weichen in den beiden Handschriften voneinander ab, doch diese Varianten passen sich problemlos in die Chronologie ein. Wenn wir dieses Phänomen abstrakt, d. h. unabhängig davon betrachten, wie mittelalterliche Chroniken zirkulierten und kopiert wurden, verzerrt zumindest einer der beiden Texte die historischen Fakten. Allerdings handelt es sich dabei keineswegs um eine „Fälschung", weil man bei der philologischen Interpretation einer Chronik ganz anders vorgeht als bei der Auslegung einer Urkunde. Die Geschichtsschreibung ist ein Aspekt der menschlichen Erfahrung, der sich nicht unterdrücken läßt, und jeder, der einen Stift in der Hand hält, fühlt sich gezwungen, etwas über die Vergangenheit und die Gegenwart niederzuschreiben. In dem Moment aber, in dem ein Schreiber auf Informationen zurückgreift und sie weitergibt, ändert er sie auch, denn in den Prozess geht ein wesentlicher Teil seiner selbst ein. Vor allem der nicht professionelle Kopist gibt von ihm ausgewählte Nachrichten so wieder, dass sie sich seinen eigenen Interessen und seiner eigenen Lebenswelt einpassen lassen.

**Abstract:** Scholars have long studied the so-called *Breve chronicon de rebus Siculis* as a key source of important historical information, including on the crusade of Frederick II. At the same time, however, this source provides crucial and concrete clues indicative of the typical process involved in the re-writing of chronicles. The work is transmitted by two main manuscripts, in each of which the text varies significantly at several junctures. The conclusion of the *Breve chronicon de rebus Siculis*, for example, is totally different in the two manuscripts; equally, throughout each manuscript the scribes transmit factual data in remarkably different manners. One example is the passage in which the chronicler describes the destruction of Siponto and the exile of its inhabitants: the years of exile and the names of the sovereigns who allowed their

return differ in the two manuscripts, but the changes are absolutely in keeping with the chronology. If we examine this phenomenon objectively, without considering how medieval chronicles actually circulated and how they were copied, at least one of the two texts altered the historical information. However, this text does not constitute a „forgery" since the philological interpretation of a chronicle is completely different from the interpretation of a document. The writing of history is an integral part of the human experience and anyone who holds a pen in his hands feels compelled to write information on the present and past. But as he retrieves and transcribes information, he also starts to alter it because in the process of composition he ultimately expresses an essential part of himself. Furthermore, a copyist, especially if he is not a professional, selects and summarizes information to adapt it to his own interests and his own worldview.

1. Il cosiddetto *Breve chronicon de rebus Siculis* è un testo molto interessante, sia come fonte di importanti informazioni storiche, sia come modello esemplare capace di dimostrare sperimentalmente le varie fasi costitutive di una scrittura cronachistica.[1] Come tutti i testi di simile tipologia, la sua struttura compositiva in apparenza è lineare, ma a un'analisi più approfondita rivela tutta la sua complessità. Dal punto di vista macro-testuale, il *Chronicon* – è bene ricordare che questa definizione appartiene agli editori moderni, e che nei mss. non reca alcun titolo – si configura come una asciutta descrizione delle vicende dell'Italia meridionale lungo tutto il periodo normanno e svevo. Ad osservarlo più da vicino, però, la sua fisionomia appare variegata: inizia con brevi medaglioni dei signori normanni, nei quali, in poche righe, sono riassunti i casi essenziali – imprese principali, matrimoni e discendenze – di Roberto il Guiscardo, di Ruggero I, Ruggero II; poi, in maniera leggermente meno stringata, ma sempre senza indicazioni di date, si descrivono in modo simile le vicende di Guglielmo I e di Gugliemo II; dopodiché quasi non si parla di Enrico VI di Svevia, che viene di fatto ricordato in funzione del suo matrimonio con Costanza, alla quale è, invece, concesso uno spazio relativamente ampio. È in quest'ambito che cominciano ad apparire anche le prime date, che diventano sempre più numerose in connessione con il ricordo delle vicende di Federico II, del quale viene ricostruito dapprima il periodo di minorità, con le connesse vessazioni da parte dei signori tedeschi che avevano accompagnato il padre Enrico VI nella sua impresa italiana, poi il primo matrimonio, la discendenza, l'elezione a re dei Romani e la candidatura imperiale. A partire dal 1214, del resto, la narrazione comincia a cambiare registro, divenendo

1 Il testo è stato edito la prima volta in: Historia diplomatica Friderici secundi, ed. J. L. A. Huillard-Bréholles, I, Paris 1852, pp. 887–908; la seconda edizione è: Breve chronicon de rebus Siculis, ed. W. Stürner, Hannover 2004 (MGH SRG in usum schol. 77) Per l'Edizione Nazionale dei Testi Mediolatini d'Italia è in corso di stampa una nuova edizione a cura di chi scrive.

annalistica, con annotazioni sempre più precise sugli eventi degli anni 1221, 1222, 1225, 1226, 1227, 1228. A partire dal giugno del 1228, poi, il racconto diventa addirittura diaristico,[2] perché il compilatore, che partecipò direttamente a quegli eventi, descrive giorno per giorno le tappe che – in circa due mesi – condussero Federico II da Brindisi alla Terra Santa, per compiere quella crociata incruenta che viene caratterizzata, con toni messianici, come una sorta di miracolo.[3] Con meno precisione sono descritti gli eventi successivi al precipitoso ritorno in Italia, con la riconquista del Regno, mentre uno spazio relativamente più ampio è riservato a una missione compiuta a Cipro, nel 1230, da Riccardo Filangieri: a Cipro, ovvero al passaggio per quell'isola, era già stato concesso un certo spazio anche nella descrizione del viaggio di Federico verso la Terra Santa. Dopodiché il ritmo rallenta e torna a essere nuovamente annalistico con gli anni 1232, 1235, 1238 e quelli fino alla morte di Federico II. E qui la situazione si complica ulteriormente, perché la trasmissione del testo, già resa incerta precedentemente da omissioni e variazioni, si biforca definitivamente, e, mentre da una parte si prosegue con la registrazione del testamento di Federico II, dall'altra si arriva, sebbene rapidamente, fino alla battaglia di Benevento (1266) e, quindi, alla morte di Manfredi e alla conquista del Regno da parte di Carlo d'Angiò.

Quanto appena detto rende necessario fornire alcune prime – altre verranno date in seguito – informazioni sulla trasmissione del testo, che è conservato in 3 manoscritti:

---

**2** La caratterizzazione delle diverse tipologie di narrazione storiografica (*historia est narratio rei gestae*) è già nelle Etymologiae di Isidoro di Siviglia (I 41–44), che, sulla base della cadenza cronologica del racconto, distingue tra efemeridi (o diari), calendari e annali.

**3** Breve chronicon, ed. Stürner (vedi nota 1), p. 90; ovvero ed. Huillard-Bréholles (vedi nota 1), p. 901: *XVII vero die ipsius mensis martii, in illa die dominica, qua cantabatur: „Letare, Ierusalem, in diem, festum agite omnes, qui diligitis eam", hoc factum fuit. Ipse imperator cum omni exercitu Christianorum civitatem ipsam gaudentes intraverunt. Et qui scripsit personaliter interfuit et a veritatis tramite non discordat, cum oculis suis viderit et de causa certe scientie testimonium perhibeat quantum enim in storiis legitur. A tempore Heraclii et Corradi imperatorum nullus imperator civitatem ipsam intravit, nisi ipse Fredericus, quam Christiani pacifice et quiete possederunt, quousque Crosminii supradicti ipsam occupaverunt*. La traduzione del testo, che comunque è stato rivisto sui mss. e ulteriormente emendato, è questa: „Il 17 dello stesso mese di marzo, in quella domenica in cui si cantava: ‚Allietati Gerusalemme per il giorno, festeggiate tutti, voi che la amate', fu fatto ciò. Lo stesso imperatore e tutto l'esercito dei cristiani entrarono gioiosamente nella stessa città. E chi scrive partecipò personalmente e non si allontana dalla verità, avendo visto con i suoi occhi e offrendo sulla cosa testimonianza di certa conoscenza, quanto, infatti, si legge nelle storie. Dal tempo degli imperatori Eraclio e Corrado nessun imperatore, se non lo stesso Federico, entrò in quella città, e i Cristiani possedettero quella città in pace e quiete fino a quando i menzionati Corasmî non la occuparono". Sull'evento miracoloso insiste lo stesso Federico nel suo manifesto di Gerusalemme del 18 marzo 1229, in: Constitutiones et acta publica imperatorum et regum, ed. L. Weiland, II, Hannoverae 1896 (MGH Const. 2), p. 163.

N – Napoli, Biblioteca Nazionale, VIII C 9, cartaceo, che misura circa mm 290 × 230 e consta di ff. 160. Risale agli ultimi anni del XIV secolo e contiene testi di varia natura: il *Breve chronicon* è alle cc. 101r–107v;[4]

V – Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Ottob. Lat. 2940, membranaceo, che misura circa mm 320 × 250 e consta di ff. 141. È databile alla fine del XIV secolo e contiene perlopiù materiale cronachistico di area meridionale: il *Breve chronicon* è alle cc. 42v–48v;[5]

$V_2$ – Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. Lat. 7145, cartaceo, che misura circa mm 275 × 205 e consta di ff. 178. La scrittura sembra rimandare al XVII secolo. È dichiaratamente un *descriptus* di V, del quale trascrive una selezione di testi, quindi non è filologicamente utile e non va preso in alcuna considerazione; il *Breve chronicon*, comunque, è alle cc. 1r–13v.[6]

Per tornare alla questione dell'estensione cronologica del testo per il periodo successivo alla morte di Federico II, N è il codice che arriva fino alla battaglia di Benevento: esso è stato seguito nell'edizione di Stürner; mentre V è quello che, immediatamente dopo la morte di Federico II, trasmette una versione del suo testamento, senza poi proseguire oltre: senza il testamento, è questa la „redazione" che è stata pubblicata da Huillard-Bréholles, sebbene tratta dal *descriptus* $V_2$. Come vanno interpretate tali differenze? Quale delle due versioni è più vicina all'„originale"? E si può parlare di „originale"? Su tali domande torneremo più avanti, nel prossimo paragrafo, affrontando il problema da un più ampio punto di vista metodologico. Frattanto, va ulteriormente specificato che quelle della parte finale non sono le uniche differenze riscontrabili nei due manoscritti: le altre forse sono meno macroscopiche, ma non meno significative o meno interessanti dal punto di vista delle informazioni che se ne possono ricavare.

Un esempio particolarmente evidente è dato da un passo relativo alle ribellioni di alcune città pugliesi all'epoca di Guglielmo I. Per esplicitare le differenze conviene riportare su colonne i testi dei due manoscritti.[7]

---

**4** Proprio a fol. 101 è visibile chiaramente una filigrana a forma di „cervo intero" rampante, che trova solo vaga corrispondenza con quella registrata al nr. 3289 (Pisa 1370) di C. M. Briquet, Les Filigranes, I, Paris 1907, p. 220. Sulla provenienza e datazione del ms. si tornerà più avanti. Per una sua dettagliata descrizione cf. Breve chronicon, ed. Stürner (vedi nota 1), pp. 5sg.

**5** Per una sua dettagliata descrizione cf. Breve chronicon, ed. Stürner (vedi nota 1), pp. 6–8.

**6** Per una sua dettagliata descrizione cf. ibid., pp. 8sg.

**7** Il passo in questione è in N al fol. 101v; in V al fol. 42v; nell'edizione di Stürner (vedi nota 1) è a p. 54; nell'edizione di Huillard-Bréholles (*vedi nota 1*) è alle pp. 888sg.

N

Iterum autem cives Barenses, Tranenses et Sipontini contra eundem regem rebellaverunt et dederunt se imperatori Emanueli Constantinopolitano, qui tunc in ipso imperio regnabat; et misit eis navalem exercitum cum bellatoribus multis. Dominus vero rex hec audiens cum valido exercitu venit et civitatem Bari obsedit, cepit et eam destruxit. Destruxit etiam Sipontum et habitatores ipsius collocari fecit in eo loco, *qui Maletangium dicebatur*, in quo modo est Manfredonia. Dirui etiam fecit muros Trani. Nam habitatores *Bari* et Siponti non redierunt ad loca propria, nisi post mortem *dicti regis Guillelmi primi*, quos revocare fecit domina *Margarita* uxor eius; et per *XI* annos exules extiterunt, faciens eos habitare extra sub vite et ficu sua, dimisso ob reverentiam beati Nicolai suburbio, ut peregrini venientes ad orationem illius sancti invenirent victui necessaria. Maiores itaque ipsorum Barensium transtulerunt se cum familiis suis ad dictum imperatorem Constantinopolitanum, qui dedit eis ad habitandum civitatem Spita. Qui rex Guillelmus postea Regnum quiete et pacifice possedit.

V

Iterum autem cives Barenses, Tranenses et Sipontini contra eundem regem rebellaverunt et dederunt se imperatori Emanueli Constantinopolitano, qui tunc in ipso imperio regnabat; et misit eis navalem exercitum cum bellatoribus multis. Dominus vero rex hec audiens cum valido exercitu venit et civitatem Bari obsedit, cepit et eam destruxit. Destruxit etiam Sipontum et habitatores ipsius collocari fecit in eo loco, in quo modo est Manfredonia. Dirui etiam fecit muros Trani. Nam habitatores *Trani* et Siponti non redierunt ad loca propria, nisi post mortem *imperatoris Henrici*, quos revocare fecit domina *Costancia imperatrix* uxor eius; et per *quatraginta* annos exules extiterunt, faciens eos habitare extra sub vite et ficu sua, dimisso ob reverentiam beati Nicolai suburbio, ut peregrini venientes ad orationem illius sancti invenirent victui necessaria. Maiores itaque ipsorum Barensium transtulerunt se cum familiis suis ad dictum imperatorem Constantinopolitanum, qui dedit eis ad habitandum *apud* civitatem Spita. Qui rex Guillelmus postea Regnum quietum et pacifice possedit.

Le differenze sono messe in risalto dall'uso del corsivo; in ogni caso, la traduzione italiana può rendere più comoda la fruizione.

Allora si ribellarono nuovamente allo stesso re i cittadini di Bari, Trani e Siponto, e si consegnarono all'imperatore di Costantinopoli Emanuele, che allora regnava nello stesso impero, il quale mandò loro una flotta con molti soldati. Il signore re sentendo queste cose venne con un forte esercito e assediò la città di Bari, la prese e la distrusse. Distrusse anche Siponto e fece portare i suoi abitanti in quel luogo [che si chiamava Maletangio *aggiunge N*] in cui ora è Manfredonia. Fece anche distruggere le mura di Trani. Infatti gli abitanti di Bari [Trani *V*] e Siponto non tornarono alle proprie sedi, se non dopo la morte del detto re Guglielmo primo [dell'imperatore Enrico *V*], e li fece richiamare l'imperatrice la signora Margherita [Costanza *V*], sua moglie; e per 11 [40 *V*] anni furono esuli, e il re li fece abitare fuori, sotto la loro vite e il loro fico,

lasciando solo il sobborgo di san Nicola, per reverenza, perché i pellegrini che venivano a pregare quel santo trovassero le cose necessarie alla vita. E così i maggiorenti tra i Baresi si recarono con le loro famiglie presso il menzionato imperatore di Costantinopoli, che concesse loro la città di Spita, perché vi abitassero.

Per le notizie appena riportate il *Breve chronicon* costituisce la fonte principale, ma ovviamente le differenze tra le due tradizioni testuali ne compromettono e ne destabilizzano la fruibilità. Risulta del tutto ovvio, innanzitutto, come l'alterazione dei nomi modifichi profondamente ogni conseguente ricostruzione storica. Del resto, anche la variazione dei computi cronologici risulta perfettamente coerente: siccome la distruzione di Siponto da parte di Guglielmo I è probabilmente databile al 1155,[8] è plausibile – sotto il profilo del mero computo numerico – sia l'informazione fornita da N, secondo cui Baresi e Sipontini rimasero esuli per 11 anni, fino alla morte di Guglielmo, che effettivamente avvenne il 7 maggio 1166, ovvero 11 anni dopo; sia l'informazione fornita da V, secondo cui Tranesi e Sipontini rimasero esuli per 40 anni, ovvero fino al 1195, quando furono richiamati da Costanza.

È chiaro che, ragionando in termini astratti, ovvero indipendenti dalla comprensione del modo in cui circolavano ed erano usati i testi cronachistici medievali, *almeno* uno dei due testi ha alterato l'informazione storica. Come vedremo nel prossimo paragrafo, non dobbiamo, però, pensare in termini di „falsificazione", perché i parametri filologico-interpretativi applicabili a una fonte di tipo narrativo – che qui vanno usati in via esclusiva – sono diversi da quelli applicabili a una fonte di tipo documentario o diplomatico-istituzionale; in ogni caso, la classificazione dei dati dipende anche dalla datazione del testo, ovvero delle sue trasmissioni attestate, nonché dalla fisionomia del loro compilatore, ovvero dei loro compilatori.

Il *Breve chronicon*, almeno in parte, è il resoconto autoptico di un individuo che accompagnò Federico II nella sua crociata incruenta: l'uso delle persone verbali non lascia dubbi sul fatto che egli fece con l'imperatore tutto il viaggio che nel 1228 lo portò da Brindisi alla Terra Santa, e che si trovava con lui ancora il 17 marzo 1229, quando Federico II entrò a Gerusalemme.[9] Tuttavia, immediatamente dopo aver riportato la notizia di quest'evento, esaltato come un'impresa eccezionale, mai compiuta dai tempi del mitico imperatore Eraclio e di Corrado III, si legge: „Nunc autem

**8** A questa conclusione si giunge soprattutto sulla base di un documento del 1155 in: Regesto di San Leonardo di Siponto, ed. F. Camobreco, Roma 1913 (Regesta Chartarum Italiae 10), doc. 39, pp. 24sg., in cui si definisce Siponto *civitas diruta*. Ma più ampie analisi della documentazione sono in: G. De Troia, Dalla distruzione di Siponto alla fortificazione di Manfredonia, Fasano 1985; J.-M. Martin, La città di Siponto nei secoli XI–XIII, in: H. Houben (a cura di), San Leonardo di Siponto. Cella monastica, canonica, domus Theutonicorum, Galatina 2006, pp. 15–32; F. Violante, Da Siponto a Manfredonia: note sulla ‚fondazione', in: R. Licinio (a cura di), Storia di Manfredonia, I, Il Medioevo, Bari 2008, pp. 9–24, specialmente pp. 16–18.

**9** Oltre al passo già riportato alla nota 3, va rammentato che per tutto il viaggio che portò da Brindisi alla Terra Santa si usa sempre la prima persona plurale.

in anno MCCLXXII veniat in medium *angelus septimus tuba caniturus ...*",[10] *ovvero* „ora, nell'anno 1272 si faccia in mezzo a noi il settimo angelo per suonare la tuba..." Il più recente editore del *Breve chronicon*, che ha il grande merito di aver riconosciuto e individuato le fonti sibilline e pseudo-gioachimite sottese al testo, non ha dubbi sul valore di questa annotazione, e la usa per datare il testo con precisione al 1272.[11] Certo, dal punto di vista cronologico, è pienamente possibile che la medesima persona che partecipò alla spedizione in Terra Santa del 1228 fosse ancora in vita 44 anni dopo. Tuttavia, lasciano stupiti i cambi di ritmo e di andamento che abbiamo già segnalati in precedenza; e non si capirebbe, poi, perché avrebbe interrotto il suo racconto con la morte di Federico II, ovvero con la battaglia di Benevento, a seconda delle due tradizioni. Tanto più che questa parte della cronaca – quella contenente il riferimento all'anno 1272 – è trasmessa dal solo ms. V: in N manca per un probabile guasto meccanico dell'antigrafo, perché, senza segnalare in alcun modo la lacuna, cioè continuando a scrivere sullo stesso rigo, questo manoscritto salta una lunga parte di testo quantificabile probabilmente in una intera carta. Dunque, non sappiamo se il richiamo al 1272 fosse già presente nell'„originale", oppure se V – come pure riteniamo probabile – avesse inglobato nel testo la nota marginale di un precedente lettore. La prassi, come vedremo ancora, trasformava i testi cronachistici in raccolte di informazioni ampiamente riutilizzabili e modificabili. Per questo, oltre a ragionare sulla datazione del testo „originale", conviene prestare attenzione anche alla datazione dei testimoni manoscritti.

Del ms. V non possiamo dire molto, se non che la grafia sembra rimandare alla fine del XIV secolo. Del ms. N, invece, sappiamo che fu esemplato a Bari nel 1392, come attesta l'iscrizione che si legge a c. 101r: „Io. de Huessen scripsit in Barensi civitate. MCCCXCII, XV indictionis". Tale annotazione è posta alla fine della cronaca di Martin Polono, che si trova immediatamente prima del *Breve chronicon*, ma la mano che ha vergato i due testi è la stessa.[12] Tali informazioni non sono di poco valore ai fini che qui ci stiamo ponendo, perché forniscono una connotazione „locale" interessante.[13] Il ms. N, infatti, viene a configurarsi come confezionato nella stessa zona a cui si

**10** Breve chronicon, ed. Stürner (vedi nota 1), p. 90; ed. Huillard-Bréholles (vedi nota 1), p. 901.

**11** Breve chronicon, ed. Stürner (vedi nota 1), pp. 17–19. E. Pispisa, Un ritorno alle fonti: i cronisti e Federico, in: Id., Medioevo Fridericiano e altri scritti, Messina 1999, pp. 128–130, senza fare alcun riferimento a questo passaggio, data il testo a poco dopo la morte di Federico II, ovvero posteriormente al 1250.

**12** Il ms. fu poi conservato a Napoli nella biblioteca del convento agostiniano di S. Giovanni a Carbonara, come attesta una nota posta a fol. 158v.

**13** Tale connotazione sembra ricavabile anche da un'altra breve annotazione, contenuta nel solo ms. N. Là dove si parla di una tappa a Cefalonia, compiuta nel percorso di Federico II da Brindisi alla Terra Santa – Breve chronicon, ed. Stürner (vedi nota 1), p. 82; ed. Huillard-Bréholles (vedi nota 1), p. 898 – si menziona il conte Maione, suo signore. Mentre V (f. 45r) si limita a dire che era *Apulus*, N (fol. 105r) aggiunge anche che *erat de civitate Monopoli*. Sulla provenienza da Monopoli del conte Ma-

riferiscono le informazioni su cui stiamo riflettendo. Soprattutto, tale constatazione può esercitare un certo peso sul valore da attribuire alla aggiunta relativa al nome del luogo su cui sorse Manfredonia, „qui Maletangium dicebatur".

Va detto, a scanso di equivoci, che il toponimo non è altrimenti attestato, e che esso potrebbe essere una deformazione derivata da una cattiva lettura di un antigrafo, che è certamente da postulare, come dimostra la circostanza, già ricordata, che il ms. N riproduce, inavvertitamente e senza alcun intervento, la lacuna meccanica – ovvero la caduta di un'intera carta – presente nell'esemplare da cui copiava. Del resto, il nome del copista, Io(hannes) de Huessen, sembra far pensare a un Olandese proveniente da Huissen, nella Gheldria (Gelderland), o, comunque, a un non „indigeno": dunque, si potrebbe anche desumere una cattiva lettura di un lemma non completamente familiare. Forse si tratta di una deformazione di un toponimo del tipo *Malestannum* (nella rappresentazione grafica, i nessi *–nn–*, *–ng–* o *–gn–* sono spesso equivalenti), da mettere in relazione con la natura paludosa del luogo, caratterizzato all'epoca da malsane acque ristagnanti. Tuttavia, quel nome – soprattutto se ipoteticamente riconducibile a una forma del tipo *Male(c)tagrum*, *Male(c)tanum* o simili – non può non richiamare alla mente anche quello della famiglia Maletta, che, almeno dalla seconda metà del XIII secolo, ricoprì un ruolo importante nella storia del territorio di Manfredonia.[14] E l'eventualità di una simile connessione potrebbe aprire interessanti piste investigative sulla storia della città, che, però, ci porterebbero troppo lontano e che qui non è il caso di percorrere.

2. L'analisi filologica del testo ci ha permesso fin qui di riaprire e affrontare con altri strumenti una questione di tipo istituzionale relativa alle vicende di una città: a dimostrazione ulteriore – qualora ve ne fosse ancora bisogno – che la storia senza filologia è privata di fondamentali basi di appoggio, e che, allo stesso modo, la filologia, se non mira a più ampie ricostruzioni storiche, risulta svuotata di una sua imprescindibile finalità. Al di là della situazione contingente, l'indagine può assumere un valore generale: va tenuto ben presente, infatti, che quella esaminata non costituisce una specificità esclusiva del cosiddetto *Breve chronicon de rebus Siculis*, ma può essere postulata

ione (Maio, Madio o Matteo, spesso considerato, quasi certamente a torto, appartenente alla famiglia Orsini), signore di Cefalonia, Zante e Itaca († 1260), concorda solo un'altra fonte narrativa: Libro de los fechos et conquistas del principado de la Morea, Chronique de Morée aux XIII[e] et XIV[e] siècles, ed. A. Morel-Fatio, Genève 1885, p. 53. Cf. anche A. Kiesewetter, Megareites di Brindisi, Maio di Monopoli e la signoria sulle isole Ionie, in: Archivio Storico Pugliese 59 (2006), pp. 46–90, spec. p. 70 e p. 73, che alla nota 100 cita un documento dell'archivio capitolare di Monopoli che potrebbe confermare la provenienza del personaggio, ma su cui sussistono troppe incertezze relative all'identificazione delle persone citate.

**14** Sulla storia di Manfredonia in quel periodo cf. soprattutto De Troia, Dalla distruzione di Siponto (vedi nota 8), *passim*; Martin, La città di Siponto (vedi nota 8), pp. 15–32; Violante, Da Siponto a Manfredonia (vedi nota 8), pp. 9–24, specialmente pp. 16–18.

per buona parte della produzione narrativa medievale, sia latina sia volgare, e, più particolarmente, per la quasi totalità – almeno in via di principio – della produzione cronachistica,[15] soprattutto – ma non esclusivamente – se non è protetta dalla attribuzione compositiva a un *auctor* il cui nome induca rispetto e deferenza nei copisti.

In effetti, la produzione letteraria medievale è generalmente caratterizzata da una particolare dinamicità e instabilità nella trasmissione, che la distingue da quella antica, ovvero „classica". In base all'osservazione di tali caratteri distintivi, il compianto Alberto Varvaro, alcuni decenni fa, in un suo importante saggio metodologico dedicato a problemi di ecdotica romanza,[16] osservava che la tradizione dei testi classici greci e latini può definirsi „quiescente", perché, essendo poco movimentata nella zona fra archetipo e copie umanistiche, risulta limitata ad ambienti di professionisti, ovvero di copisti o studiosi, i quali tendenzialmente sono rispettosi nei confronti del testo tràdito; e che, al contrario, la tradizione dei testi medievali – in special modo romanzi – si configura come „attiva", perché è generalmente condizionata dalla più tardiva affermazione di un testo „vulgato", e, soprattutto, dal comportamento del copista, assai meno rispettoso nei confronti del testo. A differenziare la tradizione „quiescente" delle opere classiche, che tende a conservare e a riprodurre il testo in maniera meccanica, da quella „attiva" delle opere medievali, che innova continuamente e su larga scala il testo che trasmette, è, dunque, essenzialmente l'atteggiamento del copista: nella tradizione quiescente egli osserva con sguardo esterno e rispettoso il testo che riproduce, e, se pure interviene, lo fa al fine di restaurare conservativamente un guasto; invece, nella tradizione attiva, il copista si considera più libero e partecipe, tendendo a modificare, riscrivere, ricreare un testo che, essendo più o meno contemporaneo, è considerato come „aperto".[17] Ovvero, in altre parole, nella tradizione quiescente classica lo scriba ha riguardo per l'autore e per il suo testo, e, se lo modifica perché gli sembra di ravvisarne un errore, lo fa proprio perché lo rispetta; nella tradizione attiva medievale, al contrario, egli non rispetta il prodotto che si pone a trascrivere, ma, piuttosto, ritiene il suo testo qualcosa di non definitivo e neppure di esclusivo, e, quindi, lo ricrea attualizzandolo senza esitazione, perché se ne appropria.

Questa classificazione generale può, naturalmente, presentare molte eccezioni specifiche, soprattutto in ambito medio-latino, dove, per registro linguistico e modelli, la tradizione può essere più o meno quiescente o più o meno attiva in relazione alla

15 Per chiarimenti ulteriori su tali questioni si consenta il rimando a F. Delle Donne, Perché tanti anonimi nel medioevo? Note e provocazioni sul concetto di autore e opera nella storiografia mediolatina, in: Rivista di cultura classica e medioevale 58 (2016), pp. 145–166. In via generale, comunque, sul versante volgare cf. anche C. De Caprio, Scrivere la storia a Napoli tra Medioevo e prima età moderna, Roma 2012.

16 A. Varvaro, Critica dei testi classica e romanza. Problemi comuni ed esperienze diverse, in: Rendiconti dell'Accademia di Archeologia, Lettere e Belle Arti di Napoli 45 (1970), pp. 73–117.

17 Ibid., pp. 86sg.

funzione o all'utilità del testo.[18] Tuttavia, in linea di massima, sembra applicarsi particolarmente bene alla trasmissione dei testi storiografici e cronachistici, sia romanzi sia latini. Anzi, proprio quei testi presentano spesso una struttura che possiamo definire „liquida", perché non rigida e ferma, ma instabile e pronta ad assumere ogni volta la forma, sempre diversa, che decide di fargli assumere lo scriba.[19]

L'esempio offerto dai due manoscritti che trasmettono il *Breve chronicon*, che, contemporaneamente, lo riscrivono, lo modificano, lo attualizzano cambiando i nomi dei protagonisti o ricomputando il trascorrere degli anni, può sembrare eccezionale o estremo, ma – come si è detto – tale non è. Lo si può verificare, innanzitutto, nelle parti che passano da un testo annalistico all'altro: si pensi, per esempio e con maggiore evidenza, alla grande diffusione ramificata degli *Annales Casinenses* e delle sue varie declinazioni, che spingevano il loro editore, Wilhelm Smidt, a disegnare un intricatissimo *stemma* di codici e differenti „redazioni" testuali che assumono talvolta anche nomi diversi come *Annales Cavenses*, *Annales Ceccanenses*, *Catalogus pontificum* e così via.[20]

L'elementarità del livello informativo, che accomuna la tipologia annalistica appena menzionata al *Breve chronicon de rebus Siculis*, potrebbe essere riconosciuta come la cifra caratterizzante o addirittura condizionante di un atteggiamento libero o irrispettoso del copista. Ma così non è, perché neppure il nome di un autore o una raffinata forma letteraria servono talvolta a preservare un testo storiografico o narrativo da pesanti interventi di riscrittura. Si pensi – giusto per fare un esempio con un rimando a una questione già trattata altrove[21] – allo *scriptor* papale Saba Malaspina e

**18** Su tali questioni, soprattutto in ambito di reimpiego retorico-didattico, si permetta il rimando a F. Delle Donne, Le formule di saluto nella pratica epistolare medievale. La ‚Summa salutationum' di Milano e Parigi, in: Filologia Mediolatina 9 (2002), pp. 251–279; Id., Autori, redazioni, trasmissioni, ricezione. I problemi editoriali delle raccolte di ‚dictamina' di epoca sveva e dell'epistolario di Pier della Vigna, in: Archivio normanno-svevo. Testi e studi sul mondo euromediterraneo dei secoli XI–XIII 2 (2009), pp. 7–28. Inoltre, F. Bognini, Tradizioni attive e testi scolastici. Il caso del repertorio ‚Miramur' di Alberico di Montecassino, in: A. Cadioli/P. Chiesa (a cura di), Prassi ecdotiche. Esperienze editoriali su testi manoscritti e testi a stampa, Milano 2008, pp. 95–115.

**19** La caratterizzazione, in qualche modo, ammicca a una definizione sociologica assai diffusa, e in particolare a quella di Zygmunt Bauman, proposta soprattutto in: Modernità liquida, Bari-Roma 2002 (ed. or. Cambridge 2000). Per approfondimenti su tali questioni, comunque, si consenta il rimando a F. Delle Donne, Testi ‚liquidi' e tradizioni ‚attive' nella letteratura cronachistica mediolatina, in: G. Polara/A. Prenner (a cura di), Il testo nel mondo greco e latino, Napoli 2015 (Testi 2), pp. 15–38; Id., Perché tanti anonimi (vedi nota 15).

**20** Cf. Annales Casinenses de annalibus antiquis excerpti, ed. G. Smidt, Lipsiae 1934 (MGH SS 30/2), pp. 1385–1429, con tavola riassuntiva a p. 1404.

**21** Per un approfondimento si consenta il rinvio a F. Delle Donne, Gli usi e i riusi della storia. Funzioni, struttura, parti, fasi compositive e datazione dell'‚Historia' del cosiddetto Iamsilla, in: Bullettino dell'Istituto storico italiano per il medioevo 113 (2011), pp. 31–122.

alla sua *Historia* – composta tra il 1283 e il 1285[22] – che neppure la presenza del nome di un autore, di una dedica, di una struttura elaborata, di uno stile elegante caratterizzato dai raffinati echi virgiliani[23] riuscirono a proteggere da una ampia riscrittura, dal momento che fu estesamente e compiutamente reimpiegata e politicamente ribaltata in chiave filo-sveva in un'altra *Historia*, quella attribuita al cosiddetto Nicola di Iamsilla.

Tale situazione ha, ovviamente, molteplici ricadute, che influiscono sul piano ecdotico della *constitutio textus*, sulla definizione dello statuto tipologico del prodotto storiografico, e, naturalmente, su quello dell'uso dell'informazione storica di cui il testo è fonte. I tre piani sono strettamente interrelati, e conviene, sia pure in estrema sintesi, esaminarli.[24]

Per quanto attiene alla questione ecdotica, innanzitutto, si pone il problema del metodo da adottare nella *constitutio textus*: per comodità espositiva, si farà riferimento al *Breve chronicon de rebus Siculis*, ma quanto viene detto può essere esteso anche ad altri testi. Postulando come punto di partenza imprescindibile che un individuo ha certamente scritto il testo – o almeno una sua parte sostanziale – che il ms. N, o il ms. V, o anche entrambi hanno alterato, quali lezioni vanno scelte e messe a testo nel momento in cui si va a preparare un'edizione critica? Ovvero, bisogna privilegiare la ricostruzione dell'originale, secondo il modello che possiamo definire lachmanniano ovvero maasiano? Oppure conviene privilegiare la riproduzione di uno specifico testimone, secondo il modello che potremmo definire bédieriano? Ovvero, in altri termini, dobbiamo guardare verso la fonte che ha emesso il testo, o alla sua ricezione? La risposta a tali domande – destinata a essere infinitamente dibattuta – non potrà mai essere univoca, perché alcuni punti deboli ci sono in entrambi le soluzioni: se si mira alla ricostruzione dell'originale, o meglio dell'archetipo, si rischia di assemblare un testo che non esiste e che forse non è mai esistito; se si mira alla riproduzione del testimone attestato, però, si rischia di riprodurre un testo che è certamente esistito, ma che non per questo ha avuto necessariamente effettiva circolazione, e che, per di più, presenta anche tutti gli adattamenti – per non parlare degli errori – propri della sua contingenza. Probabilmente, ogni tentativo di razionalizzare o addomesticare il problema e ogni ipotesi di soluzione sono destinati a essere vani: neppure le edizioni informatiche di tipo ipertestuale possono offrire una vera soluzione, perché, mettendo generalmente sullo stesso livello alternativo le differenti tradizioni, aggirano

22 Die Chronik des Saba Malaspina, ed. W. Koller/A. Nitsche, Hannover 1999 (MGH SS 35); per la datazione cf. l'introduzione di Koller, p. 15.

23 Cf. soprattutto W. Koller, Vergil in der Chronik des Saba Malaspina, in: C. Leonardi (a cura di), Gli Umanesimi medievali, Firenze 1998, pp. 297–306.

24 Per approfondimenti e discussioni più analitiche si consenta il rimando a Delle Donne, Testi ‚liquidi' e tradizioni ‚attive' (vedi nota 19), pp. 15–38; Id., Perché tanti anonimi nel medioevo? (vedi nota 15), pp. 145–166.

e non sciolgono il nodo teorico.[25] La questione, in effetti, verte sull'utilità di abbracciare con un unico colpo d'occhio – e quindi di comprendere con immediatezza – la varietà del quadro, che è il medesimo sia se lo si proietta su uno schermo, sia se lo si legge su un foglio; e, allo stesso tempo, di proporre gerarchie che vanno dal testo agli apparati, con un'operazione di cui si deve necessariamente assumere la *responsabilità* l'editore.[26] In altri termini, l'editore critico, in quanto tale, non può esimersi dal prendere decisioni: non può lasciare al lettore il compito della scelta tra due o più soluzioni alternative, presentandole come indifferenti. Poiché ha studiato il testo con attenzione, è il più qualificato a fare proposte: nella piena consapevolezza che quanto propone non può non influenzare inevitabilmente il lettore, tuttavia, deve renderlo il più consapevole possibile.

Se questo principio può essere considerato condivisibile – e si è certi che non sarà tale per tutti – il problema è quello della rappresentazione grafica immediata – se tradizionale o digitale, a questo punto, è lo stesso – che permetta *pragmaticamente* di evidenziare le scelte critiche dell'editore, ma, allo stesso tempo, lasci chiaramente al lettore la consapevolezza della „differenza", ovvero della „varianza".[27] Pertanto, una soluzione – quella che qui si propone – potrebbe essere quella di proporre „gerarchicamente" a testo la ricostruzione del possibile testo originario, ovvero del suo archetipo, relegando in una più consueta fascia di apparato filologico le *variae lectiones* riconducibili a errori o a guasti della tradizione; ma di mettere in una fascia di apparato specifica e ben distinta – forse addirittura in una più stretta colonna parallela, con sviluppo verticale e non orizzontale, proprio per renderla meglio distinguibile, in linea con il testo – le lezioni che si possono riconoscere come interventi adattativi o rielaborativi dei compilatori attestati dai diversi testimoni.

Nel caso specifico del passo del *Breve chronicon* da cui siamo partiti, si dovrebbe, naturalmente, dare la preferenza a uno dei due testimoni, che potrebbe essere V, non

---

**25** La prassi editoriale digitale è oramai molto diffusa ed è difficile trarne un quadro preciso; per quanto attiene alla letteratura mediolatina anche chi scrive (assieme a Edoardo Ferrarini) si è cimentato, alcuni anni fa, nell'ambito del progetto ALIM (http://www.alim.dfll.univr.it/), con l'elaborazione di un prodotto reperibile a questo indirizzo: http://www.cyllenius.net/labium/ADG/Angelus%20de%20Grassis.htm (6. 11. 2015). Anche le riflessioni teoriche sono oramai molto approfondite: sul versante mediolatino cf. il quadro in: F. Stella, Metodi e prospettive dell'edizione digitale di testi mediolatini, in: Filologia Mediolatina 14 (2007), pp. 149–180.

**26** Il valore delle scelte compiute dal filologo è tema assai dibattuto. Negli ultimi anni, e in termini più ampi, ne ha fatto argomento di appassionate riflessioni soprattutto Luciano Canfora, ad es. in: Filologia e libertà, Milano 2008. Sul versante medio-latino cf. comunque P. Chiesa, Scelta di un testo base e conseguenze traduttive nella ‚Relatio' di Odorico da Pordenone, in: M. G. Cammarota/M. V. Molinari (a cura di), Tradurre testi medievali: obiettivi, pubblico, strategie, Bergamo 2002, pp. 229–247.

**27** Il rimando qui è allo stimolante, pur se per molti versi problematico, B. Cerquiglini, Eloge de la variante. Histoire critique de la philologie, Paris 1989.

per scelta casuale, ma perché è quello che, in seguito a una complessiva ricognizione finalizzata a una nuova edizione, è risultato generalmente più asciutto e, quindi, rivela probabilmente interventi rielaborativi meno pesanti. Dunque, si potrebbero mettere a testo le sue lezioni specifiche, ma nella colonna laterale, in linea e in posizione di evidenza, si potrebbero elencare le lezioni caratterizzanti dell'altro testimone N, che devono costituire motivo di maggiore interesse per il lettore; e, nella più consueta fascia inferiore, si potrebbero relegare gli errori, ovvero quelli ritenuti tali dall'editore critico, che dunque si assume la responsabilità di decidere ciò che è da ritenere guasto meccanico e perciò può interessare meno al lettore che guarda soprattutto alla trasmissione dell'informazione. Un esempio è proposto qui sotto, proprio per la parte di testo su cui si è discusso nel paragrafo precedente.

[1] Iterum autem cives Barenses, Tranenses et Sipontini contra eundem regem rebellaverunt et dederunt se imperatori Emanueli Constantinopolitano, qui tunc in ipso imperio regnabat; et misit eis navalem exercitum cum bellatoribus multis. [2] Dominus vero rex hec audiens cum valido exercitu venit et civitatem Bari obsedit, cepit et eam destruxit. Destruxit etiam Sipontum et habitatores ipsius collocari fecit in eo loco, in quo modo est Manfredonia. Dirui etiam fecit muros Trani. [3] Nam habitatores Trani et Siponti non redierunt ad loca propria, nisi post mortem imperatoris Henrici, quos revocare fecit domina Costancia imperatrix uxor eius; et per quatraginta annos exules extiterunt, faciens eos habitare extra sub vite et ficu sua, dimisso ob reverentiam beati Nicolai suburbio, ut peregrini venientes ad orationem illius sancti invenirent victui necessaria. [4] Maiores itaque ipsorum Barensium transtulerunt se cum familiis suis ad dictum imperatorem Constantinopolitanum, qui dedit eis ad habitandum civitatem Spita. [5] Qui rex Guillelmus postea Regnum quiete et pacifice possedit.

**2** loco] qui Maletangium dicebatur *add. N*

**3** Trani] Bari *N* imperatoris Henrici] dicti regis Guillelmi primi *N* Costancia imperatrix] Margarita *N* quatraginta] XI *N*

**4** habitandum] apud *add. V* **5** quiete] quietum *V*

La questione ecdotica più tecnica, ovvero quella degli espedienti che possono essere usati per la sua resa grafica, avrebbe bisogno di essere approfondita, dal momento che è stata affrontata solo in chiave funzionale. Tuttavia, il problema su cui qui si vuole concentrare l'attenzione è quello a monte, ed è relativo al valore, ovvero allo statuto da attribuire al testo e ai vari interventi degli scribi attestati nei manoscritti. In altri termini, come dobbiamo qualificare chi scrive un testo storiografico, soprattutto se tale testo non è caratterizzato da una incisiva elaborazione formale?

Bisogna partire dal presupposto che la scrittura non è mai un fatto scontato; inoltre, chi scrive un testo destinato – in maniera più o meno consapevole – a essere letto, oltre a rispettare le regole morfologico-sintattiche imposte dalla lingua, spesso mostra, da un lato, una sia pur variabile, implicita o solo scolastica tendenza a usare abbellimenti retorici, e, dall'altro, una propensione a rispettare i canoni imposti dal genere letterario di riferimento – per quanto deboli e incerti siano i canoni della storiografia.[28] Ciò premesso, colui che scrive un testo cronachistico deve essere sempre considerato alla stregua di un „autore"? Ovvero, dobbiamo attribuirgli sempre uno statuto tipicamente letterario (quello, appunto, di „autore"), e fino a che punto? Ovviamente, per alcuni, come Paolo Diacono, Liutprando da Cremona o Rolandino da Padova la risposta positiva può essere scontata, anche se forse con non medesima convinzione per tutta la loro produzione. Ma come dobbiamo considerare chi ha scritto il *Breve chronicon de rebus Siculis*? Lo possiamo definire „autore", o – come, per inciso, finora abbiamo fatto – semplicemente scrittore o compilatore? E come dobbiamo considerare chi lo ha copiato alterandone il testo o aggiungendo intere parti, come nella sezione conclusiva, in cui, come si è detto, dopo la morte di Federico II, V aggiunge una versione del testamento dell'imperatore, mentre N arriva fino alla battaglia di Benevento?

Per evitare errori di valutazione e fraintendimenti, credo che si debba innanzitutto tenere ben salda la distinzione – spesso non facilmente percepibile quando si ha a che fare con scritture storiografiche – tra fonte documentaria e opera letteraria: distinzione che – a parere di chi scrive – si deve giocare tutta su un piano di elevata elaborazione formale, di effettiva consapevolezza „autoriale" da parte di chi si pone a scrivere, nonché di riconoscimento del suo statuto da parte di un pubblico di lettori. In altri termini – rammentando anche il discrimine che Cicerone poneva tra i *commentarii* più tipici e quelli cesariani (*Brut.* 262) – chi compila una sequenza cronologica o rielabora in chiave non prioritariamente letteraria informazioni prodotte da altri – come capita nella maggior parte dei testi storiografici medievali – è un cronista o uno storiografo, ovvero uno scrittore di storie, ma non è necessariamente un „autore". Insomma, nonostante in un recente libro – estremo rigurgito di *new philologism*[29] – si arrivi addirittura ad attribuire una autorialità anche ai copisti

**28** Su tali aspetti cf. ora, con finezza interpretativa, P. Garbini, ‚Ars dictaminis' e storiografia, in: B. Grévin/A.M. Turcan Verkerk (a cura di), Le dictamen dans tout ses états, Turnhout 2015, pp. 181–190; Id., Lo storiografo e il retore. Nota su Goffredo Malaterra e Alberico di Montecassino, in: Spolia 1 (2015), pp. 22–34.

**29** Punto di riferimento è il numero monografico di: Speculum 65/1 (1990), con i saggi di S.G. Nichols, Introduction: Philology in a manuscript culture; S. Wenzel, Reflection on (new) philology; R.H. Bloch, New philology and old French; G.M. Spiegel, History, historicism, and the social logic of the text in the Middle Ages; L. Patterson, On the margin: Postmodernism, ironic history, and medieval studies.

nella scrittura della storia,[30] probabilmente, dovremmo tornare a dare più peso alla differenza tra *scrittore* e *autore*.[31]

Il ricordo degli eventi, quindi la scrittura della storia, è una parte ineludibile dell'essenza umana. D'altra parte, chiunque sia in grado di tenere in mano una penna, nel momento in cui scrive non può che esprimere parte di se stesso; e per una infinita varietà di motivi può sentire l'esigenza di annotare informazioni su eventi, presenti e passati. Naturalmente, come abbiamo visto nel caso del *Breve chronicon*, ovvero della sua trasmissione attestata dai mss. N e V, nel momento stesso in cui recupera informazioni e le trascrive, finisce anche per alterarle;[32] questo, però, non significa necessariamente che ascenda a un livello di piena consapevolezza, letteraria o ideologica. Insomma, va tenuto presente che non tutte le *fonti narrative* sono automaticamente *opere* e non tutti gli *scrittori* sono automaticamente *autori*, per evitare di sovradimensionarne il ruolo o di enfatizzarne l'importanza nel momento in cui gli concediamo l'*auctoritas*: concetto che nel mondo medievale,[33] così come in quello attuale, è connesso con quello di modello esemplare. Insomma, da un lato bisogna stare attenti nell'attribuire lo statuto – sia pure *gradiente*[34] – di autore a uno scrittore; dall'altro, però, allo stesso tempo, si deve riconoscere che ci sono *gradienti* nell'elaborazione testuale, che si modula progressivamente dallo scrittore o compilatore originario al rielaboratore o riscrittore che lo muta e adatta alle sue esigenze. Chi si pone a studiare testi dalla tradizione „attiva" o „liquida", dunque, deve essere consapevole di questa gradazione, per evitare, innanzitutto, di attribuire a un medesimo individuo interventi che, invece, sono attribuibili ad altri; e, di conseguenza, deve prestare particolare cautela nel momento in cui pensa di riconoscere e di attribuire differenti fasi redazionali – quante „redazioni" si scoprono nello studio delle tradizioni cronachi-

**30** M. Fisher, Scribal Authorship and the Writing of History in Medieval England, Columbus 2012.

**31** Su tale questione non si può non rimandare a: R. Barthes, La mort de l'auteur, in: Mantéia 5 (1968), pp. 12–17 (trad. it. in: Id., Il brusio della lingua, Torino 1988, pp. 51–56), e alle sue riflessioni sicuramente provocatorie.

**32** Sul concetto di riscrittura storiografica in generale cf. anche M. T. Kretschmer, Rewriting Roman History in the Middle Ages, Leiden 2007; Id., Historiographical Rewriting, in: Filologia mediolatina 15 (2008), pp. 283–305.

**33** Si pensi alla definizione di Isidoro (Etym. X 2): *Auctor ab augendo dictus*; oppure a quella più intricata di Uguccione da Pisa, Derivationes, II, ed. E. Cecchini, Firenze 2004, p. 5, che partendo dal verbo *augeo* arriva a distinguere i diversi sensi di *auctor* e *autor*, concludendo che *autoritas* significa *sententia imitatione digna*. Per un quadro complessivo della questione cf. anche A. Minnis, Medieval Theory of Authorship. Scholastic Literary Attitudes in the Later Middle Ages, London 1984 (poi ripubblicato, Aldershot 1988; Philadelphia 2010); H. Love, Attributing authorship. An introduction, Cambridge 2002.

**34** Su questo importante concetto, connesso con quello di ‚tradizioni attive', cf. A. Varvaro, Il testo letterario, in P. Boitani/M. Mancini/A. Varvaro (a cura di), Lo spazio letterario del Medioevo, 2, Il medioevo volgare, I, 1, Roma 1999, pp. 387–422, spec. p. 402.

stiche! – e, soprattutto, in quello in cui, eventualmente, giustifica quelle „redazioni" con motivazioni di tipo ideologico o letterario.[35]

Come si è visto, i testi presentano spesso una trasmissione assai mobile e incerta, che a volte è del tutto irrazionale o casuale, ovvero indipendente da scelte ideologiche o motivazioni culturali. Per cui possono essere solo indicativi – dunque, senza pretese di esaustività – di una più o meno ampia distribuzione cronologica e territoriale i complessi intrichi testuali connessi con la diffusione, già ricordata, delle notizie contenute negli *Annales Casinenses*, oppure con quella del *Chronicon* attribuito a Lupo Protospata e degli *Annales Pisani* attribuiti a Bernardo Marangone, geograficamente distantissimi tra loro,[36] oppure, ancora, con quella, pure variegata, del bolognese Francesco Pipino, del *Chronicon Siciliae* e del codice Fitalia.[37] E partendo sempre dal presupposto ineludibile – già ricordato – che l'atto della scrittura non è mai scontato, bisogna tener presente, innanzitutto, che chi prende nota di eventi non sempre lo fa con intento creativo di tipo ideologico o letterario; e quindi che lo scrittore di testi storici o cronachistici, generalmente – talvolta persino quando rivendica dignità autoptica – non „inventa", o meglio non elabora interamente l'oggetto del suo racconto, ma, piuttosto, si serve di altri testi e altre fonti narrative come base di appoggio. L'individuazione di una fonte usata non esclude automaticamente che ve ne fossero anche altre, magari scomparse nel corso di una trasmissione non sempre addomesticabile dalla ragione, e forse parzialmente ricostruibili solo con delicati giochi di pazienza.[38] Pertanto, le motivazioni insite in una particolare notizia riportata da una fonte storiografica non sono da cercare necessariamente solo nella specifica „monade" testuale; o meglio, lo possono essere solo se, al di là di ogni dubbio, riu-

**35** Abbastanza emblematico può essere il riferimento alle ipotesi ‚propagandistiche' e alle scansioni redazionali esposte nel pur pregevole, per molti versi, volume di P. Colletta, Storia, cultura e propaganda nel regno di Sicilia nella prima metà del XIV secolo: la ‚Cronica Sicilie', Roma 2011. Al di là di ogni intento polemico, si vuole solamente rilevare che tali ipotesi, ampiamente costruite e in certo qual modo giustificate, partono da presupposti che rispondono a una logica riconducibile a metodi interpretativi diversi da quelli qui esposti.

**36** Cf. P. Scheffer-Boichorst, Die ältere Annalistik der Pisaner, in: Id., Gesammelte Schriften, II, Berlin 1905 (Historische Studien 43), pp. 126sg.; F. Chabod, Lezioni di metodo storico, Roma-Bari 1969, p. 127.

**37** Si consenta il rimando a F. Delle Donne, Una costellazione di informazioni cronachistiche: Francesco Pipino, Riccobaldo da Ferrara, codice Fitalia e Cronica Sicilie, in: Bullettino dell'Istituto storico italiano per il medioevo 118 (2016), pp. 157–178.

**38** A tali questioni da molti anni si sta dedicando Marino Zabbia, con importanti innovazioni metodologiche. Esemplari, da questo punto di vista, sono: Un cronista medievale e le sue fonti. La storia del papato nel ‚Chronicon' di Romualdo Salernitano, in: Filologia mediolatina 9 (2002), pp. 229–250; Prima del Villani. Note sulle cronache universali a Firenze tra l'ultimo quarto del Duecento e i primi anni del Trecento, in: F. Delle Donne/G. Pesiri (a cura di), Le scritture della storia, Roma 2012, pp. 139–161. Si permetta, comunque, anche il rimando a Delle Donne, Gli usi e i riusi della storia (vedi nota 23).

sciamo ad attribuire piena coscienza „autoriale" a colui che la trasmette. Ma bisogna tenere ben presente che, in ogni caso, la forma in cui viene trasmessa una notizia può avere anche una parziale provenienza allogena, ovvero può derivare da un'altra fonte, ovvero da una „costellazione informativa" costituita da un più ampio gruppo di fonti che spesso si muovono parallelamente o in gruppo, magari raccolte in manoscritti collettanei o conservate in specifiche biblioteche.

Ricordare la classificazione di s. Bonaventura, che proponeva una gradazione dallo scrittore all'autore,[39] in conclusione, potrebbe essere utile a non mettere sullo stesso piano diversi livelli di consapevolezza letteraria o ideologica, nonché diversi livelli di elaborazione testuale. Ma se, da un lato, è necessario ricostruire le diverse fasi della tradizione, per comprenderne pienamente la natura e l'evoluzione di un testo, non bisogna, dall'altro, sovradimensionarne il significato, riconducendo a intenti univoci quelli che sono il frutto di interventi molteplici, magari occasionali e spesso dettati da pulsioni „mimetiche" o „antiquario-informative". I testi storiografici hanno caratteri assai variegati e complessi, rivelati efficacemente dalla loro comune – forse troppo massificante – definizione di „fonti narrative". Essi, in effetti, sono generalmente usati dal lettore, in fase di ricezione, come *fonti* di informazione su cui ricostruire la conoscenza del passato; ma sono anche *narrazioni* più o meno – ovvero, meglio o peggio – organizzate, in fase di emissione, da individui, che obbediscono, in prima istanza, a proprie esigenze di ricordare e raccontare. Esigenze, tuttavia, che a loro volta – ciclicamente – vengono estrinsecate usando come base di appoggio altre fonti che non sempre sono scelte, ma che, più banalmente, sono quelle effettivamente disponibili in un dato momento e in un dato luogo; e che, infine, vengono esplicitate in maniera più o meno consapevole: quella consapevolezza che, una volta accreditata, costituisce il discrimine principale tra una mera annotazione scritta e un'opera letteraria.

39 Bonaventura, Commentaria in quatuor libros Sententiarum Magistri Petri Lombardi, I, Ad Claras Aquas 1882, pp. 14–15 (in I sent., proem., qu. IV, resp.): *Quadruplex est modus faciendi librum. Aliquis enim scribit aliena, nihil addendo vel mutando, et iste mere dicitur* scriptor. *Aliquis scribit aliena addendo, sed non de suo, et iste* compilator *dicitur. Aliquis scribit et aliena et sua sed aliena tamquam principalia, et sua tamquam annexa ad evidentiam, et iste dicitur* commentator *non auctor. Aliquis scribit et sua et aliena, sed sua tamquam principalia, aliena tamquam ad confirmationem, et talis debet dici* auctor. Ovvero: „Quadruplice è il modo di fare un libro. Infatti, chi scrive le cose altrui, senza aggiungere o mutare nulla, è chiamato semplicemente *scriptor*. Chi scrive cose altrui facendo aggiunte, ma con cose non sue è chiamato *compilator*. Chi scrive cose altrui e proprie, ma soprattutto cose altrui, e mettendo le proprie cose in una posizione riconoscibile, è chiamato *commentator* e non *auctor*. Chi scrive cose proprie e altrui, ma soprattutto proprie, usando quelle altrui come conferma, quello deve essere detto *auctor*".

Lucia Dell'Asta

# I molti volti della rappresentanza

## *Nuntii* e *procuratores* alla curia di Innocenzo III

**Zusammenfassung:** Der Beitrag handelt von der Vertretung der Petenten an der päpstlichen Kurie insbesondere unter dem Pontifikat Innozenz' III. und stützt sich dabei neben den Rechts- und erzählenden Quellen auf die umfangreiche, sowohl in Regestenform als im Original überlieferte Korrespondenz des Papstes. Untersucht werden die Formen und Akteure dieses Vertretungsamtes, die Art und Weise, in der es ausgefüllt wurde, und die Kompetenzen, welche die Petenten sich von den *nuntii* und *procuratores* erwarteten. Damit wird die zentrale Frage nach der unter Historiker üblichen Unterscheidung zwischen den einfachen Entsandten einerseits und den eigentlichen *procuratores curiae* andererseits aufgeworfen. Nach der allgemein anerkannten Überzeugung waren die letztgenannten für die konkrete Abwicklung der Anträge bei den kurialen Behörden zuständig. Nicht zuletzt dank einer Analyse der Annotationen auf der Rückseite der päpstlichen Origjnaldokumente läßt sich nunmehr zeigen, daß sich nur eine einzige Figur der Anliegen der Petenten annahm, nämlich die *nuntii* und *procuratores*, die als professionelle Dienstleister ihren jeweiligen Auftraggeber vertraten und gleichzeitig alle mit der Antragstellung verbundenen konkreten Schritte einleiteten.

**Abstract:** The article deals with the representation of petitioners at the papal court, focusing on the pontificate of Innocent III. It makes use of juridical and narrative sources as well as of the papal correspondence, preserved in registers or only as originals. By pinpointing forms and figures of representation, the ways in which this representation itself was enacted and the features required in order to act as someone's *nuntius* or *procurator*, the essay attempts to shed light on a central issue, the alleged distinction between mere envoys and actual *procuratores curiae*. These, as historiography has traditionally stated, were responsible for dealing first-hand with letters for their petitioners. In particular, by analysing the endorsements in the original papal letters, we can now say that, instead of two different figures, only one person took up the petitioners' businesses: *nuntii* and *procuratores* seem to have been complete professionals, who could represent their master and oversee the processing of petitions in the curial offices as well.

**Nota preliminare:** Lo studio proposto qui è il frutto delle ricerche compiute nel semestre luglio-dicembre 2015 presso il Deutsches Historisches Institut in Rom. Desidero ringraziare tutti i membri dell'Istituto che mi hanno assistito in vario modo nel corso del lavoro. Un ringraziamento particolare va inoltre alla Professoressa Maria Pia Alberzoni, che ha seguito la ricerca sin dai suoi inizi, e al Professor Martin Bertram, che mi ha sostenuto con la sua consueta, grande attenzione.

1. Negli ultimi anni la medievistica si è volta con rinnovato interesse al tema della rappresentanza papale, riflettendo sulle modalità e sugli strumenti (legati e delegati) attraverso i quali i papi si rendevano presenti in forma „mediata" presso il popolo cristiano.[1] Lo stesso non si può dire invece per il tema inverso, ossia la questione ampia e complessa della rappresentanza dei petenti al cospetto del pontefice.

Come le lettere papali documentano con espressioni di carattere quasi formulare, all'incirca a partire dagli anni del pontificato di Innocenzo III un qualsiasi petente poteva accedere alla sede apostolica in due modi: *personaliter* o *per nuntios*[2]. Con questo secondo caso, quello cioè per cui un petente, avendone la possibilità, piuttosto che presentarsi di persona dinnanzi al papa preferiva inviare qualcuno al suo posto, ci si trova di fronte a una significativa realizzazione di un concetto cardine del diritto occidentale, di quel principio di rappresentanza, cioè, per cui *potest quis per alium quod potest facere per se ipsum*.[3] Sono appunto forme, tempi e protagonisti della rappresentanza che si attuava presso la sede apostolica a non aver goduto sinora della dovuta attenzione da parte degli storici. Esiste, è vero, una tradizione di studi riguardante la rappresentanza dei petenti e dedicata in particolare a coloro

1 Si segnaleranno qui in particolare due recenti volumi: M. P. Alberzoni/C. Zey (a cura di), Legati e delegati papali. Profili, ambiti d'azione e tipologie di intervento nei secoli XII–XIII, Milano 2012 (Università. Storia. Ricerche), di cui si veda in particolare l'introduzione storiografica alle pp. 3–30; e M. P. Alberzoni/P. Montaubin (a cura di), Legati, delegati e l'impresa d'Oltremare (secoli XII–XIII). Papal legates, delegates and the crusades (12th–13th century). Atti del Convegno internazionale di studi; Milano, Università Cattolica del Sacro Cuore, 9–11 marzo 2011, Turnhout 2014 (Ecclesia militans 3).

2 Le formulazioni usate per riferirsi all'accesso alla sede apostolica ricorrenti nei registri di Innocenzo III (fonte centrale per lo studio che si propone qui) sono particolarmente espressive: molto chiaro ad esempio è il linguaggio della lettera con cui il papa, rivolgendosi all'arcivescovo di Esztergom nel maggio 1203, ricordava come il re d'Ungheria avesse comunicato con lui *tam per nuntios ... quam litteras*, mentre l'arcivescovo stesso *ad apostolicam sedem ... accedens* aveva esposto le sue richieste *in nostra et fratrum nostrorum presentia viva voce* (O. Hageneder/J. C. Moore/A. Sommerlechner [Hg.], Die Register Innozenz' III., 6. Pontifikatsjahr, 1203/1204: Texte und Indices, Wien 1995 [Publikationen des historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, II. Abt., 1. Reihe, 6], p. 80sg., nr. 56). Interessante anche l'arenga di un mandato di provvisione a favore del *magister* Pietro *Chalboini*, procuratore dell'arcivescovo di Rouen. In quell'occasione il pontefice invitava a non stupirsi che la sede apostolica si preoccupasse di coloro che *pro suis vel suorum dominorum negotiis constituti nostram et fratrum nostrorum gratiam conversatione laudabili meruerunt* (O. Hageneder/A. Haidacher [Hg.], Die Register Innocenz' III. 1. Pontifikatsjahr, 1198/1199, Graz-Köln 1964 [Publikationen der Abteilung für historische Studien des Österreichischen Kulturinstituts in Rom, II. Abt.: Quellen, 1. Reihe, 1], pp. 434–435, nr. 304). Quanto alla possibilità per un *qualsiasi* petente di mandare un *nuntius* alla sede apostolica, saranno fatte alcune importanti specifiche nel corso del lavoro (vedi in partic. infra, a partire da nota 23 e testo corrispondente).

3 Tale formulazione si ritrova nel Liber Sextus Decretalium domini Bonifacii Papae VIII, in: E. A. von Friedberg (a cura di), Corpus Iuris Canonici, vol. II, Lipsiae 1922, col. 1124 (liber V, titulus XII, *De regulis iuris*, Regula LXVIII). Su questi temi si veda in particolare: L. Mayali, Procureurs et représentation en droit canonique médiéval, in: MEFRM 114/1 (2002), pp. 41–57.

che sono chiamati *procuratores curiae*. Come è noto, tale tradizione prese avvio nel 1924 con il denso saggio di Rudolf von Heckel dal titolo „Das Aufkommen der ständigen Prokuratoren an der päpstlichen Kurie".[4] In quella occasione, punto di partenza dell'argomentazione dello studioso era la constatazione di come tra il XII secolo e l'inizio del XIII la nuova centralità acquisita dalla sede apostolica nell'ambito della *societas christiana*, moltiplicando le richieste di diverso tipo indirizzate ai pontefici da parte del mondo sia ecclesiastico sia laico, avesse comportato decisi mutamenti istituzionali anche nelle strutture della curia romana. Per far fronte alla massa degli affari da trattare e alleggerire il peso che gravava direttamente sulle spalle dei papi, gli uffici di curia divennero luogo di crescente complessità burocratica, una complessità praticamente impossibile da affrontare per chi non fosse stato esperto del funzionamento di quegli stessi uffici e del corretto *stilus* in cui andavano redatte le petizioni. A sovvenire a chi, presentandosi in curia, si fosse trovato in queste difficoltà, servivano quindi dei tecnici con la preparazione necessaria, i *procuratores curiae*, appunto. Elemento cardine dell'analisi del von Heckel pareva a questo punto la distinzione da lui operata tra i *procuratori inviati* a Roma dai petenti (denominati dallo studioso Abgesandte o Boten o, secondo l'espressione usata nelle fonti medioevali, *nuntii*)[5] e i veri e propri *procuratori di curia*, le cui caratteristiche fondamentali erano la gestione del lungo *iter* burocratico della richiesta del documento (dalla petizione alla confezione del *mundum* sino all'invio della lettera al mandante), la stabilità a Roma e, col tempo, la costituzione di un vero e proprio ufficio di curia. Come si vedrà, l'individuazione di due figure, diverse nella sostanza ma simili nel nome (entrambi possono essere chiamati „procuratori", fatta salva la necessaria specifica „di curia" che accompagna la definizione dei secondi), rischiava di divenire fonte di ambiguità negli studi su questi temi. Lo stesso concetto di rappresentanza, del resto, era usato dal von Heckel indifferentemente in due sensi: da una parte, in riferimento alla sostituzione del mandante posta in essere dal suo mandatario, dall'altra relativamente a quella realizzata da quei tecnici che, in curia, si occupavano di seguire il *negotium* del petente o del suo inviato. Quanto poi alle origini dell'istituto di procuratore di curia, in prima battuta lo studioso sembrava ipotizzare che esse andassero cercate in quei *petitionarii* operanti presso la curia e affioranti rare volte dalle fonti, i quali avevano il compito di scrivere le petizioni nel corretto *stilus curiae*.[6] In seconda battuta il von Heckel postulava invece una parentela tra i *procuratores curiae* e i falsari che, secondo la testimonianza di alcune lettere di Innocenzo III, si muovevano numerosi nei pressi della

4 R. von Heckel, Das Aufkommen der ständigen Prokuratoren an der päpstlichen Kurie, in: Scritti di storia e paleografia ... in occasione dell'ottantesimo natalizio dell'E.mo Cardinale Francesco Ehrle, II, Roma 1924 (Studi e testi 38), pp. 290–321.

5 Nel corso della trattazione in riferimento in generale ai rappresentanti dei petenti si userà perlopiù il termine „nunzi". Una riflessione terminologica e la spiegazione di questa scelta si trova comunque infra, nota 76.

6 Heckel, Das Aufkommen (vedi nota 4), p. 295.

curia romana. Costoro prendevano contatto con chi si presentava a Roma per rivolgersi al pontefice e, presisi carico della richiesta del petente (o del suo inviato), invece di occuparsi realmente del disbrigo della pratica negli uffici di curia, producevano una lettera falsa nella propria officina.[7]

Dopo l'intervento del von Heckel, la storiografia ritrovò nuovamente interesse per questi temi solo a partire gli anni Sessanta e Settanta del secolo scorso e, almeno sino a tempi recenti, limitatamente all'area tedesca e anglosassone. Una parte degli studiosi si dedicò allora in generale ai rapporti tra petenti e sede apostolica, indulgendo spesso nel sottolineare le manchevolezze dei nunzi che si presentavano al cospetto del papa.[8] Altri storici invece si volsero più specificamente ai *procuratores curiae*, ma senza mettere a tema in modo diretto la distinzione formulata dal von Heckel tra inviati e procuratori di curia.[9] Nonostante la precisione con cui questi saggi descrive-

7 „Es handelt sich ... um Fälscher, die sich ausgaben für Leute, welche sich aus der Vertretung von Petenten ein zwar unerlaubtes, aber wohl stillschweigend geduldetes Geschäft machten, also für die Vorgänger der ständigen Prokuratoren" (Heckel, Das Aufkommen [vedi nota 4], p. 303). Sulla problematica dei falsari si tornerà infra, nota 33.

8 C. R. Cheney, England and Rome, in: Id., From Becket to Langton. English Church Government 1170–1213, Manchester 1956, pp. 42–86; S. Chodorow, Dishonest Litigation in the Church Courts, 1140–1198, in: K. Pennington/R. Somerville (ed.), Law, Church, and Society. Essays in Honor of Stephan Kuttner, Philadelphia 1977 (The Middle Ages series); P. N. R. Zutshi, The Roman Curia and papal jurisdiction in the twelfth and thirteenth centuries, in: A. Andenna/K. Herbers/G. Blennemann/G. Melville (Hg.), Die Ordnung der Kommunikation und die Kommunikation der Ordnungen, Stuttgart 2013, pp. 213–238.

9 J. E. Sayers, Canterbury proctors at the court of ‚audientia litterarum contradictarum', in: Traditio 22 (1966), pp. 311–346 e Ead., Proctors representing British interests at the papal court, 1198–1415, in: S. Kuttner (ed.), Proceedings of the third international Congress of medieval canon law. Strasbourg; 3–6 September 1968, Città del Vaticano 1971 (Monumenta iuris canonici. Subsidia 4), pp. 143–163 (uno dei pochi saggi, questo, in cui venga tentata una riflessione sulla questione della distinzione tra inviati e procuratori di curia), ora raccolti in volume in: J. Sayers, Law and records in medieval England. Studies on the medieval papacy, monasteries and records, Aldershot 1988 (Variorum collected studies series 278); P. A. Linehan, Spanish litigants and their agents at the thirteenth-century papal curia, in: Proceedings of the fifth Congress of medieval canon law. Salamanca 1976, Città del Vaticano 1979, pp. 423–248 e, per una fase successiva a quella studiata qui: Id., Proctors representing Spanish Interests at the Papal Court, 1216–1303, in: AHP 17 (1979), pp. 68–123. Numerosi e importanti anche i lavori di Winfried Stelzer, tra cui si citeranno: W. Stelzer, Niederalteicher Prokuratorien. Zur Geschichte der Impetrationsvollmachten für die päpstliche Kurie im 13. Jahrhundert, in: MIÖG 78 (1969), pp. 291–313, Id., Aus der päpstlichen Kanzlei des 13. Jahrhunderts. Magister Johannes de Sancto Germano, Kurienprokurator und päpstlichen Notar, in: RHM 11 (1969), pp. 210–221; Id., Über Vermerke der beiden Audientiae auf Papsturkunden in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in: MIÖG 78 (1970), pp. 308–322; Id., Beiträge zur Geschichte der Kurienprokuratoren im 13. Jahrhundert, in: AHP 8 (1970), pp. 113–138; Id., Die Anfänge der Petentenvertretung an der päpstlichen Kurie unter Innocenz III., in: Annali della Scuola Speciale per Archivisti 12 (1972), pp. 130–139. Un lavoro complessivo e a metà tra le due categorie citate qui quello di: P. N. R. Zutshi, Petitioners, popes, proctors: the development of curial institutions, c. 1150–1250, in: G. Andenna (a cura di), Pensiero e sperimenta-

vano le modalità di lavoro dei *procuratores curiae* presso la sede apostolica, l'impressione complessiva che si traeva dalla loro lettura era perciò in fondo quella di una certa confusione sulla natura reale di tali figure. Col tempo, poi, gli studiosi si diressero più decisamente e con maggiore chiarezza verso l'analisi del procuratore come ufficiale operante stabilmente negli uffici di curia, lasciando decisamente da parte i *nuntii*.[10] In un certo qual modo, la storia della rappresentanza si assimilava così alla storia della curia romana, diventando sempre meno storia della diplomazia.[11] Un'altra questione aperta era costituita dal problema delle origini dell'istituto di *procurator curiae*. Su questo punto gli storici, dovendo concordemente ammettere di poter dire assai poco sulla questione, sostenevano in generale la loro filiazione dai *nuntii*.[12] Ciò era tuttavia in esplicito contrasto con quanto ipotizzato dal von Heckel, il quale aveva invece identificato gli antenati dei procuratori nei *petitionarii* oppure nei falsari. Si era di fronte dunque a un secondo motivo di confusione, con tutta evidenza strettamente intrecciato al primo, quello dell'identità del nunzio e della presunta esistenza di due figure distinte in ambito di rappresentanza.

La questione qui brevemente richiamata si presenta dunque nel complesso come un nodo problematico assai significativo. Per la sua soluzione pare imprescindibile ripartire dalla fase delle origini, innanzitutto ricercando nelle fonti tutti gli indizi utili a chiarire la rappresentanza come fenomeno ampio. Solo successivamente, sulla base dei dati così raccolti, si potrà mettere a tema il (presunto) sdoppiamento tra procuratore inviato e procuratore di curia, domandandosi se tale distinzione abbia realmente motivo d'essere e, se sì, quale sia il rapporto tra le due figure: si tratta cioè di un rap-

---

zioni istituzionali nella Societas Christiana. Atti della sedicesima Settimana internazionale di studio; Mendola, 26–31 agosto 2004, Milano 2007, pp. 265–293.

**10** Ciò si è verificato soprattutto in relazione agli studi relativi al secolo XIV e ai successivi. Ricerche importanti in questo campo sono state condotte da Barbara Bombi e Andreas Sohn. Si ricorderanno qui solo i contributi più importanti: B. Bombi, Il registro di Andrea Sapiti, procuratore alla curia avignonese, Roma 2007 (Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma 1); A. Sohn, Les procureurs à la Curie romaine. Pour une enquête internationale, in: MEFRM 114/1 (2002), pp. 371–389; Id., Deutsche Prokuratoren an der Römischen Kurie in der Frührenaissance (1431–1474), Köln 1997 (Norm und Struktur 8).

**11** La stessa diplomazia medievale, del resto, non è un tema particolarmente caro alla storiografia (si vedano su questo gli studi di Donald Queller, tra cui: D. E. Queller, Medieval Diplomacy and the Fourth Crusade, London 1980 [Variorum collected studies series 114] e tra i saggi: Id., Thirteenth Century Diplomatic Envoys. „Nuncii" and „Procuratores", in: Speculum 35 [1960], pp. 196–213). Per recenti interessanti ricerche sul tema si vedano gli atti del congresso svoltosi a Lione nel 2010: Les relations diplomatiques au Moyen Âge. Formes et enjeux. XLIe Congrès de la SHMESP (Lyon, 3–6 juin 2010), Paris 2011 (Publications de la Sorbonne. Histoire ancienne et médiévale 108). Sulla questione si veda anche infra, nota 97.

**12** Così ad esempio P. Herde, Beiträge zum päpstlichen Kanzlei- und Urkundenwesen im dreizehnten Jahrhundert, Kallmünz 1967 (Münchener historischen Studien. Abt. Geschichtliche Wissenschaften 1) e Sohn, Deutsche Prokuratoren (vedi nota 10).

porto *generativo* dell'una nei confronti dell'altra, o di un qualche tipo di *coesistenza* (collaborazione, interdipendenza, oppure totale autonomia reciproca)?

In questa sede, intendendo muoversi in tale direzione, ci si occuperà nello specifico del pontificato di Innocenzo III. La storiografia, infatti, ha già a più riprese sottolineato il ruolo decisivo che gli interventi e le disposizioni di questo papa in ambito di rappresentanza ebbero sugli sviluppi istituzionali dell'ufficio di procuratore.[13]

La ricerca è stata condotta su alcune fonti principali. Risorsa primaria per lo studio è stata la ricchissima corrispondenza del pontefice così come trasmessa dai registri conservati presso l'Archivio Segreto Vaticano (oggi in parte disponibili in edizione), della quale è stato fatto uno spoglio completo.[14] Come è noto, tuttavia, i registri non restituiscono l'intero *corpus* delle lettere innocenziane: il lavoro su di essi dunque ha dovuto essere necessariamente incrociato con gli originali conservati nei vari archivi dei destinatari, ad oggi in buona parte disponibili in regesto nell'ambito del cosiddetto *Censimento Bartoloni*.[15] Oltre alla schedatura e alla regestazione dei documenti, questo progetto prevedeva la registrazione delle note di cancelleria presenti sul *recto* e sul *verso* delle pergamene. Ciò ha permesso di poter lavorare su quella che a partire dal von Heckel e poi generalmente è stata segnalata come la risorsa più importante per lo studio dei *procuratores curiae*: le note dorsali. Accanto alla corrispondenza del pontefice si è ricorsi al cosiddetto „ordinamento della cancelleria" pubblicato da Michael Tangl nel 1894, parte del quale risale al pontificato innocenziano,[16] e alle costituzioni del Concilio Lateranense IV.[17] Da ultimo, si è fatto tesoro della biografia anonima del papa nota sotto il nome di *Gesta Innocentii tertii*.[18] L'utilizzo

---

**13** Si vedano su questo i giudizi di Stelzer: „Durch die auf dem 4. Laterankonzil erlassene Verordnung Innocenz' III., daß jeder, der für einen anderen einen päpstlichen Brief erbitten wollte, ein Spezialmandat des Auftraggebers vorweisen müsse, wurde die Möglichkeit für eine offiziell geregelte Vertretung der Petenten gegeben und damit zugleich die Grundlage für die Ausbildung eines eigenen Berufsstandes von Kurienprokuratoren geschaffen" (Stelzer, Beiträge zur Geschichte [vedi nota 9], p. 113), e: W. Stelzer, Die Anfänge (vedi nota 9), p. 130.

**14** Città del Vaticano, Archivio Segreto Vaticano (= ASV), Reg. vat. 4–8, edizione critica: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2); per le annate non ancora edite risorsa fondamentale rimane: J.-P. Migne (ed.), Patrologiae cursus completus. Series latina, 216–217, Parisiis 1855. Sul progetto viennese di edizione dei registri innocenziani si veda: W. Maleczek, L'édition autrichienne des registres d'Innocent III, in: MEFRM 112 (2000), pp. 259–272.

**15** Sul progetto si vedano i riferimenti dati infra, note 107–109 e testo corrispondente.

**16** M. Tangl (Hg.), Die päpstlichen Kanzleiordnungen von 1200–1500, Innsbruck 1894, pp. 53–55 (*constitutio II*), su cui vedi meglio infra, nota 19 sg. e testo corrispondente.

**17** The General Councils of Latin Christendom. From Constantinople IV (869/870) to Lateran V (1512–1517), t. I, Turnhout 2013 (Corpus Christianorum. Conciliorum Oecomenicorum Generaliumque Decreta), p. 184sg.

**18** L'edizione del testo citata tradizionalmente si deve al Migne (Gesta Innocentii papae tertii, in: Migne, Patrologiae [vedi nota 14], vol. 214, coll. XVII–CCXXVIII). Essa è tuttavia superata dall'edizione critica di D. R. Gress-Wright (ed.), The ‚Gesta Innocentii III'. Text, introduction and commentary, 1981. Oltre che in traduzione inglese, i *Gesta* sono disponibili oggi anche in versione italiana: G. Ba-

incrociato di fonti di tipo diverso (diplomatistico, giuridico, narrativo) ha permesso di farsi un'idea del discostarsi della prassi dalla norma. Andrà riconosciuto che, per la loro tipologia, non tutte le risorse qui citate permettono di osservare il funzionamento della curia romana e di avere quindi informazioni sui movimenti e l'attività dei rappresentanti dei petenti presso la stessa. Tuttavia, la messe di informazioni dirette e gli indizi indiretti che si possono ricavare da questa ricca documentazione permettono di raggiungere qualche risultato interessante in relazione ai nodi problematici rilevati.

2. Sin qui, per introdurre a rapidi tratti il tema e dar conto dello *status quaestionis*, si sono usati i termini „rappresentanza" e „rappresentanti" quasi fossero sinonimi e come se per trattare dell'una fosse sufficiente trattare degli altri. Il concetto di rappresentanza, tuttavia, non si esaurisce nel riferimento a coloro che sostituiscono qualcuno. Esso può essere definito piuttosto come il rapporto tra un mandante e un mandatario costituitosi allo scopo di incontrare una terza persona, il destinatario.

Una sezione della citata *constitutio* edita dal Tangl illustra con una certa chiarezza l'intreccio degli elementi qui menzionati così come doveva essere all'inizio del pontificato innocenziano. Questa costituzione, nota alla storiografia per essere il più antico ordinamento della cancelleria papale conservato,[19] è un testo non datato e assai complesso, in quanto costruito per successive aggiunte e interpolazioni. Studiata dal Bresslau, da Herde, e a più riprese dal von Heckel, che vi si dedicò in tre saggi apparsi fra gli anni Venti e Trenta del secolo scorso,[20] più di recente essa è stata ripresa da Winfried Stelzer in un lucido saggio concernente proprio il tema di cui ci si occupa qui.[21] Grazie a questo lungo e complesso lavoro di critica della fonte si è giunti alla conclusione certa che dei 17 articoli che compongono l'ordinamento della cancelleria i primi 7 ne rappresentano lo stadio di sviluppo più antico e sono nel complesso da collocare certamente prima del 1206;[22] di questi ultimi, poi, gli articoli 1, 2 e 7 costituiscono il „sostrato" originario, rispetto ai quali i paragrafi dal 3 al 6 sono un innesto successivo. Come si è accennato, sebbene una datazione esatta della fonte sia a oggi impossibile, è plausibile che i tre articoli più antichi rispecchino la situazione della rappresentanza per come essa era all'inizio del pontificato di Innocenzo III o

rone/A. Paravicini Bagliani (a cura di), Gesta di Innocenzo III, traduzione di S. Fioramonti, Roma 2011 (La corte dei papi 20).

**19** Heckel, Das Aufkommen (vedi nota 4), p. 305, n. 2.

**20** R. von Heckel, Beiträge zur Kenntnis des Geschäftsgangs der päpstlichen Kanzlei im 13. Jahrhundert, in: L. Santifaller (Hg.), Festschrift Albert Brackmann, dargebracht von Freunden, Kollegen und Schülern, Weimar 1931, pp. 434–456; Id., Studien über die Kanzleiordnung Innozenz' III., in: HJb 57 (1937), pp. 258–289.

**21** Stelzer, Die Anfänge (vedi nota 9).

**22** Per le argomentazioni in proposito si veda: Stelzer, Die Anfänge (vedi nota 9), p. 133sg.

nel corso di quello di Celestino III. Si tratta perciò di un buon punto di partenza per l'analisi che si intende condurre qui.

Nello specifico, l'articolo 7 vietava decisamente la rappresentanza presso la curia romana, salvo che a coloro che erano detti *sublimes persone*, i quali potevano affidare la propria petizione a un messo (*nuntius*) che fosse *certus et idoneus*.[23] Chi fossero queste *sublimes persone* è chiarito da uno degli articoli dell'innesto, che in riferimento all'espressione cita nell'ordine: re, duchi, marchesi, conti o baroni, arcivescovi, vescovi, abati, decani, arcidiaconi *aut huiusmodi [persone], que proprium consueverunt habere sigillum*.[24] Quanto invece ai messi che potevano ricoprire il ruolo di rappresentanti per costoro, gli articoli 1 e 2 li definivano solo *e negativo*: essi *non potevano essere* ufficiali della curia romana, intendendo con ciò notai, bollatori, abbreviatori e scrittori. Costoro avrebbero potuto esercitare la rappresentanza solo nel caso in cui avessero promosso petizioni *proprias aut consanguineorum suorum vel specialium amicorum*.[25] Va forse letto in questo contesto il caso (invero, a giudicare dalle fonti disponibili, piuttosto isolato) di uno *scriptor* della curia papale, il *magister* Guglielmo de Mercato, che nell'aprile del 1198 compariva come procuratore dell'abate di S. Maixent Ademaro.[26] È possibile che questo Guglielmo, identificabile forse con il Guglielmo *de Marcheio* citato in un'altra missiva e con lo *scriptor* della camera papale che sarebbe divenuto più tardi canonico di Poitiers, fosse *specialis amicus* dell'abate francese.[27] L'articolo 2 della *constitutio* si concludeva con il richiamo, rivolto agli ufficiali di curia, ad accontentarsi del proprio ufficio e con la minaccia del sollevamento dall'incarico nel caso in cui essi fossero stati sorpresi ad agire contro il decreto papale.[28] Varrà la pena di sottolineare a questo punto come le disposizioni qui brevemente descritte mirassero evidentemente a colpire i tentativi di coloro che, impiegati presso gli uffici della curia romana, cercavano illeciti guadagni proponendo di occu-

---

**23** *7. Item nemo per alium petitiones offerat vel procuret nec quisquam petitiones alterius offerendas vel promovendas assumat, sed quilibet hoc faciat per se ipsum, nisi forte sit sublimis persona, que per certum et idoneum nuntium id decenter et honeste procuret* (Tangl, Die päpstlichen Kanzleiordnungen [vedi nota 16], p. 54).

**24** Ibid.

**25** *1. Nullus omnino notarius petitiones recipiat, nisi que fuerint in communi data recepte vel quas dominus papa tradiderit aut aliquis cardinalium capellanus quoque vel camerarius, sed neuter sine mandato domini pape, ita ut, cum notarius legerit illas, dicat, quis eas sibi recipiendas mandavit. 2. Item nullus omnino notarius bullator breviator aut scriptor petitiones aliquas promovedas assumat, nisi proprias aut consanguineorum suorum vel specialium amicorum*: ibid.

**26** Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 96–99, nr. 67.

**27** L'ipotesi di identificazione è proposta dagli editori dei registri, vedi: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), p. 98. Stelzer accenna invece, relativamente a questo caso, alla possibilità che il divieto colpisse gli ufficiali di curia soltanto per la durata del loro ufficio: Stelzer, Die Anfänge (vedi nota 9), p. 138.

**28** ... *sed officio suo sit unusquisque contentus. Quicunque vero predictorum deprehensus fuerit contra fecisse, officii sui amissionem incurrat*: Tangl, Die päpstlichen Kanzleiordnungen (vedi nota 16), p. 54.

parsi del disbrigo delle richieste dei petenti. A chiunque si debba la paternità di tali disposizioni, esse riecheggiano da vicino la lotta di Innocenzo III alla venalità della curia che fu uno degli impegni più significativi del pontificato di questo papa ed è del resto nota anche da diverse altre fonti.[29]

Se dunque le persone illustri potevano essere rappresentate da un *nuntius*, a condizione che costui non fosse un ufficiale di curia, che ne era di coloro che le fonti nominano come *humiles et miserabiles*, intendendo forse con ciò tutto il resto del popolo cristiano?[30] In una sua lettera Innocenzo III ricordava come tra il momento della sua elezione al soglio pontificio e il suo insediamento petizioni *tam pauperum quam aliorum* aspettassero di essere promosse presso la sede apostolica.[31] Viene dunque da chiedersi secondo quale *iter* procedessero le richieste di questi *pauperes* e soprattutto chi si occupasse di seguirle.

Su questo aspetto qualche utile informazione è offerta dalla celebre costituzione contro i falsari emessa da Innocenzo III non molto tempo dopo l'inizio del suo pontificato, il 19 maggio 1198.[32] Come è noto, dopo aver ricordato la recente scoperta nell'Urbe di una „banda" di falsari che almeno dall'epoca di Celestino III produceva lettere papali fasulle, il pontefice comunicava i propri provvedimenti a riguardo: innanzitutto ordinava che da allora in avanti nessuno ricevesse una lettera papale se non dalle mani del papa stesso o di un suo diretto incaricato. In seconda battuta, nel caso in cui il petente fosse una persona di autorità così grande da convenirsi l'intervento di un nunzio nella richiesta della lettera, il papa comandava che ne fosse inviato alla cancelleria o a lui stesso uno *idoneus*, tramite il quale il petente avrebbe ricevuto la lettera stessa „secondo la forma prescritta".[33] Ora: se la prima parte della

---

**29** Si veda ad esempio Gress-Wright, Gesta (vedi nota 18), p. 60sg. (cap. 41). Sulla questione si veda A. Paravicini Bagliani, Innocenzo III e la venalità della curia romana, in: A. Bartolomei Romagnoli/U. Paoli/P. Piatti (a cura di), Hagiologica. Studi per Réginald Grégoire, Fabriano 2012 (Bibliotheca Montisfani 2), pp. 61–71.

**30** Dell'espressione ora richiamata le fonti qui analizzate non offrono una spiegazione chiara, a differenza che nel caso delle *sublimes persone*.

**31** Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), p. 121, nr. 83.

**32** Ibid., pp. 333–335, nr. 235.

**33** ... *inhibemus, ne quis apud sedem apostolicam de cetero litteras nostras nisi a nobis vel de manibus illorum recipiat, qui de mandato nostro sunt ad illud officium deputati. Si vero persona tante auctoritatis extiterit, ut deceat eam per nuntium litteras nostras recipere, nuntium ad cancelleriam nostram vel ad nos ipsos mittat idoneum, per quem litteras apostolicas iuxta formam prescriptam recipiat*: ibid. Nel corso del lungo pontificato innocenziano casi di uso di documenti falsi si ripresentarono con una certa frequenza, imponendo al papa di ritornare sulla questione. Varrà qui la pena di ricordare gli episodi più significativi a riguardo: si tratta delle lettere: Register Innocenz' III., vol. II.1/6 (vedi nota 2), pp. 363sg., nr. 262 (in occasione di un nuovo caso di uso di lettere false il pontefice ricordava ancora la scoperta della banda di falsari); pp. 520–522, nr. 349 (singolare caso di un mandato di provvisione falso a cui era stata apposta una bolla autentica presa da un altro privilegio: in quest'occasione il papa ribadiva le disposizioni emanate nella costituzione contro i falsari); pp. 577–579, nr. 382 (il pontefice metteva in guardia il popolo norvegese dal suo re Sverre, negando di essersi mai pronunciato

costituzione è evidentemente diretta a colpire i falsari condannati poche righe sopra nella stessa lettera, non è a prima vista chiaro il motivo dell'accostamento di questa sezione della disposizione alla seconda, riguardante ancora una volta (e, significativamente, con espressioni assai simili a quelle usate nell'ordinamento della cancelleria) la rappresentanza attraverso nunzi idonei concessa alle persone illustri (o, secondo il dettato di questa lettera, a persone *tante auctoritatis*). La struttura del decreto diventa comprensibile e assume una sua consequenzialità se la prima parte viene intesa in riferimento a petenti *pauperes* o *humiles et miserabiles*, a coloro cioè che, a differenza di quelli citati nella seconda parte, non avevano diritto ad essere rappresentati. La costituzione nel suo complesso costruirebbe insomma un parallelismo tra le situazioni dei petenti di grande autorità (citati nella seconda parte), i quali potevano servirsi di nunzi, e tutti gli altri (taciuti ma verosimilmente sottintesi nella prima sezione) ai quali, non essendo permessa la rappresentanza, si imponeva la ricerca di un'altra soluzione per la presentazione delle proprie richieste.[34] Evidentemente, questa soluzione era offerta appunto dai falsari, approfittatori che si aggiravano in Laterano, forse là dove, come recita un'antica testimonianza, *petitiones scriberentur ... in introitu primi hostii quod custodit Fortunatus*.[35]

Anche in questo caso, come in quello delle sopracitate disposizioni pontificie che ponevano limiti all'operato degli ufficiali di curia, varrà la pena di osservare come obiettivo polemico del papa non fossero né la rappresentanza di per sé né i nunzi, la cui esistenza e la cui legittimità erano esplicitamente ammesse, anche se entro precisi limiti. Ciò suggerisce di rivedere quel *topos* così diffuso nella storiografia per cui i papi, e Innocenzo III in particolare, avrebbero avuto in odio i procuratori, visti come i principali responsabili di una infinita e multiforme serie di abusi, e avrebbero perciò avversato in ogni modo il loro stabilizzarsi come categoria

a favore del sovrano e affermando che eventuali lettere papali di quel tenore dovevano essere state prodotte dai falsari scoperti all'inizio del pontificato); O. Hageneder/W. Maleczek/A. A. Strnad (Hg.), Die Register Innocenz' III., 2. Pontifikatsjahr, 1199/1200: Texte, Roma-Wien 1977 (Publikationen des Österreichischen Kulturinstituts in Rom, II. Abt.: Quellen, I. Reihe, 2), pp. 44sg., nr. 29 (il pontefice chiedeva al vescovo Ruggero di S. Andrews di inviare alla curia i falsi rinvenuti presso di lui e di attendere ulteriori istruzioni in merito); Register Innocenz' III., vol. II.1/6 (vedi nota 2), pp. 200sg., nr. 116.

**34** Per la lettura di questa costituzione data dal von Heckel si veda: Heckel, Das Aufkommen (vedi nota 4), p. 303. Lo studioso non sembra aver sottolineato la contrapposizione tra *pauperes* e *sublimes persone* adombrata dal testo della lettera. Egli si è piuttosto soffermato sulla sua prima parte, affermando che essa intendeva colpire i falsari e quei „gutgläubige Petenten" che affidando la propria richiesta a coloro che gli si presentavano non si rendevano conto di ottenere lettere false. Sempre secondo il von Heckel, la costituzione non avrebbe invece avuto alcun effetto su chi si rivolgeva ai falsari in malafede.

**35** R. Davidsohn, Das Petitions-Bureau der päpstlichen Kanzlei am Ende des 12. Jahrhunderts, in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 16 (1891), p. 638sg: 639. Questa importante testimonianza sarà ripresa meglio infra, nota 103 e testo corrispondente.

professionale.[36] I documenti citati sinora non offrono indizi a sostegno di questa ipotesi, né lo fanno altre fonti. I registri di Innocenzo III mostrano piuttosto un panorama diverso. Se essi abbondano di aneddoti circa abusi compiuti in occasione della presentazione di richieste alla sede apostolica, in primo luogo va rilevato che non sempre tali abusi venivano messi in atto da un rappresentante. In secondo luogo, quand'anche una scorrettezza era commessa da un nunzio, essa significativamente non costituiva mai spunto per un'invettiva contro la categoria „rappresentanti" o contro la rappresentanza *tout court*. Una considerazione importante, questa, data la naturale tendenza dei papi a fare di un singolo episodio l'occasione per discorsi più generali: se insomma il pontefice avesse avuto in animo dell'astio contro i procuratori, non si sarebbe lasciato sfuggire l'opportunità di un rimprovero generalizzato nei confronti della categoria. In eventualità come queste, invece, i registri mostrano il pontefice muovere il suo rimprovero al petente, considerandolo tendenzialmente il vero responsabile dell'atto disonesto compiuto dal suo rappresentante. Esemplificativo in tal senso è il contrasto tra la vedova del conte di Fiandra Matilde e il capitolo di Seclin a proposito del diritto di elezione del preposito del capitolo stesso.[37] Si dà il caso che nel corso della lunga vertenza il capitolo avesse eletto come preposito un certo Giovanni *de Bitunia*, *qui septem alias habere dicitur prelaturas*. Costui, senza che la parte avversa ne fosse a conoscenza, aveva poi inviato un suo *nuntius* alla sede apostolica, tramite il quale non solo aveva nascosto la propria vera identità definendosi un semplice chierico, ma aveva pure affermato il falso e, infine, aveva richiesto lettere di commissione senza fare menzione di un appello già precedentemente impetrato dalla contessa. Se artefice della serie di scorrettezze era qui il *nuntius* di Giovanni, il dettato della lettera papale era molto chiaro nell'additare lo stesso Giovanni come il reale responsabile della frode.[38] Un altro episodio di analogo tenore coinvolse invece nel 1211 il vescovo di Alessandria e Aqui Ugo Tornielli.[39] Nel conte-

**36** A introdurre l'idea fu già il von Heckel, il quale giustificava la presunta opposizione di Innocenzo III alla nascita dell'istituto di procuratore con l'ipotesi (già vista sopra) per cui esso aveva avuto origine dall'illegalità (vedi su questo Stelzer, Die Anfänge [vedi nota 9], p. 131; lo stesso Stelzer accoglieva inizialmente l'idea, cf. Id., Niederaltaicher [vedi nota 9], p. 291). Per il successivo riapparire della *vulgata* si veda ad esempio: Zutshi, Petitioners, popes (vedi nota 9), pp. 265–293.

**37** Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 161–165, nr. 109.

**38** Nel discorso del papa il soggetto grammaticale della serie di azioni compiuta nel concreto dal *nuntius* è infatti sempre Giovanni: ... *predictus Iohannes de Bitunia, ignorante parte alia, nuntium suum latenter ad sedem apostolicam destinavit et se simplicem clericum, Iohannes scilicet de Bitunia, dolose faciens appellari et falso significans violentiam per comitissiam Sicliniensibus canonicis irrogatam et de interpositis appellationibus ab eadem comitissa mentione non habita se asserens electum canonice in prepositum ... litteras impetravit* (ibid., p. 162). Per un caso simile si veda: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 173–175, nr. 116.

**39** I fatti sono esposti nella lettera di Innocenzo III trasmessa in ASV, Reg. vat. 8, fol. 70r <nr. 114> (Migne, Patrologiae [vedi nota 14], vol. 216, coll. 472–473). Della vicenda viene data ampia ricostruzione e lettura in: M. P. Alberzoni, Città, vescovi e papato nella Lombardia dei comuni, Novara 2001,

sto di una complessa situazione locale che lo vedeva nella necessità di rafforzare la propria autorità sulla diocesi di Alessandria, il presule aveva inviato procuratori alla curia romana per ottenere, tramite lettere commissorie, la giurisdizione su alcuni enti ecclesiastici della diocesi stessa. A tale scopo egli aveva concesso ai suoi procuratori licenza di accendere mutui con i *mercatores* attivi nell'Urbe, stabilendo previamente le cifre che si sarebbero dovute mutuare a seconda del bene che si voleva ottenere.[40] Evidentemente, tuttavia, ad un certo punto il vescovo non aveva più potuto restituire il denaro ricevuto in prestito, così che tutta la vicenda era stata portata al cospetto del pontefice assieme alle lamentele dei *mercatores* circa l'insolvenza del presule. Dopo aver affidato la discussione della causa a due giudici delegati, al momento di pronunciare il suo giudizio Innocenzo III aveva condannato duramente la condotta di Ugo, dalla quale – secondo le parole del pontefice – emergeva chiaramente „che idea costui avesse di noi, ritenendo che potessimo essere indotti a concedere beni ecclesiastici per mezzo del denaro; o che cosa avesse comandato che fosse dato per ottenere quei beni, stimando egli espressamente quanta ricchezza [i suoi procuratori] potevano farsi prestare per quelli e quanta per questi".[41] Per questi motivi, che dimostravano la sua *presumptio* e la sua *turpitudo*, Ugo veniva dunque sospeso dal suo incarico, mentre i suoi inviati, che nei fatti erano stati i concreti artefici delle sue macchinazioni, non venivano toccati da alcuna sanzione.[42]

Solo assai raramente invece di fronte all'abuso commesso da un *nuntius* era quest'ultimo a essere criticato. Un caso esemplare di tale possibilità è quello, piuttosto celebre, che ha come protagonista il giudice milanese Passaguerra.[43] Come è noto,

---

pp. 194–196 e Ead., I *mercatores romani* nel registro di Innocenzo III, in: R. Delle Donne/A. Zorzi (a cura di), Le storie e la memoria. In onore di Arnold Esch, Firenze 2002 (Reti Medievali, E-Book, Reading, 1), pp. 91–108, in partic. 100–108. Si veda inoltre: L. Fois, I collaboratori dell'arcivescovo di Milano tra XII e XIII secolo, in: M. F. Baroni (a cura di), Gli atti dell'arcivescovo e della curia arcivescovile di Milano nel sec. XIII. Filippo da Lampugnano (1196–1206), Uberto da Pirovano (1206–1211), Gerardo da Sesso (1211), Enrico da Settala (1213–1230), Guglielmo da Rizolio (1230–1241), Milano 2007, pp. XIX–LXVI, in partic. sui procuratori pp. XLIX–LIV.

**40** Si trattava di 150 libbre nel caso in cui i procuratori avessero potuto ottenere le chiese di otto località, e 300 se avessero ottenuto tutti i beni pertinenti alla chiesa di S. Martino *de foris*.

**41** *Ex his quidem evidenter apparet quid de nobis idem episcopus senserit, quos ad bona ecclesiastica concedenda per interventum pecunie induci posse putabat, quidve dari mandaverit pro bonis ecclesiasticis obtinendis, cum expresse taxaverit quantam pro istis et quantam pro illis possent pecuniam mutuare*: ASV, Reg. vat. 8, fol. 70r <nr. 114> (Migne, Patrologiae [vedi nota 14], vol. 216, col. 473).

**42** Il ricorso a prestatori di denaro *in loco* doveva essere del resto di per sé un fatto abbastanza comune e un'esigenza comprensibile per i procuratori che dovevano affrontare i costi del viaggio a Roma, della permanenza in città e dei servizi della curia (Alberzoni, I *mercatores romani* [vedi nota 39], p. 91). La lettera di Innocenzo III è abbastanza chiara nel sottolineare come ciò che aveva destato scandalo nel caso del Tornielli era stata piuttosto la sua spregiudicatezza nel pensare di poter semplicemente comprare diritti e beni, stimandone addirittura *sua sponte* il valore.

**43** Per la figura di Passaguerra si veda la recente voce: M. P. Alberzoni, Passaguerra (Passawerra, Poxonerius), in: DBI, vol. 81, Roma 2014, pp. 611–614. Per i riferimenti alla vicenda nei registri inno-

all'inizio della primavera del 1198 costui si era presentato alla curia romana come *procurator* dell'arcivescovo di Milano Filippo da Lampugnano per difendere gli interessi della Chiesa ambrosiana nella causa che la vedeva opposta all'abate di S. Donato di Scozola.[44] Poco tempo dopo, una dura lettera di Innocenzo III informava il presule dell'*excessus* compiuto dal suo procuratore e lanciava all'indirizzo di quest'ultimo un'aspra invettiva:[45] pare infatti che Passaguerra, che si era mostrato inizialmente adulatorio nei confronti del pontefice, elogiando l'equilibrio dei suoi giudizi, ottenuto da lui un responso non del tutto favorevole sulla vicenda che opponeva la Chiesa milanese a Scozola avesse iniziato a lamentare pubblicamente l'eccessiva durezza del trattamento riservato al proprio mandante; non pago di aver molestato il papa con le sue insistenti e presuntuose richieste, egli se ne era poi andato non solo senza il permesso papale, ma addirittura dopo esplicito divieto.[46] Il pontefice condannava senza mezzi termini il comportamento di Passaguerra,[47] minacciandolo di scomunica se non si fosse scusato per il suo affronto (scomunica poi effettivamente comminata).[48] Null'altro era detto invece sul suo ruolo.

A fare da contraltare all'esempio tutto negativo di Passaguerra, nei registri innocenziani stavano poi vari casi di *nuntii* e *procuratores* che venivano invece lodati dal papa per la loro diligenza e ricompensati del loro lavoro con un beneficio,[49] dimostrazione ulteriore del fatto che non solo esercitare la rappresentanza non attirava

---

cenziani si vedano: Register Innocenz' III., vol. I/1 (vedi nota 2), pp. 51–56, nr. 37, pp. 123sg., nr. 85, pp. 541–544, nr. 360.

**44** Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 51–56, nr. 37; gli estremi della causa sono ricostruiti da Fois, I collaboratori dell'arcivescovo (vedi nota 39), pp. XLIX–LIV.

**45** Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), p. 123sg., nr. 85. La questione è ripresa con l'aggiunta di ulteriori particolari ibid., pp. 541–544, nr. 360.

**46** ... *licet frequentes oblocutiones et detractiones eiusdem Passaguerre frequenter dissimulassemus, tandem coram fratribus nostris proponere detrahendo presumpsit, quod eum in pronuntiatione nostra graveremus iniuste; ac postmodum iniquitatem iniquitati ac presumptioni persumptionem apponens, a nobis illicentiatus immo post interdictum nostrum, abscessit*: ibid., p. 123sg., nr. 85.

**47** Le parole del papa sono assai significative e vale la pena di riprenderle: „È vero che siamo peccatori e anche che siamo nati da peccatori, tuttavia facciamo le veci e occupiamo il posto di colui che non fece peccato, e sulla cui bocca non fu trovato inganno, che ha scritto sul suo mantello e sul suo femore: ‚Re dei re e Signore dei signori', che disse agli apostoli: ‚chi disprezza voi, disprezza me, e chi disprezza me, disprezza colui che mi ha mandato'" (Ibid.).

**48** Ibid. La vicenda ebbe infatti ancora degli strascichi. Il papa riteneva che il comportamento di Passaguerra fosse stato tanto più grave in quanto egli non era un semplice *causidicus* dell'arcivescovo, ma il suo *procurator* (termine da intendersi qui sostanzialmente come „rappresentante in sede di giudizio"). Di fronte a una tale accusa Passaguerra, una volta tornato a Milano, aveva tentato invano di sostenere di non essere mai stato formalmente procuratore del presule (Ibid., pp. 541–544, nr. 360).

**49** Assai significativa da questo punto di vista è la già citata lettera di Innocenzo III a favore del *magister* Pietro *Chalboini*, procuratore dell'arcivescovo di Rouen (Ibid., pp. 434sg., nr. 304). Per casi analoghi si vedano: Ibid., p. 447, nr. 315.

alcuna antipatia da parte del pontefice, ma poteva anzi procurare benemerenze al mandatario stesso.

Se dunque la rappresentanza posta in essere da *nuntii* e *procuratores* non fu di per sé mai fatta oggetto di divieto, le fonti lasciano tuttavia trapelare indizi circa l'esistenza di un'altra rappresentanza: si tratta di quella praticata da ufficiali di curia e falsari, o magari da semplici *petitionarii*, ed era proprio questa che agli occhi del papa andava senz'altro limitata o addirittura del tutto estirpata. Una tale rappresentanza, tuttavia, era sintomo di un problema reale, ossia della presenza presso la curia di petenti (i *pauperes* sopracitati) che necessitavano di un aiuto al momento di accedere alla sede apostolica. Innocenzo III dovette rendersi conto di ciò e intervenne ulteriormente sulla questione. Il risultato di tali interventi è trasmesso presumibilmente dagli articoli 3–6 dell'ordinamento della cancelleria. Questa sezione della *constitutio* fu inserita tra i preesistenti articoli 1, 2 e 7 presumibilmente tra il maggio del 1198 e l'inizio del quarto anno del pontificato innocenziano (1201) quando, secondo l'ipotesi del von Heckel, entrò forse a far parte del registro di quell'annata (oggi perduto) assieme al resto della *constitutio* e ad altri decreti sugli stessi temi.[50] L'identificazione del *terminus post quem* per questa sezione nel maggio 1198 ha motivazioni analoghe a quelle fatte per sostenere l'ipotesi della sua posteriorità rispetto agli articoli 1, 2 e 7: essa infatti implica questi ultimi articoli, ma ne rappresenta un ampliamento e una precisazione. Oggetto delle nuove disposizioni erano nuovamente la rappresentanza dei *sublimes* e, appunto, quella dei *pauperes*.

Relativamente ai primi, l'articolo 3 stabiliva l'obbligo, per il *nuntius* che avesse voluto presentare la petizione di una persona illustre, di esibire lettere sigillate del proprio mandante che lo indicassero esplicitamente come deputato a compiere quell'azione:[51] si trattava della prescrizione formale circa la necessità di un mandato, prescrizione che troverà poi compiuta formalizzazione nella celebre *constitutio* 37 del concilio lateranense IV.[52] Il concetto di „mandato", come è noto, è già del diritto romano. Nei registri di Innocenzo III i riferimenti a un *mandatum* o, più spesso, a qualcosa che con ogni probabilità gli corrisponde e che viene nominato come *littere super* (o *de*) *procuratione vel ratihabitione*, sono assai rari. L'impressione che se ne trae è quella di uno stato di cose per cui probabilmente l'uso di tale strumento era ormai entrato nella prassi come consuetudine al punto da poter essere generalmente dato

**50** Stelzer, Die Anfänge (vedi nota 9), p. 134.

**51** *3. Nullus petitiones sublimium personarum ut regum ducum marchionum comitum vel baronum archiepiscoporum episcoporum abbatum decanorum archidiaconorum aut huiusmodi personarum, que proprium consueverunt habere sigillum, exhibeat in data communi, nisi litteras eorum propter hoc sigillatas ostendat*: Tangl, Die päpstlichen Kanzleiordnungen (vedi nota 16), p. 54.

**52** *... hac generale constitutione sancimus ut si quis super aliqua questione de cetero, sine domini speciali mandato, litteras apostolicas impetrare presumpserit, et littere ille non valeant et ipse tanquam falsarius puniatur, nisi forte de illis personis extiterit, a quibus non debet exigi de iure mandatum*: The General Councils (vedi nota 17), p. 185.

per scontato. Tale supposizione è del resto confermata da alcuni ulteriori indizi che mostrano come tale istituto fosse già giunto a un certo livello di formalizzazione: dai registri si intuisce infatti come il mandato, che destinava l'inviato alla cura di un ben preciso *negotium*, e non ad altro,[53] poteva essere „generale" o „speciale". Nel primo caso il mandatario aveva completa libertà di azione nell'ambito dell'affare che gli era stato affidato;[54] nel secondo, invece, egli poteva compiere solo certe azioni.[55] Ancora, a conferma indiretta della generalità dell'uso del mandato, viene la constatazione del fatto che gli unici casi in cui esso veniva nominato erano quelli in cui esso mancava o emergeva qualche altro problema in proposito. Nella lettera relativa alla causa tra il vescovo di Orense e il monastero di Cellanova, ad esempio, l'inviato del presule si opponeva a che la petizione del nunzio della parte avversa venisse accettata in quanto questi mancava di un mandato.[56] In una missiva diretta ad alcuni vescovi islandesi invece Innocenzo III comunicava di aver ricevuto benignamente l'abate *Erlendus, boni testimonii virum*, da loro inviato alla sede apostolica, e di aver tollerato che questi non avesse „lettere sigillate" dei suoi mandanti.[57] In questo caso la scusa dell'abate (non si sa quanto genuina) era stata di aver perso le lettere durante il pericoloso viaggio per mare. Se dunque, come si è visto, l'uso del mandato doveva essere generalmente invalso, l'insorgenza di evenienze come quelle ricordate qui giustificava e spiegava l'esigenza, per la sede apostolica, di intervenire in direzione della formalizzazione di questo aspetto della rappresentanza.

Quanto invece a quei petenti che qui venivano definiti *humiles et miserabiles*, tra i nuovi articoli dell'ordinamento della cancelleria era il 4 a considerare (invero brevemente) il problema. La storiografia ha letto questo paragrafo della *constitutio* come la tanto attesa legittimazione dell'esercizio della rappresentanza anche per coloro che non erano persone di autorità.[58] L'articolo non è per la verità troppo chiaro nel dettato, e sembrerebbe a prima vista semplicemente contrapporsi al precedente nell'affermare che, mentre per le persone illustri era ora necessaria l'esibizione di

**53** Si vedano ad esempio le espressioni utilizzate in Register Innocenz' III., vol. II.1/2 (vedi nota 33), pp. 282–284, nr. 139 (... *procurator ad hanc causam specialiter constitutus* ...), pp. 509–511, nr. 264: 510 (dove si trova la semplice ma frequentissima espressione *propter hoc ad sedem apostolicam accessisset*), o in: Register Innocenz' III., vol. II.1/6 (vedi nota 2), pp. 17–19, nr. 9: 18 (... *quem propter hoc cum litteris suis ... ad Romanam ecclesiam specialiter destinavit*). Interessante anche il caso in cui il *nuntius* del vescovo di Bobbio, richiesto dal papa di dare risposta su alcune obiezioni poste dall'abate eletto di S. Colombano, rifiutava di rispondere dicendo di essere stato destinato al cospetto del papa per trattare di altre materie (Register Innocenz' III., vol. II.1/2 [vedi nota 33], pp. 416–419, nr. 215).

**54** O. Hageneder/A. Sommerlechner (Hg.), Die Register Innocenz' III., 11. Pontifikatsjahr, 1208/1209: Texte und Indices, Wien 2010 (Publikationen des historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom, II. Abt., 1. Reihe, 11), pp. 419–425, nr. 257.

**55** Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 381–383, nr. 277.

**56** Ibid., pp. 89–91, nr. 60.

**57** Ibid., pp. 464–466, nr. 320.

**58** In particolare Stelzer, Die Anfänge (vedi nota 9), p. 136sg.

un mandato, per quelle semplici o indigenti ciò non era richiesto, ma le petizioni potevano essere presentate *libere et licenter*.[59] Nulla di più specifico veniva però detto circa chi e come dovesse presentare tali richieste.

Le fonti disponibili non permettono purtroppo di chiarire ulteriormente la questione. I registri papali, in particolare, fanno solo scarsissimi cenni alle modalità di rappresentanza di cui si potevano servire gli umili. Qualcosa si può al massimo leggere tra le righe ad esempio quando, in relazione a un petente appartenente a questa categoria, le lettere papali usano espressioni di forma causativa come *fecit exponi*: formulazioni che presuppongono cioè la presenza di una persona che agisca al posto del soggetto grammaticale dell'azione, ma la cui identità rimane nell'ombra.[60]

Una quantità assai più grande di informazioni sono invece offerte dai registri sull'esercizio della rappresentanza delle *sublimes persone* in tutti i suoi aspetti. È quindi su questa che si dovrà ora porre attenzione.

3. Prima di addentrarsi nella trattazione sarà necessario occuparsi di una questione lasciata sinora da parte ma che a un occhio attento sarà forse parsa problematica: quella della terminologia con cui i registri si riferiscono ai mandatari. Le lettere innocenziane infatti indicano gli incaricati della rappresentanza con molti nomi diversi: se (aspetto assai indicativo, su cui si dovrà tornare) il termine *procurator curiae* è del tutto assente dai registri, spessissimo si trovano *nuntius* e *procurator*, e talvolta pure *responsalis*;[61] più raramente compare *portitor* (quando si intenda il mandatario come colui che porta le lettere del suo mandante)[62] o *sindicus* (questo solo nel caso in cui il mandante non sia un singolo ma una comunità).[63] Tralasciando le ultime tre definizioni, troppo raramente attestate per essere oggetto di considerazioni compiute e del resto abbastanza chiare nel loro contenuto, converrà concentrarsi sulle prime due e chiedersi se l'uso dell'una o dell'altra marchi una reale differenza di senso e sia perciò

**59** *4. Petitiones autem humilium et maxime miserabilium personarum libere porrigat et licenter, dummodo multitudinem effrenatam evitet*: Tangl, Die päpstlichen Kanzleiordnungen (vedi nota 16), p. 54.

**60** Un caso del genere si ha ad esempio in: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), p. 289sg., nr. 210.

**61** Si vedano ad esempio: Ibid., pp. 31–33, nr. 21, p. 104sg, nr. 70, pp. 121–123, nr. 84.

**62** Ibid., pp. 333–335, nr. 235.

**63** Ibid., pp. 387–389, nr. 282 e p. 104sg, nr. 405. L'uso del termine *sindicus* in riferimento al rappresentante di una comunità o di un gruppo è del resto ben lontano dall'essere una regola, trovandosi spesso anche in questo caso i più consueti *procurator* e *nuntius* (si veda ad esempio: A. Sommerlechner/H. Weigl [Hg.], Die Register Innocenz' III., 13. Pontifikatsjahr, 1210/1211: Texte und Indices, Wien 2015 [Publikationen des historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom, II. Abt., 1. Reihe, 13], pp. 297–300, nr. 199). La parola *sindicus* è attestata precocemente in sostituzione del più antico *advocatus*. Essa compare per designare i procuratori di enti ecclesiastici già nel 1105 (a Bari), e presto passa pure in ambito civile: un *sindicus* del Comune di Siena è attestato ad esempio già nel 1186 (per questi aspetti si veda: V. Crescenzi, Le origini del Sindicus-procurator a Siena [secc. XII–XIII], in: Archivio storico italiano 131 [1973], pp. 351–438).

significativo. Si tratta insomma di capire se la duplicità di designazione sia il riflesso di una duplicità di concetti.

Nel suo complesso l'uso fatto dalle fonti medievali dei termini *nuntius* e *procurator* in ambito di rappresentanza è già stato oggetto di riflessione da parte della storiografia. In particolare Donald Queller, in un contributo del 1960, dopo aver rilevato l'estrema confusione esistente negli studi sulla questione e l'uso non sempre corretto e chiaro delle due parole da parte degli storici, definiva il *nuntius* come un mero messaggero o, secondo la sua espressione, una sorta di „speaking letter";[64] egli era insomma una semplice cassa di risonanza della volontà del mandante. Il termine *procurator*, invece, originariamente inteso nel significato di „amministratore", nelle fonti analizzate dallo stesso studioso indicava il vero e proprio rappresentante che, a un livello di responsabilità maggiore rispetto al *nuntius*, agiva sí in nome del suo signore ma *in persona sua*, facendo dunque appello al proprio giudizio e alle proprie capacità personali.[65] Sottolineando infine la frequente presenza di espressioni come *nuntius et procurator*, che sembravano smentire una reale differenza di significato tra i due termini, il Queller postulava che la confusione derivasse non da un'assenza di distinzione tra essi, distinzione che era invece reale ed effettiva, ma piuttosto da un uso disattento delle parole da parte delle fonti.[66]

Se, sulla scorta di queste osservazioni, ci si volge ora all'analisi della terminologia utilizzata dalle lettere innocenziane, si noterà la medesima complessità e apparente confusione tra i due termini rilevata dal Queller.[67] Nella documentazione dei primi anni del pontificato l'uso di *nuntius* è nettamente prevalente su quello di *procurator*. Questi *nuntii* appaiono impegnati presso la sede apostolica per scopi estremamente vari: sicuramente portavano lettere al cospetto del papa, lettere che accompagnavano normalmente con una relazione orale che in sostanza ripeteva il contenuto delle missive stesse.[68] Quello tra *littere* e *nuntii* appare anzi come un nesso stabile e inscindibile nei registri innocenziani, tale che le une non sembrano quasi mai andare senza gli altri.[69] In questi messaggi erano poste questioni e lamentele,

**64** Queller, Thirteenth Century (vedi nota 11), pp. 196–213: 199–202.

**65** Ibid., pp. 202–211.

**66** Ibid., pp. 211–213.

**67** Analoga confusione si ritrova del resto anche nell'ambito del lessico relativo alla rappresentanza del papa presso il popolo cristiano; su questo aspetto si veda M. P. Alberzoni/C. Zey, Legati papali e delegati papali (secoli XII–XIII). Stato della ricerca e questioni aperte, in: Ead./Zey, Legati e delegati papali. Profili (vedi nota 1), pp. 3–30.

**68** O. Hageneder (Hg.), Die Register Innocenz' III., 5. Pontifikatsjahr, 1202/1203: Texte, Wien 1993 (Publikationen des historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, II. Abt.: Quellen., 1. Reihe, 5), pp. 204sg., nr. 102.

**69** Questo legame *nuntius-littere* si ritrova spessissimo nelle lettere papali; tra i moltissimi esempi possibili si vedano: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 802–806, nr. 554; Register Innocenz' III., vol. II.1/2 (vedi nota 33), pp. 192–195, nr. 91; Register Innocenz' III., vol. II.1/5 (vedi nota 68), pp. 165–167, nr. 83; Register Innocenz' III., vol. II.1/6 (vedi nota 2), pp. 72–74, nr. 50.

domandati consigli, fatti presenti problemi, chieste conferme di decisioni prese in sede locale. *Nuntii* erano poi inviati per adempiere ben precise missioni come il ritiro del pallio per un vescovo neoeletto. E ancora, si noti, essi potevano essere impegnati in una causa in difesa del proprio mandante e in tutto ciò che la causa stessa avesse richiesto (petizione per avere lettere di commissione, presentazione e prosecuzione di un appello, richiesta di non ammissione delle affermazioni della parte avversa ...). Senza bisogno di procedere nel dettaglio, parrebbe di poter affermare che, almeno per i primi anni del pontificato innocenziano, un *nuntius* potesse fare praticamente tutto quanto concerneva i rapporti di un petente con il papa, sicuramente (a prima vista) ben di più di quanto l'analisi del Queller gli riconoscesse. Con il procedere del tempo, tuttavia, l'uso del termine nei registri declina decisamente a favore dell'altro, *procurator*. Quando tale figura compare, sembra che si occupi più o meno delle stesse attività in cui erano impegnati i *nuntii*.[70] Frequenti sono anche i casi in cui i due termini sono usati come sinonimi o in quella sorta di endiadi (*nuntius et procurator*) segnalata anche dal Queller.[71] Altre volte invece, tra essi viene fatta una esplicita e decisa differenza. In una lettera della fine di dicembre del 1198 riguardante una lite tra il vescovo di Langres Guarniero e il suo capitolo, ad esempio, Innocenzo III ricordava come, dopo essersi fatti a lungo attendere, *comparuerunt tandem in presentia nostra duo nuncii tui, quibus, licet procuratores non essent, in consistorio nostram dedimus audientiam.*[72] È proprio grazie all'analisi di casi come questo che si può tentare di far luce su tutta la questione. Utile in tal senso è il racconto degli eventi occorsi nell'ambito della causa tra il sacerdote W. e il priore di Bagnara Calabra attorno alla chiesa di Castronovo.[73] Se, a quanto riferito dal papa, in occasione della lite il sacerdote si era presentato al suo cospetto personalmente, il priore aveva invece indirizzato alla sede apostolica *non procuratorem idoneum sed nuncium minus sufficientem solummodo*. In un caso analogo, nel corso della lunga *questio* tra l'arcivescovo di Tours e il vescovo di Dol, il papa ricordava come il primo non avesse inviato se non *nuncios minus sufficienter instructos pro sola dilatione petenda.*[74] Rivolgendosi allo stesso arcivescovo

**70** A titolo d'esempio: Register Innocenz' III., vol. II.1/13 (vedi nota 63), pp. 43–46, nr. 21 (un *procurator* agiva come semplice rappresentante); pp. 222–224, nr. 138 (un *procurator* presentava un appello alla sede apostolica); Register Innocenz' III., vol. II.1/11 (vedi nota 54), pp. 328–331, nr. 200 (un *procurator* agiva in giudizio; similmente in Register Innocenz' III., vol. II.1/13 [vedi nota 63], pp. 66sg., nr. 44 e ibid., pp. 118sg., nr. 70); Register Innocenz' III., vol. II.1/6 (vedi nota 2), pp. 122–124, nr. 78 (un *procurator* chiedeva conferma di una sentenza).

**71** Per la prima possibilità si vedano ad esempio: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 51–56, nr. 37; vol. II.1/2 (vedi nota 33), pp. 507–509, nr. 263; vol. II.1/5 (vedi nota 68), pp. 264sg., nr. 134. Per quella che si è definita „endiadi" (*nuntius et procurator*) si veda invece: Register Innocenz' III., vol. II.1/2 (vedi nota 33), pp. 122–124, nr. 68 (*... archiepiscopus ... cappellam ... de novo fundare volebat de nostra licentia speciali, quod sibi per nuntios et procuratores suos de communi iure competere asserebat*).

**72** Register Innocenz' III., vol. II.1//1 (vedi nota 2), pp. 733–735, nr. 504: 734.

**73** Register Innocenz' III., vol. II.1/2 (vedi nota 33), pp. 282–284, nr. 139.

**74** Ibid., pp. 150–171, nr. 79: 152.

Innocenzo ingiungeva allora di presentarsi alla sede apostolica *per se vel procuratores idoneos*. La lettura di queste testimonianze suggerisce innanzitutto che con il termine *procurator* si intendesse identificare una figura superiore a un *nuntius*: una figura la cui superiorità era motivata da una parte da adeguatezza e preparazione migliori al compito da assolvere (come indicherebbe l'uso degli aggettivi *instructos* e *idoneos*), dall'altra, forse, dalla presenza di una investitura formale. L'impressione di trovarsi a un livello alto di rappresentanza caratterizza in effetti stabilmente il termine *procurator* al suo apparire nelle lettere innocenziane; viceversa, *nuntius* pare essere l'espressione più generica possibile per indicare il rappresentante di un petente inviato alla sede apostolica per un motivo qualsiasi, che sia un compito di ordinaria amministrazione o una mansione più delicata.[75] Quando tuttavia nel discorso si imponga una necessità di precisione e si debba identificare con chiarezza il compito di un mandatario, ecco che *nuntius* può venir messo da parte a favore di *procurator*. Di fronte alla domanda circa la significatività della distinzione tra i due termini, dunque, si potrà rispondere che essa ha sì una sua consistenza, ma che quando tale consistenza sia davvero di peso sono gli stessi registri a sottolinearlo.[76]

Chiarito questo, un'attenta lettura dai registri di vari episodi in cui compaiono *nuntii* e *procuratores* permetterà ora di appressarsi a tale figura e di comprenderne meglio la fisionomia e la professionalità.

Come prima cosa, andrà sottolineato che nel corso del pontificato innocenziano i *nuntii* o i *procuratores* citati nelle lettere papali erano sicuramente e realmente inviati alla sede apostolica da un luogo diverso da Roma. Essi di regola non risiedevano già nell'Urbe al momento in cui ricevevano il loro incarico né vi si fermavano poi stabilmente. Su questo aspetto, importante in relazione alla caratterizzazione del *procurator curiae* per come lo conosce la storiografia, le fonti offrono svariati indizi: oltre ai numerosi casi in cui, in relazione ai *nuntii*, vengono espressamente usati verbi come *mittere*, *transmittere* o *venire*, *advenire*,[77] i registri offrono qualche interessante spiraglio sulle vicende occorse a costoro nel momento in cui si sobbarcavano il *labor* del

**75** Così l'espressione suona ad esempio in: Ibid., pp. 320sg., nr. 165.

**76** La riflessione fatta sin qui sull'uso dei termini *nuntius* e *procurator* può essere utile anche a orientare nella scelta dell'espressione moderna più appropriata per riferirsi al rappresentante di un petente. Come nei testi del pieno Medioevo la parola *nuntius* è quella più versatile, così qui si è ritenuto di utilizzare „nunzio", termine che per la gamma di significati che suggerisce (l'idea del portare un messaggio assieme a quella del rappresentare qualcuno) è preferibile ad altri che sono invece di contenuto più univoco („messaggero", „messo", „inviato", „ambasciatore").

**77** Tra i molti esempi possibili si vedano: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), p. 524, nr. 351; Register Innocenz' III., vol. II.1/2 (vedi nota 33), pp. 142–145, nr. 77: 143; ibid., p. 195, nr. 91; Register Innocenz' III., vol. II.1/5 (vedi nota 68), pp. 45–47, nr. 24; O. Hageneder/A. Sommerlechner (Hg.), Die Register Innocenz' III., 12. Pontifikatsjahr, 1209/1210: Texte und Indices, Wien 2012 (Publikationen des historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom, II. Abt., 1. Reihe, 12), pp. 75sg., nr. 41; Register Innocenz' III., vol. II.1/13 (vedi nota 63), pp. 96–99, nr. 59.

viaggio al posto del proprio signore.[78] Diverse fonti trasmettono il ricordo delle traversie a cui il vescovo Savaric di Bath sottopose alcuni monaci di Glastonbury diretti a Roma per portare al papa le proprie lamentele contro lo stesso presule, con il quale erano in lite.[79] Nel tentativo di impedire con ogni mezzo ai suoi oppositori di mettersi in contatto con il pontefice, il vescovo aveva catturato e imprigionato due monaci e il suddiacono Martino da Somma che li accompagnava. Non pago di ciò, egli li aveva spogliati di tutto il loro equipaggiamento, cavalli compresi, ma soprattutto della *relatio iudicum* che essi portavano con sé dal papa, ossia della relazione su quanto già deciso in sede locale circa la causa con il presule. Infine, lo stesso vescovo aveva estorto ai malcapitati il giuramento di non presentarsi più in futuro alla sede apostolica per agire contro di lui. Se questo rappresenta un caso limite, nei registri papali sono comunque abbondanti le notizie circa disagi di ogni tipo patiti dai messi durante il viaggio a Roma,[80] come relativamente alle difficoltà sopportante nella città stessa.

Quanto al fatto che al tempo di Innocenzo III non risiedessero stabilmente presso la curia neppure i rappresentanti delle personalità illustri, è dimostrato dai vari cenni al tempo eccessivamente lungo trascorso dai *nuntii* presso la sede apostolica, solitamente in attesa di un rappresentante per la parte avversa, cenni che non avrebbero avuto motivo d'essere se i rappresentati suddetti avessero avuto residenza stabile nell'Urbe.[81]

Altri due aspetti rilevanti dell'attività dei nunzi sono da una parte la frequente occorrenza di un lavoro d'équipe;[82] dall'altra, la consuetudine di accompagnare la richiesta del petente con regali al pontefice. Tale uso, notoriamente assai diffuso al

**78** In riferimento alle fatiche che un petente doveva sopportare per rivolgersi al papa i registri innocenziani usano spesso formulazioni standard, come: *non sine multo labore ac dispendium ad nostram presentiam properarit* (Register Innocenz' III., vol. II.1/12 [vedi nota 77], p. 133, nr. 79). Si veda pure: Register Innocenz' III., vol. II.1/5 (vedi nota 68), p. 25sg., nr. 11: 26.

**79** Ibid., pp. 184–187, nr. 91. La vicenda è succintamente narrata anche da fonti cronachistiche, vedi: Henry Warthon, Anglia sacra Sive collectio historiarum, partim antiquitus, partim recenter scriptarum, de archiepiscopis et episcopis Angliae, a prima fidei Christianae susceptione ad annum 1540, Londini 1691, vol. I, pp. 578–585.

**80** Si vedano ad esempio i brevi accenni nella già citata: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 464–466, nr. 320.

**81** Si veda ad esempio: Ibid., pp. 272–274, nr. 186: *Cumque nuntius Eduensis ecclesie, ad appellationem prosequendam ad sedem apostolicam destinatus, apud eam fuisset longo tempore commoratus, idem predecessor noster peremptorie citavit monachos antedictos: eis ... precipiens, ut ille, qui se gerebat abbatem ... ad eius presentiam ... accederet.* Sullo stesso tema si vedano gli interessanti accenni presenti ibid., pp. 434sg., nr. 304 e Register Innocenz' III., vol. II.1/13 (vedi nota 63), nr. 74.

**82** Gli esempi in questo caso sono numerosissimi. Tra gli altri si vedano: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 51–56, nr. 37; Register Innocenz' III., vol. II.1/2 (vedi nota 33), p. 90, nr. 49; pp. 192–195, nr. 91; Register Innocenz' III., vol. II.1/5 (vedi nota 68), pp. 29–35, nr. 14; Register Innocenz' III., vol. II.1/11 (vedi nota 54), nr. 203.

tempo presso la curia romana,[83] si intravede solo vagamente dalle lettere innocenziane, mentre è testimoniato con regolarità dai *Gesta*.[84]

Dei diversi compiti per cui *nuntii* e *procuratores* erano inviati in curia si è già accennato. Essi erano sostanzialmente di due tipi: si trattava innanzitutto, naturalmente, della supplenza del mandante; in tal senso i nunzi rivestivano dal lato dei petenti una funzione analoga a quella ricoperta dai legati papali dal lato del pontefice: quella cioè di una sostituzione completa.[85] La riflessione dei canonisti da Graziano a Giovanni Teutonico definisce e sviluppa questo concetto fino ad arrivare a sostenere, ad esempio, che un giuramento prestato da un procuratore non era pronunciato solo *in nomine* del proprio signore, ma *in sua anima*: esso coinvolgeva cioè totalmente la persona del mandante.[86]

La storiografia studia da tempo i meccanismi di funzionamento della curia romana e con ciò anche le modalità concrete dell'accesso ad essa dei procuratori.[87] La prassi normale doveva prevedere necessariamente che il procuratore fosse ricevuto in *audientia* dal papa e presentasse lì le sue richieste.[88] Il termine maggiormente

**83** Sul tema si veda ancora: Paravicini Bagliani, Innocenzo III e la venalità (vedi nota 29).

**84** Si veda ad esempio: Register Innocenz' III., vol. II.1/2 (vedi nota 33), pp. 462–467, nr. 242sg.; Gress-Wright, Gesta (vedi nota 18), p. 85 (cap. 60).

**85** Assai interessante da questo punto di vista una lettera di Innocenzo III al doge di Venezia, il quale aveva illecitamente nominato un nuovo arcivescovo di Zara e aveva mandato *nuntii* al papa per chiedere l'invio del pallio. In tutta risposta, il pontefice rigettava la richiesta e rimandava indietro gli inviati con una lettera in cui affermava di averli rimproverati „con paterno affetto" intendendo in realtà rimproverare in loro lo stesso doge per l'offesa arrecata alla sede apostolica: ... *dilectos filios nobiles viros Rogerium Permarinum et Paulum Quirinum, nuntios vestros, ad sedem apostolicam accedentes paterno corripuimus affectu vos in ipsis increpantes super multis et magnis offensis* (A. Sommerlechner [Hg.], Die Register Innocenz' III., 9. Pontifikatsjahr, 1206/1207: Texte und Indices, Wien 2004 [Publikationen des historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, II. Abt., 1. Reihe, 9], pp. 247–250, nr. 139).

**86** Per questi aspetti si veda Mayali, Procureurs et représentation (vedi nota 3), p. 53.

**87** Su questi temi, e in particolare sull'ufficio dell'*audientia litterarum contradictarum*, istituito probabilmente da Innocenzo III nei primi anni del suo pontificato, si vedano: P. Herde, Audientia litterarum contradictarum. Untersuchungen über die päpstlichen Justizbriefe und die päpstliche Delegationsgerichtsbarkeit vom 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, Tübingen 1970; Id., Audientia litterarum contradictarum, in: Lex. MA 1 (1980), coll. 1192sg.; J. Sayers, The Court of „Audientia Litterarum Contradictarum" rivisited, in: K. Borchardt/E. Bünz, Forschungen zur Reichs-, Papst- und Landesgeschichte. Peter Herde zum 65. Geburtstag von Freunden, Schülern und Kollegen dargebracht, Stuttgart 1998, vol. I, pp. 411–427. Sugli sviluppi dell'*audientia* si veda: P. Rabikauskas, Auditor litterarum contradictarum, in: Bibliothèque de l'École des chartes 132 (1974), pp. 213–244.

**88** Le espressioni ricorrenti nei registri innocenziani sono: *in audientia nostra* (Register Innocenz' III., vol. II.1/1 [vedi nota 2], pp. 29sg., nr. 19) o *in auditorio nostro* (Register Innocenz' III., vol. II.1/2 [vedi nota 33], pp. 25–27, nr. 18; Register Innocenz' III., vol. II.1/6 [vedi nota 2], pp. 51–58, nr. 36). L'ineludibilità di questo passaggio emerge da una lettera innocenziana del giugno 1198, quando il papa rimproverava un petente per essersi presentato alla cancelleria domandando che gli fosse prodotto un certo documento senza aver inoltrato prima alcuna richiesta al suo cospetto: quando gli

presente nelle fonti per descrivere l'azione dei *nuntii/procuratores* in questa fase è *proponere*, verbo che esprime l'idea del „presentare una richiesta" o dell'„illustrare una situazione".[89] Solo successivamente il nunzio passava per la cancelleria perché i notai producessero il documento così come era stato stabilito nella fase precedente.[90] La lettera *redactas in grossam litteram* veniva riletta poi al cospetto del papa e approvata per la stesura definitiva.[91]

Accanto alla sostituzione del mandante, compito dei *nuntii/procuratores* era la rappresentanza giuridico-legale di esso nei tribunali di curia.[92] A giudicare dalla testimonianza dei registri, non era impossibile che i procuratori delle parti in causa, incontratisi presso la sede apostolica, trovassero in quel luogo il tempo e il modo di addivenire a una soluzione del loro conflitto anche prima di presentarsi dinnanzi al pontefice.[93] Quando tuttavia questo non avveniva, come è ben noto la lite veniva discussa davanti al pontefice e ai cardinali,[94] e poteva dare il via al meccanismo della giurisdizione delegata, venendo affidata a degli *auditores*. Di quanto succintamente descritto qui i registri offrono una interessante rappresentazione grafica: si tratta della nota miniatura raffigurante il pontefice, un cardinale e altre due figure presente al primo foglio del registro del sesto anno del pontificato innocenziano.[95] Come efficacemente dimostrato da Christopher R. Cheney, l'immagine va intesa innanzitutto come illustrazione del privilegio per Subiaco che affianca.[96] Qui il papa, in abiti sontuosi e

---

era stata presentata la lettera *in grossam litteram*, dunque, il papa, *utpote quibus nichil super hoc propositum fuerat, litteras illas falsas esse cognovimus et per subreptionem obtentas*; la frode aveva inizialmente funzionato solo per l'imperizia del notaio papale, *qui pro novitate sua minus instructus fraudes talium minus noverat evitare* (Register Innocenz' III., vol. II.1/1 [vedi nota 2], pp. 363sg., nr. 262).

**89** Si vedano ad esempio: Register Innocenz' III., vol. II.1/6 (vedi nota 2), pp. 98–100, nr. 71; Register Innocenz' III., vol. II.1/11 (vedi nota 54), pp. 328–331, nr. 200; Register Innocenz' III., vol. II.1/12 (vedi nota 77), pp. 81–84, nr. 44. Oltre a *proponere* le fonti utilizzano naturalmente anche altri termini, tra cui ad esempio: *referire* (Register Innocenz' III., vol. II.1/1 [vedi nota 2], pp. 324–329, nr. 230), *exponere curaverunt* (ibid., pp. 775sg., nr. 536); *petere* ed espressioni assimilabili come *petitionem porrigere* (Register Innocenz' III., vol. II.1/5 [vedi nota 68], pp. 363sg., nr. 122).

**90** Cf. ancora Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 363sg., nr. 262.

**91** Ibid.

**92** A quella data qui corrisponde in fondo la distinzione generalmente proposta dalla storiografia tra *procurator ad agendum* (o *ad negotia*), destinato a compiti relativi all'amministrazione dei beni del mandante, e *procurator ad impetrandum* (o *ad litem*), che lo rappresentava in campo giudiziario (si veda ad esempio: Mayali, Procureurs et représentation [vedi nota 3], p. 50).

**93** Così ad esempio in: Register Innocenz' III., vol. II.1/2 (vedi nota 33), pp. 364sg., nr. 190; Register Innocenz' III., vol. II.1/12 (vedi nota 77), pp. 137–140, nr. 82; Register Innocenz' III., vol. II.1/13 (vedi nota 63), pp. 90–92, nr. 55, ma in fondo anche in: Davidsohn, Das Petitions-Bureau (vedi nota 35).

**94** Si veda ad esempio: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 43sg., nr. 30: *Sane, cum dilecti filii Arnoldus, nuntius et concanonicus vester, et Fridericus, prepositus sancti Thome, ad nostram presentiam accessissent, super prebenda ..., in nostra et fratrum nostrorum audientia disceptarunt.*

**95** ASV, Reg. vat. 5 fol. 49r.

**96** C. R. Cheney, The office and title of papal chancellor. 1187–1216, in: AHP 22 (1984), pp. 369–376.

colorati, compare in posizione rilevata, affiancato da vicino da un cardinale, anch'egli elegantemente vestito, probabilmente intercessore nella richiesta del documento. Ai piedi dei due personaggi principali, delle loro stesse dimensioni ma posti nell'area inferiore dell'immagine, in posizione di ossequio, e raffigurati con tinte più sommesse, stanno i due procuratori che, verosimilmente, si erano occupati di impetrare il documento in curia. Cartigli nelle mani del cardinale e dei procuratori e didascalie con i nomi dei singoli personaggi (*Iohannes* per il prelato e *Radulfus* e *Donatus* per gli altri due) sono utile aiuto per la lettura dell'immagine. Del resto, proprio in quanto commento al privilegio a cui si affianca, la raffigurazione sintetizza bene la prassi dell'accesso alla sede apostolica attraverso nunzi nel suo complesso, mostrandone i protagonisti e in particolare illustrando con chiarezza il ruolo che, in tale prassi, spettava ai procuratori: un ruolo subalterno, contrassegnato da una necessaria umiltà, ma comunque essenziale e insostituibile.[97]

Particolarmente l'impegno nei tribunali di curia richiedeva al *nuntius/procurator* non solo, naturalmente, una solida formazione giuridica, ma anche una sicura esperienza in ambito diplomatistico: la consuetudine con i documenti e un abile uso di essi, in particolare, dovevano infatti essere strumenti indispensabili per il sostegno delle ragioni della propria parte. Questo secondo aspetto della figura del *nuntius*, sinora non sufficientemente sottolineato dalla storiografia, sembra in realtà piuttosto significativo e meritevole di approfondimento. In effetti, varie fonti lasciano intravedere nei *nuntii* capacità tecniche e conoscenza dei documenti. L'esemplificazione forse più chiara di tale aspetto è offerta ancora dalla causa tra la Chiesa di Milano e l'abbazia di S. Donato di Scozola. A seguito dell'esito poco felice della causa al tempo in cui essa era stata gestita da Passaguerra,[98] l'arcivescovo Filippo da Lampugnano si era affidato ai servigi di un altro procuratore, Guglielmo Balbo.[99] Costui era già noto agli ambienti della curia romana e già nell'agosto 1198 riceveva un incarico da parte di Innocenzo III in qualità di suddiacono papale.[100] Il suo impegno nell'ambito della

**97** Nel suo commento alla miniatura il Cheney ricostruisce anche le vicende degli studi in merito, vicende che sono particolarmente interessanti in relazione a quanto osservato qui circa il labile confine tra storia della diplomazia e storia della curia (vedi supra, nota 11 e testo corrispondente). A partire da un'errata identificazione delle due figure ai piedi del pontefice come ufficiali di curia, infatti, l'immagine è stata a lungo interpretata come una rappresentazione della curia romana (si veda ad esempio: L. Delisle, Les registres d'Innocent III., in: Bibliothèque de l'École des chartes 46 [1885], pp. 84–94): ennesima dimostrazione della tendenza invalsa nella storiografia a leggere testimonianze della storia della diplomazia come qualcosa che attiene invece alla storia degli uffici di curia. Sulla miniatura si veda da ultimo J. Gardner, The Roman Crucible. The Artistic Patronage of the Papacy. 1198–1304, München 2013 (Römische Forschungen der Bibliotheca Hertziana 33), pp. 191sg.

**98** Vedi supra, note 43–48 e testo corrispondente.

**99** Le vicende che videro il coinvolgimento di Guglielmo Balbo in questa causa sono narrate da Alberzoni, Città, vescovi (vedi nota 39), in partic. p. 187, e Fois, I collaboratori dell'arcivescovo (vedi nota 39), pp. LIIsg.

**100** Register Innocenz' III., vol. II.1/1 (vedi nota 2), pp. 508sg., nr. 339.

causa contro Scozola si data invece ai primi mesi dall'anno successivo.[101] In quell'occasione egli, che come suggerisce il titolo di *magister* attribuitogli da alcuni documenti pontifici doveva avere una buona formazione giuridica, aveva condotto una impressionante analisi diplomatistica dei documenti presentati dalla parte avversa, dimostrandone in modo impeccabile la falsità e con ciò portando il pontefice dalla parte dell'arcivescovo di Milano.[102]

Testimonianze interessanti circa la perizia dei procuratori in ambito diplomatistico e sulla centralità del nesso rappresentanza/uso dei documenti giungono del resto anche da fonti diverse da quelle utilizzate qui e relativamente a periodi precedenti al pontificato innocenziano. Una conferma giunge ad esempio dal ben noto passo dei testimoniali del processo intercorso tra l'abbazia di S. Michele di Passignano e il pievano di S. Maria e S. Romolo di Figline edito da Robert Davidsohn più di cent'anni fa.[103] Nel brano un certo Trufetto, che evidentemente (anche se ciò non è detto in modo esplicito) era stato *nuntius* a Roma per conto dell'abbazia, raccontava del passaggio della causa per gli uffici di curia e in particolare dei fatti avvenuti allora in quello che il Davidsohn definisce il „Petitions-Bureau" della curia stessa. Affiancato da una serie di altri personaggi, egli aveva discusso con il pievano di Figline: i due si erano reciprocamente giurati di non aver chiesto al pontefice, durante quel viaggio alla curia, lettere sulla questione che non fossero note alla controparte, e di non intendere farlo per il futuro. Poco dopo lo stesso Trufetto ricordava come, una volta passati dal già citato *introitus primi hostii* del palazzo lateranense, dove erano state redatte le petizioni, alla cancelleria, il notaio avesse domandato loro perché nella petizione fosse stata inserita l'espressione *nullis litteris obstantibus impetratis vel impetrandis*. Da questo cenno si capisce chiaramente come l'introduzione della formula nel dettato della petizione fosse stata l'oggetto specifico della discussione tra

**101** Per altri casi di suddiaconi impegnati come procuratori alla curia romana si veda infra, note 125sg. e testo corrispondente.

**102** Register Innocenz' III., vol. II.1/2 (vedi nota 33), pp. 60–66, nr. 37. Come ha fatto notare Maria Pia Alberzoni, il caso e la gestione della causa da parte di Guglielmo dovettero impressionare tanto gli ambienti di curia da trovare spazio anche nella biografia ufficiale del papa, per cui si veda: Gress-Wright, Gesta (vedi nota 18), p. 63 (cap. 42). L'episodio non deve essere stato del resto ininfluente sui successivi sviluppi della carriera del suddiacono, che dal 1201 è attestato come arciprete della cattedrale milanese e accreditato come possibile successore del defunto arcivescovo Uberto da Pirovano, e che riceverà ancora diversi incarichi dal pontefice; su questi aspetti si veda ancora Alberzoni, Città, vescovi (vedi nota 39), pp. 186–187, 237 e la scheda biografica del personaggio in: M. Pellegrini, L'„Ordo maior" della Chiesa di Milano (1166–1230), Milano 2009 (Studi di storia del cristianesimo e delle chiese cristiane 14), pp. 193sg.

**103** Davidsohn, Das Petitions-Bureau (vedi nota 35). Il brano citato si trova ora in formato digitale sul sito dell'Archivio di Stato di Firenze al link: http://www.archiviodistato.firenze.it/pergasfi/index.php?op=fetch&type=pergamena&id=529609; 26. 11. 2016. Sulla lite si veda: C. Wickham, Ecclesiastical dispute and lay community. Figline Valdarno in the twelfth century, in: MEFRM 108 (1996), pp. 7–93.

il *nuntius* dell'abbazia e il pievano, il quale infatti rispondeva al notaio che l'inserimento di quella formulazione era stata dovuta al timore che Trufetto *latenter aliquas litteras impetrare vel impetrasse contra istas litteras vel contra aliud negotium abbatie*. Si potrebbe obiettare che l'idea di introdurre la formula poteva essere venuta all'inviato e al pievano da un qualche esperto o tecnico che stesse assistendo alla discussione tra i due, magari a quell'anonimo astante che, mentre appunto quelle contrattazioni avevano luogo, si trovava sul posto e *scribebat petitiones*; costui appare tuttavia in posizione troppo defilata, e al contrario Trufetto e il suo avversario sono troppo evidentemente i protagonisti assoluti e i diretti interessati dell'azione, per pensare che sia stato il petizionario ad aver concepito l'idea. La testimonianza relativa a Passignano potrebbe dar adito a lunghe riflessioni, ma ciò che qui importa sottolineare del *nuntius* è non solo la sua capacità di azione prettamente tecnica e formale sui documenti da richiedere, ma anche il suo concreto intervento in tal senso su di essi.

Un ulteriore, seppur modesto, indizio di tale caratterizzazione dei rappresentanti fino a Innocenzo III viene poi nuovamente dai suoi registri. In una lettera della primavera del 1199 il papa ricordava infatti come, nel corso della lite tra l'abbazia di Conches e il suo ex-abate Simone, i *nuntii* dei monaci avessero prevenuto quest'ultimo alla sede apostolica e, dopo aver impetrato e ottenuto lettere papali, *[eas] ad partes suas miserunt festinantius quam deberant*.[104] Il cenno all'invio delle lettere al proprio mandante da parte dei *nuntii* richiama alla memoria la distinzione tra inviati e veri e propri *procuratores curiae* formulata dal von Heckel, in base alla quale erano questi ultimi i responsabili della gestione di tutto l'*iter* che portava all'ottenimento della lettera papale, compreso il suo invio *ad partes*. Le fonti analizzate, invece, hanno chiaramente mostrato quelli che lo studioso chiamava inviati impegnati non solo nel ruolo di rappresentanti e nelle attività connesse a questo ruolo, ma sino negli aspetti più concreti e tecnici della richiesta del documento come (per richiamarsi agli esempi riportati qui) l'inserimento di certe clausole nella petizione o l'invio della lettera ai propri mandanti. L'inviato emerge dunque dalle fonti come una figura dalla professionalità completa, che non deve delegare nulla ad alcuno ma assolve da solo tutto quanto richiesto all'arrivo in curia.[105] Ciò suggerisce l'inconsistenza, almeno sino al pontificato di Innocenzo III, della distinzione tra inviati e procuratori di curia: invece che di distinzione ci si troverebbe di fronte a un'identità; non esisterebbero quindi due categorie di rappresentanti, ma una sola.

Una strada per la verifica di questa ipotesi potrebbe venire da quelle note che, vergate lungo il margine superiore del *verso* dei documenti papali originali, sono additate generalmente dalla diplomatica come un riferimento ai procuratori. Ci si potrebbe cioè domandare se tali note diano elementi per confermare la tesi dell'iden-

**104** Register Innocenz' III., vol. II.1/2 (vedi nota 33), pp. 66–72, nr. 38.

**105** Interessanti esempi in tal senso sono anche Register Innocenz' III., vol. II.1/12 (vedi nota 77), pp. 170–175, nr. 92sg.

tità tra inviato e procuratore di curia, o dimostrino l'esistenza e il coinvolgimento di qualcun altro nell'*iter* della richiesta del documento.

Come è noto, l'interesse scientifico per le note di cancelleria presenti sui documenti originali nel loro complesso prese avvio agli inizi del secolo scorso su iniziativa di Paul M. Baumgarten, che con la sua opera di schedatura della documentazione papale da Innocenzo III a Pio IX conservata nei maggiori archivi europei intendeva soprattutto procedere al rilevamento di quelle annotazioni.[106] L'idea dello studioso tedesco fu rilanciata nel 1953 da Franco Bartoloni: il suo programma, poi comunemente designato *Censimento*, prevedeva la repertoriazione di tutti i documenti papali originali da Innocenzo III sino a Martino V, completa della descrizione dei loro caratteri diplomatistici.[107] Nonostante la morte del suo maggiore fautore (1956), sulla base del progetto del Bartoloni (pur sottoposto ad alcune modifiche) vennero presto pubblicati i primi volumi,[108] e nel 1975, sotto gli auspici della Commissione internazionale di diplomatica, fu inaugurata la collana *Index actorum romanorum pontificum*.[109] La

**106** Il frutto del suo lavoro è il ben noto Schedario: P. M. Baumgarten, Schedario Baumgarten: descrizione diplomatica di bolle e brevi originali da Innocenzo III a Pio IX, a cura di G. Battelli, Città del Vaticano 1965–1986. Sull'opera del Baumgarten si veda, oltre all'introduzione allo Schedario stesso a cura di Giulio Battelli, A. Largiadèr, Die Papsturkunden der Schweiz von Innozenz III. bis Martin V. ohne Zürich. Ein Beitrag zum Censimentum Helveticum, Zürich 1968–1970, I, pp. XIIIsg.

**107** La presentazione del progetto originario in: F. Bartoloni, Per un censimento dei documenti pontifici da Innocenzo III a Martino V (escluso), in: Atti del convegno di studi delle fonti del Medioevo europeo in occasione del 70° della fondazione dell'Istituto storico italiano (Roma, 14–18 aprile 1953). Comunicazioni, Roma 1957, pp. 3–24, ora in Id., Scritti, a cura di V. De Donato/A. Pratesi, Spoleto 1995 (Collectanea 6), pp. 391–424.

**108** Si tratta dei volumi: F. Miquel Rosell, Regesta de letras pontificas del Archivio de la corona de Arágon. Sección Cancilleria real (pergaminos), Madrid 1948, G. Zarotti, I documenti pontifici dell'Archivio capitolare di Parma (1141–1417), Milano 1960 (che è in realtà solo un breve opuscolo nato dal riordinamento dell'archivio), A. Largiadèr, Die Papsturkunden des Staatsarchivs Zürich von Innozenz III. bis Martin V. Ein Beitrag zum Censimentum Helveticum, Zürich 1963 (su cui si veda: B. Barbiche, Recensione a: A. Largiadèr, Die Papsturkunden des Staatsarchivs Zurich von Innozenz III. bis Martin V. Ein Beitrag zum Censimentum helveticum. Zurich, Schulthess und Co. A. G., 1963, in: Bibliothèque de l'École des chartes 121 [1963], pp. 256–259) e Id., Die Papsturkunden der Schweiz (vedi nota 106).

**109** La collana è giunta oggi all'ottavo volume; salvo il quinto, tutti comprendono anche la documentazione del pontificato innocenziano e sono stati utilizzati per la presente ricerca: B. Barbiche, Les actes pontificaux originaux des Archives nationales de Paris, Città del Vaticano 1975–1982 (Index actorum romanorum pontificum 1–3), B. Schwarz, Die Originale von Papsturkunden in Niedersachsen. 1199–1417, Città del Vaticano 1988 (Index actorum romanorum pontificum 4), T. Schmidt, Die Originale der Papsturkunden in Baden-Württemberg, Città del Vaticano 1993 (Index actorum romanorum pontificum 6), Id., Die Originale der Papsturkunden in Norddeutschland (Bremen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein). 1199–1415, Città del Vaticano 2003 (Index actorum romanorum pontificum 7), I. Aurora (a cura di), Documenti originali pontifici in Puglia e Basilicata, 1199–1415, Città del Vaticano 2016 (Index actorum romanorum pontificum 8). Nello stesso periodo venivano pubblicati anche una serie di volumi estranei alla collana ma impostati secondo criteri ana-

buona prassi della trascrizione delle note di cancelleria così introdottasi nello studio dei documenti pontifici e i discreti risultati raggiunti permettono ora di fare anche sullo specifico delle note relative ai procuratori considerazioni maggiormente complete e circostanziate rispetto al passato. In effetti, molti aspetti dei cosiddetti *Prokuratorenvermerke* rimangono ancora oggi problematici, dai meccanismi che regolavano la loro introduzione sul dorso della pergamena sino alla stessa definizione di cosa sia e cosa non sia descrivibile come tale.[110] Se alcune riflessioni sulla questione sono state fatte per periodi successivi alla metà del XIII secolo, epoca in cui il materiale per l'analisi inizia a diventare più cospicuo,[111] non esiste invece una panoramica sull'uso di tale notazione durante il pontificato di Innocenzo III, che pure fu l'epoca in cui essa comparve per la prima volta. L'occasione della verifica dell'ipotesi sopra formulata può essere dunque proficua anche per offrire qualche nuovo, rapido elemento di riflessione sulla questione.

Le diverse ricerche facenti capo al *Censimento Bartoloni* hanno reso noti sino ad oggi gli originali di *litterae* innocenziane custoditi nelle sedi conservative di un buon numero di città e regioni europee, e nello specifico: Dresda, Parigi, Parma; Inghilterra, Galles, Germania del Nord (Brema, Amburgo, Meclemburgo-Pomerania Anteriore, Schleswig-Holstein), Bassa Sassonia, Baden-Württemberg, Austria, Svizzera, Puglia, Basilicata, Aragona, Portogallo.[112] I documenti innocenziani inventariati sono all'incirca 400.[113] Di questi, soltanto 95 presentano *Prokuratorenvermerke*

loghi: W. Hilger (Hg.), Verzeichnis der Originale spätmittelalterlicher Papsturkunden in Österreich, 1198–1304. Ein Beitrag zum Index actorum romanorum pontificum ab Innocentio 3. ad Martinum 5. electum, Wien 1991, J. E. Sayers, Original papal documents in England and Wales from the accession of Pope Innocent III to the death of Pope Benedict XI (1198–1304), Oxford 1999, T. Graber, Die Papsturkunden des Sächsischen Hauptstaatsarchivs Dresden. Originale Überlieferung 1201–1304, Leipzig 2006, P. A. Linehan, Portugalia pontificia. Materials for the history of Portugal and the Papacy, 1198–1417, Lisboa 2013 (su quest'ultimo lavoro si veda: M. Bertram, Recensione a P. A. Linehan, Portugalia Pontificia. Materials for the History of Portugal and the Papacy 1198–1417, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung 131 [2014], pp. 685–690).

**110** Su quest'ultimo aspetto si tornerà infra, nota 116.

**111** Si rinvia soprattutto a: Stelzer, Über Vermerke (vedi nota 9) e Sayers, Proctors representing British (vedi nota 9).

**112** Nel corso del lavoro il *Censimento* e i lavori ad esso assimilabili sono stati affiancati dall'esame dello Schedario Baumgarten, nella consapevolezza tuttavia che (come già segnalato dal Battelli: Schedario Baumgarten [vedi nota 106], pp. XLII–XLVIII), lo studioso non operò uno spoglio completo degli archivi visitati. Delle opere sopra elencate non mi è stato possibile consultare quelle di Graber, Die Papsturkunden (vedi nota 109), Miquel Rosell, Regesta de letras (vedi nota 108) e Aurora, Documenti originali (vedi nota 109); quest'ultima ricerca era stata appena pubblicata al momento dalla chiusura di questo lavoro. La Dott.ssa Aurora mi ha gentilmente comunicato che tra gli originali innocenziani lì regestati solo uno (datato 15 gennaio 1216, p. 298, nr. 9) presenta una nota dorsale riconducibile a un procuratore, e nello specifico la sigla: *S. La.*

**113** Con l'eccezione dei documenti regestati dai tre volumi non consultati la documentazione esaminata ammonta per la precisione a 402 pezzi.

o note a esse assimilabili:[114] una percentuale esigua (poco più del 23 %), soprattutto se confrontata, per esempio, con i dati del pontificato successivo. Dei documenti originali di Onorio III inventariati per le stesse aree, in numero di 376, 171 presentano le annotazioni di cui si discorre. Con una percentuale di circa il 45 % di occorrenze, l'ammontare delle note dorsali in questo caso è dunque quasi raddoppiato rispetto al pontificato precedente, segno del progressivo affermarsi di un uso che al tempo di Innocenzo III era solo ai suoi primissimi inizi.

Quanto alla tipologia di note presenti, circa un terzo di esse è costituito da denominazioni semplici o composite, scritte per intero o abbreviate ma ad ogni modo riconducibili a nomi personali; un ulteriore terzo consiste di sigle o singole lettere di più difficile interpretazione; le restanti annotazioni si dividono tra frasi o formule di vario tipo,[115] simboli, e infine riferimenti al destinatario della lettera (come ad esempio l'abbazia o l'ordine per cui il documento era stato scritto).[116] Tra i tipi così identificati, l'ultimo non dà molto spazio a possibili interpretazioni, anche in considerazione della scarsità del materiale disponibile per l'analisi spesso, infatti, simboli o formule compaiono una sola volta e non permettono confronti con altri casi. Sulle prime due tipologie invece è possibile fare qualche riflessione, anche al fine di verificare l'ipotesi di identificazione tra inviato e procuratore di curia a cui si è accennato sopra. Una via a tutta prima promettente sembrerebbe la realizzazione di un confronto tra i nomi annotati sul *verso* della pergamena e i cenni a *nuntii*/*procuratores* eventualmente presenti nel testo del documento, al fine di appurare se ci sia o no corrispondenza tra questi riferimenti e quanto annotato sul dorso dell'atto.[117]

Un tale confronto non dà tuttavia tutti i frutti sperati. Il testo dei documenti il cui originale presenta un *Prokuratorenvermerk*, infatti, solo raramente fa menzione del nome del nunzio che si è occupato di presentare la richiesta del suo mandante

**114** Nel dettaglio documenti e note sono distribuiti in questo modo tra le varie aree considerate: 24 documenti con note su 123 totali per Parigi; nessuno con note su 3 totali per Zurigo; 1 con note su 6 totali per Parma; 7 con note su 60 totali per Inghilterra e Galles; 3 con note su 6 totali per la Germania del Nord; 20 con note su 25 totali per la Bassa Sassonia; 7 con note su 31 totali per il Baden-Württemberg; 22 con note su 67 totali per l'Austria; 8 con note su 16 totali per la Svizzera eccetto Zurigo; e infine 2 con note su 65 totali per il Portogallo.

**115** Si veda ad esempio Barbiche, Les actes pontificaux (vedi nota 109), nr. 106–110, 112: sul *verso* compare la scritta: *Christus vincit*.

**116** Proprio quest'ultima tipologia di note rappresenta uno dei motivi di incertezza per gli studiosi, che in parte la annovera tra i *Prokuratorenvermerke*, in parte la esclude dal loro computo. Nell'esame delle annotazioni qui condotto si è preferito comunque attenersi ai criteri di definizione scelti dai singoli studiosi, piuttosto che introdurne di nuovi e aggiungere con ciò un nuovo motivo di confusione.

**117** Tale confronto è stato condotto tra le note elencate dagli autori dei volumi del *Censimento* da una parte e il testo dei documenti annotati dall'altra, testo che si è recuperato dai registri innocenziani (editi o inediti che fossero) nel caso in cui questi li trasmettano, e da altre edizioni quando sia stato possibile rinvenirle.

in curia, così che la nota dorsale rimane un dato isolato, incapace di fornire ulteriori informazioni.

Nonostante questo, l'analisi ha portato comunque qualche interessante, anche se rarissimo, riscontro. L'originale di una lettera inviata da Innocenzo III ad alcuni canonici della cattedrale di Amiens a proposito di una controversia tra il capitolo e la città di Laon presenta ad esempio lungo il margine superiore del *verso* la nota: *G. Laudunensis*.[118] Il testo della lettera, dal canto suo, riferisce significativamente il nome del procuratore del capitolo di Laon: *Guido canonicus laudunensis*.[119] È più che lecito pensare che la nota dorsale si riferisca proprio a questo canonico, rappresentante del suo capitolo nella causa contro i maggiorenti cittadini.[120]

Un caso ancora più interessante, che va nella medesima direzione, era del resto già stato portato alla luce nel 1979 dallo Stelzer in margine a una riflessione sulla natura dei registri innocenziani.[121] Lavorando sul Reg. Vat. 4 egli si era accorto di una nota a margine, una T stilizzata alla metà della cui asta era aggiunta una O, un segno che gli aveva ricordato le note dorsali relative alle attività dei procuratori di curia incontrate nel corso dei suoi studi. Un controllo sull'originale della lettera accanto alla cui copia da registro si trovava l'annotazione aveva confermato la prima impressione: effettivamente sul verso della lettera si trovava lo stesso segno presente sul registro. Quest'ultimo segno, che lo Stelzer definiva senz'altro come una „rarità diplomatistica" e chiamava Empfängerzeichen („segno del ricevente"), era dunque sostanzialmente una annotazione di consegna e andava interpretata come riferimento al procuratore che si era occupato della richiesta della lettera. Lo stesso Stelzer osservava poi significativamente come tali sigle corrispondessero bene a colui che nella lettera stessa era citato come *nuncius* di colui che la aveva richiesta: il nome di costui infatti (*Tobias*) svolgeva quelle sigle perfettamente.

La corrispondenza mostrata da questi esempi tra il nome vergato sul dorso dell'originale papale e quello di colui che il testo del documento identificava come *nuntius* o *procurator* del destinatario della lettera dice di un coinvolgimento di costui fin nella fase di stesura della bella copia. È suo il nome che compare *sul* documento e *nel* documento mentre, tra le lettere censite, non si dà il caso per cui tra le note dorsali di un originale appaia un nome diverso da quello del procuratore citato nel documento stesso. Più tardi, quando dalla seconda metà del XIII secolo le annotazioni divengono

**118** Barbiche, Les actes pontificaux (vedi nota 109), nr. 104. Per la lettera, datata 11 giugno 1213, si veda Migne, Patrologiae (vedi nota 14), vol. 216, coll. 858sg., nr. 57.

**119** La ricerca di informazioni su questo personaggio non ha purtroppo dato esito alcuno.

**120** Un'altra corrispondenza è offerta forse da Schmidt, Die Originale der Papsturkunden in Baden (vedi nota 109), nr. 24 (lettera del 13 febbraio 1211).

**121** W. Stelzer, Ein Empfängerzeichen im Register Innocenz' III. Ein Beitrag zu den Anfängen der Prokuratorenvermerke sowie zur Frage der Originalität von Reg. vat. 4, in: Palaeographica, diplomatica et archivistica. Studi in onore di Giulio Battelli, vol. II, Roma 1979 (Storia e letteratura 140), pp. 61–71.

più numerose e complesse, si danno casi in cui compare un altro nome, diverso da quello del *nuntius*. Tuttavia, come ha osservato Jane Sayers, esso segnala soltanto la persona incaricata di recuperare l'atto o di portarlo a destinazione per conto di chi rimaneva comunque il vero e unico responsabile della sua richiesta, colui che la Sayers definisce *proctor*.[122]

Rimandando ora alle conclusioni ulteriori riflessioni su questo punto, andrà ancora rilevato come l'analisi condotta sui casi concreti di esercizio della rappresentanza per come essi sono narrati nei registri innocenziani, se ha illuminato sulla figura *professionale* dei *nuntii*, ovvero sulla sua fisionomia e sul suo operato, ha contribuito molto a leggerne meglio anche la tipologia *umana*, a comprendere cioè quali caratteristiche erano richieste a una persona per essere un buon nunzio. Da questo punto di vista, certe lettere papali esprimono con eccezionale pregnanza quanto si è cercato di dettagliare sin qui. Il pontefice aveva infatti ben chiaro come doveva essere un *nuntius* e di quali doti dovesse essere fornito: su tutte, fedeltà al proprio mandante; poi onestà; capacità di giudizio e preparazione al compito; zelo dell'assolverlo; e, infine, pure una certa dose di cortesia.[123]

---

**122** „A proctor's job was concerned with documents: it was his duty to get them drawn up and to collect them. Although the proctor did not necessarily deliver the documents himself he remained responsible for their collection and for this part of the process": Sayers, Proctors representing British (vedi nota 9), p. 162.

**123** Nelle fonti analizzate la fedeltà appare costantemente come la caratteristica precipua di un buon nunzio: per questo si vedano ad esempio Register Innocenz' III., vol. II.1/5 (vedi nota 68), p. 224, nr. 114 (il re dei Bulgari e dei Valacchi Kalojan inviava al papa il *fidelem nostrum presbyterum Basilium*; il brano è trasmesso anche da Gress-Wright, Gesta [vedi nota 18], p. 113 [cap. 66]) e ibid., p. 258sg., nr. 130 (il papa ricordava *quantum dilectus filius magister Blasius ... utilis fuerit Ecclesie Niuernensi et quam fideliter eius apud nos negotia studuerit promovere*). A tali riferimenti nelle lettere papali si accompagnano i cenni ad altre virtù. Particolarmente significative e meritevoli di essere riportate a questo proposito sono ancora le parole di Innocenzo III nel già citato mandato di provvisione per Pietro *Chalboini*: un uomo che aveva saputo guadagnarsi la benevolenza del pontefice e dei cardinali con una *conversatione laudabili* e aveva acquisito meriti per la sua *probitas* e la sua *scientia* (Register Innocenz' III., vol. II.1/1 [vedi nota 2], pp. 434sg., nr. 304); o ancora le espressioni con cui il pontefice si riferiva ai nunzi di Federico II, *viros peritos, providos et discretos*, e li raccomandava al re di Sicilia per averli „trovati fedeli alla tua maestà e solleciti e diligenti negli affari la cui esecuzione era stata a loro affidata" (ibid., p. 815sg., nr. 559). Si vedano anche: Register Innocenz' III., vol. II.1/12 (vedi nota 77), pp. 8sg., nr. 4 (il papa descriveva il *magister Petrus Acconensis*, *nuntius* del conte di Malta Enrico come *virum providum et fidelem*; espressioni analoghe erano usate altre volte, ad esempio in riferimento ad un nunzio di Venezia in: ibid., p. 140sg., nr. 83 o ai *nuntii* dell'imperatore d'Oriente Alessio: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 [vedi nota 2], pp. 525–528, nr. 353); ibid., p. 447, nr. 315 (il papa si pronunciava a favore di coloro che, presso la sede apostolica, *insistunt* e *[laborant] diutius* al servizio dei propri mandanti); ibid., pp. 464–466, nr. 320 (l'abate *Erlendus*, mandato al papa come *nuntius* da alcuni vescovi islandesi, era definito dal papa come *boni testimonii virum*). Dalle rare lettere di petenti inserite nei registri innocenziani sono trasmesse poi alcune interessanti descrizioni di *nuntii* ideali formulate non dal papa ma dal mandante stesso. Esse erano solitamente inserite nella cornice di una raccomandazione del proprio inviato che, se ha sicuramente un ché di formulare, comunque da una parte

Il possesso di questa lunga serie di qualità era almeno uno dei motivi che dovevano spingere un petente a scegliere una persona piuttosto che un'altra per presentare le proprie richieste al pontefice; non era però certo l'unico. L'affiorare dai registri di alcune figure di procuratori e nunzi „eccellenti" mostra come la conoscenza degli ambienti di curia e, magari, un rapporto di stima e fiducia con il papa stesso potessero essere elementi importanti nella caratterizzazione di un rappresentante.[124] Da questo punto di vista significativi anche se non numerosissimi sono i casi di suddiaconi o cappellani papali che venivano incaricati di compiti di rappresentanza da parte di qualche *sublimis persona*: varrà la pena di ricordare ad esempio il suddiacono e *magister Berardus*, dal 1195 attestato come arcidiacono di Ascoli Piceno e nel contempo impegnato come medico alla corte imperiale e cappellano di Enrico VI e poi di Costanza, il quale si era presentato al cospetto di Innocenzo III con richieste della stessa Costanza e di Federico II;[125] e pure *Blasius*, *magister*, suddiacono e sorprendentemente anche notaio papale, tra 1202 e 1203 vicecancelliere della curia romana e inoltre vescovo eletto di Torres, il quale aveva rappresentato presso il papa il vescovo Giovanni di Nevers.[126]

---

dice quali erano i valori ritenuti essenziali per un messo, dall'altra restituisce senza dubbio anche qualche elemento di sincerità. Si vedano a tale proposito A. Sommerlechner/H. Weigl (Hg.), Die Register Innozenz' III., 7. Pontifikatsjahr, 1204/1205: Texte und Indices, Wien 1997 (Publikationen des historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, II. Abt., 1. Reihe, 7), pp. 351–354, nr. 202: il doge di Venezia raccomandava al papa i suoi due *nuntii*, definendoli *viri nobiles et discreti*; in questo caso il termine *nobiles* non era una pura formula retorica: Leonardo Navigaioso e Andrea de Mulino venivano infatti da famiglie cospicue ed erano personaggi assai in vista a Venezia (sulla famiglia del primo, nipote del doge e giudice veneziano si veda: G. Cracco, Dandolo, Enrico, in: DBI, vol. 32, Roma 1986, p. 456); o Register Innocenz' III., vol. II.1/12 (vedi nota 77), pp. 238–240, nr. 109: Simone di Monfort si esprimeva con queste parole su Roberto Mauvoisin, che aveva inviato come nunzio presso la sede apostolica: *dilectum et fildelem meum nobilem virum Robertum latorem presentium ... cuius absentiam graviter me expedit sustinere, cum ipse michi fuerit pars consilii et auxilii supplementum*).

**124** L'importanza di questo aspetto emerge da quelle espressioni usate dal papa in riferimento ai nunzi che potevano farsi carico della rappresentanza delle *sublimes persone*, nunzi che il pontefice voleva non solo (come si è visto) *fideles* ma anche *notos* (si veda ad esempio: Register Innocenz' III., vol. II.1/1 [vedi nota 2], pp. 520–522, nr. 349).

**125** Ibid., pp. 802–806, nr. 554.

**126** Register Innocenz' III., vol. II.1/5 (vedi nota 68), p. 258sg, nr. 130. Altri casi significativi, oltre a quello di Guglielmo Balbo (già trattato supra, note 98–102 e testo corrispondente), sono ad esempio: Ariprando Visconti: suddiacono papale almeno dal gennaio 1203, ordinario della Chiesa milanese e inoltre canonico di S. Maria di Novara. Nel settembre del 1203 fu procuratore del capitolo maggiore della cattedrale di Milano nella causa che la opponeva al clero decumano (e su cui si veda M. Pogliani, Il dissidio fra nobili e popolari a Milano. La controversia del 1203 fra l'arcidiacono e il primicerio maggiore, in: Ricerche storiche sulla Chiesa ambrosiana, X, Milano 1981 [Archivio Ambrosiano 42], pp. 5–111); vescovo di Vercelli dal 1208, dal 1212 fu anche legato papale in Lombardia (su questa figura, come sulle successive, si vedano le schede biografiche ricostruite da J. Johrendt, Der vierte Kreuzzug, das lateinische Kaiserreich und die päpstliche Kapelle unter Innozenz III., in:

4. L'analisi proposta sin qui ha tentato di mettere in luce i caratteri salienti della rappresentanza presso la curia papale al tempo di Innocenzo III nell'intento, in particolare, di fare chiarezza su quello sdoppiamento tra inviati e procuratori di curia postulato dal von Heckel alle origini degli studi sul tema, questione che pareva un nodo problematico cruciale.

A tale proposito le fonti consigliano di escludere, per il periodo qui considerato, che si possa parlare di *procuratores curiae* così come queste figure venivano descritte dal von Heckel e sono state intese in seguito dalla storiografia. La distinzione suggerita dallo studioso tra *procuratores curiae* e inviati non trova infatti, così come era stata formulata, un riscontro documentario.

Ciò che emerge invece dalle stesse fonti è l'esistenza di professionisti completi, chiamati *nuntii* o *procuratores*, che si occupavano della rappresentanza del petente, della sua difesa nei tribunali di curia e, insieme, di tutte le procedure tecniche e formali richieste dalla complessa burocrazia della curia romana.

Non si possono dimenticare, tuttavia, le rare testimonianze che in qualche modo richiamano all'esistenza di un'altra forma di rappresentanza, quella svolta da *petitionarii*, ufficiali di curia alla ricerca di illeciti guadagni e falsari. Questo genere di rappresentanti agiva invero nel nascondimento ed è perciò malnoto, ma i suoi tratti possono essere identificati in modo perlomeno approssimativo: esso risiedeva presso la curia, era in grado di occuparsi dell'*iter* della richiesta negli uffici della curia stessa, e in qualche modo formava già una categoria a parte. Si tratta tuttavia, con costoro, di una rappresentanza non solo illecita e (questa volta davvero) avversata dal pontefice, ma in fondo anche imperfetta: essa mancava infatti della componente di immedesimazione tra mandante e mandatario che si trova nella rappresentanza vera e propria.

Se, sulla base di quanto esposto sin qui, si volesse ora rispondere alla domanda circa le origini reali dei *procuratores curiae*, si dovrebbe forse dare ragione al von Heckel e riconoscere come essi somiglino assai di più, nella loro forma matura, a quei rappresentanti che al tempo di Innocenzo III esercitavano forme abusive di sostitu-

---

Alberzoni/Montaubin, Legati, delegati [vedi nota 1], pp. 76–114; qui p. 78). *Noradinus* (o *Noradus*): canonico di Besançon e suddiacono papale almeno dal giugno 1198 (Register Innocenz' III., vol. II.1/1 [vedi nota 2], nr. 277), nel febbraio 1204 agiva come procuratore di Amalrico, abate di Sixt (Register Innocenz' III., vol. II.1/6 [vedi nota 2], nr. 226; un'ulteriore occorrenza forse in: Register Innocenz' III., vol. II.1/7 (vedi nota 123), nr. 22 (Johrendt, Der vierte Kreuzzug, p. 96). *Magister* Guglielmo: suddiacono papale, nell'aprile 1206 era procuratore dell'arcidiacono di Toul nella lite contro il decano del capitolo della stessa città (Register Innocenz' III., vol. II.1/9 [vedi nota 85], nr. 51; Johrendt, Der vierte Kreuzzug, p. 113). *Walpertus*: suddiacono papale (Register Innocenz' III., vol. II.1/2 [vedi nota 33], nr. 26). Tra i cappellani papali che ricoprirono anche la funzione di procuratori si ricorderà: Odo: accolito e cappellano, nel febbraio 1208 operava come procuratore in una causa tra il vescovo di Bobbio e il locale monastero di S. Colombano (R. Murauer/A. Sommerlechner [Hg.], Die Register Innocenz' III., 10. Pontifikatsjahr, 1207/1208: Texte und Indices, Wien 2007 [Publikationen des historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, II. Abt., 1. Reihe, 10], nr. 212; Johrendt, Der vierte Kreuzzug, p. 98).

zione del petente. Sembrerebbe insomma che essi abbiano soppiantato le modalità di rappresentanza prima esistenti, finendo per assumere, nella legalità, le caratteristiche di quella un tempo illecita. La prosecuzione dell'indagine oltre il pontificato innocenziano potrà forse portare ulteriori elementi a sostegno di questa ipotesi.

Andreas Meyer †

# L'amministrazione del patrimonio

## Un aspetto del diritto canonico poco studiato

1 Introduzione
2 Le raccolte tardomedievali del diritto canonico
3 Il *Liber Cancellariae apostolicae*
4 *Execrabilis quorundam* e le conseguenze
5 Conclusione

**Zusammenfassung:** Das Verbot, Kirchenbesitz zu veräußern, das im Hochmittelalter entstandene kirchliche *beneficium* sowie das sich im Anschluss an den Investiturstreit herausbildende Patronatsrecht ließen im Abendland eine ökonomische Verfügungsmasse entstehen, die einzigartig war. Wegen des Zölibats konnten an diesem riesigen Vermögen keine Erbansprüche entstehen, so dass die Nutzung daran in jeder Generation neu zugeteilt werden musste. Ein nicht unwesentlicher Teil des spätmittelalterlichen Kirchenrechts befasst sich mit diesem Problem. Dabei kommt dem *Liber Cancellariae apostolicae* eine zentrale Rolle zu, denn er beinhaltet, was die päpstliche Kurie für ihre Kirchenherrschaft, die weitgehend mittels Urkunden geschah, benötigte, nämlich das Provinziale sowie Amtseide, Konstitutionen, Formulare und Kanzleiregeln. Am Beispiel der Konstitution *Execrabilis* von Johannes XXII. aus dem Jahr 1317 wird abschließend gezeigt, wie die Kurie das darin enthaltene Kumulationsverbot umsetzte und welche beabsichtigten und unbeabsichtigten Nebenwirkungen es hatte.

**Abstract:** The prohibition against selling church property, the ecclesiastical *beneficium* (created in the High Middle Ages) and patronage rights (formed after the Investiture Controversy) created a unique pool of wealth. Because of the obligation of clerical celibacy, no claims to inheritance could be made regarding this property, so that its use was newly assigned in each generation. A substantial part of late medieval canon law dealt with this problem. The *Liber Cancellariae apostolicae* played a central role in this, since it contained everything that the papal curia needed for its ecclesiastical jurisdiction (exerted largely via bulls): that is, the *Provinciale* as well as oaths of office, constitutions, *formulae* and chancery rules. Lastly, with the example of John XXII's constitution *Execrabilis* from 1317 we demonstrate how the Curia enforced the

**Nota preliminare:** Versione ampliata e corredata di note di una conferenza tenuta il 1° dicembre 2015 al Circolo Medievistico di Roma. Ringrazio Anna Esposito e Andreas Rehberg per l'organizzazione, Martin Baumeister per l'ospitalità offertami all'Istituto Storico Germanico.

**Traduzione** di G. Kuck.

prohibition against the accumulation of benefices that it contained, and its intended and unintended side effects.

1. La Cancelleria papale era nel tardo medioevo la più produttiva in tutto l'Occidente. Nessun'altra cancelleria signorile avrà prodotto una quantità di documenti pari a quella generata dalla *Cancellaria apostolica*. Per i quarant'anni tra il 1159 e il 1198 si conoscono circa 7000 lettere papali, dunque mediamente 175 all'anno.[1] La riforma curiale, attuata da Innocenzo III, aumentò ulteriormente la produzione di documenti, come emerge non ultimo dai registri papali tramandati in gran numero – pur con delle lacune – a partire dal 1198.[2] Essi contengono, ad esempio, 6288 lettere di Onofrio III, 6183 di Gregorio IX, e 8352 di Innocenzo IV.[3] La media mensile per ogni pontificato di questi papi sono rispettivamente 49, 35,5 o 55,5 *litterae*. Nel corso del XIV secolo la produttività della cancelleria papale fece un ulteriore grande balzo in avanti. Secondo i registri di Giovanni XXII, questo papa emise tra il 1316 e il 1334 almeno 55.421 *litterae communes*, vale a dire quasi 3100 all'anno o circa dieci per ogni giornata lavorativa.[4] Ma si era ben lontani dall'aver raggiunto l'apice, perché Josef

1 K. Pennington, Decretal Collections 1190–1234, in: W. Hartmann/K. Pennington (a cura di), The History of Medieval Canon Law in the Classical Period, 1140–1234. From Gratian to the Decretals of Pope Gregory IX, Washington D. C. 2008, pp. 293–317, qui p. 294; R. Hiestand, Die Leistungsfähigkeit der päpstlichen Kanzlei im 12. Jahrhundert mit einem Blick auf den lateinischen Osten, in: P. Herde/H. Jakobs (a cura di), Papsturkunde und europäisches Urkundenwesen. Studien zu ihrer formalen und rechtlichen Kohärenz vom 11. bis 15. Jahrhundert, Köln 1999, pp. 1–26, in particolare pp. 4 e 6: l'autore calcola per il XII secolo circa 20.000 diplomi papali, e per il periodo 1153–1187 circa 9500.

2 Die Register Innocenz' III., a cura di O. Hageneder, finora 10 vol., Wien 1964–2012; O. Hageneder, Die Register Innozenz' III., in: T. Frenz (a cura di), Innozenz III. Weichensteller der Geschichte Europas, Stuttgart 2000, pp. 91–101, con ulteriore bibliografia; per la tradizione dei registri prima di Innocenzo III, cf. R. Schieffer, Die päpstlichen Register vor 1198, in: K. Herbers/J. Johrendt (a cura di), Das Papsttum und das vielgestaltige Italien. Hundert Jahre Italia Pontificia, Berlin 2009 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Kl. N. F. 5), pp. 261–273.

3 Vgl. P. Pressutti, Regesta Honorii papae III, 2 vol., Roma 1885–1895, ristampa Hildesheim 1978; Les Registres de Grégoire IX (1227–1241). Recueil des bulles de ce pape publiées ou analysées d'après les manuscrits originaux du Vatican, a cura di L. Auvray, 4 vol., Paris 1896–1955; Les Registres d'Innocent IV (1243–1254) publiés ou analysés d'après les manuscrits originaux du Vatican et de la Bibliothèque nationale, a cura di É. Berger, 4 vol., Paris 1881–1921.

4 Jean XXII (1316–1334). Lettres communes, a cura di G. Mollat, Paris 1904–1947: dalle 64.421 lettere qui indicate vanno però sottratte 9000, perché Mollat salta nel vol. VII da 30.999 direttamente a 40.000; solo ora me ne sono accorto, cf. A. Meyer, Regieren mit Urkunden im Spätmittelalter. Päpstliche Kanzlei und weltliche Kanzleien im Vergleich, in: W. Maleczek (a cura di), Urkunden und ihre Erforschung. Zum Gedenken an Heinrich Appelt, Wien 2014 (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 62), pp. 71–91. La banca dati „Ut per litteras apostolicas", che

Hergenröther, che verso la fine del XIX secolo iniziò a raccogliere le lettere del papa mediceo Leone X, sospese i lavori al numero 18.070, dopo aver esaminato due anni e mezzo del pontificato: le 600 lettere papali registrate ogni mese l'hanno evidentemente stremato.[5] Poiché la registrazione delle *litterae* non era obbligatoria, non si schedava affatto ogni lettera che a partire da Innocenzo III usciva dalla cancelleria papale.[6] Pertanto cercheremmo invano, nei registri papali, la maggior parte delle certificazioni di possesso di cui sono ricchi i nostri archivi, ma anche gli innumerevoli mandati semplici dati ai giudici delegati.[7] Delle 75 lettere papali ad esempio, trascritte tra i pontificati di Gregorio IX e Gregorio X dal notaio lucchese Ciabattus parola per parola nei suoi registri, una sola si è conservata in originale, mentre un'altra si trova nei registri papali.[8] Dobbiamo pertanto moltiplicare per 75 le 22.683 lettere registrate durante quei pontificati, per cogliere le proporzioni esatte? Se sì, sarebbero uscite dalla cancelleria papale già allora almeno 3322 *litterae* al mese – dico almeno, perché il mio calcolo non considera i documenti papali tramandati a Lucca in originale, ma

---

riporta anche le lettere segrete e curiali relative alla Francia, attribuisce a Giovanni XXII complessivamente 60.560 documenti.

**5** J. Hergenröther, Leonis X pontificis maximi regesta (1513–1515), Faszikel 1–8, Freiburg/Br. 1884–1891.

**6** P. Herde, Beiträge zum päpstlichen Kanzlei- und Urkundenwesen im 13. Jahrhundert, 2ª ed. aggiorn., Kallmünz 1967, pp. 241sg.; O. Hageneder, Probleme des päpstlichen Kirchenregiments im hohen Mittelalter (Ex certa scientia, non obstante, Registerführung), in: Lectiones eruditorum extraneorum in facultate philosophica universitatis Carolinae Pragensis factae 4, Praha 1995, pp. 49–77, in particolare p. 53, calcola che in questo primo periodo si registravano il 18 % di quelle emesse; secondo J. E. Sayers, Papal Government and England during the Pontificate of Honorius III (1216–1227), Cambridge 1984, p. 51, ogni quarta lettera veniva registrata, cf. pure le sue interessanti osservazioni relative alla registrazione delle lettere papali dirette a petenti inglesi, ibid., pp. 68–93; P. Montaubin, L'administration pontificale de la grâce au XIIIe siècle, in: H. Millet, Suppliques et requêtes. Le gouvernement par la grâce en Occident (XIIe–XVe siècle, Rome 2003, pp. 321–342, in particolare p. 335, suppone che durante il governo di Urbano IV sia stata registrata probabilmente la metà delle lettere, con una tendenza all'aumento verso la fine del secolo. Schieffer, Register (vedi nota 2), p. 266, constata per il periodo prima del 1198 un forte divario tra il numero delle lettere papali conservate presso l'emittente e presso il destinatario.

**7** H. Bresslau, Manuale di diplomatica per la Germania e l'Italia, traduzione di A. M. Voci-Roth, Roma 1998 (Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Sussidi 10), pp. 693–697; Herde, Beiträge (vedi nota 6), pp. 63sg.: a partire dal XIII secolo le suppliche semplici in materia di giustizia *(commissiones simplices vel communes)* venivano approvate dal vicecancelliere. Poiché il giudice delegato doveva inserire la sua delega *(commissio)* negli atti del processo, la cancelleria poteva rinunciare senza alcun problema alla registrazione delle *litterae de iustitia*, cf. in proposito Bresslau, Manuale, pp. 693sg., nota 66. In questo modo si spiega pure perché la delega papale sia stata inserita spesso negli atti del giudice incaricato, cf. ora in proposito A. Kobayashi, Papsturkunden in Lucca (1227–1276). Überlieferung und Analyse (in corso di stampa). Il Concilio lateranense IV aveva stabilito di verbalizzare e raccogliere gli atti processuali, Conciliorum Oecumenicorum Decreta, a cura di Giuseppe Alberigo, Bologna ³1973, p. 252 § 38.

**8** Cf. in proposito anche Kobayashi, Papsturkunden (vedi nota 7).

non registrati. Pertanto nessuno dei papi poteva essere al corrente di tutto ciò che veniva spedito a nome suo per tutto il mondo. Dall'altra parte i pontefici dipendevano fortemente dalle carte prodotte dalla loro cancelleria, come emerge non ultimo dalla loro impotenza quando – Urbano VI o Benedetto XIII ad esempio – temporaneamente non disponevano di un sigillo e non potevano più comunicare con i loro seguaci,[9] oppure dalla reazione estremamente dura di Eugenio IV all'ordine con cui il concilio riunito a Basilea aveva imposto ai suoi ufficiali di lasciare la curia.[10]

Perché mai la Cancelleria apostolica produsse tutte queste carte? Il motivo va cercato nella particolarità del dominio pontificio sulla chiesa la cui struttura era stata rigorosamente gerarchizzata dopo la lotta per le investiture. Il divieto di alienare le proprietà ecclesiastiche,[11] il *beneficium* ecclesiastico nato nel corso del pieno medioevo per assicurare ai religiosi secolari il sostentamento, e il diritto patronale sorto in seguito alla lotta per le investiture crearono una disponibilità economica, unica in quell'epoca.[12] Il celibato impedì inoltre in maniera efficace che potessero nascere delle pretese ereditarie su tali beni. Tutto ciò significava che l'usufrutto dell'immenso patrimonio andava redistribuito nel susseguirsi delle generazioni. Ed è questo il motivo per cui una parte non trascurabile del diritto canonico tardomedievale si è occupata del problema.

La base di tali sviluppi era data dalla costituzione *Licet ecclesiarum* di Clemente IV (1265–1268), contenuta nel *Liber Sextus* del 1298, secondo cui il potere dispositivo del papa non riguardava solo tutti i benefici ecclesiastici resi liberi con la morte del possessore o per altri motivi, ma anche le opzioni o candidature relative ai benifici non ancora liberi.[13] Ciò non voleva già dire – come si legge spesso – che il papa mirasse ad assegnare di sua mano tutti i benefici della chiesa secolare, da quelli della diocesi fino al beneficio d'altare di una sperduta chiesa parrocchiale, ma solo che avrebbe potuto farlo legalmente se ne avesse avuto motivo.[14] Un mezzo per suggerirgli tali buoni

**9** Cf. la mia edizione di ordinamenti per la cancelleria e costituzioni tardomedioevali all'indirizzo http://www.uni-marburg.de/fb06/forschung/webpubl/magpubl/paepstlkanzl; 7. 2. 2017. In seguito cito i testi con il nome del papa (in tedesco) e nr., oppure, nel caso dei pontificati non ancora completati di Bonifacio IX, Giovanni XXIII, Martino V ed Eugenio IV, con l'aggiunta OT (= Ottenthal [vedi nota 44]) o con l'Incipit; qui Urban VI nr. 51, Benedikt XIII nr. 264 e 307.

**10** Eugen IV., *Inscrutabilis superni patris providentia* (link vedi nota 9).

**11** Cf. ad esempio l'arenga del 1465 in Paul II. nr. 188 (link vedi nota 9) sull'alienazione dei beni ecclesiastici: *Cum in omnibus iudiciis sit rectitudo iustitie et conscientie puritas observanda, id multo magis in commissionibus alienationum rerum ecclesiasticarum convenit observari, in quibus de Christi patrimonio et dispensatione pauperum, non de proprio cuiusque peculio agitur aut tractatur.*

**12** Cf. in proposito A. Meyer, Das Aufkommen des *Numerus certus* an Dom- und Stiftskirchen, in: S. Lorenz/A. Meyer (a cura di), Stift und Wirtschaft. Die Finanzierung geistlichen Lebens im Mittelalter, Ostfildern 2007, pp. 1–17.

**13** VI 3.4.2 = E. Friedberg, Corpus iuris canonici, 2 vol., Leipzig 1879, in particolare 2 col. 1021.

**14** Esclusi erano i benefici i cui diritti di patronato erano posseduti da laici, cf. A. Meyer, Zürich und Rom. Ordentliche Kollatur und päpstliche Provisionen am Frau- und Großmünster 1316–1523, Tübin-

motivi era costituita dalle suppliche. Le informazioni sulle condizioni favorevoli che la curia papale offriva per l'acquisto di un beneficio[15] si saranno diffuse rapidamente soprattutto attraverso le università, dove il *Liber Sextus* era materia d'insegnamento giuridico.[16] Le università intervenivano però anche direttamente sul mercato dei benefici, preparando dei rotoli di suppliche e presentandoli alla curia.[17] Altri soggetti ne seguivano l'esempio. Ancora oggi diverse migliaia di voluminosi registri delle suppliche, conservate nell'Archivio Vaticano, stanno a dimostrare il successo raggiunto da questa norma giuridica.[18]

Un'altra particolarità va considerata. Nei regni temporali i feudi erano diventati ereditari già nel pieno medioevo, sicché un sovrano poteva disporre di ducati, contee o altri domini parziali solo in casi eccezionali, le regalie una volta concesse raramente tornavano nelle sue mani, e a un certo punto anche l'ultimo bene del re era stato dato via o alienato. Le casse pontificie invece si riempivano ciclicamente nella maniera più naturale per effetto dei decessi.

A ciò si aggiungevano, nel corso dei secoli, innumerevoli nuove fondazioni di chiese, monasteri o singoli benefici, erette incessantemente dai fedeli per garantirsi la salvezza d'animo e per lodare dio.

---

gen 1986, p. 127; Id., Arme Kleriker auf Pfründensuche. Eine Studie über das *in forma-pauperum*-Register Gregors XII. von 1407 und über päpstliche Anwartschaften im Spätmittelalter, Köln 1990, p. 58.

**15** Per altri offerenti sul mercato dei benefici cf. Meyer, Zürich und Rom (vedi nota 14), pp. 115–150, e Id., Spätmittelalterliches Benefizialrecht im Spannungsfeld zwischen päpstlicher Kurie und ordentlicher Kollatur. Forschungsansätze und offene Fragen, in: S. Chodorow (a cura di), Proceedings of the Eighth International Congress of Medieval Canon Law, San Diego, 21–27 August 1988, Città del Vaticano 1991 (Monumenta iuris canonici, Series C: Subsidia 9), pp. 247–262, in particolare pp. 256–258.

**16** Del Liber Sextus esistono oggi ancora 500 manoscritti, T. Schmidt, Die Rezeption des Liber Sextus und der Extravaganten Papst Bonifaz' VIII., in: M. Bertram, Stagnation oder Fortbildung? Aspekte des Kirchenrechts im 14. und 15. Jahrhundert, Tübingen 2005 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 108), pp. 51–64; dati sulle raccolte giuridiche tardomedievali in confronto in A. Meyer, The Late Medieval Canon Law Collections, in: A. Winroth/J. Wey (a cura di), The Cambridge History of Medieval Canon Law (in corso di stampa).

**17** Cf. ad esempio W. J. Courtenay (a cura di), Rotuli Parisienses. Supplications to the Pope from the University of Paris, 3 vol., Leiden 2002–2013; sul numero degli studenti cf. R. C. Schwinges, Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert. Studien zur Sozialgeschichte des alten Reiches, Stuttgart 1986.

**18** Erano passati solo quindici mesi dopo la sua elezione al soglio pontificio quando, il 19 novembre 1317, Giovanni XXII si lamentò dell'insolenza dei petenti: *Execrabilis quorundam tam religiosorum quam secularium ambitio, que semper plus ambiens eo magis fit insatiabilis, quo sibi amplius indulgetur, et improbitas importuna petentium a nobis et predecessoribus nostris Romanis pontificibus non tam obtinuisse quam extorsisse plerumque noscuntur*, cf. Giovanni XXII. nr. 67B (link vedi nota 9); sull'*importunitas petentium* cf. pure Hageneder, Rechtskraft (vedi nota 85). Dalla triste sorte subita da un Gregorio XII o un Benedetto XIII si evince però che un papa senza petenti perde ogni legittimazione e smette semplicemente di essere papa.

Quel che è stato detto in proposito del dominio papale sui benefici ecclesiastici – cioè sul patrimonio ecclesiastico realmente esistente – vale *mutatis mutandis* anche per il potere sui laici. Grazie alle sue vaste prerogative di assoluzione e di dispensa, la potestà del papa si estendeva su tutti i cristiani. In continuazione s'innamoravano, ad esempio, uomini e donne troppo strettamente imparentati per poter contrarre un matrimonio legittimo.[19] Oppure la prole arrivava già prima delle nozze o non sarebbe dovuta arrivare affatto perché i genitori erano già legati, anche se non tra di loro.[20] La vita nel suo svolgersi caotico creava in continuazione situazioni da sanare – e tante, vista la debolezza dell'uomo. Pertanto la messe da raccogliere sui campi papali cresceva anno dopo anno da solo, come nel paese della cuccagna. Il corso della storia generava inoltre sempre nuovi ambiti di attività – in seguito alle crociate ad esempio fu introdotta l'indulgenza piena che in particolare a partire dal 1300, il primo cosiddetto anno santo, si intendeva rendere accessibile a tutti. Già da tempo si era capito che non tutti gli uomini erano in grado di distinguersi nella lotta contro i pagani o di intraprendere con successo il faticoso viaggio verso Roma.[21] Soprattutto donne e bambini, sottoposti alla particolare protezione della chiesa, erano svantaggiati. Qui subentrava la lettera di confessione – l'indulto individualizzato completo –, prima che Martin Lutero rovinasse tutto, demolendo questo redditizio ramo d'attività.[22] Accanto al patrimonio ecclesiastico reale, da redistribuirsi regolarmente, si posizionava dunque nel tardo medioevo in misura maggiore il *thesaurus ecclesiae* ideale che i santi avevano accumulato a partire dalla tarda antichità e continuavano ad accumulare. Quale sovrano secolare disponeva anche solo lontanamente di un'opportunità del genere?

**19** K. Salonen, The Penitentiary as a Well of Grace in the late Middle Ages. The Example of the Province of Uppsala 1448–1527, Helsinki 2001, pp. 103–118, 251–277; L. Schmugge, Ehen vor Gericht. Paare der Renaissance vor dem Papst, Berlin 2008.

**20** B. Schimmelpfennig, „Ex fornicatione nati". Studies on the position of priest's sons from the twelfth to the forteenth century, in: Studies in Medieval and Renaissance History N. S. 2 (1979), pp. 1–50; L. Schmugge, Kirche, Kinder, Karrieren. Päpstliche Dispense von der unehelichen Geburt im Spätmittelalter, Zürich 1995.

**21** P. Zutshi, Petitioners, popes, proctors: the development of curial institutions, c. 1150–1250, in: G. Andenna (a cura di), Pensiero e sperimentazioni istituzionali nella ‚Societas christiana' (1046–1250). Atti della sedicesima Settimana di studio, Mendola, 26–31 agosto 2004, Milano 2007, pp. 265–293; A. Meyer, Kirchlicher und religiöser Alltag im Spätmittelalter. Einführung in das Thema, in: Id. (a cura di), Kirchlicher und religiöser Alltag im Spätmittelalter, Akten der internationalen Tagung in Weingarten, 4.–7. Oktober 2007, Ostfildern 2010, pp. 1–16.

**22** A. Meyer, Der spätmittelalterliche *Liber Cancellariae apostolicae* als Formelbuch anhand der Beichtbriefe von Gregor XI. bis Alexander VI., in: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 62 (2016), pp. 227–273; Id., Beobachtungen zu den spätmittelalterlichen Ablass- und Beichtbriefen der päpstlichen Kanzlei, in: A. Rehberg (a cura di), Ablasskampagnen des Spätmittelalters. Luthers Thesen von 1517 im Kontext, Berlin-Boston 2017 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 132), pp. 127–167.

2. Come veniva ora amministrato questo duplice patrimonio? In primo luogo esamineremo l'evoluzione legislativa e amministrativa, approfondendone in seguito un determinato aspetto.

Il diritto canonico si suddivide tradizionalmente in tre epoche: la prima giunge all'incirca fino al *Decretum Gratiani* che sistemava il diritto canonico emanato fino a quel momento, la seconda fino alle decretali di Gregorio IX del 1234 che contengono le nuove norme giuridiche create a partire da Graziano, mentre alla terza appartengono ad esempio il *Liber Extra* promulgato da Bonifacio VIII nel 1298 e le Clementine del 1317.[23] Per i tempi successivi, purtroppo fino ad oggi poco indagati, i manuali rimandano a due raccolte private di cui si presume che siano state usate all'epoca, vale a dire le *Extravagantes Iohannis XXII* del 1325/27 e le *Extravagantes communes* del 1502/3, annoverate però ufficialmente tra il *Corpus iuris canonici* solo a partire dal 1582. Secondo questa impostazione il Tre- e Quattrocento, sui quali mi concentrerò in seguito, difettano in gran parte di codificazioni del diritto canonico.[24]

Il 26 novembre 1324 Giovanni XXII mandò a Parigi, Toulouse, Bologna, Roma, Napoli, Perugia e Oxford quattro costituzioni relative alla disputa sulla povertà, da lui promulgate a partire dal 1322, perché fossero trattate all'università.[25] Jesselinus de Cassanis, che aveva insegnato diritto all'università di Montpellier e redatto due commentari al *Liber Sextus* e alle *Clementine*, diventando poi familiare del cardinal nipote Arnaldo de Via ad Avignone, inserì i quattro testi nella sua raccolta di venti costituzioni di Giovanni XXII, ordinate in senso cronologico.[26] In questo modo assicurò ad esse una vasta diffusione. Giovanni Francesco Pavini, giudice presso la Rota romana, fece stampare i venti testi per la prima volta nel 1478 come appendice alle Clementine.

---

**23** K. W. Nörr, Die Entwicklung des Corpus iuris canonici, in: H. Coing (a cura di), Handbuch der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte, Band 1: Mittelalter, München 1973, pp. 835–846; sull'uso problematico del concetto „classico", applicato in questo contesto spesso al periodo intermedio qui menzionato, cf. M. Bertram, Spätmittelalterliches Kirchenrecht. Vier Anmerkungen zur Forschungslage, in: ZRG 131 Kan. Ab. 100 (2014), pp. 563–579, in particolare pp. 564–568.

**24** Nörr, Entwicklung (vedi nota 23); H.-J. Becker, Das kanonische Recht im vorreformatorischen Zeitalter, in: H. Boockmann (a cura di), Recht und Verfassung im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, I. Teil: Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1994–1995, Göttingen 1998, pp. 9–24; Meyer, Collections (vedi nota 16).

**25** Extravag. Jo. XXII. 14.2–5 = Friedberg, Corpus 2 (vedi nota 13) col. 1224–1236. La bolla di promulgazione è pubblicata in Chartularium universitatis Parisiensis, a cura di H. Denifle e A. Châtelain, 4 vol., Paris 1889–1897, rist. Bruxelles 1964, in particolare vol. 2/1 p. 276sg. nr. 833.

**26** H. Gilles, Cassagnes Jesselin de, in: P. Arabeyre/J.-L. Halpérin (a cura di), Dictionnaire historique des juristes français, Paris 2015, pp. 79–81; J. Tarrant, Extravagantes Iohannis XXII, Città del Vaticano 1983 (Monumenta iuris canonici series B: Corpus collectionum vol. 6); J. Brown, The Extravagantes communes and Its Medieval Predecessors, in: A Distinct Voice. Medieval Studies in Honor of Leonard E. Boyle, O.P, ed. by J. Brown/W. P. Stoneman, Notre Dame 1997, pp. 373–436, in particolare pp. 386–402 (la tabella 3 comprende tutte e due le raccolte).

A questa pubblicazione romana seguirono due altre edizioni, una nel 1488 a Lione, l'altra nel 1497 a Venezia.[27] Il giurista ed editore parigino, Jean Chappuis, ebbe il solo merito di aver ordinato i testi secondo il tema trattato e di aver dato alla raccolta il nome, tuttora in uso, *Extravagantes Iohannis XXII.*

Nei manoscritti medievali questa raccolta, come anche un'altra che comprende 51 costituzioni, è conosciuta con il nome *Constitutiones Iohannis XXII.*[28] Quella più grande, che iniziò a circolare solo dopo la morte del papa, sarebbe però rimasta senza alcun commento giuridico e, pertanto, poco interessante per una pubblicazione a stampa. Con il nome di *Extravagantes Benedicti XII* si diffuse a partire dalla metà del Trecento una raccolta di 16 costituzioni, promulgate dal secondo papa avignonese; essa è stata tramandata da numerosi manoscritti, senza che venisse mai commentata o stampata.[29] Le costituzioni papali continuavano però a suscitare l'interesse dei glossatori. Dal 1402 al 1404 Aegidius Bellemara ad esempio, inizialmente giudice presso la Rota, poi – sotto Clemente VII d'Avignone – *Auditor litterarum contradictarum* e, come *regens* della Cancelleria apostolica, sostituto del vicecancelliere, infine vescovo di Avignone, glossò 116 *Extravagantes* risalenti agli anni tra il 1298 e il 1378. Il commento, di cui si conservano solo tre manoscritti, non fu mai stampato e tuttora viene poco considerato dalla canonistica.[30]

Con la morte di Giovanni XXII nel 1334 finì il periodo in cui i papi mandavano le loro nuove leggi – da loro autenticate – alle università per promuovere la loro ricezione. Intorno alla metà del Trecento finì pure la diffusione mirata di raccolte private di costituzioni papali,[31] perché la loro raccolta e sistematizzazione, che avevano favorito la rapidissima evoluzione del diritto canonico a partire dalla metà del XII secolo, nel frattempo avevano assunto un'altra forma. Ora la curia stessa – come già durante il pontificato di Innocenzo III – era impegnata a non perdere l'orientamento nel diritto vigente almeno in quelle parti che la riguardavano direttamente.[32] In effetti

---

**27** S. Di Paolo, Le Extravagantes communes nell'età dell'incunabolo: la Bolla *Unam Sanctam* da Francesco Pavini a Jean Chappuis, in: ZRG 122 Kan. Abt. 91 (2005), pp. 355–407, in particolare pp. 368–375.

**28** Brown, Extravagantes communes (vedi nota 26), pp. 402–406 (sui Mss. cf. la tabella 3).

**29** Ibid., pp. 406–411.

**30** J. Tarrant, Extravagantes Iohannis XXII, Città del Vaticano 1983 (Monumenta iuris canonici series B: Corpus collectionum vol. 6), pp. 2sg.; Di Paolo, Extravagantes (vedi nota 26), p. 358; H. Gilles, Gilles Bellemère et le tribunal de la Rote à la fin du XIV[e] siècle, in: Mélanges d'archéologie et d'histoire 67 (1955), pp. 281–319.

**31** Le *Extravagantes Benedicti XII* costituiscono l'ultima raccolta privata con una vasta tradizione, cf. sopra nota 28.

**32** Le costituzioni si emanavano come *littera sollemnis*. Questa forma, caratterizzata dalla formula di saluto *Salutem et apostolicam benedictionem* al posto del destinatario, e dalla formula di perpetuità *Ad perpetuam rei memoriam*, nacque verso la metà del XIII secolo, M. Bertram, Die Konstitutionen Alexanders IV. (1255/56) und Clemens' IV. (1265/67). Eine neue Form päpstlicher Gesetzgebung, in: ZRG 119 Kan. Abt. 88 (2002), pp. 70–109, in particolare pp. 73sg. A partire dal XIV secolo si poteva

il *Liber Cancellariae apostolicae*, che esamineremo in seguito, affonda le sue radici nei primi anni del papato avignonese.

3. Il *Liber Cancellariae* tardomedievale è costituito sostanzialmente dal *Provinciale Romanum* in cui si rispecchia la struttura geografica della chiesa universale,[33] da formule di giuramento per gli impiegati curiali, da moduli per le *litterae apostolicae*, nonché da costituzioni e regole di cancelleria. Questo libro fu introdotto – come dice già il nome – per l'uso interno alla curia. Ma i suoi contenuti avrebbero comunque esercitato un'influenza più larga. Giovanni XXII ad esempio promulgò il 16 novembre 1331 tre costituzioni fondamentali: la *Ratio iuris* ordinava l'attività dei giudici e dei loro notai presso la suprema corte ecclesiastica, vale a dire presso l'*Audientia sacri Palatii*, chiamata anche *Rota*, mentre la *Pater familias* e la *Qui exacti temporis* davano una cornice giuridica alla Cancelleria apostolica la prima, all'*Audientia litterarum contradictarum* la seconda, cioè alle due istituzioni che erano addette alla produzione delle lettere apostoliche e controllavano i loro effetti più immediati.[34] Il 27 ottobre 1340 Benedetto XII vi aggiunse ancora la costituzione *Decens et necessarium* che riguardava l'operare degli avvocati concistoriali e dei loro assistenti.[35] Le quattro leggi, che formano il nucleo centrale del *Liber Cancellariae I*, contenevano inoltre disposizioni sulle rispettive tariffe da pagare. Nel 1375 Gregorio XI inserì nella costituzione sugli uditori della Rota ulteriori norme che Alessandro V riconfermò nel 1409 con la sua

anche chiedere la concessione della formula *Ad perpetuam rei memoriam*, cf. ad esempio Johannes XXII. nr. 79 (173) e (353), nonché Eugen IV. *Taxe Cancellarie apostolice* (464), (517) e (567).

**33** Secondo Tangl, il *Provinciale* risale alla lista delle diocesi creata dalla Camera apostolica e trasformata intorno al 1200 „in indirizzario della cancelleria", Tangl, Kanzleiordnungen (vedi nota 40), pp. XV–XXIII, citazione a p. XVI. Ben presto sarà stato arricchito di ulteriori materiali (schemi di giuramento, formule ecc.). Probabilmente Bologna, Reale Collegio di Spagna, Ms. 275, è una copia del primo libro di cancelleria, qui in seguito nominato *Liber Provincialis*, cf. Tangl, Kanzleiordnungen (vedi nota 40), pp. LV e LXII–LXV. Dopo il 4 novembre 1362, quando Urbano V si era riservato il potere di disposizione su tutti i patriarcati, arcidiocesi e diocesi con un introito annuo di oltre 200 tornesi, e su tutti i conventi maschili che rendevano più di 100 tornesi all'anno, cf. Urbano V nr. 8, la Camera apostolica compilò sulla base dell'antico *Proviniciale* un elenco alfabetico di tutte le diocesi. J. J. I. von Döllinger, Materialien zur Geschichte des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, Regensburg 1863 (Beiträge zur politischen, kirchlichen und Cultur-Geschichte der sechs letzten Jahrhunderte 2), pp. 1–276, pubblicò questo elenco, tramandato in numerosi manoscritti discordanti, dove i conventi sottoposti a questa riservazione venivano assegnati alle diocesi in cui si trovavano, cf. E. Göller, Der Liber taxarum der päpstlichen Kammer, in: QFIAB 8 (1905), pp. 113–173 e 305–343.

**34** Johannes XXII. nr. 47, 54 e 55. Nessuna di queste tre costituzioni è contenuta nei registri delle lettere di Giovanni XXII, probabilmente perché venivano inserite nel *Liber Cancellariae* allora redatto.

**35** Benedikt XII. nr. 44. Per completezza sia menzionata anche la costituzione *In agro dominico* che Benedetto emanò l'8 aprile 1338, e che fu, fondamentale per la penitenzieria tardomedievale, cf. E. Göller, Die päpstliche Pönitentiarie von ihrem Ursprung bis zu ihrer Umgestaltung unter Pius V., Bd. 1: Die päpstliche Pönitentiarie bis Eugen IV., I. Teil: Darstellung, Roma 1907, p. 29.

ottava regola di cancelleria.[36] Dopo i concili di Costanza e Pavia/Siena, Martino V revisionò e integrò queste leggi fondamentali.[37] Eugenio IV seguì le sue orme dopo il concilio di Firenze.[38] Anche questi testi più recenti si trovano nel *Liber Cancellariae*.

Che il *Liber Cancellariae* servisse originariamente al papa come strumento interno per il governo della chiesa, emerge anche dal fatto che il più antico testo conservato – Ottobon. Lat. 778 – contiene le *Regulae Cancellariae apostolicae* dei primi tre papi avignonesi. Le regole di cancelleria fissavano nel senso più largo le procedure con le quali la curia cercava di rispondere alla crescente domanda di tutti i tipi di privilegi ecclesiastici, indulgenze, benefici, assoluzioni e dispense. Esse interpretavano tra l'altro la segnatura papale sulle suppliche presentate e definivano, insieme con i formulari, la forma delle *litterae apostolicae* in uscita.[39]

A partire dal pontificato di Gregorio XI (1370–1378) il *Liber Cancellariae* è diviso concretamente in tre volumi.[40] Due ne copiò il curiale tedesco Dietrich von Nieheim nella primavera del 1380 su incarico di Urbano VI. In aprile trascrisse il *Liber Cancellariae I* da un vecchio e danneggiato libro di cancelleria che probabilmente era stato iniziato durante il pontificato di Giovanni XXII e integrava alcune parti del *Liber provincialis* del XIII secolo.[41] Il mese successivo riportò il cosiddetto *Quaternus albus* della Cancelleria apostolica, composto in gran parte da formule per *litterae apostolicae*, e da costituzioni papali.[42] Dopo un'interruzione piuttosto lunga manifestatasi all'inizio del Quattrocento, la sua opera, che oggi costituisce la prima parte del codice

**36** Gregor XI. nr. 86; Alexander V. nr. 8.

**37** Cf. le costituzioni di Martino V *In apostolice dignitatis specula* del 1418, *Romani pontificis providentia circumspecta* del 1423, e la regola di cancelleria *Sanctissimus dominus noster papa dominus Martinus V frequentibus infra sue mentis armarium revolvens studiis* del 1425, tutte prossimamente in edizione critica (link vedi nota 9).

**38** Cf. la costituzione di Eugenio IV *Romani pontificis providentia circumspecta nonnumquam pro ordinandis curie Romane officiis et in melius disponendis aliqua moderatur*, emanata negli ultimi anni del suo pontificato (link vedi nota 9).

**39** Meyer, Formelbuch (vedi nota 22).

**40** Cf. in proposito M. Tangl, Die päpstlichen Kanzleiordnungen von 1200–1500, Innsbruck 1894, rist. Aalen 1959, p. LV (che non conosceva molti manoscritti scoperti in seguito); B. Hotz, Libri cancellariae spätmittelalterlicher Päpste, in: P. Erdö/S. A. Szuromi (a cura di), Proceedings of the Thirteenth International Congress of Medieval Canon Law, Esztergom, 3–8 August 2008, Città del Vaticano 2010, pp. 397–417; cf. pure la nota seguente.

**41** Ne esistono ancora oggi quattro manoscritti, cf. A. Meyer, Kirchenherrschaft im Angesicht des Todes. Johannes XXII., Benedikt XII. und die *Regulae Cancellariae apostolicae*, in: H.-J. Schmidt/M. Rohde (a cura di), Papst Johannes XXII. Konzepte und Verfahren seines Pontifikats. Freiburger Kolloquium 2012, Berlin 2014 (Scrinium Friburgense 32), pp. 177–197: la documentazione di 15 dei complessivi 16 manoscritti del *Liber Cancellariae I* e *II* a pp. 183–185; di recente ho scoperto a Siviglia, Biblioteca Colombina, Ms. 7-6-9, frammenti di un ulteriore libro di cancelleria.

**42** A proposito di queste ultime osservò Tangl, Kanzleiordnungen (vedi nota 40), p. XLVIII: „Oggi hanno un valore solo per i canonisti che dalla loro parte meriterebbero però attenzione e uno studio metodico".

Barb. Lat. 2825 della Biblioteca Apostolica Vaticana, tornò a essere usata come autentico libro di cancelleria fino al pontificato di Pio IV.[43]

Sarebbe stato Gregorio XI a estrarre le regole di cancelleria, diventate nel frattempo nel loro insieme assai disordinate, dal loro contesto originario, perché a partire da quel pontificato esse venivano registrate in un *Liber*, un *Quaternus* o *Quinternus regularum*, oppure un *Liber constitutionum Cancellarie*, che chiamerò qui *Liber Cancellariae III*. È stata questa separazione a portare nel tardo Ottocento a due diverse pubblicazioni che hanno condizionato a lungo la successiva ricerca, quella sulle costituzioni di cancelleria di Michael Tangl[44] da una parte e quella sulle regole di cancelleria di Emil von Ottenthal[45] dall'altra; di questo passo, però, è andato perso l'aspetto essenziale, cioè che nel caso del *Liber Cancellariae* si tratta di una compilazione fondamentale del diritto canonico tardomedievale. A Gregorio XI risale anche la redazione delle regole di cancelleria dei suoi predecessori che ci sono state tramandate in più di 90 manoscritti.[46]

Sebbene le regole di cancelleria mantenessero il loro nome poco appariscente, che oscurava quasi il loro valore come fonte, il loro carattere si sarebbe trasformato rapidamente. Anche se disciplinavano in origine solo il contenuto delle *litterae apostolicae*, già Giovanni XXII vi inserì delle prerogative, vale a dire dei privilegi concessi a determinati gruppi di petenti. A partire da Urbano V (1362–1370) comprendevano anche dei diritti riservati dei papi[47] e le competenze del capo della cancelleria.[48] Infine, dal XV secolo in poi, vi si trovano anche accenni ai concordati allora conclusi tra il papa e le singole nazioni conciliari o, più tardi, tra il papa e singoli sovrani.[49]

Mentre già da tempo importanti costituzioni papali venivano lette e affisse nella *Audientia publica* oppure *Audientia litterarum contradictarum*, allo scopo di diffonderne la conoscenza, Clemente VII di Avignone fu il primo a promulgare in forma solenne le regole di cancelleria vigenti durante il suo governo, facendole affiggere il 6 febbraio 1379 alla porta della cattedrale di Fondi, dove allora risiedeva.[50] In questa

**43** Sono stati tramandati 13 copie del *Liber Cancellariae II*, Meyer, Kirchenherrschaft (vedi nota 41).

**44** Tangl, Kanzleiordnungen (vedi nota 40).

**45** E. von Ottenthal, Regulae cancellariae apostolicae. Die päpstlichen Kanzleiregeln von Johannes XXII. bis Nikolaus V., Innsbruck 1888, rist. Aalen 1968.

**46** Chi scrive ne sta preparando una nuova edizione, cf. link vedi nota 9.

**47** Urban V. nr. 7–8, 19, 21–22, 24, 31–32, 42, 47, 51–52 (link vedi nota 9).

**48** Urban V. nr. 2, 16–17, 35, 39–40, 48–50 (link vedi nota 9).

**49** Ad esempio Nikolaus V. nr. 137 (link vedi nota 9). Dall'altra parte diverse regole di cancelleria, stabilite da Martino V, e pertanto anche *Ad regimen* (= Benedikt XII. nr. 35B), sarebbero entrate nella legislazione francese nel momento in cui il parlamento di Parigi le registrava, come si evince dal relativo volume delle *Ordonnances enregistrées au Parlement du Paris*, Paris, Archives nationales, X 1 A 8604, fol. 87v–89v.

**50** Clemens VII. nr. 1 (link vedi nota 9). Urban VI. nr. 10 sull'obbligo di pagare le annate dei *provisi* venne affisso il 7 settembre 1379 al portone della cancelleria, nell'intenzione di renderne noto il contenuto ai curiali addetti all'*expeditio* delle *litterae*.

maniera cercava evidentemente di aumentare il suo ancora scarso seguito, sottraendolo a Urbano VI. Dopo che il papa romano Innocenzo VII nel 1405 aveva pubblicato una singola regola di cancelleria, adducendo la motivazione *quoniam omnium interest, quod dispositiones nostre, que pro publica utilitate geste sunt, publice divulgentur*,[51] Alessandro V cedette nel 1409 alle pressioni dei padri conciliari di Pisa, pubblicando le sue regole di cancelleria *in toto* nella cancelleria papale. A partire da Martino V si affiggevano le regole rispettivamente nella cancelleria papale e nella *Audientia litterarum contradictarum*; successivamente venivano trascritte nel *Liber Cancellariae*.[52] Per certe costituzioni si cercavano lo stesso altre vie per diffonderle.[53] Non abbiamo invece nessuna notizia che le regole di cancelleria di volta in volta valide fossero spedite alle università. Del resto sarebbe stato quasi impossibile, perché il lavoro quotidiano della cancelleria portava a cambiarle in continuazione. Tantomeno esiste una versione autentica delle regole di cancelleria. Il cosiddetto *Liber Cancellariae III* però è conservato, in copia, in oltre 160 manoscritti, e a partire dal 1469 anche in numerosi incunaboli. Ma il quadro offerto è poco omogeneo, perché nessuno dei testi è completo. In compenso i manoscritti spesso sono stati integrati con ulteriori costituzioni o *litterae* che regolavano tematiche affini ed erano contenute non raramente nel *Liber Cancellarie I* o *II*. Potremmo quasi parlare di uno spazio della memoria giuridica che si manifesta nei manoscritti realmente esistenti; tenterò di riprodurlo nella mia edizione, ricostruendo per ogni singolo testo anche il rispettivo contesto in cui era stato tramandato.

Siccome Clemente VII all'inizio del suo pontificato non aveva a disposizione nessuna copia del *Liber Cancellariae*, non era in grado di sviluppare o integrare le regole di cancelleria dei suoi predecessori attraverso glosse, come si usava fare fino a quel momento, ma doveva redigerle *ex novo*. Benedetto XIII e Martino V, che riconfermò il vicecancelliere proveniente dall'obbedienza avignonese, nonché i loro successori avrebbero continuato ad attenersi a questa procedura. A Benedetto XIII risalgono inoltre i tentativi di dare una sistematizzazione interna alle regole di cancelleria.

---

**51** Innozenz VII. nr. 6 (link vedi nota 9).

**52** Cf. Alexander V. nr. 32 (link vedi nota 9); A. Meyer, „Dominus noster vult". Anmerkungen zur päpstlichen Gesetzgebung im Spätmittelalter, in: HZ 289 (2009), pp. 607–626. Per raggiungere un maggior numero di persone, Sisto IV fece non solo leggere la costituzione *Romanus pontifex* del 10 agosto 1478 durante l'*Audientia litterarum contradictarum* e inserire nel *Liber Cancellariae*, ma anche affiggere nel centro della città a S. Pietro e S. Maria Rotondo, cioè il Pantheon, Biblioteca Apostolica Vaticana (= BAV), Barb. Lat. 2825, fol. 236r–237r.

**53** Già ai tempi di Martino V si trova la clausola *Verum quia difficile foret huiusmodi litteras singulis exhiberi, volumus et eadem auctoritate decernimus, quod ipsarum transsumpto manu publica et sigillo alicuius episcopalis vel superioris ecclesiastice curie munito tamquam prefatis, si originales exhiberentur, litteris plena fides adhibeatur et perinde stetur, ac si originales littere forent exhibite vel ostense*, BAV, Barb. lat. 2825, fol. 160r–160v. A proposito di alcune costituzioni, Sisto stabilì che una copia notarile, provvista del sigillo di un tribunale vescovile, aveva la stessa validità giuridica di un documento papale, cf. Sixtus IV. nr.i 180 und 189 (link vedi nota 9).

Non si sa perché a partire dalla metà del XV secolo certi testi si ritrovano nel *Liber Cancellariae II*, altri invece nel *Liber Cancellariae III*, cioè tra le *Regulae Cancellariae apostolicae* in senso stretto. In ogni caso, l'ordine papale *Publicetur et describatur in Cancellaria* oppure *Describatur in libro*, a cui segue rispettivamente la segnatura del papa,[54] non spiega il diverso trattamento. L'inserimento di una costituzione nel *Liber Cancellariae* sembra però aver rafforzato la sua autorevolezza. Almeno la si dimenticava meno facilmente presso la curia. Quando un papa voleva sopprimere una costituzione per intero, la faceva cancellare dal libro di cancelleria.[55]

Non poche regole di cancelleria possono essere ricondotte a costituzioni papali. In alcuni casi si tratta di semplici estratti, in altri di veri e propri „Trennstücke".[56] Riguardo al loro contenuto giuridico, Gregorio XI distingueva tra regole che avevano la forza giuridica di una costituzione *(vim constitutionis)*, e quelle che si riferivano semplicemente alla stesura di *litterae*.[57] Delle prime chiunque poteva ottenere una copia autenticata, se ne aveva bisogno per affermare i suoi diritti davanti a un tribunale, purché si rispettassero determinati requisiti formali. Le regole che disciplinavano la stesura delle *litterae*, riferendosi per così dire agli affari interni della curia, invece non si consegnavano in mani estranee (*non dentur)*.[58]

I papi potevano annullare le costituzioni dei loro predecessori o cambiare il loro contenuto giuridico. Nelle regole di cancelleria vere e proprie si perfezionava la trasformabilità del diritto a tal punto che ogni papa all'inizio del suo pontificato rivedeva le regole dei suoi predecessori, sopprimendo o modificando tutto ciò che non approvava. Siccome non si producevano delle *litterae apostolicae* quando la sede apostolica era vacante, le regole acquisivano validità giuridica solo con un papa in carica.[59] Nella prospettiva del diritto romano le regole di cancelleria, si potrebbe dire, rappresentavano un cosiddetto *Edictum perpetuum* „che in alcune parti pretendeva di valere come *ius commune* per la chiesa universale."[60]

Il fatto che a partire dal 1469 si stampassero anche le *Regulae Cancellariae apostolicae* in vigore, segnala un vivo interesse da parte dei contemporanei, ma per il motivo

---

**54** Ad esempio Martin V. OT 198, Nikolaus V. nr.i 120sg., 126, 129, 142, 144 ecc. (link vedi nota 9).

**55** Cf. ad esempio Pius II. nr.i 172 sg., 176 e 188, Paul II. nr.i 89 e 91, Sixtus IV. nr. 176 (link vedi nota 9).

**56** Ad esempio la costituzione di Bonifacio IX *Intenta salutis* von 1402, Ottenthal, Regulae (vedi nota 44), pp. 73–81 nr.i 67–81.

**57** Gregor XI. nr. 80 (link vedi nota 9); Tangl, Kanzleiordnungen (vedi nota 40), pp. 146–160 nr. 29 § 7, prossimamente in edizione critica (link vedi nota 9).

**58** Cf. il regolamento di cancelleria di Eugenio IV *Romani pontificis providentia* (8) e (9) menzionato sopra in nota 24; Pius II. nr. 28.

**59** Meyer, Kirchenherrschaft (vedi nota 40), pp. 193sg.

**60** H.-J. Becker, Päpstliche Gesetzgebung und Kodifikationspläne für das kanonische Recht im 15. und 16. Jahrhundert, in: H. Boockmann (a cura di), Recht und Verfassung im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, II. Teil: Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1996 und 1997, Göttingen 2001, pp. 277–295, in particolare p. 287.

già menzionato le edizioni non contengono mai tutte le regole emanate da un papa. Nel lungo pontificato di Sisto IV gli stampatori iniziarono addirittura a produrre supplementi in forma di singoli fogli, prima di inserire le nuove norme in una riedizione più ampia.[61] Fino alla fine del medioevo rimase limitata una standardizzazione delle regole di cancelleria che comprendesse diversi pontificati.

La stampa diede una nuova direzione anche allo sviluppo delle raccolte delle *Extravagantes*. Adam Rot editò intorno al 1469/70 a Roma – probabilmente per un pubblico tedesco – la costituzione con la quale Nicola V aveva confermato il concordato di Vienna del 1448, nonché le due costituzioni *Execrabilis* di Giovanni XXII e *Ad regimen* di Benedetto XII da essa convalidate,[62] mentre con un'operazione senz'altro sensata dal punto di vista del contenuto, Sixtus Riessinger riunì in un unico pacchetto la bolla *Consueverunt*, promulgata da Paolo II il giovedì santo del 1469 per stigmatizzare Giorgio, re di Boemia, e i suoi seguaci come terribili eretici, la *Bulla de casibus reservatis* e la *Bulla contra simoniacos*. Ogni confessore sarà stato felice di poter apprendere da questo incunabolo le ultime novità nella produzione di peccatori da parte della curia.[63] Poco dopo Adam Rot pubblicò un estratto – circa un terzo – del tariffario, allora in vigore, relativo alle *litterae apostolicae* che informava le persone potenzialmente interessate sulla ricca offerta di atti di grazia, concessioni, assoluzioni e dispense da parte della cancelleria papale.[64] Sembra che con questa iniziativa abbia colto lo spirito dei tempi, perché già nel 1474 un'altro stampatore tedesco si mise a pubblicare tutto il tariffario della cancelleria apostolica, che comprendeva più di 780 posizioni. Fino al 1500 seguirono a Roma altre nove edizioni, e a Colonia ancora una decima.[65]

4. In terzo luogo vorrei esemplificare quanto fittamente fosse intrecciato il tessuto del diritto canonico tardomedievale, come ci appare nel *Liber Cancellariae*, e quante disposizioni riguardassero – su diversi piani – l'amministrazione del patrimonio ecclesiastico. Siccome già nel giugno scorso ho esaminato in questa sede le lettere di confessione tardomedievali, attraverso le quali si gestiva il *Thesaurus ecclesiae*,[66] mi soffermerò ora su due aspetti dell'amministrazione dei benefici ecclesiastici: la giusta ripartizione e la loro tassazione, vuol dire le entrate papali.

La già menzionata costituzione *Execrabilis quorundam tam religiosorum quam secularium ambitio*, promulgata da Giovanni XXII il 19 novembre 1317, circa un anno dopo il suo insediamento, disponeva che ad eccezione dei cardinali e dei figli di un

**61** Ad esempio GW M42566, GW M4256610, GW M42571, GW M42609, GW M42612, GW M42613, GW M42617, GW M42618, GW M42619, cf. http://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de/; 5. 12. 2016.
**62** GW M27137.
**63** GW M29920.
**64** GW M45266.
**65** GW M45257–M45260, M45264, M4526410, M45265, M45267–M45269.
**66** Meyer, Ablass (vedi nota 22).

re ogni chierico avesse diritto a un unico beneficio con cura delle anime e un'unica sinecura. Inoltre stabiliva che i benefici in soprannumero dovessero essere consegnati entro un mese al vescovo di competenza. Al contempo i vescovi venivano obbligati a mandare al papa un elenco dei benefici rilasciati in questo modo, affinché egli potesse disporne in seguito. Chi in futuro avesse ottenuto un beneficio incompatibile, avrebbe dovuto restituire l'altro all'ordinario, sul quale il papa si riservava il diritto di decidere. In ogni caso spettava ai petenti richiamare l'attenzione sulla prerogativa del papa e specificare, nella loro supplica, il motivo per cui il beneficio da essi desiderato era vacante.[67]

Giovanni procedeva dunque non solo contro coloro che avevano infranto in maniera consapevole o inconsapevole il divieto di accumulo, ma revocava anche tutte le dispense fino a quel momento accordate dalla curia in proposito, o le riconduceva entro i limiti permessi. Siccome un beneficio ecclesiastico doveva garantire il sostentamento di un chierico, il papa apriva quindi una finestra a coloro che finora ne erano sprovvisti. Nell'ottica della chiesa universale e in considerazione dei suoi mezzi non illimitati nonostante tutta la sua ricchezza, egli agì senz'altro in maniera responsabile o, nelle parole dell'epoca, con vera premura pastorale.[68]

Con l'ottava regola di cancelleria, inserita in un manoscritto con il titolo *De clausula ponenda in litteris habentium dignitatem, personatum vel officium aut beneficium curatum et impetrantium aliud simile et incompatibile*, il papa impediva che in futuro potesse verificarsi un possesso incompatibile.[69] La clausola obbligava l'interessato, infatti, ad alienare il bene incompatibile al momento dell'accettazione del nuovo beneficio *(dimittere)*. Quanto fosse importante per Giovanni XXII di riservare a sé stesso e di non cedere a nessun'altro la decisione sui benefici resi vacanti in questa maniera, si desume dal fatto che durante il suo pontificato promulgò in proposito tre ulteriori regole di cancelleria.[70] Infine stabilì nella costituzione *Cum nonnulle ecclesiastice persone in cathedralibus* del 5 gennaio 1319 che nel caso in cui un chierico fosse entrato in possesso di un secondo beneficio curato, gli introiti tratti dal primo sarebbero stati riservati alla Camera apostolica. Nella costituzione *Ut quos virtutis amor*, emanata da Giovanni XXII anch'essa nel terzo anno del suo pontificato, ma tramandata solo in poche copie, egli ribadì l'obbligo per nuovamente coloro che tene-

**67** Johannes XXII. nr. 67B (link vedi nota 9). Già Alessandro IV aveva fatto un tentativo in questa direzione, cf. G. Barraclough, The constitution „Execrabilis" of Alexander IV, in: English Historical Review 49 (1934), pp. 193–218. Anche in questo caso si trattava di una vicenda isolata, cf. Meyer, Zürich und Rom (vedi nota 14), pp. 29sg.; vgl. Kobayashi, Papsturkunden (vedi nota 7), nr.i 241 e 243, dove Alessandro IV annullò la sua propria costituzione.

**68** Già il 14 settembre 1316, una buona settimana dopo la sua incoronazione, Giovanni XXII si riservò l'assegnazione dei benefici resi vacanti perché qualcuno aveva ottenuto un altro beneficio per *gratia* papale, cf. Giovanni XXII nr. 48 (link vedi nota 9).

**69** Johannes XXII. nr. 8 (link vedi nota 9). Cf. pure ibid. nr. 49.

**70** Johannes XXII. nr.i 25sg. e 40 (link vedi nota 9).

vano dei benefici incompatibili, ad adeguare la loro situazione al nuovo stato giuridico. Al contempo esortò i collatori ordinari a farsi presentare eventuali dispense dal divieto di accumulo. Il papa pensava probabilmente di aver tolto in questo modo ogni residuo fascino al possesso incompatibile di un beneficio.[71]

In breve: l'emanazione della *Execrabilis* portò nella prassi curiale a un cambiamento nel formulario delle corrispondenti *litterae*, una conseguenza che però non appare nella costituzione, ma emerge solo dalle regole di cancelleria. Ma proprio le regole ne erano il luogo deputato, perché gli abbreviatori, che preparavano le minute, e gli scrittori, che provvedevano alla stesura a buono, dovevano sapere come formulare l'eventuale lettera di conferimento. Al più tardi al momento della cosiddetta *iudicatura*, durante la quale il vicecancelliere e i suoi collaboratori verificavano la correttezza formale e giuridica della lettera ancora non sigillata e ne autorizzavano la sigillatura, la mancanza della clausola sull'alienazione non l'avrebbe fatta passare.[72]

Per tutti questi motivi Giovanni XXII si limitò a inserire, nel 1317, la costituzione *Execrabilis* nel registro delle sue lettere.[73] Con la sua emanazione e il cambiamento del formulario il papa considerava risolto il problema dell'accumulo di benefici. Il giurista Jesselinus de Cassanis invece, che conosceva bene la curia, vedeva nella *Execrabilis* un testo che andava commentato, e per questo motivo lo inseriva anche nella sua collezione di costituzioni di Giovanni XXII. La *Execrabilis* è naturalmente presente anche nella più vasta raccolta delle *Constitutiones Iohannis XXII*.[74]

Si noti, per inciso, che l'*Execrabilis* ebbe degli effetti collaterali indesiderati che si sarebbero manifestati però solo alcuni anni dopo. Il 29 maggio 1332 Giovanni XXII scrisse al vescovo di Tarbes e al locale nunzio che nel caso di parrocchie con pochissimi introiti, resesi vacanti per effetto dell'*Execrabilis*, il divieto di accumulo non sarebbe più stato applicato, e che di questi benefici avrebbero potuto essere assegnati anche due, purché fosse assicurata la presenza di un chierico nelle parrocchie in questione. Rilevò inoltre di non aver mirato affatto, con la riservazione stabilita nella costituzione, a ledere i diritti dei collatori laici.[75]

Grazie alla clausola obbligatoriamente inserita nelle *litterae apostolicae* non era neppure necessario che il suo successore, Benedetto XII, includesse il motivo „infrazione del divieto di accumulo" nella sua costituzione *Ad regimen* del 13 gennaio 1335 in cui si definiva tutto ciò che comprendeva la formula *vacans apud sedem apostolicam*.[76] Ma i furbi, che tentano di eludere le leggi in vigore, non mancano mai, in

**71** Johannes XXII. nr. 69B (link vedi nota 9).

**72** A. Meyer, Die päpstliche Kanzlei im Mittelalter – ein Versuch, in: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 61 (2015), pp. 291–342, in particolare p. 311sg.

**73** Archivio Segreto Vaticano (= ASV), Reg. Aven. 10, fol. 418v–419v (parzialmente sbiadito); Reg. Vat. 67, fol. 295r (Rubrik), fol. 306v–307v

**74** Tarrant, Extravagantes (vedi nota 18), pp. 190–198 nr. 9.

**75** Johannes XXII. nr. 71B (link vedi nota 9).

**76** Benedikt XII. nr. 35B (link vedi nota 9).

nessun'epoca. Nella costituzione *Dudum nos certis ex causis rationabilibus inducti*, emanata da Benedetto XII nel settembre 1336, dunque un anno e mezzo dopo, e inserita nelle *Extravagantes Benedicti XII* e nel *Liber Cancellariae II*, il papa parla di abusi di cui aveva avuto sentore, e che intendeva eliminare. Ad alcuni chierici, già titolari di un beneficio, aveva conferito un altro e imposto di rinunciare a quello di cui disponevano. Ma poco prima della nuova assegnazione o avevano fatto uno scambio, cedendo il beneficio incompatibile a una persona terza e ricevendone un altro compatibile, o l'avevano consegnato all'ordinario; in ogni caso, conclude il papa, avevano leso i suoi diritti.[77]

Perché si manifestò nella *ecclesia Dei* un tale comportamento riprovevole? A partire dal 20 febbraio 1326 ogni chierico, a cui il papa assegnava un beneficio vacante *apud sedem apostolicam*, era obbligato a pagare una tassa, successivamente chiamata „annata", che corrispondeva a metà degli introiti annuali; il pagamento non era dovuto, quando aveva ottenuto il beneficio attraverso uno scambio *(permutatio beneficii)*.[78] Questa disposizione di Giovanni XXII aveva inizialmente la validità di un anno, che però sarebbe stata sempre prorogata, perché la situazione finanziaria della curia continuava a rimanere tesa, prima a causa delle guerre in Italia, e anni dopo per via dello scisma. Ma proprio perché erano limitati nel tempo, queste costituzioni non suscitavano nessun interesse nei dotti giuristi. Non sono neppure presenti nel *Liber Cancellariae*, perché spettava alla Camera papale la riscossione dei soldi.[79] L'aspra critica, mossa nei confronti delle annate all'epoca dello scisma e poi di nuovo a partire dalla fine del Quattrocento, potrebbe essere stata suscitata da questa circostanza: si aveva appunto l'impressione che le annate difettassero di ogni base giuridica.

L'emanazione della *Onerum necessitates multiplices* e delle sue edizioni successive con altro *Incipit* accrebbe in seguito la rilevanza della *Execrabilis*.[80] Inizialmente la costituzione doveva solo abolire il ben poco devoto accumulo di benefici e creare una procedura più equa nell'assegnarli, ma poi era diventata una ricca fonte per le casse papali: ogni volta che un chierico, già provvisto di un beneficio, se ne faceva assegnare un'altro non compatibile, sorgeva una vacanza soggetta al pagamento di

**77** Benedikt XII. nr. 29B (link vedi nota 9). La versione del 23 ottobre (= nr. 29C), intitolata a ragione in BAV, Vat. lat. 4990 *Declaratio constitutionis „Ad regimen"*, è un po' più concisa. Cf. in proposito pure Johannes XXII. nr. 52: Che questa dichiarazione del vicecancelliere, stesa dopo il maggio del 1323, fosse tramandata da un'unica fonte documentaria, è probabilmente dovuto al fatto che queste due costituzioni di Benedetto XII la rendevano superflua.

**78** Johannes XXII. nr. 80 (link vedi nota 9) e i suoi rinnovi di anno in anno fino alla fine del pontificato; l'analoga disposizione di Benedetto XII (= nr. 32B) invece valeva *ad domini pape beneplacitum*. Sotto Clemente VI i rinnovi avvenivano a ritmo biennale, Clemens VI. nr.i 47, 51–53, 55, 57sg., ai tempi di Urbano V a ritmo triennale, cf. Urban V. nr. 60.

**79** Solo Mainz, Stadtbibliothek, Hs. I 463, conserva due costituzioni pertinenti, ma di pessima qualità, vale a dire Clemens VI. nr. 51 e Innozenz VI. nr. 13 (link vedi nota 9).

**80** Cf. supra nota 76.

un'annata. Sebbene la costituzione *Dudum nos* di Benedetto non menzionasse proprio le annate andate perse a causa delle pratiche di elusione, si può supporre che anche il più parsimonioso tra tutti i papi di Avignone aveva a cuore i soldi, e non solo un astratto principio giuridico – la *reservatio apud sedem apostolicam* –, quando cercava di porre fine alle malefatte dei furbacchioni.

Se Benedetto XII a suo tempo era convinto di aver definito una volta per tutte, con la *Ad regimen*, cosa intendere per *vacans apud sedem apostolicam*, si sbagliava di grosso. La vita nella sua concreta pienezza chiedeva ulteriori definizioni e nuove leggi. In particolare andavano chiarite l'incompatibilità e le conseguenze che ne derivavano. Nell'ottobre 1344, Clemente VI dichiarava in *Provida sedis apostolice benignitas* che anche nel caso in cui qualcuno ottenesse una carica presso una determinata chiesa – ad esempio l'ufficio di prevosto, custode o cantore – grazie a una concessione del papa, i benefici fino a quel momento in suo possesso presso la stessa chiesa, vale a dire *canonicatus et prebenda*, sarebbero tornati liberi e messi a disposizione del papa.[81] Poco prima di morire, Clemente VI si occupava inoltre in *Dudum omnes canonicatus et prebendas* della questione se i benefici incompatibili fossero sottoposti al papa anche quando erano stati ottenuti non per sua concessione, ma per altre vie, ed erano stati confermati da lui successivamente.[82] Anche in questi due casi non c'è nessun accenno al fatto che la nuova assegnazione di questo beneficio era soggetta al pagamento di un'annata. Tutt'e due le costituzioni si trovano, per quanto mi risulta, solo nel registro delle lettere papali e nel *Liber Cancellarie*. Pertanto dovrebbero essere rimaste sconosciute a gran parte degli esperti giuridici. La curia invece le ricordava bene e continuava a perfezionare il tessuto finissimo delle norme.

Il benedettino Urbano V stabilì il 22 settembre 1363 che anche nei casi in cui un petente da lui provvisto dichiarasse nella sua supplica, di voler rinunciare a un beneficio incompatibile per ottenerne uno più remunerativo o di maggiore reputazione, quello resosi vacante sarebbe ritornato nelle mani del papa.[83] E il suo successore, il giurista Gregorio XI, precisò in proposito che il beneficio sarebbe da ritenere riservato anche quando il petente disposto alla rinuncia fosse morto prima di aver preso possesso del nuovo beneficio incompatibile.[84]

Urbano VI, che nel suo impeto riformistico aveva provocato il Grande Scisma d'Occidente, trattando i cardinali diversamente da quanto si aspettassero – come sappiamo, nella *Execrabilis* Giovanni XXII aveva esentato dal rigido divieto di accumulo i cardinali e i figli dei re –, questo papa dunque non fece solo copiare le due parti più antiche del *Liber Cancellariae*, ma studiò anche meticolosamente cosa contenessero,

**81** Clemens VI. nr. 27 (link vedi nota 9): *Declaratio, quod, si aliquis obtineat dignitatem in ecclesia, beneficia, que in eadem ecclesia obtinet, ratione dignitatis sunt reservata.*
**82** Clemens VI. nr. 37 (link vedi nota 9).
**83** Urban V. nr. 24 (link vedi nota 9).
**84** Urban V. nr. 24K (link vedi nota 9).

se non l'aveva già fatto come *regens Cancellariam* prima della sua elezione al soglio pontificio. Infatti, il 1° marzo 1381 stabilì che la costituzione *Dudum omnes canonicatus et prebendas* di Clemente VI sarebbe stata valida anche quando il papa avesse confermato un'elezione, o quando un beneficio fosse stato ottenuto attraverso una collazione ordinaria. Questa disposizione non si trova però tra le sue regole di cancelleria, ma è stata tramandata solo in forma di glossa alla costituzione di Clemente nel *Liber Cancellariae II*; da ciò emerge un'altra volta in tutta evidenza quanto sia stato difficile, per gli uomini dell'epoca, orientarsi in una tale giungla di disposizioni.[85] In ogni caso, ai due autorevoli diplomatisti e storici della Cancelleria, Tangl e Ottenthal, erano completamente sfuggite queste sottigliezze canonistiche in cui si rispecchia tutta la variegata diversità della realtà di allora. Con questa osservazione polemica vorrei però abbandonare la via qui intrapresa, anche se non se ne intravede ancora la fine.

Il rigido divieto di accumulo, emanato da Giovanni XXII, era naturalmente altrettanto irrealistico come molte altre norme del diritto canonico, se mettiamo in conto l'uomo realmente esistente, creava però una nuova offerta sul mercato delle indulgenze papali: le dispense da questo divieto. Non sorprende dunque che già il tariffario relativo alle *litterae apostolicae*, redatto dal vicecancelliere sulla base della *Pater familias* negli ultimi anni del pontificato di Giovanni XXII, contenga tre posizioni specifiche: *Et si dispensetur super beneficiis se non compatientibus, Turonenses XXIIII*; *Dispensatio, quod quis possit tenere dignitates vel ‹alia› beneficia se non compatientia, etiamsi per electionem, Turonenses XX*; *Et si addatur, quod possit permutare et resignare, Turonenses XXX*.[86] I tariffari sono indicatori molto affidabili per stabilire quale tipo di grazia o indulgenza venisse richiesto di frequente.

Giovanni XXII non cambiava dunque la norma troppo rigida, ma ne dispensava in seguito. In questo modo la chiesa poteva tenere alta la sua moralità rivendicata, senza escludere di per sé persone troppo ambiziose. *Ex certa scientia* il papa poteva mostrarsi sempre indulgente nei loro confronti.[87] Ciononostante Urbano V tentò di seguire un'altra politica. Nella sua famigerata costituzione *Horribilis et detestabilis* del 1° febbraio 1363 il papa, ben disposto verso il mondo culturale, permise ai laureati in generale il possesso di tre benefici; i dottori in teologia e diritto potevano tenerne addirittura quattro contemporaneamente. Anche se questa costituzione non venne mai promulgata,[88] essa indicava comunque la via che si sarebbe intrapresa in futuro.

---

**85** Clemens VI. nr. 37K (link vedi nota 9).

**86** Johannes XXII. nr. 77 (315)–(317) (link vedi nota 9).

**87** Cf. in proposito di questa equivoca clausola Hageneder, Probleme (vedi nota 6), p. 71, e O. Hageneder, Die Rechtskraft spätmittelalterlicher Papst- und Herrscherurkunden *„ex certa scientia“*, *„non obstantibus“* und *„propter importunitatem petentium“*, in: Herde/Jakobs, Papsturkunde (vedi nota 1), pp. 401–429, in particolare pp. 410–416.

**88** Urban V. nr. 59 (link vedi nota 9).

La corrispondente linea guida era quella delle „prerogative per determinati gruppi di petenti".[89]

Vorrei tornare in conclusione alla costituzione *Execrabilis*. Grazie al suo rigore piaceva naturalmente agli ambienti interessati alla riforma ecclesiastica.[90] Delle innumerevoli costituzioni emanate dai papi d'Avignone, al Concilio di Costanza sarebbero state riconfermate solo due: *Execrabilis* e *Ad regimen*, la seconda però in una forma rielaborata.[91] Solo dopo il concilio di Costanza si inserì la costituzione *Execrabilis* nel *Liber Cancellariae II*,[92] ed essa venne riconfermata con il Concordato di Vienna. Intorno al 1469/70 Adam Rot la stampò per la prima volta insieme con la bolla di conferma di quel concordato, emanata da Nicola V,[93] e con la *Ad regimen*.[94] In altri contesti la *Execrabilis* ebbe diverse riedizioni, prima di essere inserita nel 1502/03 nelle *Extravagantes communes*, benché fosse già presente nelle *Extravagantes Johannis XXII*. Quanto fossero sensate le *Extravagantes communes*, è tutt'altra storia.[95]

Se guardiamo alle rubriche, sotto le quali la *Execrabilis* appare nei manoscritti medievali, emerge sempre il divieto di accumulo. Nel più antico manoscritto corredato di un titolo, si legge: *Hic cassantur dispensationes super pluralitate beneficiorum et sub certo moderamine reducuntur*.[96] Nel registro papale la costituzione viene introdotta in questo modo: *Ad perpetuam rei memoriam. Constitutio „Execrabilis" super pluralitate beneficiorum*.[97] Questa era stata anche l'intenzione di Giovanni XXII, come sappiamo. Verso la fine del Quattrocento, però, si interpretava il lungo testo giuridico in un'altra maniera. Nel *Formularium instrumentorum ad usum Curiae Romanae* (GW 10198) stampato per la prima volta a Roma dopo il 1477, e nelle sue riedizioni, apparse a nord delle Alpi, esso porta il titolo *„Execrabilis" Iohannis XXII de prebendis et digni-*

**89** Cf. in proposito A. Meyer, Konfliktvermeidung durch Hierarchisierung der Ansprüche. Prärogativen im Kampf um kirchliche Benefizien im Spätmittelalter, in: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 64 (2014), pp. 155–165.

**90** Cf. in proposito anche J. Miethke, Die Geltung päpstlicher Dekretalen und die „Reform an Haupt und Gliedern" auf den Konzilien des 15. Jahrhunderts. Über Anspruch und Dauer päpstlicher Pfründregelungen, in: A. Speer (a cura di), Das Sein der Dauer, Berlin 2008, pp. 414–431.

**91** Benedikt XII. nr. 35B col. destra (link vedi nota 9).

**92** BAV, Barb. lat. 2825, fol. 151v–152r, in mezzo ai testi di Martino V ed Eugenio IV. L'*Execrabilis* si trova però nel ms. Sevilla, Biblioteca Colombina, Ms. 7–6–9, proveniente da Avignone, che contiene parti del *Liber Cancellariae*.

**93** Nikolaus V. nr. 195 (link vedi nota 9).

**94** GW M27137 (link vedi nota 60).

**95** Cf. A. Meyer, Spätmittelalterliche kanonistische Sammlungen im Buchdruck (in corso di stampa).

**96** BAV, Vat. Lat. 1171, fol. 83r–84v; in Barb. lat. 2825, fol. 151v–152r, formula in maniera del tutto neutrale la *Constitutio „Execrabilis" domini Iohannis pape XXII*.

**97** ASV, Reg. Vat. 110B = Paris, Bibliothèque Nationale de France, Ms. lat. 4114, fol. 2v; in Reg. Vat. 67, fol. 295r, lautet die Rubrik *Ad perpetuam rei memoriam. Execrabilis quorundam. Ordinatio facta super pluralitate dignitatum*.

*tatibus specialiter sedi apostolice reservatis*. È evidente che la *Execrabilis* sia stata percepita qui in un'ottica del tutto diversa.[98]

5. Da un buon pastore,[99] e con ciò concludo, ci si aspetta che abbia un occhio sul suo gregge, che conosca i suoi bisogni, che stia attento a non far usurare i pascoli, che si preoccupi di irrigarli quando rischiano di inaridirsi. Ho tentato di mostrare, sulla base di un piccolo segmento, che gran parte dell'apparato curiale, ingranditosi sul piano normativo e istituzionale a partire da Innocenzo III, si era votato proprio a questo compito. I pascoli di cui il vescovo di Roma doveva aver cura come *pastor bonus*, erano da un lato i beni ecclesiastici temporali, dall'altro il *thesaurus ecclesiae* spirituale. Tutto ciò avveniva mediante le *litterae apostolicae* di cui si poteva fare richiesta alla curia. Per comprendere tutto questo mondo, non bastano però la sola diplomatica o canonistica, ma serve per così dire l'occhio dell'economista che cerca di l'mtero edificio, e i suoi abitanti, come un sistema le cui parti si influenzano reciprocamente.

**98** La costituzione *Execrabilis* appare nei regolamenti di cancelleria tra le riservazioni a partire da Eugenio IV, cf. Eugen IV. OT 1a, Nikolaus V. nr. 2, Pius II. nr. 2, Paul II. nr. 2 e Sixtus IV. nr. 2 (link vedi nota 9).

**99** Nel nostro contesto quasi ogni papa di Avignone ricorre in un incipit al buon pastore: Johannes XXII. nr. 54: *Ex debito pastoralis officii*, Benedikt XII. nr. 34B: *Pastor bonus diligens*, Clemens VI. nr. 23: *Sollicitudo pastoralis officii*, Innozenz VI. nr. 7: *Pastoris eterni*, Gregor XI. nr. 102: *Summi pastoris*. La formula *prout ex debito tenemur pastoralis officii* si riscontra in Gregor XI. rr. 84, 86 e 87 (link vedi nota 9).

Roberto Bizzocchi

# Unglaubliche Genealogien: eine Neubestimmung

1 Voltaire und die Genealogie
2 Genealogische Geschichtsscheibung und Funktion der Genealogien
3 Dauerhaftigkeit der Genealogien und Universalgeschichte
4 Traditionelle Genealogie und Wissenschaftlichkeit
5 Neue genealogische Versuchungen

**Riassunto:** Le genealogie dei popoli e delle famiglie elaborate nell'Europa di età moderna vengono prevalentemente trattate dagli studiosi in una chiave di storia politica delle idee, con lo scopo di spiegare l'utilità pratica delle opere genealogiche. Tali analisi non mettono in primo piano l'aspetto che è invece al centro di questo saggio: cioè il fatto che i discorsi genealogici sono intessuti di assurdità. Essi mescolano informazioni fededegne, o che tali possono sembrare, a notizie favolose, spesso false, talora ridicole, in una parola „incredibili". Ciò appare tanto più interessante in quanto questi testi furono composti nei secoli in cui si svilupparono i metodi scientifici applicati alla ricerca storica. Utilizzando suggestioni proposte dall'antrologia culturale, questo saggio propone un approccio in chiave epistemologica che dia conto del significato e della credibilità dei materiali genealogici nel quadro ancora autorevole della *Historia Salutis*, la visione unitaria della storia dell'umanità come fusione fra eredità classica e tradizione biblica.

**Abstract:** The genealogies of peoples and families developed in Europe during the modern period are prevalently studied by scholars from the perspective of the political history of ideas, with the aim of explaining the practical utility of genealogical works. These analyses do not foreground the aspect that is the focus of this paper: the fact that genealogical reconstructions are full of absurdities. They mix factual information, or information that may seem credible, with fabulous details, often false, sometimes ridiculous, in a word "incredible". This is all the more interesting since these texts were composed during the centuries in which scientific methods applied to historical research were developed. Using tools borrowed from cultural anthropology, this paper suggests an epistemological approach that takes into consideration the meaning and credibility of the genealogical materials in the still authoritative framework of the *Historia Salutis*, the unitary vision of human history as a fusion of the classical legacy and Biblical tradition.

**Übersetzung** von G. Kuck.

QFIAB 96 (2016) — DOI 10.1515/qfiab-2016-0011

1. Im Vorwort zu einem seiner großen Geschichtswerke, die *Histoire de l'empire de Russie sous Pierre le Grand* (1759), rechnete Voltaire mit der Historiographie mythischer Ursprünge und legendärer Genealogien ab, die fast jede zeitgenössische römische Familie an eine *gens* aus der Epoche des Romulus oder wenig später zurückband, während die familiären Wurzeln zahlreicher deutscher Barone bei Arminius gesucht wurden, der seinerseits auf Tuisto zurückgeführt wurde; ferner betrachtete man die russischen Zaren als Nachfahren Attilas und Jafets, stellte man Mohammed in eine Linie mit Abraham usw. Ausgelöst hatte Voltaires Attacke die fast gleichzeitig veröffentlichte „Mémoire dans lequel on prouve que les Chinois sont une colonie égyptienne", dessen Autor sich doch tatsächlich in die Behauptung verstieg, die Chinesen stammten von den Ägyptern ab. Wie bereits Herodot, erklärte er, sei der Pharao Sesostris III. durch ganz Asien gezogen, um – behauptete er dann rein willkürlich – den Kontinent zu kolonisieren; überdies hätten sowohl die Chinesen als auch die Ägypter Hieroglyphen benutzt, ihre Gesellschaften in Kasten und Stämme gegliedert, die überkommenen Bräuche bewahrt, die Leidenschaft für die Astronomie geteilt und das Laternenfest gekannt. Am Ende stellte er die rhetorische Frage: „Tout cela ne prouve-t-il pas la communication entre les deux Empires?" Auf jeden Fall könne die Anthroponymie helfen, die möglichen Einwände auch der hartnäckigsten Zweifler zu entkräften, entsprächen die Namen der Herrscher der ersten chinesischen Dynastie bei korrekter Deutung doch sehr genau denen der ersten Pharaonen: Yu sei eindeutig mit Menes gleichzusetzen, und Ki mit Athotis.[1]

Platzmangel verbietet es, Voltaires Parodie auf diesen Text zur Gänze wiederzugeben. Es sei nur angedeutet, daß die genealogische Geschichtsschreibung, mit der die Familien ihre antiken, sie adelnden Stammväter identifizierten, hier auf brillante Weise karikiert wird; als allgemeiner Hintergrund dienen dabei die Ursprungsmythen von Ländern, Völkern und Kulturen wie eben die Phantastereien über die ägyptische Herkunft der Chinesen, die – wie wir soeben gesehen haben – auf so entwaffnende Weise begründet worden ist. In Anlehnung an Voltaire erlaube ich mir, von Phantastereien zu sprechen, auch wenn es sich beim Autor jener Schrift keineswegs um einen komischen Kauz und Sonderling handelt, sondern um einen der angesehensten Orientalisten des 18. Jahrhunderts, nämlich um Joseph de Guignes, Professor am Collège de France, offizieller königlicher Dolmetscher für die orientalischen Sprachen, Mitglied der Londoner Royal Society und der Pariser Académie des Inscriptions et Belles Lettres, wo er auch öffentlich aus seinem Werk vortrug.[2] Der eklatante Wider-

1 Joseph de Guignes, Mémoire dans lequel on prouve que les Chinois sont une colonie egyptienne, Paris 1759, insbesondere S. 9, 13–14, 75 f.

2 Über die positiven Leistungen Guignes' mit Blick auf sein gesamtes Lebenswerk vgl. R. Minuti, Oriente barbarico e storiografia settecentesca. Rappresentazioni della storia dei Tartari nella cultura francese del XVIII secolo, Venezia 1994, S. 141–189, und J. G. A. Pocock, Barbarism and Religion, Bd. II: Narratives of Civil Government, Cambridge 1999, S. 113–117, in direkter Auseinandersetzung mit Voltaire.

spruch zwischen seinem wissenschaftlichen Ruf und seinen Überzeugungen ruft eine Reihe hochinteressanter Fragen hervor, welche im übrigen für viele andere geachtete Autoren gelten, die sich an phantastischen Ursprungslegenden von Ländern, Völkern und Familien versuchten.

Aus jenem Autorenkreis seien nur zwei hochangesehene Vertreter genannt. Der Humanist und offizielle Historiker des Herzogtums Bayern, Johann Georg Tumair (Aventinus), führte in seinen zwischen 1519 und 1521 verfaßten, 1554 posthum veröffentlichten *Annales Boiorum* das deutsche Königsgeschlecht auf den von Noah nach Europa entsandten Tuisto und die Herzöge von Bayern, das Haus Scheyern-Wittelsbach, auf eine gleichermaßen antike „gens Schira" zurück.[3] Und der Literat Giovanni Battista Pigna aus Ferrara veröffentlichte 1570 unter der Schirmherrschaft des fürstlichen Hofes eine glänzend ausgestattete *Historia de Principi di Este*, die dem Papst, dem Kaiser und verschiedenen Fürsten überreicht und ins Lateinische und Deutsche übersetzt wurde. Darin benannte er Caius Atius, einen Angehörigen jener *gens* Atia, deren Begründer Atius Neus „Romulus ein Denkmal errichtete", als den Stammvater des Hauses Este; über dessen Nachkommen, die sich während der Kaiserzeit in der antiken troianischen Kolonie Ateste niedergelassen hatten – woraus dann aufgrund des Sprachwandels Este geworden sei – zog er eine ununterbrochene Generationslinie bis hin zu den frühneuzeitlichen Herzögen von Ferrara.[4] Anstatt nun mit einer Reihe von Beispielen aufzuwarten – es gäbe derer unzählige auch aus berufener Feder –, sei hier das Urteil wiedergegeben, mit dem Voltaire seine Parodie auf Guignes abschloss und das der Blick in eine große Anzahl von im weitesten Sinne genealogischen Werken, die sich in den damaligen Repertorien finden, bestätigt: „L'histoire a été longtemps écrite dans ce goût".[5]

2. Man mag es als eine Provokation auffassen, wenn hier ein Zugriff auf die frühneuzeitliche genealogische Geschichtsschreibung im Namen und aus dem Blickwinkel des Kritikers gewählt wird, der sie am meisten verhöhnte, aber das geschieht aus bewußtem Kalkül. Ich greife hier ein Thema wieder auf, mit dem ich mich bereits vor über zwanzig Jahren befaßt hatte.[6] Das hat nun nichts mit Starrsinn zu tun; der Grund liegt vielmehr darin, daß viele Fachkollegen zwar weiterhin – was nachvoll-

3 Ioannis Aventini Viri Cl. Annalium Boiorum, sive Veteris Germaniae, libri VII, Francofurti, impensis Ludovici Regis 1627, S. 6, 400.

4 Historia de Principi di Este di Gio. Batt. Pigna a Donno Alfonso secondo Duca di Ferrara, Ferrara, appresso Francesco Rossi stampator ducale 1570, S. 1–74.

5 Voltaire, Histoire de l'empire de Russie sous Pierre le Grand, éd. M. Mervaud, Oxford 1999, S. 396. Nützlich ist das Repertorium von Nicolas Lenglet du Fresnoy, Methode pour etudier l'Histoire, avec un Catalogue des principaux historiens, Paris, chez Pierre Gandouin 1729 (mit einem *Supplement* von 1741).

6 R. Bizzocchi, Genealogie incredibili. Scritti di storia nell'Europa moderna, Bologna 1995 (2. Aufl. mit Nachwort 2009, franz. Übersetzung: Généalogies fabuleuses, Paris 2010).

ziehbar ist – unter verdienstvollem Aufwand wichtige Aspekte und zahlreiche Inhalte jener Geschichtsschreibung vertieft und dabei exzellente Ergebnisse erzielt haben, gleichzeitig aber die unmittelbar in die Augen springende Tatsache übersahen, daß sie auch eine Reihe von Aussagen enthält, die uns heute als absoluter Unsinn erscheinen. Gerade daran stieß sich Voltaire mit Blick auf die genealogischen Rekonstruktionen, auch wenn es heute für diejenigen, die seine Reaktion teilen, nicht so sehr darum geht, sie zu bekämpfen, sondern vielmehr darum, sie zu verstehen. Nur wenn ihr phantastischer Charakter zur zentralen Fragestellung erhoben wird, können sie als Gesamtkomplex in einer europäischen und epochenübergreifenden Perspektive untersucht werden. Andernfalls muß man sich an die Einzelheiten halten und monographische Studien für jedes Gebiet und jeden Zeitabschnitt, wenn nicht für jedes einzelne Werk schreiben – eben einen Weg wählen, der verdienstvollerweise schon lange mehr oder weniger überall beschritten wird (auch wenn, das sei eingeräumt, in Italien dazu zwar nicht weniger gut, aber doch weniger als anderswo gearbeitet wird).

Ich werde hier nicht einmal in Umrissen die Ergebnisse zusammenfassen, die zwischenzeitlich von anderen Wissenschaftlern in zwanzig Jahren positivistischer Forschungsarbeit zu den Genealogien zusammengetragen worden sind, und zwar nicht nur deshalb, weil mir nicht genügend Platz zur Verfügung steht, sondern auch, weil es nicht meinen Zielsetzungen entspräche. Immerhin seien zumindest die wichtigsten Themenfelder vorgestellt, die von wissenschaftlichen Analysen angemessen ausgeleuchtet worden sind. Ich beschränke mich allerdings auf eine bloße Auflistung und verzichte darauf, Beispiele und entsprechende Literaturverweise anzuführen – mit Ausnahme der jüngst erschienenen kenntnisreichen Synthese, die auf den jeweiligen aktuellen Forschungsstand in den verschiedenen europäischen Ländern eingeht.[7]

Eine Genealogie mochte dazu dienen, das Recht auf politische Kontrolle über ein Territorium einzufordern: eine regierende bzw. auf jeden Fall unabhängige Dynastie verwies damit auf ihre weit in die Vergangenheit zurückreichende Ansiedlung und auf ihre Abstammung von früheren Herrschern. Ferner erhielten die Ansprüche einen sakralen Mantel, wenn die Gründungslinie auch einen Heiligen, einen Mönch oder einen Bischof aufwies. Nach der Reformation mochte eine Genealogie auch einen klar erkennbaren religiösen Charakter annehmen, der zuweilen ebenso deutliche ethnische Implikationen besaß, denn die Abkunft von einem römischen oder einem germanischen Stammvater hatte mittlerweile eine entscheidende semantische Tiefendimension erlangt. Sie mochte die ‚Reinheit' einer Familie proklamieren, vor allem dann, wenn in der Vergangenheit ein traumatisches Ereignis das von den Vorfahren ererbte Blut verunreinigt hatte. Sie mochte begründen, warum bestimmte adlige Häuser eine Funktion am Hof ausübten, einem Stadtrat angehörten oder in einen

7 L'opération généalogique. Cultures et pratiques européennes, XVe–XVIIIe siècle, sous la direction de O. Rouchon, Rennes 2014.

Ritterorden aufgenommen wurden, oder die Bestrebungen derjenigen unterstützten, denen diese Vorrechte noch vorenthalten waren, die aber genug Geld angehäuft und Macht errungen hatten, um hoffen zu dürfen, in ihren Genuß zu kommen.

Selbstverständlich ließe sich diese Liste noch in vielfältiger Hinsicht verlängern. Mir geht es jedoch vor allem darum hervorzuheben, daß zahlreiche, vielleicht sogar die Mehrzahl der in der Frühneuzeit geschriebenen, veröffentlichten oder wie auch immer zirkulierenden Genealogien die soeben benannten Aufgaben erfüllten und den chronologischen Bogen ihrer historischen Konstruktionen ins Unermeßliche spannten. Wer Abstammungen von der Art einer *gens* Schira oder Atia geltend machte, ging weit über die Erfordernisse rein instrumenteller Zielsetzungen hinaus, denn so viel war gar nicht ‚nötig', um ein Recht auf Regierungsmacht einzufordern oder sich mit einem Adelstitel auszuschmücken und die damit verbundenen Privilegien zu genießen. Im Gegenteil, das war völlig überzogen, und daraus ergeben sich meiner Meinung nach unausweichliche Interpretationsprobleme. Die durchaus nachvollziehbare Erklärung, daß die von Turmair und Pigna verfaßten Genealogien der Wittelsbacher oder der Este der Legitimation ihrer Macht dienten, greift nämlich zu kurz, löst es doch Heiterkeit aus (auch im zweitgenannten Fall), wenn die Wurzeln bis auf Noah bzw. auf einen Freund Romulus' zurückgeführt werden; aus einem positivistischen Blickwinkel schießen diese Genealogien nicht nur über das Ziel hinaus, sie laufen auch Gefahr, kontraproduktiv zu sein. Aus welchem Grund nur sollte man seine Ansprüche durch Konstruktionen legitimieren, die bei Freund und Feind Gelächter hervorriefen? Genau deshalb halte ich es für notwendig, die vorherrschende objektivistische Betrachtung der Genealogien aus einer politisch-kulturellen Perspektive durch einen epistemologischen Ansatz zu ergänzen, der sich mit deren Sinn und Glaubwürdigkeit befaßt.

Natürlich läßt sich die Verbreitung alberner Genealogien – wie es in der Tat auch geschehen ist – im traditionellen Rahmen einer Ideengeschichte und Geschichte der Beziehungen zwischen den Intellektuellen und der Macht erklären: Wer die Macht bzw. auf jeden Fall Geld hat, vergibt und bezahlt den Auftrag (und spricht womöglich auch Drohungen aus), und der Literat schreibt. Diese zum einen nun durchaus schlüssige, folgerichtige, auch ziemlich offenkundige Erklärung ist zum anderen doch einseitig. Die Beziehungen Turmairs zum bayerischen Hof und Pignas zu den Estensern lassen sich ohne Schwierigkeiten belegen; dasselbe gilt für zahlreiche andere Fälle und ist für weitere denkbar, über deren Hintergründe wir nicht so gut informiert sind. Was feststeht, ist die extreme Überzogenheit dieser genealogisch-archeologischen Konstruktionen, die regelrechten mythischen Erzählungen gleichen, und ein von oben in Auftrag gegebener, teuer bezahlter Mythos, den niemand ernst nimmt, ist ein Widersinn.

Hilfreich sind in diesem Zusammenhang Wittgensteins Überlegungen zur Wahrheitserkenntnis und insbesondere seine Bemerkungen zu Frazers „Golden Bough". Frazer hatte eine Reihe von merkwürdigen religiösen Anschauungen als Musterkollektion intellektueller Schwächen zusammengestellt, die im Verlauf des evolutionä-

ren Ausgangs aus der Nacht des Irrtums aufgetreten waren. Ihnen gegenüber arbeitete Wittgenstein klar und überzeugend die Begründungen der Kulturanthropologie heraus, wonach eigenartige Erzählungen nicht als Dummheiten abgetan werden dürfen, vielmehr versucht werden muß, sie in ihrer Sinnhaftigkeit zu erfassen.[8] Hier gelangte dann Paul Veyne mit Blick auf ein für die abendländische Kultur fundamentales Gebiet, nämlich die griechische Mythologie, zu eingängigen Ergebnissen. Wie war es möglich, daß in einer Kultur, die doch so reife, aufgeklärte Historiker wie Thukydides und Polybios hervorbrachte, auch das Geschwätz über Herkules oder Theseus, die heroischen Genealogien und die mythischen Gründungen entstehen konnten? Gleichwohl war die antike Kultur von dieser ätiologischen Tendenz auch nach dem Auftreten der Sophisten durchtränkt. Man muß also einräumen, daß es vielfältige Formen und Zusammenhänge von Erkenntnis gibt und die Regeln der Wahrheitssuche dementsprechend veränderlich sind. Aus ätiologischem Blickwinkel ist die Wahrheit ein Ursprung, der – wie ein Personalausweis, der notwendig ist, um sich eher noch seiner selbst zu vergewissern als anderen gegenüber auszuweisen – auf Voraussetzungen gegründet und durch historische Rekonstruktionsprozesse geschaffen werden muß, in denen die in die fernste Zeit zurückreichenden Wurzeln der Gegenwart eine je eigene Sinnhaftigkeit und Glaubwürdigkeit besitzen, wie die Erzählungen aus dem „Golden Bough" auf ihrem Gebiet.[9]

3. Über tausend Jahre trennen die Antike von der Epoche Turmairs und Pignas, doch manche Dinge dauern. Ich verweise hier nur auf einen Fall, der in engstem Zusammenhang mit den Adelsgenealogien steht, d. h. auf das von Otto Brunner meisterhaft analysierte adlige Landleben.[10] Wenn wir mit Wittgenstein und Veyne davon ausgehen, daß es außer den für sich genommenen Einzelideen auch mentale Rahmen bzw. Denkzusammenhänge und ‚Kulturen' in einem anthropologischen Sinne gibt, besteht unsere entscheidende Aufgabe darin, die genealogische Kultur in ihrer jahrhundertealten Existenz zu bestimmen. Noch vor dem klassischen Griechenland entstanden, beeinflußte sie das historische Denken der Römer. Diese maßen die Größe des Vaterlands an den Verdiensten seiner herausragendsten, den ältesten und ruhmreichsten Familien angehörenden Bürger; dementsprechend verwundert es nicht, daß man in Livius' Meistererzählung der Geschichte des Staatswesens die verschiedenen Stränge erkennt, die in den partikularen Privaterinnerungen der einzelnen *gentes* wurzeln.[11] Dieser genealogische Ansatz hielt sich in der Kaiserzeit durch und ging nicht einmal

8 L. Wittgenstein, Bemerkungen über Frazers „Golden Bough", in: Ders., Philosophical occasions, 1912–1951, ed. by J. C. Klagge and A. Nordmann, Indianopolis, Indiana 1993, S. 115–154.
9 P. Veyne, Les Grecs ont-ils cru à leurs mythes?, Paris 1983.
10 O. Brunner, Adeliges Landleben und europäischer Geist, Salzburg 1949.
11 Vgl. z. B. T. P. Wiseman, Legendary genealogies in late-republican Rome, in: Greece and Rome 21 (1974), S. 153–164.

im Mittelalter verloren, blühte aber erst in der Renaissance wieder richtig auf, als die Historiker kontinuierlich und ehrfurchtsvoll auf die antiken Modelle und insbesondere auf Livius schauten.

Man muß sich des enormen Einflusses bewußt sein, den die antiken Geschichtserzählungen auf die frühneuzeitlichen Genealogien ausübten, insofern sie ihnen mit der Darstellung der Wurzeln der wichtigsten Familien nicht nur ein Paradigma boten, sondern sozusagen gleichzeitig auch die ersten Kapitel zur Herkunft der frühneuzeitlichen Häuser schrieben. 1558 legte der sehr geschätzte und bekannte Antiquar Onofrio Panvinio eine Geschichte der Massimo, einer jungen, aber doch höchst wichtigen Adelsfamilie im damaligen Rom vor. Das Buch trägt den Titel *De Fabiorum familia*, worin der Autor die Dynastie der Massimo auf die antike *gens* der Fabia zurückführte, aus welcher der *cunctator* Quinto Fabio Massimo, der Gegner Hannibals, hervorgegangen sei. Im selben Jahr schloß Panvinio eine Abhandlung zur Anthroponymie der römischen Antike ab: *De antiquis Romanorum nominibus*. Der Ansatz dieses Werkes ist höchst bezeichnend, insofern der Autor sich den Zugang zur Familiengeschichte über eine Analyse der Namen erschloß, und ähnlich ging Fulvio Orsini zwanzig Jahre später in seinem grundlegenden Werk zur Münzkunde vor, dessen Titel nicht *Le monete di Roma*, sondern *Le famiglie romane che si trovano nelle antiche monete* lautete.[12] Überdies zielte Panvinio bei der Rekonstruktion seiner Familiengeschichten darauf, deren Wurzeln möglichst tief in der Vergangenheit zu verankern, so beispielsweise im Fall der Iunii Bruti, bei denen es sich um ein plebejisches Adelsgeschlecht aus der Zeit Ciceros und Pomponius Attikus', eines Freundes des berühmten römischen Politikers und versierten Genealogen, handelte; Panvinio leitete es allerdings von Brutus her, der Rom ein halbes Jahrtausend zuvor von Tarquinius dem Hochmütigen befreit hatte. Die anthroponymischen Fachkenntnisse traten hier in den Dienst der Genealogie. In seinem Werk über die Massimo argumentierte Panvinio richtig, daß sich gegenüber dem früheren Modell der *tria nomina* in der Kaiserzeit ein Einnamensystem herausgebildet und eben der Nachname (wie Maximus) die Oberhand behalten habe: „Multi quoque sub imperatoribus fuerunt Maximi, quos ex antiqua Fabia gente genitos crediderim. Hi relicto, ut nonnumquam usuvenit, gentilicio nomine, loco eius cognomen usurparunt".[13] Dadurch war der Weg bereitet, der von den frühmittelalterlichen Nachweisen des Namens Massimo zu den spätmittelalterlichen Vorfahren der Zeitgenossen Panvinios führte.

Die genealogische Kultur ergab sich nicht nur aus der langen Wirkmächtigkeit des klassischen Erbes innerhalb der westlichen Kultur. Die zweite, noch – soweit möglich – wichtigere Wurzel findet sich im Neuen Testmanent, das mit einer Genea-

12 Familiae Romanae quae reperiuntur in antiquis numismatibus ab urbe condita ad tempora divi Augusti ex Bibliotheca Fulvi Ursini, Romae, curantibus heredibus Francisci Tramezini, apud Iosephum de Angelis 1577.

13 Onofrio Panvinio, De Fabiorum familia, in: Spicilegium Romanum IX, Romae 1843, S. 576.

logie beginnt (Mathäus 1.1–17): Sie führt von Adam bis Christus und legitimiert damit historisch dessen Rolle als Erbe Davids in der Reihe der Könige Judas. Nicht immer sind wir uns dessen bewußt, vielleicht deshalb, weil wir eher mit Paulus bzw. mit seinen Anhängern übereinstimmen: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus". (Galater 3.28); „nicht Acht haben auf die Fabeln und Geschlechtsregister, die kein Ende haben und eher Fragen aufbringen, als dass sie dem Ratschluss Gottes im Glauben dienen" (1. Timotheus 1.4). Wie dem auch sei, zumindest seit dem 4. Jahrhundert stärkte die Begegnung des Christentums mit der römischen Welt und ihren Werten nicht nur die historische Legitimation der neuen Religion, sondern festigte auch deren erneuernde Kraft. Die augenfälligsten, zugleich auch maßgeblichsten Beispiele bieten die typischen Paralipsen des hl. Hieronymus, der die Demut der Christgläubigen erst dann pries, nachdem er an Verdienste ganz anderer Art erinnert hatte; so tadelte er im Zusammenhang mit dem Gedenken an seine Freundin Fabiola zunächst denjenigen, der „forsitan scholae memor, Q. Maximum, *Unum qui nobis cunctando restituit rem*, et totam Fabiorum gentem proferret in medium: diceret pugnas, describeret praelia, et per tantae nobilitatis gradus Fabiolam venisse iactaret, ut quod in virga non poterat, in radicibus demonstraret" (Epistole 77.2). Hieronymus' Zeitgenosse, Paulinus von Nola, ging direkter vor, als er seine Ehrung der adligen Melania „unter dem Zeichen der Genealogie" ohne Umschweife im Rückgriff auf das biblische Modell rechtfertigte. Und von hier aus führt eine über tausendjährige Kontinuitätslinie zu Bossuet, der Paulinus ausdrücklich zitiert und sich in seiner Trauerrede für Henri de Gournay (1658) bei der christlichen Wertschätzung der adligen Genealogie auf ihn bezieht.[14]

Mehr noch als diese programmatischen Erklärungen wiegt der enorme Arbeitsaufwand, mit dem man sich insbesondere der Genealogie Christi zuwandte. Abgesehen vom Mathäusevangelium enthält das Neue Testament nach der Darstellung der Taufe bei Lukas (3.23–38) eine weitere Genealogie, die sich von der bereits zitierten nicht nur aufgrund ihrer Perspektive (sie endet in aufsteigender Linie bei Adam), sondern auch durch die Präsenz einiger nicht korrespondierender Vorfahren, darunter Josefs Vater, unterscheidet. Die geistigen Errungenschaften der philosophischen Freigeister, der Vorgänger Voltaires, und die praktischen Auswirkungen der aufklärerischen Schlachten ermöglichen es heute auch den Gläubigen, derartige Diskrepanzen gelassen hinzunehmen: Die Frohe Botschaft sei über die Überlieferungszufälle der Geschichte auf uns gekommen, und in diesem Zusammenhang besäßen die schwankenden Angaben bei einigen Namen nur geringe Bedeutung; die beiden unterschiedlichen Perspektiven hingegen rührten daher, daß Mathäus sich an ein jüdisches Publikum gewandt habe, das alttestamentarische absteigende Genealo-

14 Jacques-Bénigne Bossuet, Oraisons funèbres. Panégyriques, publiés par B. Vélat, Paris 1936, S. 27–33.

gien gewohnt war und auf den Bezug zu König David Wert legte, während Abraham eher mit den aufsteigenden Abstammungslinien der griechischen Helden vertraut gewesen sei und möglicherweise mit einem ausschließlich jüdischen Stammvater wie Lukas' heidnisches Publikum unzufrieden gewesen wäre.

Diese gelassene Hinnahme ist allerdings sehr modern: Über fast zwei Jahrtausende haben sich die Exegeten abgemüht, eine Erklärung für den Gegensatz zwischen den beiden heiligen, gleichermaßen über jeden Falschheitsverdacht erhabenen Texten in einer so zentralen Frage zu finden und ihn objektiv aufzuheben. Daraus sind eine Unzahl von Schriften und Vorschlägen hervorgegangen, die im wesentlichen zwei Interpretationslinien gehorchten. Die eine, die mit Eusebius von Caesarea im 4. Jahrhundert einsetzte und lange vorherrschte, gründet in der spitzfindigen Argumentation, daß die beiden Evangelien sich überhaupt nicht widersprächen, weil Mathäus sich auf die leibliche Genealogie Christi konzentriere, während Lukas die legale Seite im Auge habe. Die spätere zweite Linie, die auf den Fälscher Annius von Viterbo vom Ende des 15. Jahrhunderts zurückgeht, war nicht weniger erfolgreich; nach Annius mußte nichts miteinander in Einklang gebracht werden, weil Mathäus eine leibliche Genealogie Josefs, Lukas hingegen eine leibliche Genealogie Marias entwickelt habe. Das Echo, das der durch eine nicht minder ausgeklügelte Argumentation gestützte Stammbaum der Gottesmutter gefunden hat, ist um so interessanter, als er vollständig in den Blutsbeziehungen und in der genetischen Herkunft verankert war, wobei die Bedeutung Marias besonders herausgestellt wird.[15] Aus dieser Orientierung ging dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die exorbitante Erklärung des Pariser Erzbischofs Hyacinthe-Louis de Quélen hervor: „Non seulement Jésus-Christ était fils de Dieu, mais encore issu d'excellente famille du côté de sa mère".[16]

Der Befund, daß es sich bei der Äußerung des Bischofs um einen Schnitzer handelte, sollte jedoch nicht den Blick darauf verstellen, wie wichtig die Diskussion über die Genealogie Christi als spezifisch historisches Faktum in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen europäischen Kultur war. Mehr noch: Jene Liste der Vorfahren wurde nicht nur als solche untersucht und verehrt, sondern auch als tragender Pfeiler zur Rekonstruktion der Universalgeschichte eingesetzt. Das zeigt sich am paradigmatischen Werk *Compendium historiae in genealogia Christi* von Pierre de Poitiers, dem Kanzler der Pariser Universität um 1200; es handelt sich dabei um eine Menschheitsgeschichte, die die jeweilige Geschichte der verschiedenen Völker und Länder synchronisierend synthetisiert und – wie bereits aus dem Titel hervorgeht – das Erzählmaterial tatsächlich entsprechend der unterschiedlichen Stufen organisiert,

**15** Da ich hier nicht auf Einzelheiten und Erklärungen eingehen kann, verweise ich auf meine oben zitierte Arbeit, S. 118–128. Auch die jüngere Literatur zum Thema ist reichhaltig; vgl. zuletzt P. Payan in: L'opération généalogique (wie Anm. 7).

**16** G. Bechtel/J.-C. Carrière, Dictionnaire de la bêtise et des erreurs de jugement, Paris 1991, S. 226.

aus denen sich Jesus' Ahnentafel zusammensetzt.[17] Dieser Ansatz schöpft aus hoch angesehenen Quellen, d. h. aus der vom hl. Hieronymus im *Chronicon* entwickelten synkretistischen Chronologie und der vom hl. Augustin in *De civitate Dei* vorgenommenen Zusammenführung von klassischer und christlich-jüdischer Tradition.

Der hohen Wertschätzung entsprach eine langanhaltende Wirkung, die mit der Dauerhaftigkeit des von Brunner beschriebenen adligen Landlebens zumindest gleichzog. Auch wenn sich in Guignes' Eifer, Chinesen und Ägypter zusammenzubringen, zweifellos eine Extrem- und Spätform der Vision von der Einheit der Menschheit ausdrückte, darf man nicht vergessen, daß sein Versuch noch der Meisterlehre des agostinischen Universalismus einen gewissen Tribut zollte, wobei die mediterrane Welt durch einen jüngeren, weiter ausgreifenden Raumhorizont aktualisiert wurde. Jener Universalismus hatte indes zahlreiche Hürden fast schadlos genommen, darunter – neben den geographischen Entdeckungen – den Humanismus und die Reformation. Als der florentinische Buchhändler Vespasiano da Bisticci 1449 die Frage stellte, wer denn älter sei, Homer oder Moses, spottete der große Humanist Giannozzo Manetti nicht etwa, sondern antwortete unter Berufung auf Hieronymus' *Chronicon* mit langen gelehrten Ausführungen, daß dem jüdischen Patriarchen der Vorrang gebühre: er sei „ungefähr 3600 Jahre nach Erschaffung der Welt" geboren, und „von dessen Geburt bis zur Zerstörung Trojas sind es ungefähr 410 Jahre".[18] Zwinglis Neffe, der ebenfalls Ulrich hieß, ließ Pierre de Poitiers' *Compendium* 1592 in Basel zur Stützung seiner eigenen Universalgeschichte drucken, die großenteils auf Melanchthon und den Magdeburger Centurien beruhte und von heftigsten Angriffen auf die römische Kirche durchzogen war. Die Genealogie Christi – so argumentierte Zwingli zu Beginn ganz im Geist des Compendiums – sei der Königsweg, um die Manifestation Gottes und den christlichen Sinn der Geschichte, aber auch die Weiterführung des „semen Abrahae et Davidis" in Jesus, die Kongruenz der beiden unterschiedlichen Genealogien „apud Matthaeum et Lucam" und schließlich die „origines multarum gentium" zu verstehen.[19]

Jede historische Epoche oder, besser, jede historische Kultur folgt ihren eigenen Ordnungsschemata und allgemeinen Periodisierungsmodellen, auf die heute ausdrücklich Bezug genommen wird. Bevor Voltaire das moderne Periodisierungskonzept überhaupt erst entwickelte und damit den Grund für unsere heutigen Lehrbücher in ihrer typischen Vielförmigkeit legte, gab es nur eine einzige vorherrschende Geschichtsidee – sozusagen eine einzige Lehrdoktrin –, die *Historia Salutis*, d. h. die

17 Eine Beschreibung vgl. in W. H. Monroe, A Roll-manuscript of Peter of Poitiers' Compendium, in: Bulletin of the Cleveland Museum of Art 65 (1978), S. 92–107.

18 Vgl. den Text in G. M. Cagni, Vespasiano da Bisticci e il suo epistolario, Roma 1969, S. 123.

19 M. Petri Pictavensis Galli Genealogia et Chronologia Sanctorum Patrum ... continuata ab Hulderico Zvinglio Iuniore, Basileae, per Leonhardum Ostenium 1592, S. 15.

Geschichte als Heilsgeschichte in Jesus Christus.[20] Der hl. Augustin und der hl. Hieronymus, Pierre de Poitiers, Zwingli und Bossuet hatten sie entwickelt und benutzt. Sie ruht auf der Überzeugung, daß der Geschichte ein der Vorsehung entsprechender Sinn innewohnt, so daß sie sich nicht in fragmentierten Zufallsereignissen verläuft, sondern einem einheitlichen Plan folgt und aus einem solchen Blickwinkel betrachtet werden muß; das einzig wirklich bedeutsame Zeitmaß bildete dabei die Inkarnation (auch wenn man weiteren weniger relevanten Zeitmaßeinheiten ein gewisses Gewicht beimessen kann). Diese Idee, die über tausend Jahre hinweg eine fast gänzlich unangefochtene Geltung besaß, ließ sich nicht nur mit einer genealogischen Geschichtskonzeption in Einklang bringen, machte vielmehr die Geschichte selbst zu einer Genealogie, wie sich bei Pierre de Poitiers deutlicher als bei anderen zeigte, zu einer Geschichte der „origines gentium", d. h. zu einer Geschichte des Ursprungs von Völkern und Geschlechtern nach der Doppelbedeutung der lateinischen *gens*.

Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Genealogien, die wir mit Voltaire unglaublich lächerlich finden, die in ihrem damaligen kulturellen Kontext – wie Wittgenstein uns lehrt – aber keineswegs diesen Eindruck erweckten, fügten sich also in eine Idee von Universalgeschichte ein, die sie auf ganz natürliche Weise als Ergänzungen und Spezifizierungen eines bereits auf lange Dauer angelegten, auf die Legitimierung der Macht in der Zeit ausgerichteten Rekonstruktionsdiskurses in sich aufnahm. Das Bewußtsein vom Kontinuitätsbruch, das mit unserer voltairischen Geschichtsauffassung unabdingbar verbunden ist, war mit der *Historia Salutis* unvereinbar, die ihrerseits tendenziell die genealogische Verkettung bis zu den ersten Anfängen hin zuließ, ja erheischte. Aus einem solchen Blickwinkel müssen wir unseren Vorgängern, die unermüdlich nach den Wurzeln der *gens* Atia oder Schira suchten bzw. ähnlich schwindelerregende Ziele verfolgten, das nicht unbedingt erhebende Verdienst zusprechen, eine unbeirrbare Kohärenz an den Tag gelegt zu haben.

4. Ein weiteres wichtiges Problem rundet den Diskurs über die Glaubwürdigkeit der in der Frühneuzeit aufblühenden Genealogien ab. Die Historiographiehistoriker lehren uns, daß die moderne Geschichtsschreibung genau in jener Epoche zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert entstand: modern in dem prägnanten Sinn von wissenschaftlich und quellengestützt, so wie wir heute vorgehen. In einem einflußreichen Artikel führte Arnaldo Momigliano ihre Entstehung auf die Unterscheidung – zu der die Gelehrten damals durch das Studium der antiken Welt inspiriert worden waren – zwischen den Sekundärquellen, d. h. literarischen Darstellungen, einerseits und den Primärquellen, d. h. Dokumenten und Inschriften, Pergamenten und anderem Archivmaterial andererseits zurück. Die neue Wissenschaftlichkeit ergab sich also aus einer

20 Grundlegend dazu R. Koselleck, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M. 1979, und weiterhin W. Kaegi, Voltaire und der Zerfall des christlichen Geschichtsbildes, in: Ders., Historische Meditationen, Zürich 1942, S. 221–248.

Aufwertung der Primärquellen und aus ihrem Vorrang gegenüber den Sekundärquellen.[21] Das hatte zur Folge, daß – im Vergleich zu früher – im 16. und 17. Jahrhundert vor allem die gedruckten historischen Werke mit umfangreichen Apparaten und Verzeichnissen, mit Textanhängen und Fußnoten versehen wurden, so daß sich sowohl inhaltlich als auch äußerlich jener Typus von Geschichtsmonographie herauszubilden begann, wie wir ihn heute kennen.[22] Interessant ist, daß dies für die meisten, auch die gewagtesten historisch-genealogischen Arbeiten gilt, die nun mit Quellenverweisen zur Begründung phantastischer Inhalte ausgestattet wurden. Daraus ergab sich ein für unser heutiges historisches Empfinden untragbares Spannungsverhältnis zwischen der wissenschaftlichen Forschung und den mythischen Ursprüngen.

Greifen wir zur Veranschaulichung auf die *Historia de Principi di Este* (1570) Giovanni Battista Pignas zurück. Die Abstammung des Hauses Este von der *gens Atia* wird hier nicht einfach behauptet, sondern mit einem Verweis auf einige noch heute vorhandene Grabinschriften versehen. Auf ihrer Grundlage brachte Pigna eine frühmittelalterliche Atestia mit den Azia und mit Tiberio Azio aus der späten Kaiserzeit zusammen, die im Gebiet zwischen der Emilia und dem Veneto siedelten, genau dort, wo die Este sich anfänglich niedergelassen hatten. Auch die Linie, mit der Onofrio Panvinio das Geschlecht der Massimo und der Fabi miteinander verband, wurde mit zwei Inschriften aus den Jahren 1012 und 522 belegt. Zwei weitere Beispiele aus einem reichlich zur Verfügung stehenden Fundus mögen genügen. Die spanischen Avalos, die vom 15. Jahrhundert an in Süditalien eine wichtige Rolle spielten, führte man auf Sanctius Avalus di Calahorra zurück, weil dieser einer Inschrift zufolge im Beisein von Marcus Attilius Regolus begraben worden sei; und die florentinische Familie der Altoviti fand mit Furius Camillus Altovita nach einer Grabinschrift ebenfalls einen wirklich sensationellen Ahnherrn.[23]

Selbstverständlich handelt es sich dabei um Fälschungen, die als solche auch erkannt werden müssen bzw. – seinerzeit – mußten. Aber es geht nicht nur darum, die Waffen der Quellenkritik zu schärfen und den Machenschaften der Fälscher das ethische Bemühen der ernsthaften Gelehrten um Aufdeckung ihrer Missetaten entgegenzusetzen, wie ein illustrer Verfechter von Momiglianos Positivismus in diesem Zusammenhang überzeugend eingefordert hat.[24] Ein gefälschtes Dokument zu erkennen, war nicht immer einfach, lag auch nicht immer auf der Hand, und nicht in jedem Fall fiel das Urteil einstimmig aus. Selbst heute hat sich die Lage trotz der zahlreichen, schnell verfügbaren Informationsquellen nicht unbedingt geändert. Für

21 A. Momigliano, Ancient history and the antiquarian, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 13 (1950), S. 285–315.

22 Vgl. A. Grafton, The footnote: a curious history, Cambridge 1997.

23 Diese Fälle habe ich näher untersucht in R. Bizzocchi, À propos d'inscriptions apparaissant à point nommé (Italie, XVIe siècle), in: Les historiographes en Europe de la fin du Moyen Âge à la Révolution, sous la direction de C. Grell, Paris 2006, S. 263–275.

24 A. Grafton, Forgers and critics: creativity and duplicity in western scholarship, Princeton 1990.

die Frühneuzeit und angesichts eines intellektuellen Klimas, das von einer antiquarischen Leidenschaft geprägt war, an der Fälscher und Nichtfälscher gleichermaßen in großer Zahl teilhatten – Rabelais parodierte dieses Klima zu Beginn seines *Gargantua* auf der Grundlage eigener Erfahrungen –, ist bei der Quellensuche auch eine gewisse allgemeine Entdeckungsfreude in Rechnung zu stellen. Die einzigartige Grabinschrift für Sanctius Avalous, „M. Attilio Regulo proconsule cum secunda legione honoris causa adstante", geriet nicht in Vergessenheit. Wie immer sie auch entstanden sein mochte, ging sie 1582 in Francesco Sansovinos umfassendes Werk über die Abstammung der italienischen Adelsfamilien ein und wurde ein Jahrhundert später sowohl in Filiberto Campaniles Wappensammlung als auch in Scipione Ammiratos Buch über den neapolitanischen Adel aufgenommen. Ihr wichtigster Verbreiter war der 1597 verstorbene gleichnamige Neffe des großen Aldo Manuzio; eher Gelehrter als Buchdrucker, hatte er sie seiner Inschriftensammlung mit den folgenden Worten beigefügt: „Prope Calagurrim vetustissimum Hispaniae oppidum secus viam publicam marmoreus lapis veteris illius antiquitatis nobile vestigium".[25] Auf die von Pigna 1570 erwähnten Marmortafeln der Este hingegen greift vier Jahre später ganz eindeutig der große Carlo Sigonio in seiner hochgelehrten *Historiae de Regno Italiae* zurück, wenn er von „Atho" als dem Stammvater des „genus Marchionum Atestinorum" spricht.[26]

Auf dem Weg vom Produzenten zum Nutzer – nicht notwendigerweise handelte es sich dabei um dieselbe Person – konnte eine Fälschung nach und nach an Glaubwürdigkeit gewinnen und damit lange über jeglichen Verdacht erhaben bleiben. Die angeblich älteste Estenser Marmortafel war so gut gearbeitet, daß sie etliche Jahrhunderte an epigraphischer Kritik unbeschadet überstehen und sogar als authentisch in ein Meisterwerk der deutschen Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts, das *Corpus Inscriptionum Latinarum* (XI. 848), eingehen konnte, bevor sie erst 1990 als Fälschung erkannt wurde.[27] Im übrigen muß nicht eigens erwähnt werden, daß einige höchst problematische, schädliche Fälle auf politischer Ebene zu weitreichenden tragischen Ergebnissen führten, und daß es keine Charlatane, sondern herausragende Gelehrte sind, die bisweilen noch heute auch im akademischen Bereich heftig über die Glaubwürdigkeit dieses oder jenes antiken Dokuments streiten. Auf ein Problem im Begriff des Falschen sei jedoch kurz eingegangen, d. h. auf seine Doppeldeutigkeit als Gegensatz zum Authentischen und zum Wahren. Im Kontext einer autoritär-sakralen Idee vom Geschichtsverlauf benutzte man den seit der frühen Neuzeit für notwendig erachteten Quellenverweis, um eine vorausgesetzte Universalwahrheit zu bestätigen, betrachtete ihn jedoch nicht als Beleg für Einzelereignisse, die man aneinanderreiht, um Bruchstücke einer auf jeden Fall spezifischen, partiellen und hypothetischen

25 Vgl. Corpus Inscriptionum Latinarum, 2. 245*.

26 Neu abgedruckt in Caroli Sigonii Mutinensis Opera Omnia, Mediolani 1732, Zitat in Sp. 367B.

27 G. L. Gregori, Genealogie Estensi e falsificazione epigrafica, in: Miscellanea di studi archeologici e di antichità, a cura di F. Rebecchi, IV, Modena ²1995, S. 155–207.

Wahrheit zu rekonstruieren. Die Authentizität einer Quelle gewinnt ihren Wert als Entscheidungsinstanz allein in diesem letztgenannten Zusammenhang, während es im erstgenannten Fall allein darauf ankommt, daß sie die Wahrheit sagt. Wir legen heute Wert auf die Authentizität; die Historiker vor Voltaire hielten sich hingegen zumeist an die andere Vorgehensweise, wie Titus Livius, dessen Name nach all dem, was wir über die Wirkmächtigkeit der genealogischen Kultur gesagt haben, hier nicht überraschen darf.

Das gewachsene Quellenbewußtsein und der erhöhte kritische Geist forderten dementsprechend in den einschlägigen Kontroversen den offenen Widerspruch heraus: in Spanien beispielsweise mit den *tizones*, d. h. den Schriften, in denen die Unreinheit des Blutes angeprangert wurde, und überall mit den Anschuldigungen gegen die Neureichen, die einen Adelstitel anstrebten, ferner im Rahmen dynastischer Auseinandersetzungen und natürlich in den Konflikten religiöser Natur zwischen Katholiken und Protestanten.[28] Damit war nun aber keineswegs eine skeptische Haltung gegenüber der eigenen Wahrheit verbunden. In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf Wittgensteins Überlegungen zu den mentalen Dispositionen verwiesen, welche die Wahrheitserkenntnis orientierten. Bei einem Streit wird wie im Verlaufe eines Rechtsprozesses die genaue, mißtrauische Verifizierung der Behauptungen des Kontrahenten unnachgiebig eingefordert, doch gegenüber der eigenen Narration gelten weitaus weniger strenge Regeln. Unsere Vorgänger haben diese Differenz nicht nur praktiziert, sondern auch theoretisch untermauert. Claude-François Menestrier, der größte französische Heraldiker und Genealoge im 17. Jahrhundert hat eigens ein Buch geschrieben, in dem er zwischen dem rechtlichen und dem historischen Nachweis der adligen Abkunft unterschied und dabei betonte, daß im zweitgenannten Fall „il est permis de se servir de tous les témoignages que l'on veut".[29]

Das vielleicht erhellendste Beispiel zur Gleichzeitigkeit von moderner Kritik und traditioneller Auffassung bietet der Florentiner Vincenzo Borghini, einer der ernsthaftesten und qualifiziertesten italienischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts. Ihm lag fern, unmögliche antike oder moderne Genealogien zu konstruieren. Ganz im Gegenteil: Er kritisierte die *Familiae Romanae* des Numismatikers Fulvio Orsini, weil hier Verbindungen zwischen den frühen Patriziern und den späten plebejischen *gentes* hergestellt wurden, und lehnte, obgleich selbst ein leidenschaftlicher Erforscher Dantes, den alten humanistischen Mythos vom römischen Stammvater der Alighieri ab. Vor allem demolierte er in seinem 1584 posthum erschienenen Traktat *Dell'origine della città di Firenze* die von ihm selbst als „aramäischen Quatsch" bezeichneten, von zahlreichen toskanischen Schriftstellern übernommenen Torheiten des bereits zitier-

28 Für umfassende Literaturangaben verweise ich auf L'opération généalogique (wie Anm. 7).

29 Les diverses especes de noblesse, et les manieres d'en dresser les Preuves, par le P. Menestrier, de la Compagnie de Jesus, A Paris, pour T. Amaulry, Libraire a Lion, et chez R. J. B. de la Caille 1682, insbesondere S. 158–163.

ten Fälschers Annius von Viterbo, wonach über Noah/Janus und dessen Nachfahr Herkules Libius, des Gründers von Florenz, Tuszien der Primat im Zivilisationsprozeß gebühre. Der erste Teil von Borghinis stringenter Argumentation könnte auch aus der Feder des entschiedensten Kritikers aus den Reihen unserer Fachkollegen stammen: Wozu in das aramäische Wort *firza* das Stammwort für Florenz hineindeuteln, wenn wir das lateinische *flos, floris* haben? Was hat ferner Noah mit Janus zu tun, wenn doch -iano als Namenssuffix zur Bezeichnung des Landsitzes eines antiken Römers dient? Und dann der Gnadenstoß: es sei doch völlig unsinnig, darüber nachzuspinnen, Florenz sei von Herkules Libius bei dessen Zug durch die Toskana gegründet worden. Denn Portoercole, das in der Nähe von Florenz liegt, habe seinen Namen nach den meisten griechischen Autoren von Herkules Alcides und nicht von Herkules Libius erhalten, diese Behauptung sei offensichtlich nicht leicht zu entkräften.[30]

Genau so verhält es sich: es ist lächerlich zu behaupten, Florenz sei von Herkules Libius gegründet worden, weil sich alle maßgeblichen Quellen zum Toskana-Zug in Wirklichkeit auf Herkules Alcides beziehen. Diese verblüffende Feststellung eines der besten, gelehrtesten und quellenkundigsten Historiker jener Zeit, die im selben Ton weitergeht, offenbart, daß die neue Offenheit für die Primärquellen nicht ausreichte, um eine moderne, kritisch begründete Geschichtsschreibung auf den Weg zu bringen. Es sei betont, daß das Beispiel Borghini eine hohe allgemeine Tragweite besitzt: in einem kulturellen Zusammenhang, in dem Herkules' Reisen thematisiert werden, blieb noch Raum für weitere zahlreiche ‚phantastische' Erkenntnisse.

Innerhalb des traditionell-autoritären Wissens dienten die Quellen nur dazu, die hypothetische Wahrheit über die genealogische Dauer und – damit auch – Kontinuität zu erhärten. Und derer waren nicht einmal viele nötig, um jedes einzelne Element zu einer festen Kette zusammenzufügen. Zu Beginn seiner Geschichte der Estenser entschuldigte sich Pigna dafür, daß er in einem Zeitraum von circa 1200 Jahren der ununterbrochenen Dauer der Estenser nicht jeden Aspekt mit dem gebührenden Detailreichtum behandeln könne; nehme er andererseits Abstand von einer ausführlichen Darstellung, d. h. belege er nicht jedes einzelne Ereignis bzw. Abstammungsverhältnis, lösche er die Erinnerung an die Vergangenheit aus.[31] Und ganz im Geiste eines Titus Livius, ja fast schon mit dessen Worten, rechtfertigte Panvinius die Lücke von 500 Jahren zwischen zwei Marmorinschriften, welche die Beziehung zwischen dem Haus der Massimo und der Fabi bezeugen sollten, mit folgender Überlegung: das Fehlen von Dokumenten bedeute auf keinen Fall, daß es die Vergangenheit nicht gegeben habe, schon gar nicht in Rom, wo aufgrund der Verwüstungen durch die Barbaren fast alle antiken Zeugnisse verloren gegangen seien.[32]

30 Discorsi di Monsignor Don Vincenzio Borghini, 1. Teil, Firenze 1584, S. 22.
31 Historia (wie Anm. 4), S. 2 f.
32 Panvinio (wie Anm. 13), S. 587.

Das also meinte Voltaire, als er Guignes, nachdem er ihn öffentlich verspottet hatte, in einem privaten Brief als „doctement absurde" apostrophierte.[33] Und wir verstehen, daß die Wissenschaften – die Quellen- und Antiquitätskunde, die Philologie – nicht hinreichten, um die moderne Geschichtsschreibung zu begründen. Notwendig war ein Schnitt im Denksystem, und dieser vollzog sich zwischen dem Ende des 17. und dem Beginn des 18. Jahrhunderts mit der Bibelkritik und der nicht weniger wichtigen Dekonstruktion der ersten, mythischen Jahrhunderte der römischen Geschichte, d. h. mit der „Krise des europäischen Bewußtseins", wie sie Paul Hazard in seinem klassischen Buch so eindrucksvoll beschreibt.[34] Nur im neuen Theoriegebäude, d. h. im Rahmen einer „philosophischen" Geschichte, war es möglich, sich von den Mythen einer autoritär-fordernden Vergangenheit zu befreien, die absurd blieb, so sehr man sich auch um gelehrte Beweise bemühte: „En vain nous trouvions", schreibt Voltaire, "par toutes les médailles des vestiges d'anciennes fêtes célébrées en l'honneur des fables; des temples érigés en leur mémoire; elles n'en étaient pas moins fables".[35] Die unglaublichen Genealogien wären niemals verschwunden, hätten die Philologen ihre Schlacht ohne die Hilfe der Philosophen geschlagen. Die Philologie darf man gleich der Tugend im Kampf nicht alleine lassen.

5. Ein in meinen Augen wichtiger Entwicklungsstrang soll hier zumindest erwähnt, wenn auch nicht erschöpfend behandelt werden; er ist um so interessanter, als an ihm der nicht nur gelehrte Charakter der hier untersuchten Frage deutlich wird. Die von der Krise des europäischen Bewußtseins ausgelöste intellektuelle Modernisierung markiert zweifellos einen höchst bedeutsamen chronologischen Scheitelpunkt. Andererseits vermag die Entscheidung – im Sinne Wittgensteins – für einen bestimmten Wissenskontext, für eine bestimmte Logik die reinen chronologischen Strukturen zu relativieren. Tatsächlich lehrt uns die Erfahrung, daß der nach den Worten Voltaires so triumphale Sieg der *philosophie* immer brüchig und unsicher war. In diesem Zusammenhang seien zwei Beispiele genannt: das erste betrifft unsere Rolle als akademische Historiker und besitzt daher nur ein begrenztes, wenn auch hier durchaus erwähnenswertes Gewicht; das zweite öffnet ein weites, schier unermeßliches Problemfeld.

Wie bereits gezeigt, löste nicht nur die biblische Philologie die Krise der *Historia Salutis* aus. Da ihre universalistische Weltsicht die Übernahme und Harmonisierung der heidnischen Geschichte umfaßte, wurde auch deren archaischer Teil einer grundlegenden Revision unterzogen, so daß man seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts über die „incertitude" der ersten vier (Jean-Louis Levesque de Pouilly, 1722) bzw. sogar fünf (Louis de Beaufort, 1738) Jahrhunderte der Geschichte Roms

33 Voltaire, Correspondance, Bd. V, Paris 1980, S. 1045.
34 P. Hazard, La crise de la conscience européenne, Paris 1935.
35 Voltaire, Essai sur les moeurs, éd. R. Pomeau, Bd. II, Paris 1990, S. 951 f.

sprach.[36] Goethe sah in dieser Dekonstruktion des Mythos einen schmerzhaften Ausdörrungsprozeß, eine ärmliche Wahrheit: „Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lukretia, eines Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer solch ärmlichen Wahrheit!".[37] Er wäre noch untröstlicher gewesen, wenn er die verheerenden Bücher der positivistischen Historiker vom Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts hätte lesen können, doch heute wäre er wieder zufrieden.

Denn seit einigen Jahrzehnten findet die traditionelle Sicht auf das archaische Rom erneut großen Zuspruch, d. h. die feierlich-erhabene Narration eines Livius, und zuweilen greift man dabei auch mutig auf das wenig würdevolle, detailreiche Geschwätz eines Dionysios von Halikarnassos zurück, der – um nur ein Beispiel zu nennen – soweit ging, uns über Romulus' und Remus' Schulbesuch in Gabius zu unterrichten (1. 84. 5).[38] Das wirklich gigantische, ernste Problem berührt nicht nur unsere Kenntnisse und Anschauungen von den Ursprüngen Roms, sondern wirft auch eine entscheidende Methodenfrage auf. Die Rehabilitierung der Wahrheit der ältesten römischen Geschichte beruht nicht nur auf einem Akt des Glaubens an Livius oder Dionysios, sondern auch auf dem Fund archäologischer Zeugnisse, die den alten mythischen Erzählungen neuen Gehalt gegeben haben, angefangen beim *lapis Satricanus*, der in Goethe die Lust am Fabulieren über Publius Valerius Publicola und die frühe Republik wieder geweckt hätte, bis zu Romulus' Mauer. Interessanterweise sind der Erkenntnisrahmen und die Argumentationsmuster hier genau dieselben, an die sich die frühneuzeitlichen Gelehrten hielten: die Primärquellen – die Ausgrabungsfunde – werden nicht als Einzeldaten genutzt, um spezifische Fragestellungen zu untersuchen, sondern dienen dazu, die hypothetische bzw. eingeforderte Glaubwürdigkeit eines von den antiken Historikern entwickelten komplexen traditionellen Narrationsstranges zu untermauern. Als Nichtfachmann berufe ich mich bei meiner Einschätzung auf skeptische Kenner der Materie, die weniger die Ergebnisse, sondern schon den Ansatz ihrer Kollegen, die den Weg der Rekonstruktion bevorzugen, systematisch hinterfragen.[39] Ohne nun ein Werturteil fällen zu wollen, drückt sich in dieser

**36** Vgl. M. Sartori, La „incertitude" dei primi secoli di Roma ed il metodo storico nella prima metà del Settecento, in: Clio 18 (1982), S. 7–35.

**37** Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, Bd. 24, hg. von E. Beutler, München-Zürich ³1976, S. 162.

**38** Vgl. dazu beispielhaft E. Peruzzi, Romolo e le lettere greche, in: Ders., Origini di Roma, Bd. II: Le lettere, Bologna 1973, S. 9–53.

**39** C. Ampolo, Le origini di Roma rivisitate, in: Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Classe di Lettere e Filosofia Serie 5 (2013), S. 217–284. Seine Polemik richtet sich vor allem gegen A. Carandini, einem Exponenten dieses Rekonstruktionsansatzes, von dem hier zumindest der Titel La nascita di Roma, deutsche Übersetzung: Die Geburt Roms, Düsseldorf 2002, zitiert sei.

Tendenz ungeachtet von Voltaires Ansichten eine an Livius orientierte Geisteshaltung aus.

Hochwichtig ist die Frage des Nationalismus, die einer weiteren Niederlage für Voltaire und seine kritisch-rationale Vernunft (sowie seinen klugen Kosmopolitismus) gleichkommt. Ich maße mir selbstverständlich nicht an, den Nationalismus in wenigen Sätzen abzuhandeln, möchte das Thema jedoch ansprechen, weil es eindeutig mit den unglaublichen Genealogien verknüpft ist. Alle nationalistischen Ideologien, die in Europa seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden sind, hoben auf die historische Komponente im Identitätsbewußtsein und in der Legitimierung der Existenz eines Volkes mit dem dazugehörigen Territorium ab. Das geschah selbstverständlich auf unterschiedliche Art und Weise, denn die jeweiligen Kulturen und politischen Einrichtungen beeinflußten in je verschiedenem Modus und Umfang die Entwicklung von entschieden emotional und irrational geprägten Diskursen. Es zeichnete aber die romantische Kultur in ganz Europa aus, daß sie nicht die Entscheidungsfreiheit der Gegenwart bei der Gestaltung der Zukunft, sondern das ‚natürliche' Erbe der Vergangenheit in den Mittelpunkt der politischen Debatten stellte. Insgesamt handelte es sich dabei um einen Prozeß, der die Werte der *polis* oder der *respublica* durch diejenigen der Geburtsgemeinschaft ersetzte. Wie eine einschlägige Studie überzeugend herausgearbeitet hat, ergab sich daraus die entscheidende epistemologische Konsequenz, daß man den aufklärerischen Skeptizismus als eine Form von Respektlosigkeit, wenn nicht von Verrat betrachtete und von ihm deshalb Abstand nahm; alle Toten wurden nun als Märtyrer geehrt, alle Gräber als Heiligenschreine verehrt, jedes Objekt erschien als Arkanum und jedes alte Wort wurde wie ein wertvolles Erbe gehandelt.[40]

So konnte es geschehen, daß man auf dem Höhepunkt der Romantik Texte und Dokumente ‚erfand' (fand oder fabrizierte), auf deren Grundlage sich Geschichten schreiben ließen, die in der Perspektive der *longue durée* von den entferntesten Epochen ausgehend die Kontinuitätslinien einer gemeinsamen Vergangenheit herausfilterten; dazu gehörte die Sakralität der vaterländischen Traditionen, die Unanfechtbarkeit der von allen geteilten Überzeugungen, und selbstverständlich die genetische Kohäsion der Bevölkerung. Es handelte sich dabei um rein genealogische Operationen im weitesten und vollständigsten Wortsinn, der auch regelrechte individuelle und Familiengenealogien einschloß, so mit Blick auf Ossian, „the last of the race of Fingal", auf Llywarch Hen, dem Fürsten der „Cumbrian Britons", und dessen walisische Ursprünge, auf die walachischen und moldawischen Adligen, die sich an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert an den Aufbau einer neuen rumänischen Identität machten; viele andere Fälle ließen sich noch nennen. Zwischen diesen Operationen und den unglaublichen frühneuzeitlichen Genealogien besteht nicht nur eine oberflächliche Ähnlichkeit, sondern eine innere intellektuelle Über-

40 M. Thom, Republics, nations and tribes, London-New York 1995.

einstimmung. Sie zeigt sich nicht so sehr an den Inhalten, sondern vor allem an der eklatanten, in gewisser Weise verblüffenden Identität ihrer (pseudo)gelehrten Verfahrensweisen und argumentativen Praktiken: am Wahrheitspostulat, an der Unbestreitbarkeit des Quellenzeugnisses, der Bedeutungslosigkeit der chronologischen Leerstellen und der Unzulässigkeit des Zweifels unter der erkenntnistheoretischen Prämisse der Vermutung.

Das wichtige und komplexe Thema verdiente eine vertiefte, allseitige Untersuchung.[41] Eine vorläufige Bemerkung sollte jedoch möglich sein. Das beeindruckende und nützliche Buch, das gezielt und mit dem Anspruch auf Vollständigkeit die Rolle der Geschichte bei der Entwicklung der nationalen Identitäten in Europa vom 18. Jahrhundert bis heute untersucht, blendet das Thema der inhaltlichen und methodologischen Neuauflage der unglaublichen Genealogien völlig aus und führt damit zu einer Überbetonung der Rolle, die der Liberalismus im Nationalismus der Romantik spielte.[42] Ich gehe davon aus, daß sich diese Akzentuierung neu überdenken und auf ihr rechtes Maß zurückführen läßt, wenn die Verknüpfung zwischen den alten und neuen Genealogien der *gentes*, Familien und Nationen, die reaktionäre Implikationen in sich birgt, angemessen reflektiert wird. Auf diese Weise gewönnen die Sarkasmen eines Voltaire über die genealogische Geschichte neue Aktualität und Notwendigkeit: Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer.

**41** Vgl. demnächst R. Bizzocchi/E. Irace, Mythical ancestry, genealogy and nationalism between the XVIII and XIX century (im Druck).

**42** A.-M. Thiesse, La création des identités nationales en Europe XVIIIe–XXe siècle, Paris 1999. In die entgegengesetzte Richtung geht das nicht nur mit Blick auf Italien innovative Buch von A. M. Banti, La nazione del Risorgimento. Parentela, santità e onore alle origini dell'Italia unita, Torino 2000.

Stefan Hanß

# Giorgio del Giglio Pannilini und die Seeschlacht von Lepanto

## Rekonversionen, Selbstzeugnisse und Mehrfachzugehörigkeiten im 16. Jahrhundert

1 Zwischen Katholizismus und Islam: Selbstzeugnisse und Mehrfachzugehörigkeiten im Mediterraneum des 16. Jahrhunderts
2 Strategisches Erzählen und Perspektivwechsel: Liga-Diskurse und osmanische Sichtweisen in Giorgios Selbstzeugnis
3 Im Dienst für den katholischen Glauben: Spionage und Informationsbeschaffung
4 Fiktion und Narratio: Die Seeschlacht von Lepanto als biografisches Ereignis
5 Präsentation und Publikum: Brieffunde aus Archiven in Florenz, Genua, Turin und Rom
6 Signum und Selbst: Unterschriften, Stempel und Ornamente in Giorgios Selbstdarstellung
7 Knoten: Lebenswelten im frühneuzeitlichen Mediterraneum

**Riassunto:** Nel contributo si esamina l'autorappresentazione di un convertito, vissuto nel XVI secolo, il quale per diverse volte passò dalla religione cattolica a quella musulmana e viceversa. Nei suoi scritti Giorgio del Giglio Pannilini affrontava le sue diverse appartenenze in maniera innovativa. Dopo un'analisi approfondita della sua autobiografia e del modo in cui raccontò la battaglia di Lepanto, si studiano le lettere che spedì a Firenze, Genova, in Savoia e nell'Impero ottomano. Dall'insieme di queste fonti straordinarie – e in parte sconosciute – emerge che Giorgio nella narrazione della sua vita si indirizzava a due categorie di pubblico. Rivolgendosi sia a musulmani che a cattolici, Giorgio ricorreva sempre in modo consapevole a un linguaggio ornamentale e a simboli estetici di natura interculturale per autocollocarsi strategicamente all'interno di uno spazio mediterraneo plurireligioso. Pertanto l'assoggettamento di Giorgio non fu solo una vicenda di costrizione e soggiogamento, ma aprì al contempo vie nuove e creative di autorappresentazione. In questa maniera Giorgio reclamava per sè il dominio interpretativo sulla sua vita, tracciando al contempo le forme in cui ci si poteva comportare da ex musulmano nella Roma cattolica.

**Abstract:** This article examines the self-fashioning of a sixteenth-century convert who became a Catholic and Muslim various times throughout his life. Giorgio del Giglio Pannilini addressed his multiple loyalities in innovative ways in his writings. Starting with a thorough analysis of his autobiography and the way Giorgio described the

Battle of Lepanto, the article then addresses the letters which Giorgio sent to Florence, Genoa, Savoy, and the Ottoman Empire. The synopsis of this outstanding and yet partially unknown sources reveals that Giorgio narrated his life with a double audience in mind. As he wrote for Muslims and Catholics, Giorgio likewise consciously adapted a cross-cultural ornamental language and aesthetic signs for his strategic self-positioning within a plurireligious Mediterranean. In that sense, Giorgio's enslavement not only opened up a story of constraint and subjugation but similarly entailed new and creative ways of self-fashioning. Through such acts, Giorgio claimed interpretative authority over his life; and he thereby also shaped the ways how he was able to behave as a former Muslim in Catholic Rome.

1. Wenn den aus dem 16. Jahrhundert überlieferten Dokumenten geglaubt werden kann, hat Giorgio del Giglio Pannilini ein bewegtes Leben geführt. Von vermeintlich sienesisch-adliger Herkunft sei er in den Dienst eines *capitano* getreten und während einer Schifffahrt von Livorno nach Piombino versklavt und nach Djerba verschleppt worden. Französische Galeeren ermöglichten ihm dann die Flucht.[1] Im Anschluss daran soll er mehrere Jahre in verschiedenen Patronagenetzwerken bei Kardinälen in Rom und Neapel verbracht haben, von wo aus er schließlich erneut als Sklave nach Algier verschleppt und einem Reis verkauft worden sei.[2] Den schlafenden Wächtern abermals entkommen, soll sich Giorgio 1534 in Palermo und Neapel aufgehalten haben, bevor er sich in den Dienst eines päpstlichen *capitano* begab.[3] 1542 lebte er dann gemeinsam mit seinen Eltern auf Giglio, der toskanischen Insel, die er so prominent im Namen trägt. Als diese von nordafrikanischen Beutezügen heimgesucht wurde, sei Giorgio abermals versklavt und schließlich wiederum losgekauft worden. Im Anschluss daran habe er der Herzogin von Amalfi und anderen Familienmitglie-

1 Biblioteca Apostolica Vaticana (= BAV), Barberiniani latini (= Barb. lat.) 4791, fol. 1r–2r.
Auf den Gebrauch diakritischer Zeichen bei arabischen und osmanischen Transkriptionen ist großteils zugunsten im Deutschen gebräuchlicher Schreibweisen verzichtet worden (also Reis statt *re'īs*, Sultan statt *sulṭān* oder Pascha statt *paša*). Dies gilt insbesondere bei Eigennamen. Eine Ausnahme bilden freilich Übersetzungen. In den seltenen Fällen, in denen keine in der deutschen Sprache üblichen Übertragungen existieren, greife ich auf die gängigen türkischen Formen zurück (etwa *kapıcı*). In vergleichbarer Weise bin ich mit Giorgios Orthografie und Interpunktionen umgegangen, die ich einerseits der besseren Verständlichkeit halber behutsam modernisiert habe. Dies betrifft insbesondere mit Termini bestückte Paraphrasen (dann etwa *schiavo* statt *schiauo*). Bei vollständigen Zitaten habe ich andererseits bewusst Giorgios Schreibweisen beibehalten, da diese gerade seinen Polyglottismus und seine Übersetzungsleistungen im Umgang mit Mehrfachzugehörigkeiten hervorheben.
2 BAV, Barb. lat. 4791, fol. 2r–v; F. Buttay-Jutier, Les captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini", renégat italien, in: F. Moureau (Hg.), Captifs en Méditerranée (XVI$^{e}$–XVIII$^{e}$ siècles). Histoires, récits et légendes. Paris 2008, S. 59–75, hier S. 59, 61 f.
3 BAV, Barb. lat. 4791, fol. 2v gibt den Namen „bartolomeo dattalome" an.

dern gedient.[4] Erneut in Gefangenschaft geraten, wurde Giorgio als *schiavo* von Algier nach Istanbul gebracht und lebte mehrere Jahre in der Hauptstadt des Osmanischen Reiches. Hier trat er – für immerhin mehr als zehn Jahre – in den Dienst des Sultans und sei als Bote mehrfach auf die italienische Halbinsel entsandt worden.[5]

Das Mittelmeer des 16. Jahrhunderts erscheint hier als ein Raum, der Lebenswege in durch Zwangsmigration und Menschenhandel wechselnden Abhängigkeiten definierte. So außergewöhnlich Giorgios Lebensstationen auf dem ersten Blick klingen mögen, sie illustrieren doch Fixpunkte und Dynamiken eines frühneuzeitlichen Mediterraneums, das einen lebhaften Schauplatz des Sklavenhandels darstellte.[6] Zwar variieren Schätzungen zur Gesamtzahl aller im frühneuzeitlichen Mittelmeerraum versklavten Menschen, doch sie stimmen in dem generellen Befund überein, dass von einer erheblichen Anzahl auszugehen ist.[7] Entsprechend spiegeln auch die angeführten Lebensstationen Giorgios die Geschichte(n) mediterraner Servilitäten wider: Versklavte Muslime ruderten auf den französischen, neapolitanischen, päpstlichen und toskanischen Galeeren und lebten in den Haushalten derselben Herrschaften. Umgekehrt gerieten auch christliche Untertanen immer wieder in Gefangenschaft und die herrschaftlichen sowie missionarischen Loskaufbemühungen präzisierten darüber zunehmend die Definition der Kategorie des Untertanen selbst.[8] Auch im Osmani-

4 Ebd., fol. 3r–v.

5 Ebd., fol. 3v–4r; Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 59, 65; M. P. Pedani, In nome del Gran Signore. Inviati ottomani a Venezia dalla caduta di Costantinopoli alla guerra di Candia, Venezia 1994 (Deputazione di Storia Patria per le Venezia. Miscellanea di studi e memorie 30), S. 207 verweist auf den *kapıcıbaşı* Mustafa Ağa und den *kapıcı* Mehmed, die sich 1557 und 1562 in Venedig aufhielten und in Ämtern sowie Namen (teilweise) mit Giorgios Selbstbeschreibung decken.

6 S. Hanß/J. Schiel (Hg.), Mediterranean Slavery Revisited (500–1800). Neue Perspektiven auf mediterrane Sklaverei (500–1800), Zürich 2014; F. P. Guillén/S. Trabelsi (Hg.), Les esclavages en Méditerranée. Espaces et dynamiques économiques, Madrid 2012; W. Kaiser (Hg.), Le commerce des captifs. Les intermédiaires dans l'échange et le rachat des prisonniers en Méditerranée, XVe-XVIIIe siècle, Roma 2008 (Collection de l'École française de Rome 406). Für einen generellen Forschungsüberlick siehe auch S. Hanß, Sklaverei im vormodernen Mediterraneum. Tendenzen aktueller Forschungen, in: Zeitschrift für Historische Forschung 40 (2013), S. 623–661.

7 S. Bono, Schiavi europei, ottomano-maghrebini, neri e altri nel mondo mediterraneo. Un confronto (XVI–XIX secolo), in: Hanß/Schiel, Mediterranean Slavery Revisited (wie Anm. 6), S. 445–472; R. C. Davis, Counting European Slaves on the Barbary Coast, in: Past & Present 172 (2001), S. 87–124, hier S. 118.

8 P. Masson, Les galères de France (1481–1781), Marseille 1938; I. Origo, The Domestic Enemy. The Eastern Slaves in Tuscany in the Fourteenth and Fifteenth Centuries, in: Speculum 30 (1955), S. 321–366; M. Belhamissi, Les captifs algériens et l'Europe chrétienne, 1518–1830, Algier 1988; S. McKee, Domestic Slavery in Renaissance Italy, in: Slavery and Abolition 29 (2008), S. 305–328; G. Boccadamo, Napoli e l'Islam. Storie di musulmani, schiavi e rinnegati in età moderna, Napoli 2010; G. Weiss, Captives and Corsairs. France and Slavery in the Early Modern Mediterranean, Stanford 2011; N. Priesching, Von Menschenfängern und Menschenfischern. Sklaverei und Loskauf im Kirchenstaat des 16.–18. Jahrhunderts, Hildesheim-Zürich-New York 2012 (Sklaverei – Knechtschaft –

schen Reich prägten unterschiedliche Servilitätsformen wesentlich die Realitäten des gesellschaftlichen, ökonomischen, militärischen, privaten und höfischen Lebens.[9] Der Sklavenloskauf und Gefangenenaustausch nahm daher in Gesandtschaften und diplomatischen Kontaktnahmen zwischen dem Osmanischen Reich und verschiedenen christlichen Herrschaften einen zentralen Stellenwert ein.[10]

Unter den zahllosen Gefangenen und Sklaven befand sich auch Giorgio; und Giorgio partizipierte ebenso selbst am Menschenhandel.[11] Die verschiedenen Formen von Servilitäten trugen zur geografischen Mobilität seines Lebensweges bei und gingen mit wechselnden sozialen Abhängigkeiten einher. Insgesamt sei Giorgio wohl vier Mal in Gefangenschaft geraten; das dritte Mal mitsamt Vater, Mutter, zwei Schwestern und einem Bruder.[12] Diese Mehrfachabhängigkeiten hingen in seinem Fall häufig mit Mehrfachkonversionen zusammen. Im Laufe der Jahre (re-)konvertierte er zahlreiche Male zum Islam und Katholizismus: zunächst während seiner Gefangenschaft in Algerien (ca. 1550), dann in Rom (1559) und schließlich erneut in Istanbul (ca. 1559/1560).[13] Diese lebensgeschichtlichen Hintergründe sind aus den autobiografischen Aufzeichnungen erschließbar, deren Niederschrift Giorgio offensichtlich 1564 begann und bis 1579 fortführte. Überliefert ist das Selbstzeugnis in zwei Handschriften in Giorgios Hand, die in der Biblioteca Apostolica Vaticana und der Biblioteca comunale degli Intronati in Siena aufbewahrt werden.[14]

---

Zwangsarbeit 10).; A. Pelizza, Riammessi a respirare l'aria tranquilla. Venezia e il riscatto degli schiavi in età moderna, Venezia 2013 (Memorie. Classi di Scienze Morali, Lettere ed Arti 139); S. Hanß, Gefangen und versklavt. Muslimische Sklaven aus der Seeschlacht von Lepanto in Rom, in: Ders./Schiel, Mediterranean Slavery Revisited (wie Anm. 6), S. 337–379.

**9** A. W. Fisher, Chattel Slavery in the Ottoman Empire, in: Slavery and Abolition 1 (1980), S. 25–45; Ders., Studies in Ottoman Slavery and Slave Trade, II: Manumission, in: Journal of Turkish Studies 4 (1980), S. 49–56; H. Sahillioğlu, Slaves in the Social and Economic Life of Bursa in the late 15th and early 16th Centuries, in: Turcica 17 (1985), S. 43–112; Y. J. Seng, A Liminal State. Slavery in Sixteenth-Century Istanbul, in: S. E. Marmon (Hg.), Slavery in the Islamic Middle East, Princeton 1999, S. 25–42; E. R. Toledano, Enslavement in the Ottoman Empire in the Early Modern Period, in: D. Eltis/S. L. Engerman (Hg.), The Cambridge World History of Slavery, Bd. 3: AD 1420–AD 1804. Cambridge u. a. 2011, S. 25–46.

**10** Pedani, In nome del Gran Signore (wie Anm. 5); N. Malcolm, Agents of Empire: Knights, Corsairs, Jesuits and Spies in the Sixteenth-Century Mediterranean World, London 2015, S. 206–222; C. L. Johnson, Cultural Hierarchy in Sixteenth-Century Europe. The Ottomans and Mexicans, Cambridge u. a. 2011, S. 135–160.

**11** Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 64.

**12** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 1v–3r. Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 59; G. E. Carretto, Sultane ottomane fra leggenda e realtà, in: Rivista internazionale di studii afroasiatici 4/5 (2006/2007), S. 19–28, hier S. 20.

**13** Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 59, 65, 69; Carretto, Sultane ottomane (wie Anm. 12), S. 20.

**14** BAV, Barb. lat. 4791 (hier unpaginierte fol. [6]r zur Geburt von „gioan paolo" im Jahr 1579); Biblioteca comunale degli Intronati, Siena (= BCIS), Ms. L. IV. 39; Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del

Glaubensübertritte stellten im Mittelmeerraum der Frühen Neuzeit keine Seltenheit dar und insbesondere Christinnen und Christen nutzten diese, um durch die Konversion zum Islam und die Integration in das Osmanische Reich ihre eigenen Lebenswege in einem bedeutenderen Maße selbst zu bestimmen, als dies in Ständegesellschaften oftmals möglich war.[15] Trotz hierzu umfangreich existierender Studien geriet Giorgio nur gelegentlich in das Blickfeld geschichtswissenschaftlicher Forschungen. Wenn dies der Fall war, dann vor allem im Hinblick auf die von ihm geschilderte, verwandtschaftliche Nähe zum Sultan. Giacomo E. Carretto interpretierte Giorgios Aussage, seine Schwestern seien die Gattinnen des Sultans und dessen Schwiegersohnes, des Großwesirs, dahingehend, dass er Pannilini als Hochstapler und die schwesterliche *soltana* als erfundene Legende klassifizierte.[16] Jüngst relativierte allerdings Florence Buttay-Jutier diese Einschätzung als zu einseitig und plädierte dafür, Giorgios Familienbeschreibungen als verhandelbare Modi der Selbstdarstellung zu verstehen.[17]

Für eine solche Einschätzung spricht auch der Umstand, dass Giorgio sein eigenes Leben als eine Reise (*viaggio*) beschrieb, die ihn nach Asien, Afrika und Europa geführt habe.[18] Der Gebrauch dieser Metapher erinnert an die *trickster travels* von Leo Africanus/al-Hasan al-Wazzan, auf die Natalie Zemon Davis aufmerksam machte: Seine Geschichten verweisen auf Interaktionsräume, die durch historiografische Narrative allzu häufig verstellt worden sind, und in denen sich Akteure wie al-Hasan al-Wazzan oder Giorgio del Giglio Pannilini geschickt zu bewegen wussten.[19] Zahlreiche Studien haben seither verdeutlicht, wie sehr das frühneuzeitliche Mediterraneum eine *shared world* der Religionen darstellte, innerhalb derer insbesondere „die Möglichkeit multipler oder flexibler Loyalitäten" Akteuren Handlungsräume schuf, die Herrschaften und Religionen verbanden und zugleich trennten. Solche Lebenswege sind keineswegs zu romantisieren oder zu glorifizieren, insbesondere dann nicht, wenn die Akteure selbst nur geringfügige Spuren in den Archiven hinterlassen

---

Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 59 f. Für eine spätere Abschrift siehe auch A. Sorbelli, Inventari dei manoscritti delle biblioteche d'Italia, Bd. 17, Forlì 1910, S. 71.

**15** B. Bennassar/L. Bennassar, Les Chrétiens d'Allah. L'histoire extraordinaire des renégats. XVI^e^–XVII^e^ siècles, Paris 1989; E. R. Dursteler, Renegade Women. Gender, Identity, and Boundaries in the Early Modern Mediterranean, Baltimore 2011.

**16** Carretto, Sultane ottomane (wie Anm. 12). Giorgio selbst nutzte die Bezeichnung *soltana*: Archivio di Stato di Firenze (= ASF), Archivio Mediceo del Principato 482, fol. 192r, Giorgio del Giglio (Pannilini) an Cosimo I. de' Medici, Istanbul, 23. November 1559.

**17** Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 61 f.

**18** BAV, Barb. lat. 4791, unpaginierte fol. [7]r: *Viaggio comenciato Da me giorgio gilij pan[n]olinj Della Cicta Di Siena per asia africha europa per mar[e] Et per terra comminciato ellan[n]o d[e]l n[ost]ro signor[e] 1542 fino illanno nel 1564 Et ancora ellorigin[e] Donde sciende in sieme Contutta la uita mia Dappoj che sonato Doue Come[n]cio nel 1507.*

**19** N. Z. Davis, Trickster Travels. A Sixteenth-Century Muslim between Worlds, New York-London 2008.

haben.[20] Doch das ist, wie im Laufe dieses Aufsatzes ersichtlich wird, keineswegs der Fall für Giorgio. Die Existenz einer Vielzahl von Quellen, die sein Leben zwischen den Religionen und Regionen thematisieren, fordert zu einem genaueren Blick darauf auf, wie Verbindungen und Trennungen sowie Zugehörigkeiten und Abgrenzungen von frühneuzeitlichen Akteuren im Mittelmeerraum beansprucht, negiert oder verschwiegen werden konnten.

Giorgios transmediterrane Handlungsfelder verorteten ihn in vielfachen Netzwerken der Zugehörigkeiten und Abhängigkeiten, die er zu nutzen wusste und aktiv zu gestalten beabsichtigte. Denn diese ermöglichten ihm einerseits Spielräume, sich selbst zu positionieren. Ein wesentliches Mittel hierfür stellten seine Konversionen dar, die Buttay-Jutier zurecht als Möglichkeit interpretierte, religiös-soziale Schutzverhältnisse zu entwerfen.[21] Andererseits waren es gerade diese Mehrfachzugehörigkeiten, die einer eindeutigen Selbstverortung zuwiderliefen, diese aber zugleich in besonderem Maße einzufordern schienen. Deutlich wird dies insbesondere an der Vielzahl autobiografischer Schriften, die ehemals Gefangene nach ihrer Rückkehr aus muslimischen Herrschaften verfassten. Dem Rechtfertigungsdruck und Konversionsverdacht, dem sie offensichtlich ausgesetzt waren, begegneten sie dadurch, ihrem Leben in der Narration Sinn zu verleihen.[22] Die Existenz der von Giorgio verfassten

**20** M. García-Arenal/G. Wiegers, Un hombre en tres mundos. Samuel Pallache, un judío marroquí en la Europa protestante y en la católica. Madrid 1999; M. Greene, A Shared World. Christians and Muslims in the Early Modern Mediterranean, Princeton 2000; F. Trivellato, Is There a Future for Italian Microhistory in the Age of Global History, in: California Italian Studies 2 (2011), URL: http://escholarship-org/uc/item/oz94n9hq; 22.11.2016; J.-P.A. Ghobrial, The Whispers of Cities. Information Flows in Istanbul, London, and Paris in the Age of William Trumbull, Oxford u.a. 2013; Malcolm, Agents of Empire (wie Anm. 10, Zitat hier S. 226: „the possibility of multiple or flexible loyalities"); Johnson, Cultural Hierarchy (wie Anm. 10), S. 135–160; F. De Vivo, Crossroads Region. The Mediterranean, in: J.H. Bentley/S. Subrahmanyam/M.E. Wiesner-Hanks (Hg.), The Cambridge World History, Bd. 6/1, Cambridge u.a. 2015, S. 415–444.

**21** Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 69.

**22** D.J. Vitkus (Hg.), Piracy, Slavery, and Redemption. Barbary Captivity Narratives from Early Modern England, New York 2001; R.C. Davis, Christian Slaves, Muslim Masters. White Slavery in the Mediterranean, the Barbary Coast, and Italy, 1500–1800, New York 2003 (Early Modern History. Society and Culture); C. Ulbrich, „Hat man also bald ein solches Blutbad, Würgen und Wüten in der Stadt gehört und gesehen, daß mich solches jammert wider zu gedenken ...". Religion und Gewalt in Michael Heberer von Brettens „Aegyptiaca Servitus" (1610), in: Kaspar von Greyerz/Kim Siebenhüner (Hg.), Religion und Gewalt. Konflikte, Rituale, Deutungen (1500–1800), Göttingen 2006 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 215), S. 85–108; R.C. Davis, Holy War and Human Bondage. Tales of Christian-Muslim Slavery in the Early-Modern Mediterranean, Santa Barbara u.a. 2009 (Praeger Series on the Early Modern World); K. Bekkaoui, White Women Captives in North Africa. Narratives of Enslavement, 1735–1830, Houndmills 2011; W. Kaiser, Les mots du rachat. Fiction et rhétorique dans les procédures de rachat de captifs en Méditerranée, XVI$^{e}$–XVII$^{e}$ siècles, in: Moureau, Captifs en Méditerranée (wie Anm. 2), S. 103–117.

Autobiografie bestätigt diesen Befund genauso wie seine bislang häufig unbekannten Briefe, die ich in diesem Aufsatz vorstellen werde.

Mehrfachzugehörigkeiten nötigten also zu besonders aufmerksamen und bedachten Selbstdarstellungen, ermöglichten aber zugleich innovative Spielräume für den aktiven Gebrauch vielfältiger lebensweltlicher Handlungs- und Orientierungsoptionen im Schreiben über die eigene Person und die eigenen Beziehungen sowie Zugehörigkeiten. Gabriele Jancke, Claudia Ulbrich und Elke Hartmann haben in diesem Zusammenhang die Kategorie des *doing person* eingeführt, um Schreibpraktiken über das Selbst als relationales und performatives Handeln kontextspezifisch zu untersuchen.[23] Entsprechend stellt sich die Frage, wie Giorgio del Giglio Pannilini in einer solchen Welt der Begegnungen und Konflikte, des Trennenden und Verbindenden, seine eigenen Mehrfachzugehörigkeiten thematisierte und zur persönlichen Selbstdarstellung nutzte. Wie ist das Zwischen-den-Religionen im Lebensalltag darstellbar gewesen, wenn Loyalitäten zu beanspruchen oder zu verneinen waren? Ich gehe dieser Frage insbesondere dahingehend nach, wie Giorgio seine Mehrfachzugehörigkeiten in Bezug auf den Zypernkrieg (1570–1573) thematisierte. Als sich das Osmanische Reich und ein katholischer Verbund verschiedener Herrschaften, insbesondere Spaniens, Venedigs und des Papsttums, gegenüberstanden, dürften Giorgios Mehrfachzugehörigkeiten in besonderem Maße lebensweltlich prekär gewesen sein.[24] Als mehrfacher (Re-)Konvertit, der im Dienst der ‚Heiligen Liga' stand, nutzte er daher seine Selbstzeugnisse, um die eigenen Mehrfachzugehörigkeiten ‚eindeutig uneindeutig' darzustellen.

---

**23** C. Ulbrich/H. Medick/A. Schaser (Hg.), Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, Köln-Weimar-Wien 2012 (Selbstzeugnisse der Neuzeit 20), hier insbesondere E. Hartmann/G. Jancke, Roupens Erinnerungen eines armenischen Revolutionärs (1921/1951) im transepochalen Dialog. Konzepte und Kategorien der Selbstzeugnis-Forschung zwischen Universalität und Partikularität, in: Ebd., S. 31–71; G. Jancke/C. Ulbrich, Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung, in: Dies. (Hg.), Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung, Göttingen 2005 (Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 10), S. 7–27; G. Jancke, Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum, Köln-Weimar-Wien 2002 (Selbstzeugnisse der Neuzeit 10).

Zu kulturellen Mehrfachzugehörigkeiten vgl. C. Ulbrich/H. Medick/A. Schaser, Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, in: Dies., Selbstzeugnis und Person (wie Anm. 23), S. 1–19; H. Medick, Einführung. Kulturelle Mehrfachzugehörigkeiten, in: Ebd., S. 181; C. Ulbrich/R. Wittmann (Hg.), Fashioning the Self in Transcultural Settings. The Uses and Significance of Dress in Self-Narratives, Würzburg 2015 (Istanbuler Texte und Studien 17); S. Subrahmanyam, Three Ways to Be Alien. Travails and Encounters in the Early Modern World, Waltham, Mass. 2011.

**24** Einführend siehe F. Braudel, La Méditerranée et le Monde méditerranéen à l'époque de Philippe II, Paris 1949.

2. Um Giorgios Selbstdarstellung im Hinblick auf die Mehrfachsituierungen zwischen Islam und Katholizismus sowie zwischen italienischen und osmanischen Herrschaftsräumen zur Zeit des Zypernkrieges zu erforschen, ist zunächst zu untersuchen, wie Giorgio in seinem Selbstzeugnis die Seeschlacht von Lepanto bewertete. Inwieweit thematisierte er seine Person in Relation zu ebenjener Schlacht, die am 7. Oktober 1571 im Golf von Nafpaktos zwischen der ‚Heiligen Liga' und dem Osmanischen Reich ausgefochten wurde? Die verheerende, aber weitgehend folgenlose Niederlage der Osmanen ist bereits von Zeitgenossen verschiedentlichst zu einer der bedeutendsten Seeschlachten überhaupt stilisiert und so zu einem Ereignis von historischer Bedeutsamkeit gemacht worden.[25]

Dass Giorgios Leben und dessen Beschreibung mit der Schlacht verbunden waren, ist bisher lediglich am Rande angemerkt worden. Carretto führte an, dass Giorgio vermutlich als Informant an Lepanto beteiligt gewesen sei.[26] Dass diese Anmerkung Giorgios Selbstdarstellung unnötig reduziert, wird bereits daraus ersichtlich, dass die Beschreibung der Seeschlacht und der eigenen Handlungen im Dienste der ‚Heiligen Liga' in seinem Selbstzeugnis immerhin knapp dreißig vorder- und rückseitig beschriebene Folio-Seiten einnimmt. Es bedarf daher einer Untersuchung, die über eine Randnotiz hinausgeht.[27] Welche Rolle spielte also Lepanto als Ereignis für die Selbstthematisierung des Mehrfachkonvertiten? Oder anders formuliert: Wie machte die Schlacht, die als Ausdruck eines Gegensatzes von Kulturen stilisiert wurde,[28] die religiösen und herrschaftlichen Mehrfachzugehörigkeiten eines Protagonisten des 16. Jahrhunderts beschreibbar?

Seine Beteiligung an der „Unternehmung gegen die Türken" beschreibt Giorgio als Dienst für Don Juan de Austria, den Anführer des Ligabündnisses und Halbbruder des spanischen Monarchen Philipps II.[29] Wie es zu diesem Dienstverhält-

---

**25** A. C. Hess, The Battle of Lepanto and its Place in Mediterranean History, in: Past & Present 57 (1972), S. 53–73; F. Braudel, Bilan d'une bataille, in: G. Benzoni (Hg.), Il Mediterraneo nella seconda metà del '500 alla luce di Lepanto, Firenze 1974 (Civiltà veneziana studi 30), S. 109–120; A. Barbero, Lepanto. La battaglia dei tre imperi, Roma-Bari $^{3}$2010; P. J. Brummett, The Lepanto Paradigm Revisited. Knowing the Ottomans in the Sixteenth Century, in: A. Contadini/C. Norton (Hg.), The Renaissance and the Ottoman World, Farnham-Burkington, Vermont 2013, S. 63–93; S. Hanß, Lepanto als Ereignis. Dezentrierende Geschichte(n) der Seeschlacht von Lepanto (1571) (eingereicht); Ders., Die materielle Kultur der Seeschlacht von Lepanto (1571). Materialität, Medialität und die historische Produktion eines Ereignisses (eingereicht).

**26** Carretto, Sultane ottomane (wie Anm. 12), S. 24.

**27** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 291v–320r.

**28** Hanß, Lepanto als Ereignis (wie Anm. 25); Ders., Die materielle Kultur der Seeschlacht von Lepanto (wie Anm. 25).

**29** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 291r: *seruir[e] laltezza Di do[n] gioannj nella in presa Contra: li turchj.* F. Hartlaub, Don Juan d'Austria und die Schlacht bei Lepanto, Berlin 1940 (Schriften der Kriegsgeschichtlichen Abteilung im Historischen Seminar der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin 28); M. A. Panzer, Don Juan de Austria (1547–1578). Karriere eines Bastards, Regensburg 2004.

nis kam, schildert Giorgio in seiner Autobiografie rückblickend, also zwischen 1571 und 1579, in Bezugnahme auf die Seeschlacht. Er habe sich im Dienst der Orsini in Montelibretti, einer kleinen Stadt im Latium, befunden, als diese Giorgio als ihren Diener 1571 spanischen Diensten überstellten.[30] Im Laufe des Textes wird ersichtlich, dass Giorgio selbst nicht an der Seeschlacht teilnahm, seinen Ligadienst aber ganz wesentlich in Bezugnahme auf Lepanto konzeptionalisierte, um eine spezifische Selbstdarstellung im Hinblick auf die Mehrfachzugehörigkeiten seiner persönlichen Lebensgeschichte(n) zu ermöglichen.

Wie modellierte Giorgio also Lepanto als zentrales Motiv seiner autobiografischen Selbstdarstellung? Er betonte, dass sein Dienst für Juan de Austria in jenem Jahr begann, in dem es auch zu der Seeschlacht gekommen sei, über die viele gedruckte Geschichten (*storie*) bekannt seien.[31] Der Hinweis könnte kaum treffender sein: In Reaktion auf die Seeschlacht fluteten insbesondere italienische Druckerwerkstätten den Markt mit einer Vielzahl an Lepanto-Pamphleten, -Flugschriften, -Flugblättern und vergleichbaren literarischen Produkten. Der sprunghafte Anstieg der Turcica-Produktion im Jahr 1571, den Carl Göllner als „Rekordhöhe“[32] bezeichnete, ist für das 16. Jahrhundert einzigartig. Die jüngste Bibliografie Simona Mammanas führt insgesamt gar 233 Drucke an, die während der Jahre 1571 bis 1573 auf der italienischen Halbinsel oder aber anderswo durch italienischsprachige Autoren erschienen.[33] Mit dieser Welt der Lepanto-Druckerzeugnisse war Giorgio also vertraut; und offensichtlich ist es ihm so wichtig gewesen, diese Vertrautheit zu artikulieren, dass er nicht allein eines der zentralsten Schlagwörter zeitgenössischer, italienischer Lepanto-Drucke bemühte – *la giornata*[34] –, sondern es auch nicht bei diesem einen Hinweis

**30** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 291r: *Doue trouandomj ad monte li brettj al seruitio Dello. J. S. D. Vergilio orsino Capita mo[n].s.or De torris Con. s.or ferante suo fratello Et nellj n[ost]rj ragioname[n]tj Cichognobbemo attj ad s[er]uir[e] la maesta Cattolica.*

**31** Ebd.: *... s[er]uir[e] la maesta Cattolica Et Cosi in quel medesimo anno andaj ad s[er]uir[e] sua altezza Doue che il primo anno si fecie la giornata Come noto nella stanpa Delle storie pero hio no[n] uoglio ma[n]char[e] Di non scriuer[e] il modo che si ten[n]e in q[ue]l Viaggio.*

**32** C. Göllner, Tvrcica. Die europäischen Türkendrucke des XVI. Jahrhunderts, 3 Bde., Bukarest-Berlin-Baden-Baden 1961–1978, hier Bd. 3, S. 18.

**33** Siehe S. Mammana, Lèpanto. Rime per la vittoria sul Turco. Regesto (1571–1573) e studio critico, Roma 2007 (Studi e testi. Serie di Filologia e Letteratura 33), S. 135–267. Vgl. auch Göllner, Tvrcica (wie Anm. 32); D. E. Rhodes, La battaglia di Lepanto e la stampa popolare a Venezia. Studio bibliografico, in: Miscellanea Marciana 10/11 (1995/1996), S. 9–63.

**34** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 291r. Einige Druckbeispiele sind: Anonym, Auusi nuouamente venuti da Corfù, ne quali si contengono alcuni segno apparsi auanti la giornata nauale, il vero numero delle galere Turchesche prese, delle artiglierie, delli Schiaui, & d'altri bottini ricchi. E la diuisione de tutte le sudette cose, tra il Papa, il Re nostro Signore, & Venetiani, e cosi anco de i prigioni di co[n]to, & altre cose notabili e degni, non piu stampate, Mailand 1571. (Archivo General de Simancas [= AGS], Estado, Sicilia, leg. 1134, doc. 168); Anonym, Avisi de diverse parte, si de Constantinopoli, come de Negroponte, de Rodi, quali da minutissimo raguaglio de molte cose degne da esser intese, con diuersi auisi delle Armate della Santa Lega, circa delle honorate prouesione fatte dopo la felice giornata,

darauf beließ. Die Schlacht selbst definierte er beispielsweise kurz als Sieg „der Christen", über den man in den „gedruckten Geschichten" mehr nachlesen könne.[35] Es war gerade diese durch Drucke generierte Bedeutsamkeit Lepantos als Ereignis, die Giorgio bemühte, um auch seinen eigenen Diskurs über die Schlacht in dem Selbstzeugnis eines Ligisten, der selbst jedoch nicht an der Seeschlacht teilgenommen hatte, zu rechtfertigen: *si fecie la giornata come noto nella stanpa delle storie pero hio no[n] uoglio ma[n]char[e] di non scriuer[e] il modo che si ten[n]e in q[ue]l viaggio.*[36]

Giorgio kannte also offensichtlich Lepanto-Drucke zur Genüge, deren Existenz und Narration seine eigene Erzählung Lepantos als Ereignis prägten. Die durch die Drucke generierte Bedeutsamkeit der Schlacht machte das Schreiben über die Schlacht für einen Ligisten wie Giorgio bedeutsam und legitimierte damit auch das Schreiben über sich selbst. Gerade diese Flut an Lepanto-Drucken, deren Bekanntheit Giorgio offensichtlich auch bei seinem Publikum voraussetzte,[37] stellte aber zugleich auch eine besondere Herausforderung für den Über-Lepanto-Schreibenden dar, wollte er unnötige Wiederholungen vermeiden. Die erzählende Aneignung des Geschehnisses war also zentral, um Giorgios Person durch die spezifische Thematisierung Lepantos darzustellen. Der Autor entschied sich deshalb dafür, nicht einfach den vielfach durch Drucke bekannten Verlauf der Schlacht wiederzugeben.[38] Vielmehr legte er sein Augenmerk auf die Geschehnisse im Umfeld der Seeschlacht, um diese durch ihre Referentialität auf ein Vorher und Nachher in einen narratologischen Zusammenhang einzubetten, innerhalb derer er sich selbst als Person mitsamt seiner lebensgeschichtlichen Mehrfachzugehörigkeiten in Bezug auf Lepanto zu thematisieren vermochte.[39] Dafür griff Giorgio auf verschiedene Erzählebenen zurück.

---

descrite dal S. Don Gioan d'Austria Generalissimo della Santa Lega, Verona o. J. [ca. 1571]. (The Arcadian Library, London [= AL], Turcica I.35/15794); Anonym, Copia di vna Lettera del Signore Secretario dell'Illustrissimo Signore Gio. Andrea D'oria. Con il vero disegno del luogo, doue è seguita la giornata, che fu il di de S. Marco Papa, & confeßore il di 7. d'Ottobre 1571. 40. miglia sopra Lepanto, o. O. o. J. (Biblioteca Casanatense [= BCas], Rom, Vol. misc. 2244.9, Biblioteca Vallicelliana, Rom [= BVR], S. Borr. Q. I. 301(5)); Anonym, Il felicissimo successo della giornata fatta dall'Armata Christiana contra l'Armata Turchesca; ..., Brescia 1571. (AL, Turcica VII.109/15869); Giovanni Pietro Contarini, Historia delle cose successe dal principio della guerra mossa da Selim ottomano a'Venetiani, Fino al dì della gran Giornata Vittoriosa contra Turchi, Descritta non meno particolare che fedelmente da M. Gio. Pietro Contarini Venetiano, Venedig 1572 (AL, 15852; BVR, S. Borr. Q. I. 301(2)); Romegas (= Mathurin d'Aux de Lescout), Relatione della giornata delle Scorciolare, fra l'armata Turchesca, & Christiana alli sette d'Ottobre 1571. ritratta dal Comendator Romagasso, Roma o. J. [1571] (BCas, Vol. misc. 2244.6; British Library, London [= BL], 1070.k.6(4); Österreichisches Staatsarchiv, Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv [= HHStA], Staatenabteilung, Rom, Varia, 5, Fasz. X, fol. 24r–27v).

**35** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 291v: *Dellj Cristianj*; *storie stanpate*.

**36** Ebd., fol. 291r.

**37** Ebd., fol. 291v.

**38** H. Bicheno, Crescent and Cross. The Battle of Lepanto 1571, London 2003; Barbero, Lepanto (wie Anm. 25).

**39** R. Koselleck, Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt a. M. 2003, S. 328.

Auffällig ist zunächst, dass er die Schlacht aus osmanischer Perspektive darstellte. Er thematisierte zu allererst die Fahrtroute, die die osmanische Armada vor der Seeschlacht über Korfu und Kefalonia zurückgelegt hatte.[40] Das lässt vermuten, dass er Lepanto bewusst entsprechend der Erzählmuster als Ereignis beschrieb, die in gedruckten Liga-Schlachtrelationen bereits etabliert waren. Denn die von führenden Kommandeuren und deren Umfeld verfassten Drucke begannen gleichfalls die Ereignisschilderung mit der Hinfahrt der Galeeren. Don Juan selbst hatte seine *relación*, die 1571 in Rom und Sevilla als spanischer Druck erschien und auch in italienischen Übertragungen in Florenz und Bologna in Druck ging, derart gestaltet.[41] Gleichfalls sind im päpstlichen und genuesischen Milieu die bedeutendsten Lepanto-Drucke nach diesem Erzählmuster strukturiert.[42] Die von Giorgio präsentierte, osmanische Perspektive auf Lepanto basierte folglich auf einem Erzählmodus, den Drucke als dezidiert ligistische Beschreibung des Ereignisses bereits etabliert hatten.

Jenseits dieser formalen Adaption präsentierte Giorgio inhaltlich die Schlacht allerdings zunächst konsequent aus osmanischer Sicht. Er behandelte den Rat, den die Berater des osmanischen Oberbefehlshabers Müezzinzade Ali Paschas durchgeführt haben sollen, als sie vom Aufenthaltsort der Liga-Flotten erfahren und über ein militärisches Zusammentreffen zu debattieren hatten. Darin beschreibt der Autor, wie die zwölf Osmanen einander beratschlagten, wie sie gegen die Liga-Flotte vorzugehen hätten. Giorgios Darstellung zufolge existierten hierüber verschiedene Positionen, die er erneut als osmanische Rezeption ligistischer Geschehnisse präsentiert: Zunächst einmal sei verschiedentlich betont worden, dass „die Christen“[43] untereinander zerstritten wären. Beträchtliche Meinungsverschiedenheiten hätten insbesondere zwischen den Venezianern und Juan de Austria sowie den Papstuntergebenen und Giovanni Andrea Doria bestanden. Als Verweis sei auch ein historisches Beispiel angeführt worden, wonach die Venezianer sich schon früher geweigert hätten, mit

**40** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 291v–292r.

**41** Juan de Austria, Relacion de lo succedido en la armada de la Sa[n]cta Liga, desde los treynta del mes de Septiembre, hasta los veynte y quatro de Octubre de este año ..., Sevilla 1571 (Biblioteca Nacional de España, Madrid [= BNE], R 34182[11]); Juan de Austria/Lope de Figueroa, Relatione fatta in Roma a Sua Santità dal S. Maestro di Campo del Terzo di Granata Don Lopes di Figheroa Imbasciatore del Signor Don Giouanni d'Austria ... Florenz 1571 (AL, Turcica I.37/15796; BAV, R.G.Miscell. III.806(int.5)); Lope de Figueroa, Relacion dela iornada succedida alos Sieie del mes de Octubre mil Quinientos setenta y vno, Rom 1571 (BVR, S. Borr. Q. I. 301(9)); Jean de Austria, La copia della lettera del Serenissimo Signor Don Gio. d'Austria. Mandata per il Sig. Don Pietro Zapada suo Ambasciatore. All'Illustriss. & Eccellentiß. Sig. Doge di Vinegia ... Bologna 1571 (Biblioteca Nazionale Centrale Vittorio Emanuele II. Roma [= BNCR], 69.4.A.22; AL, Turcica VI.96/15856).

**42** Romegas, Relatione della giornata delle Scorciolare (wie Anm. 34; BCas, Vol. misc. 2244.6; BL, 1070.k.6(4); HHStA, Staatenabteilung, Rom, Varia, 5, Fasz. X, fol. 24r–27v); Anonym, Copia Di vna Lettera del Signore Secretario dell'Illustrissimo Signore Gio. Andrea D'oria (wie Anm. 34; BCas, Vol. misc. 2244.9; BVR, S. Borr. Q. I. 301(5)).

**43** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 293v: *li cristianj*.

Andrea Doria gegen Khair ad-Din ‚Barbarossa' zu kämpfen.[44] Giorgio zeichnet ein Bild osmanischer Unentschlossenheit, angesichts zweier sich gegenüberstehender Positionen: Befürchteten die einen eine osmanische Niederlage, vor allem dann, wenn die Liga-Flotte genügend Zeit zur Aufstellung besäße, so gingen die anderen davon aus, dass die Ligisten unterlegen seien. Die Frage, ob die osmanische Armada die Schlacht zu suchen oder zu vermeiden habe, löst in Giorgios Schilderung schließlich niemand anderes als Müezzinzade Ali Pascha selbst auf. Er habe auf den Befehl des Sultans verwiesen, dass sie unter Androhung der Exekution gegen die Liga-Flotte kämpfen und den Sieg (*vittoria*) gen Italien weitertragen müssten.[45] Die in den Liga-Kontexten durch Drucke und Feste etablierte Siegesrhetorik von der *felice vittoria* präsentierte Giorgio als retrospektiv imaginierte Inversion.[46]

Im Anschluss daran beschrieb Giorgio, wie die osmanische Armada zur Liga-Flotte gesegelt sei und sich in Schlachtordnung positioniert habe.[47] Er betont, dass Müezzinzade Ali Pascha „eine schöne Rede"[48] gehalten habe, mit der er die Soldaten zum heldenhaften Kampf ermutigte. Ausführlich gibt Giorgio dessen Rede wieder: Nach dem Glaubensbekenntnis (eher schematisch transliteriert als *Alla illala maemetto resulla*) habe der Pascha angeführt, dass Gläubige, Derwische und Imame in den Moscheen „für unseren Sieg beten".[49] „Weil die Christen unsere Feinde sind", so zitiert Giorgio den Pascha weiter, wolle er „die gesamte Christenheit erobern" und „den Adel von Italien und Spanien" gefangen nehmen.[50] Es ist überaus auffallend, dass auch diese Rede erneut ihr narratives Äquivalent in den zeitgenössischen Liga-Schlachtrelationen findet, in denen Juan de Austrias Rede vor den Soldaten als couragierendes Moment gewertet wurde, das zur Tapferkeit und zum Siegesmut der Soldaten beigetragen und somit letztlich den Liga-Sieg wesentlich herbeigeführt habe. Auch der Oberbefehlshaber der Liga betonte vor der Schlacht den Dienst für Gott (*servicio ... a Dios*), den die Soldaten leisten könnten; und die Gefangennahme abertausender Osmanen schien ihm nach der Schlacht rechtzugeben.[51]

---

**44** Ebd., fol. 294r.

**45** Ebd., fol. 292r–295r.

**46** Zu besagter Siegesrhetorik und dem etablierten Festmotiv der Inversion vgl. I. Fenlon, The Ceremonial City. History, Memory and Myth in Renaissance Venice, New Haven-London 2007, S. 175–191; S. Hanß, „Per la felice vittoria". Venezianische Reaktionen auf die Seeschlacht von Lepanto (1571), in: Frühneuzeit-Info 22 (2011), S. 98–111.

**47** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 295r–295v.

**48** Ebd., fol. 295v: *[v]na bella oratione.*

**49** Ebd.: *pregano indio perla uittoria n[ost]ra.* Zum Hintergrund vgl. B. H. Flemming, The Sultan's Prayer before Battle, in: C. Heywood/C. Imber (Hg.), Studies in Ottoman History in Honour of Professor V. L. Ménage, Istanbul 1994, S. 63–75.

**50** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 295v: *per che li cristianj sonno n[ost]rj nimjCi*; *Conquistare tutta la cristianita*; *la nobilita Di talia espagna.*

**51** De Figueroa, Relacion dela iornada (wie Anm. 41); BVR, S. Borr. Q. I. 301(9)), fol. 2r; Hanß, Gefangen und versklavt (wie Anm. 8).

Eine weitere Gestaltungsparallele zwischen Giorgios Schlachtbeschreibung und jenen, die als Drucke in den katholischen Herrschaften zirkulierten, findet sich sogleich darauffolgend, wenn Giorgio die Schlachtordnung – aus osmanischer Perspektive – darlegt: „Scirocco" habe mit 80 Galeeren den rechten Flügel gegen die Venezianer gebildet während Uluç Ali Pascha mit 100 Galeeren linksseitig gegen den Genueser Doria und Müezzinzade Ali Pascha im Zentrum gegen Juan de Austria gekämpft hätten.[52] Hierbei handelte es sich abermals um die gängige bildliche und textuelle Darstellung der Liga-Schlachtordnung, die Giorgio aus osmanischer Sicht perspektivierte.[53] Der osmanische und ligistische Oberbefehlshaber hätten daraufhin die Kanonen als „Schlacht- und Kriegszeichen"[54] abgefeuert – hierbei handelt es sich erneut um ein in ligistischen Schlachtschilderungen prominentes Motiv[55] – und die Auseinandersetzung begann.

Das Schlachtgeschehen selbst ist in Giorgios Text erstaunlich abwesend. Er gibt kaum mehr dazu an, als dass die Flügelkommandeure auf die durch die Standarten erkenntlichen Gegner losgefahren seien, die Artillerie ertönte und Uluç Ali Pascha schließlich habe fliehen können.[56] Diese nur kurze Beschreibung des eigentlichen Schlachtgeschehens ist allerdings dann nicht weiter verwunderlich, wenn berücksichtigt wird, dass Giorgio erstens gar nicht an der Schlacht selbst teilgenommen hatte und dass er zweitens ausdrücklich betonte, dass die Leser seiner Autobiografie die einschlägigen Drucke heranziehen könnten, wollten sie mehr über Lepanto erfahren.[57]

Die ligistischen Relationen zur Seeschlacht von Lepanto stellten, dies ist an anderer Stelle gezeigt worden, stark komponierte Narrationen dar, die in prozessualen Verschriftlichungsprozessen in Kooperation und Konkurrenz verschiedenster Akteure mit unterschiedlichen Interessen und Absichten verfasst worden waren. Sie erhoben Interpretationsansprüche auf die Schlacht als Ereignis und sollten so auch die Wahrnehmung des Geschehenszusammenhangs und der Autoren selbst zu modulieren helfen.[58] Entsprechend ist auch – und vielleicht sogar gerade – in Giorgios Fall von einem Modus des bewussten Erzählens auszugehen. Auslassungen und Betonungen, Hervorhebungen und Kürzungen dürften Strategien gewesen sein, mithilfe derer Giorgios nicht allein die Schlacht auf seine Weise schilderte, sondern gerade dadurch sich selbst durch die eigene Narration verortete. Dieses strategische Erzählen war zum einen auf ein Publikum ausgerichtet, das Giorgio als mit ligistischen Drucker-

52 BAV, Barb. lat. 4791, fol. 296r.

53 Bicheno, Crescent and Cross (wie Anm. 38); Barbero, Lepanto (wie Anm. 25).

54 BAV, Barb. lat. 4791, fol. 296r: *segno Di battaglia e di guerra.*

55 Romegas, Relatione della giornata delle Scorciolare (wie Anm. 42; BCas, Vol. misc. 2244.6), fol. 2r; de Figueroa, Relacion dela Iornada (wie Anm. 41; BVR, S. Borr. Q. I. 301(9)), fol. 2r.

56 BAV, Barb. lat. 4791, fol. 296r–296v.

57 Ebd., fol. 291v.

58 Hanß, Die materielle Kultur der Seeschlacht von Lepanto (wie Anm. 25).

zeugnissen zur Seeschlacht vertraut imaginierte. Zum anderen zielte Giorgios strategisches Erzählen auf ein Einschreiben in bestehende Diskurse ligistischer Drucke ab, das seine persönliche Lebensgeschichte widerspiegeln und seine Mehrfachzugehörigkeiten positiv bewerten sollte. Es handelt sich um eine geschickte Adaptionsleistung ligistischer Diskurse, die mit einem Perspektivwechsel einherging. Anhand der Beschreibung osmanischer Sichtweisen, die in ligistischen Erzählkonstrukten genormt waren, thematisierte sich Giorgio selbst als eine Person, die exponierten Zugang zu osmanischen Informationen besaß. Diese Informationen präsentierte er im Textzusammenhang einerseits als Neuigkeit – ein Argument, das im mit Lepanto-Drucken gefluteten Markt nicht zu unterschätzen ist. Andererseits präsentierte er die osmanischen Informationen als Insiderwissen. Statt den Ablauf der Schlacht eingehender darzustellen, ging Giorgio deshalb direkt zu deren Folgen über. Erneut verbleibt er in einer osmanischen Erzählperspektive, indem er den Ablauf des ersten, nach der Seeschlacht gehaltenen großherrlichen Diwans bespricht. Demnach sei in diesem die umfassende Neuorganisation und -bewaffnung der Truppenaufstellung verordnet worden: Die Befestigungen der Grenzregionen sollten aufgerüstet, 285 neue Galeeren gebaut, dafür große Mengen an Holz zusammengetragen und die Reitertruppen zusammengeführt werden, um der „großen Gefahr" zu entgehen, die dem Osmanischen Reich nach Lepanto drohe.[59]

3. Türkische Archivbestände belegen, wie umfangreich und profund Giorgio über die unmittelbaren Reaktionen des osmanischen Herrschaftsapparates auf die „Expedition der geschlagenen Flotte" (*sefer-i şıngın donanma*) – so die gängige Bezeichnung Lepantos in späteren osmanischen Chroniken – informiert gewesen ist.[60] Diese Beobachtung ist angesichts eines Mediterraneums umso höher zu bewerten, das im 16. Jahrhundert Kommunikationsräume schuf, in denen sich Informationen als Waren großer Nachfrage erfreuten und diese – trotz aller Hürden – intensiv gehandelt wurden. Nachrichten waren ein Politikum.[61]

**59** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 297r–299r. Zitat ebd., fol. 298r: *gra[n] pericolo*.

**60** H. İnalcık, Lepanto in the Ottoman Documents, in: Benzoni (Hg.), Il Mediterraneo nella seconda metà del '500 (wie Anm. 25), S. 185–192, hier S. 191 f.; M. Lesure, Lépante. La crise de l'empire ottoman, Paris 1972, S. 284–307. Zum chronikalen Terminus siehe O. Yildirim, The Battle of Lepanto and its Impact on Ottoman History and Historiography, in: R. Cancila (Hg.), Mediterraneo in armi (secc. XV–XVIII), Bd. 2, Palermo 2007 (Mediterranea. Ricerche storiche, Quaderni 4), S. 533–556, hier S. 547; Brummett, The Lepanto Paradigm Revisited (wie Anm. 25), S. 64. Weiterführend siehe auch R. Mantran, L'écho de la Bataille de Lépante à Constantinople, in: Benzoni (Hg.), Il Mediterraneo nella seconda metà del '500 (wie Anm. 25), S. 243–256.

**61** M. Infelise, Prima dei giornali. Alle origini della pubblica informazione (secoli XVI e XVII), Roma-Bari 2002 (Quadrante Laterza 115); F. de Vivo, Information and Communication in Venice. Rethinking Early Modern Politics, Oxford u. a. 2007; Ghobrial, Whispers of Cities (wie Anm. 20); A. Pettegree, The Invention of News. How the World Came to Know About Itself, New Haven-London 2014.

Dessen war sich Giorgio offensichtlich auch bewusst; und er wusste ebenso, seine Selbstdarstellung entlang dieser Hochschätzung von Informationsbeschaffung geschickt zu manövrieren. Er unterbrach die bis dahin anzutreffende Erzählweise, die Seeschlacht von Lepanto anhand der ihr vorhergehenden und nachfolgenden Geschehnisse aus osmanischer Perspektive zu beschreiben, um im Folgenden die weiteren Geschehnisse von seinem eigenen Standpunkt aus zu schildern. Er überschreibt den Abschnitt als die Reise (*viaggio*), die er im Dienste Juan de Austrias „gegen die Türken" zwischen 1571 und 1573 unternommen habe.[62] Was genau er auf den folgenden Seiten beabsichtige, stellte Giorgio selbst klar. Er wolle darlegen, wie er Don Juan als theoretischen und praktischen Unterweiser in Angelegenheiten der Osmanen (*informato e pratico delle cose de turchi*) gedient habe.[63] Giorgio schildert, wie ihn sein Patron Vergilio Orsini durch dessen Verwandten Paolo Giordano Orsini, selbst ein hochrangiger Liga-Kapitän,[64] und das Botschafterpersonal nach Neapel und Messina entsandt hatte, wo er eine Audienz bei Don Juan erhielt. Der Liga-Oberbefehlshaber bekam in jenen Tagen unmittelbar nach seiner Anreise in Sizilien von einer Unmenge an Gratulationsgesandten unzähliger Herrschaften Besuch, die seinen Einsatz bei Lepanto priesen und zu einem regen Austausch diplomatischer Geschenke führten. Zugleich sind während dieser Audienzen zahlreiche herrschaftliche Empfehlungsschreiben präsentiert worden, die dazu dienen sollten, nach dem euphorischen Seesieg der katholischen Union Adlige in den Liga-Dienst eintreten zu lassen.[65] Auch für Giorgio sei, als er bei Don Juan vorstellig wurde, ein Brief dem Oberbefehlshaber ausgehändigt worden, der ihm wiederum mitgeteilt habe, dass niemand von Giorgios Ankunft gewusst hatte. Darauffolgend debattierten sie über osmanische Angelegenheiten (*cose de turchj*). Es waren letztlich wohl Giorgios Antworten und Sprachkenntnisse, die Don Juan überzeugten, ihn als Informanten zu rekrutieren.[66]

Damit wird deutlich, dass Giorgio erst nach der Seeschlacht von Lepanto in den Liga-Dienst getreten war. Dass er diese dennoch so prominent in seiner Schilderung des Vor- und Nachhers aus osmanischer Perspektive thematisierte, liegt vor allem daran, dass sie dazu beitrug, seine Mehrfachzugehörigkeiten vorteilhaft zu bewerten. Denn die vielfachen Konversionen erschienen dem gefeierten und verehrten Don Juan – in Giorgios Darstellung – dann gerade nicht als Manko, sondern zeichneten ihn vielmehr auf besondere Weise aus. Es waren gerade die Kenntnisse und Fähigkeiten, die er aufgrund seiner Lebensgeschichte erworben hatte, die ihn für den Dienst bei der ‚Heiligen Liga' im Anschluss an Lepanto prädestinierten. Um sich derart prä-

**62** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 299r–320r. Zitat ebd., fol. 299r: *Il Viaggio fatto per me giorgio pannilinj seneso Con don gioannj Daustra Contra turchj Come[n]Ciando nel 1571 in fino al mille cinq[ue] Cento settanta tre.*

**63** Ebd., fol. 299r: *Come informato epratico Delle Cose de turchi.*

**64** E. Mori, L'onore perduto di Isabella de' Medici, Milano 2011, S. 189–222.

**65** Hanß, Die materielle Kultur der Seeschlacht von Lepanto (wie Anm. 25).

**66** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 299r–299v.

sentieren zu können, bedurfte es einer strategischen Narrativierung der Schlacht, die Giorgio geschickt beherrschte. Unterstützt wird diese Interpretation seiner Lebensgeschichte zudem durch die adligen Patronagenetzwerke, die zu Giorgios Liga-Eintritt geführt hatten: Als Diener der Orsini, deren Verwandte selbst als Ligisten kämpften, stellte es eine Ehre für das Adelshaus dar, Giorgios Dienste dem Oberbefehlshaber anzubieten. Dass dieser sie annahm, generierte nicht allein Reputation für die Orsini, sondern gleichfalls für Giorgio.

Darüber hinaus verdeutlicht Giorgios Selbstthematisierung als *informato e pratico delle cose de turchi*,[67] dass seine Tätigkeiten in den florierenden und nach Lepanto besonders aktiven Spionagenetzwerken eines vernetzten Mediterraneums zu verorten sind, in dem sich Herrschaften unterstützten, bekämpften und ausspionierten. Neben Philipp II. hatte auch Don Juan selbst bereits zu Beginn des Zypernkrieges ein umfangreiches Netzwerk an Informanten etabliert. Die Agenten des Oberbefehlshabers informierten ihn aus Alexandria, Algier, Dubrovnik (Ragusa), Kefalonia, Istanbul, Korfu, Koroni, Otranto, Rhodos, Tripoli, Tunis und Zakynthos. Nach der Seeschlacht nahm Don Juan abermals Unsummen für seine Spione in die Hand; allein im Dezember 1571 wohl 30 000 *escudos*. Für dieses diffizile Geflecht geheimer Informationsbeschaffung, das zumeist über italienische Stationen abgewickelt wurde und häufig auch Mehrfachspionage einschloss, schien Giorgio dem Oberbefehlshaber also offenbar gerade aufgrund seiner Lebensgeschichte besonders geeignet zu sein.[68]

In dem Selbstzeugnis geht Giorgio auch ausführlicher auf seine Tätigkeiten der Informationsbeschaffung für die ‚Heilige Liga' ein. Zunächst habe er während der Seeschlacht gefangengesetzte Osmanen befragt. Solche direkt nach der Schlacht massenhaft durchgeführten Untersuchungen dienten einerseits dazu, weitere Hintergründe über das vorherige und künftig mögliche Vorgehen der Osmanen in Erfahrung zu bringen. Andererseits sollten dadurch Informationen über die Verluste auf der osmanischen Seite generiert und der häufig doch recht konfuse Schlachtverlauf rekonstruiert werden.[69] Diese Aktivitäten dürften zugleich Giorgios umfangreiches Wissen erklären, dass ihn dazu befähigte, Lepanto in seinem Selbstzeugnis aus osmanischer Perspektive zu beschreiben. Darüber hinaus betonte Giorgio selbst, dass seine Kenntnisse von seinem in osmanischen Diensten stehenden Sohn sowie von

**67** Ebd., fol. 299r.

**68** E. García Hernán, The Price of Spying at the Battle of Lepanto, in: Eurasian Studies 11 (2003), S. 227–250; Malcolm, Agents of Empire (wie Anm. 20), S. 223–260; M. J. Levin, Agents of Empire. Spanish Ambassadors in Sixteenth-Century Italy, Ithaca-London 2005; Ders., Diego Guzmán de Silva and Sixteenth-Century Venice. A Case Study in Structural Intelligence Failure, in: D. Szechi (Hg.), The Dangerous Trade. Spies, Spymasters and the Making of Europe, Dundee 2010, S. 22–44; Hanß, Die materielle Kultur der Seeschlacht von Lepanto (wie Anm. 25).

**69** Hanß, Gefangen und versklavt (wie Anm. 8); Ders., Eine Zeit-Geschichte der Seeschlacht von Lepanto, in: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit (eingereicht).

hochrangigen Generälen stammten, wodurch der Autor abermals die Nützlichkeit seiner Mehrfachzugehörigkeiten im Dienste der Liga hervorhob.[70]

Wenig später erhielt Giorgio dann einen diffizileren Auftrag: Mit vier bei Lepanto erbeuteten Schiffen hatte er unter osmanischer Standarte in die Levante zu fahren, um Spionagenetzwerke zu aktivieren und Informanten geschickt zu positionieren. Die Schiffsmannschaft bestand Giorgio zufolge aus nicht osmanisch-sprechenden Gefangenen – sicherlich um die Gefahr der Entdeckung zu minimieren –, die allerdings *turchesco* gekleidet waren. Ihm selbst seien zwei Griechen und zwei Armenier als Diener Don Juans unterstellt worden, die als Spione nach Zypern, Kairo und in das Safawidenreich weiterreisen sollten.[71] Der Oberbefehlshaber war gerade an Informationen aus diesen Gebieten interessiert, weil sich just nach Lepanto die Gerüchte von potentiellen Aufständen in den Randgebieten des osmanischen Herrschaftsbereiches nährten.[72] Giorgio fuhr von Messina aus nach Famagusta, wo er dem dortigen osmanischen Statthalter ein Schreiben überbringen ließ, das Giorgio abschriftlich seiner Lebensbeschreibung beifügte. Demzufolge habe er in dem im Auftrag Don Juans verschickten, osmanischen Schreiben vorgegeben, im Auftrag des Sultans zu handeln und befreite Osmanen an Land gehen zu lassen. Giorgio gibt an, dass ihm dies in einem Antwortschreiben dann auch zugestanden wurde und er zudem erfuhr, dass viele osmanische Untertanen aufgrund des enormen Erfolges Don Juans nicht mehr dem Sultan dienen wollten. Der Statthalter befürchte eine „große Gefahr", sollten „die Christen" davon erfahren.[73] Der Autor betont also gegenüber seinem Publikum gerade dadurch die Brisanz und Wichtigkeit der Informationen, die er zu erheischen im Stande gewesen ist. Nach Alexandria weitergereist, gingen die Griechen und Armenier an Land.[74] Während seine Rückreise von diesem Spionageeinsatz habe Giorgio an verschiedenen Orten insgesamt 50 Menschen gefangengenommen und sie mit nach Messina gebracht, wo sie entwaffnet und einzeln auf der Befestigungsanlage über die Geschehnisse im östlichen Mittelmeerraum in der *corte criminale* verhört worden seien.[75] Sehr ausführlich gibt Giorgio an, welche Aussagen diese Personen getätigt haben sollen, wodurch er sich selbst zugleich als Experten (*homo sperto*) beschrieb.[76] Demnach ging es vor allem um die bei Lepanto erlittenen

---

**70** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 295r: *Et Cosi vscirno forj Di lepanto euenneno ad frontar[e] il nimicho Doue si fecie la giornata alle Corciolarj Come gia lestorie ne parlano q[uest]o ein quanto al procierder[e] innanzi che le Due armate si adfrontasero Et questo loro po che hio parlando Con luccialj ecaito mostafa mio figlio mi dicano che Cosi ando il negotio ...*

**71** Ebd., fol. 299v–300r.

**72** Einführend siehe H. Jedin, Papst Pius V., die Heilige Liga und der Kreuzzugsgedanke, in: Benzoni (Hg.), Il Mediterraneo nella seconda metà del '500 (wie Anm. 25), S. 191–213; M. Manoussacas, Lepanto e i Greci, in: Ebd., S. 215–241.

**73** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 300v–301r. Zitat ebd., fol. 301r: *gra[n] pericolo*; *[]li Cristianj*.

**74** Ebd., fol. 301r–301v.

**75** Ebd., fol. 301v.

**76** Ebd., fol. 302r.

osmanischen Verluste sowie die Reaktionen auf diese Verlustnachrichten in den verschiedenen Regionen, aus denen die Verhörten stammten.[77] Giorgio betont den sozialen Aufstieg, den der Liga-Befehlshaber ihm aufgrund seines engagierten Einsatzes gewährte. Don Juan sei durch Giorgios Vorgehen so gut über die osmanischen Angelegenheiten informiert worden, dass er ihm aufgetragen habe, eine Liste über die für 1572 zur Verfügung stehenden Liga-Güter anzufertigen.[78] Die Listenanfertigung wird hier als Tätigkeit dargestellt, durch welche ihm die Anerkennung seines Dienstes zugesprochen wurde. Damit betonte Giorgio zugleich seinen Beitrag für die Aktionen der Liga und setzt diese mit jenen der Soldaten gleich, die für den Glauben in den Tod zu gehen bereit seien.[79] Der Verweis *per la fed[e]* unterstreicht abermals, wie Giorgio durch die Beschreibung seines Lebens in Bezugnahme auf Lepanto in der Lage war, seinen durch die Mehrfachkonversionen in katholischen Herrschaften fragwürdigen Religionsstatus neu – nämlich als vorbehaltlosen und gefahrvollen Einsatz für den katholischen Glauben, der denjenigen der Soldaten um Nichts nachstehe – zu interpretieren.

Entsprechend schilderte Giorgio auch die Militäraktionen der ‚Heiligen Liga' in den Jahren 1572 und 1573 derart, dass er seinen eigenen Verdienst an diesen unterstrich.[80] Erneut griff er auf vergleichbare Weise auf zirkulierende Lepanto-Darstellungen zurück, wenn er die späteren Auseinandersetzungen zwischen ligistischen und osmanischen Galeeren beschrieb.[81] Beispielsweise betonte er das Gegenspiel zwischen Don Juan und Colonna einerseits sowie Uluç Ali Paschas andererseits.[82] Um die Konsistenz dieses narrativen Stilmittels zu garantieren, gebrauchte Giorgio Analepsen und schilderte die Liga-Geschehnisse nach Lepanto erneut in Bezugnahme auf die Ereignisse vor der Seeschlacht sowie dieser selbst. Die an Don Juan gerichteten Ratschläge Ascanio della Corgnas sowie Dorias, wie die Liga-Flotte den Osmanen gegenübertreten solle, thematisierte Giorgio offensichtlich im Rückgriff auf Drucke, die er seinem Selbstzeugnis einschrieb.[83] Giorgio verglich diesen *consiglio* explizit mit jenem bereits zuvor beschriebenen Lepanto-*consiglio* um Müezzinzade Ali Pascha.[84] Und er nutzte die Beschreibungsmuster der Lepanto-Drucke auch für die Schilde-

**77** Ebd., fol. 302v–303v.

**78** Ebd., fol. 304v–305v.

**79** Ebd., fol. 304r–304v.: *Con trenta milia soldatj euintj milia ue[n]turierj tuttj Desiderosj Di far[e] fation[e] emorir[e] tuttj per la fed[e].*

**80** Ebd., fol. 305v–319r.

**81** Ebd., fol. 307r–310r.

**82** Ebd., fol. 307r.

**83** Ascanio della Cornia, Due discorsi dell'Ill.mo S.or Marchese Ascanio della Cornia Maestro di campo generale della Santissima Lega. Dati da lui al Sereniss. S. Don Giouanni d'Austria circa al combattere con l'Armata Turchesca. Con la descrittione dell'esequie fatte in Perugia: nella morte del Medesimo. Et vna Canzone in lode del detto d'Incerto Autore, Florenz 1571 (BAV, R. G.Miscell.III.806(int.6)).

**84** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 292r–295r, 309r–309v.

rung weiterer Schlachtaktionen wie etwa dem Zusammentreffen der ligistischen und osmanischen Armada bei Navarino (1572).[85]

4. An dieser Stelle bedarf es eines kurzen Zwischenfazits: Ein Zeitgenosse, der nicht an der Seeschlacht teilgenommen hatte, führte sie als zentrales Gestaltungsmotiv seiner Autobiografie an. Dies geschah derart geschickt, dass selbst moderne Forscher meinten, bei Giorgio habe es sich eigentlich um einen Schlachtteilnehmer gehandelt.[86] Giorgio griff auf narratologische Präsentationsmodi zurück, um sich die Schlacht gewissermaßen erzählend anzueignen. Er thematisierte sie vor allem anhand ihrer vorhergehenden und nachfolgenden Geschehnisse, um sie so in einen Erzählstrom einzubetten und anhand dieses sein eigenes Auftreten und Handeln zu beschreiben. Indem Giorgio also die Ebene der narrativen Darstellung der Seeschlacht als Ereignis- und Geschehenszusammenhang aufgriff und adaptierte, übertrug er narrative Muster bekannter Schlachtrelationen, um so seine eigenen Liga-Dienste als Dienste in der Folge Lepantos und damit als wichtige Ereignisse darzustellen. Vereinfacht formuliert präsentierte er Lepanto im Text entsprechend bestehender Genre-Traditionen der Schlachtrelationen als bedeutendes Ereignis, um seinen eigenen, daran anschließenden Dienst als bedeutsam beschreiben zu können. Dies ermöglichte es Giorgio, seine Tätigkeiten als wesentlichen Beitrag zum Erfolg der Liga zu thematisieren, weshalb er wohl gezielt auf die Muster textueller Repräsentation zurückgriff, die ihm aus den Lepanto-Drucken, auf die er so häufig verweist, als Ereignisnarrationen bekannt waren. Er bezog sich aber sicherlich auch deshalb auf sie, weil die Anzahl der Drucke in seiner Wahrnehmung die Bedeutung der Schlacht als Ereignis belegten – und ihm so das spezifische Schreiben über seine Person ermöglichten. Er verlieh gerade dadurch Lepanto als biografischem Ereignis Bedeutsamkeit.

Die Lepanto- und Selbstthematisierungen, die Giorgio in seinem Selbstzeugnis entwarf, stellen folglich das Resultat eines faszinierenden Zusammenspiels von Narration und Fiktion dar. „Unter ‚fiktional'", so möchte ich in Bezugnahme auf Natalie Zemon Davis betonen, „verstehe ich nicht, was an ihnen falsch oder vorgetäuscht ist; ich gebrauche den Ausdruck im anderen und weitgefaßteren Sinn der sprachlichen Wurzel *fingere* und meine damit die Elemente der Quellen, die eine Geschichte hervorbringen, formen und gestalten."[87] Ein solches wesentliches Element fiktionalen Erzählens stellte Giorgios erzählende Aneignung der Seeschlacht von Lepanto dar, die das Geschehnis in ein biografisches Ereignis transformierte, das es ihm erlaubte, seiner Lebensgeschichte sowie seinen Mehrfachzugehörigkeiten Sinn zu verleihen.

**85** Ebd., fol. 311v–315v.

**86** Carretto, Sultane ottomane (wie Anm. 12), S. 24.

**87** N. Z. Davis, Der Kopf in der Schlinge. Gnadengesuche und ihre Erzähler, Berlin 1988, S. 15 f. Im Original: Dies., Fiction in the Archives. Pardon Tales and Their Tellers in Sixteenth-Century France, Stanford, California 1987.

Dieses Phänomen der medial gebrochenen Wahrnehmung und zugleich adaptierten Aneignung einer Schlacht als zusammenhängendes und für die Personenkonzeption relevantem Gewaltereignis erinnert an Autoren anderer Selbstzeugnisse, die wenige Jahrzehnte später die Gräueltaten des Dreißigjährigen Krieges beschrieben, indem sie gedruckte Texte adaptierten. Hans Medick hat überzeugend dargelegt, dass es sich hierbei „um ein Beispiel identifikatorischer emphatischer Intertextualität [handelte] – einen Fall von Selbstübersetzung in einen fremden Erfahrungstext hinein, um die eigene Selbstzeugenschaft dadurch zu steigern."[88] Solche intertextuellen Adaptionsleistungen frühneuzeitlicher Selbstzeugnisautoren, die eben zugleich auch für Giorgios Text festzustellen sind, stellten schriftliche Aneignungsprozesse imaginierter Teilhabe dar.[89] Medick hat diesbezüglich die Kategorie der ‚Nähe' und ‚Distanz' von Ereignissen eingeführt: Anhand solcher Beschreibungspraktiken konnte die „weite Entfernung" der Seeschlacht „als nah empfunden werden",[90] weil das Schlachtgeschehen in seiner Wahrnehmung religiös überhöht war und somit eine Selbstpositionierung in diesem Ereigniszusammenhang ermöglichte. Dies ist auch für Giorgios Selbstthematisierung zu beobachten: Die adaptierende Übernahme der narratologischen Dramaturgie Lepantos (Ausfahrt, Ratschlag, Beginn, Resultat, Ratschlag, Rückkehr) ermöglichte es Giorgio, Lepanto doppelperspektivisch zu beschreiben und so seinen durch Mehrfachzugehörigkeiten geprägten Lebensgeschichten Sinn zu verleihen. Die formale Gestaltung des Textes entlang einer ligistischen Perspektive stellte seinen eigenen Dienst in eine Kontinuität mit dem Ereignis Lepanto und präsentierte ihn als *miles christianus* für den katholischen Glauben;[91] die inhaltliche Gestaltung des Textes entlang einer osmanischen Perspektive betonte wiederum seinen Expertenstatus. Er beschrieb sich damit als loyalen Ligisten; seine Mehrfachzugehörigkeiten betonend, stellte er sich als Kämpfer im Dienste des Katholizismus dar.

Für Lepanto lassen sich tatsächlich eine Vielzahl an Beispielen solcher „identifikatorischer emphatischer Intertextualität"[92] nachweisen, die insbesondere im Hinblick auf konfessionelle und religiöse Zugehörigkeiten aufschlussreich sind. Im Kontext des Heiligen Römischen Reiches hatte etwa der Lutheraner Wolfgang Wagner im Jahr 1586 die Seeschlacht in seiner Familienchronik entsprechend zeitgenössi-

**88** H. Medick, Sondershausen als „Schindershausen". Selbstverortungen und Wahrnehmungshorizonte der Gewalt in Volkmar Happes *Chronicon Thuringiae* aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in: A. Bähr/P. Burschel/G. Jancke (Hg.), Räume des Selbst. Selbstzeugnisforschung transkulturell, Köln-Weimar-Wien 2007 (Selbstzeugnisse der Neuzeit 19), S. 173–185, hier S. 182.

**89** Ebd.

**90** Formulierung in Anlehnung an ebd.

**91** Zu diesem Motiv vgl. G. Brunelli, Soldati del papa. Politica militare e nobiltà nello Stato della Chiesa (1560–1644), Roma 2003; A. Koller, Traiano Mario, seine Geheimmission nach Graz und Prag und der gescheiterte antiosmanische Liga-Plan Gregors XIII. von 1579, in: J. Gießauf/M. Schennach/R. Murauer (Hg.), Päpste, Privilegien, Provinzen, Fs. Werner Maleczek zum 65. Geburtstag, Wien 2010 (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 55), S. 197–212.

**92** Medick, Sondershausen als „Schindershausen" (wie Anm. 88), S. 182.

scher Drucke als venezianischen Sieg beschrieben, um sie seinen Kindern als Exempelgeschichte für das Vertrauen in den göttlichen Heilsplan zu präsentieren.[93] Knapp ein halbes Jahrhundert nach der Seeschlacht griff auch in Südostasien der *mestiço* Manuel Godinho de Erédia auf in Lepanto-Drucken etablierte Beschreibungsmuster zurück, um den Konflikt um das malaiische Malakka zu schildern, den der Sultan von Aceh und die Portugiesen während der 1580er Jahre führten. Durch dieses erzählstrategische Verfahren klassifizierte Godinho de Erédia den Sultan als ‚türkisch', um den Titelhelden seiner Erzählung, der an besagter Schlacht teilgenommen hatte, als *miles christianus* zu stilisieren.[94]

Derartige Beispiele veranschaulichen aber vor allem auch, dass die jeweilige Lepanto-referentielle Selbstthematisierung in Selbstzeugnissen variierte. Entsprechend ist diese anhand der spezifischen Schreibsituationen zu untersuchen, die das Verfassen solcher Quellen prägten und die in ihnen in Relationen verorteten Selbstthematisierungen ermöglichten.[95] Giorgio begann seine Lebensbeschreibung 1564 und führte sie die Jahre über fort, sodass die Ereignisse um Lepanto einer Selbstreflexion bedurften, die diese in einen Zusammenhang mit dem bereits Erlebten und dem angenommenen Zukünftigen stellten, für das eine immer kürzer werdende Zeitspanne zur Verfügung stand. Kurzum: Nach Lepanto, das aufgrund der etablierten Rhetorik der ‚Türkengefahr' zu einem dichotomischen Ereignis zwischen Christen und Muslimen stilisiert wurde,[96] nutzte Giorgio seine Autobiografie, um den eigenen religiösen Mehrfachzugehörigkeiten am Ende seines Lebens Sinn zu verleihen. Dabei finden die Geschehnisse nach seinem Spionagedienst für Don Juan vergleichsweise wenig Beachtung. Er betonte, dass er nach der Beendigung seines Dienstes immerhin 300 *scudi d'oro* als Ehrengeschenk erhalten habe und zu seinem Patron Vergilio Orsini zurückgekehrt sei. Seine letzten Lebensjahre habe Giorgio als Gärtner im Dienst des Kardinals Giacomo Savelli sowie einiger anderer *baroni romani* verbracht, bis er sich in einem Spital den *cose spirituali* zuwandte.[97] Nach dem Liga-Dienst, so Giorgio, bereitete er sich dadurch auf das Ende seines Lebens vor. Damit wird die Wichtigkeit deutlich, die der gelungenen Darstellung seines Liga-Dienstes als letztem, umfangreich beschriebenen Dienstverhältnisses und Kapitels seiner Autobiografie zweifelsohne für die Reflexion über das eigene Leben ‚zwischen den Fronten' zukam, die sich während des Zypernkrieges aufgetan hatten. Gerade in der religiösen Vorbereitung auf das nahende Lebensende bedurfte es für Giorgio der rückblickend klaren, katho-

93 Hanß, Lepanto als Ereignis (wie Anm. 25), Kapitel II.3.v. ‚Die Nähe und Ferne eines Ereignisses: *Lepanto* in Drucken und Selbstzeugnissen'.

94 S. Subrahmanyam, Courtly Encounters. Translating Courtliness and Violence in Early Modern Eurasia. Cambridge, Massachusetts 2012, S. 103–153, 250.

95 Jancke/Ulbrich, Vom Individuum zur Person (wie Anm. 23).

96 Hanß, Lepanto als Ereignis (wie Anm. 25).

97 BAV, Barb. lat. 4791, fol. 319v–320v.

lischen Positionierung.[98] Lepanto diente ihm hierbei als Möglichkeit, Selbstentwürfe zu verhandeln, die seine doppelte Situiertheit ausdrückten und dementsprechend neu bewerteten.

Doch indem Giorgio seine Mehrfachzugehörigkeiten in Bezugnahme auf Lepanto als loyalen Dienst für die katholische Liga präsentierte, nahm er zugleich eine Bedeutungsverschiebung innerhalb der auf Dichotomien ausgerichteten Lepanto-Diskurse vor. Es soll deshalb kurz gezeigt werden, inwieweit Giorgios Selbstthematisierungs- und Schreibpraxis „identifikatorischer emphatischer Intertextualität“[99] dazu führte, dass die diskursivierte Gegenüberstellung von Christen und Muslimen selbst brüchig wurde.[100] Giorgio nutzte zwar die in den Lepanto-Drucken in Bezugnahme auf die ‚Türkengefahr‘ etablierten Narrative religiöser Dichotomien, unterlief diese aber selbst im Akt des autobiografischen Erzählens auf zweierlei Weise.

Erstens vermochte er durch die Gegenüberstellung der ligistischen und osmanischen Beratungen vor und nach Lepanto, die er explizit vergleicht, zwar die Bedeutung der Liga-Berater hervorzuheben und damit auch seine eigenen Aktivitäten als gewinnbringend zu betonen.[101] Dies brachte aber eine von der damals verbreiteten Interpretation Lepantos als durch Gott verliehenen Sieg der Liga abweichende Interpretation des Ereignisses mit sich: Der Sieg erscheint dann nicht mehr als Ergebnis von schicksalhafter Überlegenheit oder göttlichem Eingreifen, sondern als das Resultat einer *fortuna*, die sich „zum Wohle der Christen“ verhalten habe.[102] Beispielsweise betont Giorgio, dass Uluç Ali Pascha aufgrund einer Verletzung zur Flucht gezwungen gewesen sei, aber eine Liga-Standarte erbeutet und nach Istanbul überführt habe.[103]

Zweitens unterläuft Giorgios Darstellung der Schlacht die Dehumanisierungsrhetoriken der Türkengefahr.[104] Wenn er beispielsweise die Anzahl der Schlachtteilnehmer auf 35 000 *turchj* und 15 000 „*[i]talianj*, das heißt *cristianj*“ schätzt, diese dann aber als Summe von 50 000 *person[e]* beziffert, stellt er ‚Christen‘ *und* ‚Türken‘ auf

**98** Ebd., fol. 320r: *Condar mj Ditto spitale p[er] gouerno Et Cosj per che Desideraυo Di finir[e] la uita in s[er]uir[e] Cose spiritule.*

**99** Medick, Sondershausen als „Schindershausen“ (wie Anm. 88), S. 182.

**100** A. Höfert, Den Feind beschreiben. „Türkengefahr“ und europäisches Wissen über das Osmanische Reich 1450–1600, Frankfurt a. M. u. a. 2003 (Campus Historische Studien 35).

**101** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 292r–295r, 309r–309v.

**102** Ebd., fol. 291v: *fortuna ... in faore Dellj Cristianj.* Zu Fortuna- und Lepanto-Diskursen siehe F. Buttay-Jutier, Fortuna. Usages politiques d'une allégorie morale à la Renaissance, Paris 2008. Für die religiöse Interpretation des Seesieges der Liga vgl. A. Olivieri, Il significativo escatologico di Lepanto nella storia religiosa del Mediterranea del Cinquecento, in: Benzoni (Hg.), Il Mediterraneo nella seconda metà del '500 (wie Anm. 25), S. 257–278; L. Pierozzi, La vittoria di Lepanto nell'escatologia e nell profezia, in: Rinascimento S. S. 34 (1994), S. 317–363.

**103** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 296v.

**104** J. Butler, Gefährdetes Leben. Politische Essays, Frankfurt a. M. 2005 (Edition Suhrkamp 2393); Dies., Sexual Politics, Torture, and Secular Time, in: The British Journal of Sociology 59 (2008), S. 1–23.

eine Ebene als Menschen.[105] Auf ähnliche Weise fungiert der Verweis darauf, dass „die Schlacht blutig war",[106] nicht allein als Hinweis auf einen ruhmreichen Sieg und damit als Alleinstellungsmerkmal der Liga, sondern als ein vergleichendes Element. Giorgio führt das explizit an: „für alle Truppen" sei die Schlacht blutig gewesen; „Christen und Türken waren gemeinsam gestorben"; insgesamt hätten 35 000 Menschen (*hominj*) den Tod gefunden.[107] Die in der narrativen Gegenüberstellung implizierte Enthumanisierung der Osmanen wird hier also unterwandert.

Giorgio nutzte folglich etablierte Lepanto-Diskurse für die Darstellung seiner Lebensgeschichte, transformierte sie aber genau aufgrund dieser adaptierenden Inanspruchnahme und der besonderen Umstände seines Lebens, das in keine dichotomischen Konzeptionen passte. Dies erinnert an al-Hasan al-Wazzans Afrika-Beschreibung, die Natalie Zemon Davis als eine Möglichkeit beschrieben hat, mithilfe derer sich der Autor vor einem christlichen und muslimischen Publikum zu verorten vermochte. Der gefangengesetzte Nordafrikaner, der als Leo Africanus getauft und in Rom schriftstellerisch tätig wurde, schrieb parabelhaft über ein Wesen, das als Vogel am Himmel oder als Fisch im Wasser leben konnte, um den verschiedenen Steuerforderungen zu entgehen. Davis hat verdeutlicht, dass diese Geschichte eine Metapher für al-Hasan al-Wazzans Schreib- und Lebenswelten zwischen den Religionen darstellte, der zwischen der Welt der Fische und Vögel so wie denjenigen der Muslime und Christen geschickt hin- und herzuwechseln wusste.[108] Ich möchte diese Einsicht nutzen, um auch Giorgios Selbstthematisierung als doppelperspektivische Situierung seiner Person und seiner Mehrfachkonversionen zu interpretieren. Die Neubewertung der Lepanto-Diskurse im Hinblick auf Fortuna und Menschlichkeit, die ich bereits angeführt habe, scheinen mir genauso wenig ein Zufall zu sein wie Giorgios bewusstes autobiografisches Schreiben in doppelperspektivischer Situierung. Hatte also auch Giorgio, vergleichbar zu Leo Africanus, Osmanen als potentielle Leser im Sinn, wenn er beispielsweise betonte, dass manche Reisen im Leben nur unter Zwang stattfänden?[109]

Das Verfassen seines Selbstzeugnisses gab Giorgio nicht allein die Möglichkeit der Wiedereingliederung in das soziale Gefüge katholischer Herrschaften, wie Buttay-Jutier betonte,[110] sondern ermöglichte ihm zugleich auch die Situierung innerhalb der osmanischen Gesellschaft. So ist etwa seine Lepanto-Schilderung nicht allein als

**105** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 296r: *trenta cinq[ue] milia turchj e quindicj milia talianj Cioe Cristianj che furno in tutto Cinq[uan]ta milia person[e].*

**106** Ebd., fol. 296v: *la battaglia era stata sanguinosa.*

**107** Vgl. ebd., fol. 296v (*Con dir[e] che la battaglia era stata sanguinosa per tutte le bande Et che erano mortj Cristianj etturchj isiene*), 297r, 309v–310r. Der Unterschied ergibt sich insbesondere zu den in den Suppliken und Schlachtrelationen anzutreffenden Rhetoriken des Blutes: Hanß, Die materielle Kultur der Seeschlacht von Lepanto (wie Anm. 25).

**108** Davis, Trickster Travels (wie Anm. 19), S. 109–124.

**109** BAV, Barb. lat., 4791, fol. 300r.

**110** Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 59.

Rückgriff auf ligistische Erzählmuster zu verstehen, die in den in katholischen Herrschaften gedruckten Liga-Schlachtrelationen erprobt gewesen sind und die Giorgio dann gewissermaßen mit osmanischen oder pseudo-osmanisierten Inhalten füllte. Eben jene prominent in ligistischen Lepanto-Berichten anzutreffenden Erzählelemente, die auf übernatürliche Zusammenhänge des Kriegsgeschehens, auf Wunder und auf die Glorifizierung der Hauptprotagonisten als quasi-religiöse Kriegshelden verweisen, charakterisierten auch das Genre arabischer und osmanischer Schlachtbeschreibungen.[111] Osmanische Schlachtteilnehmer wie Mohammed ibn 'Abd Allah Zirek el-Hoseini hatten Lepanto entlang narrativer Elemente beschrieben, die vergleichbar zu jenen sind, die Giorgio nutzte.[112] Zwar war Giorgio diese osmanische Schlachtbeschreibung wohl nicht bekannt, aber er war sicherlich mit den seit Jahrhunderten zirkulierenden, epenartigen arabischen Erzählungen vertraut, die in der osmanischen Gesellschaft fest verankert gewesen waren. Gerade solche Parallelen in der Art und Weise, wie Schlachten in osmanischen und ligistischen Herrschaftsräumen beschrieben wurden, ermöglichten es Giorgio, seine Schilderung Lepantos in diese Narrative einzubetten und so für ein doppeltes Publikum zu schreiben. Zugespitzt formuliert ließe sich sagen, dass Lepanto zwar als *clash of civilizations* beschrieben worden sein mag,[113] dass die textuellen Logiken, die diesem Beschreibungsmuster als Wissenspräsentation über ein Ereignis zugrunde lagen, jedoch selbst ein Moment darstellten, dass Christen und Muslime teilten und dass so auf eine verbundene und gemeinsam geteilte Geschichte der Narration von Ereignissen verweist. Genau das machte sich Giorgio in seiner autobiografischen Beschreibung Lepantos bereits im 16. Jahrhundert zu Nutze, um seine Mehrfachzugehörigkeiten als Rekonvertit zu verhandeln.

Die Möglichkeit ligistischer und osmanischer Lesarten seines Textes unterstreicht, dass es Giorgio gelang, sich überzeugend als Katholik zu präsentieren und dabei dennoch die Möglichkeit einer Rückkehr in das Osmanische Reich offenzuhalten. Dass Giorgio diese in Betracht ziehen konnte, ergab sich bereits daraus, dass die Neubewertung seiner Mehrfachzugehörigkeiten als Dienst für die ‚Heilige Liga' deren Offenlegung bedingte. Um sich selbst als besonders gut informierten und damit der Liga nützlichen Informanten beschreiben zu können, war er gezwungen, zu begrün-

**111** Flemming, Sultan's Prayer (wie Anm. 49); C. Hillenbrand, Turkish Myth and Muslim Symbol. The Battle of Manzikert, Edinburgh 2007; K. Hirschler, The Written Word in the Medieval Arabic Lands. A Social and Cultural History of Reading Practices, Edinburgh 2012, S. 168–170. Dass diese Rhetoriken auch in den administrativen und herrschaftlichen Reaktionen ihren Ausdruck fanden, zeigen Lesure, Lépante (wie Anm. 60), S. 289; İnalcık, Lepanto in the Ottoman Documents (wie Anm. 60), S. 190; Mantran, L'écho de la Bataille de Lépante (wie Anm. 60), S. 248; B. Lewis, The Muslim Discovery of Europe, New York-London 2001 [1981], S. 43.

**112** Malcolm, Agents of Empire (wie Anm. 20), S. 165 f.

**113** S. P. Huntington, Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert, Hamburg 2007.

den, weshalb genau er so gut informiert war. Er gab an, von Uluç Ali Pascha sowie von seinem Sohn Caito Mustafa über die von ihm dargelegte, osmanische Sicht auf die Seeschlacht von Lepanto informiert worden zu sein.[114] Um sich als guten Informanten und loyalen Katholiken thematisieren zu können, legte Giorgio also seine Kontakte zu ranghohen osmanischen Generälen dar und schrieb über seinen Sohn, der nach wie vor als Muslim in osmanischen Diensten stand. Dabei ist es bedeutsam, welchen Stellenwert diese Personen hinsichtlich der Geschehnisse und Diskussionen um Lepanto besaßen. Uluç Ali Pascha, gleichfalls ein Konvertit, der aus dem süditalienischen Kalabrien stammte, war als einzigem bedeutenden osmanischen Kommandant die Flucht gelungen. Seine Rolle ist daher von Zeitgenossen breit diskutiert worden.[115] Zugleich beschreibt Giorgio seinen Sohn als namhaften Würdenträger ebenjenen Ortes, der für die Bezeichnung der nahebei stattgefundenen Seeschlacht ausschlaggebend wurde: als Gouverneur von Lepanto und Sandschak der Peloponnes sowie General sämtlicher dort stationierten Kavallerie.[116]

Nach der Schlacht beinhaltete Lepanto also Referenzen auf Giorgios Familiengeschichte, die er für deren Darstellung in seiner Lebensgeschichte einzusetzen wusste, da sie ihn als guten Informanten auszeichnete. Entsprechend ausführlich beschreibt er in seiner Autobiografie, wie er diese familialen Vernetzungen nach Lepanto in den Dienst der Liga gestellt habe. Er berichtet, dass er im Folgejahr mit der Erlaubnis Don Juans seinen Sohn um ein Treffen gebeten habe, in dem er ihn dann – erfolglos – um eine Rückkehr zu seinem Vater ersuchte. Auch sei Caito Mustafa der Fürstentitel von Salerno in Aussicht gestellt worden. In seinem Selbstzeugnis, in das Giorgio auch abschriftlich einen Brief seines Sohnes über die osmanischen Netzwerke der Familie einfügte, unterstrich die (osmanische) Treue des Sohnes zugleich die (ligistische) Treue des Vaters, der seine osmanischen Netzwerke nun als Informant in den Dienst der ‚Heiligen Liga' stellte. So betont Giorgio ausdrücklich, dass Don Juan ihm für dieses Treffen dankbar gewesen sei.[117] Giorgio stellte folglich seine eigenen Taten als ehrenwerten Liga-Dienst dar und betonte seine Situierung innerhalb des Christentums. Zugleich aber waren es genau diese Vernetzungen und die als Dienstverhältnis beschriebenen Liga-Taten, die seine Verankerung in der osmanischen Gesellschaft sichtbar machten. Dass Giorgios Selbstthematisierung derart ambivalente Lesarten seiner Mehrfachsituierung ermöglichten, zeigen sowohl die Herausforderungen als auch das Potential seiner auf ein doppeltes Publikum hin ausgerichteten Autobiografie.

**114** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 291v.

**115** Svat Soucek, 'Ulūdj 'Alī, in: P. J. Bearman u. a. (Hg.), The Encyclopaedia of Islam. New Edition, Bd. 10, Leiden 2000, S. 810 f.

**116** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 315v: „gouernatore dj lepanto sa[n]giacho di.s.ta maora egiernerale Detutta la Caualleria Della morea".

**117** Ebd., fol. 315v–318v. Zu weiteren abschriftlich inkorporierten Briefwechseln mit dem toskanischen Herzog, der genuesischen *Signoria* und dem Duca di Sessa siehe ebd., fol. 332v–338v.

5. Giorgios erzählte Lebensgeschichten finden sich nicht allein in den Archivbeständen des Vatikans und Sienas, sondern auch in Florenz. Bereits 1559 bot er sich dem toskanischen Herzog als Informant an, dem er – wie dem Antwortschreiben zu entnehmen ist – zu diesem Zeitpunkt offensichtlich noch unbekannt war. Er stellte Nachrichten über die in den griechischen und anatolischen Gebieten lebenden, christlichen Sultansuntertanen in Aussicht.[118] Seine besondere Eignung als Spion begründete Giorgio in diesem und einem weiteren, kurz darauf in Istanbul aufgesetzten Schreiben mit seinen mit dem osmanischen Herrschaftszentrum eng verwobenen, familialen Netzwerken. Eine seiner Schwestern, so gab Giorgio dem toskanischen Herzog gegenüber an, sei die „Gattin" (*mogliera*) Sultan Süleymans I., die andere die „Ehefrau" Rüstem Paschas, des Schwiegersohns und Großwesirs des Sultans.[119] Giorgio präsentierte sich in diesen Schreiben als ein Sultansuntertan, der von der toskanischen Insel Giglio stammte und somit gewissermaßen auch ein Untertan des Herzogs der Toskana sei. Trotz seines Status als osmanischer Sklave (*schiavo*) thematisierte sich Giorgio also – gerade aufgrund seiner Lebensgeschichte – zugleich auch als Untertan (*vassallo*) und Diener (*servo*) der de' Medici.[120]

Die beiden Schreiben an den toskanischen Herzog verdeutlichen, wie bewusst Giorgio seine Mehrfachzugehörigkeiten vorteilhaft zu nutzen gedachte, um sich je nach Situation und Intention in bestehende und beanspruchte Patronage-, Schutz- und Abhängigkeitsverhältnisse neu einzuschreiben. Wenn wir Giorgios „fiktional[es]"[121] Erzählen ernstnehmen, fällt zunächst auf, dass er seine Servilitäten und herrschaftlichen Loyalitäten genauso wie auch sein Herkommen und seine Verwandtschaften flexibel narrativierte. Bereits in den 1559 an den toskanischen Herzog gesandten Schreiben erwähnte Giorgio Caito Mustafa, der als „Generalstatthalter sämtlicher Soldaten des Sultans" in İnebahtı/Lepanto residiere. Während die Autobiografie Caito Mustafa als Giorgios Sohn benennt, wird er in den Schreiben jedoch als Bruder angeführt.[122] Auch bezeichnete Giorgio den „Korsarenkapitän" Uluç Ali Pascha, jenen in der Autobiografie so prominent vertretenen Lepanto-Kommandeur, in den toskanischen Schreiben als eigenen Bruder (*fratello*). Eine solche Bezeichnung dürfte wohl als Terminus zu verstehen sein, der ein vertrautes Verhältnis der Konvertiten untereinander sowie deren gemeinsame Bindung zu ihrem (neuen) Vater, dem

**118** Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 66; ASF, Archivio Mediceo del Principato 481, fol. 482r, Giorgio del Giglio (Pannilini) an Cosimo I. de' Medici, 17. Oktober 1559.

**119** ASF, Archivio Mediceo del Principato 482, fol. 192r, ders. an dens., Istanbul, 23. November 1559.

**120** ASF, Archivio Mediceo del Principato 481, fol. 482r, ders. an dens., 17. Oktober 1559; ASF, Archivio Mediceo del Principato, 482 fol. 192v, ders. an dens., Istanbul, 23. November 1559.

**121** Davis, Kopf in der Schlinge (wie Anm. 87), S. 15 f.

**122** ASF, Archivio Mediceo del Principato 481, fol. 482r, Giorgio del Giglio (Pannilini) an Cosimo I. de' Medici, 17. Oktober 1559: *Locotene[n]te g[enera]le di [tu]tt.e le ge[n]te d'arme d[e]llo gran' Turco: ch[e] hoggi fà reside[n]tia i[n] Lepanto.*

Sultan, verbalisieren dürfte.[123] Giorgios Fiktionalisierungen gingen noch weiter: Er machte nicht allein die toskanische Insel Giglio zu seinem Namenszusatz (Giorgio *del Giglio*), sondern gab außerdem noch an, von den sienesischen Pannilini abzustammen, womit er eine Genealogie in Bezug zu Papst Pius II. als *antica nobiltà* präsentierte.[124] Um sein Leben als Reise und Versklavung sinnvoll beschreiben und so seinen Lebenslauf legitimieren zu können, verwies er prominent auf das eigene Horoskop. Die astrologische Bedeutung seiner Geburt, die (angeblich) am 23. April 1507, 20:43 Uhr, stattfand, vermochte dann seine Mehrfachzugehörigkeiten narratologisch zu begründen: Der göttlichen Himmelskonstellation sei zu entnehmen, so Giorgio, dass er „niemals Ruhe der Seele oder des Körpers" erfahren werde.[125] Giorgios ‚fiktionale' Erzählungen über Verwandtschaften und Herkommen verdeutlichen damit vor allem, wie sehr dieser Mehrfachkonvertit in Modi der Selbstpräsentation und Selbstinvention erprobt gewesen ist, die seine Herkunft und Verortungen publikumsspezifisch flexibel darlegten. Seine wechselnden Abhängigkeiten und Lebensstationen in Versklavung eröffneten ihm damit neue Spielräume in Selbstrepräsentationen, die er offensichtlich willens war, kreativ zu seinem eigenen Vorteil zu nutzen.

Giorgios fiktionale Geschichten und kreativen Selbst(re)präsentationen materialisierten sich in einem gesamtmediterranen Ensemble von *Fictions in the Archives*.[126] Denn wenngleich Giorgios Kontaktnahme mit dem toskanischen Herzogtum zunächst irritieren mag, stellte sie keineswegs eine Ausnahme dar. Belegt ist, dass er auch die Stadt Neapel kontaktierte und mit dem venezianischen Bailo in Istanbul verkehrte.[127] Bis dato unbekannt ist eine weitere Abhandlung, die er 1562 in Marseille aufsetzte und dem savoyischen Hof in Turin übersandte. Darin informierte er Herzog Emanuel Philibert über die Organisation und Zusammensetzung osmanischer Truppen sowie über die Loyalität der dem Sultan dienenden Konvertiten. Zugleich präsentierte er dem savoyischen Herzog Überlegungen zu einer erfolgreichen Einnahme der osmani-

**123** ASF, Archivio Mediceo del Principato 482, fol. 192r, ders. an dens., Istanbul, 23. November 1559 (*capitanio d[el]lj corsalj*); S. Hanß, „Io ritorno, serenissimo principe dal sultan Solimano ...". Devşirme and Yeñi çeri in a Record of the Venetian Bailo Bernardo Navagero, 1553, in: Eurasian Studies 10 (2012), S. 97–125, hier S. 105.

**124** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 1r–1v (Zitat: ebd., fol. 1v); Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 61f.

**125** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 1v, 3r: *no[n] Cognoscho maj quiete odi anima odj Corpo*. Zu dieser Funktion von Geburtsdatierungen vgl. S. Hanß, „Bin auff diße Welt gebohren worden". Geburtsdatierungen in frühneuzeitlichen Selbstzeugnissen, in: A. Landwehr (Hg.), Frühe Neue Zeiten: Zeitwissen zwischen Reformation und Revolution, Bielefeld 2012 (Mainzer Historische Kulturwissenschaften 11), S. 105–153.

**126** Davis, Fiction in the Archives (wie Anm. 87). Ich möchte ausdrücklich betonen, dass weitere Recherchen auch die Bestände türkischer Archive systematisch auf Giorgios Schreiben zu durchsuchen haben.

**127** Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 67–69.

schen Peloponnes.[128] Die 1559 dem toskanischen Herzog in Aussicht gestellten Informationen lieferte Giorgio also drei Jahre später dem Herzog von Savoyen, was belegt, dass er seine religiösen Zugehörigkeiten in herrschaftlichen Mehrfachrelationen zu nutzen wusste, um durch das daraus resultierende Wissen und den Status, den er ihnen verdankte, seinen eigenen Nutzen ziehen zu können. Denn nachdem seine politisch-militärischen Vorstellungen als Informant in der Toskana offenbar wenig Anklang gefunden hatten, versuchte Giorgio wenige Jahre später, den savoyischen Herzog für seine Ideen, sein Wissen und seine Person zu gewinnen.

Solch strategische Selbstverortungen basierten nicht allein auf geschickten Nutzungsweisen religiöser Mehrfachzugehörigkeiten, sondern ebenso auf innovativer Narrativierung des eigenen Lebens sowie dem entsprechendem Kalkül und Wissen um herrschaftliche Gemengelagen im Mediterraneum. Entsprechend hatte Giorgio sein Schreiben in Marseille wohl auch unter dem Eindruck der in Frankreich ausbrechenden Religionskriege aufgesetzt. Ausdrücklich empfahl er Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, die osmanische Festungsanlage in İnebahtı/Lepanto anzugreifen. Wenn dort eine *furia cristiana* wie auch *in Fiandria e in Francia* ausbreche, dann werde İnebahtı innerhalb von acht Tagen und die gesamte Peloponnes innerhalb eines Monats fallen. Von hier aus, so Giorgio weiter, ließe sich dann auch Zypern vergleichsweise einfach einnehmen. Und er scheute nicht davor zurück, Savoyen prominent auf antivenezianische Geheimverhandlungen zwischen Zyprioten und Osmanen hinzuweisen. Im Hinblick auf dieses Insiderwissen muss Giorgios Selbstdarstellung am savoyischen Hof so überzeugend gewesen sein, dass der Eingangsvermerk den Briefaussteller als Zyprioten bezeichnet.[129] Giorgio präsentierte also – in überzeugender Weise – sein Wissen im Hinblick auf die politische Lage des savoyischen Herzogtums, das einerseits die Geschehnisse in Frankreich aufmerksam verfolgte und sich andererseits – zumindest in Giorgios Darstellung – im Levanteraum vergleichbar zu Venedig zu etablieren vermochte. Just zu dem Zeitpunkt, als Giorgio sein Schreiben aus Frankreich nach Turin gesandt hatte, war der Herzog besonders daran interessiert, die savoyischen Kanäle geheimer Informationsbeschaffung auszubauen. Zwei Jahre später traf dann auch ein ausführlicher, chiffrierter Spionagebericht aus Istanbul in Turin ein, der dekodiert und als Abschrift anonymisiert aufbewahrt wurde.[130]

In den Monaten, als besagter Geheimbericht aus Istanbul in Turin eintraf, setzte Giorgio ein weiteres Schreiben in Bologna auf, um sich einer anderen Mittelmeer-

**128** Archivio di Stato di Torino (= AST), Materie politiche per rapporto all'estero, Corti estere, Turchia – Porta Ottomana, m. 1, Giorgio del Gigilio Pannilini an Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, Marseille, 31. Mai 1562.

**129** Ebd.

**130** AST, Materie politiche per rapporto all'estero, Corti estere, Turchia – Porta Ottomana, m. 1, 1564 (ohne Namensnennung des Informanten); E. Stumpo, Emanuele Filiberto, duca di Savoia, in: DBI, Bd. 42, Roma 1993, S. 553–566; E. Ricotti, Storia della monarchia piemontese, Bd. 2, Firenze 1861, S. 194–250.

herrschaft als Spion anzubieten: der Republik Genua. Er betonte, dass ihn seine Stellung als Torwächter (*kapıcı*) am Sultanshof „viele Geheimnisse" erfahren lasse, die für Christen von großer Bedeutung seien und die er dem Dogen und der Signoria entsprechend mitteilen wolle.[131] Sich selbst präsentierte er als *turcho fatto per fortuna*, der nun aus dem Osmanischen Reich auf göttliche Eingebung hin geflohen sei. Entsprechend prominent thematisierte er sich im Hinblick auf erprobte, fiktionale Narrationen als *giorgio pannilinj senese*.[132] Die genuesische *Signoria* mit ihren seit langem bestehenden, merkantilen Interessen schien ihm offensichtlich ein geeigneter Ansprechpartner gewesen zu sein, um durch das eigene Geheimwissen neue Schutzverhältnisse aufzubauen. Giorgios Schreiben muss jedenfalls mit besonderem Interesse aufgenommen worden sein. Die Archivbestände belegen, dass die Republik gerade in den darauffolgenden Jahren ihr Netz geheimer Korrespondenten in Istanbul extrem ausbaute. Trafen im Folgejahr fünf geheime Sendungen über das Osmanische Reich ein, so waren es 1566 bereits 65 Berichte. Im Anschluss an Giorgios Schreiben entwickelte sich Genua, zwischen Istanbul, Venedig und Madrid gelegen, zu einem Knotenpunkt geheimer Wissenszirkulation über die Osmanen; ohne dass dabei allerdings eine wesentliche Rolle Giorgios nachweisbar wäre.[133]

Die florentinischen, savoyischen und genuesischen Schreiben verdeutlichen eindrücklich, wie sehr Giorgio darin geübt war, Briefe als publikumsspezifisches Medium der Selbstdarstellung zu nutzen. Ich möchte an dieser Stelle auf zwei weitere, bis dato ebenfalls unbekannte Briefe hinweisen, die aus der Abfassungszeit seiner Autobiografie stammen. Sie unterstreichen abermals, welchen zentralen Stellenwert damals die Seeschlacht von Lepanto als biografisch angeeignetes Ereignis in der Selbstdarstellung seiner Mehrfachzugehörigkeiten einnahm – und zwar nicht allein in der in jenen Jahren verfassten Autobiografie, sondern ebenso in seinem Lebensalltag in Rom.

Am 15. März 1573 stellte Giorgio, vom Liga-Dienst zurückgekehrt in das römische Anwesen der Orsini, ein Schreiben aus, in dem er seinen Sohn Caito Mustafa ersuchte, zu konvertieren und sich in den Dienst der ‚Heiligen Liga' zu stellen. „Unter den Spaniern" sei er dann, so Giorgio, „der größte Renegat, den es jemals gab".[134] Don Juan,

**131** Archivio di Stato di Genova (= ASG), Archivio Segreto 2170, Giorgio del Giglio Pannilini an die genuesische *Signoria*, Bologna, 08. April 1564, fol. 1r: ... *Capigi illingua n[ost]ra si dicano portierj doue ne cauauo moltj secretj che erano moltj di inportantia contra lj Cristianj.*

**132** Ebd.

**133** K. Fleet, European and Islamic Trade in the Early Ottoman State. The Merchants of Genoa and Turkey, Cambridge u. a. 1999 (Cambridge Studies in Islamic Civilization); O. Pàstine, Genova e l'Impero ottomano nel secolo XVII, Genova 1952 (Atti della Società Ligure di Storia Patria 73), S. 6 f.; Hanß, Die materielle Kultur der Seeschlacht von Lepanto (wie Anm. 25) mit einer ausführlichen Auswertung genuesischer Spionagenetzwerke im Osmanischen Reich. ASG, Archivio Segreto, 1966–1967 (Litterarum [Fogliazzi], 1570–1574), 2170.

**134** Fondazione Camillo Caetani (= FCC), Archivio Caetani, Fondo generale, 1573 marzo 15, 14590 (c – 9198), Giorgio del Giglio Pannilini an Caito Mustafa, Rom, 15. März 1573: *frali spagnolj il maggior[e] rinegato che maj fusse.*

so schrieb Giorgio seinem Sohn, sei der Sohn des christlichen Kaisers Karl V. und ein ehrenwerter und mächtiger Mann, dem nach Lepanto weitere große Siege bevorstünden, weil die „christliche Macht niemals geeinter und kräftiger war als heute".[135] Sollte sich Caito freiwillig melden, werde ihm Don Juan für seine Dienste sicherlich mehr zahlen, als dies der Sultan täte.[136] Die symbolischen und militärstrategischen Auswirkungen, die der Übertritt des osmanischen Befehlshabers von İnebahtı/Lepanto besessen hätten, sind wohl aus zweierlei Gründen kaum zu überschätzen. Zum einen waren die Handlungen Caito Mustafas seit Jahren Gegenstand geheimer Korrespondenzen der Liga-Mächte. Beispielsweise enthielt ein bereits 1567 nach Genua gesandter Spionagebericht aus Istanbul die Information, dass sich *Mostaffa da Gillo det[t]o romano* gemeinsam mit Uluç Ali Pascha bei Tripoli aufhalte.[137] Zum anderen drohte zu dem Zeitpunkt, als sich Giorgio um Caito Mustafas Seitenwechsel bemühte, die ‚Heilige Liga' aufgrund strategischer Differenzen zwischen Spaniern und Venezianern auseinanderzubrechen. Da die Liga de facto das militärstrategische Moment Lepantos längst eingebüßt hatte, hätte Caitos Konversion und der Übertritt der Festung ‚Lepanto' zur Liga eine besondere Ausstrahlungskraft besessen.[138] Giorgio versuchte also auch nach seiner Rückkehr nach Rom, mit der Konversion seines Sohnes den Verlauf des Zypernkrieges nachhaltig zu beeinflussen.[139]

Dies belegt auch ein zweiter Brief, den Giorgio ebenfalls am 15. März 1573 niederschrieb. Giorgio vermutete seinen Sohn in Begleitung Uluç Ali Paschas, den er als einen mehr als einen Bruder geliebten Freund anspricht und ebenfalls zum Übertritt in den Liga-Dienst zu ermutigen versuchte. Gegenüber Uluç Ali Pascha betonte Giorgio abermals, dass die *principj cristianj* sämtlichen *principj orientalj* überlegen seien. Und insofern er selbst erfahren habe, dass der spanische König Dienste ausgezeichnet entlohne, stellte Giorgio auch Uluç Ali Pascha den lohnenswerten finanziellen Aspekt eines Seitenwechsels in Aussicht.[140]

Aufschlussreich ist vor allem, wie Giorgio seine eigene Lebenssituation in diesen beiden Briefen thematisierte. Er schrieb Caito Mustafa, dass er als Sklave (*schiavo*) der Orsini in Rom lebe und wegen des Krieges nicht in das Osmanische Reich zurück-

**135** Ebd.: *pero dico qu[and]o che do[n] Joannj e un gra[n] princip[e] figlio di Carlo quinto in perator de tutta la fede Cristianj homo di gra[n] ualor[e] efforza et si la leghe dara pericolo ene che il gra[n]. S.or andara per la terra et guaj chili andara Contra la potenzia Cristiana maj fu piu vnita che oggi et piu gagliarda.*

**136** Ebd.

**137** ASG, Archivio Segreto 1966 (Litterarum [Fogliazzi], 1570–1571), Marco Antonio da Dezo nach Genua, Istanbul, 08. Februar 1567, fol. 1v: *mostaffa da gillo deto romano*.

**138** Braudel, Bilan d'une bataille (wie Anm. 25).

**139** FCC, Archivio Caetani, Fondo generale, 1573 marzo 15, 14590 (c – 9198), Giorgio del Giglio Pannilini an Caito Mustafa, Rom, 15. März 1573.

**140** Ebd.; FCC, Archivio Caetani, Fondo generale, 1573 marzo 15, 14589 (c – 9197), Giorgio del Giglio Pannilini an Uluç Ali Pascha, Rom, 15. März 1573.

kehren, sondern lediglich *in Dio* beten könne.[141] Gegenüber Uluç Ali Pascha thematisierte Giorgio seine eigene Stellung als Hausdiener der Orsini derart, dass er betonte, nunmehr seit vielen Jahren in Rom zu leben. Er habe zu akzeptieren gelernt, unter Christen zu leben.[142] Die Formulierung *mi so ad certato del uiuer[e] de cristianj* ist ein Interpretationsschlüssel für Giorgios während dieser Jahre in Rom aufgesetzten Selbstzeugnisse. Denn sie verweist zugleich auf die Fähigkeiten, die sich Giorgio angeeignet hatte, sich im Hinblick auf seine Mehrfachzugehörigkeiten geschickt zu positionieren. Dazu gehörte es vor allem, seine Handlungen und seine Schreiben doppelperspektivisch zu denken und derart umzusetzen, dass sie dahingehend verschiedentliche Interpretationen zuließen. Sie positionierten ihn einerseits eindeutig (ligistisch); andererseits hielten sie ihm dennoch die Möglichkeit der Rückkehr in das Osmanische Reich offen, insofern sie osmanische Lesarten erlaubten.

Die Briefe belegen, was die obige Auswertung seiner Autobiografie bereits nahelegte: nämlich wie sehr Giorgio in seinen in Rom aufgesetzten Schreiben ein doppeltes Publikum im Blick hatte. Das Postskriptum am Ende des Briefes an Uluç Ali Pascha ist dahingehend besonders aufschlussreich: „Ich schreibe Euch nicht in türkisch", so Giorgio, „um nicht verdächtigt zu werden."[143] Der Satz legt dar, wie sehr sich Giorgio mit diesem an einen osmanischen Empfänger aufgesetzten Schreiben gegenüber einem römischen Publikum zu situieren und dies zugleich dem osmanischen Empfänger mitzuteilen gedachte. Er rechtfertigte gegenüber diesem, dass er sich nicht durch die Verwendung des Osmanischen als Sultansuntertan präsentieren konnte, als solcher er aber dennoch unterzeichnete („Euer *çavuş*, der euch von Herzen liebt").[144] Gegenüber Caito Mustafa artikulierte Giorgio auf vergleichbare Weise die Möglichkeit einer doppelten Lesart. Wenn er in diesem Schreiben betonte, er sei *schiavo di casa orsina*, unterstrich er die Abhängigkeitsverhältnisse, in denen er sich befand. Das Aufsetzen eines solchen Schreibens war dann zugleich als Handlung lesbar, die unter Zwang stattfand. Entsprechend macht auch der mit solcher Vehemenz und Nachhaltigkeit vorgebrachte Verweis auf seine Gebete zu Gott stutzig: Sollten sie einem stadtrömischen Publikum seine Treue zum katholischen Glauben belegen, ließ das allzu häufige *in Dio* bei osmanischen Lesern – und insbesondere Konvertiten – die doppelte Lesart als Gott und Allah zu.

---

**141** FCC, Archivio Caetani, Fondo generale, 1573 marzo 15, 14590 (c – 9198), Giorgio del Giglio Pannilini an Caito Mustafa, Rom, 15. März 1573: *hio sto qua in roma schiavo di Casa orsina epregho in Dio per noj et sto franco etad spetto lalicenzia di tornar[e] maperla guerra no[n] posso et Cosi pregho in Dio che sia pacie per tuttj ad Cioche si possa andar[e] inanzi erretro no[n] altro il n[ost]ro. S.or indio ui Conducha in bono stato.*

**142** FCC, Archivio Caetani, Fondo generale, 1573 marzo 15, 14589 (c – 9197), Giorgio del Giglio Pannilini an Uluç Ali Pascha, Rom, 15. März 1573: *hio sto in roma tantj annj et mi so ad Certato Del uiuer[e] De Cristianj.*

**143** Ebd.: *hio none scriuo turchesco per no[n] esser[e] tenuto sospetto.*

**144** Ebd.: *Jl. V. Ciauscio che ui ama di Cor[e].*

Dass sich diese römischen Briefe heute im Archiv der Caetani befinden, könnte ein weiterer Hinweis darauf sein, dass sie nicht allein an muslimische, sondern ebenfalls an christliche Leser gerichtet waren. Denn das lässt zum einen den Schluss zu, dass die Schreiben unter römischen Adelsfamilien bekannt waren, denen Giorgio nach seiner Rückkehr diente. Zum anderen kann aber auch vermutet werden, dass diese Schreiben – wenn sie nicht als Zweitausführungen angefertigt wurden – womöglich gar nicht versandt worden sind. Dass Giorgio diese an Osmanen adressierte Schreiben zu nutzen gedachte, um mithilfe ihrer seine eigenen Zugehörigkeiten gegenüber christlichen Lesern zu verhandeln, wird auch im Hinblick auf die intertextuellen Elemente ersichtlich, die seine Briefe aufweisen. Ausdrücklich erinnert Giorgio den osmanischen Oberbefehlshaber an ihre getätigte Unterredung, wonach ihm die „christlichen Herrscher" eine entsprechend große Gabe in Aussicht stellten.[145] Giorgio nahm damit eindeutig auf die Unterredung Bezug, die er im Auftrag Don Juans mit Uluç Ali Pascha führte und die er in seiner während derselben Zeit verfassten Autobiografie so eindrücklich beschrieb.[146] Entsprechend ist von einem während dieser Jahre verfassten Textkorpus an Selbstzeugnissen auszugehen, in dem Giorgio durch Intertextualität versuchte, die Authentizität seiner erzählten und gelebten Lebensgeschichten sowie die Deutungshoheit über seine Personenkonzepte zu garantieren. In Übereinstimmung damit fügte er auch Abschriften seiner toskanischen und genuesischen Briefwechsel in die Autobiografie ein.[147] Wenn all diese Schriftstücke in den Kontexten ihrer Schreibsituation – eines vom Liga-Dienst in den Dienst einer römischen Adelsfamilie zurückgekehrten, gealterten Mehrfachkonvertiten mit nach Lepanto zweifelhaften, jedoch nützlichen familialen Kontakten – zusammengedacht werden, wird besonders ersichtlich, welch vielseitige Handlungs-, Identifikations- und Interpretationsoptionen Giorgios *cross-cultural storytelling* ihm bot, seine Lebensläufe sowohl zu repräsentieren als auch aktiv zu beeinflussen.

6. Die Feststellung, dass Giorgio im *storytelling* erprobt war, ist auch deshalb bedeutsam, weil Natalie Zemon Davis, Joan Scott und John-Paul Ghobrial diesen Terminus genutzt haben, um die erkenntnistheoretischen Implikationen des geschichtswissenschaftlichen Erzählens über Mehrfachzugehörigkeiten selbst zu problematisieren.[148] Ich möchte deshalb an dieser Stelle betonen, dass Giorgios *storytelling* – also seine Fähigkeiten und Tätigkeiten narrativer Selbstthematisierungen im Hinblick auf eigene Mehrfachzugehörigkeiten sowie seine im Hinblick auf Konversionen und wechselnde

**145** Ebd.: *li principj Cristianj*.

**146** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 315v–318v.

**147** Ebd., fol. 332v–338v.

**148** N. Z. Davis, Decentering History. Local Stories and Cultural Crossings in a Global World, in: History and Theory 50 (2011), S. 188–202; J. W. Scott, Storytelling, in: Ebd., S. 203–209; J.-P. A. Ghobrial, The Secret Life of Elias of Babylon and the Uses of Global Microhistory, in: Past & Present 222 (2014), S. 51–93.

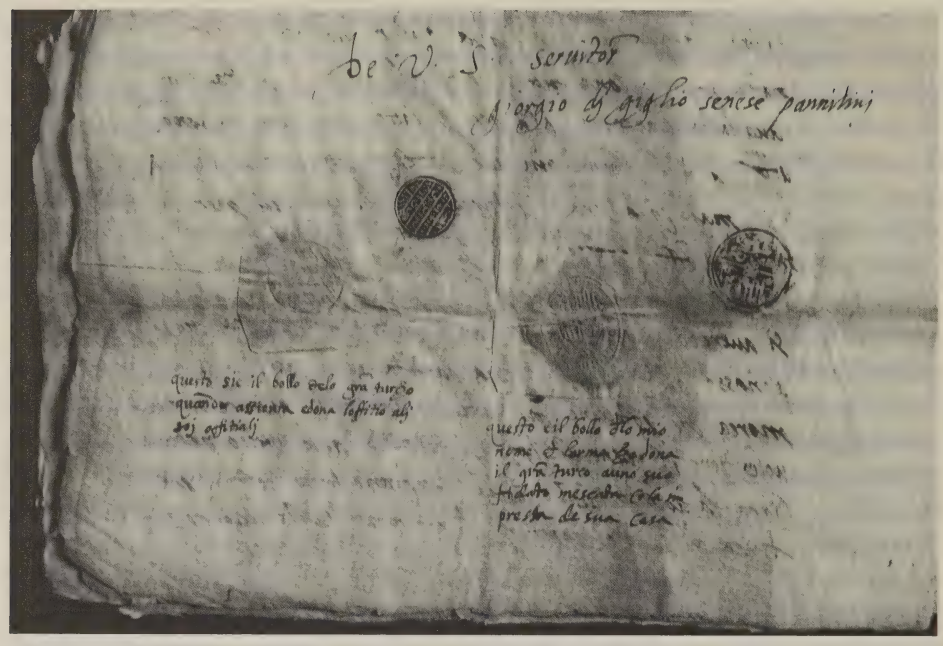


**Abb. 1:** Giorgio del Giglio Pannilinis Signatur mitsamt teilweise erläuterter Stempelsiegel auf einem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen übersandten Schreiben. Archivio di Stato di Torino, Materie politiche per rapporto all'estero, Corti estere, Turchia – Porta Ottomana, m. 1, Giorgio del Giglio Pannilini an Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, Marseille, 31. Mai 1562, fol. 4v, Detail.

Abhängigkeiten evozierten, erzählten und gelebten Lebensgeschichten – keineswegs auf Texte beschränkt gewesen ist. Sein *doing person* fand auch in Signaturen, Sprache und ästhetischen Semantiken statt; es fordert Historikerinnen und Historiker auf, Mehrfachzugehörigkeiten und Situierungspraktiken im frühneuzeitlichen Mediterraneum nicht nur als *self-fashioning*, sondern auch als *sign-posting* zu denken.[149]

Dass Giorgio bewusst Zeichen setzte, um sich zu positionieren und seine Mehrfachzugehörigkeiten zu thematisieren, sowie dass er deren Wahrnehmung und Interpretation sicherzustellen versuchte, verdeutlicht das an Herzog Emanuel Philibert von Savoyen im Jahr 1562 aufgesetzte Schreiben. Er beendete den Text mit seinem Namenszug – *De. V. S. seruitor[e] giorgio dj giglio senese pannilinj* – und unterstrich damit seinen Status als „Diener". Zusätzlich führte er insgesamt vier Stempelsiegel mitsamt ihrer teilweisen Erläuterung an (Abb. 1). Zum einen handele es sich, so Giorgio, um jenes osmanische Stempelsiegel (*bollo*), dass der Sultan bei der Vergabe

**149** S. Greenblatt, Renaissance Self-Fashioning: From More to Shakespeare, Chicago 1980; C. Ulbrich/R. Wittmann, Introduction. Fashioning the Self in Transcultural Settings: The Importance of Dress in the Historical and Cultural Sciences, in: Dies., Fashioning the Self in Transcultural Settings (wie Anm. 23), S. 9–21, hier S. 13 f.

von Ämtern nutzte. Zum anderen händige der Sultan ein zweites Siegel seinen treuen Gefolgs- und Amtsleuten aus, das Giorgio ebenfalls anführte. Drittens trug Giorgio sein eigenes Namenssiegel (*il bollo d[el]lo mio nome*) auf. Ein viertes Signum blieb unkommentiert. Folglich zeichnete sich Giorgio mit der Anbringung dieser Siegel als deren Besitzer aus. Sie identifizierten ihn nicht nur, sondern stellten auch seine Nähe zum Sultan dar. Insofern er diese Interpretation durch die hinzugefügten Erläuterungen sicherzustellen gedachte, sollten die Stempelsiegel helfen, die von Giorgio gelieferten Informationen als hochwertig einzustufen, womit er zugleich seinen Status als wertvoller Informant bekräftigte.[150]

Giorgios Anmerkungen zu den Stempelsiegeln verdeutlichen darüber hinaus, wie sehr er sich dessen bewusst war, dass er Zeichen und Bezeichnungen osmanischer Kontexte einem katholischen Publikum zu erläutern hatte, um deren Deutung zu gewährleisten und die Interpretationshoheit über seine Lebensgeschichten sicherzustellen. Dieses Bewusstsein für Übersetzungspraktiken ist in sämtlichen Schreiben Giorgios anzutreffen. Als er der genuesischen Signoria schrieb, er sei Türwächter am Topkapı Sarayı, fügte er daher auch eine verbatim-Übersetzung hinzu.[151] Dies ermöglichte es Giorgio zugleich, nicht allein osmanische Wörter, sondern ebenso sein Verhalten einem ligistischen Publikum zu ‚übersetzen'.[152] Das Schreiben, das Giorgio während seiner Spionagereise dem osmanischen Statthalter Famagustas überbringen ließ und abschriftlich in seine Autobiografie einfügte, unterzeichnete Giorgio als *capigi bascÿ Maemetto baj*.[153] Er nutzte also seinen osmanischen Namen mitsamt dem Ehrentitel Beğ, der belegt, dass Giorgio in elitären Kreisen des osmanischen Hofes zu situieren ist.[154] Zugleich verwies er auf sein osmanisches Amt als Vorsteher der Türwächter (*kapıcıbaşı*). Offensichtlich war sich Giorgio jedoch bewusst, dass den katholischen Lesern diese osmanischen Bedeutungsgehalte wohl kaum vollauf verständlich waren, weshalb er an anderer Stelle die Bedeutung eines solchen Amtes übersetzte.[155] Dass Giorgio den Lesern dabei erklärte, es handele sich um einen osmanischen Botschafterrang, ist besonders aufschlussreich, weil es nicht unbedingt der Tatsache entspricht. Hier beschrieb er vielmehr das Botenamt (*çavuş*), das er ebenfalls ausübte und das häufig mit der Überbringung von gesandtschaftlichen und

**150** AST, Materie politiche per rapporto all'estero, Corti estere, Turchia – Porta Ottomana, m. 1, Giorgio del Gigilio Pannilini an Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, Marseille, 31. Mai 1562, fol. 4v.

**151** ASG, Archivio Segreto, 2170, Giorgio del Giglio Pannilini an die genuesische *Signoria*, Bologna, 08. April 1564, fol. 1r: *trouandomj in Costantinopolj turcho fatto per fortuna doue stauo alla gra[n] porta vno di quellj offitij che li domandano Capigi illingua n[ost]ra si dicano portierj.*

**152** D. Bachmann-Medick, Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek ²2007, S. 238–283.

**153** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 300v: *capigi bascÿ maemetto baj.*

**154** Buttay-Jutier, Captivités de Giorgio del Giglio „Pannilini" (wie Anm. 2), S. 69.

**155** BAV, Barb. lat. 4791, fol. 324v: *Jo Conpositor[e] chiamato in quel tenpo Capigi bascj che in n[ost]ra lingua uol Dire porter secreto ouuoj in basciator[e] houero proueditor[e] essendo mandato.*

sultanischen Schreiben verbunden war, weshalb es in Italien als osmanischer Botschafterrang wahrgenommen wurde. In osmanischer Terminologie war das Amt eines entsandten *çavuş*, der im Dienste des Sultans (so wohl Giorgio), Großwesirs, Gouverneurs oder auch von Janitscharen stehen konnte, jedoch nicht gleichbedeutend mit dem eines Gesandten (*elçi*). Die Übersetzung des Titels ermöglichte es Giorgio also, sein Amt bewusst in einer italienischen Terminologie zu erläutern, die seiner Tätigkeit größere Bedeutsamkeit verlieh.[156]

Mithilfe solcher Übersetzungspraktiken konnte Giorgio folglich versuchen, das intendierte Publikum auf Zeichen aufmerksam zu machen und deren Deutung im Hinblick auf seine Lebensgeschichte(n) sicherzustellen. So führte er nicht nur eine italienisch-osmanisch-griechische Wortliste seiner Autobiografie bei.[157] Entsprechend wichtig waren ihm auch seine Erläuterungen zu den Stempelsiegeln, die er seinem Schreiben an den Herzog von Savoyen sicher deshalb hinzufügte, weil sie keinen Zweifel daran ließen, wie sehr die Stempel mit seinen Lebensstationen zusammenhingen. Sie illustrierten die Authentizität seiner Mehrfachzugehörigkeiten und demonstrierten die Autorität seiner Spionageaktivitäten. Eine entsprechend zentrale Stellung nahmen die Stempelsiegel ein, wenn es darum ging, die Frage seines „Herkommens“[158] in einer Vielzahl von Selbstzeugnissen zu veranschaulichen. Der vatikanischen Handschrift seiner Autobiografie stellte Giorgio das selbst gezeichnete und beschriebene Familienwappen voran und fügte gleich drei Mal seinen auf dem savoyischen Schreiben rechts befindlichen, osmanischen Stempel hinzu.[159] Zwar finden sich die Signen nicht auf dem nach Genua versandten Schreiben, wohl aber ist derselbe osmanische Stempel Bestandteil der beiden im März 1573 aufgesetzten römischen Schreiben an Uluç Ali Pascha und Caito Mustafa.[160]

---

**156** S. Hanß, Udienza und Divan-ı Hümayun. Venezianisch-osmanische Audienzen des 16. und 17. Jahrhunderts, in: P. Burschel/C. Vogel (Hg.), Die Audienz. Ritualisierter Kulturkontakt in der Frühen Neuzeit, Köln-Weimar-Wien 2014, S. 161–220, hier S. 183, 188–195; R. Mantran, Čā'ūsh, in: C. Pellat u. a. (Hg.), The Encyclopaedia of Islam. New Edition, Bd. 2, Leiden 1965, S. 16 f.; Pedani, In nome del Gran Signore (wie Anm. 10), S. 36. Dass Giorgio der Unterschied zu den *Ciauscj* sehr wohl bewusst gewesen sein dürfte, legt BAV, Barb. lat. 4791, fol. 301r nahe.

**157** Ebd., fol. 327r–332r. In diesem Sinne ist auch Giorgios Sprachgebrauch vielsagend – gerade im Hinblick auf den mediterranen Polyglottismus.

**158** Ebd., fol. 1r: *origgin[e]*.

**159** Ebd., unpaginierte fol. [4]v, [5]r mit eingehender farblicher und inhaltlicher Beschreibung des Wappens: *colorj il Compo rosso lo scorpione negro tre montj verdj palla dioro stella bianca in[?] [Einschub: se] di oro giglij di oro meza luna dioro letre lune dargiento la Caz[s?]e doppia oro e argiento ... la corona uerde ... le gioie ropinj Diama[n]to turchine zaffirj gigli di oro spranghe pardiglie e ... dioro.*

**160** ASG, Archivio Segreto 2170, Giorgio del Giglio Pannilini an die genuesische *Signoria*, Bologna, 08. April 1564; FCC, Archivio Caetani, Fondo generale, 1573 marzo 15, 14590 (c – 9198), Giorgio del Giglio Pannilini an Caito Mustafa, Rom, 15. März 1573; FCC, Archivio Caetani, Fondo generale, 1573 marzo 15, 14589 (c – 9197), Giorgio del Giglio Pannilini an Uluç Ali Pascha, Rom, 15. März 1573.

Diese Signen sind von besonderer Bedeutung gewesen, um Zugehörigkeiten zu illustrieren und die Glaubwürdigkeit seiner Erzählungen zu demonstrieren. Giorgio visualisierte so sein Leben als Mitglied einer sienesischen Familie *all'antica* und zugleich auch als osmanischer Sultansuntertan. Dass solche doppelperspektivischen Visualisierungen, die den eigentlichen Text begleiteten, in ihrem Potential für die eigene Situierung innerhalb von Mehrfachzugehörigkeiten nicht zu unterschätzen sind, haben Forschungen jüngst eindrücklich gezeigt. Jeremy Johns und Nadia Jamil betonten etwa die vielfältigen Möglichkeiten, die Signaturen in der mehrsprachigen Kanzlei normannischer Herrscher für Selbstverortungen bereitstellten. Die *ʿalāma*, also die arabische Signierpraxis, statt alleinig mit Namenszügen vielmehr mit Motti zu unterzeichnen, ermöglichte beispielsweise die Beanspruchung der Zugehörigkeit zu hofnahen Kreisen. Zugleich konnten sie als kryptische Zeichen genutzt werden, um – etwa durch Bezugnahmen auf Koranverse – das Festhalten am muslimischen Glauben Eingeweihten gegenüber zu demonstrieren.[161] Die Möglichkeiten, die Signierpraktiken mediterranen Akteuren bereitstellten, um sich „strategisch zwischen verschiedenen kulturellen Positionen zu bewegen", sind auch für Leo Africanus aufgezeigt worden. Er zeichnete Manuskripte nicht allein mit al-Ḥasan ibn Muḥammad ibn Aḥmad al-Wazzān al-Fāsī (الحسن بن محمد بن أحمد الوزان الفاسي), sondern auch als Yuḥanna al-Asad (يوحنّى الأسد) gegen. Die arabische Selbstbezeichnung „Giovanni der Löwe" und seine spätere Signatur als *Jo[annes] Leo seruis medecis* verwiesen dann zugleich auf seine nordafrikanische Herkunft sowie auf den Namen seines italienischen Taufpatens, Giovanni di Lorenzo de' Medici, Papst Leo X.[162]

Auch Giorgios Signierpraxis ermöglicht weiterführende Rückschlüsse auf seine doppelperspektivische Personenkonzeption. Vor allem das ‚osmanische' Stempelsiegel ist vielsagend, dass Giorgio dem savoyischen Herzog als *l'arma che dona il gra[n] turco a uno suo fidato mescata co[n] la in pressa de sua casa* erläuterte.[163] In den an Uluç Ali Pascha und Caito Mustafa gerichteten Briefen ist es in wesentlich besserer Qualität überliefert und damit auch ‚lesbar' (Abb. 2). Vielsagend ist nun vor allem, dass die vollständige Lesbarkeit des Stempelsiegels offensichtlich nicht beabsichtigt war. Vielmehr handelt es sich um eine Zusammenstellung osmanischer und osmanisierter Versatzstücke, die entweder ornamentalen oder nur teilweise lesbaren Charakters waren.[164] Der Schriftzug ist stark stilisiert, wenn etwa diakritische Punkte separat

**161** J. Johns/N. Jamil, Signs of the Times. Arabic Signatures as a Measure of Acculturation in Norman Sicily, in: Muqarnas 21 (2004), S. 181–192.

**162** Davis, Trickster Travels (wie Anm. 19), S. 110 („to move strategically between different cultural positions"), Abb. 1, 3–4. Cf. Ghobrial, Secret Life of Elias of Babylon (wie Anm. 148), S. 51f., 92f.

**163** AST, Materie politiche per rapporto all'estero, Corti estere, Turchia – Porta Ottomana, m. 1, Giorgio del Gigilio Pannilini an Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, Marseille, 31. Mai 1562, fol. 4v: *larma che dona il gra[n] turco auno suo fidato mescata co la in pressa de sua Casa.*

**164** Ohne die Fachkenntnis, geduldige Unterstützung und das ermutigende Interesse vieler Expertinnen und Experten wäre ich nicht in der Lage gewesen, Giorgios Stempelsiegel eingehender zu un-

**Abb. 2:** Giorgio del Giglio Pannilinis Stempelsiegel. Fondazione Camillo Caetani, Archivio Caetani, Fondo generale, 1573 marzo 15, 14589 (c – 9197), bildtechnisch bearbeitetes Detail.

zusammengestellt und den Schriftzeichen erstaunlich variabel zugeordnet werden können. Die Punkte bilden mitunter Gruppierungen, die eher ästhetischen Kriterien als dem Prinzip der eindeutigen Lesbarkeit zu entsprechen scheinen. Mittig ist ein rosettenartiges Knotenmuster zu sehen, um das herum die Schriftzeichen angeordnet sind. Zu erkennen ist *ʿAlī* (mittig), was jedoch auch für *ʿannī* stehen könnte. Stilistisch könnten auch Muḥammad/Moḥammed/Meḥemmed als Referenz auf den Propheten und Giorgios Namen nach seiner Konversion in einem ähnlichen Muster angeordnet werden. Lesbar ist *yathiqu billāh* (er vertraut auf Gott). Vielleicht sind auch *al-Malik* und *al-Mulk* oder aber *al-Muṣṭafā* als Beiname des Propheten zu erkennen. Dieses Stempelsiegel ermöglichte Giorgio abermals, sich geschickt zwischen den Welten zu bewegen.

Gegenüber osmanischen Lesern, wie etwa Uluç Ali Pascha oder Caito Mustafa, dürfte die teilweise Lesbarkeit die Funktion des bezeichneten Besitzvermerkes, der Authentifizierung des Schriftstückes sowie der eigenen Verortung im religiösen und sozialen Kontext des Osmanischen Reiches ermöglicht haben. Der Stempel enthielt Bezugnahmen auf den Propheten und stellte damit die Glaubensüberzeugung des konvertierten Besitzers dar. Er weckte zudem Assoziationen an Besitzsignen, die

tersuchen. Mein besonderer Dank gilt deshalb Prof. Dr. Stefan Heidemann (Universität Hamburg), Prof. Dr. Barbara Kellner-Heinkele (Freie Universität Berlin), Dr. Joachim Gierlichs (Bildarchiv ‚Das Bild des Orients', Berlin), Dr. Karin Schweißgut (Freie Universität Berlin) und Dr. Henning Sievert (UZH Zürich), deren Kommentare, Hinweise und Fragen zu Giorgios Stempelsiegel die hier folgende Interpretation ermöglichten. Sämtliche Aspekte, die ich übersehen oder falsch interpretiert haben sollte, sind selbstverständlich meine Schuld. Angesichts der folgenden Interpretation ist es auch entsprechend auffällig, dass das andere ‚osmanische' Stempelsiegel stark an Münzen erinnert. Vgl. etwa mit S. Lane-Poole/R. S. Poole, Catalogue of Oriental Coins in the British Museum, 10 Bde., London 1875–1890.

hochrangigen Osmanen wie auch Beğs zustanden.[165] Giorgio hatte sich zudem entschieden, ein Knotenmuster zentral in seinem Stempelsiegel anzubringen, das in der materiellen und ästhetischen Kultur des Osmanischen Reiches fest verwurzelt war. Es fand in vergleichbarer Ausführung in Architekturelementen vornehmlich seldschukischer Zeit Anwendung.[166] Auch im Inneren osmanischer Räume hatte sich ein prominentes Motivspiel geometrischer Ornamentik im 16. Jahrhundert etabliert. Knotenmuster, geometrische Formen und Linienüberlappungen befanden sich an Keramikfliesen in Grabkammern oder Moscheen, wo auch hölzerne Rundtafeln mit den Namenszügen Allahs, des Propheten, seiner Nachkommen und der Kalifen angebracht waren. Holzvertäfelungen und Mosaikboden des Empfangszimmers (*qāʿa*), Türen sowie das Bauelement des Holzgitters (*mašrabīya*) wiesen gleichfalls eine reichhaltige geometrische Ornamentik auf.[167] Knotenmuster und rosettenartige Ornamente waren zudem feste Stilelemente islamischer Metallarbeiten, die durch den Kontrast silberner Einlegearbeiten vor Kupferhintergrund besonders hervorgehoben wurden. So besitzt Giorgios Stempelsiegelmuster auffällige Ähnlichkeiten mit Verzierungen auf syrischen Kerzenständern, Prunkgefäßen aus Herat und Krügen aus Mosul.[168] Auch auf Textilien und insbesondere Teppichen waren vergleichbar rosettenartige Knotenmuster anzutreffen und so verwundert es kaum, dass die Darstellung von Teppichen und architektonischen Fassaden in Handschriften solche Ornamente aufweisen. Erstaunlich ähnliche Muster zu jenem Giorgios finden sich etwa auf Teppichdarstellungen in zahlreichen persischen Manuskripten des 15. Jahrhunderts: in Illustrationen zu Gedichtsammlungen, im Gulistan, in dem auch von osmanischen Eliten gesammelten Schahnama oder in solchen Handschriften, die Illustrationen Alexanders des Großen sowie von Schachspielern enthalten.[169] In Manuskripten

**165** Zur Vergleichbarkeit mit frühen Tughras und osmanischen Bibliotheksstempeln vgl. Museum für Kunsthandwerk Frankfurt a. M., Türkische Kunst und Kultur, Bd. 2, Recklinghausen 1985, S. 44, 124 f.

**166** Dr. Joachim Gierlichs verwies freundlicherweise auf Knotenornamente in Gebäuden in Erzurum, Farumad Konya, Radkan und Samarkand. Vgl. auch G. Schneider, Geometrische Bauornamente der Seldschuken in Kleinasien, unter Mitarbeit von W. Brüggemann, Wiesbaden 1980.

**167** Y. Petsopoulos, Tulips, Arabesques & Turbans. Decorative Arts from the Ottoman Empire, London 1982, S. 80 f., 184, Tafeln 175–178; J. Gonella, Ein christlich-orientalisches Wohnhaus des 17. Jahrhunderts aus Aleppo (Syrien). Das „Aleppo-Zimmer" im Museum für Islamische Kunst, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Mainz 1996, S. 21–30, 32 f., 64–67; R. Ward, Islamic Metalwork, London 1993, S. 16.

**168** Ebd., S. 15, 34, 70, 78, 81; Petsopoulos, Tulips, Arabesques & Turbans (wie Anm. 167), S. 22.

**169** N. M. Titley, Persian Miniature Painting and its Influence on the Art of Turkey and India. The British Library Collections, London 1983, S. 27, 31, 63, 68 f., 233; B. Brend/Ch. Melville, Epic of the Persian Kings. The Art of Ferdowsi's Shahnameh, Cambridge-London-New York 2010, S. 65; J. Schmidt, The Reception of Firdausi's Shahnama Among the Ottomans, in: C. Melville/G. van den Berg (Hg.), Shahnama Studies, Bd. 2: The Reception of Firdausi's Shahnama, Leiden 2012 (Studies in Persian Cultural History 2), S. 121–140; Z. Tanındı, The Illustration of the *Shahnama* and the Art of the Book in Ottoman Turkey, in: Ebd., S. 141–158; L. Uluç, The Shahnama of Firdausi in the

waren Surenanfänge aufwendig in vergleichbar kreisförmigen Siglen kunstvoll ausgearbeitet worden und Kalligrafen des 16. Jahrhunderts gruppierten arabische Inschriften, Motti und Koranverse in kunstvoll angeordneten, geometrischen Formen darbietender Kufi-Schrift.[170] Gegenüber osmanischen Betrachtern präsentierte sich Giorgio demnach als religiös standfester Muslim und sozial hochrangiger Sultansuntertan, der mit der ästhetisch feinsinnigen, materiellen Kultur des Osmanischen Reiches und islamischer Herrschaften in solchem Maß vertraut war, dass er sie für seine personalisierte Selbstdarstellung anzuwenden wusste.

Doch mit dem Stempelsiegel – und insbesondere dem so zentral angebrachten Knotenmuster – verband Giorgio auch eine Aussageintention gegenüber einem katholischen Publikum, sonst hätte er ihn wohl kaum so häufig in seinen Schreiben verwandt und dem savoyischen Herzog – fälschlicherweise – als Imprese des Sultans erläutert.[171] Dass er auf die Sultanstughra verweist, unterstreicht allerdings, wie sehr Giorgio um die Bedeutung von Stempelsiegeln wusste, um Autorität und Macht zu symbolisieren. Ein besonderer Amtsträger (*nişancı*) war eigens mit der Aufbewahrung der Siegel und dem Zeichnen der Tughra des jeweiligen Sultans betraut. Mit dem Ausbruch des venezianisch-osmanischen Krieges um Zypern entfachten Autoren proligistischer Drucke dann eine weitläufige Debatte, in der sie die Tughra als Indiz für die ‚Arroganz' osmanischer Herrscher interpretierten und damit gerade deren Bedeutung für die osmanische Herrschaftsrepräsentation unterstrichen.[172] Giorgios Verweis auf die Imprese zeigt zudem, dass er diese bekannte Praxis osmanischer Herrschaftsinsignien in einen Kontext europäisch-humanistischer Emblematik zu übersetzen gedachte. Genauso doppelperspektivisch dürfte die Verwendung des osmanischen Stempelsiegels auf seinen Briefen an Uluç Ali Pascha oder Caito Mustafa gedacht gewesen sein. Das ‚osmanisierte' Signum besaß dann ebenso eine Aussageintention gegenüber christlichen Betrachtern wie etwa den Orsini, den Caetani oder aber dem savoyischen Herzog. Diesen gegenüber präsentierte sich Giorgio als fest in der osmanischen Gesellschaft verankert, was zum einen eine Authentifizierungsstrategie darstellt, zum anderen die Bedeutung seines Schreibens und seiner Person erhöht.

Katholische Betrachter dürften den Stempel nicht allein wegen des Schriftzuges mit dem Osmanischen Reich assoziiert haben, sondern auch, weil Gegenstände wie Manuskripte, Metallarbeiten und Textilien im Mittelmeerraum weitläufig zirkulierten und so Räume schufen, in denen ästhetische Elemente geteilt und ausgetauscht,

---

Lands of Rum, in: Ebd., S. 159–180; Petsopoulos, Tulips, Arabesques & Turbans (wie Anm. 167), S. 136, Tafel 159.

**170** Ebd., S. 183 f., Tafeln 171, 183.

**171** AST, Materie politiche per rapporto all'estero, Corti estere, Turchia – Porta Ottomana, m. 1, Giorgio del Gigilio Pannilini an Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, Marseille, 31. Mai 1562, fol. 4v.

**172** Hanß, Udienza und Divan-ı Hümayun (wie Anm. 156), S. 183 f., 188–195.

adaptiert, kommerzialisiert und neu interpretiert wurden.[173] Reisende beschrieben sogenannte „Siegelerden", also mit Schriftzeichen gestempelte Tonklumpen, denen Heilkraft zugeschrieben worden war. Ihre Drucke zeigten einer breiteren Leserschaft kreisrunde Stempel mit osmanisierten Schriftzügen in ungelenk stilisierter Ausführung.[174] Andere Reiseberichte und Trachtenbücher legten besonderen Wert auf die detailreiche Darstellung floraler und geometrischer Muster osmanischer Kleidungsstücke.[175] Vergleichbar populär wurden osmanische Ornamente imitierende und adaptierende Knotenmuster in Zeichnungen, Gemälden, Musterbüchern und Töpferwaren.[176] Und auf der italienischen Halbinsel illustrierten auch Juden das ‚Buch Esther' über die legendenhafte persische Königin mit vergleichbaren Knotenmustern,[177] was abermals unterstreicht, wie sehr in einem verbundenen Mediterraneum und Levanteraum Ornamente zirkulierten, die mit islamischen Herrschaftsräumen assoziiert waren.

Giorgios Stempelsiegel lässt sich daher ganz im Sinne Anna Contadinis als „Ornamentsprache" verstehen, in der Akteure Stilelemente kreativ adaptierten und neu kontextualisierten, um beispielsweise Herkunft zu thematisieren.[178] Dieses innovative Spiel mit Aussagemöglichkeiten von Ornamenten war Giorgio sicherlich auch durch das variantenreiche „ikonographische Repertoire orientalischer Christen"[179] bekannt, und es findet sich auch in Giorgios stark stilisiertem Stempelsiegel, das dem Autor auf visueller Ebene eine doppelperspektivische Situierung ermöglichte. Ein Stempelsiegel mit vergleichbarem Knotenmuster nutzte beispielsweise der Großwesir

**173** A. Contadini, Sharing a Taste? Material Culture and Intellectual Curiosity around the Mediterranean, from the Eleventh to the Sixteenth Century, in: Dies./Norton, The Renaissance and the Ottoman World (wie Anm. 25), S. 23–61.

**174** P. Belon, Les Observations de plusiers singularitez et choses mémorables, trouvées en Grèce, Asie, Judée, Egypte, Arabie et autres pays estranges, Paris 1553 (Bibliothèque national de France [= BnF], French books before 1601, 281.4), fol. 23v. Vgl. auch J. H. Zedler, Siegelerde, in: Ders., Grosses vollsta[e]ndiges UNIVERSAL-LEXICON Aller Wissenschafften und Ku[e]nste, ..., Bd. 37, Leipzig-Halle a. d. S. 1743, Sp. 1074–1076; Ders., Siegelerde (Lemnische), in: Ebd., Sp. 1076–1077.

**175** N. de Nicolay, Der Erste Theil. Von der Schiffart vnnd Raiß in die Türckeÿ vnnd gegen Orient (...), Nürnberg 1572 (BL, C.55.i.4.(1.)); H. Weigel/J. Amman, Habitus praecipuorum populorum, tam virorum quam fœminarum Singulari arte depicti. Trachtebuch ..., Nürnberg 1577 (Trinity College Library, University of Cambridge [= TCC], L.11.33).

**176** Contadini, Sharing a Taste? (wie Anm. 173), S. 58 f. Siehe auch das Knotenmuster eines toskanischen Apothekergefäßes, ca. 1440–1460, The Fitzwilliam Museum, Cambridge (= FMC), C.181–1991 sowie die Bucheinbandprägung in einem Gemälde von Giovanni Battista Cima da Coneliano, St Lanfranc enthroned between St John the Baptist and St Liberius of Ancona, 1515/16, FMC, M.16.

**177** Cambridge University Library (=CUL), MS Add.1013; S. C. Reif, Hebrew Manuscripts at Cambridge University Library. A Description and Introduction, Cambridge u. a. 1997 (University of Cambridge Oriental Publications 52), S. 52.

**178** Contadini, Sharing a Taste? (wie Anm. 173), S. 60 f.

**179** Gonella, Ein christlich-orientalisches Wohnhaus (wie Anm. 167), S. 35.

**Abb. 3:** Knotenmuster in einem Holzschnitt Peter Flötners, 1549. Peter Flötner: *Das Kvnstbvch des Peter Flötner Zeichners Bildhavers vnd Formschneiders von Nvernberg gestorben im Jahre Fünfzehnhvndertsechsvndvierzig* .... Berlin 1882, S. 3.

**Abb. 4:** Knotenmuster in einem Holzschnitt Peter Flötners, 1549. Peter Flötner: *Das Kvnstbvch des Peter Flötner Zeichners Bildhavers vnd Formschneiders von Nvernberg gestorben im Jahre Fünfzehnhvndertsechsvndvierzig* .... Berlin 1882, S. 40.

Sokollu Mehmed Pascha.[180] Im Gegensatz zu dessen grazil ausgearbeiteter Ornamentik weist Giorgios Stempel jedoch eine ungelenke Anfertigung auf. Sie reichte aus, um gegenüber osmanischen Betrachtern Rang und Religionszugehörigkeit zu evozieren und machte ihnen zugleich die nur unvollständige Lesbarkeit der Schrift verständlich, da das Handwerk arabisch-osmanischer Stempelsiegelanfertigung auf der italienischen Halbinsel wohl keineswegs entsprechend ausgereift gewesen ist. Eine handwerklich geübte, jedoch mit der arabischen Kalligrafie nicht vertraute Person hätte den Stempel nach Giorgios Angaben nur ungelenk anfertigen können und auch Giorgios eigene handwerklichen Fähigkeiten ließen eine Interpretation als mangelhaft zu, falls er den Stempel selbst hergestellt hatte. Zugleich ermöglichte ihm diese Darstellungsweise aber auch, in christlichen Herrschaften zirkulierende Arabeskenmuster zu adaptieren. So besitzt Giorgios Stempelsiegel erstaunliche stilistische Ähnlichkeiten mit zwei Holzschnitten von ‚Mauresken', die der Nürnberger Peter Flötner angefertigt hatte (1549, Abb. 3–4).[181] Die Parallelen in den verschachtelten Knotenrosetten und den in Kreisformen angeordneten Mustern veranschaulichen die Popu-

**180** Für eine Abbildung vgl. Hanß, Udienza und Divan-ı Hümayun (wie Anm. 156), S. 190.

**181** P. Flötner, Das Kvnstbvch des Peter Flötner Zeichners Bildhavers vnd Formschneiders von Nvernberg gestorben im Jahre Fünfzehnhvndertsechsvndvierzig ..., Berlin 1882; W. Wegner, Flötner, Peter, in: NDB, Bd. 5, Berlin 1961, S. 250 f.

larität derartiger osmanisierter Ornamentik und lassen entsprechende Rückschlüsse darauf zu, wie Giorgio die potentielle Wahrnehmung des Siegels imaginierte. Er nutzte seine Stempelsiegel zweifelsfrei bild- und textstrategisch, um seine Mehrfachzugehörigkeiten zwischen den Religionen doppelperspektivisch in geschickter Weise zu verhandeln.

7. Dass Giorgio die Stempelsiegel als Quasi-Impresen verstand, dürfte kein Zufall gewesen sein. Die eigene Selbstdarstellung in diese Tradition einzuschreiben, bot sich vor allem deshalb an, weil sich zu diesem Zeitpunkt bereits ein reichhaltiges Formenrepertoire herausgebildet hatte, das Symboliken der Lebenswegentscheidung darstellte. Die bildstrategische Inszenierung der Mehrfachzugehörigkeiten war so in einer Tradition thematisierbar, die zugleich auf Offenlegung und Verheimlichung abzielte – und die die Deutungskompetenz über und die Darstellungskompetenz des eigenen Lebensweges gerade darüber wertschätzte, diese Elemente in einem geschickten Zusammenspiel umzusetzen.[182]

Giorgio besaß diese Kompetenz zweifelsohne in außerordentlichem Maße. Er vermochte es, seine religiösen und herrschaftlichen Mehrfachzugehörigkeiten geschickt in Wort und Bild zu thematisieren, indem er sich in Diskurse ligistischer Drucke einschrieb und diese zugleich so adaptierte, dass sie auch auf eine potentiell osmanische Leserschaft abzielen konnten. Damit machte er einerseits die Seeschlacht von Lepanto zu einem biografisch relevanten Ereignis, wenngleich er selbst an dieser gar nicht teilgenommen hatte, um so seine Mehrfachzugehörigkeiten in Liga-Kontexten neu zu bewerten. Andererseits unterlief er dadurch zugleich ebenjene religiöse Dichotomien konstruierenden Diskurse, die den Ereignisstatus der Seeschlacht von Lepanto generierten.

Sein gesamtmediterranes *storytelling* zwischen Fiktion und Narration zielte dabei auf ein doppeltes Publikum, was es ihm ermöglichte, seinen Lebensweg retrospektiv eindeutig zu thematisieren und prospektiv mehrdeutig zu gestalten. Das *doing person* dieses Mehrfachkonvertiten stellte ein bedachtes Austarieren verschiedener Möglichkeiten dar, die ihm seine konkreten Lebenswelten zur Selbstthematisierung

**182** AST, Materie politiche per rapporto all'estero, Corti estere, Turchia – Porta Ottomana, m. 1, Giorgio del Gigilio Pannilini an Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, Marseille, 31. Mai 1562, fol. 4v; E. Panofsky, Hercules am Scheidewege und andere antike Bildstoffe in der neueren Kunst, Leipzig u. a. 1930 (Studien der Bibliothek Warburg 18); B. F. Scholz, Paolo Giovios fünf *conditioni* der vollkommenen Imprese als begriffliche Vorgabe der frühmodernen Impresen- und Emblempoetik, in: Ders., Emblem und Emblempoetik. Historische und systematische Studien, Berlin 2002 (Allgemeine Literaturwissenschaft 3), S. 63–77; B. Schirg, *In bivio*. Zur Lebenswegentscheidung als Motiv frühhumanistischer Selbstdarstellung bei Geri von Arezzo und Francesca Petrarca, in: Studi Medievali 55 (2014), S. 299–340; Ders., Decoding da Vinci's *Impresa*. Leonardo's Gift to Ippolito d'Este and Mario Equicola's *De Opportunitate* (1507), in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 78 (2015), S. 135–155.

boten. Er griff auf Briefe und autobiografische Texte zurück, um im Akt des Schreibens Deutungskompetenz über und Handlungsoptionen für sein Leben einzufordern und selbst zu gestalten. Gerade diese Tätigkeit des Aufsetzens verschiedener Schriftstücke, die untereinander intertextuelle Bezugnahmen enthielten und etablierten, bot die Gelegenheit, um die Authentizität seiner Lebensgeschichten zu generieren und lebensweltlich spezifisches Handeln darüber auch zu ermöglichen. Das Durchdenken, Aufsetzen, Versiegeln, Einschicken und Sammeln dieser Schriftstücke stellte dabei ebenso sehr einen Akt der auf Personen und soziale Gruppen zielenden Selbstthematisierung dar wie seine Spionagetätigkeiten für die ‚Heilige Liga'. Giorgio war in der publikumsspezifischen Selbstdarstellung zweifelsohne erprobt; und ebenso selbstbewusst experimentierte er mit den Möglichkeiten, die ihm dieses praktische Wissen bot. Seine Worte sind folglich ebenso sehr in Handlungskontexten zu untersuchen wie die Bilder, die er von sich entwarf und inszenierte.

Auffällig ist, dass seine Selbstdarstellung auf das Perspektivenspiel mit sprachlichen und bildstrategischen Elementen rekurrierte. Dabei nutzte er gezielt Übersetzungspraktiken, um seinem Verhalten und seinen Geschichten Sinn zu verleihen und so beispielsweise über Zeichen Interpretationshoheit über seine Lebenswege zu beanspruchen. Die Art und Weise, wie Giorgio seine Mehrfachzugehörigkeiten zur Sprache brachte und so auch einsetzte, war damit nicht allein textfokussiert. Er nutzte und adaptierte ebenso bewusst Bilder und Zeichen, um Zugehörigkeiten zu symbolisieren und sie genau dadurch selber auch zu verhandeln. Seine Übersetzungspraktiken und Ornamentsprache waren Mittel, um Aufmerksamkeiten zu lenken, Deutungen zu beanspruchen und Glaubwürdigkeit zu generieren.

Deutlich ist auch, dass Giorgios wechselnde Abhängigkeiten nicht allein eine Rechtfertigung und Selbstdarstellung erforderten, sondern dass es gerade diese Mehrfachzugehörigkeiten waren, die ihm zugleich ein besonders vielseitiges Potential und Repertoire der Selbstthematisierung bereitstellten. Servilitäten waren in Giorgios Leben offensichtlich nicht allein mit Formen des Zwangs gleichbedeutend, sondern schufen weitläufige Handlungsoptionen für komplexe Modi der Selbstpräsentation. Die Art und Weise, wie Giorgio sich selbst zwischen den Religionen und Herrschaften thematisierte, diente ihm dazu, seine Lebenswege zu repräsentieren und gerade darüber diese auch aktiv selbst zu gestalten. Sein Stempelsiegel hätte hierfür wohl kaum passender gewählt werden können: Die Linien trennen die Flächen wie die Religionen vermeintlich das Meer und doch verbinden die Buchstaben zugleich Wörter, die Geschichten erzählen und verschweigen und die Küsten des Mittelmeers verbanden. Diese „selbst-offenbarenden Geschichten", deren Wörter und Bilder Giorgio selbstbewusst gestaltete, öffneten ihm Brücken, die „er in beide Richtungen überqueren" konnte.[183] Die mediterranen Brücken, die Giorgio für sich

183 Davis, Trickster Travels (wie Anm. 19), S. 111 („self-relevatory tales"; „to craft his own tales"), 114 („he was building a bridge for himself, one that he could cross in either direction"), 116.

errichtete und in Anspruch nahm, basierten darauf, dass Menschen den plurireligiösen Mittelmeerraum verbanden. Vielleicht können wir Giorgio del Giglio Pannilinis Selbstthematisierung am ehesten gerecht werden, wenn Historikerinnen und Historiker Lebenswege im frühneuzeitlichen Mediterraneum konsequenter in gleichfalls komplexen Knotenmustern denken, wie dies Giorgio in seinem Stempelsiegel selbst tat.

Andrea Cicerchia

# Il costo di una carica

## Strategie familiari e politiche finanziarie tra *Auditor Camerae* e famiglia Borghese in alcuni documenti vaticani (1590–1591)

1 Introduzione
2 „*Sin dove era accesso alla croce*": L'*Auditor Camerae* alla fine del Cinquecento
3 I Borghese e l'uditorato di Camera
4 Curia romana e vendita delle cariche: la situazione postridentina
5 Un esito previsto o casualità? Le dinamiche di una rischiosa politica familiare

**Zusammenfassung:** Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem Verhältnis, das in der Frühen Neuzeit zwischen der Karrieredynamik an der Römischen Kurie einerseits und der Einschätzung des Wertes eines Amtes sowie deren Entwicklung andererseits bestand. Insbesondere wird hier die wirtschaftliche Strategie der Familie Borghese im späten 16. Jh. im wirtschaftlich-rechtlichen Kontext der Römischen Kurie analysiert. Dabei geht es nicht nur um die wirtschaftlichen Aktivitäten der Brüder Borghese, die bereits von Wolfgang Reinhard untersucht worden sind, sondern auch um die aus der Korrespondenz ersichtlichen Bemühungen um Ämter wie das des *Auditor Camerae*. Seit der zweiten Hälfte des 15. Jh. lag dieses Amt in den Händen eines vom Apostolischen Stuhl unabhängigen Gerichts. Über die klar definierten Befugnisse in Steuerfragen hinaus wurden ihm durch päpstliche Bullen weitere spezifische Kompetenzen *in civilibus* und *in criminalibus* übertragen. Nach dem Konzil von Trient und in den letzten Jahrzehnten des 16. Jh. erlangte das Amt und sein Gericht zunehmende Bedeutung im Spannungsfeld zwischen den traditionellen Funktionen der Kurie und

**Nota preliminaria:** Abbreviazioni utilizzate in nota: ASV – Archivio Segreto Vaticano (Reg. Vat. = Registri Vaticani; A. A. = Archivum Arcis; Arm. = Armaria; Arch. Concist. = Archivio Concistoriale; Acta Misc. = Acta Miscellanea; Misc. Arm. = Miscellanea Armaria); ASR – Archivio di Stato di Roma; BAV – Biblioteca Apostolica Vaticana (Vat. lat. = Vaticani Latini); BNCR – Biblioteca Centrale Nazionale di Roma; EP – Enciclopedia dei Papi; Bullarum I – Bullarium Romanum sive Collectio Magna epistolarum decretalium, privilegiorum, bullarum ac diplomatum pontificiorum, a sancto Leone Magno ad nostra usque tempora cum notis et Indicibus opportunii, opera et studio Caroli Cocqueline, Romae MDCCXLV, vol. V, 4; Bullarum II – Bullarum diplomatum et privilegiorum Sanctorum Romanorum Pontificum Taurinensis editio MDCCCLVII–MDCCCLXXII.

Il presente contributo nasce da uno studio più ampio che ha per oggetto l'evoluzione storica e istituzionale del tribunale dell'*Auditor Camerae* e la funzione giuridica e giurisdizionale esercitata dagli uditori di Camera presso la curia romana in età moderna. Desidero in questa sede ringraziare in particolare la prof.ssa Irene Fosi, per l'attenta lettura di queste pagine, per la ricchezza delle riflessioni e per le osservazioni critiche, stimoli sempre preziosi nel procedere del mio lavoro.

den neuen Kongregationen Sixtus' V. Die Rekonstruktion von Familienbeziehungen und Patronage-Netzwerken am Beispiel der Borghese wird dabei in eine historische Perspektive eingeordnet, die dazu dient, die Relevanz des Gerichts im Rahmen der römischen Rechtsordnung herauszuarbeiten.

**Abstract:** This paper addresses the problem of the relationship between the career dynamics implemented within the Roman Curia, and the perception of the value of offices and their evolution in the early modern period. Specifically, it offers an analysis of the specific and unscrupulous economic strategy adopted by the Borghese family in the late sixteenth century, within the financial and judicial context of the Roman Curia. This article not only focuses on the economic manoeuvres of the Borghese brothers, already studied by Wolfgang Reinhard, but also offers some reflections, emerging from this correspondence, on the need to obtain ownership of certain offices, such as that of the *Auditor Camerae*. Since the second half of the fifteenth century the office was in the possession of a tribunal independent of the Apostolic Chamber and, while retaining precise functions linked to the tax authorities, had been granted some specific jurisdiction *in civilibus* and *in criminalibus* in papal bulls. After the end of the Council of Trent and in the last decades of the sixteenth century, the office, with its tribunal, acquired increasing importance in the balance between traditional curial functions and the new congregations of Sixtus V. The reconstruction of family relationships and patronage networks – using the Borghese as an example – is therefore placed in an historical context aimed at highlighting the role played by this tribunal in the context of Roman Justice.

1. Gli ambasciatori della Repubblica di Venezia che rientravano da Roma verso la fine del Cinquecento, mostravano la loro più viva sorpresa nel fatto che presso la curia romana „tutto fosse in vendita".[1] Essi si riferivano in particolare alle composizioni giudiziarie, tanto che anche i crimini più efferati si sarebbero potuti comporre con buona dose di denari, ma *in nuce* nelle loro parole traspariva lo stupore per l'ampiezza e complessità del sistema venale che regolava cariche ed uffici.[2]

Come riferiva padre Litva alla fine degli anni Sessanta del secolo scorso, „la prassi della venalità degli uffici non era un fenomeno unico o tipico della Curia romana", ma un sistema analogo a quanto sperimentato al tempo dagli stati europei ed ita-

1 In generale cf. E. Alberi (a cura di), Le relazioni degli ambasciatori veneti, 1839–1863, 15 vols. (in 3 serie e un'appendice), Firenze 1857. La citazione è dalla relazione di Paolo Paruta, in: Ibid., vol. 4, 1857, pp. 355–448.

2 Sul complesso sistema della curia romana in età moderna cf. M. Rosa, La curia romana. Istituzioni, cultura, carriere, Roma 2013, in particolare le pp. 25–56; A. Menniti Ippolito, Il governo dei papi nell'età moderna. Carriere, gerarchie, organizzazione curiale, Roma 2007.

liani.[3] Tuttavia presso la corte papale questo rappresentava un aspetto particolare poiché poteva vantare già nel Cinquecento un lungo corso, tanto che alla fine del secolo appariva indiscusso come le entrate da uffici vacanti fossero per lo Stato una delle principali fonti di reddito. Questo sistema, come spiegato dagli storici, si era notevolmente sviluppato ed articolato tra il pontificato di Sisto IV ed il periodo postridentino e, se da un lato garantiva reddito alla Sede apostolica – sia pur denotato da un prestito a lunga scadenza – dall'altro poteva permettere, a famiglie desiderose di ascendere economicamente presso la Curia romana, di investire il proprio capitale negli uffici da acquistare ed ottenere in tal modo un canale sicuro di affermazione sociale e politica.[4]

Dopo il Concilio di Trento e alla fine del secolo, tutto ciò sembra approdare al punto massimo di organizzazione con un picco notevole nella valutazione dei singoli uffici, il cui acquisto significherà affermazione e garanzia personale verso un *iter* curiale di primo piano che coinvolgerà singole persone e rampolli di quelle „nuove" famiglie, estranee alla tradizione romana, ma destinate a dominare le politiche della Sede apostolica per i secoli a venire.[5]

Un esempio concreto è ben rappresentato dalla famiglia di origine senese dei Borghese. Questi, introdottisi a Roma sin dagli inizi del XVI secolo, si sarebbero ben presto affermati attraverso una formazione giuridica e lo svolgimento di attività finanziarie, divenendo uno dei principali poli di potere della corte romana. Se certamente Marcantonio Borghese fu colui che pianificò tale progetto di affermazione, chi lo realizzò concretamente fu il figlio Camillo, divenuto papa con il nome di Paolo V e destinato ad un lungo periodo di pontificato. Un passaggio importante di tale affermazione può essere individuato nella politica di acquisizione di cariche e uffici ed ebbe attorno agli anni 1588–1591 uno dei punti determinanti nell'acquisto di uno dei più

3 F. Litva, L'attività finanziaria della Dataria durante il periodo tridentino, in: AHP 5 (1967), p. 132. Sul contesto curiale postridentino cf. quanto scrive R. Ago, Carriere e clientele nella Roma barocca, Roma-Bari 1990, in particolare pp. 19–44. Sulla realtà statuale moderna cf. ancora il valido contributo di C. Mozzarelli, Stato, patriziato e organizzazione della società nell'Italia moderna, in: Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento II (1976), pp. 421–512 e W. Reinhard, Geschichte des modernen Staates, München 2007 (trad. it. Storia dello stato moderno, Bologna 2010).

4 Litva, L'attività finanziaria della Dataria (vedi nota 3), pp. 133–156. Cf. ancora in generale quanto scritto nell'Introduzione di M. A. Visceglia (a cura di), La nobiltà romana in età moderna. Profili istituzionali e pratiche sociali, Roma 2001, pp. XIII–XLI. Sull'acquisto delle cariche e loro gestione cf. ancora Ago, Carriere e clientele (vedi nota 3), pp. 123–137.

5 Cf. ancora Visceglia (a cura di), La nobiltà romana in età moderna, in particolare B. Borello, Stategie d'insediamento in città: i Pamphilj a Roma nel primo Cinquecento, pp. 31–62; B. Forclaz, Le relazioni complesse tra signore e vassalli. La famiglia Borghese e i suoi feudi nel Seicento, pp. 165–202. Cf. anche il lavoro di I. Fosi, All'ombra dei Barberini. Fedeltà e servizio nella Roma barocca, Roma 1997.

costosi uffici curiali del tempo: l'uditorato della Camera apostolica o *Auditor Camerae* (abbreviato presso i contemporanei in A. C.).[6]

Una considerazione, questa, che ha stimolato il presente lavoro, che se da un lato vuole riproporre alla lettura e attenzione degli storici una documentazione specifica, conservata presso uno dei numerosissimi fondi vaticani – documentazione già studiata diversi anni fa da Wolfang Reinhard[7] – dall'altro vuole scegliere come prospettiva di lettura la consapevolezza del valore di una carica tra le maggiori all'interno del sistema curiale romano, quella di *Auditor Camerae*, che proprio in quegli anni raggiungeva il punto più alto del suo sviluppo normativo e istituzionale. In stretta connessione con la prospettiva accennata, si vuole inoltre presentare un'esemplificazione di strategia familiare destinata a coronarsi con la nomina pontificia di Camillo Borghese, il 16 maggio 1605, e con la piena affermazione della sua famiglia nel contesto della Curia papale seicentesca.[8]

---

**6** L'episodio è già stato proposto nel classico studio di W. Reinhard, Ämterlaufbahn und Familienstatus. Der Aufstieg des Hauses Borghese 1537–1621, in: QFIAB 54 (1974), pp. 328–427. Tuttavia in questo contesto lo si vuole riprendere alla luce di una prospettiva destinata a valorizzare e considerare in maniera più attenta il peso specifico esercitato dalla carica di Auditor Camerae, oggetto dell'acquisto e della manovra finanziaria. In V. Reinhardt, Paolo V, in: EP III (2010), p. 278, viene segnalato l'episodio dell'acquisto dell'A. C. da parte dei Borghese, tuttavia non attraverso l'utilizzo diretto di questa documentazione ma con riferimento al testo succitato di Reinhard. Cf. inoltre W. Reinhard, Le carriere papali e cardinalizie. Contributo alla storia sociale del papato, in: L. Fiorani/A. Prosperi (a cura di), La città del Papa. Vita civile e religiosa dal giubileo di Bonifacio VIII al giubileo di Papa Wojtyla, Torino 2000 (Annali 16, Storia d'Italia), pp. 263–291, in particolare p. 283 e G. De Caro, Borghese, Orazio, in: DBI, vol. 12, Roma 1971, pp. 610sg.

**7** In particolare il volume di autografi di Camillo Borghese (Paolo V) conservati in ASV, Fondo Borghese II, 78. Nello specifico ci si riferisce alle lettere inviate nel mese di dicembre 1588 da Camillo Borghese, allora vicelegato a Bologna, al fratello Orazio – oltre che alla lettera inviata a Roma dal luogotenente e familiare di Camillo a Bologna, Luca Sempronio – conservate in fol. 6r–29v: Lettera del cardinal Montalto a Camillo Borghese vicelegato di Bologna, fol. 6r (29 ottobre 1588); Lettera di Luca Sempronio da Bologna a Orazio Borghese, fol. 8r–12r (31 dicembre 1588); Lettera di Camillo Borghese ad Orazio Borghese, fol. 12v–15v (14 dicembre 1588); Lettera di Camillo Borghese ad Orazio Borghese, fol. 16r–18v (31 dicembre 1588); Lettera di Camillo Borghese ad Orazio Borghese, fol. 19r–21r (17 dicembre 1588); Lettera di Camillo Borghese ad Orazio Borghese, fol. 22r–25v (24 dicembre 1588); Lettera di Camillo Borghese ad Orazio Borghese, fol. 26r–29v (28 dicembre 1588). Per riferimenti a tale documentazione cf. ancora Reinhard, Ämterlaufbahn und Familienstatus (vedi nota 6), pp. 342–344. Inoltre, altri riferimenti anche in Id., Papstfinanz und Nepotismus unter Paul V., 1605–1621. Studien und Quellen zu quantitativen Aspekten des päpstlichen Herrschaftssystems, I–II, Stuttgart 1974, p. 158.

**8** Sotto questa prospettiva di grande rilievo gli studi della scuola tedesca sui rapporti fra le strategie familiari e le carriere cardinalizie e papali dei decenni tra la seconda metà del secolo XVI e la prima del successivo. Soprattutto per la prospettiva della famiglia borghese cf. in particolare: W. Reinhard, Ämterlaufbahn und Familienstatus (vedi nota 6), pp. 328–427; Id., Papstfinanz und Nepotismus (vedi nota 7); Id., Nepotismus: der Funktionswandel einer papstgeschichtlichen Konstante, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 86 (1975), pp. 144–185; Id., Papauté, confessions, modernité, Paris 1998 (Éditions de l'EHESS); Id., Le carriere papali e cardinalizie (vedi nota 6), pp. 263–291; Id. (a cura di), Römische Mikropolitik unter Papst Paul V. Borghese (1605–1621) zwischen Spanien, Neapel, Mailand

2. In un memoriale risalente al 1590 il commissario della Camera presentava a papa Gregorio XIV una relazione sullo stato del collegio apostolico. Lo scrittore ricordava *come i sommi pontefici per aiuto della loro auttorità spirituale hanno instituito il sommo Penitentiero con gli altri offitiali della Penitenziaria, così per lo governo dello Stato et Giurisdittione temporale hanno eretto il Tribunale della Camera Apostolica, il quale consta del cardinale Camerlengo, de' Chierici Presidenti, che prima erano sette, da Pio V furono accresciuti à Dodeci, da Gregorio ridotti a dieci et da Sisto V tornati a dodeci, et decte Camerali che sono per ordine il Vicecamerlengo, il Thesoriero generale, l'Auditor della Camera, il Presidente, il Commissario, l'Avvocato Fiscale, l'Avvocato de' Poveri e il Procurator Fiscale.*[9]

Riguardo il cardinal camerlengo, il commissario poteva dire come questi fosse considerato capo e presidente dell'intero collegio, beneficiando di facoltà consultive e decisionali, nel poter spedire tutti gli affari sotto proprio sigillo.[10]

In seguito ricordava l'evoluzione della carica di vicecamerlengo, associata a quella di governatore di Roma – e di come il predecessore Sisto V ne avesse riproposto la distinzione garantendosi così un altro ufficio vacabile – e di quella del tesoriere, terzo in scala gerarchica all'interno del collegio e giudice esecutore contro i debitori camerali.[11]

Sulla carica di *Auditor Camerae* egli forniva invece solo un compendioso profilo, ricordando come all'interno dello stesso consesso la sua posizione fosse subordinata a quella dei chierici, pur attestandone quella doppia natura che gli permetteva di avanzare, al di fuori del collegio camerale, *tutti gl'ufficiali et Prelati doppo il Governatore*.[12]

---

und Genua, Tübingen 2004 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 107). Inoltre cf. l'importarte prospettiva delineata da V. Reinhardt, Kardinal Scipione Borghese 1605–1633. Vermögen, Finanzen und sozialer Austieg eines Papstnepoten, Tübingen 1984 e gli altri studi sul pontificato di Paolo V (EP, III, pp. 277–292) e sulla famiglia Borghese: V. Reinhardt, I Borghese, in: Id. (a cura di), Le grandi famiglie italiane. Le élites che hanno condizionato la storia d'Italia, Vicenza 1996, pp. 111–127.

**9** ASV, A. A. Arm. I–XVIII, 922. Quaderno cartaceo manoscritto di 8 fogli, non datato e indicato nel frontespizio come *Relatione delle Cose de la Camera Apostolica al Serenissimo Signore Nostro Papa Gregorio XIIII* [XIV]. Sul pontificato di Gregorio XIV cf. A. Borromeo, Gregorio XIV, in: EP III (2010), pp. 230–240 ed ai rimandi di fonti e bibliografia.

**10** Su questa facoltà, in realtà lo stesso commissario non negava come fosse intervenuta una *qualche differentia con li Chierici*, ricordando le complesse dinamiche sottese all'ottenimento – nel corso del secolo – di un più o meno ampio grado di autonomia da parte dei diversi camerali. Ibid., fol. 1r.

**11** Ibid., fol. 1r–v.

**12** *L'Auditore della Camera fù introdotto come giudice essecutore delle obligationi Camerali et delle lettere Apostoliche per la Camera et era inferiore a tutti i Chierici; poi gli è stata ampliata la Giurisdittione et Civile et Criminale, come nelle sue facoltà si vede, talché se bene in Camera va sotto i Chierici, fuori procede a tutti gl'ufficiali et Prelati doppo il Governatore; in Camera ha il voto consultivo.* Ibid., fol. 1v.

Nel delineare prerogative e posizioni all'interno del collegio, il commissario procedeva in una compiuta analisi dell'attività camerale,[13] dalla votazione delle cause – nelle quali l'uditore aveva solo il voto consultivo – sino alla spedizione di queste, soffermandosi in maniera diffusa sul problema degli uffici vacabili: *ha però Vostra Santità una bella vacanza d'Uffitii, et di Monti che si vendono, et prima per sua informatione le dirò che la vendita degli ufficii vacabili è cura del Datario eccetto di quelli della Camera i quali perché sono di molta importanza si danno dall'istesso Pontefice à persone che siano atte a quei luoghi, et hoggi più che mai mi conviene supplicare la Santità Vostra per servitio della sua Camera, che si degni haver molta consideratione nell'elettione de' Chierici et altri Camerali per le molte altre materie gravissime della sedia apostolica, che hanno bisogno di huomini litterati et buoni et fedeli ministri della Santità Vostra, senza altra dipendenza o interesse.*[14]

La preghiera al pontefice nasceva da una contingenza significativa, poiché riguardava l'uditorato di Camera, resosi allora vacante per la morte di Orazio Borghese ma strettamente vincolato ad una clausola posta nella lettera di nomina di quest'ultimo da papa Sisto V, che ne garantiva in realtà la „non vacanza" per tre anni. Questo passaggio normativo permetteva alla famiglia Borghese di rivendicarne i frutti e la gestione, cosa che il commissario di Camera non poteva accettare con facilità, invitando il nuovo pontefice, non solo alla scelta dell'uomo giusto ma a prendere la decisione che sarebbe stata più consona alla buona amministrazione della giustizia.[15]

La carica di *Auditor Camerae* poteva al tempo essere ben considerata come fondamentale nel gioco degli equilibri curiali, poiché – dopo la soppressione di Paolo IV nel concistoro del 1558[16] – aveva ricevuto dai successivi pontefici (in particolare nella normativa di Pio IV e Pio V) un più ampio ventaglio di competenze ed una maggiore definizione delle proprie procedure, testimoniato dall'elaborazione di *practicae* e *glossae* che avrebbero avuto diffusione sino agli inizi del secolo XVIII, con numerose ristampe.[17]

---

**13** *Il Comissario della Camera è come anticamente il procuratore di Cesare, et così nelli altri Regni l'Avocato, ò sia Procuratore Regio, ò sia del Regio patrimonio, in somma egli è procuratore civile del papa et della Camera apostolica.* Ibid, fol. 1v.

**14** Ibid., fol. 4r. Il ricordo di tale vacanza permette del resto di datare il documento tra il mese di ottobre e il 1 dicembre 1590, quando avviene la nuova nomina uditorale. Cf. inoltre la lettera di nomina di Sisto V in ASV, Misc. Arm, IV–V 32, fol. 129r–132v.

**15** ASV, Fondo Borghese II, 443, fasc. C, fol. s. n. Cf. in particolare le lettere inviate da Camillo Borghese al fratello Giovanni Battista da Bologna, nei giorni 1 febbraio 1589 e 5 dicembre 1590, dove nel contesto della riattribuzione della carica alla propria famiglia, i Borghese si appoggiano al sostegno del Gran Duca di Toscana.

**16** Su tale soppressione cf. la bolla „Si ex praecepto", glossata in „Bulla erectionis officii S. R. E. Camerae Apostolicae Regentis ac facultatum cum glossa Quintilliani Mandosii Iureconsulti romani", Romae MDLIX, pp. s. n. Per il testo cf. una copia conservata in BNCR, 43.5.G.9.

**17** Per la normativa piana cf. „Romanus pontifex" (14 aprile 1561), in: Bullarum II, 7, pp. 123–127; „Inter multiplices" (2 giugno 1562), in: Ibid., pp. 207–210; „Cum ab ipso" (30 giugno 1562), in: Ibid.,

L'origine e gli sviluppi di tale carica – con il suo tribunale di misto foro – è testimoniata già durante il papato avignonese.[18] Familiare del pontefice e chierico di Camera, l'uditore sviluppò le proprie competenze lungo il corso del XV secolo, sino ad ottenere una maggiore autonomia dalla Camera e dal camerlengo durante i pontificati di Sisto IV e Innocenzo VIII, che con la *Apprime devotionis* del 1485, definiva in maniera autonoma il tribunale, con il suo collegio notarile e luogotenenze civili e criminali.[19]

Secondo la normativa contenuta in queste prime bolle quattrocentesche il tribunale possedeva la facoltà di procedere contro qualsivoglia persona, con dignità, grado, ordine e condizione, ecclesiastica o laica. La sua giurisdizione – che nell'Ottocento Moroni avrebbe definito talmente vasta da giungere „sin dove era accesso alla croce",[20] permetteva all'uditore di procedere nelle cause *tam civiles quam criminales et mixtas, et spirituales, ecclesiasticas et prophanas*, con l'autorità di istruire e terminare processi, anche in grado d'appello, per tutte le sentenze emanate da qualsiasi giudice dalle terre *mediaté vel immediaté subiectis* alla Santa Sede. All'interno del distretto romano godeva anche della facoltà di far eseguire le sentenze delle curie minori, escluse quelle del governatore, vicario e senatore della città. Il tribunale poteva comminare censure ecclesiastiche e scomuniche, così come procedere in un'azione istruttoria dietro denuncia o *ex officio*, per via d'inquisizione, al fine di poter risolvere le cause – soprattutto quelle direttamente legate agli interessi del Fisco – *simpliciter et de plano et sine strepito et figura iudicii*.[21]

---

8, pp. 214–224; „Cum alias" (10 giugno 1566), in: Ibid., p. 464; „Inter Illae" (20 novembre 1570), in: Ibid., pp. 865–872. Riguardo le „practicae" e „glossae" pubblicate cf. Joannes Bucca, De stylu curiae R. P.D. Auditoris Camerae Libellus, Romae 1561; Quintilianus Mandosi, Glossa facultatum Regentis in locum Auditoris Camerae suffecti, quae interpretationi Iurium cum Imperialium, tum Pontificiorum, valde confert, Romae 1559 e Venetiis 1576; Salustio Tiberi, De modo procedendi in causis, quae coram Auditore Camerae aguntur, apud Marcum Amadorum, Venetiis 1584; Id., Practica iudiciaria sive Causarum, quae coram Auditore Camerae aguntur nunc demum multò auctior et certior, quam antea ab Authore reddita [accessit singularium materiarum locupletissimus Index, elementis Alphabeticis per D. Franciscum Belgum Virdunensem venustè, fideliterque digestus, cum privilegio Summi Pontificis, Romae MDXCIII [1584, 1593²]. Mi permetto di rinviare anche a A. Cicerchia, Da Roma allo Stato. Normativa e pratica giudiziaria nel Tribunale dell'*Auditor Camerae* tra Cinque e Seicento, in: M. R. Di Simone (a cura di), La giustizia dello Stato pontificio in età moderna. Atti del Convegno di Studi (Roma, 9–10 aprile 2010), Roma 2011, pp. 51–66.

**18** Lo spoglio delle pergamene conservate in ASV, A. A. Arm. C, ha mostrato come durante il pontificato di Giovanni XXII l'uditore di Camera possedesse un luogo concreto, dove ricevere le udienze, un luogotenente e un tribunale, assieme alla facoltà di emanare atti giudiziari sotto proprio sigillo. Cf. per il periodo centrale del XIV secolo in particolare le pergamene, nr. 12 (1324), 28 (1358), 38 (1317). Sul papato avignonese e le dinamiche curiali cf. Aux origines de l'état moderne. Le fonctionnement administratif de la papauté d'Avignon, Acte de la table ronde organisée par l'École française de Rome (Avignon, 23–24 janvier 1988), Rome 1990 (Collection de l'École française de Rome 138).

**19** ASV, Reg. Vat. 694, fol. 169r–172r (22 dicembre 1485).

**20** G. Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica, vol. 82, Venezia 1857, p. 161.

**21** Per tali facoltà cf. „Apprime devotionis affectum", in ASV, Reg. Vat. 694, fol. 169r–172r. Cf. inoltre

Tra gli inizi del Cinquecento e la metà del secolo, pur soffrendo il rafforzamento dei tribunali del governatore e la nascita della congregazione del Sant'Uffizio dell'Inquisizione,[22] l'uditore di Camera continuò a rivestire un ruolo importante all'interno del sistema giudiziario romano, non solo in rapporto allo Stato territoriale bensì all'intero mondo cristiano. Ciò è testimoniato anche dall'istruttoria avviata nel 1518 contro Martin Lutero.[23]

Dopo la soppressione paolina del 1558 – quando il pontefice estinse la carica di *Auditor Camerae* per istituire quella cardinalizia di *Reggente della Camera Apostolica*, affidandola al proprio nipote Alfonso Carafa[24] – la necessità di ripristinare gli equilibri governativi della Curia si intrecciò con le esigenze di riforma che venivano a concretizzarsi nelle sessioni di chiusura del Tridentino. Già con la *Ad eximiae devotionis*[25] Pio IV riconosceva a Flavio Orsini, nuovo uditore di Camera, non solo le tradizionali facoltà da sempre godute dalla carica – come la nomina di luogotenenti interni, la privativa nelle cause camerali e quelle relative ai mercanti – bensì anche quelle di procedere in maniera illimitata contro cardinali e loro familiari, ufficiali di Curia, notai del proprio tribunale. Addirittura le competenze si sarebbero estese, in linea teorica, persino nei confronti di imperatori, re e prìncipi, sempre tuttavia previo *oracolo vivae vocis* del pontefice.[26]

---

le altre bolle di nomina di Sisto IV: ASV, Reg. Vat. 656, fol. 236r–237v (10 aprile 1476), Ibid., Reg. Vat. 657 fol. 39v–41v (12 gennaio 1477); Ibid., fol. 183v–186v (24 ottobre 1478).

**22** Sul governatore di Roma ed il suo tribunale cf. N. Del Re, Monsignor Governatore di Roma, Roma 1976 (pubblicazione dell'Istituto Nazionale di Studi Romani); A. Camerano, Senatore e governatore. Due tribunali a confronto nella Roma del XVI secolo, in: Roma Moderna e Contemporanea 5/1 (1997), pp. 41–66. Notevole la bibliografia attorno all'Inquisizione romana, soprattutto in relazione al suo primo periodo nella seconda metà del XVI secolo. Sufficiente qui richiamare – oltre ai classici J. Tedeschi, The Prosecution of Heresy: collected studies on the Inquisition in Early Modern Italy, New York 1991 e A. Prosperi, Tribunali della coscienza. Inquisitori, confessori, missionari, Torino 1996, i lavori generali di G. Romeo, L'Inquisizione nell'Italia moderna, Roma-Bari 2002; A. Del Col, Storia dell'Inquisizione in Italia dal XII al XXI secolo, Milano 2006; C. Black, The Italian Inquisition, New Haven-London 2009; T. Mayer, The Roman Inquisition. A Papal Bureaucracy and Its Laws in the Age of Galileo, Philadelphia 2013. Sulla istituzione ed i primi decenni cf. il recente M. Firpo, La presa di potere dell'Inquisizione, Roma-Bari 2014.

**23** Giuristi al servizio del papa. Il Tribunale dell'auditor Camerae nella giustizia pontificia di età moderna, Città del Vaticano 2016 (Collectanea Archivi Vaticani [in corso di starnpa]), pp. 46–51. Cf. inoltre K. Müller, Luthers römischer Prozess, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 24 (1903), pp. 59sg.; M. Di Sivo, Ghinucci Girolamo, in: DBI, vol. 53, Roma 1999, pp. 777–781; M. Brecht, Martin Luther. Sein Weg zur Reformaton 1483–1521, Stuttgart 1981, qui consultata nell'edizione inglese Martin Luther. His Road to Reformation 1483–1521, Minneapolis 1985, pp. 242sg.

**24** Per il provvedimento cf. ASV, Arch. Concist., Acta Misc. 33, fol. 288r–v; Fondo Pio 29, fol. 189v. Su Alfonso Carafa cf. R. De Maio, Alfonso Carafa cardinale di Napoli (1540–1565), Città del Vaticano 1961 (Studi e Testi 210); Prosperi, Carafa, Alfonso, in: DBI, vol. 19, Roma 1976, pp. 473–476.

**25** ASV, Misc. Arm. IV-V, 32, fol. 81r–82v; „Ad eximiae devotionis", in Bullarum II, 7, pp. 128–134.

**26** ASV, Misc. Arm. IV, 32, fol. 81v–82r. Su Flavio Orsini cf. F. Matteini, Orsini, Flavio, in: DBI, vol. 79, Roma 2012. Per il testo cf. www.treccani.it.

A partire da questi provvedimenti della seconda metà del Cinquecento, viene riconosciuta al tribunale, nell'orizzonte postridentino, soprattutto la facoltà di procedere nelle cause relative ai vescovi e al clero non residente. Pio V affiderà all'uditore tutte le cause contro vescovi, arcivescovi e qualsiasi altro ecclesiastico con la facoltà di procedere contro di essi anche in maniera sommaria, fino all'emanazione esclusiva della sentenza. Si ebbe quindi un ampliamento notevole delle facoltà uditorali, in una visione di chiara impronta postridentina, indirizzata a disciplinare sempre più il comportamento del clero e dei prelati chiamati alla cura pastorale. Una linea questa destinata a decretare per l'uditore la piena ascesa curiale.[27]

Come riferito da Reinhardt, quella di *Auditor Camerae* era considerata alla fine del Cinquecento come „una delle quattro più alte cariche della Curia senza il cappello cardinalizio ... un trampolino praticamente sicuro per arrivare al Senato della Chiesa", il cui prezzo era fissato attorno ai 60.000 scudi.[28]

Al di là della determinazione economica, nel rapporto spesa-guadagno, l'acquisto dell'uditorato poteva quindi rappresentare al tempo la base di un'intera strategia familiare diretta alla conquista di un posto di primo piano all'interno della Curia romana.

3. „Da Siena, libera terra e centro d'arte traggono la loro lontana origine i Borghese. Fino dalla seconda metà del secolo XIII illustri membri della famiglia coprirono cariche importanti in qualità di funzionari, condottieri, inviati della Repubblica, e soprattutto si distinsero per la cultura giuridica e l'attività forense, che resteranno anche nei secoli seguenti nobile tradizione familiare".[29]

Con queste sintetiche note monsignor Gino Borghezio delineava le origini e gli elementi distintivi della famiglia Borghese. Nel ricordarne la terra d'origine il prelato

---

**27** Cf. Ibid. e la bolla „Inter Illae", emanata da Pio V Ghislieri e destinata ad essere l'ultima riforma complessiva del tribunale prima della „Universi Agri Dominici" di Paolo V nel 1612. Cf. „Inter Illae" (20 novembre 1570), in: Bullarum II, 8, pp. 865–872; ASV, A. A. Arm IX 2145; cf. la più organica divisione in capitoli nella versione a stampa: „Universi agri dominici", in: Ibid., 11, pp. 264sg. (solo il capitolo riguardante l'*Auditor Camerae*). Su tale riforma cf. S. Feci, Riformare in antico regime. La costituzione di Paolo V e i lavori preparatori (1608–1612), in: Roma moderna e contemporanea V 1 (1997), pp. 117–140; M. Di Sivo, Roman Criminal Justice between State and City: the Reform of Paul V, in: P. van Kessel/E. Schulte (a cura di), in collaborazione con L. Nussdorfer/H. van Nierop/M. Di Sivo, Rome-Amsterdam. Two Growing Cities in Seventeenth-Century Europe, Amsterdam 1997, pp. 279–288. Sul problema disciplinare del clero e sulla giustizia contro i vescovi in età postridentina cf. M. Mancino/G. Romeo, Clero criminale. L'onore della Chiesa e i delitti degli ecclesiastici nell'Italia della Controriforma, Roma-Bari 2013; E. Bonora, Giudicare i vescovi. La definizione dei poteri nella Chiesa postridentina, Roma-Bari 2007.

**28** Reinhardt, Paolo V (vedi nota 6), p. 278. Qui l'autore accenna già alla centralità che rappresentò nella carriera di Camillo l'affare relativo all'acquisto di tale carica.

**29** G. Borghezio, I Borghese, Roma 1954, p. 7.

coglieva anche quella profonda caratteristica professionale negli studi e nell'esercizio della giurisprudenza che lungo corso avrebbe avuto nella storia dell'intera casata.[30]

I Borghese – dopo aver vissuto il tramonto della libertà senese – erano giunti a spostare i propri interessi nobiliari ed economici presso la citta papale sin dai primi anni del XVI secolo.[31] Tuttavia già con Borghese Borghese (prima metà del sec. XV–1490) – cavaliere di Malta e ambasciatore presso Pio II e Paolo II – s'era venuto di fatto ad istituire il ramo romano della famiglia. Giureconsulto e oratore di grandi qualità, egli aveva trasmesso la passione per la professione giuridica anche al figlio Giacomo e al proprio nipote Marcantonio. Ma se attraverso questi illustri personaggi s'erano venuti a creare vincoli forti con la Sede romana, fu solo con quest'ultimo che si ebbe il definitivo consolidamento presso la corte.[32]

Marcantonio era riparato a Roma in seguito alla perdita delle antiche istituzioni repubblicane della città di Siena – ormai sottomessa alla Signoria medicea (1555) – e dopo aver preso atto dell'irreparabile declino delle proprie fortune, grazie alle sue apprezzate qualità di giurista, era riuscito ad entrare ben presto nell'orbita curiale romana. Dopo aver ricevuto incarichi importanti, quali l'avvocatura concistoriale – divenendo in seguito anche decano di tale collegio – e quella dei poveri, Marcantonio decise di stabilirsi definitivamente nella città eterna, richiamandovi anche „la madre, la sorella ed altri della sua casata nel 1554".[33]

---

**30** Il libretto a firma di Borghezio, dedicato alla famiglia Borghese, venne pubblicato postumo nel 1954 dall'Istituto Nazionale di Studi Romani, dove negli anni Trenta s'era tenuto un convegno sulle diverse realtà nobiliari romane. In ASV, Fondo Borghese IV, 91 fol. 2r–5v si trova un breve trattato sul significato del nome Borghese che deriverebbe da *Bursa Jesus*; il trattato è dedicato al cardinal Borghese e firmato *Joannes Lassimine Subdiaconus Polonus*.

**31** Cf. Reinhardt, I Borghese (vedi nota 8), pp. 111–127. Cf. inoltre Reinhard, Ämterlaufbahn und Familienstatus (vedi nota 6), pp. 328–427. Per una recente analisi della politica familiare dei Borghese indirizzata a ricostruirne le dinamiche clientelari legate allo Stato della Chiesa, cf. B. Forclaz, La famille Borghese et ses fiefs. L'autorité négociée dans l'Etat pontifical d'Ancien Régime, Roma 2006 (Collection de l'École française de Rome 372). Le origini di tale famiglia risalgono al Duecento, dai territori di Siena, e fino alla metà del XVI secolo i suoi componenti lasciarono tracce nell'ambito della storia nobiliare senese. Con Agostino, Niccolò e Pietro, nel corso del XV secolo, i Borghese posero concretamente le basi per la loro ascesa sociale, ottenendo diversi incarichi dalla Repubblica senese, in qualità di ambasciatori presso l'Impero e la Santa Sede. Cf. anche Borghezio, I Borghese (vedi nota 29), p. 7–9; per la storia completa e il blasone della famiglia Borghese cf. la voce relativa nella Enciclopedia storico nobiliare italiana, II, pp. 130–135.

**32** Borghezio ci ricorda come vi fosse anche un certo Pietro Borghese (1469–1527) che nei primi anni del XVI secolo ricoprì a Roma l'alta carica di Senatore per ben tre volte, nel 1506, 1516, 1524. Questi venne poi ucciso presso Siena nel medesimo anno del tragico sacco della città romana (1527). Cf. Borghezio, I Borghese (vedi nota 29), p. 10. Cf. anche C. Gennaro, Borghese, Borghese, in: DBI, vol. 12, Roma 1970, pp. 583sg.; De Caro, Borghese, Pietro, ibid., pp. 614–616, dove invece viene posticipata la data della prima assunzione alla carica senatoriale al 1515.

**33** Cf. Borghezio, I Borghese (vedi nota 29), p. 11. Cf. anche G. De Caro, Borghese, Marcantonio, in: DBI, vol. 12, Roma 1970, pp. 598–600.

Rimasto da tempo vedovo, senza figli, tramite le seconde nozze con la nobildonna romana Flaminia degli Astalli, Marcantonio mostrò chiaramente di voler radicare le proprie aspirazioni familiari nel contesto romano.[34] Sebbene dagli storici le fortune della casata romana dei Borghese vengano spesso riferite al contributo più rilevante fornito in questo senso dal figlio Camillo, tuttavia – come afferma Gaspare De Caro – non dovrebbe essere sottovalutato l'enorme prestigio ed il peso ricoperto da Marcantonio presso la curia romana e soprattutto le acquisizioni patrimoniali capaci di fornire la base di partenza „non soltanto dei successivi progressi della casata, ma della stessa brillantissima carriera ecclesiastica del figlio".[35]

Quanto Marcantonio potesse aver maturato la sua percezione della curia romana e quali dovessero essere le strategie da mettere in atto per ricoprire un ruolo importante all'interno di essa, ci viene in parte raccontato da una questione sorta all'interno del collegio camerale sotto il pontificato di Gregorio XIII. Un memoriale inviato al pontefice a firma dei chierici di Camera chiedeva la soluzione di un conflitto di competenze sorto fra questi e l'uditore della medesima. La questione verteva attorno alla concessione di un periodo di dilazione ai debitori *poveri e miserabili*, affinché, senza nessun loro aggravio, potessero saldare i propri creditori.[36] Secondo i chierici, di fronte alle difficoltà incorse da questi debitori nell'appellarsi direttamente al pontefice, per una *immemorabile consuetudine* era stata concessa alla Camera apostolica la facoltà di poter ricevere il loro ricorso. A sua volta la Camera ne avrebbe trasmesso la causa *al presidente delle carcere, il quale citando le parti et spesse volte concordandolo insieme, concede al debitore etiam obligato in forma Camerae, pur che li costi*

**34** Cf. la voce „Astalli di Roma" in G. B. Crollalanza, Dizionario storico-blasonico delle famiglie nobili italiane, I, Bologna 1883, p. 67. „Marcantonio, che nel 1531 aveva sposato in prime nozze Aurelia di Girolamo Barbagli, di nobile famiglia senese, rimasto vedovo passava a seconde nozze con Flaminia (1530–12 dicembre 1575) dell'antica casata romana, oggi estinta, degli Astalli, e da essa ebbe sette figli, dando così principio al ramo romano dei Borghese". Borghezio, I Borghese (vedi nota 29), p. 11.

**35** De Caro, Borghese, Marcantonio (vedi nota 33), p. 598. Sulla stessa linea appare Reinhardt, Paolo V (vedi nota 6), pp. 277–292. Non vanno neppure dimenticate le vicende giudiziarie che impegnarono Marcantonio Borghese nell'esercizio dell'avvocatura: il processo contro il cardinal Giovanni Morone sotto Paolo IV, e quelli contro i nipoti di quest'ultimo agli inizi del pontificato successivo di Pio IV: su tali vicende cf. le brevi annotazioni fornite da De Caro, ibid., pp. 599sg. Riguardo il processo contro Giovanni Morone cf. M. Firpo/D. Marcatto, Il processo inquisitoriale del cardinal Giovanni Morone, 2 vol., Città del Vaticano, 2011–²2014.

**36** *Sono in Roma infiniti poveri et miserabili debitori, li quali per la povertà loro, et per altri impedimenti, non possono così facilmente ricorrere alla S. V.ra per haver qualche piccola dilatione à pagare i suoi debiti; di qui è nata una immemorabile consuetudine di ricorrer in Camera Appostolica, che per un suo decreto, commette la causa al presidente delle carcere, il quale citando le parti et spesse volte concordandolo insieme, concede al debitore etiam obligato in forma Camerae, pur che li costi esser miserabile, alcuna breve dilatione.* ASV, A. A. Arm. I–XVIII, 920. „Memoriale pro Clericis Camera apostolica contra auditorem Camerae porrectum Gregorio XIII, cum illius adnotationibus et particulis bullarum Leonis X, aliorumque pontificum", fol. 1r.

*esser miserabile, alcuna breve dilatione*.[37] Poiché da ogni concessione finiva di contro, quasi sempre, per nascerne un abuso – nel concreto quello di concedere tali dilazioni anche a chi, di fatto, non avrebbe trovato alcuna difficoltà nei pagamenti – Pio IV, nella sua riforma (1564) aveva ritenuto di dover limitare tale periodo dilatorio *ad modicum tempus non ultra mensem, et data cautione idonea*, concedendo ai chierici di Camera la facoltà di concessione.[38]

Il contenzioso nasceva ora dalle rivendicazioni portate avanti dall'uditore per le competenze da esso ricevute, in progresso di tempo, da Leone X, Giulio III e dallo stesso Pio IV, secondo le quali, nelle obbligazioni camerali, tali facoltà dei chierici venivano revocate a suo favore. I chierici di contro opponevano le loro ragioni, allegando al memoriale i transunti di tali provvedimenti pontifici, e sollecitando il pontefice *acciò le giudichi* [tali ragioni] *et risolva in quel modo che la sua pietà et infinita prudentia le dettarà*.[39] La contestazione dell'uditore, il braccio di forza esercitato da questi nella piena consapevolezza delle proprie facoltà, dovettero probabilmente inclinare Borghese, che aveva presentato il suo parere extragiudiziale, verso una complessiva valutazione del peso curiale che ormai esercitava tale prelato, tanto da spingerlo ad appuntare attorno a tale carica le strategie da elaborarsi per l'ascesa romana dei propri figli.

Nei progetti di Marcantonio, come successore nella professione di avvocato concistoriale, erano stati designati il primogenito Camillo e il figlio più giovane, Orazio.[40] Addottoratisi entrambi in *utroque iure* presso le università di Perugia e Padova, fu il più giovane a dimostrarsi, ben presto, meglio adatto alla carriera curiale. Infatti, dopo essere succeduti all'ufficio paterno – per la morte di Marcantonio avvenuta nel 1574 – le strade dei due fratelli Borghese furono destinate a distinguersi: Camillo ottenne la carica di referendario delle due Segnature e nel 1588 fu inviato da Sisto V

37 *Questa consuetudine etiam nell'obligationi in forma Camerae si trova espressamente canonizata in un Motu proprio di Paolo III confermato da Pio V et crediamo esser equissima; poi che non potendo i poveri facilmente ricorrer al Principe, se non havessero questo refugio, sariano sforzati ò di fugire, ò d'intrare in carcere, con loro grandissimo danno et poca ò niuna utilità del creditore; dove che con questa commodità d'una breve dilatione, spesse volte trovano modo di soddisfar al creditore, senza loro notabile danno e con molto beneficio de creditori, à quali mette assai più conto patire un mese di dilatione che ò non riscoter mai, ò riscoter tardi et con ruina del debitore*. Ibid.

38 Cf. „Cum inter coeteras", in: Bullarum I, vol. V, 4 (1745), pp. 193–201.

39 ASV, A. A. Arm. I–XVIII, 920, fol. 2r.

40 Marcantonio ebbe sette figli dalle nozze con Flaminia Astalli: Camillo, che diventerà papa con nome di Paolo V; Francesco, generale di Santa Romana Chiesa, che morì senza figli nei primi anni del pontificato di Paolo V; Giovanni Battista che ricoprì l'incarico di governatore di Borgo e castellano di Castel S. Angelo nel 1605; Orazio, che morirà in giovane età; Ortensia, andata in sposa a Francesco Caffarelli e che darà alla luce il futuro cardinale Scipione Borghese Caffarelli; Margherita, sposata con un Orazio Vettori; infine Girolamo, morto ventitreenne nel 1578; Cf. Borghezio, I Borghese (vedi nota 29), p. 11; cf. De Caro, Borghese, Orazio (vedi nota 6), pp. 610sg.; Id., Borghese, Giovanni Battista, in: DBI, vol. 12, Roma 1970, pp. 594–596.

a Bologna in qualità di vicelegato, con funzioni prettamente giuridiche, al seguito del cardinal nipote Alessandro Peretti.[41] Orazio invece preferì sin da subito volgersi all'ottenimento di cariche ecclesiastiche presso la curia romana, cosa che gli avrebbe certamente garantito un *cursus honorum* di tutto rispetto. E certamente, in tale contesto dovettero influire sul giovane Borghese le valutazioni paterne, perché ben mostrò di essere consapevole a quale carica occorresse approdare.[42]

L'impressionante reticolato clientelare, ben intrecciato dal padre, poté permettere ad Orazio l'ottenimento di alcune importanti cariche già sotto Gregorio XIII.[43] Fu però negli ultimi anni del pontificato successivo di Sisto V che parve profilarsi, per il giovane rampollo e per l'intera famiglia Borghese, la concreta possibilità di estendere i propri interessi verso le alte sfere del governo papale.[44]

Nel 1588 s'era reso vacante l'ufficio dell'uditorato di Camera, in seguito all'elevazione cardinalizia di monsignor Agostino Cusani. Il valore d'acquisto di tale ufficio ascendeva allora a circa 60.000 scudi, una cifra esorbitante, che negli ultimi anni aveva registrato un repentino aumento. Orazio, valutando l'alto grado di avanzamento che un simile incarico avrebbe potuto garantirgli, indirizzò ben presto le sue mire verso quel lucroso ufficio, del resto ormai passaggio obbligato per giungere al cardinalato.[45] Per una tale manovra finanziaria egli necessitava però del sostegno di tutta la famiglia, cosa che immediatamente lo mise in relazione con il fratello. Questi, in qualità di primogenito, sentiva come priorità necessaria la tutela economica dell'intero casato piuttosto che l'accondiscendenza agli interessi privati dei singoli componenti. Così, di fronte alla richiesta fraterna di un'opinione su tale progetto, dalla città di Bologna, il 14 dicembre 1588, egli inviava ad Orazio una lettera. Mostrandosi

---

**41** Camillo Borghese fu vicelegato bolognese dal 1587 al 1591. Cf. C. Weber, Legati e governatori dello Stato Pontificio. 1550–1809, Roma 1994, p. 152.

**42** In realtà entrambi i fratelli erano entrati nel collegio dei referendari di Segnatura, primo stadio obbligatorio per la carriera curiale. Cf. B. Katterbach, Referendari utriusque Signaturae a Martino V ad Clementem IX et Praelati Signaturae Supplicationum a Martino V ad Leonem XIII, Città del Vaticano 1931, pp. 134sg.

**43** Avvocato del Senato e del popolo romano (1575); membro della commissione preposta alla fabbrica di San Pietro (1579); revisore di una nuova redazione degli Statuti di Roma (1580); rettore della Sapienza (1587); rappresentante legale a Roma della corte di Spagna (1587). Cf. De Caro, Borghese, Orazio (vedi nota 6), pp. 610sg.

**44** Cf. Reinhardt, I Borghese (vedi nota 8), pp. 114sg.

**45** Nella prima versione della sua *practica* il chierico Tiberi ricorda come qualsiasi monitorio, citazione e decisione emanata dall'*Auditor Camerae* non decada dopo la sua assunzione al cardinalato o a seguito della sua morte. Queste infatti appaiono come le due strade possibili di uscita dall'ufficio, attestando così quello che ormai da tempo era un dato di fatto: *Citatio, monitorium, mandata et quaecunque alia expeditio ab Auditore Camerae concessa, sive in Romana Curia extra eam exequenda sint, licet ante illorum exequutionem Auditorem in Amplissimum Cardinalium collegium adsciri, vel naturae debitum persolvere contingat, exequi et intimari; ac novuus successor Auditor ad ulteriorem illorum exequutionem absque alia noviter concedenda citatione procedere potest.* Tiberi, De modo procedendi (vedi nota 17), p. 99.

inizialmente preoccupato per la salute di questi, Camillo lo invitava a liberarsi dei troppi impegni curiali – come il canonicato di Santa Maria Maggiore e di San Paolo – che gli avrebbero impedito di riposarsi e nutrirsi adeguatamente; questo stile di vita, secondo Camillo, a lungo andare avrebbe *atterrato un leone*; da qui la preoccupazione finiva per appuntarsi sul suggerimento *à conservarsi et à mutar vita perché altrimenti mi protesto che lei la farà male.*[46] Dopo aver ricordato al fratello la sua migliore „complessione" fisica, Camillo giungeva ad affrontare finalmente la materia che più lo premeva: *quanto al discorso che lei mi fa dell'Auditorato della Camera, agit de re impossibili, perché adesso oltre che val assai et rende poco, noi siamo intricati la parte vostra. Io mi contentarei di una chiesa in qualche loco, però honesto, perché così potrei pensare à una Nunciatura, che mi sodisfaria più assai della sbirraria.*[47]

Al di là della valutazione negativa che Camillo avesse riguardo l'ufficio giudiziario, la cosa più interessante da notare è quanto egli invitasse il fratello Orazio ad appuntare la sua attenzione sull'acquisto di un semplice chiericato dal valore di non più di 20.000 scudi, in modo da non costringere ad un rischioso esborso tutta la famiglia. Sull'argomento il vicelegato di Bologna sarebbe tornato ancora, alcuni giorni più tardi, nella lettera datata 17 dicembre. In questa, dopo aver reiterato alcuni consigli sull'astenersi dallo scrivere di propria mano, per evitare un'insopportabile fatica, egli si diffondeva nel trattare lo spinoso problema della fornitura di grano, contingenza quanto mai grave per il governo bolognese e che verrà spiegata in parte dalla successiva lettera di Luca Sempronio, segretario personale dello stesso Borghese; riguardo l'Uditorato, Camillo tornava ancora una volta con un breve e incisivo consiglio: *Dell'Auditorato della Camera bisogna lassarne cura a quelli che hanno grande borsa, non è cosa da noi. ... Del chiericato per i venti scudi vorrei che ci attendesse lei et di gratia lo facerà. Io vorrei una chiesa.*[48]

Sarebbe bene a questo punto richiamare – sia pur in maniera sintetica – alcune linee di sviluppo innestatesi all'interno della politica romana, soprattutto nell'ambito della vendita degli uffici curiali, ma anche, come ben evidenziato da questo scambio epistolare, della titolarità di chiese e cappellanie.

4. Nel *glossario* posto in appendice al suo studio sulla pratica del nepotismo, Antonio Menniti Ippolito ha sintetizzato il percorso storico della realtà degli uffici venali presso la curia romana. Egli ricordava come furono sostanzialmente i pontefici della

**46** ASV, Fondo Borghese II, 78, Lettera del 14 dicembre 1588 di Camillo Borghese a Orazio Borghese, fol. 12r–15v. L'unità archivistica contiene solo le lettere scritte da Camillo e dal suo segretario Luca Sempronio. L'indicazione posta sul dorso del volume afferma come le lettere scritte da Camillo siano „Autografi di Paolo V".

**47** Ibid., fol. 12v. Il passo è citato già in nota da Reinhard, Ämterlaufbahn und Familienstatus (vedi nota 6), p. 348 n. 126.

**48** Ibid., lettera del 17 dicembre 1588 di Camillo Borghese, Bologna, fol. 20v.

seconda metà del XV secolo a trasformare „sistematicamente“ in venali gli uffici curiali.[49]

Nei secoli precedenti, con la formazione sempre più complessa della struttura curiale, il conferimento di una carica e un ufficio non prevedeva un esborso monetario, in quanto il beneficiato si trovava legato al pontefice da un formale sentimento di gratitudine. Nel corso del tempo, però, questa consuetudine finì per trasformarsi in un ben determinato prezzo, provocando la nascita di uffici e cariche, a giustificazione del semplice guadagno. Tali uffici „comportavano“ di contro „una rendita fissa, oppure variabile a seconda del reddito dell'ufficio stesso, oppure ancora, una retribuzione che costituiva una sorta di interesse sulla somma investita“. Cariche e uffici, d'altronde, non richiedevano sempre e necessariamente lo svolgimento di funzioni, ma avevano caratteristiche puramente onorifiche.[50]

Giampiero Carocci, all'inizio degli anni Sessanta del secolo scorso, ricordava come l'amministrazione dello Stato della Chiesa all'indomani del Tridentino necessitasse in primo luogo della limitazione delle entrate spirituali – in accordo con i decreti di riforma – da contrapporsi all'aumento di quelle temporali.[51] Quando nel 1560 era salito al soglio pontificio Pio IV la situazione finanziaria dello Stato si trovava ad attraversare una congiuntura straordinariamente negativa – connessa com'era anche ad una generale crisi dei prezzi – seguita alla politica militare del predecessore. Ad aggravare la situazione sopraggiunsero nel 1563 i decreti conciliari, i quali posero alcune limitazioni alla curia nell'ambito delle entrate spirituali. Si dovette allora ricorrere ai fabbisogni finanziari dello Stato per altre vie, non ultima quella di un'aumento della pressione fiscale. La crescita degli appalti statali e della vendita degli uffici fu tendenzialmente la via preferenziale perseguita dal pontefice, ma a questa si affiancò anche il tentativo di recuperare i crediti insoluti presso i privati, attraverso l'istituzione di una congregazione adibita alla revisione delle cause di interesse camerale.[52]

---

**49** A. Menniti Ippolito, Il tramonto della Curia nepotista. Papi, nipoti e burocrazia curiale tra XVI e XVII secolo, Roma 1999, p. 184. Cf. anche Giovanni Battista De Luca, Tractatus de officis venalibus vacabilius romanae curiae, Roma 1682.

**50** Ibid. Sulla curia romana nei secoli XIII e XIV mi limito a segnalare: W. Hofmann, Forschungen zur Geschichte der Kurialen Behörden von Schsma bis zur Reformation, I–II, Roma 1914; T. Frenz, Papsturkunden des Mittelalters und Neuzeit, Stuttgart 1986; Id., Die Kanzlei der Päpste der Hochrenaissance (1421–1527), Tübingen 1986; Aux origines de l'état moderne (vedi nota 18).

**51** G. Carocci, Lo Stato della Chiesa nella seconda metà del XVI secolo, Milano 1961, p. 8. Lo storico analizzava essenzialmente il riflesso della riforma Tridentina sull'amministrazione dello Stato; egli prendeva in considerazione il periodo successivo alla chiusura del Concilio fino al pontificato di Clemente VIII.

**52** Ibid., p. 35 nota 92. Per una riflessione generale sulla situazione finanziaria postridentina cf. M. Caravale/A. Caracciolo, Lo Stato pontificio da Martino V a Pio IX, Torino 1978, pp. 237–413 e l'ancor valida opera di M. Monaco, Le finanze pontificie al tempo di Paolo V (1605–1621). La fondazione del primo banco pubblico in Roma (Banco S. Spirito), Lecce 1974, pp. 13–56. Interessanti anche le valutazioni proposte in V. Reinhardt, Il prezzo del pane a Roma e la finanza pontificia dal 1563

Sulla traccia delle valutazioni di Carocci si poneva anche Mario Caravale, il quale evidenziava la lunga serie di provvedimenti finanziari operati da Pio IV, riconsiderando soprattutto l'utilizzazione fatta da quest'ultimo dei Luoghi di Monte quali strumenti straordinari di politica finanziaria assieme all'aumento delle entrate della Dataria, e cogliendo una linea ascendente sino al pontificato di Sisto V.[53]

Non pare quindi improbabile, da parte di quest'ultimo, il tentativo di alzare il prezzo di vendita dell'ufficio dell'Uditorato di Camera negli anni dell'interessamento borghesiano, e pare anche del tutto lecita l'annotazione di Camillo Borghese nel considerare diminuite le entrate garantite dalla titolarità dell'ufficio stesso. Infatti, per il reperimento dei mezzi adeguati alla propria politica, Sisto V perseguiva da un lato la strada di un aumento della pressione tributaria, ma dall'altro si avvaleva diffusamente anche dello strumento dei Monti, capaci di fornire un immediato riscontro finanziario e per i quali occorreva predisporre tagli altrove per pagarne gli interessi: fu proprio a questo scopo che vennero destinate parti delle entrate di uffici come quello del camerlengo, del tesoriere e dell'uditore.[54]

A riscontro della considerazione posta da Camillo Borghese, troviamo alcuni dati desunti dallo spoglio dei conti della Camera apostolica per gli anni che vanno dalla fine del pontificato sistino al 1626. Un fascicolo, estratto nel 1587 da un precedente conto economico, annota tutte le entrate e uscite che all'inizio del suo pontificato Sisto V si ritrovò nel bilancio dello Stato. Nella colonna delle spese vengono indicati anche i 6800 scudi annui sostenuti dalla Camera per il mantenimento dell'ufficio dell'uditorato, mentre in quella dei proventi non si riscontra una voce di entità analoga, che proprio a partire dalle decisioni sistine appare con continuità nei bilanci degli anni successivi.[55] Infatti, per l'anno 1589, dalla copia di un registro che apparteneva al settecentesco archivio del cardinal Imperiali, si riscontrano alcune voci di entrata riferibili alla „dismembrazione" annua imposta al camerlengo, al tesoriere

al 1762, in: Dimensioni e problemi della ricerca storica 2 (1990), pp. 109–135; Id., Überleben in der frühneuzeitlichen Stadt. Annona und Getreideversorgung in Rom 1563–1797, Tübingen 1991. Sulle proprietà ecclesiastiche nel periodo della Controriforma cf. E. Stumpo, Il consolidamento della grande proprietà ecclesiastica nell'età della Controriforma, in: G. Chittolini/G. Miccoli (a cura di), La Chiesa e il potere politico dal Medioevo all'età contemporanea, Torino 1986, pp. 265–293.

**53** Cf. Caravale/Caracciolo, Lo Stato pontificio (vedi nota 52), pp. 316sg.

**54** Cf. le fonti conservate in BAV, Vat. lat. 6528, fol. 3v–15r e Vat. lat. 5474, fol. 34v–45r. Questa perdita, dai dati forniti da Lunadoro e da Dinarelli, tenderebbe ad apparire, in realtà, di natura principalmente straordinaria e riguardo l'*Auditor Camerae* la rendita dell'ufficio risulterebbe, rispetto agli anni precedenti, addirittura in aumento del 15–17 per cento. Cf. Girolamo Lunadoro, Relatione della corte di Roma e de' riti da osservarsi in essa e de' suoi magistrati & offitij, con la loro distinta giurisdittione, in Padova 1650, pp. 31, 48; Bernardino Dinarelli, Uffici della corte romana eretti da diversi Sommi Pontefici, dove è notato quanto si sogliono vendere, et quanto sogliono fruttare ogni anno, Bologna 1621, pp. 76sg.

**55** ASR, Camerale II, Conti d'entrata e uscita (anni 1587–1626), 1, fasc. 1, fol. s. n.

e all'uditore nella somma di 6000 scudi.[56] Tale cifra, invariata, si registra anche nello stato economico del 1626, dove viene ricordato come *l'Auditore della Camera hà peso di pagare ogn'anno s. 6000 moneta, li quali sono assegnati al Monte S. Bonaventura*.[57]

Volendo a questo punto raccogliere alcuni dati generali, si può evidenziare come agli inizi del pontificato di Pio IV il prezzo d'acquisto dell'ufficio di uditore appare oscillare tra i 25.000 e i 40.000 scudi; nel 1565 la cifra sale a 50.000/60.000 per rimanere costante al tempo di Pio V; sotto Gregorio XIII si attesta attorno ai 60.000 per alternarsi tra quest'ultima cifra e gli 80.000 scudi durante il pontificato di Sisto V. Considerando la contemporanea parabola discendente dell'ufficio del camerlengo, dai 70.000 scudi degli anni Sessanta ai 50.000 alla fine del pontificato di Sisto V, si può ben comprendere il valore dell'ormai piena emancipazione dell'uditore dalla Camera e addirittura dal camerlengo, a cui tuttavia rimase sempre formalmente legato. Ciò era del resto ricordato anche dal commissario di Camera nel memoriale del 1590, nel quale l'uditore era parte integrante dell'articolazione camerale, pur godendo di una vita autonoma al di fuori di quel consesso, in grado di farlo procedere avanti agli stessi colleghi camerali.[58]

Riguardo ai redditi degli uffici si può affermare che – nonostante gli assegnamenti annuali ai Luoghi di Monte – quello dell'uditore registrò un costante aumento dai 2000/5000 scudi annui sotto il pontificato di Pio IV sino ai circa 10.000 alla fine del pontificato sistino; mentre il Camerlengato e il Tesorierato subirono una perdita di quasi il 10 per cento sotto Sisto V. Nella prima metà del Seicento, in seguito a mutate condizioni economico-finanziarie e all'azione differente di altri pontefici, la rendita dell'Uditorato si attestò tra i 12.000/14.000 scudi annui mentre recuperarono terreno gli uffici del camerlengo e del tesoriere. Queste valutazioni, tuttavia, appaiono estremamente incerte, pur fondandosi su fonti coeve, come quelle raccolte da Lunadoro e da Dinarelli, o riscontrabili nelle registrazioni camerali, poiché finiscono da un lato per non tener conto della svalutazione monetaria di quegli anni e dall'altro omettono qualsiasi riferimento ai diritti „straordinari" di cui comunque godeva ogni titolare di ufficio. Presumibilmente questi ultimi variarono in proporzione alla diminuzione o all'aumento della rendita ufficiale, compensandone così l'eventuale perdita.[59]

Come punto di approdo di questa nostra riflessione sulla venalità degli uffici, non possiamo che prendere in considerazione uno *Stato degli Uffitii che si devono spedire dalla Dataria con il prezzo corrente nel mese di giugno 1659,* già citato da Menniti Ippolito e significativo nel mostrare l'evoluzione seicentesca di questa

**56** Ibid., fasc. 2, fol. 5r.
**57** Ibid., fasc. 8, fol. 84v.
**58** Cf. ASV, A. A. Arm. I–XVIII, 970.
**59** Cf. Carocci, Lo Stato della Chiesa (vedi nota 51), pp. 45–54.

politica curiale.[60] La lista degli uffici da spedirsi dalla Dataria apostolica ammontavano allora a circa un'ottantina, fra cui quelli di *Auditorato della Camera*, il cui prezzo veniva *limitato in scudi 50.000, che hoggidì fanno scudi moneta 75.100*.[61] Gli uffici notarili dell'uditore erano dieci e *sopra di questi* erano *posti centodieci cavalierati pii et anco quantità di monti*. Il valore, secondo quello che veniva stabilito dalla Dataria, era di *moneta 16.000*. Per un confronto con altri uffici notarili basti richiamare il valore dei nove *Notari della Camera*, che ascendeva a circa 6000/9000 cadauno; dei cinque notai del tribunale del vicario, che *secondo l'avviamento dei negotii* si vendono al prezzo in moneta di 9000; del notaio dei processi ai vescovi, il cui ufficio aveva un valore di scudi 4000; del notariato delle contraddette che dalla Dataria era stato venduto a Stefano Galamino per scudi 200; infine degli stessi protonotari apostolici, che in numero di 12 valevano complessivamente 116.400 scudi (9700 cadauno).[62]

In generale la portata monetaria della pratica della venalità alla metà del Seicento garantiva alla Dataria circa *sei milioni trecento ventisei milla e ottocento trentacinque* scudi, di cui 75.100 provenivano dalla vendita della carica uditorale e 160.000 da quella dei dieci uffici notarili del suo tribunale: la carica e gli uffici che portavano il valore più elevato.[63]

Determinata in questo modo la parabola di prezzo e rendita dell'ufficio dell'*Auditor Camerae*, si può ora tornare alla questione riguardante l'inevitabile interesse che vi pose Orazio Borghese nella prospettiva di una brillante e rapida carriera.

5. Il problema dei Borghese era rappresentato innanzitutto dalla cifra enorme che si sarebbe dovuta versare nelle casse pontificie. Un tale progetto era conseguibile solo a condizione di sapersi muovere attraverso una spericolata manovra finanziaria. Nonostante ciò se la fortuna o il destino avessero giocato contro, il rischio economico avrebbe finito per ricadere su tutta la famiglia e non solo su Orazio. In tale contesto si comprende bene la prudenza con la quale Camillo invitava il fratello ad operare a livello curiale. Il 24 dicembre 1588 il vicelegato bolognese scriveva nuovamente a Roma, cercando di distogliere il fratello dal voler acquistare quell'ufficio troppo oneroso. Eppure qualcosa sembrò cambiare, allora, nella prospettiva del Borghese, poiché pur sottolineando la propria perplessità circa l'affare, egli finiva per assicurare ad Orazio – indipendentemente dalla decisione che questi avesse voluto prendere – il suo personale sostegno: *quanto all'Auditorato della Camera, res ardua et difficilis est;*

**60** Il testo è conservato in BAV, Chigi C. III. 72. Cf. anche Menniti Ippolito, Il tramonto della Curia nepotista (vedi nota 49), p. 169. Cf. anche E. Stumpo, Il capitale finanziario a Roma fra Cinque e Seicento. Contributo alla storia della fiscalità pontificia in età moderna (1570–1660), Milano 1985.

**61** BAV, Chigi C. III. 72, fol. 10r.

**62** Ibid., fol. 84r (Notaio dell'*Auditor Camerae*); fol. 82r (Notai della Camera); fol. 88r (Notai del tribunale del Vicario); fol. 102r (Notaio dei processi ai vescovi); fol. 112r (Notaio delle Contraddette).

**63** Cf. l'intero computo riportato in ibid, fol. 171r–176r.

*perché noi non habbiamo il modo di far tanta spesa; Non nego che non fosse un bel colpo; Tuttavia V. S. vedrà quello che potrà fare, et mi contento che stia contento che lei lo compri per se perché io gli resignerei tutti li miei officii; et lei potrà vedere di vender bene l'Avvocacioni che lei ha, et così uscir di questi intrighi; et se non può far colpo dell'Auditorato, potrà comprar per se stesso un clericato, massime di quelli smembrati o per li 36.000 scudi, ma per me tanto io non lo voglio per li 36.000 scudi et come ho detto mi contento che lei lo compri et si avrò quella stessa sodisfattione come se l'havessi io proprio et l'esserlo à farlo, acciò in un altro pontificato non si torni con quelle avvocacioni et ha certa ch'io non burlo ma dico davero, et lo dovrà fare, perch'io poi m'accomodarei con un vescovato, se lo potessi havere.*[64]

La prospettiva intravista dal primogenito di casa Borghese doveva essere alimentata probabilmente dalla ventilata possibilità di una successiva resignazione dell'ufficio da parte del fratello, tuttavia la ponderatezza economica e la perplessità di fronte all'affare, rimase sottintesa anche nella successiva lettera inviata da Bologna quattro giorni più tardi. Camillo – dopo aver ricevuto la notizia che il *colpo* dell'Uditorato per il fratello Orazio avrebbe potuto davvero trasformarsi in una concreta realtà – invitava nuovamente alla prudenza e a non fissarsi troppo con il pensiero su tali cose, poiché *facilmente potriano svanire*. Egli dimostrava di non credere che si potesse arrivare a quell'obiettivo così comodamente, perché se anche un cardinale si fosse mosso a loro favore, sarebbe stato necessario comunque fondare le proprie speranze sulla decisione definitiva del pontefice. Il timore di Camillo era quindi relativo al dover soddisfare il papa in qualche altro modo, magari dovendo forzatamente rimanere a Bologna per altri due o tre anni. Questa prospettiva non lo attraeva particolarmente – come spiega al fratello – in quanto non avrebbe voluto prolungare oltre un anno la sua permanenza nella città felsinea, *perché s'io stessi più correrei il rischio di lassarci la pelle per le gran fatighe che si durano*. A nulla sarebbe giovato del resto ricordare le esperienze positive di altri legati, in quanto Borghese sottolineava espressamente quale differenza e maggiore dignità intercorresse allora tra questi ultimi e i semplici vicelegati: *li legati che son stati qua come S. Marcello, Salviati, Caetano et altri, ci potevano star più allegramente che non faccio io, primo perché il guadagno non sia poco, di poi perché la dignità cardinalizia porta loco molto rispetto, et inoltre le fatighe loro erano assai minori, facendo molte cose li vice legati, le quali oggi toccano à me; et sia certa Vossignoria che chi vuol mente sodisfare in questo governo bisogna star molto à bottega.*[65]

---

**64** ASV, Fondo Borghese II, 78, lettera del 24 dicembre 1588 di Camillo Borghese a Orazio Borghese, fol. 22r–v.

**65** Ibid., lettera del 28 dicembre di Camillo Borghese a Orazio Borghese, fol. 26r–v. Il riferimento è ai cardinali Giambattista Castagna (1584–1585), Anton Maria Salviati (1585–1586), Enrico Gaetani (1586–1587). Cf. Weber, Legati e governatori (vedi nota 41), pp. 151sg. Sul rapporto Roma-Bologna cf. il lavoro di N. Reinhardt, Macht und Ohnmacht der Verflechtung. Rom und Bologna unter Paul V. Studien zur Frühneuzeitlichen Mikropolitik im Kirchenstaat, Tübingen 2000 (Frühneuzeit-Forschungen 8), in

Un'immagine rapida e concreta di quello che fosse l'esercizio della giustizia bolognese in quei giorni di fine anno ci viene fornita dal luogotenente di Camillo a Bologna, Luca Sempronio, nella lettera inviata a Roma il 31 dicembre 1588: *in materia de delitti ci è che un vecchio d'ottanta anni fu trovato morto hier matina in casa sua, solo. Morto di vecchiezza. Una donna si è appiccata da sé; la quale altre volte ha fatto questa prova. Un contadino lontano di qua molti migli verso la montagna è stato trovato morto sotto un arboro co'na rama a dosso, che si crede sia caduto. Altro non ci è ... Hieri fu dato la corda a quattro per diverse cosette, una in particolare al Guardiano delle pregioni di sotto, per non so che storsionj, che è stato molto ben fatta. Questa matina ho dato tre quarti d'hora di corda ad un fabro imputato di robberie, quale ci ha sempre bullato [burlato] supra ea funis tortus super precisa responsione et non l'ho potuto spontare, ma non è fuori ancora.*[66]

Ciò che principalmente interessava a Borghese – dopo aver espresso la sua condizione di disagio – era la necessità di far conoscere al fratello la propria opinione, al di là di presunte promesse cardinalizie, finendo così, ancora una volta, per metterlo in guardia sul rischio economico che stava facendo correre all'intera famiglia. Nella lettera, però, egli lo ammoniva severamente anche di voler pensare troppo a se stesso senza porre mente a ciò che sarebbe potuto accadere se si fosse presentata una sorte avversa.

Promettendo Orazio una ben più brillante carriera curiale, Camillo doveva apparire tuttavia sin troppo cosciente dei suoi limiti, e alla fine, suo malgrado, finirà per appoggiare favorevolmente la decisione del fratello. Tra l'altro da questa missiva si viene a conoscere anche l'ammontare della somma proposta da Borghese per l'acquisto dell'ufficio, circa 80.000 scudi: *quanto poi all'offerta che lei ha fatto per l'Auditorato della Camera mi pare che si sia lassata trasportare troppo dal desiderio, et dalla voglia d'haver quest'officio, perché non vedo come noi possiamo far tanta spesa senza mettere sottosopra tutto lo stato di casa nostra; ma mi consola che questa offerta resterà indietro per le maggiori che saran fatte; et tutto questo voglio haverlo detto per la persona mia, perché non voglio mai si dica che per ambitione o per altri rispetti habbia voluto tentare cose oltre le mie forze ... ma quanto a lei faccia pur quello che giudica che sia*

---

particolare alle pp. 106, 132. Sulla legazione bolognese e il suo contesto istituzionale e amministrativo cf. A. Prosperi (a cura di), Storia di Bologna. 3. Bologna nell'età moderna. I. Istituzioni, forme del potere, economia e società, Bologna 2008, in particolare i saggi di A. Gardi, Lineamenti della storia politica di Bologna, pp. 3–59; A. De Benedictis, Il governo misto, pp. 201–269.

**66** ASV, Fondo Borghese II, 78, lettera del 31 dicembre 1588 di Luca Sempronio a Orazio Borghese, fol. 11r. In generale sulla giustizia bolognese cf. C. Casanova, L'amministrazione della giustizia a Bologna. Alcune anticipazioni sul tribunale del Torrone, in: Dimensione e problemi della ricerca storica 2 (2004), pp. 267–292; G. Angelozzi, Il tribunale criminale di Bologna, in: A. Turchini (a cura di), La legazione di Romagna e i suoi archivi. Secoli XVI–XVIII, Cesena 2006, pp. 737–774; G. Angelozzi/C. Casanova (a cura di), La giustizia criminale in una città di antico regime. Il tribunale del Torrone a Bologna, secoli XVI–XVII, Bologna 2008; M. Cavina, I luoghi della giustizia, in: Prosperi, Storia di Bologna (vedi nota 65), pp. 367–411.

*à proposito che l'approvarò sempre et resignarà l'officii che sono in persona mia à ogni suo beneplacito et per dirgli liberamente com'io la sento sarei di parere che se li chericati di Camera si reducessero à quelli 20.000 scudi lei ne pigliasse uno per se perché questa non saria spesa che venendo un caso più che un altro d'una morte potesse di fatto ruinare casa nostra, come saria una spesa di 80.000 scudi, et in questo mondo bisogna pensare non solo à se stesso ma à gl'altri ancora; che restano doppo noi.*[67]

Ma i consigli fraterni presero la strada di Roma poco prima del ricevimento di una nuova lettera di Orazio. Infatti già dal 24 dicembre il pontefice Sisto V, *post longam super hoc habitam discussionem*, aveva deciso di concedere proprio a Orazio Borghese l'ufficio dell'Uditorato di Camera.[68] Nel *Motu Proprio* viene ricordata la vacanza dell'ufficio per l'elezione al cardinalato di Agostino Cusani e la trasmissione, a monsignor Orazio Borghese, di tutti i diritti e gli emolumenti che derivavano dall'esercizio della carica, nonché il prezzo da pagare per la „dismembrazione annua" di *sex millium scutorum monetae*, calcolati in ragione di dieci giuli per ogni scudo, da prelevarsi dai proventi annui garantiti dall'ufficio.[69] Venivano poi riconfermate le solite competenze e giurisdizioni del tribunale.

Il 31 dicembre il vicelegato bolognese Camillo Borghese si affrettava così a scrivere al fratello le proprie congratulazioni. Pur mostrando la piena disponibilità a favorire qualsiasi *maggior sua essaltatione*, egli non si sottrasse ancora una volta dal dover esprimere alcuni dubbi sull'affare: *et se ben le cose fatte non sanno che da commendare et lodare tuttavia la spesa di sessanta milia scudi mi fa star sospeso in approvar questa sua resolutione parendomi che le forze nostre non arrivino tant'oltre. Dest'offitij et merci che sonno nella persona mia ne disponga pur à suo beneplacito come gli ho scritto per le precedenti, et mandi una minuta per il momento à resignarli che subbito si rimandarà ... et s'assicuri ch'io lo farò volentieri.*[70]

La preoccupazione di Camillo, come si è ormai percepito dal tenore delle lettere scritte, appare collegata ad una presunta debolezza fisica del fratello Orazio, che lo portava a temere una sua precoce dipartita da questo mondo. Già nella lettera precedente alla nomina egli aveva espresso – quasi vaticinando l'evento – il timore per il danno economico che la morte improvvisa del fratello avrebbe potuto arrecare alla famiglia. Allora Camillo aveva invitato il fratello a considerare le condizioni future e le persone sulle quali sarebbe potuta ricadere la perdita di questo eventuale beneficio che stava per acquistare. Molto probabilmente, anche da parte di Orazio dev'esservi stata tale consapevolezza, se nel momento dell'acquisto egli si premurò subito di stabilire la resignazione dell'ufficio nei confronti del fratello, che, quasi riparando alla

**67** ASV, Fondo Borghese II, 78, lettera del 28 dicembre di Camillo Borghese a Orazio Borghese, fol. 26v–27r.

**68** Cf. ASV, Misc. Arm. IV–V, 32, fol. 129r–132v.

**69** Ibid., fol. 130r.

**70** ASV, Fondo Borghese II, 78, lettera del 31 dicembre 1588 di Camillo Borghese a Orazio Borghese, fol. 16r.

sua esplicita preoccupazione per l'avvenire di Orazio, nella successiva lettera del 31 dicembre, esprimeva il desiderio di non voler accettare tale clausola di acquisto: *del pensiero che vossignoria tiene di resignar quest'offitio nella persona mia, io la ringrazio infinitamente et son certissimo della sua bona volontà verso di me, ma non voglio che V. S. in modo alcuno metta questa mala usanza in far vacare quest'offitio per resignatione, essendo solito che vachi sempre per promotione ad cardinalatum. Perciò si distolga da questa opinione et attenda à caminar inanzi nella strada ch'Iddio la chiami; certificandola ch'io ne son contentissimo et che s'io l'havesse lo resignarei a lei; non havendo mai pensato di disturbare i suoi progressi, ma d'esserli sempre favorevole, per questo s'estenderanno le forze mie.*[71]

Pur nella persistenza delle sue considerazioni, Camillo Borghese accolse ormai come un dato di fatto la nomina del fratello Orazio all'Uditorato di Camera, tanto da cominciare a consigliarlo su eventuale personale da impiegare in questo suo nuovo servizio: *scriverà a V. S. Ill.ma il Signor Agnolo Spannoceli, il quale legge qua nella presente catedra, desiderando d'accomodar con lei messer Oratio Spannoceli suo fratello; V. S. piacendoli gli potrà dar buon'intentione dicendoli che vedrà di dargli qualche loco nel servitio suo, ò gli darà quella risposta che meglio gli parera, ch'io in questo non la voglio obligare ... e se gli parerà ... che penserà à loco che gli potrà dare, questo è giovine prattico, dotto e di buona presenza, et veste di lungo et fu in Polonia con Bolognetto, et scrive anco ben latino.*[72]

Ad Orazio, nel medesimo giorno, giungevano anche le congratulazioni di Luca Sempronio, il luogotenente di Camillo nella vicelegazione bolognese.[73] Questi raccontava al nuovo uditore di come fosse stato a conoscenza di tutta la questione riguardante l'acquisto e di come a Bologna avessero appreso con gioia la notizia della nomina. Sebbene le lettere di Orazio rassicurassero il fratello sull'aver predisposto la resignazione dell'ufficio al medesimo – a detta del Sempronio – questi rimaneva estremamente preoccupato per le sorti economiche della famiglia. Tuttavia, come si apprende dalla lettera di Camillo, tutti ormai prendevano atto della nomina, quindi sarebbe stato tanto più utile abbandonare tali congetture per dedicarsi a procedere con accortezza e serietà alla buona gestione dell'ufficio. Sotto questo punto di vista

**71** Ibid., fol. 16r–v.

**72** Ibid., fol. 17v. Si tratta del cardinale Alberto Bolognetti (1538–1585), Nunzio in Polonia dal 1581 alla morte. Cf. G. De Caro, Bolognetti, Alberto, in: DBI, vol. 11, Roma 1969, pp. 313–316. Cf. anche Lorenzo Cardella, Memorie storiche de' cardinali della Santa Romana Chiesa, Roma 1793, III, pp. 211–213; F. Calori Cesis, Il cardinale Alberto Bolognetto e la Nunziatura di Polonia, Modena 1861; Giovanni Fantuzzi, Notizie degli scrittori bolognesi, Bologna 1782, II, pp. 236–250 e il più recente R. Fangarezzi, Il cardinale Alberto Bolognetti nunzio a Venezia e in Polonia. Le carte Bolognetti presso l'Archivio di Nonantola, in: Memorie Scientifiche, Giuridiche, Letterarie dell'Accademia di Scienze, Lettere e Arti di Modena 8/15/2 (2012), pp. 393–415.

**73** ASV, Fondo Borghese II, 78, lettera del 31 dicembre 1588 da Luca Sempronio a Orazio Borghese, fol. 8r–11v.

appare interessante il suggerimento posto da Sempronio affinché monsignor Orazio potesse compiere un primo atto di grazia: *io deverei, in questa buona nuova, et essaltatione sua, dimandarle una gratia, la quale mi ha sempre promessa la gentilezza sua, et l'amore che mi porta, si qual è l'uffitio di luogotenente criminale; sia perché so ch'ella farà dare quando sarà tempo, non dirò altro se non che la supplico a tener memoria di questo suo devoto servitore, et favorirmi di questa gratia al suo tempo ancorché io resti indegno, et se mentre sto qui si facesse qualche mutatione di qua, la prego a favorirmi per l'Auditorato del Torrone. Io ho sempre collocato la mia bona fortuna nel favore di V.S. Ill.ma, hora ch'ella potrà giovarmi et favorirmi da dovere, la supplico et prego ad aiutarmi con ogni suo potere. ... Il mio Bargello ha fatto pratica con me ch'io lo facci venire a servir lei a Roma, et m'ha offerto un cavallo di 80 scudi. Ho fatto ridere monsignore. Se lo vole gli lo mandaremo.*[74]

Sempronio e Camillo Borghese terminavano le loro rispettive missive con l'augurio di un *buon capo d'anno del 89* e di un auspicabile buon esercizio del nuovo ufficio.

Difficilmente si riuscirebbe a compiere un'indagine quantitativa sull'Uditorato di Orazio Borghese, causa la mancanza di sufficienti dati documentari. Tuttavia, dalle carte conservate presso il fondo criminale dell'*Auditor Camerae* si può desumere come ancora il 27 aprile del 1590 egli si trovasse a capo dell'ufficio. Tale data si trova infatti in calce ad una lettera di delega indirizzata al commissario Francesco De Angelis, mediante la quale Borghese lo inviava in un piccolo centro della diocesi di Amelia, deputandolo a compiere interrogatori in loco e a raccogliere quante più informazioni possibili circa le accuse relative ai presunti crimini commessi da un certo don Paolo Strada, il quale si trovava già trattenuto presso le carceri della curia Savelli.[75]

Ciò che appare invece un inconfutabile dato di fatto è che nell'ottobre del 1590, dopo neppure due anni di reggenza, Orazio Borghese si spegneva prematuramente, fornendo validità concreta alle preoccupanti supposizioni fraterne. Il già citato Borghezio, e più di recente Volker Reinhardt, ricordando l'episodio, in relazione alla vita del futuro Paolo V, sottolineavano ancora una volta la precaria situazione economica che in quei mesi di fine 1590 dovette aprirsi per l'intera famiglia Borghese.[76]

---

**74** Ibid., fol. 9v–10r.

**75** Cf. ASR, Tribunale criminale dell'Auditor Camerae, 5750, fol. [s. n.]

**76** „Frattanto, nel 1590, gli moriva il fratello Orazio, a cui il padre aveva assicurato, per 70.000 scudi, il posto di uditore di Camera. La morte precoce di Orazio metteva la famiglia Borghese in grave imbarazzo, poiché il posto vacante avrebbe dovuto tornare alla Camera Apostolica. Ma il cardinale Montalto, del quale Camillo era stato luogotenente a Bologna, persuase Gregorio XIV a trasmettere al fratello maggiore l'ufficio già coperto da Orazio". Borghezio, I Borghese (vedi nota 29), p. 12. „Le sorti della famiglia si vennero a trovare in grandissimo pericolo quando Orazio morì improvvisamente il 3 ottobre 1590... In questo caso si profilava minacciosa la perdita degli investimenti e con ciò la rovina del ramo romano dei Borghese. Ma questa eventualità venne evitata ancora una volta grazie al fondo di riserva costituito dai buoni rapporti con potenti e personalità influenti creato da Marcantonio e ampliato in modo sistematico dai figli". Reinhardt, Paolo V (vedi nota 6), p. 278. Dalla corrispondenza analizzata appare come inizialmente il Borghese avesse offerto una cifra esorbitante, pari ad 80.000

Ed è questo che sembra percepirsi dalle lettere inviate da Camillo – nell'attesa che il conclave seguito alla rapida morte di Urbano VII avesse avuto una soluzione – al proprio fratello Giovanni Battista, a Roma.[77]

Il 5 dicembre, mostrando disagio per il ritardo con cui sembrava svolgersi il conclave, Camillo sottolineava al fratello come l'appoggio fornito alla famiglia Borghese dal Gran Duca di Toscana facesse di fatto ben sperare per il buon esito del *negotio*: *non m'è parso necessario ne servizio del negotio scriver al Gran Duca, che mandi a Roma fogli in bianco per il formar lettere a cardinali in nostra raccomandazione, perché essendoci i suoi ministri, che a viva voce possono trattare, e molto più che si facesse l'offitio per lettere, et poi il sottoscriver et mandar fogli in bianco non so se l'usino così facilmente in ogni occasione i Principi. L'Avviso che M. Pavolo da, di conclavi, che le cose nostre siano bene intese massime da papabili mi è ... di molta consolazione, et hauto le buone ragioni, la diligenzia che del continuo s'usa et il favore del gran Duca non voglio sperar se non buon esito et conforme al bisogno.*[78]

Quello che sottintendeva – poiché non ne fa menzione nella lettera – era la trasmissibilità della carica di uditore lasciata vacante dalla morte di Orazio dopo appena due anni. Inoltre, Camillo poteva scrivere a Giovanni Battista come sentiva con una certa sicurezza che il papato sarebbe *caduto* nelle mani del cardinale di Santa Severina oppure in quelle del cardinal di Cremona, i quali entrambi sembravano favorevoli alle necessità dei Borghese. Non poté così che rallegrarsi quando l'8 dicembre giunse a Bologna la notizia della nomina di quest'ultimo al soglio pontificio con il nome di Gregorio XIV. Così Camillo scrive ancora al fratello: *giovedì sera alli sei del presente fra le quattro e le cinque hore comparvero qua corrieri con la nuova dell'elezione di Gregorio 14 già Cardinale di Cremona; io ne sentii molto contento per essere signore di molta pietà e bontà ... Questa notte passata, alle XI hore gionsero altri corrieri, e fra l'altro uno del reggimento, che mi diede tre lettere, una di Mons.r Giovanni Maria, un'altra di M. Cosimo e la terza di Lattantio, insieme ad un'altra del Castracani ... dove tutti mi avvisano che il papa ci ha fatto già dell'Auditorato in persona mia.*[79]

La preoccupazione di Camillo era relativa però alla detenzione di altri titoli, come ad esempio quello della Chiesa di Grosseto, che avrebbe potuto pregiudicare la deci-

scudi, per poi versarne effettivamente nelle casse camerali 60.000. In realtà, dalla lettera di nomina, successiva alla morte di Orazio ed indirizzata al fratello Camillo, il nuovo pontefice Gregorio XIV sottolineava come accanto alla cifra versata immediatamente, il Borghese dovesse versare una quota rateale di circa 10.000 scudi. Sotto questo punto di vista, Borghezio, nell'indicare 70.000 scudi appare più preciso rispetto a Reinhardt, secondo il quale la spesa sarebbe ammontata a 60.000.

**77** Le lettere sono conservate in ASV, Fondo Borghese II, 443, fasc. C. Le carte non sono numerate e recano una cronologia che procede dal 1 febbraio 1589 al 26 dicembre 1600.

**78** Ibid., lettera del 5 dicembre 1590.

**79** Ibid., lettera dell'8 dicembre 1590.

sione papale, essendo *importante molto più l'ottener l'Auditorato et stabilirlo bene, che ogni altra cosa*.[80]

Grazie dunque all'interessamento diretto del cardinale Alessandro Peretti – per il quale Camillo Borghese aveva servito in qualità di vicelegato a Bologna – e con l'appoggio del Gran Duca di Toscana, il nuovo pontefice Gregorio XIV aveva così deciso di non rendere vacabile l'ufficio dell'Uditorato ma di trasmetterlo in via ereditaria a Camillo Borghese.

La nuova nomina veniva comunicata all'interessato tramite il *motu proprio* datato 10 dicembre 1590, preceduto da un lungo preambolo finalizzato a ricordare le vicende del precedente acquisto borghesiano e l'indulto concesso ad Orazio da Sisto V, che non avrebbe reso vacabile l'ufficio nel caso fosse intervenuto entro tre anni il decesso del titolare. Il richiamo a questa clausola – nelle intenzioni del pontefice – era teso ad evidenziare la straordinarietà della concessione fatta a Camillo dopo la morte del fratello e ad affermare, al di là della contingenza, l'ordinaria vacabilità dell'ufficio per gli anni futuri.[81]

A questo punto è interessante richiamare un passaggio contenuto in un'altra lettera inviata da Borghese al fratello Giovanni Battista. Mentre attendeva a Bologna l'arrivo del sostituto vicelegato, Camillo scriveva infatti a Roma, il 6 aprile 1591, specificando come: *quanto al cardinalato io non ci pensai mai alli miei dì, et non desidero altro, che quel che già gl'ho scritto. Vero è che se non ci pareva riuscire il vender quest'officio, meglio saria l'haver questa dignità che tener l'officio ... et con il cardinalato vivendo qualche anno si potria far qualche cosa*.[82]

La valutazione della carica che si appresta a ricoprire fornisce a Borghese la piena convinzione nell'ascesa al cardinalato; e la presenza di tale sentimento in un animo prudente e ponderatore – quale quello che si è imparato a conoscere dalle lettere precedenti – sottolinea ancora una volta – semmai ce ne fosse bisogno – il diretto collegamento, all'interno del *cursus* curiale, tra l'ufficio dell'uditore e l'alta dignità porporata.

I sedici mesi intercorsi tra l'agosto 1590 e il dicembre 1591 videro alternarsi, sulla cattedra di Pietro, ben tre pontefici (Urbano VII; Gregorio XIV; Innocenzo IX).[83] Queste rapide successioni posero Camillo Borghese nella condizione di mantenersi stabilmente – anche dopo la nomina di Clemente VIII – nella carica di uditore e nella titolarità del suo tribunale. Dopo la nomina alla nunziatura di Spagna *cum potestate*

**80** Ibid.

**81** ASV, Misc. Arm. IV, 32, fol. 129r–132v. Per una versione a stampa del *motu proprio* cf. anche Tiberi, Practica Iudiciaria (vedi nota 17), pp. 375–400.

**82** ASV, Fondo Borghese II, 443, lettera del 6 aprile 1591 di Camillo Borghese a Giovanni Battista Borghese, fol. [s. n.]

**83** Cf. G. Benzoni, Urbano VII, in: EP III (2000), pp. 222–229; A. Borromeo, Gregorio XIV, in: Ibid., pp. 230–240; G. Pizzorusso, Innocenzo IX, in: Ibid., pp. 240–249.

*Legati de latere*[84] e la sua partenza da Civitavecchia nel novembre del 1593, egli continuò sempre a seguire le cause portate avanti dai suoi giudici, pregando il fratello Giovanni Battista di tenerlo informato attraverso missive da inviarsi presso i porti di Genova, Marsiglia, Barcellona e presso la città di Saragozza – tappe del suo viaggio verso la capitale castigliana – corredate da gazzette *per saper quello che passa*.[85]

Il 25 marzo 1594 Borghese scriveva da Madrid al fine di sollecitare il suo ritorno a Roma, ritenendo necessaria la sua presenza presso il tribunale. In questo periodo l'ufficio non rimase esclusivamente nelle mani dei suoi luogotenenti, in quanto avrebbe potuto sempre godere dell'interessamento, nelle vertenze più delicate, sia del cardinale Montalto (Alessandro Peretti) – che aveva garantito la nomina di Borghese – che del cardinale Pietro Aldobrandini, nipote del pontefice.[86] Il prelato dovrà tuttavia attendere il buon tempo e i mesi estivi per compiere di nuovo la traversata marittima e tornare a Roma. La sua speranza era ormai quella di *uscir da questi pensieri* relativi all'Uditorato. Nel giugno 1596 venne finalmente elevato alla porpora cardinalizia da Clemente VIII, come del resto si aspettava quale naturale sviluppo della sua attività curiale. Quest'ultimo non volle però privarsi della competenza giudiziaria dimostrata in quegli anni da Borghese e nominandolo al titolo di Sant'Eusebio gli conferiva la qualità di suo vicario per la città di Roma, al fine di presiedere alla conoscenza delle *ecclesiasticis gravioribus causis*.[87]

Accanto alla carica di vicario, Borghese si trovò a ricoprire in quei primi anni di cardinalato anche il compito di presiedere la Congregazione del Sant'Uffizio dell'Inquisizione.[88] Tali incarichi, se da un lato permisero a Camillo di rafforzare la rete clientelare e di *patronage* – già ben intessuta dal padre e fondamentale nel realizzare le politiche familiari di cui si è trattato – dall'altro non garantirono nell'immediato un risanamento delle finanze familiari a seguito delle politiche di espansione e affer-

**84** La notazione è tratta da una biografia di Paolo V, opera in latino di Abramo Brovio, padre predicatore e maestro in Sacra Teologia, conservata presso ASV, Fondo Borghese IV, 221–222, fol. 11r–19v, cit. fol. 11r.

**85** Le lettere si trovano in ASV, Fondo Borghese II, 443, fol. s. n.: nello specifico la citazione è tratta dalla missiva inviata dal Borghese, in partenza da Civitavecchia, al fratello Giovanni Battista, il 23 novembre 1593.

**86** Tali informazioni sono ricavate dalle lettere citate alla nota precedente, in particolare da quella datata Madrid 25 marzo 1594 e inviata dal Borghese al fratello Giovanni Battista: *M. Anselmo* [luogotenente civile dell'*Auditor Camerae*] *mi scrive che l'officio dell'Auditorato ha reso poco li mesi di dicembre et gennaro, à me non è stata cosa nova, imaginandomi che per la mia assenza, si transcurino molte cose, però solleciti il mio ritorno. Se ben vorrei un dì uscir da questi pensieri; et credo che faccia per cosa nostra, o in un modo o in un altro, et conviene che per questo rispetto stiano attenti a quel che seguirà questa Pentecoste et si vaglino del mezzo del Cardinal Montalto et d'Aldobrandino, et prevenghino inanzi il tempo di far questi officii rimettendo però sempre in Dio ogni cosa, che faccia quel che è per il meglio*. ASV, Fondo Borghese II, 443, fol. s. n.

**87** Ibid., 221–222, fol. 11v.

**88** Reinhardt, Paolo V (vedi nota 6), p. 279.

mazione curiale. Solo nel 1605 Camillo poté permettersi una residenza adeguata al rango cardinalizio, proprio quando con la morte di Clemente VIII venne chiamato in conclave. Tuttavia, le rapide vicende del pontificato di Leone XI ed il successivo conclave nello stesso 1605, permisero il coronamento, con l'elezione di Camillo al soglio pontificio, di una politica personale e familiare di affermazione – basata su pianificazioni attente e rischiose manovre economiche, appoggiate a solidi sistemi clientelari – secondo la quale anche la migliore formazione giuridica e di governo avrebbe dovuto essere inevitabilmente corroborata dall'elemento finanziario.[89]

Quello che si è voluto in definitiva mostrare è come nel quadro di una carriera, coronata dal successo di una elezione al pontificato, abbia potuto giocare un ruolo decisivo l'acquisizione di una carica prelatizia fra le più onerose, quella di *Auditor Camerae*, che alla fine del Cinquecento era considerata come passaggio garantito alla porpora cardinalizia. Un passaggio determinato dalla consapevolezza della carica, da una precisa pianificazione per giungerne all'acquisizione – non priva di rischi economici – che avrebbe potuto segnare l'affermazione definitiva o il fallimento delle mire espansioniste di una intera famiglia all'interno dei complessi rapporti curiali nella Roma di fine Cinquecento.

**89** Su tali tematiche cf. ancora una volta gli approfonditi studi di Reinhard, Ämterlaufbahn und Familienstatus (vedi nota 6), pp. 328–427; Id., Le carriere papali e cardinalizie (vedi nota 6), pp. 263–291; Id., Papal Power and Family Strategy in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, in: R. G. Asch/A. M. Birke (a cura di), Princes, Patronage and the Nobility. The Court at the Beginning of the Modern Age, 1450–1650, Oxford 1991, pp. 329–356.

Markus Laufs

# *... uno de' più belli e più culti paesi del Mondo*

## Lorenzo Casonis Berichte aus der Niederländischen Republik als Quellen der Fremdwahrnehmung


1 Einleitung
2 Kurie – Nuntiatur – Legation. Eine Karriereskizze
3 Casoni als Sekretär des außerordentlichen Nuntius Luigi Bevilacqua in Nimwegen
4 Casonis Reise durch die Niederländische Republik im Oktober und November 1678
5 Casonis Wahrnehmung der Niederlande und ihrer Einwohner:
a) Niederländische Toleranz und Händlermentalität
b) Die Bildung der Niederländer
c) Der niederländische *furore popolare*
d) Die niederländischen Verfassungsstrukturen und der Versuch ihrer Entwirrung
6 Fazit


**Riassunto:** Le lettere di Lorenzo Casoni, segretario della nunziatura al congresso di Nimega (1676–1679), destinate al segretario delle Cifre, Agostino Favoriti, sono fonti eccezionali per studiare la percezione della Repubblica delle Province Unite da parte della curia. Fino ad oggi questo tema è stato trascurato dalla storiografia. Casoni offre un quadro fondamentalmente positivo dei Paesi Bassi. Egli ricollega la stereotipata mentalità commerciale olandese, spesso vista negativamente, alla tolleranza religiosa, vedendo in quest'ultima una garanzia perché la minoranza cattolica possa esercitare la sua fede in tutta sicurezza. Inoltre apprezza l'alto grado formativo del popolo olandese. L'unica venatura fortemente negativa, inerente alla prospettiva cattolico-curiale del tempo, traspare nel fatto che avverte gli olandesi e i protestanti come una minaccia. Casoni offre un quadro semplificato della situazione politica olandese, difficile da comprendere per molti stranieri, riducendola al dualismo tra alcune città dell'Olanda da un lato e lo statolder dall'altro. Nella presentazione della Repubblica delle Province Unite fornita da Casoni ritroviamo molti elementi dell'immagine che all'epoca gli italiani si facevano dell'impero. La sua percezione positiva e le sue relazioni pragmatiche con lo stato protestante e repubblicano si inseriscono nella politica estera svolta dalla curia durante il pontificato di Innocenzo XI e diretta a integrarsi nelle strutture dell'Europa secolare.

**Abstract:** The letters from Lorenzo Casoni, secretary of the nunciature at the Congress of Nijmegen (1676–1679), to Agostino Favoriti, the secretary of the cipher, represent an excellent resource for research on the curial perception of the Dutch Republic.

QFIAB 96 (2016) — DOI 10.1515/qfiab-2016-0014

Hitherto this subject has been largely neglected by historiography. Casoni's reports on the Netherlands are predominantly positive. He associated the stereotypical Dutch mercantile mentality, often perceived negatively, with religious tolerance, which he regarded as the reason that the Catholic minority was able to practice their faith safely. Furthermore, Casoni was impressed by the people's high level of education. The perception of Dutch and Protestants as menacing, inherent in the Catholic-Curial perspective, is the only significant negative aspect of his account. Casoni simplified political conditions, which were very difficult to decode for foreign observers, into a dualism between a few cities of Holland and the stadtholder. Casoni's illustration of the Dutch Republic mainly reflected the Italian image of German territories. His positive perception and pragmatic relations with this Protestant and Republican state reflect the curia's foreign policy under Innocent XI, in the process of integration into European secular diplomacy.

1. Nachdem die Frühneuzeitforschung lange Zeit im Rahmen der Fremdwahrnehmung diplomatiehistorische Quellen nur marginal untersucht hat, rücken diese nun immer mehr in den Vordergrund. Arno Strohmeyer hat durch den gemeinsam mit Michael Rohrschneider herausgegebenen Sammelband seiner eigenen Aufforderung nach neuen Fallstudien der Fremdwahrnehmung durch Diplomaten erste Abhilfe geleistet.[1] Einige Perspektiven auf bestimmte Regionen und deren Einwohner sind hingegen noch nicht untersucht worden. Daneben hat man sich beinahe ausschließlich mit Zeugnissen von Gesandtschaftshäuptern beschäftigt. Darstellungen des Fremden durch diplomatische Akteure unterhalb des Ambassadeur- und Envoyérangs, die zu diesem Bereich eine große Menge an neuen Forschungserkenntnissen beitragen können, sind meistens unbeachtet geblieben.[2]

1 Vgl. A. Strohmeyer, Wahrnehmungen des Fremden: Differenzerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert: Forschungsstand – Erträge – Perspektiven, in: M. Rohrschneider/A. Strohmeyer (Hg.), Wahrnehmungen des Fremden. Differenzerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert, Münster 2007 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V. 31), S. 1–50, hier S. 4 f.

2 Vgl. B. Scherbaum, Der einheimische Gesandte und sein fremder Auftraggeber: Das Beispiel der bayerischen Gesandtschaft in Rom im 17. und 18. Jahrhundert, in: Rohrschneider/Strohmeyer (wie Anm. 1), S. 91–119, hier S. 101; Strohmeyer (wie Anm. 1), S. 20; W. Tygielski, Geograficamente distanti ma spiritualmente vicini. La realtà politica e sociale polacca del XVI e del XVII secolo agli occhi dei nunzi apostolici, in: A. Koller (Hg.), Kurie und Politik. Stand und Perspektiven der Nuntiaturberichtsforschung, Tübingen 1998 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 87), S. 226–235, hier S. 234. Zuletzt hat Guido Braun einige Fälle von Fremderfahrung durch päpstliche Familiare in seiner Habilitationsschrift präsentiert, so zum Beispiel die Darstellungen durch Fulvio Ruggieri, den Begleiter des Kardinallegaten Giovanni Francesco Commendone. Vgl. G. Braun, Imagines imperii. Die Wahrnehmung des Reiches und der Deutschen durch die römische Kurie im Refor-

Beiden Desideraten soll dieser Artikel in einer Fallstudie nachkommen, indem er die Wahrnehmung der Niederländischen Republik durch den jungen Nuntiatursekretär Lorenzo Casoni betrachtet. Casoni reiste im Gefolge des Nuntius Luigi Bevilacqua 1677 zum Friedenskongress nach Nimwegen, wo er bis 1679 verblieb.[3] Aus diesem Zeitraum geben die Briefe Casonis an seinen Cousin und Patron, den Chiffrensekretär Agostino Favoriti in Rom, einigen Aufschluss über die kuriale Wahrnehmung des Anderen.[4]

---

mationsjahrhundert (1523–1585), Münster 2014 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V. 37).

**3** Vgl. zum Friedenskongress von Nimwegen vor allem P. O. Höynck, Frankreich und seine Gegner auf dem Nymwegener Friedenskongreß, Bonn 1960 (Bonner Historische Forschungen 16); M. Köhler, Strategie und Symbolik. Verhandeln auf dem Kongress von Nimwegen, Köln-Weimar-Wien 2011 (Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven 3).

**4** Die Briefe sind im *Fondo Favoriti-Casoni* des *Archivio Segreto Vaticano* unter folgenden Signaturen zu finden: Città del Vaticano, Archivio Segreto Vaticano (= ASV), Fondo Favoriti Casoni (= FFC) 17; ASV, FFC 56; ASV, FFC 58. Die Antwortschreiben Favoritis an seinen Cousin gingen 1702 verloren, als ein Schiff, das neben Casoni selbst auch dessen Archiv geladen hatte, auf dem Tiber kenterte. Vgl. G. Pignatelli, Casoni, Lorenzo, in: DBI, Bd. 21, Roma 1978, S. 407– 415, hier S. 412. Der *Fondo Favoriti-Casoni* wurde zum Anfang des neuen Jahrhunderts unter der Leitung Paolo Scuderis neu geordnet. Zuvor hatte Lajos Pásztor einen ersten Versuch der Strukturierung des *Fondo* unternommen. Scuderi merkt an, dass von den ersten 35 von Pásztor erstellten Archiveinheiten – hierzu zählt auch die Einheit FFC 17, deren Bestand als zentrale Quellengrundlage dieser Studie dient – nur noch 25 im Rahmen der Neustrukturierung auffindbar waren. Vgl. P. Scuderi, Le carte „Favoriti-Casoni" nell'Archivio Segreto Vaticano, Secolo XVII, in: Rivista di Storia della Chiesa in Italia 1 (2008), S. 161–194, hier S. 164–170. Vgl. des Weiteren L. Pásztor, Per la Storia dell'Archivio Segreto Vaticano nei secoli XVII–XVIII: Eredità Passionei, Carte Favoriti-Casoni, Archivio dei cardinali Bernardino e Fabrizio Spada, in: Archivio della Società romana di Storia patria 91 (1968), S. 157–249. Dazu musste der Autor dieses Artikels feststellen, dass zumindest auch aus dem Bestand FFC 17 im Laufe der letzten vier Jahrzehnte einige Briefe abhandengekommen sind. Noch Peter Rietbergen konnte für seinen Aufsatz über die päpstliche Diplomatie während des Friedenskongresses in Nimwegen auf die Akten der damaligen Einheiten FFC 21 und FFC 22 zurückgreifen, die die Briefe Lorenzo Casonis an Agostino Favoriti der Jahre 1678 bis 1679 beinhaltet haben müssen. Vgl. P. Rietbergen, Papal Diplomacy and Mediation at the Peace of Nijmegen, in: J. A. H. Bots (Hg.), The Peace of Nijmegen 1676–1678/79. International Congress of the tricentennial, Nijmegen 14–16 September 1978, Amsterdam 1980, S. 29–96. Im Zuge der Neustrukturierung nummerierte Scuderi die beiden Einheiten in FFC 16 (ehemals FFC 21) und FFC 17 (ehemals FFC 22) um. Dem muss aber bereits eine partielle Zusammenführung der Briefe Casonis über den Nimwegener Kongress vorangegangen sein, denn nun findet man in der Akteneinheit FFC 17 (22) Briefe, die Rietbergen noch unter FFC 16 (21) verzeichnet hat. Andererseits fehlen einige Briefe, auf die Rietbergen noch in beiden Einheiten verweist. Der aktuelle Aktenbestand FFC 16 beinhaltet keine Briefe Casonis mehr aus seiner Nimwegener Zeit. Dies scheint wohl auch schon vor Scuderis Neustrukturierung der Fall gewesen zu sein, denn als Inhaltsangabe zu FFC 16 schreibt er Folgendes: *Ordini religiosi ed eresie nei Paesi Bassi; nunziatura delle Fiandre, carteggio internunzio Tanara*. Scuderi, S. 181. Das Fehlen von Akten innerhalb der erhaltenen Einheiten hat auch er bereits angedeutet. Vgl. ebd., S. 170. Ob die fehlenden Briefe in andere *Fondi* des Vatikanischen Geheimarchivs integriert wurden oder ob sie vollständig verloren gegangen sind, hat der Autor nicht feststellen können. Allerdings liegen die Briefe für die hier relevante Zeit von Casonis Reise durch die

Für den Versuch einer Erfassung der kurialen Fremderfahrung in den Vereinigten Provinzen sprechen vor allem zwei Punkte. Fasst man *erstens* diplomatische Dokumente und Reiseberichte zusammen, so kommt man auf eine recht große Quellenmenge, die sich erweitert, wenn man den Kreis der Reisenden auf die gesamte italienische Halbinsel ausdehnt. Bereits in gedruckter Form sind unter anderem eine Relation des Kölner Nuntius Lazzaro Opizio Pallavicini sowie Diarien des Wiener Nuntius Giuseppe Garampi und mehrerer Bologneser Reisender veröffentlicht worden.[5] Eine jüngere Quellenedition präsentiert die Korrespondenzen des von Cosimo III. de' Medici beauftragten Pietro Guerrini, der von März bis August 1683 immer wieder in der Republik weilte und ausführlich über sie berichtete.[6] Auch zu den Reisen des Großherzogs in die Niederlande selbst in den Jahren 1667 bis 1669

Niederlande im Oktober und November 1678, auf die später noch eingegangen wird, sehr wahrscheinlich vollständig vor.

**5** Vgl. Guido de Bovi/Giulio de Bovi, Een italiaanische Reisbeschrijving der Nederlanden (1677–78), ed. G. Brom, in: Bijdragen en Mededeelingen van het Historisch Genootschap 36 (1915), S. 81–230; Giuseppe Garampi, Monsignore Garampi in Holland im Jahre 1764 [sic! 1784], hg. von F. von Weech, in: Mededeelingen van het Historisch Genootschap 20 (1899), S. 193–238; Giuseppe Garampi/Callisto Marini, Viaggio in Germania, Baviera, Svizzera, Olanda e Francia compiuto negli anni 1761–1763. Diario del Cardinale Giuseppe Garampi, ed. G. Palmieri, Roma 1889, S. 180–213; Lazzaro Opizio Pallavicini, De Keulsche nuntius Pallavicino in en over Holland ten jare 1676, ed. G. Brom, in: Bijdragen en Mededeelingen van het Historisch Genootschap 32 (1911), S. 63–99; J. J. Poelhekke, Een Bolognees over Nederland in het begin der Achttiende Eeuw, in: Mededelingen van het Historisch Instituut te Rome 27 (1953), S. 181–190; Ders., Twee Bolognese manuscript-tractaten over de Nederlanden, in: Mededelingen van het Historisch Instituut te Rome 32 (1965), S. 1–29/475–503. Vgl. zudem Ders., De sardische Gezantschapsberichten uit Den Haag 1784–1787, in: Mededelingen van het Historisch Instituut te Rome 30 (1959), S. 272–319. Ein früheres Zeugnis von italienisch-niederländischer Interaktion könnte das Diarium des Pellegrino Carleni darstellen, der auf dem Westfälischen Friedenskongress Louis Graf von Egmont vertrat. Vgl. Ders., Nogmaals het Vredescongres te Munster. Het Dagboek van Pellegrino Carleni, in: Mededelingen van het Historisch Instituut te Rome 28 (1954), S. 241–252. Im Rahmen dieses Verhältnisses wäre es möglich, die Beziehung zwischen sich fremden Auftraggebern und Bevollmächtigten zu untersuchen, wie Bettina Scherbaum dies anhand der Vertreter des bayerischen Kurfürsten am Papsthof durchgeführt hat. Vgl. Scherbaum (wie Anm. 2). Vgl. ebenso K. Heitmann, Das italienische Deutschlandbild in seiner Geschichte, Bd. 1: Von den Anfängen bis 1800, Heidelberg 2003 (Studia Romanica 14), S. 174–187. Heitmann hat darin eine Übersicht über Quellen zu italienischen Reisen im Reich des Barockzeitalters zusammengestellt, in der auch etliche Aufenthalte in den Niederlanden zur Sprache kommen. Vgl. ferner H. T. van Veen/A. P. Mc Cormick, Tuscany and the Low Countries. An introduction to the sources and an inventory of four Florentine Libraries, Firenze 1985 (Italia e i Paesi Bassi 2) mit vielen Aktenhinweisen und einem ausführlichen Überblick über die toskanisch-niederländischen Beziehungen.

**6** Vgl. Pietro Guerrini, Il viaggio in Europa di Pietro Guerrini (1682–1686). Edizione della corrispondenza e dei disegni di un inviato di Cosimo III dei Medici, Bd. I: Carteggio con Apollonio Bassetti, ed. F. Martelli, Firenze 2005 (Deputazione di storia patria per la Toscana. Documenti di storia italiana. Serie II 11), S. 118–127, 129–158, 161–177, 179–201.

existiert eine mehrere Reiseberichte und Diarien zusammenfassende Edition.[7] *Zweitens* stellt das Verhältnis zwischen Rom und den Vereinigten Provinzen eine hohe Differenz zwischen den Bildern des Eigenen und Anderen dar. Bei der Wahrnehmung des Fremden handelt es sich immer um eine Spiegelung der eigenen Lebenswelt. Die Fremdwahrnehmung ist also nicht ohne den historischen, kulturellen, politischen und sozialen Kontext des empfindenden Akteurs zu erschließen, der zeitlich und geographisch variiert.[8] Die Unterschiede zwischen den Nördlichen Niederlanden und Rom in der Frühen Neuzeit waren in nicht wenigen Punkten geradezu konträr und umfassten Aspekte der Gesellschaft, der politischen Verfasstheit, der Konfession, der Mentalität, des Klimas etc. Ohnehin erschienen die Niederlande im gesamten Europa bereits „wie ein exotischer Fremdkörper".[9] Wie mussten sie dann erst auf den Heiligen Stuhl mit seinem „besonders starre[n] Weltbild und Wertesystem sowie [seinem] unangefochtene[n] Überlegenheitsbewusstsein"[10] wirken, die Akzeptanz und Aneignung des Fremden deutlich schwerer machten?[11]

Wie bereits angedeutet ist eine italienisch-kuriale Wahrnehmung der Niederlande in der Forschung bisher kaum thematisiert worden, wie es vorbildlich etwa für das Alte Reich und die Schweiz geschehen ist.[12] Dabei ist hierzu eigentlich durch

---

**7** Vgl. De twee reizen van Cosimo de' Medici prins van Toscane door de Nederlanden (1667–1669). Journalen en documenten, ed. G. J. Hogewerff, Amsterdam 1919 (Werken uitgegeven door het Historisch Genootschap 41). Zuletzt erschien zu diesem Thema eine populärwissenschaftliche Wiedergabe der Reise in niederländischer Sprache. Vgl. L. Wagenaar, Een Toscaanse prins bezoekt Nederland: de twee reizen van Cosimo de' Medici 1667–1669, Lubberhuizen 2014.

**8** Vgl. R. van Dülmen, Historische Anthropologie. Entwicklung, Probleme, Aufgaben, Köln-Weimar-Wien ²2001, S. 93, 95; M. Harbsmeier, Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen. Überlegungen zu einer historisch-anthropologischen Untersuchung frühneuzeitlicher deutscher Reisebeschreibungen, in: A. Mączak (Hg.), Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung, Wolfenbüttel 1982 (Wolfenbütteler Forschungen 21), S. 1–31, hier S. 1f.; H.-J. Lüsebrink, Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer, Stuttgart-Weimar ²2008, S. 83; Strohmeyer (wie Anm. 1), S. 8, 26f.; M. Wimmer, Fremde, in: C. Wulf (Hg.), Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, Weinheim-Basel 1997, S. 1066–1076, hier S. 1066–1069.

**9** H. Schilling, Die Republik der Vereinigten Niederlande – ein bewunderter und beargwöhnter Nachbar, in: H. Duchhardt (Hg.), In Europas Mitte. Deutschland und seine Nachbarn, Bonn 1988, S. 20–28, hier S. 20.

**10** W. Reinhard, Historische Anthropologie frühneuzeitlicher Diplomatie: Ein Versuch über Nuntiaturberichte 1592–1622, in: Rohrschneider/Strohmeyer (wie Anm. 1), S. 53–72, hier S. 59.

**11** Vgl. Wimmer (wie Anm. 8), S. 1068.

**12** Vgl. G. Braun, Die Wahrnehmung der Reichstage des 16. Jahrhunderts durch die Kurie, in: M. Lanzinner/A. Strohmeyer (Hg.), Der Reichstag 1486–1613: Kommunikation – Wahrnehmung – Öffentlichkeiten, Göttingen 2006 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 73), S. 461–496; Ders., Kaiserhof, Kaiser und Reich in der „Relazione" des Nuntius Carlo Carafa (1628), in: R. Bösel/G. Klingenstein/A. Koller (Hg.), Kaiserhof – Papsthof (16.–18. Jahrhundert), Wien 2006 (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom. Abhandlungen 12), S. 77–104; Ders. (wie Anm. 2); A. Bues, Nuntien und ita-

die weitgehend unkommentierten Quellendrucke durch Gisbert Brom und Friedrich von Weech sowie durch die Quellenanalysen Jan Joseph Poelhekkes eine erste Basis geschaffen worden.[13] Andere Studien haben den Forschungsstand zur Perzeptionsgeschichte der Niederlande aus außeritalienischer Perspektive dagegen weit vorangebracht.[14] Auf dem Gebiet der Erforschung von *famiglie* päpstlicher Gesandter sind

---

lienische Gesandte am Kaiserhof, in: QFIAB 68 (1988), S. 311–335; U. Fink, Die Luzerner Nuntiatur 1586–1873. Zur Behördengeschichte und Quellenkunde der päpstlichen Diplomatie in der Schweiz, Luzern-Stuttgart 1997 (Collectanea Archivi Vaticani 40/Luzerner Historische Veröffentlichungen 32); Ders., Die Luzerner Nuntiatur unter Paul V. als Ausnahmeerscheinung? Quellenkritische Anmerkungen zu den Jahren 1605–1621, in: A. Koller (Hg.), Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. Borghese (1605–1621), Tübingen 2008 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 115), S. 429–456; Heitmann (wie Anm. 5); A. Koller, Imperator und Pontifex. Forschungen zum Verhältnis von Kaiserhof und römischer Kurie im Zeitalter der Konfessionalisierung (1555–1648), Münster 2012 (Geschichte in der Epoche Karls V. 13); C. Lutter, Differenz- und Kongruenzerfahrungen von Gesandten der Republik Venedig und Maximilians I. um 1500, in: Rohrschneider/Strohmeyer (wie Anm. 1), S. 123–146; E. Mazza Moneta, Deutsche und Italiener. Der Einfluß von Stereotypen auf interkulturelle Kommunikation. Deutsche und italienische Selbst- und Fremdbilder und ihre Wirkung auf die Wahrnehmung von Italienern in Deutschland, Frankfurt a. M.-Berlin-Bern 2000 (Angewandte Sprachwissenschaft 2), S. 94–108; V. Reinhardt, Nuntien und Nationalcharakter. Prolegomena zu einer Geschichte nationaler Wahrnehmungsstereotype am Beispiel der Schweiz, in: Koller (wie Anm. 2), S. 284–300; S. M. Zucchi, Deutschland und die Deutschen im Spiegel venezianischer Berichte des 16. Jahrhunderts, Berlin 2003.

**13** Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5); Garampi, Holland, hg. von Weech (wie Anm. 5); Garampi/Marini, Viaggio, ed. Palmieri (wie Anm. 5), S. 180–213; Pallavicini, Nuntius, ed. Brom (wie Anm. 5); Poelhekke, Bolognees (wie Anm. 5); Ders., Manuscript-Tractaten (wie Anm. 5). Für die Spanischen Niederlande hat zuletzt Bruno Boute Forschungsergebnisse präsentiert, die im Zuge von Verflechtungen zwischen der Universität Löwen und Rom zum Teil auch päpstlich-diplomatische Darstellungen der dortigen Verhältnisse behandeln. Vgl. B. Boute, *Que ceulx de Flandres se disoijent tant catholiques, et ce neantmoings les heretiques mesmes ne scauroijent faire pir*. The Multiplicity of Catholicism and Roman Attitudes in the Correspondence of the Nunciature of Flanders under Paul V (1598–1621), in: Koller (wie Anm. 12), S. 457–492. Vgl. auch Ders., Academic Interests and Catholic Confessionalisation. The Louvain Privileges of Nomination for Ecclesiastical Benefices, Leiden-Boston 2010.

**14** Vor allem die Wahrnehmung aus der Perspektive des Alten Reichs ist hier gut beleuchtet worden. Vgl. E. Bender, Die Bedeutung der Niederlande als Reiseziel der Landgrafen von Hessen (1567–1800), in: R. Babel/W. Paravicini (Hg.), Grand Tour. Adeliges Reisen und europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. Akten der Internationalen Kolloquien in der Villa Vigoni 1999 und im Deutschen Historischen Institut Paris 2000, Ostfildern 2005 (Beihefte der Francia 60), S. 327–340; Dies., Die Prinzenreise. Bildungsaufenthalt und Kavalierstour im höfischen Kontext gegen Ende des 17. Jahrhunderts, Berlin 2011 (Schriften zur Residenzkultur 6), S. 142–150; J. Bientjes, Holland und der Holländer im Urteil deutscher Reisender 1400–1800, Groningen 1967; G. Braun, La mission d'Abel Servien à La Haye (janvier–août 1647). Essai d'une typologie de l'incident diplomatique, in: L. Bély/G. Poumarède (Hg.), L'incident diplomatique. XVI$^{e}$–XVIII$^{e}$ siècle, Paris 2010 (Histoire de la diplomatie et des relations internationales [1]), S. 171–196; A. Chales de Beaulieu, Deutsche Reisende in den Niederlanden. Das Bild eines Nachbarn zwischen 1648 und 1795, Frankfurt a. M.-Berlin-Bern u. a. (Europäische Hochschulschriften. R. 3 866) 2000; G. van Gemert, „Ein Land das

zwar schon einige Untersuchungen veröffentlicht worden, doch fehlt es hier noch an einer Nuntiaturen und Legationen übergreifenden Analyse der Aufgabenverteilungen und Strukturen von römischen Gesandtschaftshaushalten.[15]

Im Fokus dieser Studie stehen die schon erwähnten Briefe Casonis an Favoriti. Der Nuntiatursekretär selbst präsentierte sich in seinen Berichten an Favoriti als scharfsichtiger, geistreicher Beobachter des Kongressgeschehens.[16] Zu Recht weist Peter Rietbergen auf den hohen Gehalt an Informalität in seiner Korrespondenz mit

---

wohl ehemahls die alles überwindende Macht der Römer aufgehalten hat ...". Die Konstruktion des deutschen Niederlandebildes im 17. und 18. Jahrhundert, in: J. Konst/I. Leemans/B. Noak (Hg.), Niederländisch-Deutsche Kulturbeziehungen 1600–1830, Göttingen 2009 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 7), S. 33–60; V. Jarren, Die Vereinigten Niederlande und das Haus Österreich 1648–1748: Fremdbildwahrnehmung und politisches Handeln kaiserlicher Gesandter und Minister, in: H. Gabel/V. Jarren (Hg.), Kaufleute und Fürsten. Außenpolitik und politisch-kulturelle Perzeption im Spiegel niederländisch-deutscher Beziehungen 1648–1748, Münster-New York-München u. a. 1998 (Niederlande-Studien 18), S. 39–354; R. Murris, La Hollande et les Hollandais au XVII[e] et au XVIII[e] siècles, vus par les Français, Paris 1925 (Bibliothèque de la Revue de littérature comparée 24); F. Petri, Vom deutschen Niederlandebild und seinen Wandlungen, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 33 (1969), S. 172–196; M. Rohrschneider, Die beargwöhnte Republik. Die politische Kultur der Vereinigten Niederlande in den Gesandtschaftsberichten des französischen Diplomaten Abel Servien (1647), in: M.-E. Brunert/M. Lanzinner (Hg.), Diplomatie, Medien, Rezeption. Aus der editorischen Arbeit an den Acta Pacis Westphalicae, Münster 2010 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V. 32), S. 183–209; S. Schmidt, Die Niederlande und die Niederländer im Urteil deutscher Reisenden. Eine Untersuchung deutscher Reisebeschreibungen von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Siegburg 1963 (Quellen und Studien zur Volkskunde 5); C. D. van Strien, British Travellers in Holland during the Stuart Period. Edward Browne and John Locke as Tourists in the United Provinces, Leiden-New York-Cologne 1993 (Brill's studies in intellectual history 42); K. van Strien, Touring the Low Countries. Accounts of British Travellers, 1660–1720, Amsterdam 1999; M. van Strien-Chardonneau, ‚Le voyage de Hollande'. Récits de voyageurs français dans le Provinces-Unies, 1748–1795, Oxford 1994.

**15** Vgl. S. de Dainville, Maison, dépenses et ressources d'un Nonce en France sous Louis XIV, d'après les papiers du cardinal Fabrizio Spada, in: Mélanges d'archéologie et d'histoire 82 (1970), S. 919–970; M. F. Feldkamp, Studien und Texte zur Geschichte der Kölner Nuntiatur, Bd. 1: Die Kölner Nuntiatur und ihr Archiv. Eine behördengeschichtliche und quellenkundliche Untersuchung, Città del Vaticano 1993 (Collectanea Archivi Vaticani 30), S. 85–128; Fink, Nuntiatur (wie Anm. 12), S. 124–151; P. Hurtubise, Familiarité et fidelité à Rome au XVI[e] siècle: les familles des cardinaux Giovanni, Bernardo et Antonio M. Salviati, in: Y. Durand (Hg.), Hommage à Roland Mousnier. Clientèles et fidélités en Europe à l'Époque moderne, Paris 1981, S. 335–350; A. Koller, Nuntienalltag. Überlegungen zur Lebenswelt eines kirchlichen Diplomatenhaushalts im 16. und 17. Jahrhundert, in: R. Klieber/H. Hold (Hg.), Impulse für eine religiöse Alltagsgeschichte des Donau-Alpen-Adria-Raumes, Wien-Köln-Weimar 2005, S. 95–108; Ders. (wie Anm. 12), S. 388–402; M. Völkel, Römische Kardinalshaushalte des 17. Jahrhunderts. Borghese – Barberini – Chigi, Tübingen 1993 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 74), S. 345–378. Am Rande beschreibt Rotraud Becker in ihrem Aufsatz über den Alltag des Wiener Nuntius Malatesta Baglioni einige seiner Familiaren. Vgl. R. Becker, Aus dem Alltag des Nuntius Malatesta Baglioni. Nichtdiplomatische Aufgaben der Wiener Nuntiatur um 1635, in: QFIAB 65 (1985), S. 306–341, hier S. 312–316, 319, 325.

**16** Vgl. Rietbergen (wie Anm. 4), S. 46.

seinem Cousin hin.[17] Nach den Briefen Casonis behandelt die Studie die Wahrnehmung der Niederlande auch auf der Grundlage von Zeugnissen, deren Verfasser aus einem kurialen und kirchenstaatlichen Umfeld stammten. Eine Behandlung der toskanischen Sicht, vor allem zur Zeit Cosimo III. de' Medicis wäre angesichts der oben aufgeführten publizierten Quellen ebenso gut möglich, wird hier aber aus Platzgründen nicht berücksichtigt.

Vor allem geht es in der Abhandlung um die Frage, inwiefern Casoni in der Lage war, ein spezifisch römisches Bild der Niederlande zu schaffen. Entsprach Casonis Wahrnehmung anderen italienischen und kurialen Skizzen über die Vereinigten Provinzen im 17. Jahrhundert? Offenbart sein Blick noch die Borniertheit, die Wolfgang Reinhard dem Apostolischen Stuhl in der Frühen Neuzeit unterstellt hat?[18] Hier soll zunächst vorweggenommen werden, dass Casonis Wahrnehmung der Niederlande, ihrer Bewohner sowie ihrer religiösen und politischen Verhältnisse einen prägnant weltlichen Charakterzug besaß. Dass dies aber nicht der römischen Perspektive unter Innozenz XI. widersprach, ist ebenso im Rahmen der Studie zu erläutern.

Im Zentrum der Untersuchung wird dabei eine etwa zweiwöchige Reise des Gesandtschaftssekretärs im Herbst 1678 durch die Niederlande stehen, die Casoni detailliert und präzise in seinen Briefen wiedergab.[19] In diesen kam es nämlich, was die Niederlande angeht, zu einer Akkumulation seiner Eindrücke.

Als Voraussetzungen für Casonis Niederlandebild wird ein kurzer biographischer Abriss des Liguriers präsentiert (2) sowie seine Funktion als Gesandtschaftssekretär erläutert (3). Es folgt eine Beschreibung von Casonis Reise durch die Vereinigten Provinzen (4) und schließlich die Skizze seiner Niederlandewahrnehmung (5). Dabei wird Casonis Wahrnehmung der Niederlande in vier prägnante Facetten eingeteilt: die Toleranz in Verbindung mit der Händlermentalität in den Niederlanden (a), die Bildung der Bevölkerung (b), die von den Niederländern ausgehende Gefahr (c) sowie die Verfassungsstrukturen der Republik (d). Damit Casonis Niederlandebild historisch einzuordnen ist, werden seine Beschreibungen mit der italienisch-kurialen Wahrnehmung des Alten Reichs wie mit Niederlandeberichten anderer apostolischer beziehungsweise aus dem Kirchenstaat stammender Akteure verglichen. Dabei geht die Untersuchung vor allem auf die Bilder dreier Akteure ein: das des Kölner Nuntius Lazzaro Opizio Pallavicini, der von April bis Mai 1676 inkognito durch die Niederlande reiste, sowie das der Bologneser Adeligen Guido und Giulio de Bovi auf ihrer Kavalierstour durch die Vereinigten Provinzen von Oktober 1677 bis April 1678. Die Brüder lebten dabei einige Zeit in Nimwegen in enger Freundschaft mit Casoni.[20]

---

**17** Vgl. ebd., S. 50.

**18** Vgl. Reinhard (wie Anm. 10), S. 59.

**19** Vgl. Casoni an Favoriti, Amsterdam 1678 X 26, Nimwegen 1678 XI 4, ASV, FFC 17, fol. 75r–76v, fol. 77r–78v, Originale.

**20** Vgl. Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5); Pallavicini, Nuntius, ed. Brom (wie Anm. 5).

2. Lorenzo Casoni wurde als Sohn von Nicolò, des Conte von Villanova, am 17. Oktober 1645 im zur Republik Genua gehörenden Sarzana geboren. Casoni muss noch vor 1669 nach Rom gezogen sein, auch wenn sich seine Bildungslaufbahn nicht exakt rekonstruieren lässt. Bereits zu diesem Zeitpunkt wurde er von seinem ca. 21 Jahre älteren Cousin Agostino Favoriti, ab 1676 Chiffrensekretär der Kurie, protegiert und gefördert. In Rom bildete sich Casoni weiter in weltlichem und kirchlichem Recht und knüpfte Kontakte zum päpstlichen Beamtenapparat und zu Kurienmitgliedern.[21] Bis zu seiner Ernennung zum Gesandtschaftssekretär in Nimwegen wirkte Casoni hauptsächlich als Lehrer der Kinder des Principe Borghese.[22]

Seine Briefe im Zusammenhang mit dem Friedenskongress zeigen Casoni eindeutig als *Kreatur* seines Cousins. Inständig bat er Favoriti vor seiner Mission in den Niederlanden um seine finanzielle Unterstützung und jene als Patron und Ratgeber.[23] Erst nach seiner Rückkehr aus Nimwegen empfing Casoni die niederen Weihen und wurde zum Geheimkämmerer des Papstes ernannt. Auch in seinem neuen Amt pflegte er seine nördlich der Alpen geknüpften Kontakte, vor allem zu Jansenisten in den Niederlanden, unter anderem zu Johannes van Neercassel, dem Apostolischen Vikar der niederländischen Mission.[24]

Die im Testament formulierte Bitte des am 13. November 1682 verstorbenen Favoriti verhalf seinem jüngeren Cousin im Dezember desselben Jahres zur Nachfolge im Chiffrensekretariat und Sekretariat der lateinischen Briefe sowie in der Bischofskongregation. Casoni sollte wie sein ehemaliger Patron in diesen Funktionen ein enger, treuer und außenpolitisch einflussreicher Vertrauter Innozenz' XI. werden.[25] Die Diplomatie unter dem Papst und seinem Chiffrensekretär war von Spannungen mit Ludwig XIV. geprägt.[26] Unter Alexander VIII. wurde Casoni 1690 als Nuntius nach Neapel versetzt.[27] Erst unter dem Pontifikat Clemens' XI. konnte der ehemalige

**21** Vgl. Pignatelli (wie Anm. 4), S. 407. Zu Agostino Favoriti vgl. D. Busolini/R. Contarino, Favoriti, Agostino, in: DBI, Bd. 45, Roma 1995, S. 477– 481, hier insbesondere S. 480.

**22** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 II 4, ASV, FFC 17, fol. 9r–10v, hier fol. 10r, Original; Rietbergen (wie Anm. 4), S. 46.

**23** Vgl. Casoni an Favoriti, Pratica 1677 I 18, 1677 I 22, ASV, FFC 58, unfol., Originale.

**24** Vgl. S. Giordano, Uomini e dinamiche di Curia durante il pontificato di Innocenzo XI, in: R. Bösel/A. Menniti Ippolito/A. Spiriti u. a. (a cura di), Innocenzo XI Odescalchi. Papa, politico, committente, Roma 2014 (I libri di Viella 182), S. 41–55, hier S. 54; Pignatelli (wie Anm. 4), S. 408.

**25** Vgl. S. Externbrink, Vom Frieden zum Krieg. Die päpstliche Diplomatie, Ludwig XIV. und das europäische Staatensystem vor dem Ausbruch des Neunjährigen Krieges (ca. 1685–1689), in: C. Kampmann/M. Lanzinner/G. Braun u. a. (Hg.), L'art de la paix. Kongresswesen und Friedensstiftung im Zeitalter des Westfälischen Friedens, Münster 2011 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V. 34), S. 529–553, hier S. 534 f.; Giordano (wie Anm. 24), S. 54; Pignatelli (wie Anm. 4), S. 408.

**26** Vgl. Externbrink (wie Anm. 25), S. 533 f., 537, 539–541, 544, 547 f.; Giordano (wie Anm. 24), S. 54; Pignatelli (wie Anm. 4), S. 408 f.

**27** Vgl. ebd., S. 410.

Gesandtschaftssekretär zu Beginn des Jahres 1702 als Assessor des Heiligen Offiziums wieder an die römische Kurie zurückkehren. 1706 erhielt Casoni den Kardinalshut. Nach Legationen in Ferrara und Bologna verblieb er seit 1714 am päpstlichen Hof, wo er in etlichen Kongregationen bis ins hohe Alter mitwirkte. Casoni verstarb schließlich am 19. November 1720 in Rom, wo er in *San Pietro in Vincoli* beigesetzt wurde.[28]

3. Lorenzo Casoni brach Mitte April 1677 von Rom nach Norden auf. Im Mai erreichte er Köln.[29] Mit der päpstlichen Gesandtschaft traf er am 1. Juni 1677 in Nimwegen ein.[30] Vor allem der Fürsprache Favoritis hatte es Casoni zu verdanken, dass er vom Kardinalstaatssekretär Alderano Cybo zum Sekretär Luigi Bevilacquas, der in Nimwegen als päpstlicher Mediator vermitteln sollte, ernannt worden war.[31] Von seiner Präsenz auf dem Friedenskongress versprach sich Casoni Ehrerlangung, Reputationsgewinn und einen Aufschwung seiner Karriere. Bei einem positiven Ausgang für die päpstliche Friedenvermittlung hoffte der Sekretär, einen lukrativen und hochrangigen Posten zu erlangen.[32] Überlegungen Favoritis und Sebastiano Antonio Tanaras, des Internuntius in Brüssel, über anschließende Internuntiaturen in Paris und Brüssel und die Bischofsmitra in Parma verwarf Casoni jedoch. Ebenso lehnte er den Posten des Nuntiaturauditors in Madrid ab. Seine Begründung für die Ausschlagung der Brüsseler Internuntiatur stand exemplarisch für seine Argumentation gegen alle vier Posten: ... *non ero in forze né di spirito né di borsa da sostener l'impiego.*[33] Hinsichtlich der Pariser Internuntiatur spielte auch die Abneigung des französischen Hofs gegen einen Vertrauten Favoritis eine gewisse Rolle.[34] Casonis Aussagen lassen darauf schließen, dass der junge Sekretär eine Position am Papsthof anstrebte. Seine Karriere nach Nimwegen bestätigt dies.

Über die offiziellen Tätigkeiten Casonis als Gesandtschaftssekretär erfährt man in den Korrespondenzen des Nuntius und in der Eigendarstellung seines Familiaren nur wenig. Dies lässt vermuten, dass Casoni seine Aufgabe – die Assistenz bei dem Aufsetzen von Briefen Bevilacquas, Beratungen des Nuntius sowie Gespräche mit allen

**28** Vgl. ebd., S. 412–414.

**29** Vgl. ebd., S. 407.

**30** Vgl. Rietbergen (wie Anm. 4), S. 66.

**31** Vgl. ebd., S. 46.

**32** Vgl. Casoni an Favoriti, Pratica 1677 I 18, 1677 I 22, ASV, FFC 58, unfol., Originale.

**33** Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 VI 9, ASV, FFC 17, fol. 136r–137v, hier fol. 137v, Original. Vgl. des Weiteren Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 II 17, 1679 VI 9, 1679 VII 14, ASV, FFC 17, fol. 112r–113v, hier fol. 113v, fol. 136r–137v, hier fol. 136v–137v, fol. 148r–149v, hier fol. 149r–v, Originale. Als unübersehbar wurde, dass Ludwig XIV. Casoni als Pariser Internuntius nicht akzeptieren werde, gab es auch Überlegungen, ihn als Auditor in der französischen Nuntiatur unterzubringen. Casoni selbst glaubte, in Frankreich wie auch in Spanien in einer diplomatischen Funktion nicht den notwendigen Respekt erlangen zu können. Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 VI 30, ASV, FFC 17, fol. 144r–145v, hier fol. 144r, Original.

**34** Vgl. Pignatelli (wie Anm. 4), S. 407 f.

möglichen Akteuren – unauffällig und zufriedenstellend erfüllte.[35] Das heißt aber nicht, dass es sich hierbei nur um alltägliche Aktivitäten handelte. So war es Casoni, der zumindest Teile des Protestes gegen den französisch-kaiserlichen Frieden formell und juristisch nach dem Vorbild Chigis im Zuge des Westfälischen Friedens entwarf. Bei der Abfassung schien Casoni Schwierigkeiten zu haben, denn er suchte bereits für die Einleitung seines Protestes Rat bei seinem Cousin in Rom.[36] Ein zweiter Protest wurde ebenso mindestens partiell von Casoni entworfen.[37] Während einer Reise des Auditors Agostino Pinchiari durch die Südlichen und Nördlichen Niederlande übernahm Casoni dessen Aufgabe des Verfassens der Relationen Bevilacquas. Auch hier gestand der Gesandtschaftssekretär ganz offen seine geringe Erfahrung mit einer formellen Berichterstattung ein.[38]

Schon Rietbergen weist auf Casonis Rolle als „ladies' man"[39] hin – ob bei Festen oder privaten Gesprächen. Der Sekretär konnte durch das Geplauder mit den weiblichen Familienangehörigen der Gesandten und auch anderen Personen neue Informationen und Gerüchte erfahren und die Verhandlungen auf einer informellen Ebene beeinflussen.[40] Als eine weitere wichtige Funktion Casonis lässt sich die Kontaktaufnahme zu protestantischen Akteuren vermuten. Dem Nuntius selbst blieb dies aus zwei Gründen verwehrt. Die Instruktion für Bevilacqua, die sich als Kopie der Weisungen für den Nuntius auf dem Westfälischen Friedenskongress, Fabio Chigi, erwies, verbot ihm den Kontakt mit Protestanten sowie Schritte, die diesen zum Vorteil gereichen konnten.[41] Zwar hielt sich Bevilacqua bereits auf der Hinreise zum Kongress nicht an diese Vorschriften aus Rom, doch als er seine Kooperation und Mediation auch protestantischen Vertretern in Nimwegen anbot, wurde sein Betreiben von diesen resolut abgelehnt.[42] In seiner niedrigeren Stellung als Sekretär war

35 Vgl. Rietbergen (wie Anm. 4), S. 47.

36 Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 II 5, 1679 II 10, ASV, FFC 17, fol. 108r–109r, hier fol. 109r, fol. 110r–111r, hier fol. 110v, Originale.

37 Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 IV 7, ASV, FFC 17, fol. 130r–131r, hier fol. 131r, Original.

38 Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 VII 28, ASV, FFC 17, fol. 150r–151v, hier fol. 151r, Original.

39 Rietbergen (wie Anm. 4), S. 46.

40 Vgl. ebd., S. 46 f.

41 Vgl. Innocent XI. Sa correspondance avec ses nonces, 21 septembre 1676–31 décembre 1679, Bd. 1: Affaires politiques, ed. F. de Bojani, Rome 1910, S. 261; Pignatelli (wie Anm. 4), S. 407; K. Repgen, Fabio Chigis Instruktion für den Westfälischen Friedenskongreß. Ein Beitrag zum kurialen Instruktionswesen im Dreißigjährigen Krieg, in: K. Repgen, Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Friede. Studien und Quellen, Paderborn-München-Wien u. a. 1998 (Rechts- und Staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft. N. F. 81), S. 458–486, hier S. 483; Rietbergen (wie Anm. 4), S. 43 f.

42 Vgl. H. Duchhardt, Arbitration, Mediation oder bons offices? Die englische Friedensvermittlung in Nijmegen 1676–1679, in: H. Duchhardt, Studien zur Friedensvermittlung in der Frühen Neuzeit, Wiesbaden 1979 (Schriften der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft 6), S. 23–88, hier S. 63 f.; Rietbergen (wie Anm. 4), S. 43. Auf der Reise nach Nimwegen hatte Bevilacqua Höflichkeitsbezeigungen protestantischer Fürsten angenommen. Deshalb sah er sich auch verpflichtet, diese am

Casoni hingegen der Kontakt zu Protestanten – den lokalen Eliten wie den protestantischen Gesandtschaftsmitgliedern – möglich.[43] In der Regel fand dieser allerdings auf einer informellen Ebene statt. Häufig zusammen mit den Gebrüdern Guido und Giulio de Bovi unternahm Casoni mit anderen Gesandtschaftsfamiliaren Fahrten ins Grüne, besuchte Personen des Kongressgeschehens – Katholiken und Protestanten – und nahm an Abendgesellschaften und Gastmählern teil.[44] Im September 1678 lud ihn der niederländische Gesandte Hieronymus van Beverningk zum Mittagessen in seinem Quartier ein.[45]

Eine letzte Mission, die Casoni von Favoriti erhalten hatte, war die Aufsicht über und die Sorge um die Lebens- und Glaubensverhältnisse der niederländischen Katholiken. Deshalb suchte Casoni besonders Kontakt zum Apostolischen Vikar der niederländischen Mission.[46]

In Bevilacquas Gefolge mit seinen 52 Mitgliedern stach neben dem Sekretär vor allem ein weiterer Familiare deutlich heraus, der Auditor Agostino Pinchiari.[47] In der Historiographie wird Letzterer beinahe gänzlich übersehen, wobei Rietbergen zu Recht auf seine eminente und konstruktive Rolle innerhalb der päpstlichen Mediation verweist.[48] Die Erklärung der ungleichgewichtigen Fokussierung zwischen Casoni und Pinchiari mag in den beiden Karriereverläufen zu finden sein. Während Casoni

---

Kongressort selbst gegenüber lutherischen und reformierten Akteuren zu erwidern. Vgl. Luigi Bevilacqua, Relazione de' Trattati di Pace conclusa in Nimega presentata a' N'ro Sig.re PP Innocenzo XI. da Mons.r. Bevilacqua Patriarca d'Aleßandria, s.l. s.a., Roma, Biblioteca Corsiniana, Fondo Corsini coll 33 D 18 (Cod. 292), fol. 1r–72r, hier fol. 3v–4r, Kopie. Vor allem erste Visiten von Protestanten empfing Bevilacqua und beantwortete sie auch mit Revisiten. So besuchte der Nuntius im April 1678 etwa den Osnabrücker Gesandten Platt nach dessen Visite und stattete Friedrich August, dem jungen Erbprinzen von Sachsen-Eisenach eine Revisite ab, nachdem er ihn im päpstlichen Quartier empfangen hatte. Vgl. Bevilacqua an Cybo, Nimwegen 1678 IV 22, 1678 IX 9, ASV, Nunziatura delle Paci (= NP) 35, fol. 148r, fol. 529r, Originale.

**43** Vgl. Giordano (wie Anm. 24), S. 52; Pignatelli (wie Anm. 4), S. 407.

**44** Vgl. Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 89–91, 153–192, für nachgewiesene Kontakte zu Protestanten vgl. hier S. 154–158, 161 f., 164 f., 174 f., 178 f., 181, 187. Vgl. auch Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 IX 23, ASV, FFC 17, fol. 67r–68r, hier fol. 68r, Original. Gemeinsam mit den Bovi besuchte Casoni häufiger den kurpfälzischen Gesandten Ezechiel Spanheim, der durch seine Italienreise von 1661 bis 1664 schon wichtige Kontakte zu italienischen und kurialen Akteuren geknüpft hatte. Vgl. Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 156, 161 f., 164, 187. Zu Spanheims Italienreise vgl. S. Externbrink, Protestantische Diplomaten in Italien, 1648–1815, in: U. Israel/M. Matheus (Hg.), Protestanten zwischen Venedig und Rom in der Frühen Neuzeit, Berlin 2013 (Deutsches Studienzentrum in Venedig. Studi. N. F. 8), S. 231–248, hier S. 239; V. Loewe, Ein Diplomat und Gelehrter. Ezechiel Spanheim (1629–1710). Mit Anhang: Aus dem Briefwechsel zwischen Spanheim und Leibniz, Berlin 1924, S. 15–22.

**45** Ein gemeinsames Mahl ist zwar nicht dokumentiert, doch Casoni beabsichtigte, die Einladung anzunehmen. Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 IX 23, ASV, FFC 17, fol. 67r–68r, hier fol. 68r.

**46** Vgl. Pignatelli (wie Anm. 4), S. 407.

**47** Vgl. Rietbergen (wie Anm. 4), S. 42.

**48** Vgl. ebd., S. 46 f.

später seinen Platz in den höchsten Rängen der Kurie fand, verloren sich Pinchiaris Spuren nach dem Kongress schnell.[49]

Eine Bewertung und Klassifizierung von Casonis Praktiken in seiner Rolle als Sekretär erweist sich als sehr schwierig, da es an wissenschaftlich erschlossenen Fallbeispielen und Überblicksdarstellungen zu Gesandtschaftssekretären mangelt.[50] Vergleicht man die Aktivitäten Pinchiaris und Casonis, so kann der junge Adelige aus Sarzana als drittes Glied in die Gesandtschaft eingeordnet werden. Er steht dabei hinter dem Gesandtschaftsoberhaupt Bevilacqua und dem Auditor, der in Gesprächen, vor allem mit den Franzosen, großen Anteil an der Überwindung von Verhandlungshürden hatte.[51]

4. Im September 1678 äußerte Casoni gegenüber seinem Cousin das erste Mal den Wunsch, die Nördlichen und Südlichen Niederlande zu bereisen.[52] Zwar sollte der Italiener den gerade in Nimwegen weilenden Neercassel nicht schon zu einer Synode nach Amsterdam begleiten, wie von ihm erhofft, doch erwähnte er im September und Oktober erneut sein Anliegen.[53] Schon vor seiner Ankunft am Kongressort erachtete Casoni einen Niederlandeaufenthalt als gewinnbringend. Sein Neffe Ferrante, der Casoni auf der Reise nach Nimwegen begleiten sollte, plante danach eine Art Grand Tour. Ferrantes Reise durch die Südlichen und Nördlichen Niederlande sowie nach England bewertete Casoni als *gran suo vantaggio per le notizie che acquisterà*.[54] Im Sommer 1679 sollte dann auch der Auditor Pinchiari Casonis Beispiel folgen und beide Niederlande besichtigen.[55] Man kann insgesamt davon ausgehen, dass sich in Casonis Wunsch der Niederlandereise seine Neugier für diese ihm fremde Kultur offenbart.

Den offiziellen Grund für Casonis Reise stellte der Auftrag Bevilacquas dar, Maria d'Este, die katholische Ehefrau des späteren Königs Jakob II. von England, in den Niederlanden im Namen des Nuntius zu begrüßen. Casoni sollte der Duchess of York einen Brief des Mediators überreichen und seine Repräsentationsfunktion erfüllen.[56]

---

**49** Vgl. Pignatelli (wie Anm. 4), S. 408–414. Zwar schlug Bevilacqua seinen Auditor noch für verschiedene Posten in der spanischen wie der neapolitanischen Nuntiatur und im römischen Gerichtswesen vor, doch ohne intensives Quellenstudium ist Pinchiaris weiterer Karriereverlauf nicht nachzuverfolgen. Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 VI 9, ASV, FFC 17, fol. 136r–137v, hier fol. 137v, Original.

**50** Auch Rietbergen merkt den mangelhaften Forschungsstand zu frühneuzeitlichen Gesandtschaftssekretären an. Vgl. Rietbergen (wie Anm. 4), S. 48.

**51** Vgl. ebd., S. 46–48, 76.

**52** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 IX 2, ASV, FFC 17, fol. 63r–64r, hier fol. 64r, Original.

**53** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 IX 30, 1678 X 14, ASV, FFC 17, fol. 69r–70r, hier fol. 70r, fol. 73r–74v, hier fol. 74v, Originale.

**54** Casoni an Favoriti, Mailand 1677 IV 24, ASV, FFC 58, unfol., Original.

**55** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 VII 28, ASV, FFC 17, fol. 150r–151v, hier fol. 151r, Original.

**56** Vgl. Bevilacqua an Cybo, Nimwegen 1678 X 21, ASV, NP 35, fol. 605r, Original.

Angesichts der durch Favoriti übertragenen Aufgabe, sich um die niederländischen Katholiken zu sorgen, ist davon auszugehen, dass es bei der Reise auch um die Erkundung des Zustands des Katholizismus in der Republik ging.[57] Ebenso war das Knüpfen beziehungsweise Aufrechterhalten eines Kontaktnetzes in Nordeuropa ein wesentliches Motiv der Reise.

Am 17. Oktober 1678 brach Casoni von Nimwegen aus auf. Vor seiner Ankunft in Amsterdam am 25. Oktober machte er Station in Rotterdam und verbrachte vier Tage in Den Haag, wo sich vor allem der französische Botschafter Jean Antoine de Mesmes, comte d'Avaux um ihn bemühte.[58] Entgegen seiner offiziellen Mission vermied der Sekretär ein Treffen mit Maria d'Este, um die angespannte Lage der Katholiken in England durch unnötiges Misstrauen nicht zu verschlimmern, wofür auch Bevilacqua Verständnis zeigte.[59] In Amsterdam traf der Sekretär auf die Florentiner Kaufleute Verrazzano, Biliotti und Ginori, die Rom mit Getreide belieferten.[60] Von Amsterdam aus ging es weiter nach Nordholland. Vor allem hier zeigte sich der Charakter von Casonis Reise als eine Art Inspektionsfahrt der katholischen Gemeinden. Über Utrecht kehrte er dann zum Kongressort zurück. In der Erzbischofsstadt traf der junge Italiener erneut auf Neercassel. Nimwegen erreichte Casoni wieder am 3. November.[61]

Casonis Reise durch die Vereinigten Provinzen blieb nicht seine einzige. Einen weiteren Ausflug in die Spanischen Niederlande und nach Frankreich, unter anderem mit den Stationen Brüssel, Paris, Löwen und Antwerpen, unternahm Casoni von April bis Juni 1679.[62]

Dorothea Nolde bemerkt, dass „persönliche Begegnungen freilich Situationen [sind], in denen auch die Konfrontation mit Fremdheit besonders vermittelt zutage tritt. Dies erfordert Kompetenzen und Strategien im Umgang mit Fremdheit, wenn die Begegnung nicht zum Scheitern verurteilt sein soll."[63] Sowohl Casoni als auch der Großteil seiner Gesprächspartner und Gastgeber brachten diese Kompetenzen mehr oder weniger mit, da es sich bei ihnen um erfahrene beziehungsweise auf ihre

57 Vgl. Pignatelli (wie Anm. 4), S. 407.

58 Vgl. Casoni an Favoriti, Amsterdam 1678 X 26, ASV, FFC 17, fol. 75r–76v, hier fol. 75r, Original.

59 Maria d'Este reiste in Den Haag inkognito ein und empfing ohnehin keinen offiziellen Besuch. Vgl. Casoni an Favoriti, Amsterdam 1678 X 26, ASV, FFC 17, fol. 75r–76v, hier fol. 75r, 76r, Original; Bevilacqua an Cybo, Nimwegen 1678 X 28, ASV, NP 35, fol. 625r, Original.

60 Vgl. Casoni an Favoriti, Amsterdam 1678 X 26, ASV, FFC 17, fol. 75r–76v, hier fol. 76r–v, Original. Vgl. zur Gesellschaft Verrazzano – Biliotti – Ginori, insbesondere zu Giovanni da Verrazzano und Lorenzo Biliotti, R. Mazzei, La trama nascosta. Storie di mercanti e altro (secoli XVI–XVII), Viterbo 2006 (Viaggi & storia 8), S. 265 f.; Veen/McCormick (wie Anm. 5), S. 32–34, 36.

61 Im Falle Nordhollands sprach Casoni von *Nortlandia*. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 XI 4, ASV, FFC 17, fol. 77r–78v, hier fol. 77r, Original.

62 Vgl. Casoni an Favoriti, Brüssel 1679 V 2, Paris 1679 V 12, Brüssel 1679 V 27, Nimwegen 1679 VI 9, ASV, FFC 56, fol. 51r, fol. 53r–54r, fol. 55r–57v, FFC 17, fol. 136r–137v, hier fol. 136r, 137r–v, Originale.

63 D. Nolde, Vom Umgang mit Fremdheit. Begegnungen zwischen Reisenden und Gastgebern im 17. Jahrhundert, in: Babel/Paravicini (wie Anm. 14), S. 579–590, hier S. 582.

Mission vorbereitete Diplomaten handelte. Eine zweite Gruppe, mit der Casoni interagierte, waren niederländische Missionare und Kleriker. Ein Treffen oder Gespräch mit einem protestantischen Niederländer, der nicht dem diplomatischen Corps angehörte, ist in den Quellen nicht dokumentiert.[64] Eine solche Zusammenkunft wäre aber nicht unwahrscheinlich, so hätte sie zum Beispiel mit Mitgliedern des Nimwegener Magistrats stattfinden können.

5a) In Nimwegen selbst hielt sich der päpstliche Gesandtschaftssekretär mit seinen Beobachtungen über die Niederlande und ihre Bevölkerung sehr zurück. Hier stand für ihn das Kongressgeschehen im Mittelpunkt.[65] Lediglich über den Protagonisten der niederländischen Kongressdiplomatie, Hieronymus van Beverningk, findet man eine kurze Charakterisierung Casonis. Die Beschreibung des höflichen Beverningk zeigt exemplarisch die pragmatische Sicht des Italieners auf die Niederländer: *E huomo di gran valore, e non avverso a' Catolici benche ostinatis:mo nella sua Setta.*[66] Ungeachtet der Aussage über den calvinistischen Glauben wirkt schon alleine die positive Bewertung Beverningks wie eine Neuerung, betrachtet man manche Urteile über die niederländischen Bevollmächtigten auf dem Westfälischen Friedenskongress. Die beiden wichtigsten Akteure der niederländischen Gesandtschaft in Münster, Adriaen Pauw und Johan de Knuyt, erachteten die französischen Vertreter ganz deutlich als bestechlich und unehrenhaft in ihrer Allianztreue.[67] Eine Begründung suchte man hierfür in der (nord- wie süd-) niederländischen Mentalität. Sie hätten den Geist eines *marchand d'Amstredam* und eines *banquier d'Anvers.*[68] Laut Abel Servien wurde die

64 Zwar erwähnt das Reisetagebuch der Bovi Kontakte Casonis zu Bewohnern Nimwegens und der Umgebung, doch kann nicht nachgewiesen werden, dass es sich dabei um Protestanten handelte. Vgl. Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 178–180, 184 f., 188.

65 Eine kurze Beschreibung über Stadt, Umgebung und Einwohner findet sich im Reisebericht von Guido und Giulio de Bovi. Vgl. ebd., S. 194–196.

66 Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 IX 23, ASV, FFC 17, fol. 67r–68r, hier fol. 68r, Original. Später berichtete Casoni davon, dass sich der niederländische Gesandte auch für die Sicherheit der Katholiken in Nimwegen einsetzte. Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 III 10, ASV, FFC 17, fol. 122r–123v, hier fol. 123v, Original.

67 Vgl. exemplarisch das Memorandum Ludwigs XIV. für Longueville, d'Avaux und Servien, Paris 1646 VI 22, in: Acta Pacis Westphalicae, hg. von M. Braubach/K. Repgen/M. Lanzinner (künftig APW). Serie II: Korrespondenzen. Abteilung B: Die französischen Korrespondenzen, Bd. 4: 1646, bearb. von C. Kelch-Rade/A. Tischer, Münster 1999, S. 77–90 Nr. 23, hier S. 85. Vgl. des Weiteren Braun (wie Anm. 14), S. 184–187. Braun macht auch deutlich, dass Bartholt van Gent, heer van Meynerswijck als weiterer niederländischer Gesandter in Münster der Lüge bezichtigt wurde. Ebenso ging die spanische Seite von einer Bestechlichkeit der Vertreter der Generalstaaten aus. Vgl. M. Rohrschneider, Der gescheiterte Frieden von Münster. Spaniens Ringen mit Frankreich auf dem Westfälischen Friedenskongress (1643–1649), Münster 2007 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V. 30), S. 306.

68 Memorandum Ludwigs XIV. für Longueville, d'Avaux und Servien, Paris 1646 VI 22, in: APW II B 4, bearb. von Kelch-Rade/Tischer (wie Anm. 67), S. 77–90 Nr. 23, hier S. 85.

Republik selbst von *espritz mercenaires*[69] – regiert. Man unterstellte einer solchen Mentalität eine auf Eigennutz sowie Gier nach Reichtum basierende Profitsucht. Bei dieser Beurteilung spielten zwar auch persönliche Motive und Rechtfertigungsstrategien eine Rolle, dennoch gehörte sie zum allgemeinen stereotypen Bild der Republik.[70] Auch aus römischer Perspektive galt die Vorstellung, dass Eigennutz eines Akteurs oder einer Macht dem allgemeinen Wohl der Christenheit nur schade.[71]

Im Zusammenhang mit Casonis Reise trat erneut das Motiv der niederländischen Händlermentalität auf, dieses Mal in einem gänzlich anderen Kontext. In seinem Brief aus Amsterdam an den Cousin beurteilte der Italiener die Situation niederländischer Katholiken sehr positiv. Die katholischen Missionen habe er in einem guten und geordneten Zustand vorgefunden. In Den Haag, wo man früher verhindert habe, dass Katholiken ihre Messen an sicheren Orten feiern konnten, dürfe man nun katholische Gebetsstätten errichten.[72] Doch die sicherste Stellung hätten die Katholiken in Amsterdam und Rotterdam, *dove il commerzio da' libertà a' tutte le Religioni*.[73] Die Verbindung zwischen aufblühendem Handel und Toleranz in den Vereinigten Provinzen deutete 1651 der Lothringer Jean-Nicolas de Parival an. In den kommenden Jahren entwickelte sie sich zu einer gängigen Deutung des niederländischen Aufstiegs.[74]

---

**69** Servien an Mazarin, Den Haag 1647 IV 16, in: APW (wie Anm. 67). Serie II: Korrespondenzen. Abteilung B: Die französischen Korrespondenzen, Bd. 5, 2. Teil: 1647, bearb. von G. Braun, Münster 2002, S. 1088–1091 Nr. 231, hier S. 1088. Vgl. hierzu auch Rohrschneider (wie Anm. 14), S. 206.

**70** Vgl. Jarren (wie Anm. 14), S. 140–145; Petri (wie Anm. 14), S. 176–178, 181; S. Schama, The Embarrassment of Riches. An Interpretation of Dutch Culture in the Golden Age, London-Glasgow-Sidney u. a. 1987, S. 258, 261. In deutscher und italienischer Ausgabe erschienen unter Ders., Überfluß und schöner Schein. Zur Kultur der Niederlande im Goldenen Zeitalter, München 1988 und Ders., Il disagio dell'abbondanza. La cultura olandese dell'epoca d'oro, Milano 1993 (La storia).

**71** Vgl. Reinhard (wie Anm. 10), S. 67.

**72** Vgl. Casoni an Favoriti, Amsterdam 1678 X 26, ASV, FFC 17, fol. 75r–76v, hier fol. 75r, Original.

**73** Casoni an Favoriti, Amsterdam 1678 X 26, ASV, FFC 17, fol. 75r–76v, hier fol. 75r, Original. Tatsächlich gehörten Amsterdam und Rotterdam zu den ersten niederländischen Städten, in denen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Katholiken ihren Glauben verhältnismäßig freier praktizieren konnten. Vgl. J. Israel, The Dutch Republic. Its Rise, Greatness, and Fall, Oxford 1995, S. 637.

**74** Vgl. Bientjes (wie Anm. 14), S. 107 f.; W. T. M. Frijhoff, Religious toleration in the United Provinces: from the ‚case' to ‚model', in: R. Po-Chia Hsia/H. van Nierop (Hg.), Calvinism and Religious Toleration in the Dutch Golden Age, Cambridge 2002, S. 27–52, hier S. 28; H. Lademacher, Freiheit – Religion – Gewissen. Die Grenzen der religiösen Toleranz in der Republik, in: H. Lademacher/R. Loos/S. Groenveld (Hg.), Ablehnung – Duldung – Anerkennung. Toleranz in den Niederlanden und in Deutschland. Ein historischer und aktueller Vergleich, Münster-New York-München u. a. 2004 (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas 9), S. 117–141, hier S. 126 f.; Schama (wie Anm. 70), S. 266 f.; J. Spaans, Religious policies in the seventeenth-century Dutch Republic, in: Po-Chia Hsia/Nierop, S. 72–86, hier S. 78. Dem Autor lag die zweite Auflage von Parivals Werk vor. J.-N. de Parival, Les delices de la Hollande, Oeuvre Panegirique. Avec un traité du Gouvernement, Et un abregé de ce qui s'est passé de plus memorable, Iusques à l'an de grace 1650. Seconde Edition reveuê, corrigée & continuée Iusques à l'an 1655, Leyde 1655, S. 88.

Diese Ansicht hatte Casoni mit einer eher positiven Betonung – schließlich profitierten auch die Katholiken davon – adaptiert.

Insgesamt zeichnete Casoni ein Bild zwischen niederländischen Katholiken und protestantischer Obrigkeit, das man beinahe harmonisch nennen kann. Gerade die Situation in Nordholland entwickle sich zum Positiven für die dortigen 10 000 Katholiken. Sie könnten offen ihren Glauben ausüben und ihre Gemeinden würden häufig von jungen, in Löwen ausgebildeten und mit den protestantischen Magistraten verwandten Priestern geleitet. Allerdings ergänzte Casoni, dass Anhänger des katholischen Glaubens eine gewisse Zahlung für die beinahe freie Religionsausübung leisten müssten. Mit Ausnahme Frieslands verbreite sich der Katholizismus in den Vereinigten Niederlanden insgesamt stetig.[75] Später behauptete Casoni, die Katholiken machten ein Drittel der niederländischen Bevölkerung aus.[76] Sollten die Niederländer dennoch die Katholiken großen Repressionen aussetzen, so würden sie damit dem Handel der Republik enorm schaden, da die Katholiken dessen stärkstes Glied bilden würden. Daher glaubte der Italiener, wenn nicht an die Möglichkeit einer freien Glaubensausübung, so doch immer an die Sicherheit der Katholiken in den Niederlanden.[77] Gegensätzliche Verhältnisse schien der junge Sekretär in England zu sehen, wo Katholiken unter schweren Verfolgungen leiden würden.[78] Geradezu euphorisch erwähnte Casoni seine Hoffnung, dass die Wut der Niederländer gegen die Kirche bald abklänge und sie zu ihr zurückkehren würden.[79]

---

**75** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 XI 4, ASV, FFC 17, fol. 77r–78v, hier fol. 77r–78r, Original. Tatsächlich existierten verwandtschaftliche Verbindungen zwischen katholischen Priestern und örtlichen reformierten Magistraten. Vgl. C. Kooi, Paying off the sheriff: strategies of Catholic toleration in Golden Age Holland, in: Po-Chia Hsia/Nierop (wie Anm. 74), S. 87–101, hier S. 95.

**76** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 III 10, ASV, FFC 17, fol. 122r–123v, hier fol. 122r, Original. Mit seiner Beschreibung der katholischen Verhältnisse gab der junge Italiener zu einem beträchtlichen Teil die realen Zustände wieder. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts konnten Katholiken in einigen Regionen der Republik, wenn auch nicht in allen, praktisch mehr religiöse Freiheiten genießen und mussten nicht mehr so sehr Restriktionen der Obrigkeiten befürchten. In einigen Städten in Holland und Utrecht betrug der katholische Bevölkerungsanteil ein Viertel. In den Generalitätslanden bildeten Katholiken sogar die Majorität. Allerdings schrumpfte ihre Zahl in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts leicht. Vgl. A. T. van Deursen, Plain lives in a golden age. Popular culture, religion and society in seventeenth-century Holland, Cambridge 1991, S. 286, 292f.; J. van Eijnatten/F. van Lieburg, Niederländische Religionsgeschichte, Göttingen 2011, S. 202, 208–210, 212f., 218, 239, 272; Israel (wie Anm. 73), S. 637–643, 658–660; Kooi (wie Anm. 75), S. 87f., 91–93; Lademacher (wie Anm. 74), S. 133.

**77** ... *la nostra Religione sarà sempre se non libera, almen sicura.* Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 III 10, ASV, FFC 17, fol. 122r–123v, hier fol. 122r, Original.

**78** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 XII 2, ASV FFC 17, fol. 85r–86r, hier fol. 85r, Original.

**79** *Così possiam sperare che a' poco a' poco questi popoli si vadino placando contro la Chiesa, e che poi vi ritornino in grembo.* Casoni an Favoriti, Amsterdam 1678 X 26, ASV, FFC 17, fol. 75r–76v, hier fol. 75r, Original.

Eine negative Darstellung der (protestantischen) Niederländer ist in Casonis Briefen kaum zu erkennen. „Asymmetrische Gegenbegriffe“[80] kommen nur sehr unterschwellig vor.[81] *Cattolici* und *Chiesa* stellte Casoni *Popoli* und *Eretici*, nicht aber *Olandesi* entgegen.[82] Natürlich sollte man hier berücksichtigen, dass es sich bei Casonis Briefen nicht um Nuntiaturberichte in Reinform handelt und der Sekretär eben nicht die fest und eng definierten, von Peter Burschel angesprochenen Raster zur Erfahrung und Erklärung von Fremdem einhalten musste.[83]

Wie Casoni zeigte auch Pallavicini eine ähnliche Ansicht über die Verbindung zwischen niederländischer Händlermentalität sowie religiöser Toleranz und Vorteilen für die niederländischen Katholiken. Zwischen Häretikern und Katholiken gebe es weder Groll noch Hass. Man lebe in Frieden miteinander und vom katholischen Glauben rede man ohne Verachtung und Wut. Durch die Vereinigung Angehöriger aller Konfessionen im Handel könnten Katholiken vor allem in den großen Städten auf mehr Freiheiten hoffen. Allerdings erkannte der Nuntius auch, dass es nie zu einer religiösen Gleichberechtigung kommen werde, da die Katholiken mit dem Papst einem fremden Oberhaupt unterstünden.[84] Der Medizinprofessor Rinaldo Duglioli aus Bologna lobte ebenso die religiöse *indifferenza*[85] der Niederländer: *Qui non si odia il Cattolico dal Protestante, né si fugge il Protestante dal Cattolico.*[86]

Die niederländische begrenzte Toleranz, das heißt die Duldung der Vielfalt von politischem und religiösem Geistesgut – in der Utrechter Union 1579 mit Artikel 13 über die private Gewissensfreiheit begründet – war im frühneuzeitlichen Europa in dieser Konstellation beispiellos. Zwar wurde im Rahmen des Unabhängigkeitskriegs mit Spanien der Katholizismus verboten, doch erhielten auch seine Angehörigen meistens die Möglichkeit, ihren Glauben im Privaten in weitgehender Sicherheit zu praktizieren.[87] Für einen päpstlichen Vertreter offenbart die recht nüchterne Auffas-

**80** P. Burschel, Das Eigene und das Fremde. Zur anthropologischen Entzifferung diplomatischer Texte, in: Koller (wie Anm. 2), S. 260–271, hier S. 266.

**81** Vgl. ebd., S. 266 f.

**82** Vgl. Casoni an Favoriti, Amsterdam 1678 X 26, Nimwegen 1678 XI 4, ASV, FFC 17, fol. 75r–76v, hier fol. 75r, fol. 77r–78v, hier fol. 77v–78r, Originale. Im Gegensatz hierzu steht Casonis antagonistische Gegenüberstellung von *Cattolici* und *Inghilterra*. Vgl. Casoni an Favoriti, Amsterdam 1678 X 26, ASV, FFC 17, fol. 75r–76v, hier fol. 76r, Original.

**83** Vgl. Burschel (wie Anm. 80), S. 265.

**84** Vgl. Pallavicini, Nuntius, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 78 f., 92 f.

**85** Zitiert nach Poelhekke, Bolognees (wie Anm. 5), S. 187.

**86** Zitiert nach ebd., S. 187 f. Rinaldo Duglioli verbrachte die Zeit von 1709 bis 1711 in Den Haag und erwies sich in seinem Reisebericht als den Niederländern sehr zugetan. Vgl. ebd., S. 181, 186–189. Im 18. Jahrhundert schien sich der Kausalschluss von Toleranz und Händlermentalität fortzusetzen, wie bei Giuseppe Garampis Ausführungen festzustellen ist. Vgl. Garampi, Holland, hg. von Weech (wie Anm. 5), S. 200.

**87** Vgl. Deursen (wie Anm. 76), S. 233, 290–294; Eijnatten/Lieburg (wie Anm. 76), S. 191; Frijhoff (wie Anm. 74), S. 28–34, 36–39; Ders., Toleranz. Interkonfessionelles Zusammenleben in den

sung konfessioneller Pluralität durch Casoni eine Entwicklung in der religiösen und staatsrechtlichen Vorstellung Roms. Noch im 17. Jahrhundert lag für die Kurie das Kernproblem der Verfassung des Alten Reichs in der Existenz mehrerer Konfessionen.[88] Verschiedene religiöse Bekenntnisse in einem Herrschaftsgebiet lösten insgesamt bei Italienern Befremdung aus.[89]

Auch die Aussagen Pallavicinis und der Gebrüder Bovi spiegeln Teile dieses Verständnisses wider. Sie beschrieben unzählige Konfessionen und Sekten in den Niederlanden, die sich täglich in neue religiöse Flügel aufspalten und die in dieser Häufung nur in den Niederlanden beziehungsweise Amsterdam und Rotterdam existieren würden.[90] Aus Sicht der Bovi wurde allen möglichen ketzerischen Lehren, vom Sozinianismus bis zum Quäkertum, die Freiheit der öffentlichen Religionsausübung gewährt. Nur die katholische Konfession bleibe verboten. Schon in Dordrecht hatten sie die Erfahrung gemacht, dass sogar die Täufer ihre Riten feiern durften – wie abschätzig betont wurde. Den vielen Katholiken sei dort das Abhalten der Messe aber nicht erlaubt. Noch schlimmer sei es in Amsterdam. Dort dürfe jede Sekte ihren Glauben ausleben und auch die Juden besäßen alle Freiheiten. Wieder nur die Katholiken müssten ihre Messen im Geheimen feiern. Letztlich seien sie auch noch Verfolgungen ausgesetzt.[91] Dabei sorgte aus kurialer Perspektive eigentlich schon der (mit Abtrünnigkeit verbundene) Calvinismus als besonders niederträchtige Häresie für

---

Niederlanden in der frühen Neuzeit, in: Lademacher/Loos/Groenveld (wie Anm. 74), S. 165–188, hier S. 165 f., 170 f., 173; Kooi (wie Anm. 75), S. 87–98, 100 f.; Lademacher (wie Anm. 74), S. 117 f., 124 f., 133, 140; A. W. F. M. van de Sande, Niederländische Katholiken – Außenseiter in einer protestantischen Nation? Toleranz und Antipapismus in den Niederlanden im 17. und 18. Jahrhundert, in: Lademacher/Loos/Groenveld (wie Anm. 74), S. 189–201, hier S. 192–194, 200 f.; Spaans (wie Anm. 74), S. 77–86.

**88** Vgl. Braun, Wahrnehmung (wie Anm. 12), S. 495; Ders. (wie Anm. 2), S. 418–420. Für den Nuntius Carlo Carafa am Kaiserhof stellte in seiner Relation von 1628 neben der Pluralität der Konfessionen auch die deutsche Freiheitsliebe einen Kernpunkt der verfassungsstrukturellen Problematik des Reichs dar. Vgl. Ders., Kaiserhof (wie Anm. 12), S. 101–103.

**89** Vgl. Heitmann (Anm. 5), S. 238.

**90** Vgl. Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 137; Pallavicini, Nuntius, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 83. Auch Rinaldo Duglioli und der Söldner Lorenzo Zanardi, von dem allerdings unklar ist, ob er jemals die Nördlichen Niederlande besuchte, beschrieben die Vielzahl der Konfessionen in der Republik. Vgl. Poelhekke, Bolognees (wie Anm. 5), S. 184, 188; vgl. Ders., Manuscript-Tractaten (wie Anm. 5), S. 8–10/482–484. Ebenso existierte ein solches Bild der Niederlande im Alten Reich. Vgl. Petri (wie Anm. 14), S. 176 f.

**91** Vgl. Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 95, 105, 136, 138. Tatsächlich hielten sich nur wenige Quäker in der Republik auf und vor allem gegen Sozinianer fanden calvinistische und obrigkeitliche Gegenmaßnahmen statt. Vgl. Eijnatten/Lieburg (wie Anm. 76), S. 223 f.; Israel (wie Anm. 73), S. 654, 909–916. Zum negativen Bild des religiösen Pluralismus in den Niederlanden vgl. Schama (wie Anm. 70), S. 266 f.

genügend Empörung.[92] Umso bemerkenswerter ist Casonis Tendenz, die multikonfessionellen Verhältnisse zugunsten des Katholizismus auszulegen.

Als weitere (negative) Eigenschaften der Niederländer nannten die Bovi unter anderem Geiz, Gewinnsucht und eine Affinität für den Handel.[93] Von Geiz und Geldgier wusste auch Duglioli zu berichten.[94] Pallavicini nahm die andere, positive Seite der Medaille wahr, nämlich die Einfachheit und Sparsamkeit, die zur Schönheit und Ehre des Lands beitrügen.[95] Vor allem die eher negativen Attribute entsprachen den gängigen Stereotypen, denn im Reich wurden solche Eigenschaften gerne als typisch niederländisch klassifiziert.[96]

Es fällt auf, dass die hier skizzierten Niederlandeerfahrungen in bestimmten Punkten mit der kurialen Wahrnehmung der Schweizer übereinstimmte. Mit ihrem Bild des „potenzierte[n] Germanentum[s]“[97], das man in gewissen Punkten auch den Niederlanden im Positiven wie im Negativen unterstellen konnte, teilte sich die Eidgenossenschaft einige Stereotype mit den Vereinigten Provinzen.[98] Diese Überlappung

**92** Vgl. Koller (wie Anm. 12), S. 150 f.; Ders., Die römischen Nuntien und die Protestanten im Reich um 1600, in: W. Huschner/E. Bünz/C. Lübke (Hg.), Italien – Mitteldeutschland – Polen. Geschichte und Kultur im europäischen Kontext vom 10. bis zum 18. Jahrhundert, Leipzig 2013 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 42), S. 583–597, hier S. 595 f. Das hinderte die beiden jungen Adeligen aus Bologna aber nicht daran, zusammen mit Casoni calvinistische Gottesdienste zu besuchen. Vgl. Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 89, 94, 162 f.

**93** Vgl. ebd., S. 139 f.

**94** Vgl. Poelhekke, Bolognees (wie Anm. 5), S. 186.

**95** Vgl. Pallavicini, Nuntius, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 83, 86, 91.

**96** Vgl. Chales de Beaulieu (wie Anm. 14), S. 198, 202–209, 213 f., 218, 220, 224 f., 238 f.; Jarren (wie Anm. 14), S. 141. Guillaume van Gemert konnte zeigen, dass die Niederlande viele positiv konnotierte Aspekte als Vorbild für die protestantischen Reichsstände nach dem französischen Überfall im Jahre 1672 verloren. Vgl. Gemert (wie Anm. 14), S. 41–43, 58. Geiz, Gewinn- und Habsucht galten aber nicht nur im Reich und auf der Apenninhalbinsel als negativ besetzte Eigenschaften der Niederländer, sondern allgemein an den Höfen Europas. Vgl. Schama (wie Anm. 70), S. 258, 261, 295.

**97** Braun (wie Anm. 2), S. 603.

**98** Neben der eben dargestellten gemeinsamen Geldgier, dem Geiz und der Maxime des Eigennutzes seien hier Anmaßung und Arroganz, der langsame Verstand, die Freiheitsliebe und die damit verbundene Aufsässigkeit zu nennen. Beide Republiken wurden als unzuverlässig und wechselhaft wahrgenommen. Auch haftete ihnen der Ruf der Gewalttätigkeit an. Die Schweiz wie auch die Vereinigten Provinzen seien zudem Tummelplätze der Häresien. Vgl. ebd., S. 603–606; Fink, Nuntiatur (wie Anm. 12), S. 211–214; Ders., Nuntiatur unter Paul V. (wie Anm. 12), S. 446; Reinhardt (wie Anm. 12), S. 291, 296 f. Vgl. zu den Niederlanden als „Deutschland in der Potenz“ (Heitmann [wie Anm. 5], S. 218) auch Ottavio Ferrari, De Germaniae laudibus. Prolusio XIIX, in: Ders., Opera varia. Prolusiones, Epistolas, Formulas ad capienda Doctori insignia, & varias Inscriptiones complectentia ..., Wolffenbuttelii 1711, S. 238–253, hier S. 245 sowie Heitmann (wie Anm. 5), S. 218 f. Vgl. zu den hier für die Niederlande angeführten Attributen Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 137, 139, 141; Pallavicini, Nuntius, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 83–85, 137; Jarren (wie Anm. 14), S. 112, 118–120, 142, 180, 184, 187, 205 f.; Poelhekke, Bolognees (wie Anm. 5), S. 84 f.; Rohrschneider (wie Anm. 14), S. 186 f., 204, 206–208.

der Wahrnehmungsmuster lässt auf die Gemeinsamkeit des Republikanismus schließen, dem Rom eine tief verankerte Skepsis entgegenbrachte.[99]

Ordnet man Casonis Darstellung der niederländischen religiösen Toleranz, verbunden mit der stereotypen Händlermentalität, in Hans-Jürgen Lüsebrinks Dispositivkategorisierung der Fremdwahrnehmung ein, so kann man sie größtenteils als pragmatisch bezeichnen.[100] Lüsebrink selbst bezieht den Aspekt des Pragmatismus auf die Funktion des Sammelns von Wissen zur Beherrschung der außereuropäischen kolonialisierten Bevölkerungen im Kontext des 18. und 19. Jahrhunderts.[101] Der Begriff kann aber ebenso gut auf die Kenntnisakkumulation über die konfessionellen Verhältnisse in den Niederlanden zur Stabilisierung und Erweiterung des Katholizismus, wie es konkret bei Casonis Erfahrung der Fall war, angewandt werden. Der junge Sekretär zeigte durchaus Neugierde und die Fähigkeit zum Arrangement mit den niederländischen religiösen Verhältnissen, die auch den Katholiken in der calvinistisch dominierten Republik zugute kamen.

b) Die angesprochene Beschreibung des katholischen Wiederaufstiegs diente Casoni vielleicht auch als Rechtfertigung für seine sonstige Darstellung der Niederlande. Die Beurteilung der Niederländer durch den Gesandtschaftssekretär fiel nämlich fast ausschließlich positiv aus. Im direkten Zusammenhang mit der möglichen Rückkehr der Niederländer zum katholischen Glauben erwähnte Casoni, dass es den Niederländern dann an nichts mehr fehle. Denn schon jetzt ... *godono uno de' più belli e più culti paesi del Mondo.*[102]

Die hohe Bildung der Niederländer verdeutlichte Casoni vor allem mit der Beschreibung der niederländischen katholischen Priester. Ihre Bibliotheken enthielten Werke von Kirchenvätern, über Konzilien und kirchenhistorische Themen. In ihrer theologischen Bildung stünden sie dem französischen Klerus in nichts nach. Viele der jungen Pastoren hätten in Löwen ein gutes Studium durchlaufen. Außerdem seien die niederländischen Priester in höchstem Maße fromm und voller Verehrung für den Papst.[103] Der niederländische Klerus wies für den jungen Sekretär einen hohen Identifikationsgrad mit seiner italienischen Heimat auf.[104]

---

**99** Vgl. Braun (wie Anm. 2), S. 525 f. Gegenbeispiele für eine negative Darstellung von Fürsten – in diesem Fall von Reichsfürsten – finden sich in venezianischen Relationen. Vgl. Lutter (wie Anm. 12), S. 137–139.

**100** Der Kommunikationswissenschaftler unterscheidet zwischen 1. Faszination, 2. Abgrenzung, 3. Neugierde und Pragmatismus sowie 4. kulturellem Synkretismus. Vgl. Lüsebrink (wie Anm. 8), S. 95–101.

**101** Vgl. ebd., S. 98 f.

**102** Casoni an Favoriti, Amsterdam 1678 X 26, ASV, FFC 17, fol. 75r–76v, hier fol. 75r, Original.

**103** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 XI 4, ASV, FFC 17, fol. 77r–78v, hier fol. 77r–v, Original.

**104** Neben der herausstechenden Sympathie für die örtlichen Priester lässt sich dies auch daran feststellen, dass Casoni in den geheimen katholischen Kirchen eine deutliche Ähnlichkeit zu italienischen Nonnenklöstern erkannte. Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 XI 4, ASV, FFC 17, fol. 77r–78v, hier

Die Brüder Bovi machten ähnliche Erfahrungen wie Casoni. In Dordrecht waren sie erstaunt über die Bibelfestigkeit der einfachen Bevölkerung, als ihnen ein Mann, den sie für einen Schuster hielten, auf eine Frage mit einem Zitat aus der Heiligen Schrift antwortete. Zwar attestierten sie den Niederländern einen schwerfälligen Verstand, doch besäßen diese eine hohe Bildung. Dazu zählten die Bovi auch die protestantischen Pfarrer und Prädikanten.[105] In den Epochen der Reformation und Konfessionalisierung war aus römischer Sicht der Übertritt zum protestantischen Glauben noch mit der Einfachheit des Verstands erklärt worden. Allerdings kam es auch hier schon zu Differenzierungen und der Erkenntnis, dass es unter Protestanten auch gelehrte Menschen gab.[106] Die Reputation der hohen Bildung der Niederländer, die vor allem zum Ende des 17. Jahrhunderts der Realität entsprach, bestätigte auch ein gewisser Studientourismus in die Republik, insbesondere an die Universität Leiden.[107]

Protestanten insgesamt attestierte Casoni ein angemessenes Maß an Ehre und Pietät. Als sich zum Beispiel auf einer Karnevalsfeier im dänischen Gesandtenquartier zwei Katholiken – wie Casoni annahm – als Mönche verkleideten, so missfiel dies nicht zuletzt den anständigen Protestanten unter den Gästen.[108] Trotz aller Kritik finden sich auch im Reisebericht der Bovi Aussagen über Sittsamkeit und Aufrichtigkeit von Niederländern, vor allem der niederländischen Frauen – erneut eine Gemeinsamkeit mit der italienischen Deutschlandwahrnehmung.[109]

Diese Aussagen aus der Feder dreier Personen, deren Eigenbild eng mit der italienisch-katholischen Kultur verbunden war, erweisen sich als bemerkenswert. Von der Darstellung der kulturellen Überlegenheit Italiens beziehungsweise Roms ist in den

---

fol. 77r–v, Original. Die Ähnlichkeit des Fremden mit dem Bekannten ist ebenso bei Zanardi zu finden, der Holland und speziell Amsterdam aufgrund der innerstädtischen Grachten mit Venedig verglich, wobei auch andere Zeitgenossen Übereinstimmungen zwischen den beiden Städten feststellten. Vgl. Poelhekke, Manuscript-Tractaten (wie Anm. 5), S. 18 f./492 f.; Schama (wie Anm. 70), S. 293 f.

**105** Vgl. Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 94, 141. Auch der langsame Verstand war eine Art Überrest des italienisch-kurialen Deutschlandbilds des 16. Jahrhunderts. Vgl. Braun (wie Anm. 2), S. 573; vgl. Zucchi (wie Anm. 12), S. 397 f.

**106** Vgl. Braun (wie Anm. 2), S. 547, 560 f., 580 f.

**107** Vgl. Chales de Beaulieu (wie Anm. 14), S. 167; Israel (wie Anm. 73), S. 900–902; H. Schneppen, Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben, Bonn [1969] (Nachbarn 3), S. 5–13, 16 f. Dabei förderte vor allem die reformierte Kirche in den Niederlanden die Bildung der Bevölkerung. Israel (wie Anm. 73), S. 686–690; Vgl. J. de Vries/A. van der Woude, The First Modern Economy. Success, Failure, and Perseverance of the Dutch Economy, 1500–1815, Cambridge 1997, S. 169–172.

**108** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 I 27, ASV, FFC 17, fol. 104r–105v, hier fol. 105r–v, Original.

**109** Vgl. Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 139 f. Zur italienischen Wahrnehmung der deutschen Sittlichkeit vgl. Heitmann (wie Anm. 5), S. 231, 241–244; Zucchi (wie Anm. 12), S. 399, 401 f. Der Kardinallegat Giovanni Morone sprach Protestanten noch im 16. Jahrhundert die den Deutschen stereotype Aufrichtigkeit ab. Vgl. Braun (wie Anm. 2), S. 538.

Quellen Casonis und auch der Bovi wenig zu lesen.[110] Eher ist eine gewisse Bewunderung für die verhältnismäßig hohe Bildung, auch der einfachen Bevölkerung, nicht zu verkennen. Ihre Wahrnehmung war aber für die Einwohner der Apenninhalbinsel keine neue. Im 16. und 17. Jahrhundert setzte sich in Bezug auf das Reich immer mehr das Bild einer Bevölkerung durch, die im Fortschritt begriffen sei.[111] Auch wenn schon zu dieser Zeit die Niederlande nicht mehr als Teil des Reichs betrachtet wurden, so kam es doch zu Übertragungen dieses positiven Stereotyps. Der Mailänder Professor Ottavio Ferrari sah 1653 in den Niederländern das Musterbeispiel der Deutschen, die mit ihren Entdeckungen und Schiffsfahrten zum geistigen Reichtum des Landes enorm beitrugen.[112] Bereits Lodovico Guicciardini attestierte 1567 den Einwohnern Hollands einen geistig und kulturell hohen Stand im Vergleich zu ihren barbarischen Vorfahren der Antike.[113]

Diese Akzeptanz protestantischer Akteure als Personen, die einem Katholiken im Sittenverständnis und in der Bildungskultur durchaus nahestehen konnten, passte sehr gut in das gewandelte Bild der päpstlichen Außenverflechtungen unter Innozenz XI. Hier fand eine Integration Roms in das sich säkularisierende Europa, in seine diplomatischen Strukturen und seine völkerrechtlichen Vorstellungen statt.[114] Casoni gelang es, sich ein derart entspanntes Verhältnis mit Protestanten anzueignen, dass er ihnen mit Humor entgegentreten konnte. Als protestantische Gesandte in Nimwegen auf der Abschiedsfeier des französischen Vertreters Charles Colbert auf die Gesund-

**110** Vgl. ebd., S. 575; Mazza Moneta (wie Anm. 12), S. 100; Zucchi (wie Anm. 12), S. 396–401. Noch ca. 70 beziehungsweise knapp 100 Jahre vorher konnten der Kölner Nuntius Atilio Amalteo sowie der Legat am Augsburger Reichstag, Ludovico Madruzzo, die Verhältnisse des Reichs nur aus der Perspektive der italienisch-kurialen Überlegenheit betrachten. Gerade bei Letzterem ist deutlich das protestantische Feindbild zu erkennen. Vgl. J. Leeb, Stereotype und Feindbilder an einem Ort interkultureller Begegnung: Augsburg während des Reichstags von 1582, in: Rohrschneider/Strohmeyer (wie Anm. 1), S. 171–195, hier S. 191–193; S. Samerski, Römische Ordnung und kirchenrechtliches Chaos in Deutschland: Atilio Amalteo als Nuntius in Köln (1606–1610), in: Rohrschneider/Strohmeyer (wie Anm. 1), S. 73–89, hier S. 82, 84 f.

**111** Vgl. Heitmann (wie Anm. 5), S. 217–219.

**112** Vgl. Ferrari (wie Anm. 98), S. 245. Vgl. hierzu Heitmann (wie Anm. 5), S. 218 f.

**113** Vgl. L. Guicciardini, Descrittione di M. Lodovico Guicciardini Patritio Fiorentino di tutti i paesi bassi, altrimenti detti Germania inferiore, Anversa 1567, S. 194 f.

**114** Vgl. Externbrink (wie Anm. 25), S. 535–538, 541–547. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nahm aufgrund des Vorrangs weltlicher Staatsraison und des Nepotismus eine fundamentale konfessionelle Politik bei der Kurie keine vordergründige Rolle mehr ein, mit Ausnahme der Ludovisi- und Pamphilij-Pontifikate. Vgl. Koller (wie Anm. 12), S. 140–149; E. Stöve, Häresiebekämpfung und ‚ragione di stato'. Die Protestanten und das protestantische Lager in den Hauptinstruktionen Clemens' VIII., in: G. Lutz (Hg.), Das Papsttum, die Christenheit und die Staaten Europas 1592–1605. Forschungen zu den Hauptinstruktionen Clemens' VIII., Tübingen 1994 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 66), S. 53–66, hier S. 53, 61 f., 64 f.

heit des nicht anwesenden Nuntius tranken, bemerkte der Gesandtschaftssekretär gegenüber ihnen, dass er ihren Toast als Konversion zum Katholizismus betrachte.[115]

c) Für Rom und die katholische Welt stellte der Protestantismus in einigen Fällen noch eine existentielle Bedrohung für das rechtsgläubige Individuum dar. So fürchtete Bevilacqua um seine persönliche Sicherheit im Fall eines Scheiterns des Kongresses und der Abreise der katholischen Gesandten. Casoni erwies sich hier erneut als Pragmatiker und empfahl höhere Ehrerweisungen und Höflichkeitsbekundungen gegenüber protestantischen Akteuren.[116]

Eine niederländisch-protestantische Bedrohung empfand aber auch der Gesandtschaftssekretär. Das Beispiel einer Anschuldigung Neercassels hebt dies anschaulich hervor. Ein katholischer Veteran aus Utrecht, der zur Zeit der französischen Besatzung in den Niederlanden im Dienst Ludwigs XIV. gestanden und einige Verbrechen begangen hatte, beschuldigte den Vikar und seine Priester vor dem Utrechter Magistrat, ihn zu solchen Missetaten angestiftet zu haben. Außerdem warf er ihnen subversive Pläne vor. Hilfe suchend wandte sich Neercassel an Casoni. Der setzte auch gleich alle persönlichen Verbindungen ein, die ihm zur Verfügung standen. Der von ihm informierte Charles Colbert schrieb einen Brief an d'Avaux in Den Haag, damit dieser sich dort für Neercassel einsetzte. Dem sich im Herzogtum Kleve aufhaltenden Vikar empfahl Colbert, vorerst nicht in die Republik zurückzukehren. Zudem wurde Bevilacqua von seinem Sekretär über die Vorgänge unterrichtet und auch der Nuntius appellierte an d'Avaux wie an Cybo, sich für Neercassel zu verwenden. All dies schrieb Casoni seinem Cousin am 3. März 1679.[117] Bereits am nächsten Tag konnte er Entwarnung geben. Der Utrechter Magistrat hatte die Verdächtigungen als Anschuldigungen eines Wahnsinnigen verworfen.[118] Das Beispiel zeigt, dass die Existenz der Katholiken in den Niederlanden noch als hochgradig bedroht angesehen wurde. Die brenzlige Situation der Katholiken in England mochte die Empfindungen Casonis, Bevilacquas und Colberts noch intensiviert haben.[119] Tatsächlich erreichte den Nuntiatursekretär im März 1679 die Nachricht von Verfolgungen und Verhaftungen katholischer Priester in Twente, was zeigt, dass die Empfindungen von Bedrohung doch nicht allzu

115 Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 VII 28, ASV, FFC 17, fol. 150r–151v, hier fol. 150r, Original.
116 Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 II 4, ASV, FFC 17, fol. 9r–10v, hier fol. 9v–10r, Original. Schon Bartolomeo Portia, Nuntius für den süddeutschen Raum, verband 1575 einen Aufenthalt auf reformiertem Boden mit großer Gefahr, der Gewalt der Protestanten ausgesetzt zu sein. Vgl. Koller (wie Anm. 12), S. 315 f.
117 Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 III 3, ASV, FFC 17, fol. 117r–118v, 120r, hier fol. 118r–v, 120r, Original.
118 Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 III 4, ASV, FFC 17, fol. 119r, Original. Vgl. außerdem Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 III 10, ASV, FFC 17, fol. 122r–123v, hier fol. 122r, Original.
119 Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 XII 2, ASV FFC 17, fol. 85r–86r, hier fol. 85r, Original.

realitätsfern waren.[120] Auch Neercassels Reaktion ist mehr als verständlich. Er hatte im September 1672 tatsächlich in einem Brief an Ludwig XIV. darum gebeten, neben anderen Punkten zugunsten des katholischen Glaubens die gesamte Republik zu unterwerfen. Der Brief, dessen Inhalt durchaus einem Hochverrat gleichkam, blieb zu diesem Zeitpunkt allerdings noch geheim.[121]

Insgesamt galten aber die Niederländer selbst auch als Menschen mit einem deutlichen Hang zur Gewalt, was sich gut in das bedrohliche Bild der Niederlande, basierend auf ihrer republikanischen Verfassung sowie calvinistischen Konfession, einfügte.[122] Brutalität als Charakteristikum der niederländischen Bevölkerung erwähnten Duglioli und als *furore popolare*[123] auch Pallavicini. Sie verwiesen als historischen Beleg auf den Lynchmord der Brüder Johan und Cornelis de Witt.[124] Auch Casoni deutete eine solche Auffassung an. Er sah für die Dominanz Wilhelms III., dem er wenig Sympathie entgegenbrachte, einige Gefahr in einer geschlossenen Opposition niederländischer Städte. Dann würden Risiken entstehen, *che sovrastano a' quelli, che comandano nelle Republiche composte di Plebe ricca*[125]. Wie solche Gefahren aussahen, erläuterte der Sekretär aber nicht. Ein ähnliches Verständnis des aufrührerischen Charakters der niederländischen Bevölkerung bewiesen auch die Bovi. Für sie war es sehr wahrscheinlich, dass in den Generalstaaten, die sehr auf ihre gewonnene Freiheit achteten – in den Augen Roms kein positiv besetztes Attribut –, auf einen äußeren Frieden innere Unruhen folgen würden.[126]

Erneut kam es hier zur Übertragung eines Ressentiments gegenüber den Deutschen: die italienische Angst vor dem *furor teutonicus*. Im Laufe der Reformation

---

**120** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1679 III 17, ASV, FFC 17, fol. 124r–125v, hier fol. 125r, Original. Daneben kam es zu Ausweisungen von katholischen Priestern 1676 in Zutphen sowie im Jahr darauf in Arnheim. Vgl. Israel (wie Anm. 73), S. 643 f.

**121** Vgl. B. Forclaz, L'occupazione francese di Utrecht: una restaurazione del cattolicesimo?, in: B. Boute/H. Cools/M. A. Visceglia (a cura di), Fiandre e Italia tra monarchia universale e Stati territoriali: cultura politica e dinamiche sociali, Roma 2009 (Dimensioni e problemi della ricerca storica [21,2]), S. 139–162, hier S. 151 f.; Frijhoff (wie Anm. 74), S. 34 f.; M. G. Spiertz, L'Église catholique des Provinces-Unies et le Saint-Siège pendant la deuxième moitié du XVII[e] siècle, Louvain 1975 (Revue d'histoire ecclésiastique 62), S. 119 f., 160 f.

**122** Vgl. Rohrschneider (wie Anm. 14), S. 206–208; A. Tischer, Fremdwahrnehmung und Stereotypenbildung in der französischen Gesandtschaft auf dem Westfälischen Friedenskongress, in: Rohrschneider/Strohmeyer (wie Anm. 1), S. 265–288, hier S. 281–283. Gerade aus der Perspektive Roms galten Republiken als Keimzellen von Aufständen. Vgl. Braun (wie Anm. 2), S. 525 f. Auch bei Reisenden aus dem Reich galten die Niederländer als grausam. Vgl. Chales de Beaulieu (wie Anm. 14), S. 211.

**123** Pallavicini, Nuntius, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 84 f.

**124** Vgl. ebd.; Poelhekke, Bolognees (wie Anm. 5), S. 185 f.

**125** Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 XI 4, ASV, FFC 17, fol. 77r–78v, hier fol. 78r, Original.

**126** Vgl. Bovi/Bovi, Reisbeschrijving, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 139, 143. Das Streben nach Freiheit beziehungsweise *libertà* war aus päpstlicher Perspektive beinahe ausschließlich mit negativen Assoziationen besetzt. Vgl. Reinhard (wie Anm. 10), S. 67.

wurde die Furcht vor den Überfällen aus den Regionen nördlich der Alpen in die Angst vor der bewussten Ausrottung der (italienischen) Katholiken transformiert.[127] Diese Furcht schien auch noch zum Zeitpunkt des Nimwegener Friedenskongresses inhärent vorhanden zu sein.

In der Publizistik des Reichs und vor allem aus der Wiener Perspektive galt der niederländische Calvinismus in Verbindung mit dem Stereotyp der subversiven, nach Freiheit strebenden Niederländer als Bedrohung. So konnten ihre Ideen der religiös-politischen Rebellion auf Regionen des Reichs überspringen. Das Feindbild der Republik als nichtkatholische Antagonistin hielt sich in Kreisen des Kaiserhofs bis in die 1670er Jahre.[128] Ironischerweise handelte es sich hier ebenso ursprünglich um ein auf Tacitus basierendes, humanistisch geprägtes Bild des als innenpolitisch instabil geltenden Reichs.[129] Einer solchen Angst konnte sich auch Casoni nicht entziehen.

d) Als erwähnenswert erweist sich die Auffassung Casonis von den inneren Verhältnissen der Nördlichen Niederlande. Das republikanische System, in dem jede Provinz sich als eigenständige Macht verstand, hatte bei vielen im 17. Jahrhundert für große Irritation gesorgt. Aufgrund des Fehlens einer Person mit monarchengleicher Stellung, an die man sich mit seinen Anliegen wenden konnte, nahmen Diplomaten die politischen Zustände und Vorgänge in den Niederlanden als unberechenbar und schleppend wahr. Sie verloren geradezu den Überblick über die Entscheidungsverhältnisse. Oftmals war es schwer zu erkennen, welcher Akteur die Generalstaaten, seine Provinz oder sich selbst vertrat. Einige Diplomaten beschrieben die Entscheidungsträger der Republik als bestechlich, wechselhaft und egoistisch. Diskretion sei schon aufgrund der Vielzahl der an Entscheidungsprozessen beteiligten Akteure nicht möglich. Ratlos suchte man häufig im Statthalter einen Ansprechpartner. Wilhelm III. wurde von vielen Diplomaten als Ersatzmonarch und Bindungsglied zur europäischen Adelsgesellschaft wahrgenommen. Die Niederländer besäßen keine Ehre und würden von Eigennutz und Profitgier getrieben. In Bündnissen seien die Generalstaaten unzuverlässig, allein weil sie früher oder später ohne Rücksicht auf Alliierte einen Frieden anstreben würden. So schien ganz deutlich von den Vereinigten Provinzen, in Verbindung mit ihrem übermäßigen Reichtum, eine Gefahr auszugehen. Sie galten mit ihrem calvinistischen Glauben und ihrer unübersichtlichen und republikanischen Verfassung als Inbegriff des Fremden.[130]

---

**127** Vgl. Braun (wie Anm. 2), S. 588–590; Mazza Moneta (wie Anm. 12), S. 99–102, 105.

**128** Vgl. Jarren (wie Anm. 14), S. 112, 115, 118 f., 180, 187, 351.

**129** Vgl. Braun (wie Anm. 2), S. 519–521, 583–585. Auch in venezianischen Quellen finden sich Darstellungen der ständig untereinander streitenden Reichsstände und der inneren Instabilität des Reichs. Vgl. Lutter (wie Anm. 12), S. 137 f.; vgl. Zucchi (wie Anm. 12), S. 290, 358–360, 362 f.

**130** Vgl. Braun (wie Anm. 14), S. 193; S. Fraedrich-Nowag, Kaiserlich-niederländische Bündnisverhandlungen am Rande des Westfälischen Friedenskongresses, in: Brunert/Lanzinner (wie Anm. 14), S. 211–230, hier S. 218–220; Jarren (wie Anm. 14), S. 120, 127, 129–134, 139, 180–182, 184,

Pallavicini bestätigte das Bild der niederländischen Instabilität. Die Eliten müssten sich sehr nach den Wünschen des Volkes richten, um regieren zu können. Ebenso erwähnte er das Schicksal der Brüder De Witt als bestes Beispiel für die politische Unbeständigkeit der Vereinigten Provinzen.[131] Und auch Casonis Gesandtschaftsoberhaupt Bevilacqua betrachtete Staatsgebilde mit republikanischen Elementen wie die Niederlande und England als brüchig.[132] Die Wahrnehmung der Unübersichtlichkeit und Pluralität der Akteure und Prozesse im Zuge von Entscheidungsfindungen, der instabilen und chaotischen Regierungsverhältnisse, der komplizierten Netzwerke sowie der Unschärfe der Formalität von Verhandlungen entsprechen erneut zum Teil dem kurialen Bild der Strukturen in der Eidgenossenschaft.[133] Vor allem die Kurie verband mit einer Republik häufig Chaos und Bevölkerungsunruhen.[134] Einfache Leute waren in den Augen Roms nicht dazu auserkoren, am politischen Leben teilzunehmen.[135]

Das pluralistische, unübersichtliche Bild der Niederlande vereinfachte Casoni auf die Konfrontation zweier Parteien: auf der einen Seite der beinahe über das gesamte Land gebietende Statthalter Wilhelm III., auf der anderen Seite einige holländische Städte unter der Führung Amsterdams, die sich dem oranischen Allmachtsanspruch widersetzten.[136] Dabei charakterisierte der Sekretär die Herrschaft Wilhelms III. als *quasi dispotica* und legte den holländischen Bürgern die Bezeichnung des Oraniers als *tiranno*[137] in den Mund. Den niederländischen Zuständen, die Casonis Eindrücke prägten, ging die Verleihung des geldrischen Herzogtitels an den Statthalter im Jahre 1675 voraus, die in der Republik die Angst vor Wilhelms III. unangefochtener Hegemonialstellung verstärkte.[138] Ganz ähnlich betrachtete der Kölner Nuntius die Zustände in den Niederlanden.[139] Zeichen innerer Zwietracht der Republik nahmen ebenso

187, 351 f.; Leeb (wie Anm. 110), S. 195; O. Mörke, Das Haus Oranien-Nassau als Brückenglied zwischen den politischen Kulturen der niederländischen Republik und der deutschen Fürstenstaaten, in: H. Lademacher (Hg.), Oranien-Nassau, die Niederlande und das Reich. Beiträge zur Geschichte einer Dynastie, Münster 1995 (Niederlande-Studien 13), S. 47–68, hier S. 63; Petri (wie Anm. 14), S. 176; Rohrschneider (wie Anm. 14), S. 199–208; Schama (wie Anm. 70), S. 257–259, 265, 269 f.; Schilling (wie Anm. 9), S. 25; Tischer (wie Anm. 121), S. 281–283.

**131** Vgl. Pallavicini, Nuntius, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 83–85.

**132** Vgl. Bevilacqua an Cybo, Nimwegen 1678 V 13, ASV, NP 37, fol. 258r–260r, hier fol. 259v, Kopie.

**133** Vgl. Braun (wie Anm. 2), S. 604 f., 608; Fink, Nuntiatur (wie Anm. 12), S. 216; Reinhardt (wie Anm. 12), S. 294 f., 297.

**134** Vgl. Braun (wie Anm. 2), S. 525 f.

**135** Vgl. Reinhard (wie Anm. 10), S. 57.

**136** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 XI 4, ASV, FFC 17, fol. 77r–78v, hier fol. 78r, Original.

**137** *L'Oranges nelle Provincie ritiene la sua prima auttorità quasi dispotica, fuor che nella Città d'Amsterdam, e di alcune altre primarie dell'Olanda, che si professano sue nemiche dichiarate, e parlano di lui con quei concetti che parlarebbono d'un Tiranno, che non temono.* Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 XI 4, ASV, FFC 17, fol. 77r–78v, hier fol. 78r, Original.

**138** Vgl. Israel (wie Anm. 73), S. 815–818.

**139** Vgl. Pallavicini, Nuntius, ed. Brom (wie Anm. 5), S. 79 f., 86 f.

andere Zeitgenossen wahr. Dabei ging es häufig aber um Differenzen zwischen dem wirtschaftlich sowie politisch dominierenden Holland und den anderen sechs Provinzen.[140] Wie es Volker Jarren in seiner Studie über die kaiserlichen Gesandten und Räte zeigt, offenbarte auch Casoni ein klares Schwarz-Weiß-Verständnis.[141] Einen differenzierteren Blick auf die Verfasstheit der Niederlande versuchte der ehemalige Söldner Lorenzo Zanardi zu werfen, der in der Republik eine Mischung aus Aristokratie, Demokratie und Monarchie sah. Duglioli kam mit seiner Erläuterung der niederländischen Verfassung nach dem Tod Wilhelms III. dem Selbstverständnis der Republik als Verteidigungsbündnis von sieben souveränen Provinzen schon sehr nahe.[142]

Mit seiner dualistischen Darstellung bezeugte Casoni seine Sympathie für die republikanischen Städte. Auch wenn Casoni auf dem Territorium einer italienischen Republik geboren wurde, verblüfft seine Parteinahme. Viel eher hätte man vermuten können, dass die Niederlande mit ihrer ersten formellen Erschließung durch die Gesandtschaft Bevilacquas wie das Reich und die Schweiz zu einer Gegenwelt Italiens beziehungsweise Roms werde.[143]

Casonis Einschätzung beruhte auf Pragmatismus und gründete wohl auf zwei verschiedenen Punkten. Zum einen ging er klar davon aus, dass es bei einer Suprematie Wilhelms III. zu einem unaufhaltsamen niederländischen Wiedereinstieg in den Krieg kommen werde, den auch Casoni als Akteur der Mediation zu beenden versuchte. Zum zweiten hatte er unter den niederländischen Katholiken etliche Klagen über den Statthalter vernommen, da sie viel Leid durch die von Wilhelm III. begünstigten Eliten erfahren mussten.[144]

6. Wie Christopher F. Laferl bereits für die spanischen Gesandten am Hof Ferdinands I. feststellte, muss auch Casoni mit dem *nationalen* und konfessionellen Anderen „eine doppelte Differenzerfahrung“[145] durchlebt haben. Auch für ihn blieben die Niederlande in vielen Belangen exotisch. Er sah auf die Bewohner aber in keiner Weise abwertend herab. Die Charakterisierung Casonis als *uomo aperto alla cultura dei Paesi Bassi*[146] durch Silvano Giordano kann so unterstrichen werden. Die stereotype niederländische Händlermentalität, häufig auf Eigennutz reduziert, verband der Italiener mit der religiösen Toleranz im Land und bewertete sie als vorteilhaft für den

**140** Vgl. Jarren (wie Anm. 14), S. 129.

**141** Vgl. ebd., S. 139.

**142** Vgl. Poelhekke, Bolognees (wie Anm. 5), S. 184; Ders., Manuscript-Tractaten (wie Anm. 5), S. 13/487.

**143** Vgl. Reinhard (wie Anm. 10), S. 69.

**144** Vgl. Casoni an Favoriti, Nimwegen 1678 XI 4, ASV, FFC 17, fol. 77r–78v, hier fol. 78r, Original.

**145** C. F. Laferl, ... *y en la corte donde estánse tienen por peregrinos*. Zu den konfessionellen Differenzerfahrungen spanischer Hofleute und Diplomaten im Umfeld Karls V. und Ferdinands I., in: Rohrschneider/Strohmeyer (wie Anm. 1), S. 147–170, hier S. 162.

**146** Giordano (wie Anm. 24), S. 52.

Schutz der katholischen Kirche in den Vereinigten Provinzen. In der niederländischen Bevölkerung stach für ihn die hohe Bildung heraus. Statt ein Bild von chaotischen Verfassungs- und Regierungsstrukturen zu zeigen, brach Casoni die politischen Verhältnisse auf einen Dualismus zwischen dem Statthalter und einigen holländischen Städten herunter. Lediglich von dem latenten Bild einer protestantischen Bedrohung, die von den Niederlanden ausging, konnte er sich nicht lösen. Casonis Eindrücke von den Niederlanden entstanden nicht ohne vorprägende Darstellungen und Stereotype. Ihre Wurzeln findet man dabei häufig im italienischen Deutschlandbild des 16. und 17. Jahrhunderts.

Selbst als Casoni nach seinem Aufenthalt in den Spanischen Niederlanden auf seiner Rückreise in Breda und 's-Hertogenbosch aufgehalten wurde und mehr als grob nach seiner Identität befragt wurde, verlor er kein schlechtes Wort über die Niederländer. Stattdessen erklärte er sich die angespannte Situation durch das Gerücht, der französische und spanische König hätten sich verbündet, um Maastricht und die niederländischen Besitzungen in Brabant zurückzuerobern.[147]

Casonis Umgang mit seiner Fremdwahrnehmung der Niederlande und Niederländer fügte sich in den diplomatischen Apparat Roms – innerhalb der Kurie und Nuntiaturen – unter Innozenz XI. ein. Dieser begann sich nämlich in ein Europa zu integrieren, das selbst im Prozess der Säkularisierung zu verorten ist. Casoni als Angehöriger der jüngsten Generation apostolischer Amtsträger mochte hierbei ein ausgesprochen fortschrittliches Verständnis vorweisen. Während aber auch der Kölner Nuntius Pallavicini ähnliche Niederlandeerfahrungen machte, so waren es die Brüder Guido und Giulio de Bovi, die – wohl jünger als der Gesandtschaftssekretär in Nimwegen – eine negativere Wahrnehmung der Niederlande offenbarten. Dies könnte sich als ein Indiz für die Progressivität der Organe von Außenverflechtung innerhalb der kurialen Strukturen erweisen.

Casonis flexible, pragmatische Sicht auf die Fremde war in der Nuntiaturgeschichte nicht einzigartig. Schon Wojciech Tygielski hat mit Blick auf die Nuntiatur in Polen gezeigt, dass in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von 60 Jahren die päpstlichen Vertreter sich einen geschärften Blick für Sachverhalte in einem ihnen fremden Land aneignen konnten. Zugleich könnte man die anfänglich enorm vereinfachte Darstellung der polnischen Verfassungsstrukturen mit dem unscharfen Bild der politischen Verhältnisse in den Niederlanden durch Casoni vergleichen. In einem solchen Fall stünde das kuriale Verständnis von den Vereinigten Provinzen noch an seinem Anfang.[148]

Eine Aufgabe der Forschung muss es deshalb sein, spätere Beschreibungen der Niederlande durch apostolische Vertreter zu analysieren, so zum Beispiel die Berichte Domenico Passioneis, des Gesandten Roms in Den Haag und auf dem Friedenskon-

147 Vgl. Casoni an Cybo, Nimwegen 1679 VI 13, ASV, FFC 17, fol. 138r–139r, hier fol. 138r–v, Original.
148 Vgl. Tygielski (wie Anm. 2), S. 231–235.

gress von Utrecht (1712–1714).[149] Auch die Quellen der Niederlandereisen von Nuntius Garampi in den 1760er-Jahren und 1784 können hier zu weiteren Erkenntnissen beitragen.[150] Ebenso lohnt ein Blick auf die italienische und kuriale Wahrnehmung der Niederländer zum Ende des 16. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Guicciardinis durchweg positives Urteil der Provinz Holland und seiner Einwohner im Jahre 1567 lässt den Eindruck entstehen, dass die negativen Aspekte des niederländischen Bilds ausschließlich durch die Abspaltung einer calvinistisch dominierten Republik von der spanischen Monarchie entstanden.[151] Für Wien waren diese Aspekte definitiv die zentralen Elemente des tiefen Misstrauens gegenüber den Vereinigten Provinzen.[152]

**149** Passioneis Erfahrungen und Rolle auf dem Utrechter Folgekongress in Baden 1714 hat zuletzt Braun untersucht. Vgl. G. Braun, Stadt und Kongress als Erfahrungs- und Handlungsräume eines kurialen diplomatischen Akteurs: Domenico Passionei in Baden, in: C. Windler (Hg.), Kongressorte der Frühen Neuzeit im europäischen Vergleich. Der Friede von Baden (1714), Köln-Weimar-Wien 2016, S. 135–152.

**150** Vgl. Garampi, Holland, hg. von Weech (wie Anm. 5); Garampi/Marini, Viaggio, ed. Palmieri (wie Anm. 5).

**151** Vgl. Guicciardini, Descrittione (wie Anm. 113), S. 194–196.

**152** Vgl. Fraedrich-Nowag (wie Anm. 130), S. 218–220; Jarren (wie Anm. 14), S. 111f., 115, 160, 187, 351.

Ruth Nattermann

# Antisemitische Strömungen im Movimento Femminile Italiano (1869–1916)

## Vorurteile, Konflikte und Reaktionen zwischen katholischem Anti-Laizismus und Anti-Judaismus

**Riassunto:** Il presente contributo spiega le ragioni e lo sviluppo delle correnti antisemite all'interno del primo movimento femminile italiano, nel periodo fra la fine dell'800 e l'inizio della prima guerra mondiale. L'esame dei dibattiti e degli eventi rilevanti, finora trascurati dalla ricerca storica, si basa sugli archivi delle organizzazioni femminili laiche come pure di quelle cattoliche, le loro pubblicazioni, nonché degli archivi personali. La prima parte dell'articolo si concentra sulle relazioni ebree-cattoliche nell'ambito del primo movimento femminile italiano. Nella seconda parte vengono affrontate la crescente radicalizzazione dei dibattiti antiebraici fra attiviste cattoliche a partire dalla guerra libica 1911/12 e la transizione ad una polemica apertamente antisemita. L'articolo trae spirazione dalla tesi che le forti tendenze anti-laiche delle cattoliche organizzate venissero sostituite al più tardi dal 1912 in poi da pregiudizi antiebraici, destinati a rinforzarsi definitivamente durante il fascismo.

**Abstract:** This article explains the motivations for and developments of anti-Semitic tendencies within the early Italian women's movement between the end of the 19th century and the beginning of the First World War. The analysis of the discourses and events in question, hitherto neglected in relevant historical research, is based on the archives of secular and Catholic women's organizations, their publications and personal archives. The first part of the article focuses on Jewish-Catholic relations in the early Italian women's movement. The second part examines the increasing radicalization of anti-Jewish discourse among Catholic activists from the Libyan war in 1911/12 onwards, and the transition towards an overtly anti-Semitic polemic. The study puts forward the thesis that the strong anti-secular tendencies of organized Catholic women in Italy were at the latest from 1912 onwards replaced by anti-Jewish prejudices, which were to intensify considerably during Fascism.

Auf den letzten Seiten ihrer 1938/39 entstandenen Autobiographie schrieb die italienisch-jüdische Schriftstellerin Laura Orvieto: „Cominciò allora, quel movimento antisemitico, contro di Angiolo e contro di Laura. Il primo rintocco risuonò a quell'associazione femminile che aveva nome ‚Lyceum', e della quale Laura si era occupata fin dalla sua fondazione ... a poco a poco le socie semite lasciarono il

QFIAB 96 (2016) — DOI 10.1515/qfiab-2016-0015

‚Lyceum', anche se continuarono a pagare la quota: adesso non pagano più nemmeno quella, essendo state escluse come non ariane dall'associazione".[1]

Die Verabschiedung der Rassengesetzgebung im November 1938 bedeutete die endgültige Aufhebung der italienischen Juden-Emanzipation des neunzehnten Jahrhunderts. Jüdische Männer, Frauen und Kinder wurden gezielt aus Berufen, Schulen, Universitäten und Verbänden ausgegrenzt, so auch die langjährige Aktivistin Orvieto aus dem Florentiner *Lyceum*, dessen Anpassung an die nunmehr offene antisemitische Politik des faschistischen Regimes sie mit bitterem Sarkasmus in ihrer Autobiographie schilderte. Dass die Rassengesetze nicht den Ausgangspunkt eines italienischen Antisemitismus in Form einer Nachahmung des nationalsozialistischen Modells darstellen, sondern als Kulminationspunkt einer langfristigen, individuellen Entwicklung verstanden werden müssen, haben in den letzten Jahren vor allem die Studien von Enzo Collotti und Michele Sarfatti zur Geschichte der Juden im italienischen Faschismus gezeigt.[2] Die in der italienischen Nachkriegsgesellschaft weit verbreitete, selbst von nicht wenigen jüdischen Akteuren und Akteurinnen aus dem Rückblick konstruierte Version, der zufolge vor 1938 in Italien kein Antisemitismus existiert habe, ist seit den 1990er Jahren zunehmend in Frage gestellt worden, insbesondere durch die Arbeiten von David Bidussa und Filippo Focardi zum Mythos des „guten Italieners".[3]

Welche Rolle Frauen, v. a. katholische Aktivistinnen, bei der Schaffung, Aufrechterhaltung und Radikalisierung des Antisemitismus in Italien spielten, ist jedoch bis heute weitgehend unbekannt. Während für den deutschen Fall bereits seit längerer Zeit diverse Studien vorliegen, die sich mit antisemitischen Vorurteilen innerhalb

1 L. Orvieto, Storia di Angiolo e Laura, a cura di C. Del Vivo, Firenze 2001, S. 126. Das *Lyceum* war eine kulturelle Frauenvereinigung, die 1908 nach dem Modell des Londoner *Lyceum* in der toskanischen Hauptstadt gegründet worden war. – Zur Schriftstellerin und Journalistin Laura Orvieto (1876–1953) s. insbesondere: Laura Orvieto. La voglia di raccontare le „Storie del Mondo", Firenze 2013 (Antologia Vieusseux 53–54/2012); R. Nattermann, The Italian-Jewish Writer Laura Orvieto (1876–1955) between Intellectual Independence and Social Exclusion, in: T. Catalan/C. Facchini (Hg.), Portrait of Italian Jewish Life (1800s–1930s), in: Quest. Issues in Contemporary Jewish History. Journal of Fondazione CDEC 8 (November 2015). URL: http://www.quest-cdecjournal.it/focus.php?id=368; 16. 2. 2016.

2 Vgl. E. Collotti, Il fascismo e gli ebrei. Le leggi razziali in Italia, Roma-Bari 2004; M. Sarfatti, Mussolini contro gli ebrei. Cronaca dell'elaborazione delle leggi del 1938, Torino 1994; Ders., The Jews in Mussolini's Italy. From Equality to Persecution, Madison 2006.

3 Zu den Erinnerungen jüdischer Akteure vgl. U. Wyrwa, Der Antisemitismus und die Gesellschaft des Liberalen Italien 1861–1915, in: L. Novelli-Glaab/G. Jäger (Hg.), ... denn in Italien haben sich die Dinge anders abgespielt. Judentum und Antisemitismus im modernen Italien, Berlin 2007, S. 87; M. Baumeister, „Ebrei fortunati?" Juden in Italien zwischen Risorgimento und Faschismus, in: P. Terhoeven (Hg.), Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 2010, S. 43–60, hier S. 44 f. – Zum Stereotyp des „guten Italieners" vgl. D. Bidussa, Il mito del bravo italiano, Milano 1994; F. Focardi, Il cattivo tedesco e il bravo italiano. La rimozione delle colpe della seconda guerra mondiale, Roma-Bari 2013.

der Ersten Frauenbewegung auseinandersetzen,[4] hat die überdurchschnittlich hohe Beteiligung jüdischer Frauen im frühen *movimento femminile italiano* bis heute die Frage nach der Existenz und den Erscheinungsformen antisemitischer Vorurteile nichtjüdischer bzw. katholischer Italienerinnen in den Hintergrund gedrängt.[5] Italienische Frauen erscheinen von antijüdischem Denken und Handeln unberührt. Der erhebliche Einfluss, den jüdische Akteurinnen auf die wichtigste Organisation der frühen italienischen Frauenbewegung, die *Unione Femminile Nazionale* (UFN), ausübten, stützt auf den ersten Blick die Vorstellung eines ungetrübten Verhältnisses zwischen jüdischen und nichtjüdischen Aktivistinnen im liberalen Italien. Doch wird diese oberflächliche Sichtweise der ausgeprägten Laizität und sozialistischen Prägung der UFN nicht gerecht.[6]

Eine differenzierte Beurteilung jüdisch-nichtjüdischer Beziehungen in der frühen italienischen Frauenbewegung, die Erkenntnisse über die Existenz antisemitischer Tendenzen zulassen, erfordert vielmehr die dezidierte Einbeziehung zeitgenössischer katholischer Institutionen und ihrer Protagonistinnen in die Untersuchung. Zudem ist es notwendig, sich der im italienischen Kontext zentralen Verknüpfung zwischen Anti-Judaismus und Anti-Laizismus bewusst zu sein, ohne die ein umfassendes Verständnis der Positionierung katholischer Aktivistinnen und ihrer Einstellungen

4 Vgl. insbesondere M. Bereswill/L. Wagner (Hg.), Bürgerliche Frauenbewegung und Antisemitismus, Tübingen 1998; J. Gehmacher/I. E. Korotin (Hg.), Der feministische „Sündenfall"? Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung, Wien 1994; H. Wawrzyn, Antisemitism in the German Women's Movement 1865–1933, Norderstedt 2011.

5 Eine Ausnahme bildet der Beitrag von L. Gazzetta, Tra antiebraismo e antifemminismo. Temi dell'intransigentismo cattolico in Italia tra '800 e '900, in: Ricerche di storia sociale e religiosa 85–86 (2014), S. 209–228. Sowohl in den Standardwerken zur frühen italienischen Frauenbewegung als auch in Miniatis Studie über jüdische Frauen im italienischen Einheitsstaat bleibt das Problem des Antisemitismus außen vor; vgl. M. Miniati, Le „emancipate". Le donne ebree in Italia nel XIX e XX secolo, Roma 2003; F. Pieroni Bortolotti, Alle origini del movimento femminile in Italia 1848–1892, Torino 1963; E. Dickmann, Die italienische Frauenbewegung im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2002. – Zum weit verbreiteten Desinteresse amerikanischer und österreichischer nichtjüdischer Feministinnen, sich mit der Geschichte des Antisemitismus innerhalb der Ersten Frauenbewegungen auseinander zu setzen, vgl. E. Malleier, Jüdische Feministinnen in der Wiener bürgerlichen Frauenbewegung vor 1938, in: M. Grandner/E. Saurer (Hg.), Geschlecht, Religion und Engagement. Die jüdischen Frauenbewegungen im deutschsprachigen Raum. 19. und frühes 20. Jahrhundert, Wien-Köln 2005, S. 79–101, hier S. 80; E. Lerner, American Feminism and the Jewish Question, 1890–1940, in: D. Gerber (Hg.), Anti-Semitism in American History, Urbana 1986, S. 305–328.

6 Cristina M. Bettin etwa hebt die engen Beziehungen der 1927 gegründeten Mailänder *Associazione delle Donne ebree d'Italia* (ADEI) zu „mitfühlenden Katholikinnen wie Ersilia Majno" hervor, ohne die sozialistische Orientierung der langjährigen Vorsitzenden der UFN und die jüdische Herkunft von Majnos Mutter, einer geborenen Bernstein, zu bedenken; vgl. C. M. Bettin, Italian Jews from Emancipation to the Racial Laws, Basingstoke-New York 2010, S. 109. Zur familiären Herkunft Majnos vgl. R. Nattermann, Weibliche Emanzipation und jüdische Identität im vereinten Italien. Jüdinnen in der frühen italienischen Frauenbewegung, in: G. B. Clemens/J. Späth (Hg.), 150 Jahre Risorgimento – geeintes Italien?, Trier 2015, S. 127–145, hier S. 142.

gegenüber Jüdinnen nicht möglich ist. Auf diese Weise können auch Abgrenzungsstrategien von Katholikinnen überprüft und neues Licht auf die tieferen Gründe für die auffallend starke Hinwendung jüdischer Frauen zu den laizistischen Organisationen geworfen werden.

Der vorliegende Artikel erläutert die Ursachen und Entwicklungen antisemitischer Strömungen in der frühen italienischen Frauenbewegung anhand von relevanten Diskursen und Ereignissen zwischen dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts und dem Beginn des Ersten Weltkriegs. Die Untersuchung stützt sich auf Archive der überkonfessionellen und der katholischen Frauenorganisationen, Nachlässe sowie einschlägige zeitgenössische Zeitschriften, v. a. das Veröffentlichungsorgan der *Unione fra le Donne Cattoliche d'Italia* (UDCI). Der erste Teil des Beitrags geht auf die charakteristische Verbindung von Anti-Judaismus und Anti-Laizismus im italienischen Einheitsstaat ein. Der zweite Abschnitt wendet sich den jüdisch-katholischen Beziehungen innerhalb und im Umkreis der frühen italienischen Frauenbewegung zu, während der dritte Teil die folgenreiche Abspaltung der Katholikinnen im Zuge des nationalen Frauenkongresses von 1908 in Rom erläutert. Abschließend werden die zunehmende Radikalisierung antijudaistischer Diskurse katholischer Akteurinnen seit dem libyschen Krieg 1911/12 und der Übergang zu einer unverhohlen antisemitischen Polemik thematisiert. Dem Beitrag liegt die These zugrunde, dass die starke Hinwendung jüdischer Frauen zu den laizistischen Organisationen der italienischen Frauenbewegung von katholischen Aktivistinnen gefördert wurde, die sich vom Laizismus, letztlich aber auch von Jüdinnen bewusst distanzierten. Die anti-laizistischen Tendenzen der organisierten Katholikinnen wurden spätestens seit 1912 zunehmend von anti-jüdischen Vorurteilen abgelöst; während des Faschismus sollten diese sich endgültig Bahn brechen.

Erst in den letzten Jahren haben Historiker und Historikerinnen begonnen, die von dem eminenten italienischen Historiker Renzo De Felice dominierte traditionelle Version einer auf allen Ebenen gelungenen Integration der jüdischen Minderheit in die Gesellschaft des liberalen Italien verstärkt zu hinterfragen.[7] Zur Existenz und den Erscheinungsformen des Antisemitismus im italienischen Einheitsstaat zwischen

7 Vgl. R. De Felice, Storia degli ebrei sotto il fascismo, Torino 1961. Noch 1987 behauptete der einflussreiche Historiker in einem Interview, Italien habe „außerhalb des Lichtkegels des Holocaust" gestanden; vgl. J. Jacobelli (Hg.), Il fascismo e gli storici oggi, Roma-Bari 1988, S. 3–6. – Unter den neueren Studien, die das Erfolgsnarrativ in Frage stellen, vgl. Baumeister (wie Anm. 3); Wyrwa, Antisemitismus (wie Anm. 3); E. Schächter, The Jews of Italy 1848–1915. Between Tradition and Transformation, London-Portland 2011. – Carlotta Ferrara degli Uberti setzt einen anderen Schwerpunkt, weist aber ebenfalls auf die Notwendigkeit einer „Dekonstruktion des Mythos einer idyllischen und unproblematischen Integration der Juden im Italien des 19. Jahrhunderts" hin, um die tieferen Ursachen des faschistischen Antisemitismus eingehend zu erklären: C. Ferrara degli Uberti, Fare gli ebrei italiani. Autorappresentazioni di una minoranza (1861–1918), Bologna 2011, S. 8.

1861 und 1922 liegen dagegen nur vereinzelte Studien vor.[8] Die Frage nach eventuellen Kontinuitäten antisemitischer Haltungen und Diskurse vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert hin zum Faschismus ist bislang nahezu unerforscht. Wissenschaftlicher Konsens besteht jedoch darüber, dass antijüdische Vorurteile in der politisch-kulturellen Tradition Italiens im Wesentlichen katholischen Ursprungs sind. Die Bedeutung der katholischen Kirche für die Entstehung und Entwicklung des modernen Antisemitismus in Italien wie in Europa generell hat auch Ulrich Wyrwa in seinem aktuellen Werk zum Antisemitismus im liberalen Italien unterstrichen.[9] Antijüdische Vorurteile im italienischen Einheitsstaat traten hauptsächlich in Form eines katholischen Anti-Judaismus in Erscheinung, d. h. in der Ablehnung des Judentums aus überwiegend religiösen Motiven inklusive der traditionellen Verleumdungen bezüglich Ritualmord, Wucher und Verschwörung. Die Grenzen zu einem rassischen Antisemitismus indessen waren nicht selten fließend.[10] Die Zeitschrift „La Civiltà Cattolica", die als offizielles Sprachrohr des Vatikans, der Jesuiten und der konservativen katholischen Kreise im liberalen Italien fungierte, machte in ihren Angriffen auf Juden und das Judentum vielfach Gebrauch vom Begriff der jüdischen „Rasse". Ein eklatantes Beispiel findet sich in einem Aufsatz aus dem Jahr 1893, in dem der Jesuit Raffaele Ballerini verkündete, dass „diese Rasse der Juden nicht zu Italien gehört".[11]

---

**8** Vgl. neuerdings U. Wyrwa, Gesellschaftliche Konfliktfelder und die Entstehung des Antisemitismus. Das Deutsche Kaiserreich und das Liberale Italien im Vergleich, Berlin 2015. – Zum Antisemitismus im liberalen Italien vgl. außerdem A. M. Canepa, Reflections on Antisemitism in Liberal Italy, in: The Wiener Library Bulletin 31 (1978), S. 104–111; M. Toscano, L'ugualianza senza diversità. Stato, società e questione ebraica nell'Italia liberale, in: Ders., Ebraismo e Antisemitismo in Italia. Dal 1848 alla guerra dei sei giorni, Milano 2003, S. 24–47; I. Pavan, L'impossibile rigenerazione. Ostilità antiebraiche nell'Italia liberale (1873–1913), in: Storia e problemi contemporanei 50 (2009), S. 34–67; S. Levis Sullam, I critici e i nemici dell'emancipazione degli ebrei, in: M. Flores u. a. (Hg.), Storia della Shoah in Italia. Vicende, memorie, rappresentazioni, Bd. 1, Torino 2010, S. 37–61.

**9** Vgl. Wyrwa, Gesellschaftliche Konfliktfelder (wie Anm. 8), S. 266–275, 366–369; Ders., Antisemitismus (wie Anm. 3), S. 97–100, S. 104.

**10** Zur engen Verflechtung zwischen einem religiösen Anti-Judaismus und einem säkularen, biologistischen Antisemitismus in Italien vgl. auch M. Caffiero, Conclusioni: Antiebraismo e antisemitismo. Le radici moderne dell'antisemitismo, in: Dies., Storia degli ebrei nell'Italia moderna. Dal Rinascimento alla Restaurazione, Roma 2014, S. 215–219, hier v. a. S. 216 f.

**11** Der Artikel wird zitiert bei D. Lebovitch Dahl, The antisemitism of the Italian Catholics and nationalism: „the Jew" and „the honest Italy" in the rhetoric of *La Civiltà Cattolica* during the Risorgimento, in: Modern Italy 17 (February 2012), S. 1–14, hier S. 11. – Das mehr als vier Jahrzehnte später verfasste faschistische „Manifesto della Razza" vom Juli 1938 enthält direkte Parallelen zu Ballerinis biologistischer Rhetorik. Dort wurde explizit festgehalten, dass „die Juden nicht der italienischen Rasse angehören"; vgl. „Il Fascismo e i problemi della razza", veröffentlicht in: „Il giornale d'Italia", 15. 7. 1938, abgedruckt in: M. Sarfatti, La Shoah in Italia. La persecuzione degli ebrei sotto il fascismo, Torino 2005, S. 131–133, hier S. 133.

Ein relevantes Merkmal antijudaistischer Diskurse im italienischen Einheitsstaat sind aber nicht nur die teilweise auch rassistischen Einflüsse, sondern vor allem ihre häufige Verschränkung mit einem ausgeprägten Anti-Laizismus. Wie anhand der zeitgenössischen katholischen Presse nachweisbar ist, verband sich die Kritik am liberalen, laizistischen Staat in vielen Fällen mit Anfeindungen gegen die nunmehr emanzipierten und sozial aufgestiegenen Juden.[12] Nicht zufällig finden sich in den Texten antijüdischer Polemik oft Angriffe gegen eine weitere, nunmehr gleichberechtigte religiöse Minderheit, die Protestanten: Letztlich richteten sich anti-jüdische wie anti-protestantische Attacken auch gegen das laizistische Staatsverständnis des liberalen Italien als solches, die Religions- und Gewissens-Freiheit sowie die Trennung zwischen Kirche und Staat.[13] Festzuhalten ist, dass judenfeindliche Propaganda, oft gepaart mit einem ausgeprägten Anti-Laizismus, im italienischen Einheitsstaat entgegen dem traditionellen Bild einer von Antisemitismus unberührten Gesellschaft durchaus anzutreffen war. Ein entscheidender Punkt besteht jedoch darin, dass im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern antijüdische Äußerungen keinen Einfluss auf die politische Kultur des liberalen Italien gewannen. Aufgrund ihrer Abwendung vom politischen Leben und der Selbstausschließung von der Nation schied die katholische Kirche als Faktor der politischen Kultur in Italien aus.[14]

Für die Beziehungen zwischen katholischen und jüdischen Aktivistinnen wurde die Verbindung zwischen Anti-Laizismus und Anti-Judaismus zu einem wesentlichen Konfliktpunkt, da Jüdinnen sich hauptsächlich in den laizistischen Institutionen der frühen italienischen Frauenbewegung beteiligten. Ein Jüdischer Frauenbund wie in Deutschland existierte im liberalen Italien nicht.[15] Seit den 1870er Jahren engagierten sich Jüdinnen zunehmend in der noch jungen italienischen Frauenbewegungspresse,

**12** Vgl. A. Di Fant, Stampa cattolica italiana e antisemitismo alla fine dell'Ottocento, in: C. Brice/G. Miccoli (Hg.), Les racines chrétiennes de l'antisémitisme politique (fin XIXe–XXe siècle), Roma 2003, S. 121–136. Zum zeitgenössischen katholischen Antisemitismus im kroatischen Kontext, der ähnlich wie im italienischen Fall für die Konstruktion einer ausschließlich katholisch zu definierenden kroatischen „Nation" instrumentalisiert wurde, vgl. M. Vulesica, How Antisemitic was the Political Catholicism in Croatia-Slavonia around 1900?, in: W. Bergmann/U. Wyrwa (Hg.), The Making of Antisemitism as a Political Movement. Political History as Cultural History (1879–1914), in: Quest. Issues in Contemporary Jewish History. Journal of Fondazione CDEC 3 (July 2012). URL: http://www.quest-cdecjournal.it/focus.php?id=301#f; 10. 8. 2016.

**13** Vgl. G. Miccoli, Antiebraismo, antisemitismo: un nesso fluttuante, in: Brice/Ders. (wie Anm. 12), S. 3–23, hier S. 5.

**14** Vgl. Wyrwa, Antisemitismus (wie Anm. 3), S. 100; Collotti (wie Anm. 2), S. 9.

**15** Zum Jüdischen Frauenbund vgl. das Standardwerk von M. Kaplan, Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland, Organisationen und Ziele des Jüdischen Frauenbundes 1904–1938, Hamburg 1981. – Einen Vergleich des organisierten feministischen Engagements jüdischer Frauen in Deutschland und Großbritannien bietet S. L. Tananbaum, Jewish feminist organisations in Britain and Germany at the turn of the century, in: M. Brenner u. a. (Hg.), Two Nations: British and German Jews in Comparative Perspective, Tübingen 1999, S. 371–392.

auch für die besonders fortschrittliche Frauenrechtszeitschrift „La Donna", die von der Paduanerin Alaide Gualberta Beccari (1842–1906),[16] einer glühenden Anhängerin Giuseppe Mazzinis, herausgegeben wurde.[17] In der 1899 in Mailand entstandenen Frauenvereinigung UFN waren jüdische Frauen von Beginn an überdurchschnittlich stark vertreten;[18] Nina Rignano Sullam (1871–1945), deren Vater Giuseppe Vorsitzender der Mailänder Jüdischen Gemeinde gewesen war, gehörte zu den Gründerinnen der Organisation, auf deren laizistische Ausrichtung sie entscheidenden Einfluss nahm.[19] Jüdinnen beteiligten sich in zahlreichen sozialen und kulturellen „protofeministischen" Organisationen, die seit der Jahrhundertwende in Italien entstanden, darunter in dem bereits erwähnten Florentiner *Lyceum*, oder dem Frauenwahlrechts-Komitee *Comitato Lombardo Pro-Suffragio Femminile*, für das sich seit 1909 die Schriftstellerin Virginia Treves Tedeschi („Cordelia", 1849–1916) an führender Stelle einsetzte. Der emanzipatorische Anspruch, der bis 1861 die Situation der jüdischen Gemeinschaft betroffen hatte, war hinsichtlich der Stellung als Frauen nach wie vor unerfüllt und verlor nicht an Aktualität.[20]

Zweifellos ist die Beteiligung von Jüdinnen in der Frauenbewegung des nachemanzipatorischen Italien als wichtiger Aspekt der Modernisierung und Säkulari-

**16** Zur Herausgeberin und Journalistin Alaide Gualberta Beccari vgl. B. Pisa, Venticinque anni di emancipazionismo femminile in Italia, Adelaide Beccari e la rivista „La Donna" (1869–1890), Roma 1983; M. Schwegmann, Gualberta Alaide Beccari, emancipazionista e scrittrice, Pisa 1995.

**17** Zur politischen und kulturellen Ausrichtung der Zeitschrift „La Donna" und ihrer feministischen Konzepte vgl. A. Keilhauer, Frauenrechtsdiskurs und Literatur zwischen nationalen Traditionen und transnationalen Begegnungen: Französisch-Italienische Verflechtungen 1870–1890, unveröffentlichte Habilitationsschrift, Humboldt-Universität zu Berlin 2004, v. a. S. 173–185. Zur Presse der frühen italienischen Frauenbewegung generell vgl. A. Buttafuoco, Cronache femminili. Temi e momenti della stampa emancipazionista in Italia dall'unità al fascismo, Arezzo 1988; S. Franchini u. a. (Hg.), Giornali di donne in Toscana. Un catalogo, molte storie (1770–1945), Bd. I. (1770–1897), Bd. II (1900–1945), Firenze 2007; T. Catalan, Percorsi di emancipazione delle donne italiane in età liberale, in: M. Isnenghi/S. Levis Sullam (Hg.), Gli italiani in guerra. Conflitti, identità, memorie dal Risorgimento ai nostri giorni. Bd. II: Le Tre Italie dalla presa di Roma alla Settimana Rossa (1870–1914), Torino 2009, S. 170–181.

**18** Zum überproportional hohen Anteil jüdischer Frauen unter den Aktivistinnen der UFN vgl. auch L. Novelli-Glaab, Zwischen Tradition und Moderne. Jüdinnen in Italien um 1900, in: Dies./Jäger (wie Anm. 3), S. 107–128, hier S. 113 f.

**19** Zu der Mailänder Aktivistin liegen wenige und überwiegend skizzenhafte biographische Studien vor; vgl. A. Buttafuoco, Nina Rignano Sullam. Una Filantropa Politica, in: Il Risorgimento 2 (1989), S. 143–159; F. Taricone, Nina Rignano Sullam, Dizionario biografico delle donne lombarde, hg. von R. Farina, Milano 1995, S. 1048–1050.

**20** Vgl. Nattermann, Weibliche Emanzipation (wie Anm. 6), S. 128–130. Zum Zusammenhang zwischen den Emanzipationsforderungen von Juden und Frauen im deutschen Bereich vgl. A. Schaser/S. Schüler-Springorum (Hg.), Liberalismus und Emanzipation. In- und Exklusionsformen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Stuttgart 2010; U. Frevert, Die Innenwelt der Außenwelt. Modernitätserfahrungen von Frauen zwischen Gleichheit und Differenz, in: S. Volkov (Hg.), Deutsche Juden und die Moderne, München 1994, S. 75–94.

sierung des italienischen Judentums zu verstehen, jedoch wäre es verfehlt, diesen Vorgang mit der Auflösung einer partikulären jüdischen Identität gleichzusetzen. Das Bewusstsein, Teil einer Familiengeschichte zu sein, deren Wurzeln im Judentum lagen, kann als die wichtigste und nachhaltigste Komponente einer säkularen Identität gelten, welche für die jüdischen Aktivistinnen der frühen italienischen Frauenbewegung charakteristisch war. Obwohl sich die von der Verfasserin untersuchten Akteurinnen mehrheitlich von einem religiösen jüdischen Selbstverständnis lösten, heirateten sie dennoch Männer jüdischer Herkunft, zuweilen sogar entfernte Cousins. Wenn im vorliegenden Beitrag von Jüdinnen oder jüdischen Aktivistinnen die Rede ist, sind damit Frauen mit weitgehend säkularen jüdischen Familien-Identitäten gemeint, die sich in der Hauptsache über Formen des kommunikativen Gedächtnisses, Ideen einer Herkunftsgemeinschaft und ethischen Traditionen definierten. Die zionistische Option gewann erst in den 1920er Jahren bei einigen italienisch-jüdischen Aktivistinnen an Bedeutung. Ein allgemein verbindendes Charakteristikum der hier thematisierten Akteurinnen ist jedoch ihre bewusste und kontinuierliche Einbindung in weit gespannte, häufig transnationale jüdische Familien- und Freundschaftsnetzwerke.[21] Ihr familiär konnotiertes Selbstverständnis wurde fundamental für die Schaffung eines jüdischen Gruppenbewusstseins, das auch innerhalb der überkonfessionellen Frauenbewegung lebendig blieb.[22]

Die zentrale Bedeutung von Erziehung und Unterricht innerhalb des Judentums wiederum findet sich im ausgeprägten Interesse jüdischer Aktivistinnen an neuen pädagogischen Konzepten und dem regen Einsatz für die Ausbildung von Mädchen und Frauen wieder.[23] Anders als im Falle der politischen Kultur war der Bildungsbereich des italienischen Einheitsstaats aber nach wie vor stark von der katholischen Religion geprägt. Die Kirche behielt trotz des laizistischen Staatsverständnisses großen Einfluss auf das italienische Schulwesen.[24] Die Tatsache, dass zwei Pionie-

21 Vgl. Nattermann, Weibliche Emanzipation (wie Anm. 6), S. 139 f.

22 Barbara Armani und Guri Schwarz argumentieren, dass die emanzipierten italienischen Juden Anteil an der Erinnerung und dem kulturellen Erbe eng miteinander verflochtener Familienverbände hatten, der selbst bei nicht religiösen Akteuren im Überdauern einer *identità famigliare* resultierte. Vgl. B. Armani/G. Schwarz, Premessa, in: Dies. (Hg.), Ebrei borghesi. Identità famigliare, solidarietà e affari nell'età dell'emancipazione, Bologna 2003 (Quaderni Storici n. s. 14), S. 621–651, hier S. 627 f., S. 632–640.

23 Vgl. dazu auch K. Hassan, Colte, chiare, patriote, persino femministe. Amalia Guglielminetti, Laura Orvieto, Clelia Fano, Adele Levi, in: P. Garibba (Hg.), Donne ebree, Roma 2001, S. 78–82, hier S. 81.

24 Vgl. dazu auch O. Janz, Konflikt, Koexistenz und Symbiose. Nationale und religiöse Symbolik in Italien vom Risorgimento bis zum Faschismus, in: H.-G. Haupt/D. Langewiesche (Hg.), Nation und Religion in Europa. Mehrkonfessionelle Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2004, S. 231–252, hier S. 242; G. Chiosso, Die Schulfrage in Italien: Volksschulbildung, in: R. Lill/F. Traniello (Hg.), Der Kulturkampf in Italien und in den deutschsprachigen Ländern, Berlin 1993, S. 257–298, hier S. 267 f.; Wyrwa, Antisemitismus (wie Anm. 3), S. 100.

rinnen der italienischen Frauenbewegung, Sara Levi Nathan (1819–1882)[25] und Adele Della Vida Levi (1822–1915),[26] sich für die Gründung laizistischer Erziehungseinrichtungen einsetzten, steht mit der generellen Dominanz der Kirche im Erziehungsbereich in direktem Zusammenhang. Della Vida Levi, die 1869 in Venedig den ersten Fröbel-Kindergarten Italiens gründete, sah in den überkonfessionellen Kindergärten eine konstruktive Antwort auf den damals noch praktizierten Ausschluss jüdischer Kinder von den katholischen Institutionen und gleichzeitig die Möglichkeit, sie außerhalb der jüdischen Gemeindeorganisationen gemeinsam mit nichtjüdischen Kindern zu betreuen.[27] Sara Levi Nathan rief 1873 für Töchter mittelloser Eltern im römischen Trastevere die *Scuola Mazzini* ins Leben, in der Schülerinnen statt des Katechismus moralische Prinzipien auf der Grundlage der Lehren Giuseppe Mazzinis vermittelt wurden.[28] Beide Institutionen blieben starken Anfeindungen katholischer Kreise ausgesetzt. Die Kritik an der Fröbel-Methode schlug sich nicht zuletzt in Beiträgen der „Civiltà Cattolica" nieder.[29] Dass dabei nicht nur anti-laizistische, sondern auch antijudaistische Motive eine Rolle spielten, lässt sich zumindest vermuten: Aus deutscher antisemitischer Sichtweise galten die Fröbel-Kindergärten um die Jahrhundertwende aufgrund des auffallenden Interesses, das ihnen allerorts von Juden entgegengebracht wurde, geradezu als „jüdisch-international präokkupiert".[30]

Was nun katholische Kindergärten, Schulen und sonstige Erziehungseinrichtungen des liberalen Italien angeht, sind diese auf eine mögliche Vermittlung antijudaistischer Ideen hin bisher nicht untersucht worden. Dabei liegt angesichts der dominanten Stellung des Katholizismus im Erziehungsbereich die Frage nach der eventuellen Präsenz eines katholischen Anti-Judaismus an italienischen Schulen und sonstigen Erziehungsstätten nahe. Selbst in Fachkreisen wenig bekannt ist ein für die

**25** Zu Sara Levi Nathan, langjährige politische und intellektuelle Gefährtin Mazzinis und Mutter des späteren Bürgermeisters von Rom, Ernesto Nathan, vgl. C. Valentini, La banchiera della rivoluzione. Sara Levi Nathan, in: D. Maraini u. a. (Hg.), Donne del Risorgimento, Bologna 2011, S. 137–156; Nattermann, Weibliche Emanzipation (wie Anm. 6), S. 130–133. Zur Familie Nathan vgl. A. M. Isastia, Storia di una famiglia del Risorgimento. Sarina, Giuseppe, Ernesto Nathan, Torino 2010.

**26** Zur Venezianerin Della Vida Levi vgl. die zeitgenössischen biographischen Skizzen in: C. Catanzaro, La donna nelle scienze, nelle lettere, nelle arti, Firenze 1892, S. 94; O. Greco, Bibliografia femminile italiana, Venezia 1875, S. 273; C. Villani, Stelle femminili, Napoli u. a. 1915, S. 366, sowie die Würdigung ihrer Nichte Gina Lombroso Ferrero: Adele Della Vida Levi. Una benefattrice dell'infanzia, Torino 1911.

**27** Vgl. N. M. Filippini, „Come tenere pianticelle". L'educazione della prima infanzia: asili di carità, giardinetti, asili per lattanti, in: Dies. u. a. (Hg.), La scoperta dell'infanzia. Cura, educazione e rappresentazione. Venezia 1750–1930, Venezia 1999, S. 91–111, hier S. 96 f.

**28** Vgl. Valentini (wie Anm. 25), S. 155.

**29** Zur Polemik katholischer Kreise gegenüber der Fröbel-Methode vgl. Gazzetta, Tra antiebraismo e antifemminismo (wie Anm. 5), S. 222; Valentini (wie Anm. 25), S. 155; Filippini (wie Anm. 27), S. 96, 101.

**30** K.-A. Schmid/G. Schmid (Hg.), Geschichte der Erziehung, Bd. V, 3, Stuttgart-Berlin 1902, S. 471.

bewusste Indoktrination italienischer Schulkinder bezeichnender Fall aus Verona: An einem der letzten Karnevalstage des Jahres 1904 wurde dort an der katholischen Mädchenschule *Seghetti* von Lehrerinnen (Nonnen) und Schülerinnen die Komödie „La falsa mendicante" aufgeführt, die mit antisemitischen Stereotypen von Ritualmord bis hin zur jüdischen Weltverschwörung reich gespickt war.[31] Der Name einer der jüdischen Hauptfiguren lautete Sara Levi, womöglich als bewusste Anspielung auf die bekannte antiklerikale Frauenrechtlerin Sara Levi Nathan. Im Vorwort hatte der Verfasser, ein katholischer Priester, festgehalten: „Il dramma è stato scritto perché le famiglie cristiane potessero venire in chiaro che il giudaismo è la vera piaga sociale europea ..."[32] Das katholische Theater hatte sich damals zu einem eigenen Genre in Italien entwickelt, das gezielt für pädagogische Zwecke eingesetzt, in einigen Fällen aber auch für die Verbreitung antisemitischer Propaganda instrumentalisiert wurde. Im Jahr 1904 fanden an zwei weiteren Nonnenschulen in Rom Aufführungen von Theaterstücken mit antisemitischem Inhalt statt.[33]

Die jüdische Zeitung „Il Corriere Israelitico" protestierte heftig gegen den judenfeindlichen Zwischenfall in Verona und sprach von der „klerikal-antisemitischen Propaganda" des *Istituto Seghetti*. Doch auch von der liberalen Veroneser Zeitung „L'Adige" wurde das Ereignis kritisiert. Der italienische Kultusminister Vittorio Emanuele Orlando, dem die Episode zu Ohren gekommen war, erließ eine öffentliche Verwarnung an die Schulämter mit der Anordnung, künftig derartige Vorfälle zu vermeiden.[34] Das Ereignis bildet insofern nicht nur einen relevanten Fall für die vorsätzliche Verbreitung antisemitischen Gedankenguts an einer katholischen Mädchenschule des vereinten Italien, sondern auch für den damals noch vorhandenen Gegensatz zwischen Staat und Kirche. Jedoch ließen die Spannungen zwischen der liberalen Führungsklasse und dem Katholizismus seit der Jahrhundertwende immer mehr nach.

Die antiklerikal gesonnenen Pionierinnen Sara Levi Nathan und Adele Della Vida Levi hatten bereits in den 1860er und 1870er Jahren entscheidenden Einfluss auf die

---

**31** Die Episode wird ausführlich beschrieben in Gazzetta, Tra antiebraismo e antifemminismo (wie Anm. 5), S. 223–225. Erwähnungen des Vorfalls finden sich bei M. T. Sega, Parte II – Percorsi di emancipazione tra Otto e Novecento, in: N. M. Filippini u. a. (Hg.), Donne sulla scena pubblica. Società e politica in Veneto tra Sette e Ottocento, Milano 2006, S. 185–217, S. 203; Schächter (wie Anm. 7), S. 108.

**32** T. Garagnani, La falsa mendicante. Dramma in cinque atti, Verona 1891, prefazione e dichiarazione dell'autore, S. 7.

**33** Vgl. Schächter (wie Anm. 7), S. 144. Zum katholischen Theater sowie zur zeitgenössischen literarischen Darstellung von Juden vgl. u. a. S. Pivato, Clericalismo e laicismo nella cultura popolare italiana, Milano 1990; A. M. Canepa, L'immagine dell'ebreo nel folklore e nella letteratura del postrisorgimento, in: Rassegna Mensile Israel 5–6 (1978), S. 383–399; L. M. Gunzberg, Strangers at Home: Jews in the Italian Literary Imagination, Berkeley 1992.

**34** Vgl. Schächter (wie Anm. 7), S. 108; Gazzetta, Tra antiebraismo e antifemminismo (wie Anm. 5), S. 225; Sega (wie Anm. 31), S. 203.

laizistische Orientierung der italienischen Frauenbewegung ausgeübt. Ihr bemerkenswerter Antiklerikalismus und Antikatholizismus setzten sich auch im Engagement jüngerer jüdischer Aktivistinnen in den kommenden Jahrzehnten weiter fort. Während weite Teile des Bürgertums und der Eliten des liberalen Italien vermutlich stärker katholisch geprägt blieben als lange Zeit angenommen wurde,[35] konnten sich jüdische Frauenrechtlerinnen mit dem offiziellen antiklerikalen Diskurs des italienischen Einheitsstaats unmittelbar und dauerhaft identifizieren. Aus den Briefen der deutsch-italienisch-jüdischen Aktivistin Paolina Schiff (1841–1926)[36] an ihren Mentor, den lombardischen Radikaldemokraten Felice Cavallotti (1842–1898), geht diese Tendenz deutlich hervor. Im Januar 1885 etwa kritisierte die Literaturwissenschaftlerin die in ihren Augen oft irrationale, vom katholischen Klerus jahrhundertelang beeinflusste italienische Mentalität, gegen die man nur mittels der Macht der Vernunft angehen könne: „In Italia esiste un innesto ‚pretino' profondissimo ereditato, trasmesso, da formare una potenza incessante, esso è nel sangue delle donne, degli uomini, costituitosi ad un atavismo che ha la forza d'un elemento di natura, ci vuole dunque una grande difesa della mente, una lucida e vigile forza della coscienza per non cadere apatia sotto quell'insita mistificatore della ragione."[37]

Die Feminisierung der Religion, die sich vor allem in den höheren gesellschaftlichen Schichten des liberalen Italien ereignete, traf auf jüdische Aktivistinnen der italienischen Frauenbewegung nicht zu. Katholische Vertreterinnen speziell der oberen Schichten blieben trotz des laizistischen Staatsverständnisses der Kirche meist verbunden, engagierten sich nicht selten für katholische Frauenorden und kirchliche Vereine.[38] Bei jüdischen Feministinnen dagegen ist eine starke Identifizierung mit dem Laizismus zu beobachten, der zumindest in den ersten Jahrzehnten nach der

35 Vgl. dazu M. Meriggi, Soziale Klassen, Institutionen und Nationalisierung im liberalen Italien, in: Geschichte und Gesellschaft 26 (2000), S. 201–218, hier S. 212f.

36 Die gebürtige Mannheimerin Schiff, eine der ersten Privatdozentinnen in der Geschichte Italiens, zählt zu den zentralen Figuren der frühen italienischen Frauenbewegung. Im Jahr 1881 gründete sie gemeinsam mit Anna Maria Mozzoni in Mailand die erste Frauenvereinigung Italiens (*Lega promotrice degli interessi femminili*), sie schrieb für die zeitgenössische Frauenbewegungspresse, sprach auf internationalen Konferenzen zur Frauenfrage und war bis zum Ersten Weltkrieg in der internationalen Friedensbewegung tätig. Zu Schiff vgl. R. Nattermann, Vom Pazifismus zum Interventionismus. Die italienische Frauenrechtlerin Paolina Schiff (1841–1926), in: F. Dunkel/C. Schneider (Hg.), Frauen und Frieden? Zuschreibungen – Kämpfe – Verhinderungen, Opladen-Berlin-Toronto 2015, S. 73–85; Dies., Frauen in der europäischen Friedensbewegung. Die Association Internationale des Femmes (1868–1914), in: Themenportal Europäische Geschichte (2015), URL: http://www.europa.clio-online.de/2015/Article=744; 15. 2. 2016.

37 Paolina Schiff an Felice Cavallotti, 4. 1. 1885, Milano, Archivio della Fondazione Feltrinelli (= AFF), Fondo Felice Cavallotti, Corrispondenza 1849–1916. 1. Corrispondenza ricevuta 1860–1898, Fascicolo: Paolina Schiff.

38 Vgl. Janz (wie Anm. 24), S. 242; Meriggi, Soziale Klassen (wie Anm. 35), S. 213.

Staatsgründung vorwiegend von liberalen bürgerlichen Männern vertreten wurde.[39] Doch entsprach die laizistische und antiklerikale Haltung jüdischer Frauenrechtlerinnen nicht nur dem offiziellen Staatsverständnis des liberalen Italien. Viele der überlieferten Selbstzeugnisse enthalten tief empfundene, persönliche Ressentiments gegenüber der Kirche und den häufig rückständigen Methoden katholischer Institutionen. Im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts wurde der Chor der Kritikerinnen besonders laut. Die Florentiner Sozialarbeiterin Bice Cammeo (1875–1961) etwa äußerte sich in ihren Briefen an die Vorsitzende der UFN, Ersilia Majno, mehrfach negativ über die Dominanz der klerikalen Kreise und Kongregationen ihrer toskanischen Heimatstadt.[40] Für Cammeos Schwester Ida, die ebenfalls in der Sozialarbeit tätig war, stellte der weitreichende ideologische Einfluss der katholischen Kirche ein Hindernis in der Entwicklung vernunftmäßiger, zeitgerechter Methoden für die Hilfe sozial bedürftiger Frauen dar.[41] Die an reformpädagogischen Methoden interessierte Schriftstellerin Amelia Rosselli (1870–1954),[42] führendes Mitglied des *Lyceum* und der Florentiner Sektion des laizistischen *Consiglio Nazionale delle Donne Italiane* (CNDI), hegte tiefes Misstrauen gegenüber Erziehungsheimen, die sich in den Händen von Ordensschwestern befanden. Vermutlich hatten die antisemitischen Vorfälle in den Nonnenschulen von Verona und Rom im Jahr 1904 ihre Bedenken noch zusätzlich vergrößert. Rossellis Ansicht nach ging es den Ordensfrauen darum, die ihnen anvertrauten Mädchen für ihre eigenen Zwecke arbeiten zu lassen und letztlich ins Kloster zu treiben, statt sie auf einen bezahlten Beruf und eine selbständige Existenz vorzubereiten.[43]

Bezeichnenderweise nahmen die Zahl antiklerikaler Stellungnahmen jüdischer Frauenrechtlerinnen und die Betonung der laizistischen Ausrichtung ihrer Insti-

**39** Vgl. M. Borutta, La „natura" del nemico. Rappresentazioni del cattolicesimo nell'anticlericalismo dell'Italia liberale, in: A. Ciampani/L. Klinkhammer (Hg.), La ricerca tedesca sul Risorgimento italiano, Roma 2001, S. 117–136, hier S. 135.

**40** Vgl. beispielsweise Cammeos Brief vom 9. 8. 1907, das gegen die Glaubenskongregationen gerichtet ist, sowie ein undatiertes Schreiben, in dem sie harsche Kritik an den „Klerikalen" übt; Milano, Archivio dell'Unione Femminile Nazionale (= Archivio UFN), Fondo Ersilia Majno, Cart. 9, fasc. 1. – Zu Cammeo und ihrem engen Verhältnis zu Majno vgl. auch P. Guarnieri, Tra Milano e Firenze: Bice Cammeo a Ersilia Majno per l'Unione Femminile, in: G. Angelini/M. Tesoro (Hg.), De Amicitia. Scritti dedicati a Arturo Colombo, Milano 2006, S. 504–515.

**41** Vgl. Ida Cammeo an Ersilia Majno, 8. 5. 1906, Milano, Archivio UFN, Fondo Ersilia Majno, Cart. 9, fasc. 1.

**42** Zu Amelia Pincherle Rosselli, Mutter der Widerstandskämpfer Carlo und Nello, vgl. D. Vieri, Amelia Rosselli Pincherle, in: Quaderni del Circolo Rosselli 3 (2006); G. Amato, Una donna nella storia. Vita e letteratura di Amelia Pincherle Rosselli, in: Quaderni del Circolo Rosselli 1 (2012); A. Rosselli, Memorie, hg. von M. Calloni, Bologna 2001.

**43** Vgl. das entsprechende Sitzungsprotokoll der Florentiner Sektion des Consiglio Nazionale delle Donne Italiane (CNDI); Roma, ACS, Archivio CNDI, busta 4, fasc. 13, sfasc. 3: Verbali delle sedute del Consiglio 1907–Dicembre 1914: Federazione femminile toscana, Seduta XXXI, 20. 1. 1910.

tutionen zeitgleich mit einem allgemeinen Aufschwung der katholischen Kultur in Italien zu. In Kirche und Staat begann seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts eine Generation den Ton anzugeben, die nicht mehr durch die gegensätzliche Gründungskonstellation des Nationalstaats geprägt war.[44] Vor diesem Hintergrund wuchsen die Spannungen zwischen katholischen und jüdischen Frauen spürbar an, zumal auch die jüngeren jüdischen Aktivistinnen am laizistischen Ideal des Risorgimento festhielten. Jedoch hatte sich der soziokulturelle Kontext im Vergleich zu den Jahren nach der Staatsgründung erheblich verändert. Mittlerweile hatten die Katholiken eine breite, auf zahlreiche Organisationen und Vereine gestützte Subkultur aufgebaut, die die Entwicklung eines spezifisch katholischen Nationalbewusstseins in Italien förderte. Feministinnen gerieten zusehends ins gesellschaftliche Abseits, insbesondere wenn sie jüdischer Herkunft waren. So wurde im Jahr 1906 vom Turiner Stadtrat aufgrund des „poco affidamento di moralità dato dal nome della Presidente [della UFN in Piemonte]", ein von der Sektionsvorsitzenden bereits angekündigter Kurs an der Turiner Volkshochschule verboten, der sich explizit an Frauen gerichtet hatte.[45] Bei der Aktivistin handelte es sich um die gebildete Jüdin Ada Treves Segre, Ehefrau des prominenten Mediziners Zaccaria Treves, der sich aufgrund neuer psychiatrischer Methoden und Erkenntnisse vor allem für die Behandlung geisteskranker Kinder einsetzte.[46] Die konservativen katholischen Kreise der piemontesischen Hauptstadt, die auch auf lokaler politischer Ebene an Einfluss gewonnen hatten, müssen in Ada und Zaccaria Treves' Betonung auf Wissenschaft, Weltlichkeit und Feminismus eine ideologische Gefährdung für gläubige Katholiken und Katholikinnen gesehen haben.

Generell verloren Laizismus und Antiklerikalismus mit dem zwanzigsten Jahrhundert im italienischen Bürgertum ihren Rückhalt.[47] Sie wurden in erster Linie eine Sache der republikanisch-radikalen und der sozialistischen Arbeiterbewegung, in deren Umkreis sich auch die UFN bewegte. Doch auch der politisch gemäßigte CNDI hielt in seiner ideologischen Ausrichtung weiterhin an der Trennung von Staat und Kirche fest.

---

**44** Vgl. G. Formigoni, L'Italia dei cattolici. Fede e nazione dal Risorgimento alla Repubblica, Bologna 1998, S. 57–76. – Marco Meriggi spricht von „mehreren Italien", die sich im Gegensatz zum liberalen Italien nach der Einigung herausbildeten, darunter auch das katholische und das reaktionäre Italien. Dieses „katholische Italien" gewann seit Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung und Einfluss. Vgl. M. Meriggi, Die Konstruktion von Staat und Nation: Der Fall Italien, in: Clemens/Späth (wie Anm. 6), S. 7–34, hier S. 20.

**45** Vgl. Ada Treves Segre an Ersilia Majno, 7. 11. 1906, Milano, Archivio UFN, Fondo Ersilia Majno, Cart. 11, fasc. 6.

**46** Vgl. E. Canadelli/P. Zocchi (Hg.), Milano scientifica 1875–1924, Vol. 1, Milano 2008, S. 283–288. Zaccaria Treves starb 1911 mit nur vierundvierzig Jahren an Tuberkulose; seine Frau Ada und die beiden Söhne emigrierten 1938 nach Palästina.

**47** Vgl. Janz (wie Anm. 24), S. 243.

Zum Eklat zwischen Katholikinnen und Laizistinnen, darunter eine beachtliche Zahl jüdischer Aktivistinnen, kam es schließlich 1908. Im April dieses Jahres veranstaltete der CNDI den ersten nationalen Frauenkongress in Rom.[48] Eröffnet wurde die Veranstaltung vom damaligen römischen Bürgermeister Ernesto Nathan (1845–1921), Sohn von Sara Levi Nathan, überzeugter Antiklerikaler, bekennender Freimaurer und Fürsprecher der Frauenemanzipation.[49] Zur auffallend großen Gruppe von Teilnehmerinnen jüdischer Herkunft zählten u. a. Ernesto Nathans Ehefrau Virginia Mieli und seine Tochter Mary Nathan Puritz, die der Florentiner Sektion des CNDI angehörte, sowie Paolina Schiff, Amelia Rosselli, Laura Orvieto und Virginia Treves Tedeschi.[50]

Im Laufe der Konferenz entbrannte eine heftige Debatte über die Stellung des Unterrichts in katholischer Religion an den italienischen Grundschulen. Der Religionsunterricht war seit 1877 in Italien fakultativ geworden, in der Praxis aber weiterhin die Regel geblieben.[51] Bereits vor dem Kongress hatten sowohl im Parlament als auch in der zeitgenössischen Presse lebhafte Diskussionen über das strittige Thema stattgefunden. Als es zur Abstimmung kam, stellten sich die anwesenden Jüdinnen geschlossen hinter die Mailänder Sozialistin Linda Malnati (1855–1921), die für die Abschaffung des Religionsunterrichts eintrat. Lediglich eine einzige jüdische Aktivistin, Alice Hallgarten Franchetti (1874–1911), schlug sich auf die Seite des katholischen Lagers, das von der Lehrerin Adelaide Coari (1881–1966) angeführt wurde.[52] Dagegen unterstützte die aus Verona stammende Jüdin Eugenia Lebrecht Vitali (1858–1931) besonders aktiv Malnatis Position, indem sie auf die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen, weltlichen und vernunftmäßigen Erziehung von Kindern hinwies. Es ist allzu wahrscheinlich, dass der nur vier Jahre zurückliegende antisemitische Vorfall in der katholischen Mädchenschule ihrer Heimatstadt die juristisch wie literarisch gebildete Lebrecht Vitali in ihrer rationalistischen Haltung bestärkt hatte.[53] Selbst die

48 Zum Kongress vgl. u. a. P. Willson, Women in Twentieth-Century Italy, Basingstoke-New York 2010, S. 36 f.; G. Boukrif, „Der Schritt über den Rubikon": eine vergleichende Untersuchung zur deutschen und italienischen Frauenstimmrechtsbewegung, Münster 2006, S. 201–203.

49 Zu Ernesto Nathan vgl. die von A. Bocchi herausgegebenen Erinnerungen von A. Levi, Ricordi della vita e dei tempi di Ernesto Nathan, Pisa-Lucca 2006, die ursprünglich im Jahr 1945 in Florenz erschienen; Isastia (wie Anm. 25).

50 Vgl. Atti del I Congresso Nazionale delle Donne Italiane, Roma 1912.

51 Vgl. Chiosso (wie Anm. 24), S. 266 f., 296–298.

52 Die in New York geborene Hallgarten Franchetti war deutsch-jüdischer Herkunft. Sie zählte zu den wenigen jüdischen Zeitgenossinnen, die sich gemeinsam mit Katholikinnen und auch einigen Protestantinnen in den sogenannten lokalen *Unioni per il bene* oder *Unioni morali* für wohltätige Zwecke engagiert hatte. Die erste Vereinigung dieser Art wurde 1894 in Rom gegründet, in den folgenden Jahren entstanden weitere *Unioni* v. a. auch im Veneto. Zu den *Unioni* vgl. L. Gazzetta, Spiritualità, riforma educativa ed emancipazione femminile: una rete locale in età giolittiana, Vicenza 2013.

53 Vgl. E. Vitali Lebrecht, Sulla coltura e sull'educazione morale e, a seconda delle varie credenze, religiosa nelle scuole, Roma 1908. – Die gebildete und vermögende Aktivistin gehörte sowohl der *Società Umanitaria* der Stadt Verona als auch der dort ansässigen Frauenvereinigung *Associazione*

im Grunde katholische Präsidentin des laizistischen CNDI, Gabriella Spalletti-Rasponi, stimmte für Malnatis Vorschlag, da sie der Ansicht war, dass der katholische Religionsunterricht an italienischen Schulen „schlecht erteilt" würde.[54]

Die Entscheidung fiel schließlich zugunsten Malnatis Antrag. Sie entfachte heftige Reaktionen in katholischen Kreisen, die auch in der zeitgenössischen Presse nachweisbar sind. Die „Civiltà Cattolica" veröffentlichte im Juni 1908 eine seitenlange Abhandlung über den Kongress, de facto eine Schmähschrift, in der sich anti-laizistische mit anti-feministischen und anti-freimaurerischen Vorurteilen in absurder und unqualifizierter Weise durchmischten.[55] Papst Pius X. wiederum setzte sich unmittelbar nach Ablauf des Kongresses persönlich für eine straffere Organisation italienischer Katholikinnen und ihre dezidierte Abgrenzung von nicht-katholischen Gruppierungen ein: Tatsächlich war die Gründung der katholischen Frauenvereinigung Italiens UDCI im April 1909 eine unmittelbare Reaktion auf die akute Bedrohung, die die katholische Führung in den laizistischen Frauenorganisationen sah.[56] In der Verbandszeitschrift der UDCI wurde 1910 festgehalten: „L'Unione fra le donne cattoliche d'Italia sorse in risposta al Congresso femminile italiano [del 1908]. Quel Congresso fe' palese che nel Consiglio nazionale delle donne italiane, emanazione della Federazione femminile internazionale, esiste una forte corrente d'idee e di principi tutt'altro che cattolici ..."[57] In der sozialistischen Presse erschienen zeitgleich Berichte über die Verhöhnung jüdischer Schulkinder durch ihre Klassenkameraden, die den Bedarf an nichtkonfessionellen Schulen für eine Erziehung ohne religiöse Unterschiede und Diskriminierung unterstreichen sollten.[58]

---

*per la donna* an, die eine entschieden antikolonialistische Haltung vertrat; vgl. Sega (wie Anm. 31), S. 213 f.

**54** Die Haltung, die Gabriella Spalletti-Rasponi auf dem Kongress von 1908 eingenommen hatte, wurde auf einer Sitzung der Florentiner Sektion des CNDI Anfang Januar 1911 nochmals hervorgehoben. Hier betonte auch eine weitere Vertreterin des CNDI, Signora Tordi, dass sie zwar katholisch sei, aber „contraria all'istruzione religiosa nelle scuole, perchè vien data male"; Roma, ACS, Archivio CNDI, Busta 4, fasc. 13, sfasc. 4: Federazione femminile toscana: Verbali delle Assemblee 1907–1913, 13. 1. 1911.

**55** A. Pavissich S. I., Il Primo Congresso delle Donne Italiane. Estratto dalla Civiltà Cattolica, quad. 1391, 6. 1. 1908.

**56** Vgl. C. Dau Novelli, L'associazionismo femminile cattolico (1908–1960), in: Bollettino dell'archivio per la storia del movimento sociale cattolico in Italia 33 (1998), S. 112–137, hier S. 113. – Zur Gründungsgeschichte der UDCI vgl. L. Gazzetta, „Fede e fortezza". Il movimento cattolico femminile tra ortodossia ed eterodossia, in: Filippini (wie Anm. 31), S. 218–265, hier S. 240–243; L. Gazzetta, Cattoliche durante il fascismo. Ordine sociale e organizzazioni femminili nelle Venezie, Roma 2011, S. 46–51; P. Gaiotti de Biase, Le origini del movimento cattolico femminile, Brescia 2002.

**57** „Per la sincerità e per la chiarezza", Unione fra le Donne Cattoliche d'Italia, supplemento mensile al Bollettino trimestrale: Azione cattolica femminile, Marzo 1910, nr. 1.

**58** Vgl. etwa Linda Malnatis Artikel „Ecco l'ebrea ...", in: Il Secolo Nuovo, 11. 12. 1909. – Die Bedenken waren nicht ungerechtfertigt. Ähnlich wie jüdische Lehrerinnen an öffentlichen Schulen zuweilen auf antisemitische Vorurteile stießen, wurden jüdische Kinder und Heranwachsende von ihren Mitschü-

Der inhärente Konflikt zwischen papsttreuen Katholikinnen und jüdischen wie nichtjüdischen Anhängerinnen der laizistischen Frauenorganisationen, der auf dem Kongress von 1908 vollends zum Vorschein gekommen war, konnte auch in der Folgezeit nicht mehr entschärft werden. Der ausgeprägte Anti-Laizismus der katholischen UDCI erstickte jeglichen Versuch einer Annäherung im Keim. Als der CNDI sich drei Jahre später mit einer offiziellen Einladung zu einem erneuten Frauenkongress in Turin an die katholische Frauenvereinigung wandte, lehnte diese ihre Teilnahme in einer öffentlichen Stellungnahme demonstrativ ab.[59] Als zentralen Grund für den Ausschluss nannte die Vorsitzende der UDCI Cristina Giustiniani-Bandini (1866–1959) den unüberbrückbaren Gegensatz im Bereich der Erziehung und des Unterrichts.[60] Die Absage wurde in zahlreichen Artikeln der katholischen Frauenpresse des Jahres 1911 zelebriert und kommentiert. Die laizistischen Organisationen der Frauenbewegung erschienen in den betreffenden Texten zumeist als „freimaurerische" Vereinigungen, ihre Mitglieder in deutlich negativer Konnotation als „antiklerikale Doktorinnen und Professorinnen".[61]

Tatsächlich kam es zu keiner weiteren gemeinsamen Veranstaltung mehr. Die Entschiedenheit und Geschlossenheit, mit der jüdische Frauen auf dem römischen Kongress von 1908 für die Einführung eines nichtkonfessionellen Unterrichts an italienischen Schulen gestimmt hatten, machten sie zu einer besonders geeigneten Zielscheibe von Attacken katholischer Frauen, in denen sich Anti-Laizismus mit antijudaistischen Tendenzen verbanden. Der demonstrative Boykott des Turiner Frauenkongress durch die organisierten Katholikinnen ereignete sich nicht zuletzt innerhalb eines zunehmend antisemitischen Klimas in Italien, das der Krieg gegen Libyen 1911 und der generelle Vormarsch eines aggressiven Nationalismus ausgelöst hatten.[62] Die für den italienischen Kontext relevante Verbindung zwischen katholischem Anti-Judaismus und Anti-Laizismus erwies sich im Falle der Frauenbewegung als besonders explosiv, da Frauen jüdischer Herkunft eine zentrale Rolle in den überkonfessionellen Vereinigungen wie der UFN, aber auch bei den Florentiner und Turiner Sektionen des *Consiglio Nazionale* spielten. Ihr hervorragendes Engagement in den Bereichen

lern mitunter verspottet und ausgegrenzt. Davon zeugen etwa die Erinnerungen von E. Levi, Memorie di una vita (1889–1947), Modena 1972, S. 12, und A. C. Jemolo, Anni di prova, Verona 1969, S. 95.

**59** Vgl. Unione fra le Donne Cattoliche d'Italia, supplemento mensile al Bollettino trimestrale: Azione cattolica femminile, Gennaio-Febbraio 1911, nr. VIII–IX, sowie die entsprechenden Unterlagen im Archiv des CNDI, Roma, ACS, Archivio CNDI, Busta 1, fasc. 1: Congressi nazionali e assemblee.

**60** C. Giustiniani-Bandini, Astensione delle Donne Cattoliche dal II Congresso femminile (Torino, Settembre 1911), Unione fra le Donne Cattoliche d'Italia, Gennaio–Febbraio 1911, nr. VIII–IX, S. 1.

**61** Vgl. etwa C. Giustiniani-Bandini, Commenti, Unione fra le Donne Cattoliche d'Italia, Gennaio–Febbraio 1911, nr. VIII–IX, S. 7 f.; Movimento femminista in Italia, Unione fra le Donne Cattoliche d'Italia, Maggio–Giugno 1911, nr. XII–XIII, S. 2.

**62** Vgl. dazu T. Catalan, Le reazioni dell'ebraismo italiano all'antisemitismo europeo (1880–1914), in: Brice/Miccoli (wie Anm. 12), S. 137–162, hier S. 141–147; Schächter (wie Anm. 7), S. 133–136.

von Erziehung und Unterricht, auf deren Erneuerung sie in Anlehnung an die Methoden von Fröbel und Montessori erheblichen Einfluss ausübten, müssen katholische Aktivistinnen als Bedrohung ihrer eigenen Handlungsspielräume empfunden haben.

Im Zuge der Auseinandersetzungen über den Turiner Kongress war innerhalb der UDCI eine starke Tendenz zu beobachten, die Glaubens- und Gewissensfreiheit des liberalen Staates zu diskreditieren. Immer wieder wurde in Vorträgen und Schriften betont, dass der Katholizismus die einzige Religion Italiens repräsentiere. Die Stellungnahmen richteten sich gezielt gegen die 1889 im Strafgesetzbuch des vereinten Italien festgehaltene Gleichstellung aller Konfessionen, zu denen auch das Judentum gezählt wurde, als staatlich anerkannte und rechtlich geschützte Religionsgemeinschaften.[63] In der Verbandszeitschrift der UDCI wurde Anfang 1911 behauptet: „... non vi ha religione in Italia, se non l'unica vera, la religione cattolica: non vi ha diritto alla libertà e al reciproco rispetto, se non si rispetta Dio e non si tutela, come la cosa più cara, la libertà della Chiesa".[64]

In Einklang mit dem von der „Civiltà Cattolica" vertretenen Konzept des „katholischen Vaterlands", das nicht zuletzt mithilfe antisemitischer Feindbilder als Gegenentwurf zum liberalen Einheitsstaat entwickelt wurde,[65] zielte die katholische Frauenvereinigung darauf ab, ein einheitliches und exklusives italienisches Nationalbewusstsein auf der Grundlage des Katholizismus zu propagieren. Die bewusste Homogenisierung nach innen ging mit einer aggressiven Haltung gegenüber dem Laizismus sowie allen Ideologien und Glaubensrichtungen einher, die nicht katholisch waren. Dies galt auch für die Definition der Frauenbewegung: Da die UDCI „italienisch" mit „christlich" und „katholisch" gleichsetzte, gehörten aus ihrer Sichtweise Laizistinnen wie Jüdinnen nicht zur Gemeinschaft italienischer Frauen. Vor dem Hintergrund der anhaltenden Polemik über den Frauenkongress in Turin schrieb die Prinzessin Giustiniani-Bandini in der liberal-monarchistischen Zeitung „Il Giornale d'Italia" im März 1911: „La civiltà nostra è cristiana e le donne italiane sono nella loro immensa maggioranza profondamente cattoliche ... Noi domandiamo una sola cosa: che cattolico sia il movimento femminile in Italia, perché cattoliche sono le donne italiane".[66] Dasselbe chauvinistische Konzept findet sich in einem Text, der wenige Wochen später in der Verbandszeitschrift der UDCI erschien. Dort wurde betont, dass die einzige Vereinigung, die die „Seele der italienischen Frau" wirklich repräsentiere, die katholische Frauenvereinigung Italiens sei.[67] Aufgrund solcher Hervorhebungen einer angeblichen ideologischen Überlegenheit und Exklusivität vertieften die Auto-

**63** Vgl. Collotti (wie Anm. 2), S. 13 f.

**64** „Perché ci asteniamo", Unione fra le Donne Cattoliche d'Italia, Gennaio–Febbraio 1911, nr. VIII–IX, S. 2.

**65** Vgl. Lebovitch Dahl (wie Anm. 11), S. 11 f.

**66** C. Giustiniani-Bandini, La polemica femminile. Risposta delle donne cattoliche al Comitato Nazionale, in: Giornale d'Italia, 3. 3. 1911.

**67** Unione fra le Donne Cattoliche d'Italia, Maggio–Giugno 1911, nr. XII–XIII, S. 2.

rinnen bewusst die Konfliktlinien zwischen der katholischen Organisation und den laizistischen Vereinigungen.

Auch in den kommenden Jahren ging die Abgrenzung maßgeblich von den organisierten Katholikinnen aus.[68] Zu Beginn des Ersten Weltkriegs versuchte der *Consiglio Nazionale* erneut, einen Kontakt zur UDCI herzustellen, musste aber konstatieren, „che le Donne Cattoliche lavorano in un campo strettamente confessionale, non aiutando che le famiglie cattoliche".[69] Angesichts der unüberwindbaren Kompromisslosigkeit der katholischen Frauenorganisation blieb den laizistischen Vereinigungen schließlich nichts anderes übrig, als ihre Verständigungsversuche einzustellen, die auch von jüdischen Aktivistinnen durchaus unterstützt worden waren.

In den letzten Jahren vor Beginn des Ersten Weltkriegs verbanden sich innerhalb der UDCI anti-laizistische und anti-jüdische Positionen mehr und mehr zu einer irrationalen Mischung. Eingang fand darin auch das traditionelle antisemitische Vorurteil eines jüdisch-freimaurerischen Komplotts, wie im Folgenden erläutert werden soll. Katholische Akteurinnen erwiesen sich in diesem Punkt weitaus angriffslustiger als die männlichen Vertreter der italienischen Nationalisten, die in ihrer zeitgleichen, groß angelegten Pressekampagne gegen Freimaurer die Verknüpfung von Judentum und Freimaurerei weitgehend vermieden.[70]

Im November 1912 veröffentlichte Cristina Giustiniani-Bandini einen Aufruf an alle regionalen Komitees der UDCI, in dem sie vor einem soeben neu aufgelegten, an italienischen Grundschulen seit Jahrzehnten gelesenen Kinderbuch über das italienische Risorgimento warnte. Das Werk „Giovane Italia" der Schulbuchautorin Onorata

**68** Florence Rochefort macht eine ähnliche Beobachtung für den zeitgenössischen französischen Kontext. Die organisierten Katholikinnen in Frankreich weigerten sich, innerhalb des laizistischen *Conseil National des Femmes* mitzuwirken, obwohl die Vertreterinnen des *Conseil National* durchaus zu einer Zusammenarbeit bereit waren; vgl. F. Rochefort, The French Feminist Movement and Republicanism, 1868–1914, in: S. Paletschek/B. Pietrow-Ennker (Hg.), Women's Emancipation Movements in the 19th Century. A European Perspektive, Stanford 2004, S. 77–101, hier S. 90.

**69** Roma, Archivio CNDI, Busta 4, fasc. 13, sfasc. 3, Processi Verbali del Consiglio (Gen. 1915–Feb. 1921), 27. 4. 1915.

**70** Die einzige Ausnahme im Organ der italienischen Nationalisten „L'idea nazionale" stammte von dem Journalisten und Schriftsteller Paolo Orano, der Jahre später, im Vorfeld der Rassengesetzgebung, mit der Schrift „Gli Ebrei in Italia" eine antisemitische Kampagne eröffnen sollte; vgl. Wyrwa, Gesellschaftliche Konfliktfelder (wie Anm. 8), S. 118–121. – Das Vorurteil einer jüdisch-freimaurerischen Verschwörung existierte nicht nur unter den organisierten italienischen Katholikinnen. Nach Ansicht der Französin Marie Maugeret (1844–1928), einer prominenten Gründerin katholischer Frauenvereine in Frankreich, hatte die Dreyfus-Affäre gezeigt, dass das Land sich in den „Händen von Juden und Freimaurern" befand. Sie sah ihre Mission darin, die Nation vor den „jüdisch-freimaurerischen Schakalen" zu bewahren; vgl. J. McMillan, France and Women, 1789–1914: Gender, Society and Politics, London-New York 2002, S. 198; Rochefort (wie Anm. 68), S. 90.

Grossi-Mercanti (1853–1922)[71] war 1911 geringfügig überarbeitet in dritter Auflage bei dem bekannten jüdischen Verleger Enrico Bemporad (1868–1944) in Florenz erschienen.[72] Die Tatsache, dass Grossi-Mercanti dem laizistischen CNDI angehörte,[73] hatte das Misstrauen der UDCI gegenüber der Autorin zweifellos verstärkt. Auch die Thematik des Werks entsprach mitnichten der gegen den liberalen Einheitsstaat gerichteten Ideologie katholischer Aktivistinnen. Bereits 1892 war in der „Civiltà Cattolica" ein seitenlanger Verriss der ersten Auflage des Buchs und Grossi-Mercantis vermeintlicher Verherrlichung der „Helden" des Risorgimento erschienen.[74] Die Herausgabe durch Bemporad, der deutlich negativ konnotiert als *editore giudeo* bezeichnet wurde, hatte der anonyme Verfasser der Rezension mit dem angeblich impliziten Angriff des Kinderbuchs auf das „wahre" Italien, das „katholische Vaterland", in Verbindung gesetzt.[75] Giustiniani-Bandini knüpfte in ihrem Artikel von 1912 vielleicht bewusst an die viele Jahre zurückliegende Polemik der „Civiltà Cattolica" an. Nachdem sie sich über die Entfernung jeglicher Bezüge des neuaufgelegten Buches auf die „Religion, die Kirche, Jesus Christus, Gott" empört hatte, betonte die Gräfin: „Non indaghiamo chi della cattiva azione, la cui prima vittima è la fanciullezza innocente, sia più responsabile, la Casa Editrice o la Signora Scrittrice. Vogliamo solo rilevare che il piccolo libro laicizzato è un sintomo eloquente di tutta una congiura massonica contro l'educazione cristiana. E noi richiamiamo, accorate e indignate, l'attenzione della S. V. contro questa nuova insidia settaria che minaccia l'anima dell'Italia cattolica."[76]

Giustiniani-Bandinis Angriff auf die Neuauflage von Grossi-Mercantis „Giovane Italia" muss sicherlich im Zusammenhang mit den nationalistischen und antisemitischen Tendenzen gesehen werden, die im Zuge des Libyen-Krieges in Italien an Stoßkraft gewonnen hatten und sich seit den nationalen Wahlen 1913 intensivieren sollten.[77] Nicht zufällig verknüpfte die Vorsitzende der UDCI die Rhetorik des „katho-

**71** Zu Grossi-Mercanti, die auch im italienischen Schuldienst als Lehrerin tätig war, vgl. C. Weber, Schulbuchautoren im Königreich Italien 1861–1923, in: QFIAB 88 (2008), S. 420–448, hier S. 434.

**72** O. Grossi-Mercanti, Giovane Italia: Libro di Lettura per la Quarta Classe elementare femminile, Firenze $^{3}$1911.

**73** Vgl. Roma, ACS, Archivio CNDI, Busta 4, fasc. 13, sfasc. 4: Rubriche con elenchi delle socie, domande di adesione e circolari di convocazioni, Elenco delle iscritte alla federazione femminile toscana.

**74** O. Grossi-Mercanti, Come si è fatta l'Italia: storia del Risorgimento italiano, narrata ai fanciulli, Firenze 1891.

**75** Rivista della Stampa, II. Onorata Grossi-Mercanti, Come si è fatta l'Italia: storia del Risorgimento italiano, narrata ai fanciulli, Firenze 1891, in: La Civiltà Cattolica 3 (1892), S. 449–454, hier S. 450 f.

**76** Attenti ai libri di testo nelle scuole dello stato. Circolare per i libri di testo inviata a tutte le Presidenti dei Comitati, Unione fra le Donne Cattoliche d'Italia 23 (Novembre 1912), S. 1.

**77** Bei den nationalen Wahlen von 1913 erhöhte sich aufgrund der Erweiterung des vorher geltenden italienischen Zensuswahlrechts die Zahl der Wähler von drei auf neun Millionen Männer (*suffragio universale*). Die 1910 entstandene Partei der Nationalisten wurde dabei auch von Teilen des katholischen Lagers unterstützt und gewann die ersten Parlamentssitze. Im Zuge dieser Entwicklungen

lischen Vaterlands" mit dem Topos der jüdisch-freimaurerischen Verschwörung, die in ihren Augen der Verleger Bemporad und die Autorin Grossi-Mercanti auf lebendige Weise zu verkörpern schienen. Doch verbarg Giustiniani-Bandini die gegen den Florentiner Editoren gerichtete antisemitische Tendenz ihres Artikels zum Teil noch unter dem Mantel des Anti-Laizismus.

Dagegen machte die einflussreiche katholische Aktivistin Elena Da Persico (1869–1948) nur vier Jahre später in einem öffentlichen Vortrag in Genua kein Hehl aus ihrem Hass auf das Judentum. Die gebürtige Veroneserin, die zunächst eine Ausbildung zur Grundschul- und Französisch-Lehrerin gemacht hatte, leitete viele Jahre lang die 1901 in Mailand gegründete katholische Frauenzeitschrift „L'Azione Muliebre", schrieb Romane und war journalistisch tätig. Sie gehörte zu den führenden Vertreterinnen der UDCI.[78] In ihrem Beitrag vom Februar 1916 löste sich die Schriftstellerin vom bislang vorherrschenden, mit Anti-Laizismus gepaarten antijudaistischen Diskurs katholischer Frauen, der hauptsächlich auf die Bereiche von Schule und Unterricht abgezielt hatte: Da Persico widmete sich dem Bereich der Mode. Ihr Text, der unter dem Titel „Moda e carattere femminile" veröffentlicht wurde und auf großen Beifall in katholischen Kreisen stieß, enthielt unverhüllt antisemitische Äußerungen.[79] Vor dem Hintergrund der Kriegssituation ermahnte die Gräfin ihr Publikum zu Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit und betonte die absolute Notwendigkeit eines gemeinsamen Eintretens gegen den angeblich drohenden Verfall der Sitten. Belehrungen hinsichtlich Sparsamkeit und „anständiger", anspruchsloser Bekleidung bildeten während des Krieges Teil eines generellen Sittendiskurses, der vom konservativen Lager der italienischen Frauenbewegung unterstützt wurde. Bereits seit einigen Jahren hatten Vertreter und Vertreterinnen der katholischen Kirche die Veränderungen im Bereich der weiblichen Mode mit Besorgnis beobachtet. Seit Beginn des Ersten Weltkriegs war der Wandel besonders augenfällig geworden.[80]

---

konnte mit antisemitischen Vorurteilen verbundene nationalistische Propaganda vor allem auf lokaler Ebene und in ländlichen Gebieten erfolgreich eingesetzt werden; vgl. Schächter (wie Anm. 7), S. 136 f.

**78** Von der katholischen Kirche wird Da Persico als *Venerabile* verehrt. Ihre Nähe zum Faschismus hat Liviana Gazzetta in der bislang einzigen monographischen Untersuchung der Aktivistin nachweisen können; vgl. L. Gazzetta, Elena da Persico, Verona 2005.

**79** E. Da Persico, Moda e carattere femminile, Torino 1925. Zur Intention und den Inhalten des berüchtigten Vortrags vgl. auch Gazzetta, Elena da Persico (wie Anm. 78), S. 115 f.; Dies., Tra antiebraismo e antifemminismo (wie Anm. 5), S. 226–228.

**80** Als unanständig und unweiblich in den Augen katholischer Kreise galten insbesondere die aufkommenden Kurzhaarschnitte, kürzeren Röcke sowie der Verzicht auf einengende Korsette; vgl. dazu A. Gigli Marchetti, Regina della casa, regina della moda. La moda in un secolo di storia 1850–1950, in: Dies./N. Torcellan (Hg.), Donna lombarda, Milano 1992, S. 537–553; M. Ermacora, Women behind the lines: The Friuli Region as a Case Study of Total Mobilization, in: C. Hämmerle/O. Überegger/B. Bader Zaar (Hg.), Gender and the First World War, Basingstoke-New York 2014, S. 16–35, hier S. 28.

Da Persico sah eine immense Gefahr in der Versuchung katholischer Frauen durch modische und in ihren Augen unmoralische Kleidung, die in der Hauptsache von Juden hergestellt würde. Jüdisch-freimaurerische Sekten hätten bereits die Literatur und das Theater in ihrer Hand und würden nun auch den gesamten Sektor der Mode monopolisieren. Die „jüdisch-freimaurerische Verschwörung" könnte mithilfe dieser Kontrolle letztlich die *paganizzazione* des gesamten gesellschaftlichen Lebens erreichen.[81] Unter Bezugnahme auf den französischen Kontext, der für die Rezeption antisemitischen Denkens in Italien generell große Bedeutung hatte, konstatierte die Journalistin:

> Fin dal 1885 E. Drumont nel suo libro ‚La France juive' aveva indicato il pericolo: i sarti e le sarte – scrive egli – sono quasi tutti d'origine ebrea, e continuando le sue rivelazioni, egli si scagliava contro l'incoerenza delle donne cristiane che favorivano mode destinate a condurre alla scristianizzazione dei costumi e allo sfacelo morale ... Noi vedemmo, signore, l'avverarsi delle predizioni del Drumont ... noi assistemmo al fenomeno, strano davvero in un secolo di femminismo ... di milioni di donne obbedienti all'imposizione di un uomo: il sarto ebreo massone della capitale francese ...[82]

Der explizite Rekurs Da Persicos auf Edouard Drumont bezeugt die nachhaltige Bedeutung seiner Schriften für den antisemitischen Diskurs in Italien. Bereits Ende der 1880er und Anfang der 1890er Jahre hatte die in Venedig erscheinende katholische Zeitung „La Difesa" ausführlich über den französischen Autoren und seine antisemitischen Veröffentlichungen berichtet, zuweilen auch zentrale Passagen seines Werks abgedruckt.[83] Es ist allzu wahrscheinlich, dass die aus dem Veneto stammende Da Persico als Zwanzigjährige die betreffenden Texte gelesen hatte. Ihr Vortrag von 1916 bildet den wohl am stärksten antisemitisch geprägten Text einer italienischen Autorin für die Zeit vor dem Faschismus. Da Persicos Bezug auf Drumont weist auf einen säkularen Antisemitismus hin, der sich vom mehrheitlich antijudaistisch-antilaizistischen Charakter des bisherigen Diskurses katholischer Frauen abhob. Bei Da Persico ging es im Kern um antisemitische Topoi wie parasitäres „Finanzjudentum", jüdische Weltverschwörung (*congiura universale*) und wirtschaftliche Ausbeutung. Der „jüdische Schneider" von Paris (*il sarto ebreo massone della capitale francese*) wurde zum Inbegriff des korrupten, machtbesessenen und lüsternen Juden, der

**81** Die Verbindung zwischen anti-jüdischen und anti-freimaurerischen Haltungen, mit denen sich die Autorin identifizierte, geht aus dem Text deutlich hervor: „... il Launoy, membro dell'associazione antimassonica di Francia, dimostrava in una conferenza tenuta a Parigi, l'azione delle sette giudaico-massoniche nel teatro, nella letteratura, nelle mode. Egli dimostrava come fatti che sembravano tra loro slegati sono invece sapientemente ordinati ad uno scopo comune: la paganizzazione dell'universo, la distruzione del cristianesimo, e tra i moti di questa congiura universale egli disegnava quelli suscitati dalla moda come di un'importanza speciale"; Da Persico (wie Anm. 79), S. 7.
**82** Ebd., S. 6 f.
**83** Vgl. Wyrwa, Gesellschaftliche Konfliktfelder (wie Anm. 8), S. 308–310.

die tugendhaften katholischen Italienerinnen ins moralische Verderben führen wollte.[84]

Die Thematik der Mode und Bekleidung stand zudem in direktem Zusammenhang mit der kulturellen Konstruktion von Körpern. Würden katholische Frauen der Versuchung erliegen und ihren Körper mit den „lasterhaften", aus jüdischer Hand stammenden Stoffen bekleiden, käme dies einem Verrat an ihrem Glauben und ihrer Moral gleich, so die zugrunde liegende Botschaft.[85] Das vermeintlich Jüdische, in diesem Fall die „jüdische Mode", wurde von Da Persico zum Fremden, Anderen, Gefährlichen stilisiert, die Frauen, die diese Kleidung anzogen, zu „heidnisierten" und erotisierten Fremdkörpern im „katholischen Vaterland" Italien.[86] Die Stereotype, denen die Autorin sich bediente, um italienische Frauen anzusprechen, stammten indessen aus dem europäischen Diskurs: Das antisemitische Bild des „Pariser Mode-Juden" und seines zersetzenden Einflusses auf tugendhafte Frauen findet sich nicht nur bei Drumont, sondern tauchte seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch in deutschsprachigen antisemitischen Darstellungen auf.[87]

Da Persicos Abhandlung stieß bei den organisierten italienischen Katholikinnen auf großen Widerhall. Im Rahmen der heute weitgehend in Vergessenheit geratenen, landesweiten *Campagna contro la moda anticristiana*, die auch auf päpstliche Anwei-

---

**84** Vgl. Da Persico (wie Anm. 79), S. 7. – Da Persicos vehementes Plädoyer für eine „christliche", „italienische" Mode spiegelte nicht zuletzt zeitgenössische wirtschaftliche Interessen wider, die auf eine ausschließlich nationale Textilproduktion und die Förderung der Heimarbeit italienischer Frauen für die Herstellung von Bekleidung abzielten. Die angeblich „jüdische" Mode aus Paris stand diesem Zweck entgegen; vgl. Gazzetta, Elena da Persico (wie Anm. 78), S. 117.

**85** „... il sarto ebreo massone della capitale francese, noi vedemmo dietro a tale imposizione maschile tutte le donne attillarsi così da non poter più muovere il passo, tutte scollacciarsi anche nel più rigido inverno ... Noi vedemmo il vestire femminile essere non più irradiazione dell'animo della donna e rivelazione del suo intimo, ma una uniforme sguaiata e procace imposta ugualmente a tutte le donne e che accomunò nella figura esterna la fanciulla ingenua e la dama alla sfrontata ricercatrice d'avventura ed alla rivoluzionaria girondina"; Da Persico (wie Anm. 79), S. 7 f.

**86** Da Persicos Vorstellung einer angeblich gefährlichen Veränderung weiblicher Körper durch „jüdische Mode" ist in Verbindung mit dem häufig antisemitisch instrumentalisierten, exotischen Bild der „jüdischen Frau" zu sehen, von der die „katholische Frau" sich Da Persico zufolge notwendigerweise auch äußerlich unterscheiden musste. Zum Stereotyp der „schönen Jüdin", die in antisemitischen Darstellungen als Verführerin mit verderblicher Macht und als Ausdruck exotischer Fremdheit erscheint, vgl. E. Grözinger, Die schöne Jüdin. Klischees, Mythen und Vorurteile über Juden in der Literatur, Berlin 2003, S. 7–28; H. Frübis, Die schöne Jüdin. Bilder vom Eigenen und vom Fremden, in: A. Friedrich u. a. (Hg.), Projektionen – Rassismus und Sexismus in der visuellen Kultur, Marburg 1997, S. 112–124.

**87** In den antisemitischen deutsch-sozialen Blättern war bereits 1897 ein Artikel erschienen, der die Tendenz von Da Persicos Text antizipierte: „Man lese einmal in Drumonts ‚verjudetem Frankreich' über das Treiben der Pariser Mode-Juden, und dann denke man darüber nach, wie die aus Paris kommende Mode von deutschen Frauen und Jungfrauen nachgeäfft wird", in: Deutsch-Soziale Blätter 12 (1897), S. 216. Vgl. dazu A. Lichtblau, Antisemitismus und soziale Spannung in Berlin und Wien, 1867–1914, Berlin 1994, S. 142.

sung hin seit 1920 von den katholischen Frauenorganisationen gestartet wurde und große Bedeutung innerhalb der zeitgenössischen katholischen Kultur gewann, bildete Da Persicos Text von 1916 einen zentralen Bezugspunkt.[88] Die Kampagne wurde zur Propagierung christlicher „Reinheit" und Tugend eingesetzt, diente aber gleichzeitig zur Verbreitung des Konzepts einer ausschließlich über den Katholizismus zu definierenden *italianità*. Diese bildete den Gegenentwurf zu allem „Fremden" und „Heidnischen", die im diffusen Begriff der „antichristlichen Mode" untergebracht wurden.[89]

Mitte der 20er Jahre, während der Frühzeit der faschistischen Herrschaft, erschien Da Persicos „Moda e carattere femminile" in einer zweiten Auflage. Die zugrunde liegende Idee eines Angehens gegen eine vermeintlich „antichristliche", nämlich „unmoralische", „jüdische" Mode erhielt seit dem Konkordat von 1929 zusätzlichen Rückhalt. Der Katholizismus wurde zur einzigen geltenden Religion des italienischen Staates erklärt.[90] Ihre Dominanz sollte auch in Sitten und Gebräuchen, bis hin zu einer scheinbar „christlichen", „italienischen" Bekleidung, sichtbar sein: „L'Italia della Conciliazione non può essere un'Italia asservita ad una moda corrutrice. La Chiesa e la Patria vogliono una moda cristiana e italiana."[91] In den 1930er Jahren initiierte die faschistische *gioventù femminile* eine *crociata della purezza* gegen angeblich unanständige, modische Frauenkleidung. Sie bildete eine Fortsetzung der von katholischen Aktivistinnen bereits Jahre zuvor initiierten, antisemitisch konnotierten „Kampagne gegen die antichristliche Mode".[92]

Die Untersuchung verdeutlicht, dass das Verhältnis zwischen katholischen und jüdischen Akteurinnen bereits vor der faschistischen Diktatur weitaus konfliktreicher war als gemeinhin angenommen. Die für den italienischen Kontext zentrale Verbindung zwischen katholischem Anti-Judaismus und Anti-Laizismus erwies sich innerhalb der Frauenbewegung als besonders explosiv, da jüdische Frauen in den laizistischen Organisationen zahlreich und oft in Führungspositionen vertreten waren. Zudem spielten sie häufig eine zentrale Rolle bei der Gründung weltlicher Bildungseinrichtungen und der Etablierung reformpädagogischer Methoden im Erziehungs- und Unterrichtsbereich, einer traditionellen Domäne der katholischen Kirche. In der entschiedenen Abgrenzung der UDCI von den nichtkonfessionellen Frauenvereinigungen seit 1908 zeigt sich eine Konvergenz anti-laizistischer Motive mit anti-jüdischen Haltungen. Eine Radikalisierung ist seit dem libyschen Krieg 1911/12 zu beobachten,

**88** Vgl. Gazzetta, Elena da Persico (wie Anm. 78), S. 114–117.

**89** Vgl. die betreffenden Berichte und Briefe im Archiv der UDCI; Roma, Istituto per la storia dell'Azione cattolica e del movimento cattolico in Italia Paolo VI (= Isacem), Fondo UDCI, Busta 45, fasc. 4: Campagna contro la moda anticristiana, in seguito all'appello del papa.

**90** Vgl. Collotti (wie Anm. 2), S. 14, 19 f.; Sarfatti, Jews (wie Anm. 2), S. 45.

**91** Zit. nach Gazzetta, Tra antiebraismo e antifemminismo (wie Anm. 5), S. 228.

**92** Vgl. M. De Giorgio, Sante purezze, in: Dies., Le italiane dall'unità ad oggi. Modelli culturali e comportamenti sociali, Roma-Bari 1992, S. 86–89.

der in Italien insgesamt zu einer Intensivierung antisemitischer Tendenzen führte. Im Gegensatz zur politischen Kultur des liberalen Italien boten die von der katholischen Kirche und insbesondere katholischen Frauen dominierten Bereiche wie Erziehung, Unterricht und Mode durchaus einen Raum für die Verbreitung antijüdischen Gedankenguts. In ihnen offenbarten sich die Ursprünge antisemitischer Diskurse, die im Faschismus fortgesetzt und radikalisiert werden konnten.

Während die organisierten Katholikinnen im faschistischen Italien ihre Wirkungsmacht weiter ausdehnten, trat die seit der Jahrhundertwende wichtigste italienische Frauenvereinigung, die laizistische UFN, zunehmend ins gesellschaftliche Abseits. Im Januar 1939 wurde sie aufgrund einer Anordnung des italienischen Innenministeriums endgültig aufgelöst, da die starke Beteiligung von Jüdinnen in der Organisation allgemein bekannt war.[93] Das Florentiner *Lyceum* dagegen rettete die eigene Existenz, indem es seine jüdischen Mitglieder 1938 ausschloss, darunter auch die eingangs zitierte prominente Schriftstellerin Laura Orvieto. Die Tatsache, dass die diskriminierende Maßnahme keine Protestaktionen von Seiten italienischer Aktivistinnen hervorrief, zeugt von der bereits fortgeschrittenen antisemitischen Unterwanderung des *movimento femminile italiano*, deren Ursachen in die Ära des liberalen Italien zurückreichen.

**93** Vgl. Decreto del prefetto di Milano riguardo allo scioglimento dell'UFN, Milano, Archivio UFN, Busta 1, fasc. 5.

Norbert Miller

# Poetisch erschlossene Geschichte

## Ferdinand Gregorovius' „Wanderjahre in Italien" und seine Dichtung über den Garten von Ninfa

**Riassunto:** „Non senza meriti": così qualificò Theodor Mommsen la principale opera storica di Ferdinand Gregorovius, la „Storia della città di Roma nel medioevo", aggiungendo però criticamente: „Ma egli ha troppa fantasia". Le presenti riflessioni indagano proprio questo rapporto dichiarato dello storico Gregorovius con la fantasia, con l'intima affinità tra storia e poesia. Esse tematizzano il ruolo particolare, forse anche di outsider, di un autore che era costretto a scrivere le sue opere da studioso privato, finanziandole in gran parte con i suoi lavori giornalistici. Sulla base di come Gregorovius ha vissuto l'esperienza del giardino incantato di Ninfa, il quale lo attraeva come lirico e come esploratore del *paesaggio storico*, si esamina in alcuni esempi la genesi della forma narrativa da lui sviluppata e la si discute come sfida nei confronti dello storicismo.

**Abstract:** „Not without merit". This is how Theodor Mommsen described the most important historical work by Ferdinand Gregorovius, the „History of Rome in the Middle Ages" before going on to add critically „but he has too much imagination". This paper reflects on the historian Gregorovius's openly declared relationship with the imagination, the close affinity between history and poetry. It describes the peculiar role, which we could perhaps describe as that of an outsider, of an author forced to write his books as an independent scholar, funding them mainly with his work as a journalist. Using Gregorovius's direct experience of the enchanted gardens at Ninfa,

**Hinweis:** Der vorliegende Text beruht auf einem Vortrag, der am 16. Oktober 2015 am Deutschen Historischen Institut in Rom gehalten wurde. Der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten. – Die Zitate aus den „Wanderjahren in Italien" folgen textlich der „Neuen, vollständigen und ergänzten Ausgabe. Zweite verbesserte Auflage, besorgt von Dr. Fritz Schillmann" (Dresden o. J.), der am meisten verbreiteten Edition dieses Werks. Auch der von Hanno Walter Kruft herausgegebene und eingeleitete Neudruck (München 1967) stützt sich in Text und Anordnung auf Fritz Schillmann. Dabei muß man freilich vor Augen haben, daß die dort gewählte topographische Reihung der Aufsätze, die den Leser von Ravenna bis nach Syrakus führt, nicht den sehr genau überlegten Zyklen entspricht, die Gregorovius selbst jeder seiner fünf Sammlungen zugrunde gelegt hatte, schon um sich die Freiheit zu sichern, aktuelle Beiträge als Contrebande in seine kulturgeschichtlichen Bilder einzuschieben, z. B. die Widmung an den venezianischen Freund Tommaso Gar, datiert aus Rom vom 27. März 1871, und die Aufsätze: „Das Reich, Rom und Deutschland" und „Der Krieg der Freischaaren um Rom" in seinem vierten Band: „Von Ravenna bis Mentana" (1871). Diese sind bei Schillmann und Kruft gestrichen, zum Teil auch durch andere, unabhängig erschienene Essays über Italien ersetzt. Auf solche Ausnahmen wird hier im Text gelegentlich hingewiesen.

QFIAB 96 (2016) — DOI 10.1515/qfiab-2016-0016

which attracted him as an author of lyric poetry and as an explorer of the *historical landscape*, we examine some case studies of the genesis of the narrative form that he developed and discuss it as a challenge to historicism.

I. Wann Gregorovius zuerst in den Bann der verwunschenen Landschaft von Ninfa geraten war, ist aus dem Tagebuch und aus den verstreuten Briefhinweisen nicht zu entnehmen. Der *Artikel* „Aus den Bergen der Volsker" wurde am 23. Juni 1860 beendet, der Plan für das *Gedicht* entstand um die Weihnachtszeit 1859. Ob der wirklich nur kurze Ritt mit dem jungen Aquarell-Maler Gustav Müller (1828–1901), mit dem er vom 11. bis zum 13. September 1859 die uralten Volsker-Städte Segni, Norma und Cori besucht hatte, ihn, wie im Aufsatz behauptet, auch nach Ninfa führte, ist ungewiß.[1] Die über viele Seiten ausgedehnte Landschaftsbeschwörung wirkt – auch im Kontrast der märchenhaften Dornröschen-Szenerie zu den starr über die Geschichte triumphierenden Zyklopenmauern dieser Bergnester – wie die künstlich künstlerische Einfügung aus einem anderen Kontext. Und dafür spricht im Aufsatz auch die Passage, worin Gregorovius die im Sumpf versunkene und unter dichtestem Efeu begrabenen Stadt mit dem wiedergewonnenen Pompeji vergleicht:

> Wahrlich, dieser Ort sieht reizender aus als Pompeji selbst, dessen Häuser umherstarren wie halb zerfallene Mumien, die man aus der vulkanischen Asche emporgezerrt hat. Aber über Nympha wogt ein duftiges Meer von Blumen; jede Wand, jede Mauer, jede Kirche, jedes Haus ist mit Efeu verschleiert, und auf allen Ruinen wehen die purpurnen Fahnen des triumphierenden Gottes des Frühlings.[2]

Deutet nicht diese Mythologisierung über den selbstverständlich ausgespielten Gegensatz der blühenden Efeustadt zur Mumienstadt Pompeji auf einen früheren, unabhängig und zu anderer Jahreszeit unternommenen Besuch hin? Ihm mögen andere gefolgt sein, während der Dichter Gregorovius an seinem Poem geschrieben hat, das erst im Sommer 1861 sich der Vollendung näherte. Er gab dem Gedicht die Datierung 1863, erschienen ist es jedoch noch einmal zwei Jahre später 1865 im Stuttgarter Morgenblatt.[3] Damals lag der Aufsatz seit vier Jahren im Zeitschriftendruck, seit einem Jahr auch als Kapitel im zweiten Band: „Lateinische Sommer" der Sammlung: „Wanderjahre in Italien" vor.

---

1 Am 14. September 1859 hatte Gregorovius in sein Tagebuch nur eingetragen: „Am 11. ritt ich mit dem Maler Müller nach Segni, am 13. von Norma nach Cori. Abends um 8 Uhr trafen wir wieder in Rom ein." Vgl. Ferdinand Gregorovius, Römische Tagebücher 1852–1889, hg. und kommentiert von H. W. Kruft und M. Völkel, München 1991, S. 85.

2 Wanderjahre (wie Anm. 1), „Aus den Bergen der Volsker", S. 497.

3 Nach dem Tagebuch stammte der Plan aus der Weihnachtszeit 1859, die Ausarbeitung weitgehend aus dem folgenden Sommer. Über die Gründe der so lange verzögerten Veröffentlichung ist nichts bekannt.

Der Geist romantischen Naturerlebens liegt, als würde rückwärts geblickt, über diesem letzten Ritt durch die Rom umlagernden Berge, auf denen der inzwischen etablierte Wahlrömer sich seiner neuen Heimat versichert. Unternommen wurde der Ausflug, wie die nach der Campagna, in die Berge der Herniker und an die Ufer des Liris während seiner jährlichen Sommeraufenthalte in Genzano alias Genazzano am Nemisee. Nur vollzieht sich die abenteuerliche Begegnung mit den trotzigen, hinter ihren pelasgischen Mauern verschanzten Bergstädten der Volsker bereits in einer Art schwärmerischer Selbstverzauberung, noch ehe Gregorovius sich wie einst die Prinzen im Märchen in die Wildnis des Nymphenreichs einfangen läßt. Der Blick über die klassische Ebene Latiums „welche so ernst und schön mit ihren Hügeln und Kastellen sich dahinzieht, in der Ferne von den blauen Gebirgen des Apennin begrenzt, während weit hinaus gegen das Neapolitanische hin weiße Bergkuppen sichtbar werden", weckt in ihm ein Empfinden beinahe heimatlicher Rührung für den so mächtigen Eindruck der Campagna von Rom und Latium:

> Sie erweckt mir, wenn ich sie verließ, immer wieder die selbe Sehnsucht, so daß ich nicht vom Monte Mario aus in das Tal blicken kann, welches zwischen Palestrina und Colonna in jene lateinische Campagna führt, ohne das heftigste Verlangen zu fühlen, wieder dort hinüberzugehen ... Es gibt Gegenden, die vollkommen mythologischen Stils erscheinen; der Wald von Castel Fusano bei Ostia mit seinen hohen Pinien am Meer und der breiten Tibermündung ist eine solche, so daß er die Phantasie von selbst auffordert, ihn mit Gestalten der Mythenwelt zu bevölkern. Andere Gefilde sind vorwiegend lyrischer Natur, andere episch-homerisch, wie Astura und das Kap der Circe. Durchaus von großem historischem Stil und von der feierlichsten Ruhe des Tragischen ist die Campagna von Rom allein. Sie liegt da wie ein erhabenes Theater der Geschichte, eine große Bühne der Welt. Kein Wort des Poeten, kein Pinselstrich des Malers, so viele Bilder davon gemalt sind, kann die verklärte Heldenschönheit Latiums auch nur andeutend denjenigen ahnen lassen, der sie nicht selber sah und empfand. Nichts von Romantik, nichts von phantastischem Reiz – alles still, groß, männlich schön und ernst, und das Antlitz dieser Natur steht vor dem vorstehenden Beschauer da, wie das der Juno des Polyklet.[4]

In klassische Antikenanschauung übersetzt sich, wie von selbst, der unvergeßliche, jedem wahren Reisenden vor die Augen tretende Anblick dieser südlichen Natur. Heimatlich berührend, vielleicht, da man auch am samländischen Ufer der Ostsee antikisch zu ahnen vermag! Und doch nur hier am mythisch-historischen Ort entfaltet die Landschaft ihre ideale Wahrheit für den, der ihr standzuhalten vermag, nicht einzufangen vom Dichterwort, schon gar nicht vom Pinselstrich, „so viele Bilder davon gemalt sind". Die Pointe, gegen sich selbst und gegen die epidemische Schwärmerei der deutschrömischen Kunstfreunde gleichermaßen gesetzt, verlangt wie von jedem eingeweihten Betrachter auch von Gregorovius das Abstreifen aller Romantik und die Selbstversenkung in das klassische Ideal und in die Tragik der antiken Geschichte. Nur fühlt sich, der da als Künstler vor dem Ausblick in die Landschaft kapituliert, als

4 Wanderjahre (wie Anm. 1), S. 479 f.

Historiker wie als Poet gefordert, seine höhere Nervenkunst der Empirie ganz aufzubieten, um gegenüber der an Fakten und Dokumenten allein haftenden Geschichte die nur im Erleben faßbare Idealität aufzuspüren und ins Wort zu fassen. Durchaus selbstbewußt hat Gregorovius in diesem Hymnus auf seine Forschungen für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter hingewiesen, wenn auch mit dem deutlichen Wink, die Stadt und ihre Umgebung blieben immer neu und groß für ihn und verlangten gebieterisch nach Rückkehr in ihren Bannkreis. Für das besondere Verständnis des Handlungsrahmens um seine schriftstellerische Wiedererweckung des Mittelalters bedarf der Historiker selbstverständlich der weit verstreuten, mühselig zu rekonstruierenden Quellen in kirchlichen, kommunalen und privaten Verstecken. Ebenso muß er in der Anschauung der Alltäglichkeit nach den verwischten Spuren früherer Alltäglichkeit Ausschau halten. Anders als in der Staatengeschichte oder für die Biographien herausragender Staatsmänner der Neuzeit helfen da die Relationen fürstlicher und städtischer Diplomatie wenig. Stattdessen muß die mit Skepsis betrachtete Einbildungs- oder Vorstellungskraft, das Dichterische, dem aufmerksamen Quellenforscher und Chronisten zu Hilfe kommen, wenn er nicht hinter seinem eigenen Erkenntnisstreben zurückbleiben will. Gregorovius hat das nur manchmal erwähnt, in Briefen zumal, wenn er sich gegenüber den etablierten Großmeistern seines Metiers polemisch abgrenzen wollte. Und die Zunft, Ranke und Mommsen nicht ausgenommen, hat gelegentlich am Spott über den an keiner Universität etablierten, den selbsternannten Geschichtsschreiber Roms nicht gegeizt.[5] Schon die Datierung der Zyklopenmauern in den Bergen rings um Rom, in Valmontone, Segni, Alatri oder Cori, die jedenfalls dem Zeitverständnis der römischen Historiker sich entzogen hatten, forderte Gregorovius' Einbildungskraft so lebhaft heraus wie vor ihm die mythenbildende Phantasie des Architekten und Vedutisten Giovanni Battista Piranesi und seiner Schule. Die *invenzione* ist nach wie vor die Muse des wahren, seiner Mission gewissen Historikers.

Nun aber das Märchenwunder, das Staunen vor der blühenden Wildnis, die seit jeher den Namen: „Ninfa" getragen zu haben scheint. Nach dem jüngeren Plinius war dort, ähnlich dem bis heute erhaltenen Hain und Tempel des Clitumnus, ein Heiligtum der Quell- und Fluß-Nymphen, die mit den anderen Elementargeistern diese heroisch-klassische Landschaft im Altertum beherrschten, bis sie mit Beginn des Chris-

5 Gregorovius hat auf solche Kritik aus der Zunft öffentlich nicht reagiert, in den nachrömischen Tagebüchern entwickelte Gregorovius dagegen sein Selbstverständnis als Historiker aus dem Zugleich von künstlerischer und wissenschaftlicher Sendung: „Ich bin zufrieden, ein römisches Epos verfaßt zu haben, welches doch auf dem festen Grunde der umfassendsten und gediegensten Studien in den Archiven ruht. Vielleicht wird sich an ihm der Ausspruch Wilhelm von Humboldts bewahrheiten, daß nur der ein lebendiges Geschichtswerk schreiben kann, welcher die Gabe des Dichters besitzt." Hier zitiert nach J. Hönig, Ferdinand Gregorovius, der Geschichtschreiber der Stadt Rom, Stuttgart-Berlin 1921, S. 155.

tentums sich in der Natur verstecken mußten. Die historischen Dokumente reichen bis ins 8. Jahrhundert. Vom 10. bis zum 12. Jahrhundert wuchs die Ansiedlung, aller römischen Familienfehden ungeachtet, zu einem wohlhäbigen Landstädtchen an der *Via Appia* heran mit zwei Kirchen, mit Rathaus und Kastell. In *Santa Maria Maggiore* wurde am 20. September 1159 Papst Alexander III. gekrönt und versprach aus diesem Anlaß dem Magistrat bedeutende Stadtprivilegien. Er war aus Rom vor den überlegenen Truppen Friedrich Barbarossas und des Gegenpapstes Vittore IV. geflohen. Die Rache des Kaisers traf die Stadt nur wenige Wochen später. Nach kurzer Belagerung wurde sie und das nahegelegene Kloster *Santa Maria delle Marmore* zerstört. 1298 überließ der Caetani-Papst Bonifaz VIII. das lange zwischen seiner Familie und den Colonna umstrittene Gebiet von Ninfa, Sermoneta, Bassiano und Cisterna dem Nepoten Pietro Caetano und leitete damit eine zweite, fast hundert Jahre währende Blütezeit ein. 1382 fiel das Städtchen einer blutigen Schlacht zwischen Söldnertruppen zweier gegnerischer Familienzweige der Caetani zum Opfer und sank für immer in Vergessenheit.[6]

Als Ferdinand Gregorovius, damals noch unzureichend mit den mittelalterlichen Quellen Latiums vertraut, zum erstenmal vor diesem doppelt vernichteten Zeugnis einer bis in mythische Ursprünge zurückreichende Vergangenheit stand, hatte die Wildnis hinter den Resten der Stadtbefestigung und zwischen den wenigen, noch aufrecht stehenden Türmen und Kirchenmauern alle Spuren einstigen Lebens verwischt. Er mußte sich wie einer jener Königssöhne in Charles Perraults Märchen „La Belle au Bois dormant" fühlen, der vergeblich im undurchdringlichen Dickicht Dornröschen zu erlösen sucht. Als wollte er mit Gustave Doré wetteifern, der fast um die gleiche Zeit an der Folge seiner Stiche über Perraults Märchen saß, kann er sich in der Erfindung immer neuer Einzelheiten dieses sichtbaren, ja betretbaren Wunders nicht genug tun.

> Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck, in diese Efeu-Stadt einzuziehen, in den begrasten, blumenbedeckten Straßen, zwischen ihren Mauern umherzuwandeln, wo der Wind in den Blättern spielt, keine Stimme schallt als der Schrei des Raben im Turm, als das Rauschen des schäumenden Bachs Nymphäus, das Lispeln des hohen Schilfs am Weiher und das melodische Singen und Säuseln der Halme rings umher.

Und dann belebt sich in der Einbildungskraft des nordischen Besuchers diese Welt zum Sommertagstraum:

---

6 Wanderjahre (wie Anm. 1), S. 500 ff. Zur Geschichte der Caetani, der Herzöge von Sermoneta, und zu den Schicksalen von Ninfa vgl. Ninfa: una città, un giardino. Atti del colloquio della Fondazione Camillo Caetani, a cura di L. Fiorani, Roma-Sermoneta-Ninfa 1988, und neuerdings: Il Giardino di Ninfa. Testi di M. Caracciolo e G. Pietromarchi, Torino 1997 (mehrere Neuauflagen).

> Blumen wimmeln durch alle Straßen, sie ziehen in Prozession nach den verfallenen Kirchen, sie klettern auf alle Türme, sie liegen lachend und kichernd in allen öden Fensterräumen, sie verrammeln jede Türe, denn drinnen hausen Elfen, Feen, Wassernymphen und tausend reizende Geister der Fabelwelt.[7]

Wenn die Geschichte seinem Schreiben nicht Halt und Rückhalt gibt, droht die Phantasie tatsächlich mit Gregorovius zuweilen durchzugehen. So wie es Jakob Burckhardt grämlich konstatiert hat![8] In den Klosterhöhlen von Subiaco lebt für ihn noch die Gestalt des Benedikt von Nursia, jedes Monument in der römischen Campagna tritt, scharf umrissen in den Konturen, aus der Vergangenheit heraus in die Gegenwart. Das Märchenbild verlangt wie die Legende die Metamorphose ins Wunderbare, die Aufhebung der Gegenwart ins Märchen. Kein Wunder, daß Gregorovius sich gleichzeitig als Reiseschriftsteller und als Dichter herausgefordert sah. Für die Leser der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" fügte er die Märchen-Idylle zwischen die heroisch-zupackenden Schilderungen der mit den Bergen rivalisierenden Zyklopen-Bauten ein, für die Nachwelt und um dem Glanz seiner Jamben-Dichtung tiefere Bedeutung einzuhauchen, änderte der Poet dann die Perspektive. Nicht mehr das überwältigte Staunen vor einer zeitlos gewordenen Märchenwelt bewegt ihn jetzt. Grüblerischer, in der nachträglichen Reflexion seiner nordischen Herkunft sich wieder bewußt werdend, erscheint ihm diese Fata Morgana wie ein Sinnbild der Vergänglichkeit, die einmal alle Denk-Gebäude oder Religions-Systeme so gut hinwegraffen wird wie den Zwist zwischen Papst und Kaiser im Mittelalter.[9] Ein Aufenthalt in der alten Heimat mag ihn auf solche protestantisch-aufgeklärten

---

7 Wanderjahre (wie Anm. 1), S. 497 f.

8 Ludwig von Pastor hält 1895 für sich fest: „Mein Hinweis auf das Urteil über das moderne Italien in den Tagebüchern von Gregorovius veranlaßte Burckhardt, sich über den Geschichtsschreiber der Stadt Rom zu äußern. Er hält von ihm nicht sehr viel. ‚Gregorovius hat seine Verdienste, aber er läßt der Phantasie zu viel Spielraum.'" (Vgl. L. von Pastor, „Tagebücher – Briefe – Erinnerungen", hg. von W. Wühr, Heidelberg 1950, S. 276). 1853 waren die beiden noch jungen Gelehrten gemeinsam auf einem Ausflug, der sie zu den Tempeln von Paestum führte.

9 Freilich könnte sich dem Leser die Anspielung in den Versen des Gedichts nur dann und nur mittelbar erschließen, wenn er im Aufsatz den dürren Hinweis: „Im Jahre 1216 gründete hier Ugolino Conti, nachmals Gregor IX., die Kirche S. Maria del Mirteto, vom Myrthenhain," richtig auf die Darstellung des Konflikts zwischen diesem Papst und Kaiser Friedrich II. in der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" (IX, 4) zu beziehen wüßte. So bleibt es in der Poesie bei der chiliastischen Klage über den zu befürchtenden Untergang des Christentums wie anderer Religionen. Dabei werden geistreich der Lenz, ewig neu erblühend und seine immer nachwachsende Armee der Blumen gleichgesetzt mit den Kriegsparteien des Mittelalters und mit der Zerstörungswut der Zeit. Vers 23–32:

> Dies ist Ninfa! Einst eine Stadt voll Glanz,
> Verlassen nun und leer, ein welker Kranz,
> Den einst das tatenvolle Leben wand
> Und dann die Zeit wegwarf aus ihrer Hand.

Überlegungen zurückgeführt haben. Jedenfalls verwandelt sich *Ninfa*, die letzte und vielleicht schönste seiner Dichtungen, in einen leuchtenden Abgesang. Nicht ganz unbedenklich für den Geschichtsschreiber des christlich-katholischen Rom der Päpste:

Ninfa
Ninfa, versunkne Stadt, lenzgrüne Gruft,
Behausung für die Kinder nun der Luft,
Die dich in Efeuschleier ganz verhüllen,
... [K]önnt' ich dich malen,
Wie dich der Abend malt in Purpurstrahlen,
Verhaucht er sein phantastisch Glutenbild
Auf deine Türme schauerlich und wild!

Pontinische Heiden hier, wo dunkle Seen
Mit wellenlosen Fluten dampfend stehn,
Und Moore brodeln schwarz und rostig rot
Wie Kessel, darin ekle Hexen Tod
Giftmischend brau'n und Pest und faule Fieber
Kaum streift ein Vogel an dem Pfuhl vorüber,
Und kaum erschallt ein Ton.
Hier warf der Tag,
Das Nichts fortan ihr mehr entquellen mag,
Verzweifelnd seine Urne in den Sumpf.
Hier wittern die Jahrhunderte so dumpf
Wie Stunden leeren Schlafs; der Zeit nur richten
Sie Pyramiden auf aus Moderschichten.[10]

Mit dem Blickwechsel vom Efeu- und Blumenmeer, das Tod und Verfall in ewig sich erneuerndes Leben zurückverwandelt, hin auf den überall lauernden, bewegungslosen Sumpf, dessen Miasmen unausweichlich Krankheit und Tod bringen. Nachtstück am hellen Tag, verweist in diesen Versen nicht einmal das morsche Kreuz des Gottessohns, dem zu jeder Seite die Schächer ein trauriges Geleit geben, auf die von ihm versprochene Erlösung.

---

Feind war der Lenz, der sie im Sturm verheert;
Ja, Blumen haben diese Stadt zerstört,
Rings ranken, die den goldenen Tag verdüstern,
Es rauscht und weht ihr unablässig Flüstern;
Hier ist Prophetenzunge jedes Blatt,
Von Blumenglocken hallt die ganze Stadt.

**10** Wanderjahre (wie Anm. 1) im Anschluß an: „Aus den Bergen der Volsker", S. 506, Vers 1–4, 7–22. Vgl. auch: Gedichte von Ferdinand Gregorovius. Herausgegeben von Adolf Friedrich Graf von Schack, Leipzig 1892, S. 45–57.

Die Kreuze neigen sich – sie sinken linde,
Sie werden fallen bei dem nächsten Winde.

O Christentum, wirst du vergehn gleich allen
Religionen, die vor dir gefallen,
Und nur im Marmor und im Namen fort
Noch dauern so wie im entseelten Wort,
Gedächtnis nur?[11]

Die nach Rom sich wendenden Blicke, das nach der Antike bis in die Anfänge der Menschheit zurückfliehende Gedächtnis findet für alle Gegenwart nur das Schweigen der Schöpfung als Antwort auf jede stumme Frage. In der zweiten Hälfte dieser beinahe vierhundert Verse umfassenden Dichtung löst sich die Betrachtung des Wanderers mehr und mehr in imaginierte Stimmen auf, geht der durchgehaltene Erzählgestus der Jamben in Strophenlieder über: die Efeugeister erklären ihre von Jahr zu Jahr weiterblühende Gegenwart aus ihrer Unsterblichkeit heraus, die sie mit den Parzen teilen, und aus ihrer beschränkten Vision löst sich als Geste jenes äußerste Vorstellungsbild, das Gregorovius vermutlich jemals gelungen ist:

Könnten wir wie Ninfas Zinnen,
Wie die Türme hier umspinnen,
Wie dies Grab den Erdenball!
Was ist er im Flug der Zeiten!
In des Raums Unendlichkeiten
Nur ein Efeublatt im All.[12]

Den langen Reden der beiden Schächer, in ihrer gegensätzlichen Tendenz durch die biblische Tradition vorgegeben, antworten zwei nicht näher bestimmbare, aber doch wohl dem Himmel nahestehende Stimmen und ziehen eine Art Summe aus Erlebnis und poetischer Reflexion. Meisterhaft in der dem Italienischen angenäherten Behandlung der siebenzeiligen Strophen, bleiben sie doch als von Anfang an intendiertes Gegengewicht zum Panorama der leeren Vergänglichkeit unzureichend. Lebt nicht die Gottheit im zerfließenden Tropfen fort, kann der Erdengeist sich nicht durch den Anblick einer verdorrten Rose wie durch sein angesammeltes Wissen in die schrankenlose Unendlichkeit emporschwingen und so vielleicht selbst den auf Kain lastenden Bannfluch heben. Zu leicht auflösbar ist, gegen das Papstwesen gerichtet, dann das aus der Ewigkeit in die allzu nahe Zeitlichkeit gerinnende Bild von der Aufhebung von Kains Bruderfluch, wenn erst das Lügengewebe und der verknechtende Betrug der entarteten Kirche in einer glückhaften Zukunft aufgehoben ist.

11 Ebd., Vers 52–56.
12 Ebd., Vers 107–112.

Durch des Wissens hohes Tor,
Erdengeist, schwing dich empor
In die schrankenlosen Weiten!
Wenn zertrümmert ist der Lug,
Der verknechtende Betrug,
Tilgst Du in beglückten Zeiten
Auch des Kain Bruderfluch.

Wenn ein Strahlenhimmel scheint
Über Völker, die vereint
Sich mit Palmen froh bekränzen,
Dann vom Haß verfinstert nicht
Wird ihr herrlich Angesicht –
Nein! die Erde muß erglänzen
Von der Liebe, die ihr Licht![13]

In der Kunst der romantischen Reiseerzählung hatte Gregorovius sich schon in der Königsberger Zeit geübt, vielleicht schon mit dem Blick nach Italien. Die „Sommeridyllen vom Samländischen Ufer", erschienen im „Deutschen Museum" 1852, können, auch in der Souveränität des Metiers, durchaus als gültige Vorstufen seiner italienischen Wanderungen gelten. Tatsächlich hat er eines seiner ersten Landschaftsporträts aus der römischen Umgebung als Gegenstück zu diesen „Sommeridyllen" konzipiert und spielt im Titel ausdrücklich darauf an: „Idyllen vom Lateinischen Ufer".[14] Die schönsten Stunden seines Lebens und die heitersten Wanderungen, so versichert er sich selbst, seien an Meeresstrand und Welle geknüpft gewesen. Nun aber vor den Toren Roms?

Daß ich es also gestehe, der Eindruck dieser Ufer und des darauf stehenden kleinen Anzio enttäuschte mich. So weit nur der Blick gegen Ostia reicht, sah ich nichts als öde Heide, ein niedriges Ufer aus Ton und Sand, eine kleine Schanze darauf und Herden, welche weideten.

In der kleinen *Locanda* klagt er einem talentvollen Landschaftsmaler an der Staffel seine Enttäuschung:

Er aber zeigte zum Fenster hinaus auf das spiegelnde Meer und die blauen Volskergebirge im Hintergrunde. Und kaum war der Tag vergangen, als jene Erinnerungen schönerer Küsten zur Ruhe kamen, und der ganz neue Zauber dieser einsamen und heimlichen Ufer von Antium mich gefangen hatte. Sie sind anmutig wie der baltische Strand meiner Heimat, und wenn auch unendlich schöner und von feinerem Wesen, so doch ihm manchmal ähnlich, und mehr als einmal habe ich an diesen gelben felsenlosen Küsten verwandter Form und Bildung ausgerufen: Das ist ja leib-

**13** Ebd., Vers 255–268.

**14** Zuerst erschienen im „Morgenblatt", dann mit der Entstehungszeit: „1854" als drittes Stück in die erste Sammlung der „Wanderjahre" aufgenommen.

haftig Neukuhren, Wangen und Sassau! Die baltische Küste und die lateinische verhalten sich so zueinander wie ein schönes, naturfrisches Volkslied zu einer klassischen Idylle des Theokrit.[15]

War in seinen Anfängen der Einfluß von Heines „Reisebildern" – wie auch die Erzählmanier Jean Pauls – an manchen Wendungen noch unverkennbar, so machte sich doch im tiefen Ernst seiner Naturverbundenheit ein norddeutsch-protestantischer Zug seiner Romantik mehr und mehr geltend. Wie andere Deutschrömer hielt er innerlich Distanz zu der südlichen Realität, hinter der jeder dieser Künstler und Dichter sein Arkadien zu finden hoffte. Je tiefer der reisende Enthusiast in die hesperische Wirklichkeit eintauchte, desto weiter trat Heines Einfluß zurück, später galt er ihm – nicht ohne antisemitische Einfärbung seines Urteils – als reichbegabter Dichter, der sein Talent an den Tagesjournalismus verschleudert hatte. Doch wollte er weiterhin in seinen eigenen Aufsätzen die südliche Welt aus dem Mythos, aus der Geschichte und aus der unmittelbar erfahrenen, sozialen Gegenwart erschließen. In den Wanderungen und historischen Miniaturen über die Insel Korsika, die er 1854 zu einem zweibändigen Werk über die Insel ausarbeitete (drei Auflagen bis 1878!), ist die Form gefunden: das Erfassen der Landschaftsphysiognomie durch lange, aufmerksam auf jede Einzelheit achtende Spaziergänge und die Erinnerung an die Vielgestaltigkeit der Geschichte, die im Leben der Gegenwart so nachwirkt, wie die Historie selbst von den Gegebenheiten der Landschaft geprägt wird – solches Wechselspiegeln als Herausforderung der eigenen, schöpferischen Produktivität wird zum Lebensprogramm des Dichters und Schriftstellers. Einen anderen enzyklopädischen Anspruch, den er bei seiner bisherigen Schriftstellerei immer gewahrt hatte, gibt er dagegen auf. Mindestens vorübergehend verzichtet er in seiner Rolle als Wanderer auf die Weltveränderung durch Welterkenntnis, wie er sie in seinen frühen Arbeiten noch propagiert hatte. Ob es Plotins Ästhetik war, der Gegenstand seiner philosophischen Dissertation von 1843, oder der jungdeutsche Roman: „Werdomar und Wladislaw. Aus der Wüste Romantik" (1845), ob die „Idee des Polentums. Zwei Bücher polnischer Leidensgeschichte" (1848) oder „Die Geschichte des römischen Kaisers Hadrian in seiner Zeit" (1851) – fast ein Jahrzehnt lang hatte jede Publikation, darin seinen jungdeutschen Lehrmeistern folgend, auf das große Werk und seine große Wirkung gezielt. Mit den Aufsätzen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung", mit denen er viele Jahre lang seinen Rom-Aufenthalt zu finanzieren hatte, nahm Gregorovius diesen Anspruch zwar nicht grundsätzlich zurück, verlegte ihn jedoch vorerst in die *Behandlungsweise* der von ihm zu schreibenden Kulturbilder, Feuilletons, Stellungnahmen zum Zeitgeschehen. Das entsprach durchaus der zeitgenössischen Literaturauffassung in einer noch nicht wieder fest etablierten Ordnung der Verhältnisse in Preußen wie in Österreich, in Frankreich wie in Italien. Alexandre Dumas und Théophile Gautier verfuh-

15 Wanderjahre (wie Anm. 1), „Idyllen vom Lateinischen Ufer", S. 579 f.

ren da in Paris nicht anders als Heinrich Laube oder Gustav Freytag oder der junge Theodor Fontane.

II. Als Gregorovius am 3. Oktober 1854 im Tagebuch erstmals seinen Lebensplan erwähnt, behandelt er ihn vor sich selbst wie ein Mystiker den Durchbruchsaugenblick, der ihn auf immer von der übrigen Welt trennen wird: „Ich beabsichtigte, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben", lautet der Eintrag aus Genzano:

> Für diese Arbeit bedarf es, so scheint mir, einer höchsten Disposition, ja, so recht eines Auftrags vom Jupiter Capitolinus selbst. Ich faßte den Gedanken dazu, ergriffen vom Anblick der Stadt, wie sich dieselbe von der Inselbrücke S. Bartolomeo darstellt. Ich muß etwas Großes unternehmen, was meinem Leben Inhalt gäbe. Den Plan teilte ich dem Dr. Braun mit, dem Sekretär des Archäologischen Instituts. Er wurde aufmerksam und sagte dann: ‚Dies ist ein Versuch, an dem jeder scheitern muß.' – Übermorgen fahre ich nach Rom zurück.[16]

Wie konnte dann eine solche höchste, vom Olymp genehmigte Disposition aussehen, wenn die Geschichte der Ewigen Stadt und der im weitesten Sinn sie umgebenden Wirklichkeit über tausend Jahre einer oft dunklen, kaum durch Quellenfunde zu erhellenden Vergangenheit angemessen zu rekonstruieren war? Aus den wenigen antiken Quellen und dem archäologischen Befund die griechische oder römische Geschichte zu rekonstruieren, für Frankreich und England außer den Staatsarchiven die wohlgeordneten Gesandtenberichte zu Rate zu ziehen – das konnte für die in tausend disparate Einzelheiten zerfallende Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter und der in sie hineinwirkenden Machtkonstellationen Europas nicht ausreichen!

Zwei große Aufsätze aus dem Vorjahr hatten zwei dieser römischen Probleme sichtbar gemacht, mit denen sich die Weltgeschichte und die Untersuchungen zur Verflechtung ganzer Staaten und Territorien bisher nicht oder nur am Rande beschäftigt hatten. Im Aufsatz: „Römische Figuren" – Gregorovius gab später (1856) der ersten Sammlung seiner Wanderungen den Titel vor: „Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien" – spürte er in hundert überraschenden Beobachtungen der ungebrochenen Fortdauer zeremonieller Trauerriten des Altertums nach und zeigte parallel dazu das Weiterleben des Mimus im Improvisationstheater. Kirchenjahr und Theatersaison als lebendige Gegenwart des alten im neuen Rom. In dem anderen Lebensbild „Der Ghetto und die Juden in Rom" wird ihm ein Paradox der Gegenwart zur Herausforderung, in der *Scenerie* den Zusammenhang von Historie und Gegenwart ansichtig zu machen. Das noch bis 1870 bestehende Ghetto der Juden rund um die *Porticus* der Octavia – einst der erste Marmorbau des Augustäischen Rom – und in einen dumpfen und traurigen Winkel der Stadt zusammengedrängt, beherbergte seit seiner Einrichtung durch Papst Paul IV. 1556 die seit der Antike in der Stadt ansässigen Juden. Gregorovius sah auf seinen Stadtwanderungen hier eine „hochmerkwürdige,

16 Römische Tagebücher 1852–1889 (wie Anm. 2) S. 53.

ja die allein noch lebendige Ruine des Altertums und wert, daß sie eine aufmerksame Betrachtung auf sich ziehe."[17] So heißt es auf der ersten Seite seiner Studie für Cottas „Augsburger Allgemeine", als ihn die Frage der Kontinuität in einer aus dem Altertum fortbestehenden Metropole zuerst auf scheinbar so abgelegene Beobachtungen geführt hatte. Und er unterstreicht diese Provokation, wenn er sich im nächsten Satz gegen den geschichtsbewußten Romreisenden wendet, der zum Forum und zum Titusbogen pilgert, um dort auf den Sieger-Reliefs des Kaisers den Untergang des jüdischen Volks bestaunt oder betrauert:

> Wer nun vom Titusbogen nach dem Tiberfluß hinuntergeht und den Ghetto durchwandert, erblickt hie und da an bewohnten Häusern den siebenarmigen Leuchter in die Wand gemeißelt. Es ist das selbe Bild, wie er es eben am Triumphbogen sah, doch lebt er [der Leuchter] hier noch als ein lebendiges Symbol der jüdischen Religion, und noch heute wohnen hier Nachkommen jener einst von Titus im Triumph aufgeführten Juden. Wenn man die Synagoge der Hebräer betritt, sieht man auf ihren Wänden die selben Skulpturen der Bundeslade, den goldenen Tisch des Tempels, die Jubeljahrstrompete. Ein noch dauerndes und unvertilgtes Judenvolk betet also unter diesen Bildern seiner einst von Titus nach Rom geführten Tempelgefäße zu dem alten Jehova von Jerusalem. Er war demnach mächtiger als der capitolinische Zeus.[18]

Beide Aufsätze greifen auf die Guiden-Literatur und auf Reisewerke zurück, vielleicht auch auf einzelne Quellenbefunde und ergänzen das Gelesene aus der eigenen, noch zwangsläufig flüchtigen Beobachtung, der hier eine für Historiker unzulässige, weil auf bloße Rückschlüsse gegründete Wichtigkeit zukommt. Gewiß, für die Geschichte der Papstherrschaft, auch für die wechselnden Probleme der Verwaltung und der tausend verschiedenen Konflikte im Bereich des *Patrimonium Petri* gab es nicht nur die päpstlichen, sondern auch andere Archive in Fülle. Sie waren teils ausgewertet, teils wurden sie parallel zu Gregorovius für die neuere Forschung geöffnet, wenn auch gegenüber Protestanten mit einiger Zurückhaltung. An solche Erschließung war aber in dieser ersten Phase der Erkundung von Stadt und Umland noch gar nicht zu denken. Der neu Angekommene begnügte sich zwangsläufig, wie insgesamt bei seiner ersten Eroberung der italienischen Geschichtslandschaften, mit der Anwendung seines mitgebrachten Wissens auf die wechselnden Eindrücke der Städte und der Landschaften, während er sich als schreibender Künstler in der Wahrnehmung alles irgend Auffälligen zu schulen versuchte. Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter war so im entferntesten nicht zu greifen! Sie verlangte sozialhistorische Einsichten, für die es in den Geschichtsdisziplinen noch kaum Methodenansätze gab. Gregorovius erklärte später selbst, in halb resignierter Abgrenzung gegenüber Ranke und anderen, weniger prominenten Vertretern der etablierten Geschichtswissenschaften, man könne das Volk, die niederen Schichten einer Gesellschaft und auch

17 Wanderjahre (wie Anm. 1), „Der Ghetto und die Juden in Rom", S. 263 f.
18 Ebd., S. 264.

ihre Vorstellungsweisen nicht aus den politischen Korrespondenzen von Diplomaten und nicht aus den dynastischen Hintergründen der Staatsverträge rekonstruieren. Gerade in den Städten sei die Kontinuität in den nie endenden Auseinandersetzungen der Stände und der Herrschaftsträger zum Teil nur aus umständlichen, oft auf Rückschlüsse sich stützenden Überlegungen zu eruieren. Dazu aber sei nun einmal schöpferische Phantasie von Nöten.

Genau das aber war es, was ihm, je weiter von Band zu Band seine römische Geschichte voranschritt, die Zunft als *die* Todsünde wider den Wahrheitsanspruch der Historie vorwarf. Das Spurenlesen in der Gegenwart wird für Gregorovius, den Detektiv unter den Historikern, zur Herausforderung seiner Einbildungskraft: die Überblendung von Totenkult und Repräsentation, von Mimus und Komödie als den Figuren und Grundfiguren des römischen Lebens waren, wie anfechtbar auch immer im Detail, nur um den Preis einer solchen, poetischer Mittel sich bedienenden Suggestion von Wirklichkeit durch den *Dichter* erreichbar. In der Kapelle *alla Morte* am Ponte Sisto sieht er alle Wände und Decken mit den sonderbarsten Reliefs bekleidet:

> mit phantastischen Arabesken und Mosaiken bedeckt. Hier sind zierliche Blumen angebracht, dort Rosetten, hier Sterne und Quadrate, Kreuze und allerlei Ornamentik, wie sie nur morgenländische Phantasie erfinden mag. Alles ist auf das sauberste gearbeitet, zusammengesetzt aus – Menschenknochen. Man möchte seinen Sinnen nicht trauen. Man denke sich nur eine unterirdische von Kerzen hell erleuchtete Kapelle, gleichsam aus Schädeln und Gerippen gebaut, die mit Totenknochen ganz und gar überkleideten Wände aber besetzt mit einer Girlande von lebenden atmenden Menschen, meist von Mädchen und Frauen und in Seide gekleideten Damen, ... lachend, kichernd, angelehnt an Moder und bleichendes Gebein, in einer von Fäulnis durchzogenen Atmosphäre umwallt von dumpfen Weihrauchwolken. – Ich setzte mich neben ein junges Mädchen, welches gerade unter einem grinsenden Gerippe saß und mit ihrer Nachbarin fröhlich und von sehr lebendigen Dingen plauderte. Nachdenklich und fast erschreckt betrachtete ich den Knochenmann und seine junge Beute, über welcher er beide Hände ausgestreckt hielt, denn das Mädchen saß so, daß es schien, es wäre dem Skelett geradezu in die Arme gesunken. Dies hier also ist der Totentanz unseres Holbein in ganz wirklicher Lebendigkeit.[19]

In makabrer Laune läßt Gregorovius die Gerippe selbst an diesem Zusammensetzspiel mitwirken und verwandelt so die Lasten der Alltäglichkeit des Todes in ein Phantasie- und Nachtstück nach Callots Manier.

Diese selbstverständliche Präsenz des Todes auf allen Plätzen und in den Kirchen Roms hält für ihn, der als ein auf das Wort vertrauender Protestant in diese Bilder- und Zeichenwelt geraten war, die Verfolgung und den Triumph der katholischen Christenheit gleichermaßen prunkend im Bewußtsein, sei es in den barocken Skulpturen Berninis und seiner Schule, sei es in den riesigen, von ihm als besonders widerwärtig empfundenen Märtyrer-Veduten aus *S. Stefano Rotondo*. Kein Wunder, daß ihm Holbeins Totentanz als erste Assoziation in den Sinn kommt! Aus weiter

19 Wanderjahre (wie Anm. 1), „Römische Figuren", S. 209 f.

Ferne übt Vergangenheit ihre fortdauernde Macht über eine Gegenwart aus, die sich aller Aufklärung zu entziehen versucht. Das gilt für die *Rappresentazioni*, in denen Wachsfiguren biblische Szenen oder Heiligengeschichten vor Augen führen ebenso, wie für die pathetisch inszenierte Erscheinung der römischen Stadtheiligen Agnes vor den versammelten Mitgliedern ihrer Familie, oder auch – in *S. Maria in Trastevere* die Begegnung Mosis mit Jethro in der Wüste „als ein vortreffliches idyllisches Stück mit landschaftlichem Zubehör von Felsen und Palmen, wie mit einer guten Staffage von Schafen ausgestattet"![20] Lorenzo Berninis Verzückung der Santa Teresa in der Cornaro-Kapelle von *S. Maria della Vittoria* und seine späte Darstellung der seligen Lodovica Albertoni – *in atto di morire* – sind die uns allen am meisten vertrauten, von Gregorovius hier nicht angeführten, Spiegelungen solcher *Rappresentazioni* in der Kunst!

Was in dieser Lust an malerischer Beschwörung des Augenblicks in der christlichen Malerei und auf dem Theater Erbe der alten Römer war, das sich in seiner barbarischen Lust an der Qual sterbender Tiere und Menschen entzündet hatte, läßt Gregorovius kopfschüttelnd offen, glaubt aber, jedenfalls zu diesem Zeitpunkt, an die Macht des theatralisch gesteigerten Augenblicks über die Phantasie:

> Der Sinn der Römer für Figuren und jederlei szenische Darstellung oder Gruppierung ist groß und allgemein. Es gibt kaum ein Fest, wo man ihn nicht gewahrte. Die biblischen Szenen, Legenden, Weihnachts- und Passionsvorstellungen sieht man in vielen Kirchen. Es erstreckt sich das bis in die Buden der Fettwarenhändler und der öffentlichen Straßenküchen ... Dies Rom ist eine wunderliche Figurenwelt. Die ganze Entwicklungsgeschichte der Erde ist hier in Figuren zu finden, von den Museen des Vatikans und des Kapitols und den Kirchen herab bis auf die Springbrunnen von Bernini und die Marionettentheater.[21]

Da hatte Gregorovius, so glaubte er in den ersten, vom Enthusiasmus durchfluteten Wochen in Rom – „Der Äther Roms wirkt auf mich wie Champagner. Diese sonnige Himmelsluft dringt zu mir wie aus seligen Fernen" schreibt er am 21. Mai 1853 in sein Tagebuch, kaum daß die Buchfassung von „Korsika" abgeschlossen war[22] – den tragenden Begriff gefunden, der die von allen Seiten auf ihn eindringenden Phänomene aufschlüsseln konnte: „Figuren". Mit dem Leser gemeinsam will Gregorovius in die abenteuerlich-buntscheckige Welt der beiden rivalisierenden Marionetten-Theater verschwinden, die vor einem alle Stände versammelnden Publikum die wundersamen Geschichten aus dem Volksbuch der „Reali di Francia" und aus Ariosts Versgedicht „Orlando furioso" in jener Holzschnittmanier vor Augen führten, wie man sie – bis vor ein paar Jahren wenigstens! – in der sizilianischen *Opera dei pupi* noch sehen konnte. Und in seinem demokratischen Überschwang, den er sich in den Süden gerettet hatte,

**20** Ebd., S. 214 f.
**21** Ebd., S. 216 ff.
**22** Römische Tagebücher 1852–1889 (wie Anm. 2), S. 46.

schwärmt er vom Nebeneinander des romantischen Wundertheaters und der Welt des Pulcinell und der anderen Figuren in der *commedia dell'arte*. Das war das wahre, das volkstümliche Wundertheater, das die ganze Wirklichkeit umfaßte und verklärte, wie es ihm für die Gegenwart, aber auch für die Vergangenheit vorschwebte, der er sich damals noch in eher unbestimmter Weise als seiner Lebensaufgabe zuwenden wollte: „In dieser Gegend, an der *Piazza Montanara*, gegen den Fuß des Tarpejischen Felsens gelegen und zwischen ihm und dem Tiber, einem der Sammelplätze des römischen Volkslebens, namentlich für die untersten Schichten und für die vom Lande her kommenden Campagnolen hat also das Marionettentheater sein passendes Lokal gewählt: es findet sein Publikum an den Straßenjungen, den Bettlern, Arbeitern und Handlangern, welche Abends sich am Ariosto zu ergötzen ein Recht haben."[23]

Das ist noch ganz der frühere Gregorovius, der Anhänger des Jungen Deutschland und aufmerksame Beobachter der unterprivilegierten Schichten. Er war es wohl auf die gleiche, gemessene, bürgerliche Weise wie sein jüngerer Brüder in Apoll, den er in diesen ersten römischen Wochen zum erstenmal traf, Paul Heyse. Am gleichen Tag, dem 17. Juni 1853, an dem ihm auch sein Detmolder Freund Friedrich Althaus, der spätere Herausgeber seiner „Römischen Tagebücher", besucht hatte, scheint er auch ihm begegnet zu sein. „In Rom war der Berliner Dichter Paul Heyse, ein Jüngling von fast mädchenhafter Schönheit, in so jungen Jahren scheint er schon völlig fertig zu sein."[24] Wie er war auch der damals 23jährige Heyse, im Umkreis Kuglers bereits als lyrischer Genius gefeiert, unter einer Doppelvoraussetzung nach Italien gekommen: als ein geschichtlich orientierter Romanist, der in der *Vaticana* provenzalische Handschriften für seine Habilitation erforschte, und als ein von seiner Mission überzeugter Poet. Und wie Gregorovius war auch er davon überzeugt, daß nur das eindringlichste, die eigenen Vorurteile überwindende Studium der italischen Welt in all ihren Facetten den Blick für die Wirklichkeit öffnen könne – auch für die der Vergangenheit und für die des Ideals. Während damals die Landschaftsmaler aus der Schweiz oder dem hohen Norden, wenn sie Szenerien aus den Albaner Bergen nachbildeten, an die Alpen oder an die Nordsee dachten, während Victor von Scheffel mit dem Blick auf die Insel Capri am „Trompeter von Säckingen" bastelte und vom Kater Hidigeigei träumte, und während – um auch das nicht zu vergessen – Felix Mendelssohn in Rom „Die erste Walpurgisnacht" von Goethe vertonte und die „Hebriden-Ouvertüre" komponierte, hatte Paul Heyse in der gleichen Herberge wie sein Freund Scheffel die ersten seiner „Italienischen Novellen" geschrieben, sorgfältig beobachtete, geistreich mit der Differenz der Wahrnehmung spielende Augenblicksbilder wie „L'Arrabiata" und „Am Tiberufer". Mit ihm teilte Gregorovius das leidenschaftliche Bemühen, ganz eins zu werden mit der Landschaft und dem Leben, mit dem Schöpfergeist und der Geschichte Hesperiens. Nur war Paul Heyse jetzt auf dem Weg zurück nach München,

**23** Wanderjahre (wie Anm. 1), „Römische Figuren", S. 219.
**24** Römische Tagebücher 1852–1889 (wie Anm. 2), S. 46.

wo seine künftige Stellung durch eine Berufung König Maximilians II. für immer gesichert war, während Gregorovius, der ihm viele Jahrzehnte später dorthin folgen sollte, seine Sache ganz auf Rom zu stellen entschlossen war und deshalb ein Leben lang für sein karges Auskommen und für die Vollendung jenes Riesenwerks selbst zu sorgen hatte, das er zu diesem Zeitpunkt noch kaum in seinen Umrissen vor Augen hatte.

War Paul Heyse aus Berlin in den Süden gereist, um dort seinen romanistischen Studien nachzugehen und zugleich sein dichterisches Talent in Dichters Landen zu erweitern, so hatte sich Gregorovius gleichfalls als Künstler und als philosophisch und historisch gebildeter Literat auf den Weg über die Alpen gemacht. Zwei glänzende Landschaftsstücke waren denn auch die ersten, in sich vollkommenen Proben seines besonderen Talents: die noch auf der Herreise entstandene kleine Monographie über die Insel Elba und die schlechthin vollkommenste Prosadichtung aus seiner Feder, die Beschwörung von Geist und Geschichte der Insel Capri, gaben in der ersten Buchausgabe von 1856 der Sammlung den festlichen Rahmen. Entstanden war der Capri-Aufsatz auf der Insel selbst. Dort hatte Gregorovius, den es gebieterisch aus Rom fort- und in den Süden gedrängt hatte, vier Wochen (vom 22. Juli bis zum 22. August 1854) Quartier genommen und die Insel gewissermaßen schreibend erwandert. Die täglich neu sich öffnenden Landschaftsperspektiven hielten in all ihrem mythischen Glanz auch die Reminiszenzen an die düsteren Jahre des Kaisers Tiberius fest. Keiner der römischen Herrscher außer Hadrian hat Gregorovius zeitlebens als Lyriker wie als Dramatiker so beschäftigt wie Tiberius, dessen in Trümmer zerfallene Villa von steilen Felsen herab nach dem Vesuv blickt. Deshalb tragen diese sonnendurchleuchteten Evokationen eines seit der Antike nie verlorenen Inselparadieses römischen, aber auch hellenischen Charakter, und es ist nicht von ungefähr, daß Gregorovius, als er zwanzig Jahre später (am 31. Mai 1874) mit der Barke wieder nach Capri zurückkehrte, diese Wiederbegegnung wie die Heimkehr des Odysseus empfand.[25]

Nach Süden macht sich, vorerst noch zwischen publizistischem und dichterischem Tagwerk schwankend, aber den noch unbestimmten Vorsatz des großen, das Leben ganz ausfüllenden Werks bereits fest im Blick, Gregorovius auf den Weg, um zwischen Campanien und Sizilien sich die Welt der *Magna Graecia* zu erschließen, die auch die Welt der Normannen und des Staufers Friedrich II. war. Neapel selbst,

25 Vgl. Römische Tagebücher 1852–1889 (wie Anm. 2), S. 342; „Ich betrat die Insel nach 21 Jahren wie meine Heimat, in welche ich nach so langer Abwesenheit zurückkehrte. Pagano empfing mich, gealtert wie ich selbst, wie einen Hausgenossen. Alles ist hier auf seiner Stelle geblieben, und das caprische Wesen übt den alten Zauber auf mich aus. Nur eine andere Generation ist aufgewachsen ... Einige Kultur ist in diese kleine Märchenwelt eingedrungen, ohne sie zu zerstören. – Wir umfuhren die Insel, wo auch ein Leuchtturm aufgebaut ist, und ich tauchte mich wieder wie damals in der blauen Grotte in dies wonnevolle Wellenbad.“ Odysseus ist für einen Augenblick mythischen Selbstbetrugs wieder zur Einkehr bei seinem Eumaios!

die vor Gegenwart berstende Hauptstadt beider Sizilien muß ihm, so sehr deren lebhaftes Volkstreiben einen Teil seiner Phantasie entzückte, durch den abenteuerlichen Überschwang der barocken Kirchen und Häuserfassaden, durch die tiefen Straßenschluchten und die von ihm so empfundene Geschmacklosigkeit der dort aufgerichteten Obelisken und Denksäulen den vierwöchigen Aufenthalt derart lästig gemacht haben, daß er immer wieder seine Studien durch lange Ausflüge in die *Campania felice* unterbrach. Damals noch ein irdisches Paradies an der schönsten Küste Europas gelegen! Die Welt der *Campi Phlegraei* und die Villen am Vesuv, Vergils Grab und der Posilipp schlugen ihn immer neu in Bann, und bei dem inzwischen obligatorischen Ausflug zu den dorischen Tempeln in Paestum, den er auf Goethes Spuren wiederholte, hatte er außer der Gesellschaft seines Freundes Althaus auch noch Jakob Burckhardt als Reisegefährten:

> Die drei Tempel herrlich und groß, wie eine Trilogie des Äschylos. Ringsum eine feierlich erhabene Landschaft und das purpurblaue Meer. Mit Althaus weiter nach Amalfi und Sorrent zu Fuß gewandert.[26]

In Neapel selbst werden einzelne Kirchenfeste besucht, das Menschengewühl auf der *Chiaia* und in der *Villa Reale* bewundert, während er nur vereinzelte der großen Kirchen aufsucht, nur um in *S. Maria Incoronata* die Giotto zugeschriebenen Fresken und in der *Certosa di S. Martino* in der *Capella del Tesoro* die „Grablegung" des Spagnoletto zu sehen, die berühmte „Pietà" des Giuseppe Ribera von 1637.

Erleichtert schreibt er am 30. August: „Morgen fahre ich nach Palermo mit dem ‚Polyphem'. Bald sehe ich Syrakus – ich freue mich wie ein Kind, griechische Luft zu atmen."[27] Wie Goethe, dem er auch hier halb unbewußt nachstrebt, lockt ihn die Nähe Griechenlands in den Süden, wie dieser ist er überzeugt, daß ohne Sizilien Italien kein Bild in der Seele mache. Die Überfahrt nach und der erste Eindruck von Palermo ist im Tagebuch schon unter dem 1. September detailliert und mit gespannter Aufmerksamkeit festgehalten:

> Der Eindruck Palermos von der See aus war unter dem Erwarten, da Genua und Neapel großartiger sind; doch weit über jenen stehen die Formen der Berge. Kap Gallo ist muschelförmig, für den klassischen [Monte] Pelegrino war mir Capri Vorstudie ... Palermo überraschte mich durch seine maurisch-originelle Bauart, oder vielmehr den arabisch-normannischen Stil der Paläste und Kirchen. Alles ist hier fremd, märchenhaft schön. Grazie vorherrschend. Die Umgebung klassisch groß – die braunen Berge ringsum dorisch-stilvoll. Man merkt den Zug, den die Dorer für diese Natur haben mußten, wie in Paestum.

**26** Römische Tagebücher 1852–1889 (wie Anm. 2), S. 47.
**27** Ebd., S. 48.

Die Vorerwartung prägt die Wahrnehmung: im Rückblick auf Neapel gewinnt die originelle Architektur der palermitanischen Paläste den Rang höchster Kunst in märchenhafter Verklärung. Unter der paradoxen Formel einer *klassischen* Größe können die Berge und die frühen griechischen Siedler sich im Stilbegriff des Dorischen als Wahlverwandte begegnen.

> Der Himmel wie ein bläuliches Milchglas – Lichtnebel, das Abendglühen der Berge in feinerem Ton als in Neapel und länger anhaltend, die Formen abgemessener. Hier ist das Ufer gruppiert, in Gestalten gesondert, die alle mächtig und schön sind; nicht so in Neapel.[28]

Das Tagebuch strebt im Festhalten des ersten Eindrucks nach der Spontaneität der Niederschrift, wie Gregorovius sie eben erst in Capri eingeübt hatte. So entstehen noch auf der Rundreise im Tagebuch neben dem *Itinerarium* ausführlichere Stichworte über die Etappen der Fahrt, auf die er sich später beim Schreiben stützen wollte. Die ausführlichsten aus Syrakus, wo er sich vierzehn Tage aufgehalten hat, sind freilich verloren. Friedrich Althaus hat sie in seiner Ausgabe der Tagebücher weggelassen mit dem Bemerken, die Eindrücke habe Gregorovius in seinem Aufsatz vollständig niedergelegt. Was immerhin darauf deutet, daß auch diese Einträge wie die über Palermo bereits im Hinblick auf die spätere Ausarbeitung gestaltet waren. Im Verlauf der mehr und mehr zielstrebig geführten Reise muß ihm der Einfall gekommen sein, den ersten römischen Aufsätzen eine viel ehrgeiziger geplante Sammlung „Kulturfragmente aus Sizilien" beizuordnen, an deren Ausarbeitung er in dem für seine Lebensplanung entscheidenden Jahresanfang 1854 gehen wollte. Den berühmten Reiseberichten und Stichwerken des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts[29] war aus Winckelmanns Geist, aber im Licht der Weimarer Klassik, ein Werk entgegenzustellen, das zugleich den Zeugnissen des Hochmittelalters den gebührenden Rang zu sichern wußte. Gregorovius machte sich nicht nur Notizen, er ging auch, wie in Capri, noch während der Reise an die Niederschrift. Da liquidieren die beiden ersten Einträge im Tagebuch alles Vorläufige in der Ausrichtung seines Lebens:

> Am 16. Januar begann ich die Abhandlung: ‚Die Grabmäler der römischen Päpste'.
>
> Rom, 31. Januar
>
> Ich habe in dieser Zeit eine pompejanische Novelle zu schreiben angefangen: ‚Der bronzene Kandelaber', wozu mich der Anblick eines solchen im Museum Neapels begeistert hatte ... Morgen fange ich die ‚Kulturfragmente aus Sizilien' niederzuschreiben an.[30]

---

**28** Ebd., S. 48 f.

**29** Patrick Brydone, A Tour through Sicily and Malta, London 1773 f.; Comte M. J. de Borch, Lettres sur la Sicile et sur l'Île de Malte, 2 Bde., Torino 1782; dazu die beiden glanzvoll illustrierten Stichwerke des Abbé de Saint-Non, Voyage pittoresque et description des Royaumes de Naples et de Sicile, 4 Bde., Paris 1781 ff., und die fast gleichzeitig erschienenen beiden Bände des französischen Hofmalers Jean Houel, Voyages pittoresques des Isles de Sicile, de Malte et de Lipari, 2 Bde., Paris 1782.

**30** Römische Tagebücher 1852–1889 (wie Anm. 2), S. 53.

Mit dem Beginn der Niederschrift der „Papstdenkmäler“ hat Gregorovius sein Lebensthema gefunden, die Geschichte der Papststadt Rom im Mittelalter, und mit dem Plan einer mehrbändigen Kulturgeschichte Siziliens, die alle einzelnen Fragmente in einen neuen thematischen Zusammenhang zwingen mußte, war auch das lockere Band um seine poetisch eingefärbten Augenblicke „Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien“ als Reihentitel gestorben, noch ehe der erste und erfolgreichste seiner Essay-Bände, aus denen später die „Wanderjahre in Italien“ werden sollten, unter diesem Namen erscheinen konnte. Neben der beginnenden Sisyphus-Arbeit an dem aus hundert Archiven zu eruierenden Quellenwerk war an ein konkurrierendes zweites nicht mehr zu denken. Für die Feuilletons aus Italien, auf denen sein wachsendes Ansehen in Deutschland beruhte und die das kühn in Dezennien geplante Unternehmen weitgehend zu finanzieren hatten, mußte auf längere Sicht eine Organisationsform gefunden werden, die dem Schriftsteller vor der Öffentlichkeit ein zweites Standbein geben konnte. An die Dichterträume brauchte nicht gerührt zu werden. Das Vertrauen in seine Berufung hat er nie verloren, auch wenn er sich hin und wieder einzugestehen hatte, daß die Anspannung aller Kräfte auf die Gestaltung dessen, was er gelegentlich seine „Historischen Landschaften“ zu nennen geneigt war – will sagen: die Erschließung der Geschichte aus der Anschauung der hesperischen Landschaft und deren Deutung aus ihren wechselnden Geschicken, – immer weniger Freiraum für die Poesie zuließ. Aus der im Tagebuch erwähnten Erzählung: „Der bronzene Kandelaber“ erwuchs das in vier Gesänge gegliederte Hexameter-Gedicht: „Euphorion“, eine dem Untergang Pompejis abgewonnene, vossisch-theokritische Idylle in fernem Anklang an Goethes „Hermann und Dorothea“. In den Pans-Augenblick vor der Katastrophe hat der Dichter im zweiten Gesang: „Amor und Psyche“ das vom Widerschein der ersten aufsteigenden Flammen erleuchtete Panorama um den Golf von Neapel entfaltet, so wie er es 1853 gesehen und seiner Einbildungskraft anverwandelt hatte:

Nacht schon deckte das Meer und Campania's schattige Berge,
Die um Neapolis' Golf sanft gürtend im Kranze daherstehn,
Still abspiegelnd die Häupter im ewig erblauenden Sunde.
Immer erzittert am Tag von des Helios Kusse die Welle,
Immer in laulicher Nacht von dem Kuß sehnsüchtiger Sterne.
Sieh', und es glomm jetzt voller ein rötlicher Schein des Vesuv auf,
Feurige Wolken umschwebten die Kuppe des grollenden Berges,
Weit hin brannte die Luft und der Spiegel des Meeres vom Abglanz,
Weit in's Land auch zuckte die Glut, um die Fluren von Nola,
Wo stets Flora die Aun' und die Hügel mit würzigen Blüten,
Gleich wie mit Flammen bestreut, und der feuerumknospte Granatbaum
Persephoneia's brennt von der roten vulkanischen Blume.
Aber Euphorion ging am Ufer des Meeres entlangwärts,
Einsam strebend, mit zagendem Fuß; oft hemmte den Schritt er,
Und er beschaute verwundert Pompeji's entzückendes Nachtbild.
Flimmernd erglänzten die Tempel, und hell das erhabene Forum,

Rötlich die Zinnen der Stadt, die Theater und Hallen von Marmor.
Aber die Häuser gereiht in den schnurgrad laufenden Gassen,
Zierlich und klein, gleich Villen zu sehen, Lusthäuser des Sommers,
Wahrlich sie schienen gebaut von des Golfs Meergöttern zur Wohnung
Glücklichem Menschengeschlecht, das spielend die Tage dahinlebt.[31]

Für den reisenden Enthusiasten reichte die Prosa nicht hin, um die Herrlichkeit dieses verlorenen Paradieses, nach Kunst und Glauben noch mit den griechischen Göttern verbunden, und die leuchtende Gegenwart angemessen in *einer* Vision zu verbinden. In souveräner, Goethe frei nachempfundener Verbindung einer modernen Teilnahme am tragischen Geschehen mit einer antiken, in stehenden Wendungen aufbewahrten Objektivität der Natur- und Lebensverhältnisse führt Gregorovius den Leser bis an den Rand der Katastrophe. Für deren Schilderung verweist er in der Nachbemerkung jeden, der es wissen will, auf Bulwer Lyttons „Letzte Tage von Pompeji" von 1834 hin, um dann in abenteuerlicher Verrenkung die epische Muse für seine eigene Entscheidung verantwortlich zu machen:

Eine ausführliche Schilderung dieser Katastrophe lag nicht in meinem Gedicht begriffen, und ich habe die Muse gleichsam das Beispiel jener Unglücklichen in der Krypta des Hauses des Arrius Diomedes nachahmen lassen; denn indem die grausenvolle Aschenflut zu regnen beginnt, verhüllt sie sich am umgestürzten Candelaber oder der Euphorions-Lampe das Antlitz, wahrscheinlich aus Furcht mit erstickt zu werden, oder zum mindesten doch aus einer mehr modernen, als antiken Verzweiflung und Resignation.[32]

Die Unglücklichen hatten ihr Gesicht hinter ihrem Gewand verhüllt, um einen Augenblick weiteratmen zu können. Diese Haltung auf die danebenstehende und olympisch auf die unmittelbare Auswirkung der Katastrophe blickende Muse zu übertragen, und sie in dieser modernen, sentimentalischen Haltung ihrem Jünger auch noch für seine Diskretion danken zu lassen, das hätte auch damals die Leser irritieren müssen! Nun greift dieses für Gregorovius charakteristische Verwirrspiel mit den Perspektiven, das er in der Prosa liebt und in den großen Geschichtsdarstellungen nicht immer vermeidet, auf die Poesie nicht über. Das *lieto fine* einer kaum noch gehofften Rettung des Liebespaars aus dem Chaos rechtfertigt die gewählte Form der Idylle. So rechtzeitig abgeschlossen, daß es noch vor dem Arbeitsbeginn an der römischen Geschichte seinem Nachdenken und Umfeilen entzogen war, erschien das Gedicht im Jahr 1858. Und die eine oder andere Elegie durfte auch später noch für ein paar Tage oder Wochen die Archiv-Arbeiten, gelegentlich sogar die Niederschrift des *opus maximum*, der Geschichte Roms, unterbrechen.

III. Wie aber sollte Gregorovius mit den weiteren Aufsätzen aus Italien verfahren, die kollektiv das Standbein seiner römischen Wissenschaftlerexistenz ausmachten? Der selbstbewußte Vorsatz des Tagebuchs, am 1. Februar 1854 mit der Niederschrift der „Kulturfragmente aus Sizilien zu beginnen", und die zugehörigen Pläne einer zweiten,

31 Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen von Ferdinand Gregorovius, Leipzig 1858, hier zit. nach der fünften Auflage (Leipzig 1883), S. 43 ff.
32 Ebd., S. 151.

ausführlicheren Reise in den Süden waren verschoben, später ganz aufgegeben worden. Nur in den Übersetzungen der Gedichte des sizilianischen Autors Giovanni Melis (noch 1856 erschienen wie die „Figuren"!) blieb der Traum von Sizilien wach. Um den vorliegenden und künftigen Aufsätzen zur Kulturgeschichte inneren Zusammenhang zu geben, brauchte Gregorovius einen Titel, der dem aufmerksamen Leser die Idee hinter diesen Lebens- und Landschaftsbildern anschaulich machen konnte. Zu beliebig war das Zusammenstellen von „Geschichte, Leben und Szenerie" unter dem Stichwort „Figuren", zu leicht als Reise-Memorabilien abzutun, wenn diesen mit höchster Intensität bewältigten Essays ihr wissenschaftlich-dichterischer Rang auf Dauer gesichert werden sollte. Wann genau Gregorovius auf die Formel „Wanderjahre in Italien" kam, unter der er von 1864 an die fünf Bände seiner Essays vereinigte, wissen wir nicht. „Nach Süden nun sich lenken die Schritte allzumal ...", an Ludwig Tieck und Eichendorff wird da erinnert, an die in der *Casa Bartholdy* malenden Lukas-Brüder, aber auch an Joseph Anton Koch und Karl Blechen, um den eigenen Enthusiasmus, den Drang nach und das Selbstvergessen in Arkadien in *eine* Devise zu fassen. So wurden dann über Jahrzehnte hinweg die Bände gelesen, aus denen sich ein abwechslungsreiches, in sich aber gefestigtes Gesamtbild Italiens aus Geschichte und Gegenwart, aus Anschauung und Reflexion formierte. Eines der meistgelesenen, auf Reisen mitgeführten Italienbücher des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in Frankreich nicht weniger als in Italien rezipiert!

Für Gregorovius freilich hatte die Formel „Wanderjahre in Italien" eine weiter zurückreichende, auch weiter ausgreifende Assoziation. In der von seinem philosophischen Lehrer Karl Rosenkranz angeregten, zu Goethes Jahrhundertfeier vorgelegten Schrift: „Göthe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt" (erschienen bei Wilhelm Bornträger 1849) hatte er, übrigens als einer der ersten Kritiker überhaupt, den Rang von „Wilhelm Meisters Wanderjahren" erkannt und in Abgrenzung zu den „Lehrjahren", in denen das künstlerische und eigentliche romanhafte Element so beglückend vorherrsche, die umfassenden Gestaltung der „Gesellschaftsidee" als höchste Leistung des Dichters wie des Denkers gesehen.

> Es werden also alle einzelnen Erscheinungen derselben, als die Begriffe der Persönlichkeit, der Bildung, der Ehe, Familie, Erziehung, des Eigentums, der Arbeit, des socialen Vertrages u. s. w. künstlerisch zur Geltung kommen und als Glieder eines Organismus sich aufweisen.[33]

Die kühne Parallele, die Gregorovius damals zwischen den beiden dichterischen Hauptwerken Goethes zog, dem „Wilhelm Meister" und dem „Faust", denen Goethe erst in einem kaum noch zu überbrückenden Zeitabstand von dreißig Jahren einen zweiten, in seinem Anspruch noch einmal gesteigerten Teil hatte folgen lassen, wurde

33 Vgl. die Einleitung zu Göthe's Wilhelm Meister ..., S. 12.

für Gregorovius in Italien jetzt der Rettungsanker, um seine anspruchsvoll glänzenden Stadt- und Landschaftsporträts in ihrem eigenen Werkanspruch neben das „Hauptgeschäft" der römischen Geschichte zu stellen. Wie Goethe im letzten Jahrzehnt seines Lebens nicht nur die Ausweitung des Faust-Mythos über die Tragödie hinaus zu einem Welt- und Menschheitsgleichnis sich abgerungen hatte, so war es ihm auch in den gleichen Jahren durch eine bis heute unbegreifliche Anspannung aller Kräfte gelungen, auch die anderen Lebenslücken zu schließen: er hatte in zielstrebiger Souveränität den vierten und letzten Teil von „Dichtung und Wahrheit" geschrieben, den „Zweiten römischen Aufenthalt" und, in zwei Anläufen, den Staats- und Gesellschaftsroman der „Wanderjahre". An die Tragödie und an den Roman konnte der alte Goethe, nach Gregorovius' Überzeugung, nicht mehr anknüpfen. Das Mißbehagen der Leser, die in diesem Roman der Entsagung ihre alten Lieblingsfiguren nicht mehr oder doch nur in verzerrten Umrissen zu gewahren glaubten, hatte sich zu verwandeln in eine offene Aufmerksamkeit für Goethes Gedankenwelt,

> sowol auf dem Wege der humanistischen Weltthätigkeit und Weltweite im Allgemeine, als auch im Besonderen in einzelnen Themen, wie in der bekannten geognostischen Naturansicht Göthe's, welche in den Wanderjahren *Jarno* vertreten muß. Das Stoffartige und Studienhafte beherrscht den zweiten Teil des Faust, wie es die Wanderjahre beherrscht. Es dürfte wol eine lohnende, besondere Aufgabe sein, die Verwandtschaft von Faust und Meister genauer zu erforschen.[34]

Aus solchem Verständnis der Gesellschaftsidee bei Goethe ließen sich die eigenen, über viele Jahre hinziehenden Erkundungen der italienischen Landschaft und des italienischen Lebens als *Wanderjahre* verstehen.

Das läßt dem Autor die Freiheit, in seine Impressionen und historischen Landschaften auch die wechselnden Tagesereignisse der französischen Okkupation und der beginnenden Freiheitskriege einzufangen.[35] In Wechselspiegelungen treten der Natur und der Geschichte die Zukunftshoffnungen und Warnungen gegenüber – ein aus Anschauung gewonnener Appell an die Gesellschaft. Über den abgeschlossenen Kosmos der römischen Mittelaltergeschichte hinaus will Gregorovius in den „Wan-

34 Ebd., S. 86.

35 In den Bd. 2 und 3 der „Wanderjahre" beläßt es Gregorovius bei knappen, vor dem Hintergrund des Gedankens an romantische „Wanderjahre in Italien" sich selbst rechtfertigenden Beiträgen über die römischen Poeten der Gegenwart und über die sizilianischen Volkslieder, trägt aber in den „Siciliana", dem 3. Bd., einen politischen Aufsatz nach: „Neapel und Sicilien vom Jahre 1830 bis 1852". Im 4. Bd. dagegen stehen politische, in das Tagesgeschehen eingreifende Aufsätze gleichberechtigt neben den eigentlichen Landschaftsbildern des Wanderers: „Das Reich, Rom und Deutschland", angeregt durch das Buch von J. Bryce, The Holy Roman Empire (London 1866) und die beinahe buchlange, aus der Situation heraus geschriebene Reportage „Der Krieg der Freischaaren um Rom", beide Aufsätze von 1867, deren Tenor und Tendenz er in der 1876 datierten Vorrede und im Titelverweis des Bandes: „Von Ravenna bis Mentana" wieder anklingen läßt.

derjahren“ nach Goethes Vorbild in die Gegenwart und Zukunft weiterwirken. Die Aufsätze sind nicht einfach Vorstudien, in ihrem geschlossenen Ganzen wollen sie gelesen werden wie gesellschaftskritisch-utopische Beiträge und Mahnungen in einer Umbruchzeit. Auch für diese Funktion war ihm, wie konnte das anders sein, das Engagement für den heutigen und den künftigen Tag wichtig. In mehr als einer Hinsicht blieb für Gregorovius die aus der Geschichte heraus beschworene Fata Morgana der in seinen Gärten versunkenen Stadt Ninfa das Leitbild seiner schöpferischen Phantasie. Wie Heinrich Heine in den „Nordseebildern“ das im Meer versunkene Vineta nicht zu retten, aber in seinen Versen festzuhalten vermag, öffnet sich für Gregorovius die verwunschene Landschaft zur gleichen Zeit in eine unabsehbare Vorzeit und in ein lebendes Märchen. Als er von Sermoneta her in den Park gerät, weiß sich der Geschichtsforscher und der Dichter gleichermaßen im Irrgarten und zu Hause. Um frei zu werden und dann frei zu bleiben braucht er beides: die schöpferische Phantasie des Künstlers und den forschenden Blick der großen Historikers in die Vergangenheit. In den nachrömischen Tagebüchern ordnete er sein Werk denn auch den beiden Seiten seiner Natur zu:

> Der wissenschaftliche Stoff hat für mich nur Bedeutung als Material für die gestaltende Idee. Mein Verhältnis zu dem ungeheuren Stoff, welcher *Rom im Mittelalter* heißt, war vollkommen das zu Pompeji in bezug auf das Gedicht *Euphorion*. Dieses entstand, weil sich der pompejanische Kandelaber in meiner Seele mit idealer Kraft abspiegelte; so wäre auch die *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter* nicht entstanden, wenn nicht eines Tages auf der Brücke *Quattro capi* das bezaubernde Idealbild Roms sich in meinem Innern abgespiegelt hätte. Solche Vorgänge sind künstlerischer Natur. Die Pedanten in Deutschland, unter welche ich viele namhafte Katheder-professoren, selbst Ranke, Mommsen und Giesebrecht zählen darf, haben das sehr wohl herausgefunden.[36]

Für Gregorovius war diese Einsicht schon früher, schon bei der ersten Begegnung mit Italien, existenziell wichtig, und sie blieb wohl zeitlebens mit dem Park des altrömischen Geschlechts der Caetani verbunden. Deren Archiv war eines der ersten römischen Familienarchive, die sich dem Fremden geöffnet hatten. Mit Michelangelo Caetani, dem Herzog von Sermoneta und Besitzer der Villa, war er bis zu dessen Tod befreundet. Mit seiner Tochter, der Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli, unterhielt Gregorovius noch von München aus einen herzlichen Briefwechsel. So verknüpfte sich für ihn mit diesem exterritorialen Ort Ninfa, dichter als mit jedem anderen, der unlösbare Zusammenhang von geschichtlicher Anschauung und künstlerischer Mission.

---

**36** Nach den von H. H. Houben in der „Deutschen Rundschau“, Nr. 167, April–Juni 1916, S. 42–58, herausgegebenen Briefen an den Studienfreund Albrecht Pancritius, hier zitiert nach Hönig, Gregorovius (wie Anm. 6), S. 155.

## Forum

Emanuela Guidoboni

# Il valore della memoria

## Terremoti e ricostruzioni in Italia nel lungo periodo


1 Premessa
2 Disastri sismici: una lunga storia non insegnata
3 Terremoti: come e dove
4 La *catena* delle distruzioni e delle ricostruzioni
5 Come si ricostruiva negli antichi stati italiani?
6 Modelli di ricostruzioni in Italia negli ultimi quattro secoli
7 Disastroso Seicento: sgravi fiscali e abbandoni di paesi
8 Tragico Settecento: interventi inadeguati e un progetto illuminato interrotto
9 Ottocento pre e post unitario: tentativi di „normare" le ricostruzioni
10 Novecento: centralismo, assistenzialismo ed emarginazione dei saperi costruttivi tradizionali
11 Conclusioni: il valore della memoria e le mancate risposte istituzionali


**Zusammenfassung:** Der Beitrag präsentiert Überlegungen zum Einfluss von Wiederaufbaumaßnahmen auf die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Italiens. Das Phänomen hat eine lange Geschichte und wird zugleich massiv unterschätzt: Vom 11. Jh. bis ins Jahr 2000 erlitten über 4800 Örtlichkeiten (Dörfer und Städte) massive Zerstörungen, denen ein umfangreicher Wiederaufbau folgte. Außer den Instandsetzungen nach den Erdbeben von 1693, 1783, 1908 und 1915 haben sich wenige historische Fallstudien mit diesen Themen auseinandergesetzt. Dabei bieten sie mehr als einen Beitrag zur Geschichte lokaler Stadtplanung; vielmehr erhellen sie die Verwaltungs- und Politikgeschichte der umgebenden Territorien. Die Geschehnisse während der verschiedenen Phasen des Wiederaufbaus erlauben wie im Zeitraffer einen Einblick in die Dynamiken der Macht und Entscheidungsfindung, ihre Bedingtheit durch Grabenkämpfe und Klassenkonflikte, aber auch die Langsamkeit und Instabilität der Lösung aufgrund von bürokratischen Zankereien innerhalb der Regierung. Diese Aspekte des Herrschaftsprozesses entgehen häufig der Analyse der Historiker. Die Qualität der Rekonstruktionsarbeiten wirkt sich massiv auf die Effekte nachfolgender Erdbeben aus. Daher finden wir, gerade wenn man die Häufigkeit seismischer Ereignisse in Italien bedenkt, regelrechte Ketten von Zerstörung und Wiederaufbau (beispielsweise bereitet sich L'Aquila derzeit auf seinen sechsten Wiederaufbau seit dem 14. Jh. vor). Zerstörung und Wiederaufbau lassen eine Geschichte erkennen, die zwischen natürlichen Gegebenheiten und der vom Menschen konstruierten Umwelt changiert. Disziplinär gebundene Denkmuster und Themensetzungen müssen überwunden werden, um diese Geschichte zu erforschen, zu verstehen und um ihr breitere Bekanntheit zu verschaffen.

QFIAB 96 (2016) — DOI 10.1515/qfiab-2016-0020

**Abstract:** The paper presents some reflections on the impact of reconstruction work on the economic and social history of Italy. This problem dates far back in time and is largely under-appreciated: from the 11th century to the year 2000 over 4,800 sites (villages and towns) suffered serious destruction followed by massive and extensive reconstruction work. Few cases have attracted the attention of historians, with the exception of rebuilding work after the 1693, 1783, 1908 and 1915 earthquakes. Yet the interest of such studies lies less in the history of local town planning, and more in that of the surrounding territories and how these were managed administratively, politically and by government in general. What happens at the various stages of reconstruction work provides an accelerated glimpse of power and decision-making dynamics at work, conditioned by in-fighting, class conflict, or the slowness and instability of solutions dogged by bureaucratic squabbling within government. Such features of the governance process often escape historical analysis. The quality of reconstruction work significantly affects the impact of subsequent earthquakes. For this reason, and given the frequency of seismic events in Italy, we find „chains" of destruction and reconstruction (L'Aquila, for example, is preparing for its sixth rebuilding, between the 14th century and today). Destruction and reconstruction map out a history spanning natural features and the features of the built environment. We must rise above set disciplinary patterns and topics if this history is to be explored, understood and more widely disseminated.

1. Le ricostruzioni dopo terremoti distruttivi sono un tema che inseguo da anni, per me una sorta di „cartina di tornasole" del rapporto fra le società che vivono in aree sismiche e la loro idea di futuro. Distruzioni e ricostruzioni sono un tema piuttosto estraneo alla produzione storiografica italiana – salvo rare e pregevoli eccezioni. Mi sono chiesta spesso le ragioni di questo silenzio da parte della storiografia accademica italiana recente, a fronte sia di lunghe e importanti ricerche sviluppate sugli impatti dei terremoti, da parte di alcuni gruppi di lavoro (esterni alle università); sia di una secolare e prestigiosa tradizione erudita e trattatistica: entrambi questi elementi hanno contribuito a dare all'Italia una sorta di leadership nell'ambito della sismologia storica, riconosciuta nel mondo internazionale della ricerca storica. Ma tanti aspetti restano da approfondire e da chiarire attraverso un lavoro e una prospettiva strettamente storica.

Dopo un terremoto distruttivo si accende l'attenzione sulla ricostruzione nelle cronache giornalistiche e nel sentire comune, e non mancano discussioni anche aspre sui criteri adottati, sui costi elevati, sui tempi lunghissimi impegnati e sugli scarsi risultati raggiunti. Sono discussioni che impegnano non solo urbanisti e architetti, ma anche amministratori, politici, associazioni e comitati di cittadini. Quasi mai gli storici. Eppure è solo dal punto di vista del lungo periodo che è possibile comprendere il peso e il significato delle ricostruzioni, che hanno dato il volto attuale a centinaia di paesi e persino di città, e l'importanza di quelle in corso: se guardiamo agli ultimi 150 anni, in Italia è accaduto un terremoto gravemente distruttivo (quelli che definiamo „disastri") in media ogni 4–5 anni.

Le rovine sismiche che travolgono una società mettono all'improvviso in luce ai contemporanei stessi le dinamiche dei poteri in funzione, perché muovono e accelerano diversi tipi di conflitti e di interessi. Osservate nel lungo periodo le ricostruzioni consentono di comprendere meglio la vita e i mutamenti delle società del passato: sono dinamiche sorprendentemente simili nel tempo, nel magma delle speculazioni, delle lotte per la supremazia di ceti o persone, ma anche nelle contese di spazi urbani fra Stato e Chiesa, e fra ruoli diversi nelle burocrazie pubbliche o ecclesiastiche.

Come oggi, anche in passato i disastri sismici rompevano e travolgevano le relazioni quotidiane fra le persone e i legami di comunità, e spezzavano – forse in modo ancora più grave di quanto accada nel presente – le radici abitative a popolazioni che spesso rimanevano per decenni, a volte per sempre, sradicate dai loro luoghi.

Il tema è molto vasto e coinvolge diversi piani di una società: la storia non è forse l'unico strumento di conoscenza per fare luce nella complessità di tutte le situazioni indotte da una distruzione. Ma da storici si possono analizzare almeno gli elementi-chiave, per comprendere meglio i cambiamenti di una società, la vita dei suoi luoghi, e il rapporto fra l'abitare e i caratteri di un ambiente naturale (geologico, nel caso della sismicità). In questa nota mi limito a delineare il problema nel suo profilo storico generale e riguardo agli ultimi quattro secoli.

Il testo qui presentato non è uno studio e conserva piuttosto il carattere speditivo della conferenza, che con lo stesso titolo ho tenuto all'Istituto Storico Germanico di Roma.[1] Ho inteso con questa nota delineare il problema delle ricostruzioni facendo riferimento ai risultati delle ricerche di sismologia storica, che sono confluite nel „Catalogo dei Forti Terremoti in Italia"[2] (d'ora in poi CFTI) a cui rimando per le fonti e la bibliografia dei singoli eventi sismici citati.

2. Da sempre i disastri sismici hanno fatto pensare, discutere, ipotizzare: per capire come avvengono, come si propagano, che danni fanno e come ci si può difendere. Eppure i loro effetti, benché da molti secoli oggetto di studi e di trattati, non sono noti nella cultura diffusa italiana. Anche quando, in tempi relativamente recenti, la conoscenza storica degli effetti sismici nel lungo periodo è divenuta parte della ricerca scientifica, tutto è rimasto circoscritto agli addetti ai lavori, e non si è creata una consapevole e condivisa memoria del pericolo.[3] Forse, se posso avanzare un'ipotesi, è

1 La conferenza è stata tenuta a Roma presso l'Istituto Storico Germanico il 27 maggio 2015. Ringrazio ancora il direttore prof. Martin Baumeister per l'invito, il prof. Gerrit Jasper Schenk per l'introduzione, il commento e il dialogo che ne è seguito (cf. il seguente contributo in questo volume).

2 Catalogo dei forti terremoti, WEB GIS, release 4 (2007): E. Guidoboni/G. Ferrari/D. Mariotti/A. Comastri/G. Tarabusi/G. Valensise, CFTI4Med, Catalogue of Strong Earthquakes in Italy from 461 B.C. to 2000 and in the Mediterranean area, from 760 B.C. to 1500. An Advanced Laboratory of Historical Seismology 2007 (http://storing.ingv.it/cfti4med/), d'ora in poi citato come CFTI.

3 Su questo silenzio sono tornata più volte, cercando di comprenderne le motivazioni; di recente E. Guidoboni, Terremoti e Storia trenta anni dopo, in: Quaderni Storici 3 (2015): Storia applicata, a

mancato il ruolo trainante della cultura accademica, ed è stata sottovalutata la funzione riflessiva e il valore della memoria storica, intese come capacità di conoscere un problema nel tempo, e di rilevarne i nessi con il presente per creare risposte nuove e adeguate.[4]

Per la storiografia i terremoti sono „fuori dalla storia", non si trovano infatti i disastri sismici nei manuali di storia, eppure una storia l'hanno fatta. Non solo hanno causato perdite di vite umane e di beni, peggiorato la fatica della sopravvivenza nel ciclo pesante e costoso delle ricostruzioni, ma anche indotto crisi economiche, spopolamenti o ritorni parziali. Gli effetti dei forti terremoti hanno anche segnato le economie e le società con costi, progetti incompiuti, norme eluse, sfide perdute. Ma le ricostruzioni sono state anche opportunità, occasioni di modernizzazione, scelte urbanistiche nuove, esplorazioni su tecniche costruttive più adeguate. È una storia a più toni, che ha segnato e segna l'Italia da secoli, in un divario fra nord e sud forse meno netto di quanto si potrebbe supporre.

È una storia lunga dell'Italia e non conclusa, perché i forti terremoti, fenomeni naturali dovuti alla vita stessa della Terra, continuano ad accadere e accadranno ancora nei secoli futuri. Come realtà geologica e geografica, l'Italia ha da millenni i caratteri sismici attuali, espressione della sua complessa storia geodinamica. La pericolosità sismica di un territorio è per definizione „stazionaria", ovvero non varia molto attraverso i millenni: è il rischio sismico invece a cambiare attraverso le epoche, e anche di molto, in relazione alla densità abitativa, alla quantità e qualità del territorio costruito. Il rapporto fra terremoti (fenomeno naturale ineludibile) e mondo abitato si esprime negli effetti subiti, un nodo cruciale ancora da sciogliere in Italia e persino in paesi che hanno sviluppato da decenni una costante attenzione alle norme di difesa.

Dal punto di vista delle distruzioni sismiche, quella italiana è una storia irta di difficoltà e di tragedie, che va capita con nuove categorie di analisi. Da un lato possiamo mettere in luce un'indubbia capacità di sopportazione dello stress e della fatica della popolazione italiana, la sua forza di ripresa e di sopravvivenza; ma dall'altro, il succedersi delle distruzioni sismiche nei secoli mostra un rapporto culturale distorto con il futuro, che non sembra modificato in modo significativo nel tempo, quasi un'incapacità di prendere coscienza dei possibili futuri danni *prima* che essi accadano.

Quando un suolo si scuote sotto l'effetto di un terremoto, i caratteri del patrimonio edilizio determinano in forte misura gli effetti sismici.[5] Fattori naturali e fattori

---

cura di A. Torre, pp. 753–784. Precedentemente Ead./G. Valensise, Sottovalutazioni, in: L'Italia dei disastri. Dati e riflessioni sugli impatti degli eventi naturali (1861–2013), Bologna 2014, pp. 309–318.

4 Si veda D. E. Alexander, Disastri possibili: prevedere dove portano le tendenze attuali e il ruolo della teoria, in: E. Guidoboni/F. Mulargia/V. Teti (a cura di), Prevedibile/Imprevedibile. Eventi estremi nel prossimo futuro, Soveria Mannelli 2015, pp. 11–30.

5 Ci sono anche altri elementi che entrano in gioco negli effetti, come la distanza dall'epicentro, il tempo di durata delle scosse più forti, la qualità dei terreni di fondazione.

antropici concorrono quindi a determinare un disastro sismico e il suo superamento successivo con la ricostruzione: è questo un tema di ricerca *ibrido* dal punto di vista disciplinare. Cercherò di definire il senso di questa prospettiva con la presentazione di alcuni dati[6] e riflessioni.

3. È forse interessante a questo punto chiedersi se i disastri sismici avvengono solo per ragioni che possiamo definire antropiche in senso lato, come l'inadeguatezza del costruito, o se invece non sia anche la „geografia sismica" a svolgere un ruolo determinante.[7] È diffusa l'opinione che i forti terremoti colpiscano più frequentemente aree meno sviluppate del Paese, dal punto di vista sociale, insediativo ed economico. Ci si può chiedere se esiste un rapporto e quale sia, fra frequenza ed energia dei terremoti da un lato, e sviluppo di determinate aree dall'altro. Penso si possa affrontare il tema senza cadere in forme di determinismo, sorvegliando criticamente i nessi assertivi.

I principali terremoti italiani riflettono la dinamica della dorsale appenninica, una catena montuosa ancora giovane, per tutta la sua lunghezza, dalla Liguria alla Sicilia. Come se seguissero due binari, gli epicentri si allineano sia lungo il crinale appenninico, sia lungo la fascia pedemontana padano-adriatico-jonica, e colpiscono quindi in netta prevalenza paesi di montagna o di collina. In aggiunta a quest'area sismogenica principale, ci sono aree secondarie, ma non per questo meno pericolose, che includono il margine pedealpino del Veneto e del Friuli, la Liguria occidentale, il Gargano e la Capitanata, la Sicilia orientale e parti della Sicilia occidentale. La sismicità di queste aree „periferiche" ha un denominatore comune nella spinta esercitata dalla placca litosferica africana nel suo lento moto di deriva verso nord-ovest, ovvero contro la placca euroasiatica. Il complesso mosaico di questi spostamenti – e dei terremoti che ne sono l'inevitabile conseguenza e la testimonianza più evidente – lascia tranquille solo poche aree del territorio italiano, come la fascia tirrenica da Genova alla costa della Basilicata (il cui interno invece ricade nell'area appenninica molto sismica), con l'eccezione delle aree vulcaniche laziali e campane. Lascia tranquilla anche la parte occidentale della Pianura Padana, la Sardegna e il Salento meridionale, che tuttavia risente di terremoti di origine balcanica e greca.

Dunque, il fatto che le aree colpite con maggior frequenza ed energia siano montuose, e per questo tendenzialmente marginali, trova una spiegazione immediata nel legame geodinamico diretto che lega i terremoti alla costruzione delle catene montuose, e quindi alla topografia. Viceversa, il fatto che il popoloso e attivo triangolo industriale dell'Italia del nord ricada in un settore scarsamente sismico della penisola

6 Per i vari terremoti citati farò riferimento al CFTI (vedi nota 2), che raccoglie i risultati delle ricerche che ho coordinato e realizzato dal 1983 con un folto gruppo di lavoro: una sintesi di queste vicende di ricerca in Guidoboni (vedi nota 3).

7 Alcune considerazioni qui esposte fanno parte dell'Epilogo del libro: E. Guidoboni/G. Valensise, Il peso economico e sociale dei disastri sismici in Italia (1861–2011), Bologna 2011, pp. 411–416.

è probabilmente poco più di una coincidenza. È frutto di dinamiche storiche debolmente legate alle caratteristiche geologiche di quel territorio, che presenta altre criticità ambientali non meno pericolose dei terremoti: si pensi alle ricorrenti alluvioni che flagellano Liguria e Piemonte e hanno flagellato in modo esteso e fino almeno alla metà del Novecento, anche l'Emilia, la bassa Lombardia e la pianura veneta. Si ricorderà che i terremoti dell'Emilia del maggio 2012 hanno colpito una zona *erroneamente* ritenuta sicura dai terremoti, ma in effetti ben nota agli studi di sismologia storica e di geologia strutturale come una delle poche aree attive della Pianura Padana; un'area in cui è in atto la costruzione di una catena montuosa, tuttora sepolta da una spessa coltre di sedimenti marini e fluviali.

Per capire come siano andate le cose per alcune città del centro e del sud del Paese, distrutte e ricostruite diverse volte nella loro storia (come L'Aquila, Isernia, Benevento, Messina, Reggio Calabria ...), si può pensare che i „vantaggi ambientali" garantiti da certi siti abbiano prevalso sul pericolo a cui gli insediamenti sarebbero stati esposti: si pensi, per esempio, allo Stretto di Messina, uno dei luoghi più sismici del Mediterraneo, e alla sua formidabile posizione proprio al centro di questo mare, che fece la fortuna *ad antiquo* della città di Messina (la *Zancle* e *Messana* dei Greci).

I vantaggi ambientali sono probabilmente responsabili anche di un evidente fenomeno di „rimozione" del rischio, al quale forse non è estraneo il fatto che i più forti terremoti dell'Italia centrale e meridionale, che possono raggiungere o superare magnitudo 7, sono rari, in media due al secolo (Tabella 1).

Nel grafico della fig. 1 si può vedere l'andamento cronologico dei forti terremoti, dal 1600 al 2000, comprendendo anche quelli di energia più bassa, a partire da intensità epicentrali di grado VIII MCS. Questi forti terremoti sfuggono alla memoria consapevole delle popolazioni colpite; ma forse il ricordo delle loro distruzioni si sono sedimentate nelle culture locali, contribuendo in modo quasi sotterraneo a delineare un'antropologia dei comportamenti, che talvolta si svela e ci appare come un fattore metastorico: il sogno-ossessione della casa, la malinconia di certe popolazioni del sud, un'ostinata sfiducia nelle istituzioni statali, la rassegnazione, il fatalismo e nel contempo un forte, emotivo attaccamento alla propria terra.

I terremoti si sono abbattuti nelle aree interne e marginali del nostro Paese, caratterizzate storicamente da un'edilizia tradizionale, raramente dotata di accorgimenti antisismici. Per la maggior parte, le distruzioni hanno colpito povere case, abitate da popolazioni pressate dai bisogni della sopravvivenza, risultato di un'economia agricola arretrata: case, ma anche chiese, monasteri, palazzi, spesso resi più vulnerabili da mancata manutenzione o, in tempi più recenti, malamente „ammodernati". Questo ultimo elemento ha riguardato anche aree non povere, e ha coinvolto non solo vecchi edifici in laterizio o in pietra, ma persino costruzioni in cemento armato, come attestano i terremoti del Friuli del 1976, dell'Irpinia del 1980 e dell'Aquila del 2009. Ma anche il patrimonio industriale recente, non sottomesso a norme, può essere colpito

**Tab. 1**: I principali terremoti accaduti in Italia dal XII ad oggi, qui elencati a ritroso. Sono 39 eventi, le cui intensità epicentrali hanno i gradi più elevati e le magnitudo comprese fra 6.5 e 7.4. Nell'arco di nove secoli i dati per questi livelli di magnitudo possono essere considerati completi solo per gli ultimi quattro secoli (dati elaborati da CFTI4Med, 2007).

| Anno | Mese | Giorno | Area epicentrale | Intensità epicentrale | Magnitudo |
|---|---|---|---|---|---|
| 1980 | 11 | 23 | Irpinia-Basilicata | X | 6.9 |
| 1976 | 05 | 06 | Friuli | IX–X | 6.5 |
| 1930 | 07 | 23 | Irpinia | X | 6.6 |
| 1920 | 09 | 07 | Garfagnana | X | 6.5 |
| 1915 | 01 | 13 | Avezzano | XI | 7.0 |
| 1908 | 12 | 28 | Stretto di Messina | XI | 7.1 |
| 1905 | 09 | 08 | Calabria meridionale | X | 7.0 |
| 1887 | 02 | 23 | Liguria occidentale | IX | 7.0 |
| 1857 | 12 | 16 | Basilicata | XI | 7.0 |
| 1854 | 12 | 29 | Liguria occ.-Francia | VIII | 6.7 |
| 1832 | 03 | 08 | Crotonese | X | 6.6 |
| 1805 | 07 | 26 | Molise | X | 6.6 |
| 1783 | 02 | 05 | Calabria | XI | 7.0 |
| 1783 | 03 | 28 | Calabria | XI | 7.0 |
| 1783 | 02 | 07 | Calabria | X–XI | 6.6 |
| 1743 | 02 | 20 | Basso Ionio | IX | 7.1 |
| 1732 | 11 | 29 | Irpinia | X–XI | 6.6 |
| 1731 | 03 | 20 | Foggiano | IX | 6.5 |
| 1706 | 11 | 03 | Maiella | X–XI | 6.8 |
| 1703 | 01 | 14 | Appennino umbro-reatino | XI | 6.7 |
| 1703 | 02 | 02 | Aquilano | X | 6.7 |
| 1702 | 03 | 14 | Beneventano-Irpinia | X | 6.5 |
| 1694 | 09 | 08 | Irpinia-Basilicata | X | 6.8 |
| 1693 | 01 | 11 | Sicilia orientale | XI | 7.4 |
| 1688 | 06 | 05 | Sannio | XI | 7.0 |
| 1659 | 11 | 05 | Calabria centrale | X | 6.5 |
| 1646 | 05 | 31 | Gargano | IX–X | 6.6 |
| 1638 | 03 | 27 | Calabria | XI | 7.0 |
| 1638 | 06 | 08 | Calabria-Crotonese | X | 6.9 |
| 1627 | 07 | 30 | Gargano | X | 6.7 |
| 1561 | 08 | 19 | Vallo di Diano (Basilicata) | X | 6.8 |
| 1542 | 12 | 10 | Siracusano | X | 6.8 |
| 1511 | 03 | 26 | Slovenia-Friuli | IX | 7.0 |
| 1456 | 12 | 05 | App. centro-meridionale | XI | 7.0 |
| 1349 | 09 | 09 | App. centro-meridionale | X | 6.6 |
| 1348 | 01 | 25 | Carinzia-Friuli | IX–X | 7.0 |
| 1184 | 05 | 24 | Calabria-Valle del Crati | IX | 6.7 |
| 1117 | 01 | 03 | Veronese-Pianura padana | IX–X | 6.7 |

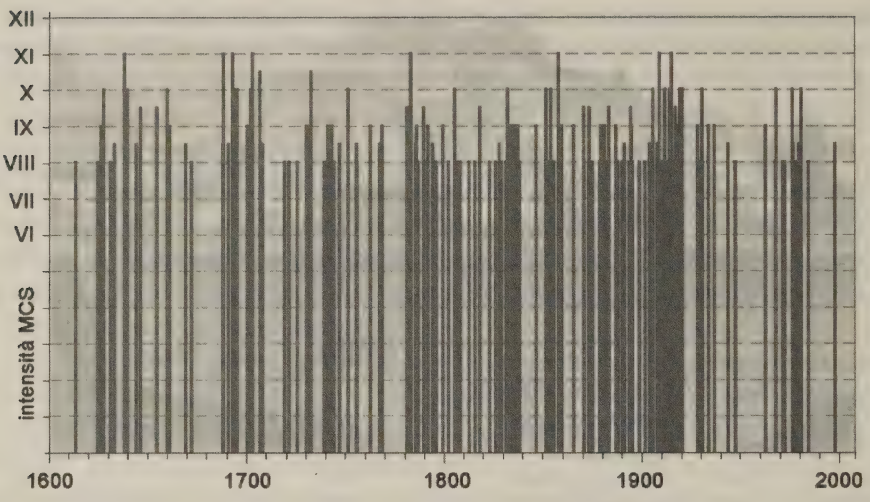



**Fig. 1:** Andamento cronologico dei terremoti di intensità epicentrale uguale e superiore al grado VIII MCS, ossia quelli di più elevata energia accaduti negli ultimi quattro secoli, dal 1600 al 2000. Sono 168 eventi, una media di un evento sismico distruttivo circa ogni due anni (dati elaborati dal CFTI 4Med, Guidoboni *et al.* 2007).

in modo grave, come è tragicamente successo nei terremoti dell'Emilia del maggio 2012.

4. Le distruzioni sismiche hanno eroso il patrimonio architettonico storico, la grande ricchezza italiana fatta di migliaia di chiese, torri, palazzi, ville e castelli: un patrimonio da sempre esposto al „collaudo" della sismicità. Gli effetti distruttivi sono poi facilmente dimenticati, come un *pericolo superato*, così come sono dimenticati i lunghi e pazienti restauri che dopo una distruzione estesa hanno garantito una nuova e per noi preziosa sopravvivenza a molti beni architettonici storici.[8] Sono dimenticate anche le numerosissime perdite di preziosi edifici divenuti macerie, poi demoliti o destinati a scomparire negli anni. Esiste in Italia, dal nord al sud, una geografia della rovina, di cui i terremoti sono stati il fattore preponderante.[9]
Distruzione e ricostruzione: è questa una storia che sta „sotto" alla storia ufficiale del Paese, una storia ben più che secolare, ripetuta così spesso da essere vissuta dalle popolazioni colpite, fino a tempi recenti, come un destino, a cui non è possibile sot-

8 Chiese, palazzi e monasteri medievali rifatti, rialzati o largamente „ricuciti" non si contano: qui ricordo per tutti il caso del terremoto della Marsica (Italia centrale) del 1915, a cui seguirono incredibili, preziosi quanto sconosciuti restauri e rimessa in uso di numerosissime chiese medievali e abbazie, dei loro interni e dei chiostri, che erano stati completamente atterrati e ritenuti perduti.
9 Sul tema dei paesi abbandonati ricordo l'importante studio antropologico di V. Teti, Il senso dei luoghi. Paesi abbandonati in Calabria, Roma 2004.

trarsi se non con l'abbandono o l'emigrazione. In questi ultimi decenni, tale sentimento fatalistico sembra assopito, forse perché siamo in una fase di rallentamento dell'attività sismica.[10] Ma ci sono stati periodi negli ultimi secoli in cui l'accadimento di forti terremoti ha assunto il carattere di una drammatica e martellante sequenza sismica, come per la Calabria negli anni 1783, 1894, 1905, 1907, 1908; o per l'Appennino toscano, romagnolo e umbro nel periodo 1916, 1917, 1918, 1919 e 1920. In quest'ultimo caso il susseguirsi di eventi distruttivi, che non lasciarono il tempo della ripresa a popolazioni uscite stremate dalla prima guerra mondiale, divenne un tragico *acceleratore* di tensioni sociali già in corso per altre cause, aprendo la strada a estremismi e prevaricazioni politiche, che sfociarono poi nella perdita del regime parlamentare.

5. Ma quanto è stato esteso il fenomeno delle ricostruzioni? Le tre mappe della fig. 2 indicano i siti (paesi e città) che hanno subito almeno una volta, nella storia che ci è nota, una distruzione sismica grave, ossia a partire dal grado VIII della scala d'intensità degli effetti MCS. Se pensiamo che questi siti hanno avuto per lo più continuità nel tempo, dobbiamo considerare che essi furono ricostruiti. Il loro numero è molto alto, 11.440: di questi, circa 4800 furono ricostruiti in seguito a distruzioni gravissime ed estese (gradi IX, X e XI MCS).

La fase di ricostruzione è sempre stata critica per la storia dei luoghi e per gli assetti sociali ed economici delle aree colpite, perché ricostruire non ha significato solo riparare edifici, ma anche – quando i mezzi economici lo consentivano – progettare, scegliere, concretizzare idee.

Il rapporto fra ciò che si è conservato e ciò che si è perduto è dipeso dalle scelte amministrative e di governo, dai mezzi economici, dalle prassi amministrative in uso, che possono avere facilitato o ostacolato una ricostruzione. Solo dalla seconda metà del Novecento, e non sempre, ha contato anche la volontà delle popolazioni colpite di scegliere „come" ricostruire. Nelle ricostruzioni si è comunque giocato sempre un progetto di futuro, quello che una società o i suoi ceti dirigenti sono stati in grado di esprimere e di realizzare.

Nel tempo breve (alcuni anni) e medio (diversi decenni) si possono rilevare anche altri fattori che agiscono nella fase di ricostruzione, quali la capacità o meno di una società di razionalizzare il terremoto come fenomeno e di sviluppare forme di adattamento, ossia di *prevenzione*. Le risposte al disastro sismico possono essere delineate come forme di *adattamento* se tendono a mitigare, più o meno consapevolmente,

**10** Dopo il terremoto dell'Irpinia del 1980 (M 6.9) nessun terremoto ha uguagliato o superato questo livello di energia. Ma in Italia, anche con terremoti di Magnitudo più basse (a volta anche di 5.0) si possono avere disastri sismici. Eventi di elevata energia possono riprendere in ogni momento, e nessuno è in grado di conoscerne preventivamente il tempo e il luogo. Si veda F. Mulargia, Che cosa è prevedibile dei terremoti? Precursori, probabilità e previsione, in: Guidoboni/Mulargia/Teti (vedi nota 4), pp. 255–274; si veda anche, nello stesso volume, G. Valensise, Una geologia ponderata dalla storia: dove e quando accadranno i futuri terremoti in Italia?, pp. 293–318.

**Fig. 2:** Le tre mappe localizzano i siti che hanno subito in passato distruzioni gravi.
*Da sinistra*: i siti che hanno subito effetti locali di VIII grado MCS sono 2146, mentre gli scenari di danno sono 2887, perché vari siti hanno subito più di una volta tali effetti.
Al centro: gli effetti locali di grado IX hanno interessato 1012 i siti; gli scenari sono 1170.
A destra: gli effetti locali di grado X e XI hanno interessato 541 i siti; gli scenari sono 586.
Come si può osservare, gli effetti più gravi e ripetuti riguardano l'Appennino centro-meridionale, la Calabria e la Sicilia orientale (dati elaborati da CFTI, 2007).

gli effetti di terremoti futuri. Non sono forme di adattamento se, come si può osservare nella storia dei siti, si ricostruiva senza scelte, o peggio di prima, utilizzando le macerie o altri materiali scadenti, o realizzando costruzioni con errori tecnici e metodi sbagliati.[11]

I terremoti che nel tempo sono accaduti nelle stesse aree, colpendo le stesse città e gli stessi paesi, hanno in un certo senso „collaudato" il patrimonio edilizio di una ricostruzione precedente, svelando ai contemporanei in pochi secondi la vulnerabilità dei loro edifici.

La prevenzione può sembrare un problema solo contemporaneo e si può avere l'opinione che non sia realizzata per la sua recente concettualizzazione. Ma non è

**11** La consapevolezza della scarsa qualità del costruito e dei suoi impliciti problemi statici si rileva chiaramente da documentazione archivistica ben prima delle perizie tecniche del XIX e XX secolo. È un settore di fonti archivistiche di straordinario interesse anche per la storia dell'ingegneria e per gli interventi di restauro. Mi limito a ricordare qui, per esempio, le Perizie degli ingegneri del Granducato di Toscana per i terremoti del 1661 (Archivio di Stato di Firenze, Capitani di parte guelfa, numeri neri), del 1688 (ASFi, Fabbriche Granducali, filza 1928) e quelle relative al terremoto che colpì decine di paesi della costa romagnola e la stessa città di Rimini (stato della Chiesa), il 25 dicembre 1786. Queste ultime sono voluminose perizie, condotte edificio per edificio, e possono essere considerate un caso storico unico, perché sono indipendenti e parallele. Furono redatte rispettivamente da Giuseppe Valadier, come perito del papa Pio Vi, e da Camillo Morigia per il Legato di Romagna, principe Nicola Colonna; entrambe le perizie sono conservate all'Archivio di Stato di Forlì, Sezione di Rimini, Archivio storico Comunale.

così: l'idea e la capacità di difendersi dagli effetti dei terremoti è molto antica e percorre la storia, almeno dell'ultimo millennio, sia pure in modo „carsico", attraverso la pratica dei saperi costruttivi e tecnici, e successivamente nella cultura scritta e nelle scienze. È una sorta di storia parallela e poco esplorata,[12] che sta quindi in una zona d'ombra della memoria storica.

6. Attraverso quali norme o procedure si ricostruiva? Solo dal 1908, ossia dopo il terremoto che colpì lo Stretto di Messina, distruggendo due città, Messina e Reggio Calabria, assieme a decine di paesi, e danneggiando gravemente alcune centinaia di siti,[13] lo stato italiano si è fatto carico sia di normare quella grande ricostruzione, sia dei costi relativi.[14] Da dove venivano precedentemente i mezzi economici necessari per ricostruire, quando i terremoti abbattevano o lesionavano gravemente città e paesi? Su chi pesava il carico della ricostruzione? L'estesissima documentazione archivistica – amministrativa e fiscale – riguardante le ricostruzioni, su cui si è lavorato in questi ultimi decenni per il „Catalogo dei Forti Terremoti in Italia",[15] è solo una parte di un patrimonio documentario straordinariamente ampio e ancora ben conservato, che potrebbe essere ulteriormente approfondito in modo specifico. Presento alcuni spunti, emersi da tali ricerche archivistiche.

Negli antichi Stati italiani, la tendenza generale delle amministrazioni centrali era di praticare solo sgravi fiscali ai cittadini abbienti, talvolta accompagnate da sospensioni temporanee dell'indebitamento delle comunità locali (ossia i comuni, chiamanti *università*): l'intervento si riduceva nel migliore dei casi all'alleggerimento o all'esenzione di alcune imposte, secondo la gravità dei danni. Erano comunque solo i ceti che avevano un'importante proprietà edilizia a beneficiare di tali sgravi fiscali. Dopo un terremoto distruttivo, sulla base della stima dei danni erano decisi gli interventi economici concessi dall'amministrazione centrale. Solo raramente, e in particolari congiunture politiche ed economiche, erano elargite anche somme di denaro come „elemosine", a titolo di beneficienza del re o di altri soggetti nobili o ecclesiastici. Molto più raramente il denaro disponibile era strutturato in *mutui* o *pre-*

**12** Si veda A. Marino (a cura di), Presidi antisismici nell'architettura storica e monumentale, Roma 2000; alcuni spunti per l'Abruzzo in M. D'Antonio, Ita Terraemotus damna impedire. Note sulle tecniche antisismiche storiche in Abruzzo, Pescara 2013.

**13** Si veda S. Valtieri (a cura di), 28 dicembre 1908. La grande ricostruzione nell'area dello Stretto, Roma 2008: è una voluminosa monografia che raccoglie una gamma straordinaria di studi in questo settore.

**14** Il Regio Decreto 18. 04. 1909 n. 193 contiene le norme tecniche obbligatorie per riparazioni, ricostruzioni e nuove costruzioni degli edifici pubblici e privati e l'elenco dei Comuni sottoposti a tali vincoli.

**15** Questa attenzione non è stata sporadica, perché la voce „Ricostruzione" era stata prevista per ogni terremoto come voce sistematica nella banca dati del CFTI fin dalla sua prima edizione del 1995. Si veda anche E. Guidoboni, Che cosa è il *Catalogo dei Forti Terremoti in Italia*, in: Economia della cultura 3–4 (2014), pp. 421–428.

*stiti* a tassi agevolati[16] e diveniva parte integrante di un intervento amministrativo istituzionale.

I governi intervenivano direttamente per rimettere in efficienza l'edilizia militare, la grande viabilità (ponti, strade e porti), i palazzi del potere, della giustizia, le grandi chiese e i monasteri illustri. La valutazione dei danni subiti da enti e comunità era una sorta di crocevia, da cui si diramavano le decisioni governative verso le amministrazioni locali, pubbliche o ecclesiastiche che fossero, proprietarie di immobili. Ma la valutazione dei danni non era sempre un punto di incontro, perché lì si evidenziavano interessi diversi: per il potere centrale l'obiettivo era di *dare poco*, contrapposto alla comprensibile intenzione di *ottenere il massimo* da parte dei proprietari colpiti.

Comunque poi l'amministrazione centrale disponesse dal punto di vista finanziario, la stima dei danni assumeva i caratteri di una *negoziazione* fra poteri politici locali (amministrazioni comunali, ecclesiastici di lignaggio e famiglie di spicco locale) e l'amministrazione centrale. Ciò spiega, dal punto di vista della storia amministrativa, le diverse garanzie richieste dai vari governi centrali degli antichi stati italiani per ottenere rilievi dei danni precisi, legando i periti a responsabilità anche economiche personali. E si spiegano anche le oscillazioni qualitative e quantitative delle stime dei danni, le differenze di valutazione fra quelle presentate dalle comunità locali o da singoli grandi proprietari, e quelle approvate dai governi centrali, attraverso propri e diversi periti. Le divergenze di valutazione aprivano spesso pratiche interminabili, che potevano risolversi con l'intervento di figure di potere locale o centrale, ma anche con un niente di fatto, soprattutto se il contesto non era favorevole, si protraeva troppo a lungo, o se guerre, rivolte o altri eventi calamitosi turbavano quella breve fase di disponibilità alla trattativa.

Tutto ciò succedeva perché ai sudditi si *concedeva* qualcosa che non apparteneva al diritto: nessun testo di diritto sanciva infatti (come d'altronde anche oggi, pur in uno Stato con ben diverse basi giuridiche) il *diritto* ad essere rimunerati per ricostruire il proprio patrimonio edilizio. La ricostruzione, da questo punto di vista, si è sempre connotata come una sorta di compromesso, un equilibrio instabile fra possibilità economiche in gioco e peso decisionale dei poteri vigenti, centrali e locali.[17]

L'onere delle ricostruzioni ha pesato per secoli in gran parte solo sugli scarsi mezzi economici e sulla grande fatica di coloro che erano stati colpiti, con l'eccezione dell'esigua fascia dei possidenti abbienti, spesso in antagonismo con i proprietari poveri e i nullatenenti. Centinaia e centinaia di ricostruzioni sono state realizzate con

16 Pratica iniziata nel Seicento nel granducato di Toscana, ma poi applicata, sebbene con criteri diversi, anche nello stato della Chiesa, si veda E. Guidoboni, Terremoti e politiche d'intervento per il recupero del patrimonio edilizio: Romagna toscana e pontificia fra XVII e XVIII secolo, in: Storia Urbana 24 (1993), pp. 3–52.

17 Con riferimento a un quadro attuale, ma con vari punti in comune con le situazioni qui tratteggiate, si vedano le interessanti osservazioni di R. De Marco, Ricostruzioni: l'estemporaneità come regola, in: Economia della cultura 3–4 (2014), pp. 295–302.

risorse economiche limitate o inesistenti, hanno richiesto tempi lunghissimi, impoverendo per decenni le famiglie residenti. I rari, grandi progetti di ricostruzione di età moderna e contemporanea (1693, 1783, 1857, 1859, 1908) non prevedevano misure di finanziamento per i piccoli proprietari (tanto meno per quelli definiti „poveri"). I grandi progetti di ricostruzione furono portati avanti (quasi sempre in modo parziale) con obiettivi precisi: garantire la difesa militare, l'ordine pubblico e l'abitabilità urbana. Una città spopolata era una città impoverita, un danno quindi per le amministrazioni. Anche quando si metteva mano a una nuova *forma urbis*, lo scopo non era tanto di realizzare la bellezza urbana (almeno come la intendiamo noi oggi), quanto di favorire le attività artigianali e manifatturiere e il radicamento dei ceti produttivi, ai fini della stabilità degli introiti fiscali. E si intendeva anche controllare meglio l'ordine pubblico.

Prima del Novecento faceva parte quasi „fisiologica" delle ricostruzioni una congerie di situazioni, che oggi ci possono apparire quasi aberranti, ma storicamente attestate per secoli quali, per esempio, la formazione di liste di precedenza nell'accesso ai lavori di ricostruzione (quasi sempre spettanti alla Chiesa e al suo clero o a potenti ordini religiosi); le rivalità fra privati e ordini religiosi per accedere ai materiali edilizi; i tentativi sempre falliti delle amministrazioni locali di calmierare i costi della manodopera e delle materie prime, che si impennavano fino a diventare per molti irraggiungibili.

Come un vero flagello si diffondevano poi speculazioni di ogni genere: per l'acquisto di terreni, su cui ubicare nuovi siti, nei casi in cui fosse stato imposto l'abbandono di paesi danneggiati;[18] per accaparrare appalti o subappalti per la rimozione delle macerie al fine di appropriarsi dei „tesori" piccoli o grandi che fossero, rimasti sepolti sotto le rovine degli edifici.

Ma non solo l'ambito pubblico era soperchiato da nuove dinamiche durante una ricostruzione. Anche dentro le famiglie avvenivano cambiamenti economici rilevanti, riguardanti per lo più lo svincolo dei beni dotali delle mogli, chiesto e quasi sempre ottenuto dai mariti. Lo scopo era di avere in fretta liquidità per riparare le abitazioni, ma ciò avveniva a scapito del diritto familiare. Le malcapitate mogli si trovavano poi senza denari e senza proprietà, che voleva dire, per quei tempi, senza alcuna futura protezione sociale. Ciò è attestato soprattutto per i secoli XVII e XVIII, dopo i grandi

**18** La maggior parte degli abbandoni avvenuti negli ultimi quattro secoli non sono spontanei, ma furono imposti da decreti amministrativi, a cui il più delle volte la popolazione opponeva una strenua resistenza: si pensi al caso di Noto, il cui nuovo insediamento, dopo il terremoto del 1693, fu costruito a 12 km dall'antico sito: si veda S. Tobriner, The Genesys of Noto. An Eighteenth Century Sicilian City, Berkeley 1982; o al caso di Bussana (Liguria) dopo il terremoto del 1887, in cui fu usato l'esercito per obbligare gli abitanti a lasciare il paese e molti altri casi che meriterebbero approfondimenti di ricerca.

**Fig. 3a e 3b:** Città con oltre 30.000 abitanti che hanno già subito nella loro storia effetti sismici a partire dal grado VIII MCS; in neretto le date dei terremoti che hanno causato distruzioni gravissime, uguali o maggiori al IX grado MCS. Le città colpite (in maiuscoletto le città capoluogo) sono 42.

terremoti del Regno di Napoli del 1688 della Calabria, del 1693 della Sicilia orientale[19] e del 1783, ancora della Calabria.

Durante il Novecento, in particolare dopo i gravissimi disastri simici del 1908, 1915, 1920, 1930 e 1980, ci furono nuove possibilità di arricchimento durante le ricostruzioni: gli speculatori miravano ad accumulare i mutui agevolati concessi dal governo centrale, sottraendoli ai piccoli proprietari, per controllare con le banche e i poteri politici e burocratici locali i costi delle nuove abitazioni, gestire i flussi di denaro dello Stato e soprintendere all'attribuzione a vecchi e nuovi proprietari degli immobili nuovi.[20]

Distruzioni e ricostruzioni: se le immaginiamo nel loro frequente susseguirsi nel tempo, la fatica del costruire e del ricostruire appare quasi simile a quella rappresentata nella famosa torre di Babele di Breugel. Questo problema non ha riguardato solo paesi e villaggi dell'Appennino, zone periferiche e lontane dalla cultura urbana,

**19** Si veda M. Privitera, La restituzione dei beni dotali all'indomani del 1693, in: G. Giarrizzo (a cura di), La Sicilia dei terremoti, Catania 1996, pp. 235–240.

**20** Si veda il caso ben studiato dal punto di vista sociale ed economico di Messina dopo il terremoto del 1908, evento che cambiò completamente il volto e la cultura stessa della città: A. Checco, Messina dal terremoto del 1908 al fascismo. La ricostruzione senza sviluppo, in: Storia Urbana 46 (1989), pp. 161–192; Id., Messina. La frattura storica, in: Il terremoto e il maremoto del 28 dicembre 1908, INGV-DPC, Roma 2008, pp. 317–332.

**Fig. 3b**

ma anche molte città. Nelle figure 3a e 3b sono indicate le città attuali con più di 30.000 abitanti, che hanno subito in passato consistenti danni sismici, a partire dall'VIII grado MCS compreso. Sono 42, e quasi tutte città capoluogo, con un importante centro storico e una popolazione che può arrivare fino a circa un milione di residenti, come per Napoli. Se poi si abbassa solo di un grado lo scenario degli effetti subiti, ossia il VII grado, il numero delle città colpite si triplica.

Molte città italiane e centinaia di centri storici sono oggi quasi dei palinsesti edilizi, resi più vulnerabili da numerosi interventi di riparazione, con edifici di pregio (chiese e palazzi) rifatti a „strati", o cambiati d'uso, adattati, manipolati per far fronte a rovine e dissesti poco o mal riparati e ripetuti nel tempo. Spesso quegli edifici sono oggi sedi di scuole, ospedali, uffici pubblici. Un patrimonio storico unico, con scarsa resistenza e con quale futuro?

7. Il Seicento è stato per l'Italia un secolo di grandi disastri sismici. Questo non solo per lo svolgersi naturale dell'attività sismica, ma anche perché per molti paesi e città, soprattutto nel centro e nel sud del Paese, nel secolo precedente non erano state ampliate le mura urbane (com'era successo in tante piccole città del nord). L'aumento della popolazione urbana durante il XVI secolo aveva indotto una crescita in senso verticale delle abitazioni, con soprelevazioni incontrollate. Il Seicento fu per l'Italia un secolo di crisi economiche, pestilenze, guerre e disastri sismici. Si veda il numero e la localizzazione dei terremoti più forti nella fig. 4.

Dopo un terremoto distruttivo, i governi non rispondevano che raramente alle richieste della popolazione. A volte gli interventi erano addirittura peggiorativi per i sopravvissuti: dopo i due violenti terremoti del marzo e giugno 1638 che colpirono la Calabria, il governo centrale di Napoli decise di deportare le popolazioni terremotate, per incrementare la produzione agricola di altre zone della Calabria e utilizzare tale manodopera per lavori di bonifica. È interessante rilevare che tracce di tali spostamenti e nuovi radicamenti sono stati rilevati dai linguisti nello studio dei dialetti di alcune vallate calabresi.[21]

Andò un po' meglio per i terremotati della Romagna pontificia e della Toscana granducale, colpite entrambe dal terremoto del 22 marzo 1661 (M 6). L'area governata dallo stato della Chiesa non ebbe alcun intervento per sostenere il carico economico della ricostruzione, ma solo alcune scarse agevolazioni fiscali: ciò fu causa di emigrazione del ceto produttivo e artigiano, che furono attratti in altri luoghi, lasciando scarsamente popolati numerosi paesi. Invece, l'area toscana ebbe dal governo del Granducato un trattamento amministrativo molto diverso: prima vi furono accurate perizie, poi furono erogate somme di denaro in prestito, a un tasso d'interesse considerato allora molto basso (4 %) e concessi tempi lunghi per il rientro del debito (alcune generazioni).

La concessione di mutui agevolati, a cui ho accennato sopra, fu la politica più illuminata in questo settore, praticata quasi esclusivamente dal Granducato di Toscana. Con tale politica l'amministrazione centrale contrastava lo spopolamento dei paesi, evitando così degrado abitativo e stagnazione economica, che in genere preludevano alla decadenza economica del luogo.

Nel 1688 due violenti terremoti colpirono ancora lo Stato della Chiesa: in aprile fu colpita la Romagna di pianura e in giugno il Sannio e Benevento (città enclave pontificia nel regno di Napoli). Il papa scelse di abbandonare l'area romagnola alla buona volontà e alle risorse locali e di intervenire solo a Benevento: lo scopo era di

21 Un caso in cui sismologi e linguisti hanno lavorato assieme è presentato da G. Chiodo/I. Guerra/J. Trumper, The 1638 migratory phenomena and geolinguistic consequences in Calabria, in: E. Boschi/R. Funiciello/E. Guidoboni/A. Rovelli (a cura di), Earthquakes in the past. Multidisciplinary approaches, in: Annali di Geofisica 38 (1995), DOI: 10.4401/ag-4077.

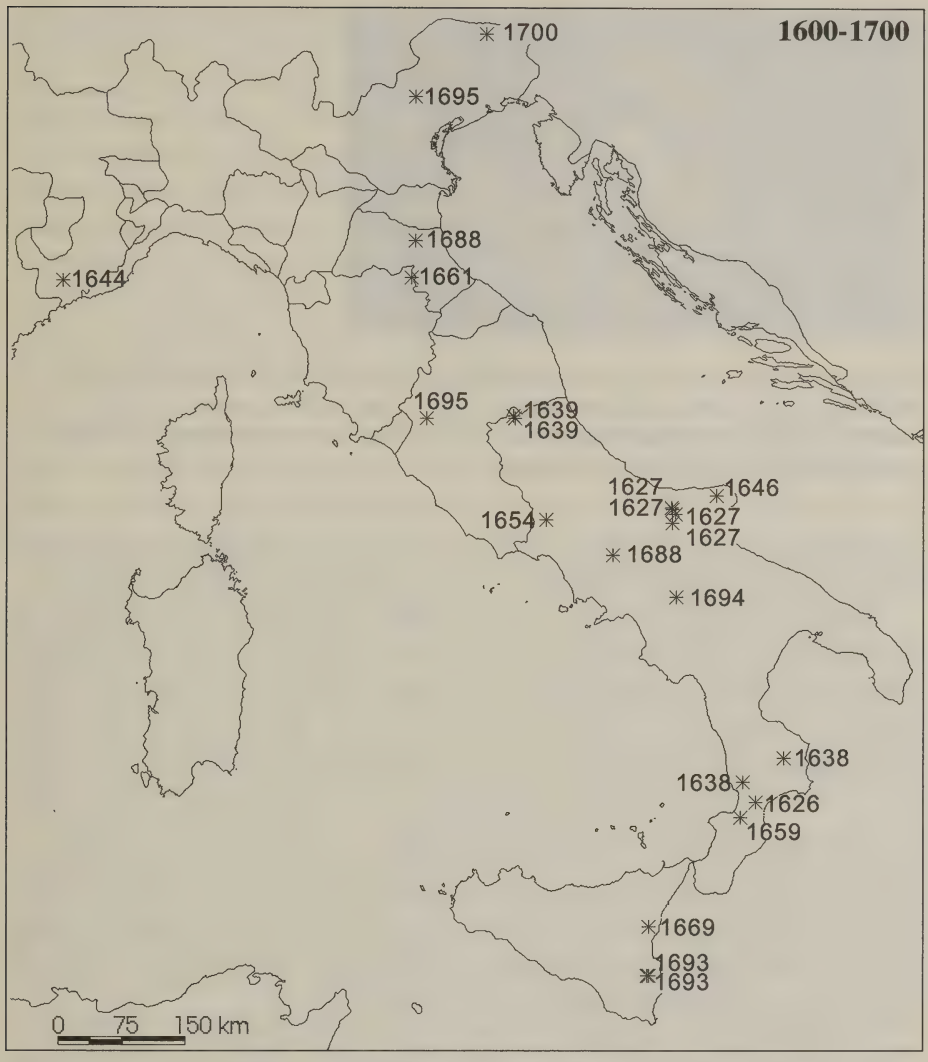



**Fig. 4:** Localizzazione e data dei terremoti più importanti accaduti nel XVII secolo.

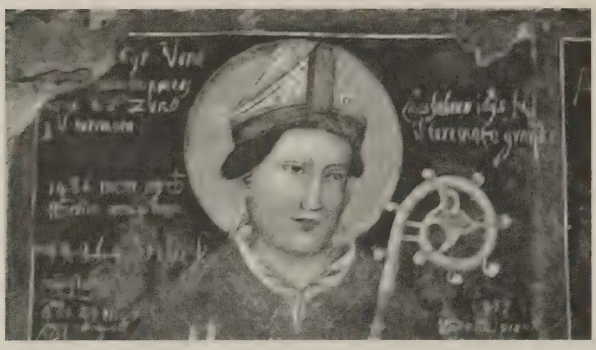


**Fig. 5:** Verona, chiesa di San Zeno: affresco raffigurante il volto di San Zeno, protettore della città, attorno a cui furono scritte date di fatti riguardanti eventi gravi: in alto, a sinistra e a destra del volto, la memoria del terremoto del 1695 (M 6.4), che colpì l'area di Asolo (Veneto nord occ.), coinvolgendo nella distruzione decine di paesi.

sorreggere l'industria della seta per evitare l'emigrazione degli artigiani verso il regno di Napoli, cosa che avrebbe indebolito gli introiti fiscali della Camera pontificia.

Come ho ricordato, le amministrazioni centrali intervenivano quasi sempre solo per ripristinare i luoghi pubblici del potere civile e militare. Così fece anche la Serenissima Repubblica di Venezia davanti alle estese rovine nei suoi paesi della Terraferma per il terremoto del 25 febbraio 1695 (M 6.7). Era stata colpita l'area di Asolo, nel trevigiano. Oltre alla piccola città, furono gravemente danneggiati trenta paesi e altri ventiquattro furono lesionati. Situazione grave, in un contesto di cattivi raccolti dovuti a una variazione climatica sfavorevole (era in corso la *piccola età glaciale*). Il ricordo di questo evento è ancora vivo nei graffiti di un affresco in San Zeno, a Verona, città pur non gravemente danneggiata e distante dall'epicentro circa 130 km. Le rozze scritture che contornano la faccia del Santo sono una toccante testimonianza della volontà di non dimenticare, e di mandare alla memoria dei posteri il ricordo di eventi che avevano così duramente segnato le comunità venete (fig. 5).

Nel XVII secolo l'unico grande progetto di ricostruzione riguardò i due terremoti del 9 e 11 gennaio 1693 che colpirono la Sicilia orientale. Il governo spagnolo affrontò con pugno di ferro la ricostruzione di decine di piccole città, da cui nacque lo straordinario volto barocco della Sicilia orientale.[22] La conduzione rigidamente verticistica di quella ricostruzione permise al commissario vicereale, il famoso duca di Camastra, di gestire un'infinità di conflitti sociali e politici dovuti all'ordine pubblico e alle pressanti richieste dei poteri forti: la Chiesa e i grandi ordini monastici. Catania è

22 Studi importanti e innovativi su questa clamorosa ricostruzione sono di L. Dufour/H. Raymond, 1693. Catania: rinascita di una città, Catania 1993; Id., 1693. Val di Noto. La rinascita dopo il disastro, Catania 1993; degli stessi autori, sulle città nuove si veda: Id., Dalla città ideale alla città reale: la ricostruzione di Avola, 1693–1695, Siracusa 1993.

un esempio di una città completamente ricostruita in dodici anni circa, ma furono create nuove vulnerabilità: per esempio, su strati cospicui di macerie (in alcuni casi anche più di 6 metri), poggiano le fondazioni di molte nuove chiese e palazzi. Tali macerie costituiscono oggi un rilevante problema geotecnico per la sicurezza della città dal punto di vista della risposta sismica. La fretta, l'enorme fatica manuale, che richiedeva lo spostamento di una massa enorme di macerie dovute a un'infinità di crolli (Catania subì effetti di XI grado ed ebbe migliaia di morti), aggiunte agli innumerevoli interessi in gioco, non permisero di ammassare i detriti in luoghi predeterminati (benché fosse stato previsto da bandi specifici) e di costruire i nuovi edifici su strati più solidi. Tutto ciò accadeva, benché sulle tecniche delle fondazioni e sulla loro importanza si avesse chiara consapevolezza.

8. Il XVIII secolo iniziò e si chiuse in Italia con grandi disastri sismici. Si veda la fig. 6. La devastante sequenza durata oltre un anno, iniziata nel settembre 1702, con picchi massimi di energia nel gennaio e febbraio 1703 (tre terremoti di M 6, 6.2 e 6.7), distrusse completamente o danneggiò in modo assai grave centinaia di paesi dell'Italia centrale, in particolare dell'Umbria e dell'Abruzzo. Molti paesi persero dal 5 al 30 % dei loro abitanti: fu un impatto demografico che pesò per molti decenni sull'economia di queste terre. Anche in questo caso, il territorio colpito apparteneva a due aree politiche diverse, lo stato della Chiesa e il regno di Napoli, ma le strategie di intervento furono per entrambi i governi molto simili. I mezzi economici resi disponibili non furono sufficienti nemmeno per rimuovere le macerie. Come di norma, la risposta alle centinaia di suppliche inviate da comunità locali e semplici cittadini fu l'esenzione di alcune imposte per uno o più anni, secondo il livello di danno subito.

L'Aquila, che apparteneva al regno di Napoli, fu atterrata dalla forte scossa del 2 febbraio 1703 (IX MCS). La ricostruzione fu assai lenta. Ancora più di due decenni dopo, la città era decritta di aspetto *caduco* e spopolata, perché molta popolazione era emigrata. L'Aquila dovette poi sopportare un enorme carico di spese e di problemi, oltre agli incalcolabili costi umani che quelle distruzioni comportarono. Il patrimonio monumentale fu estesamente compromesso, tanto che la città fu considerata perduta dai contemporanei (questa stessa opinione era stata già espressa dagli aquilani anche dopo il terremoto del 1461).

Alcuni cambiamenti nelle politiche di intervento furono predisposti solo dopo i cinque terremoti che devastarono la Calabria e la Sicilia nord orientale tra il febbraio e marzo 1783.[23] Reggio Calabria e Messina furono gravemente danneggiate. Proprio a

**23** Ricordo fra i molti, preziosi e importanti studi di A. Placanica su questa ricostruzione, di cui fu un vero e solitario pioniere, due lavori in particolare: Cassa Sacra e beni della chiesa nella Calabria del Settecento, Napoli 1970; Id., L'Archivio della regia Giunta della Casa Sacra di Catanzaro, in: Rassegna degli Archivi di Stato 27 (1967), pp. 113–141.; si veda anche Id., Note sull'alienazione dei beni ecclesiastici in Calabria nel tardo Settecento. A proposito del carteggio di un ispettore di Cassa Sacra nel 1790, in: Studi Storici 3 (1965), pp. 435–482.

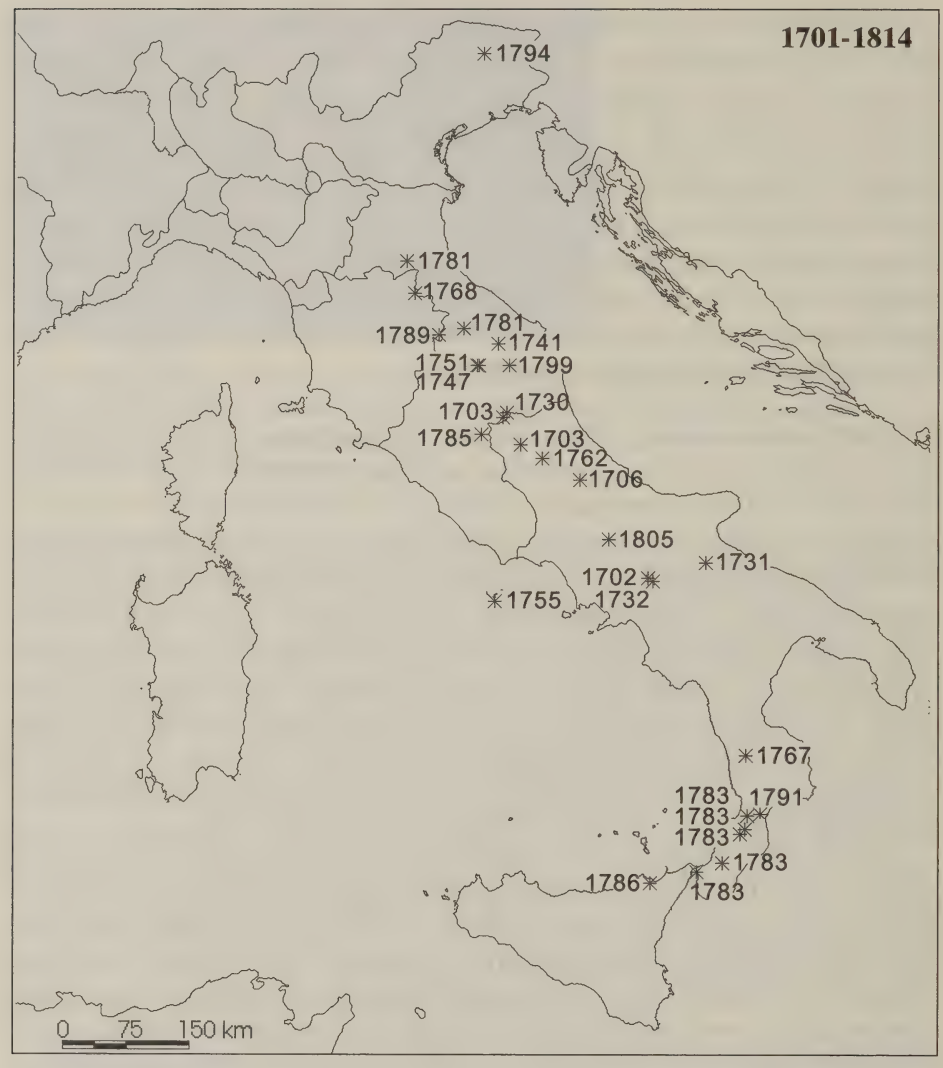



**Fig. 6:** Localizzazione e data dei terremoti più importanti accaduti nel XVIII secolo, inizi XIX. Per questa e le mappe seguenti (fig.7, 8 e 9) è stata scelta una suddivisione cronologica che evidenzia le variazioni amministrative e politiche (da CFTI, 1995 e 1997).

questo terremoto e al suo breve soggiorno a Messina si riferì Goethe nel suo famoso „Viaggio in Italia". La città fu vista da Goethe alcuni anni dopo, nel 1787, e fu descritta come una città di morti, spopolata e piena di rovine, sia pure ordinatamente raccolte ai lati delle strade.[24]

Per quanto riguarda la Calabria, l'area più devastata, il governo borbonico con una illuminata decisione, varò un piano che avrebbe dovuto ristrutturare l'intera proprietà terriera in gran parte in mano alla Chiesa e ai baroni. Si pensò di espropriare le terre della manomorta ecclesiastica e di venderle, attivando un mercato della terra allora quasi inesistente. Con il ricavato si sarebbe dovuto finanziare un ampio progetto di ricostruzione di interi paesi, che prevedeva nuove forme urbanistiche e una nuova rete abitativa. Tuttavia quel piano, davvero unico nella storia d'Italia (accadde alcuni decenni dopo il terremoto di Lisbona, 1755, che aveva profondamente turbato la coscienza europea), fu solo parzialmente realizzato.[25] Esso si arenò nell'ostilità dei baroni, dell'alto clero e degli ordini monastici, e si stemperò in migliaia di pratiche e di ricorsi, oggi testimoniati dalle centinaia e centinaia di buste archivistiche della *Cassa Sacra*, conservate all'Archivio di Stato di Catanzaro.

Il risultato più drammatico sul piano sociale, oltre ad alcune decine di migliaia di morti, fu lo sradicamento della popolazione sopravvissuta: più di due generazioni di calabresi vissero in modo precario e quasi nomade, disancorati dai loro paesi e bloccati entro un progetto ambizioso, che li escludeva dalle decisioni, come era ovvio a quel tempo, e in una prospettiva incerta e lontana. Povertà, malattie e disoccupazione aprirono una crisi sociale che fece aumentare emigrazione e miseria.[26]

---

**24** Goethe fu in Italia fra il 1786 e il 1788 e vide Messina pochi anni dopo il terremoto. Cf. D. Puzzolo Sigillo, Poesia e Verità riguardanti Messina nel Viaggio in Italia di W. Goethe, Messina 1949; sulle diverse testimonianze di Hamilton e di Sarconi si vedano alcune note in E. Guidoboni/J. E. Ebel, Earthquakes and Tsunamis in the Past: a Guide to Techniques in Historical Seismology, London-New York 2009, pp. 96sg.

**25** Si veda I. Principe, Città nuove in Calabria nel tardo Settecento (1976), Roma-Reggio Calabria 2001; lo studio di Principe era iniziato con il libro: Id., 1783 Il progetto della forma. La ricostruzione della Calabria negli archivi di Cassa Sacra a Catanzaro e a Napoli, Roma 1985. Prima di lui P. Maretto, Edificazioni tardo-settecentesche nella Calabria meridionale, Firenze 1975. I lavori di I. Principe sono ancora di grande interesse sia per l'urbanistica e la cartografia urbana, sia per la storia economica dei luoghi. Il tema è stato successivamente sviluppato da pochi altri studiosi e solo sporadicamente, per circoscritti interessi territoriali. Mi sembra molto apprezzabile la tendenza recente a fare confluire in questa storia anche le analisi archeologiche per comprendere la cifra, per così dire, degli insediamenti calabresi nel lungo periodo, in cui distruzione e ricostruzione sono fasi intrecciate del rapporto fra abitare e caratteri naturali del territorio; si vedano per esempio le ricerche di Francesco Cuteri, ancora in un caleidoscopio di dati e rilievi, che auspico diventino fruibili in un'opera organica.

**26** Su alcuni aspetti dei conflitti in questa ricostruzione si veda l'interessante studio di D. Cerere, „Questa Popolazione è divisa d'animi, come lo è di abitazione". Note sui conflitti legati alla ricostruzione post-sismica in Calabria dopo il 1783, in: Dimensioni e problemi della ricerca storica 2 (2013), pp. 192–221.

Riguardo alla ricostruzione dei paesi e delle case, furono predisposte delle direttive, le *Istruzioni Reali*, note forse impropriamente come „Normative Pignatelli", dal nome del generale Francesco Pignatelli (1734–1812), plenipotenziario per la ricostruzione e vicario del re Ferdinando IV di Borbone. Tali disposizioni erano state elaborate dai due noti ingegneri militari Winspeare e La Vega, forse assieme a Pignatelli stesso. Essi indicavano – come già più volte in passato in situazioni analoghe – un'altezza limitata ai nuovi edifici (un solo piano) e distanze regolari fra le case, stabilite anche da misure fisse della larghezza delle strade, non meno di 5 m. Anche la larghezza dei muri in relazione alla loro altezza era fissata da rapporti numerici; i muri fuori piombo dovevano essere abbattuti, regolate le aperture di porte e finestre; evitate le strutture aggettanti (balconi, mensole ecc). Si prescrivevano poi rinforzi, con travature e soprattutto intelaiature lignee nelle pareti portanti degli edifici. Queste ultime indicavano un modello di casa, impropriamente detta „baraccata", forse una variante della *gaiola* portoghese (voluta dal marchese di Pombal per la ricostruzione di Lisbona). Ma molto probabilmente la tecnica della tralicciatura di legno era già nota nel meridione d'Italia, in Calabria[27] e in altre aree del Mediterraneo.

Il problema per gli storici è capire se e quanto tali normative furono applicate, se si diffusero e se incisero nelle culture edilizie locali. È vero che fu disposto che ogni città avesse una *Deputazione di sorveglianza dei lavori*, ma non si sa quanto potessero o volessero funzionare e che capacità coercitive e sanzionatorie avessero. L'edilizia calabrese fu migliorata da queste normative?[28] Dal punto di vista storico, si può affermare che quelle indicazioni persero il loro peso dopo i moti di Napoli del 1798 e l'instaurazione della breve fase repubblicana di Napoli nel 1799, a seguito del trattato con Championnet, firmato dallo stesso Pignatelli, che proprio per questo fu sconfessato dal re e arrestato. Probabilmente l'osservanza di quelle norme edilizie, se mai furono recepite su larga scala in una fase della ricostruzione, nella pratica caddero probabilmente in disuso quando cadde politicamente Pignatelli. Certo, se quelle indicazioni fossero diventate norme in senso giuridico, quindi applicate estesamente e rese vincolanti, fino a diventare parte delle prassi costruttive locali, molte vite sarebbero state salvate nei secoli successivi.

9. Qualcosa di nuovo accadde nel regno di Napoli dopo il terremoto della Basilicata del dicembre 1857. Nelle zone più danneggiate furono istituite delle „commissioni edilizie comunali" per stabilire nuove norme costruttive e urbanistiche e per controllarne l'applicazione. Purtroppo esse furono del tutto affossate solo due

27 Si veda A. Riccò, Sui metodi di costruzione in Calabria, Modena 1907; N. Ruggeri, Il sistema antisismico borbonico: muratura con intelaiatura lignea. Genesi e sviluppo in Calabria alla fine del '700, in: Bollettino degli ingegneri 10 (2013), pp. 2–14: difficile tuttavia condividere l'opinione dell'A. ossia, che queste norme, certamente efficaci, avessero avuto un'applicazione giuridica ed estesa.

28 Questo tipo di casa intelaiata mostrò una notevole resistenza nei terremoti successivi del 1894, 1905 e 1908.

anni dopo dal nuovo governo sabaudo, che era subentrato al regno di Napoli nel 1861.

Un fatto simile successe in quegli stessi anni in Umbria: dopo il terremoto che devastò la Valnerina e Norcia il 22 agosto 1859, lo stato della Chiesa, a cui la politica di Pio IX aveva impresso una certa spinta modernista, voleva imporre delle nuove norme edilizie e urbanistiche da applicare per migliorare la resistenza sismica degli edifici e ricostruire Norcia con un nuovo piano regolatore. Si impegnarono gli ingegneri pontifici, ma i comuni, in particolare Norcia, si opposero a quei vincoli e si rifiutarono di applicare regole a limitazione alla proprietà privata. Il problema non durò molto per il papa, perché due anni dopo l'Umbria fu annessa al regno d'Italia. Anche in questo caso, l'applicazione di quelle norme antisismiche avrebbero risparmiato molte vite umane, evitando o limitando i crolli causati poi dai forti terremoti degli anni successivi.

Si vedano le fig. 7 e 8 con la localizzazione dei terremoti più importanti accaduti dal 1815 al 1859 e dal 1860 agli inizi del Novecento.

L'unificazione del regno d'Italia, relativamente agli interventi dopo un terremoto, segnò un *arretramento* di procedure e di decisioni prima attuate, non solo relativamente agli impegni economici, fiscali e amministrativi, ma persino riguardo alla qualità dei rilievi sui danni: infatti, questa preziosa documentazione tecnica per molti anni perse dettaglio, specificità e precisione. Dopo il disastroso terremoto del 28 luglio 1883 (M 5.3) di Casamicciola, nell'Isola di Ischia, che travolse un centro turistico di scala europea e causò duemila morti, il governo varò delle regole per la ricostruzione edilizia, valide solo per i centri danneggiati. Ma si era ancora lontani dal focalizzare il problema sismico, che richiedeva fasi di emergenza, di ricostruzione e di prevenzione.

Quattro anni dopo, fu la Liguria occidentale a essere colpita il 23 febbraio 1887 (M 6.4) nei giorni cruciali dell'emergenza non c'era nessun piano d'intervento da applicare. A Bussana l'esercito, pressato da problemi di ordine pubblico, prese a fucilate i sopravvissuti che cercavano i loro congiunti fra le macerie e mettevano in salvo le loro bestie. Mancò anche un programma di ricostruzione. Fu applicata la così detta „legge di Napoli", che consentiva ai comuni di decidere in modo autonomo i nuovi piani regolatori, svincolandoli da progetti generali di gestione del territorio.

Benché mancasse dal punto di vista amministrativo e politico una complessiva visione dei problemi, fu a partire dal terremoto del 1887 che l'analisi dei danni assunse una valenza nuova: ciò accadde perché all'azione di governo cominciarono a partecipare in modo sistematico esponenti della comunità scientifica, che si andava allora strutturando, e che si identificò poi con quella dei geologi, dei geofisici e dei sismologi. Le relazioni scientifiche sugli effetti dei terremoti da allora divennero parte integrante dell'intervento di governo.

Le conoscenze su come costruire bene non mancavano, ma vari elementi ne limitavano l'applicazione: gli insufficienti mezzi economici disponibili, la scarsa possibilità di scegliere i materiali idonei, il bisogno di costruire in fretta. Si tendeva ancora,

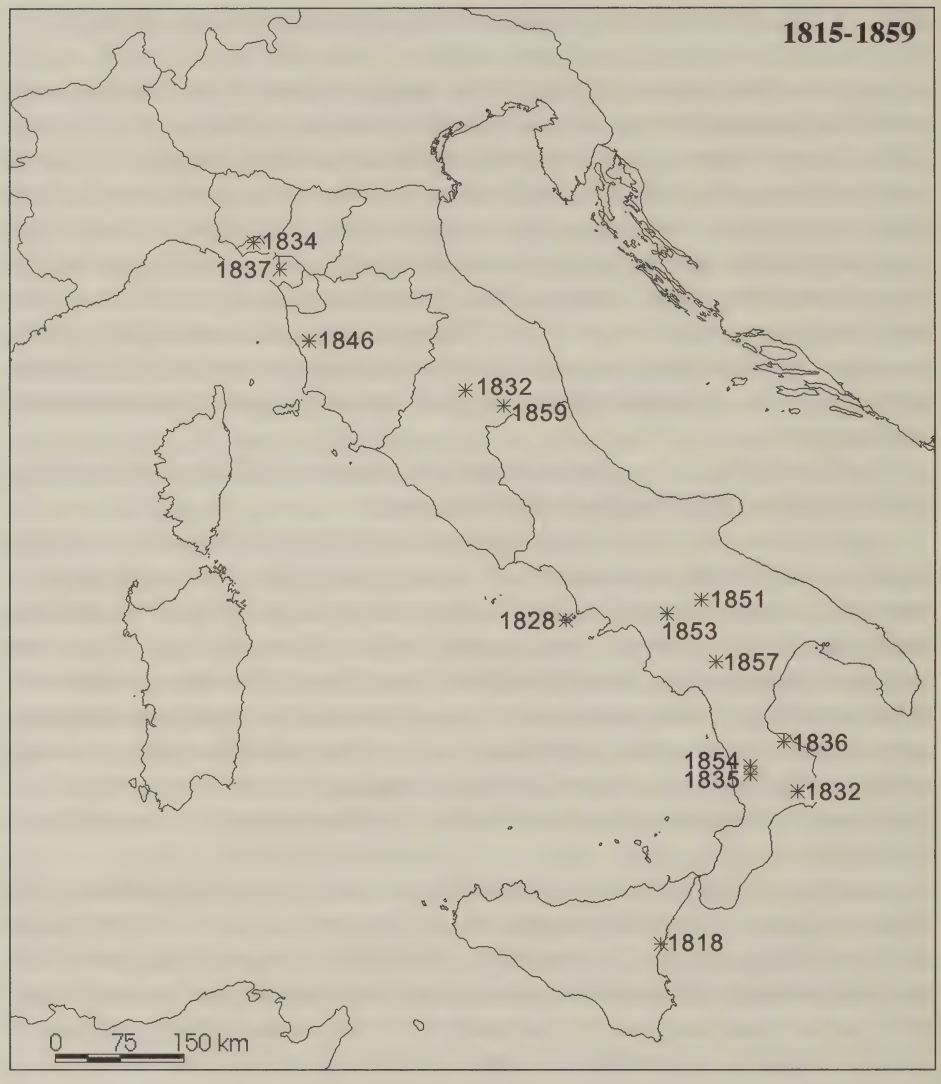



**Fig. 7:** Localizzazione e data dei terremoti più importanti accaduti dal 1815 al 1859.

per antica cultura, a *sopportare* il terremoto, piuttosto che a mitigarlo, allontanando nel tempo le risposte di difesa e predisponendo inconsapevolmente nuovi disastri.

10. Nel corso del Novecento, lo Stato italiano assunse progressivamente il controllo della ricostruzione, accollandosi quote crescenti di costi, in un processo che ha avuto fasi discontinue e contradditorie. Punto di avvio di questa nuova politica fu, come ho sopra ricordato, il terremoto dello Stretto di Messina del 28 dicembre 1908 (M 7.1), che segnò la nascita di una coscienza solidaristica nazionale: ciò indusse il governo,

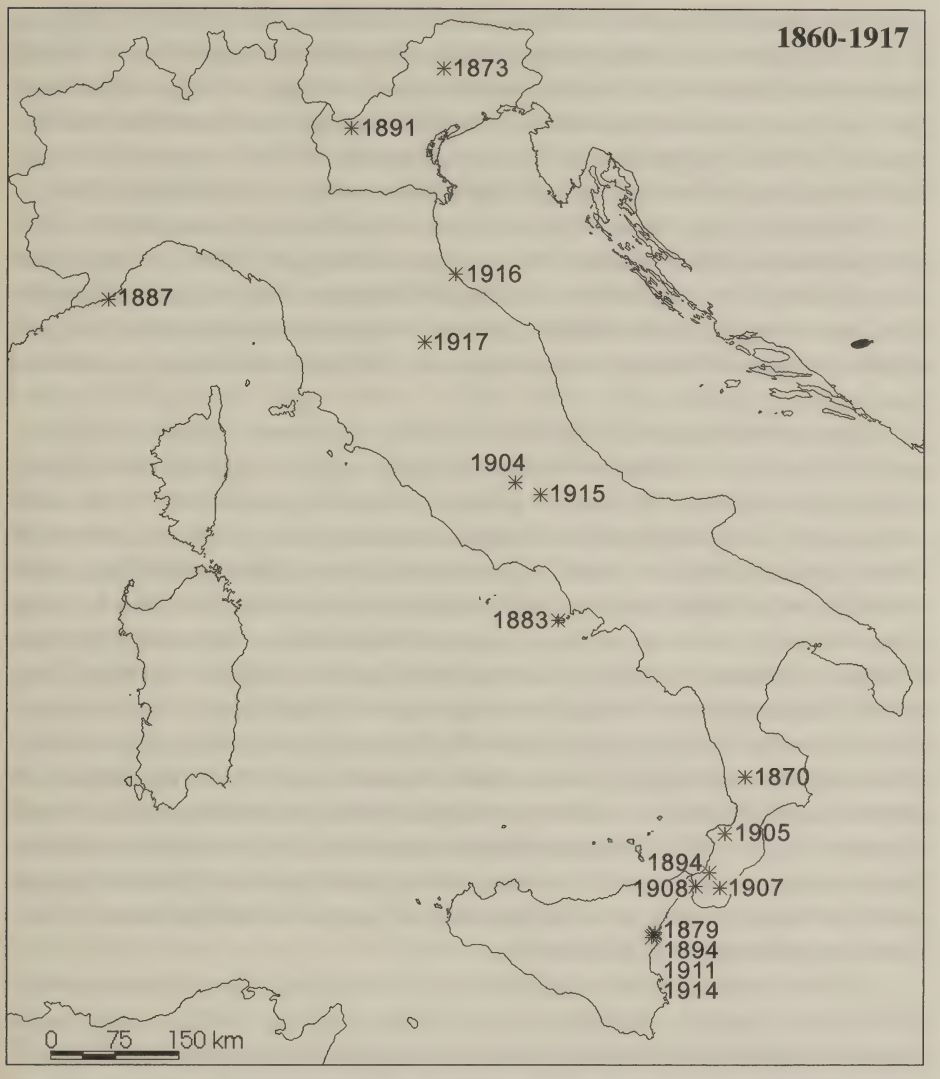



**Fig. 8:** Localizzazione e data dei terremoti più importanti accaduti dal 1860 agli inizi del Novecento.

attraverso le pressioni della stampa, ad adottare una serie di decisioni innovative. Da quel terremoto ebbe inizio la classificazione sismica del territorio italiano, pur con vicende alterne e clamorose retrocessioni.

Pochi anni dopo, e mentre ancora si discuteva sulla grande ricostruzione di Messina e di Reggio Calabria, ci fu nel giugno 1915, nella Marsica (Avezzano e area del Fucino) un devastante terremoto (M 7), che causò oltre 36 mila morti. Il governo italiano non solo intervenne pochissimo, ma si assunse perfino la responsabilità di rifiutare gli aiuti internazionali, per non sminuire l'immagine politica di una sua

orgogliosa autosufficienza economica, dovuta alla politica adottata per l'intervento nella prima guerra mondiale. Sulla popolazione sopravvissuta pesò oltre al carico di una ricostruzione poverissima, protrattasi poi molto a lungo, anche quello della leva militare, che sottrasse persone valide per la ricostruzione. Una consistente immigrazione di profughi provenienti dall'area di Caporetto, piccolo comune della Serbia occidentale, al confine con l'Italia, compensarono poi quel crollo demografico.

Cinque anni dopo il disastro della Marsica, e dopo i violenti terremoti del 26 aprile 1917 (Valtiberina, M 6), 11 ottobre 1918 (Appennino romagnolo, M 5.9) e 29 giugno 1919 (Mugello, M 6.3), che colpirono in drammatica sequenza aree contigue dell'Appennino tosco-romagnolo, nell'ottobre 1920 furono devastate ampie zone della Lunigiana e della Garfagnana (Toscana nord occidentale), dell'Appennino ligure, toscano e in parte emiliano (M 6.5).

Ricordo in particolare il terremoto del 1920 e il contesto di quella emergenza, perché fu in quegli anni messa a punto una svolta statalista negli interventi di ricostruzione, poi adottata senza molte variazioni fino a tempi assai vicini. Tale svolta non riguarda tanto la legislazione che regolamentava gli aiuti economici (norme che furono spesso variate nel tempo), quanto piuttosto la progettazione edilizia della ricostruzione. In quegli anni, il governo italiano era fortemente dirigista e i mezzi economici per la ricostruzione erano supportati sia dal quadro legislativo della ricostruzione di Messina e di Reggio Calabria (1908), sia dalla politica centralista governativa. Tale scelta generò normative che ignorarono completamente le esperienze e gli usi costruttivi locali di questa parte della Toscana appenninica, ossia l'esistenza di una edilizia tradizionale (o vernacolare), creata da secoli di storia abitativa e di convivenza con i terremoti in zone di montagna. Nelle norme di ricostruzione dopo il terremoto del 1920 della Garfagnana furono imposte regole di intervento unificate e basate unicamente sull'uso del cemento armato. Quelle normative, benché si ponessero l'obiettivo di migliorare la vulnerabilità del patrimonio edilizio locale, ebbero effetti negativi almeno per due motivi:

1. sfiduciarono i mestieri edilizi delle popolazioni locali, che utilizzavano materiali (pietra soprattutto, ma anche muratura e legno) e tecniche di tipo tradizionale, segnando una cesura costruttiva. I nuovi protagonisti della ricostruzione non furono più gli abitanti locali, ma tecnici di società edilizie che venivano da fuori;

2. imposero una visione centralista della gestione della ricostruzione, saldando le forme economiche di intervento a norme estranee alla cultura edilizia dei paesi appenninici.

È stato soprattutto dalla metà del Novecento, in coincidenza con la fase di ricostruzione dopo la seconda guerra mondiale, che in Italia i danni sismici furono all'origine di finanziamenti pubblici cospicui e destinati a tutti i soggetti danneggiati. Il governo, spesso praticando forme deleterie di assistenzialismo (quando non di mero clientelismo), si è assunto l'onere del finanziamento e della realizzazione delle ricostruzioni pubbliche e private. I risultati sono stati costosi e finora deludenti. Vediamo in breve i casi più rilevanti.

Per il terremoto della Valle del Belice (Sicilia occidentale), del 15 gennaio 1968 (M 6.5), fu applicato un modello di ricostruzione estraneo al contesto agricolo e sociale dell'area („città giardino") e fu imposto l'abbandono di antichi paesi, ubicati su alture, a favore di uno sviluppo di pianura mai veramente realizzato.

Per il terremoto dell'Irpinia-Basilicata, del 27 novembre 1980 (M 6.7), furono applicate soluzioni molto simili a quelle del Belice, ma con elementi peggiorativi „di scala": ci furono più morti, più distruzioni e più costi. È un terremoto di cui non possiamo dimenticare i quasi tremila morti su una popolazione di poco più di mezzo milione di abitanti. Oltre a quelle dell'edilizia abitativa, ci furono rovine estese e gravi di chiese, torri, castelli, che questa area aveva in grande numero. I costi sono stati altissimi, a fronte di una quasi mancata ricostruzione antisismica, benché ci siano stati anche alcuni qualificati interventi su beni storici e monumenti.

Fra quei due terremoti ci fu il disastro del Friuli, con le due violente scosse del maggio e settembre 1976 (M 6.4 e 6.2). Qui fu applicato un altro modello di ricostruzione, altrettanto assistito dalle risorse pubbliche (dal 1970 erano entrate in campo le Regioni), ma molto più partecipato e discusso dalla popolazione,[29] persino nelle scelte costruttive e negli incentivi economici.[30] Quello del 1976 è il solo disastro sismico del Novecento per il quale sia stata ufficialmente dichiarata la fine della ricostruzione (dalla regione Friuli nel 1996).

Il terremoto dell'Umbria-Marche del settembre 1997 (una lunga e importante sequenza sismica), „collaudò" la ricostruzione del precedente terremoto del 1979 e mise drammaticamente in luce il problema degli interventi del cemento armato nell'edilizia storica di pietra e legno, attestando il rischio di unificare linguaggi edilizi diversi nell'ammodernamento degli edifici, e aprendo un nuovo capitolo sulla conservazione del patrimonio edilizio storico. Si veda la fig. 9, dove sono localizzati i terremoti più importanti dal 1918 al 2000.

I terremoti dell'Aquila (6 aprile 2009) e dell'Emilia, 20 e 29 maggio 2012, più che storia recente sono cronaca, su cui si potrà dare un giudizio definitivo fra una decina d'anni.

11. A questo punto ci si può chiedere perché almeno negli ultimi cinquanta anni – in un periodo caratterizzato dalla diffusione di maggiore cultura e benessere – non ci sia stata in Italia una risposta ai terremoti diffusa e condivisa al punto da divenire una cultura nazionale inderogabile, come invece è avvenuto in altri paesi sviluppati a

**29** Si veda il libro bianco di M. T. Binaghi Olivari et al., Le pietre dello scandalo. La politica dei beni culturali nel Friuli del terremoto, Torino 1980.

**30** Si veda R. Geipel, Friuli. Aspetti sociogeografici di una catastrofe sismica, Milano 1979; Id., Long-Term Consequences of Disasters. The reconstruction of Friuli, Italy, in its International Context, 1976–1988, New York-Berlin 1991.

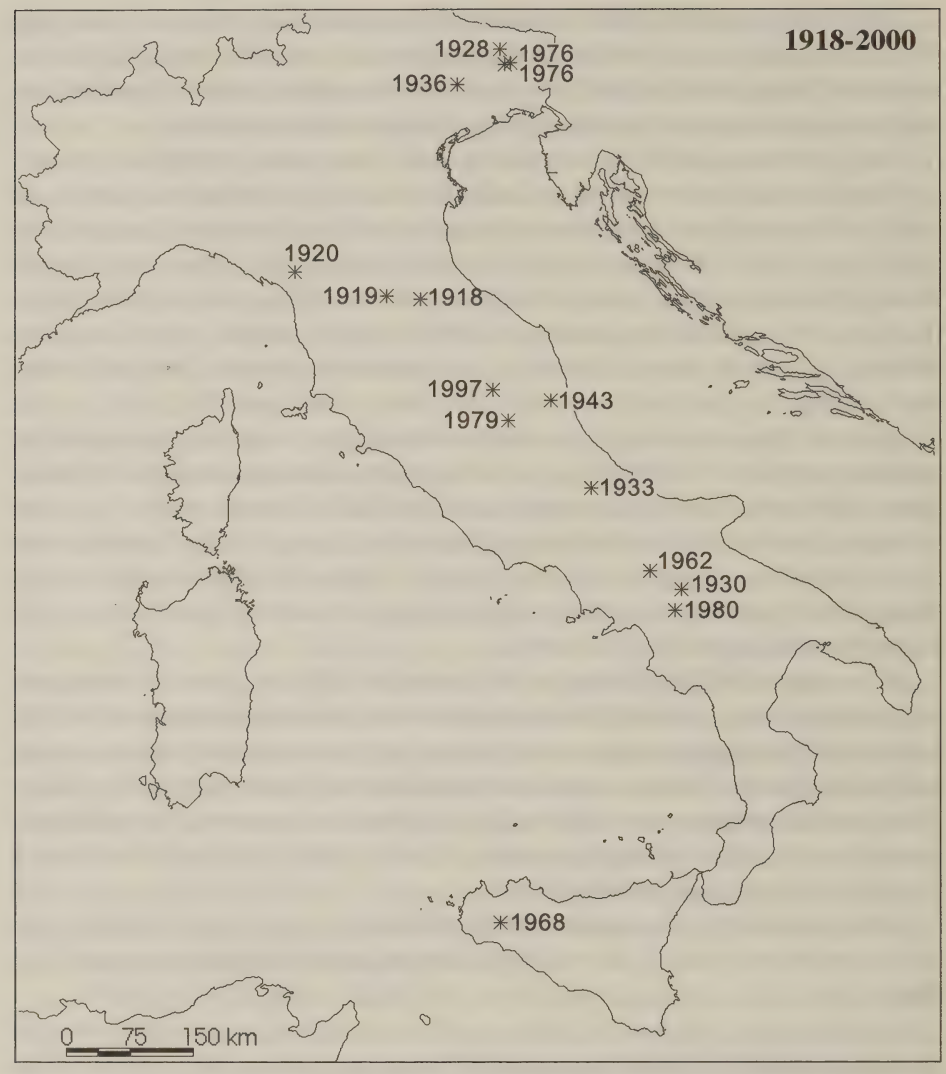



**Fig. 9:** Localizzazione e data dei terremoti più importanti accaduti dal 1918 al 2000.

elevata sismicità. È legittimo invocare la scarsità delle risorse economiche e materiali, che pure ha avuto un peso determinante dagli ultimi decenni dell'Ottocento e dopo la crisi del primo e secondo dopoguerra, ossia dal 1918 al 1950 circa; ma dopo? Bisogna ipotizzare che siano entrati in gioco anche altri fattori, a cui si può qui solo accennare, come tracce di una storia da prendere in esame in modo nuovo. Se si analizzano i dati storici relativi agli ultimi cinquant'anni (con una recente controtendenza in alcune aree) colpisce la perseverante miopia nella programmazione del territorio, che richiederebbe decenni di stabile progettualità per poter fronteggiare i rischi ambientali,

come mostrano anche le alluvioni che drammaticamente danneggiano sempre le stesse aree dal nord al sud dell'Italia.

Colpisce anche una reiterata debolezza istituzionale verso l'applicazione di norme di tutela del patrimonio edilizio, sia abitativo sia monumentale (norme, decreti e leggi che nel tempo il legislatore italiano ha prodotto in grande quantità): una debolezza che si è manifestata nella mancanza di controlli sulla qualità del costruito, poi messa tragicamente in luce da terremoti anche non forti ma risultati comunque distruttivi. Colpisce che la storia dei disastri sismici mostri, con poche eccezioni, come i vari livelli territoriali delle decisioni e dei controlli amministrativi si siano mostrati, anche negli ultimi decenni, troppo spesso vincolati, limitati e compromessi da equilibri e interessi del tutto estranei al reale rischio a cui le popolazioni sono esposte per futuri terremoti.

L'attuazione di efficaci azioni di prevenzione può contare quantomeno sul fatto che i terremoti ricorrono nelle stesse aree; in altre parole, le aree colpite dai disastri sismici sono quasi sempre le stesse. Ma ad aggravare la situazione vi è la constatazione che gli ultimi trenta anni sono stati di relativa calma; una calma che dura dal 1981, anno successivo a quello del terremoto dell'Irpinia. In ciascuno dei tre decenni appena trascorsi il numero di terremoti che hanno causato danni gravi è stato inferiore rispetto a quello, ad esempio, dei decenni 1870–1880, 1910–1920, 1970–1980. Il terremoto più forte di quest'ultimo trentennio, e purtroppo anche il più luttuoso, è stato quello che ha colpito L'Aquila il 6 aprile 2009 (M 6.3), a fronte della sequenza impressionante di terremoti di magnitudo superiore a 6.5 che hanno segnato, ad esempio, i primi trenta anni del secolo scorso.

I terremoti sono una manifestazione inevitabile della vita della Terra, per molti versi addirittura necessaria: ci sono stati e ci saranno sempre. Per capire che cosa ci aspetta, non sarebbe sbagliato „ribaltare" sui prossimi anni quello che è già avvenuto negli ultimi quattro scoli, e che in fondo era già accaduto nei secoli precedenti. È una prospettiva forse allarmante, ma che non possiamo ignorare. L'unico strumento di cui disponiamo perché i prossimi terremoti non diventino nuovi disastri è di prevenire i danni, costruendo in modo adeguato, ma questa prospettiva può svilupparsi solo su una base di conoscenza e di responsabilità sia istituzionale sia individuale. In questa situazione gli storici hanno a mio parere un ruolo non secondario, rispetto a quello della ricerca in senso stretto, ossia un ruolo di riflessione e di comunicazione delle conoscenze, che può contribuire a formare una nuova cultura della sicurezza abitativa.

## Ultimo disastro sismico nell'Appennino Centrale – agosto/ottobre 2016

Mentre era in lavorazione editoriale questo articolo, sono accaduti nell'Appennino Centrale, nel giro di pochi mesi, quattro terremoti di elevata energia e oltre 30.000 scosse. Il 24 e 26 agosto 2016 due eventi di magnitudo 5.8 e 6 hanno colpito l'area reatina e ascolana, in particolare la valle del Tronto, causando 300 morti, decine di feriti e alcune migliaia di senzatetto, e riducendo in macerie borghi e paesi di rilevante pregio storico, fra cui Amatrice. Il 26 e 30 ottobre ci sono stati altri terremoti, fra cui due di magnitudo 5.5 e 6.5, che hanno estesamente danneggiato Norcia e causato danni ingenti a una decina di paesi umbri della Valnerina e dell'area marchigiana, fra cui la città storica di Camerino. La seconda forte scossa, benché di magnitudo più elevata delle precedenti, non ha causato morti, perché gli abitanti erano in gran parte allertati. Inoltre Norcia e altri paesi della Valnerina erano stati ricostruiti dopo il terremoto del 1979, e Camerino dopo i terremoti del 1997–1998, quindi le strutture edilizie non erano vecchie e fatiscenti e hanno retto il necessario per proteggere le vite umane e contenere i danni. L'intera area è notoriamente molto sismica. Numerosi e ben noti terremoti avevano già segnato la vita di questi paesi nei secoli passati: basta qui ricordare tre date particolarmente importanti: 1639 (magnitudo 6, distruzione di Amatrice), 1703 e 1859 (di questi ultimi due eventi si accenna anche nel testo dell'articolo).

Questo recente disastro sismico ha messo in luce ancora una volta l'importanza sia di una cultura che conservi come un valore la memoria della sismicità della propria area, per meglio adattarsi; sia della qualità delle costruzioni e delle ricostruzioni, per migliorare la risposta simica dei luoghi.

Gerrit Jasper Schenk

# Sulla necessità di rendere proficua la *memoria* dei terremoti e sulla problematicità di trarre insegnamenti dalla loro storia

## Un commento alle riflessioni di Emanuela Guidoboni

**Zusammenfassung:** Der Kommentar des Beitrags von Emanuela Guidoboni versucht, grundsätzliche Voraussetzungen für und Probleme beim „Lernen aus der Geschichte" von Naturkatastrophen zu diskutieren. Während das „Lernen aus der Geschichte" auf Formen des Orientierungswissens beschränkt ist, verhält sich dies vor allem bei Lernvorgängen aus Erdbebenkatastrophen der Vergangenheit im Rahmen der neuen historischen Subdisziplin der „Historischen Seismologie" anders. Hier spielen z. B. geophysikalische Vorgänge eine Rolle, die Naturgesetzen folgen und die mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit am selben Ort wieder eintreten werden. Aus der Kartierung lange zurückliegender Schadensereignisse lässt sich z. B. ein Verfügungs- und Handlungswissen hinsichtlich des Nutzens von Bauvorschriften in gefährdeten Zonen ableiten. Allerdings unterliegt eine erfolgreiche Umsetzung des Wissens in Handeln wiederum kulturellen Faktoren. Über die historische Analyse lassen sich ferner folgenreiche und langfristig wirksame gesellschaftliche Dispositive (wie z. B. Risiko- versus Sicherheitsdenken), Wiederholungsstrukturen und (idealtypische) Verlaufstypen von Katastrophen identifizieren, die als selbstaufklärendes Orientierungswissen dienen können. Die Überführung dieses Wissens in das „kulturelle Gedächtnis" Italiens im Sinne Jan Assmanns wäre vor allem hinsichtlich notwendiger politischer und sozioökonomischer Anpassungen sinnvoll.

**Abstract:** This comment on Emanuela Guidoboni's article aims to discuss the fundamental requirements for and problems with the concept of „learning from the history" of natural disasters. „Learning from history" is based on different types of orientational knowledge, whereas the specific learning processes that follow earthquake disasters within the scope of the recent historical subdiscipline of „historical seismology" take into special consideration geophysical processes which, themselves, follow natural laws and will occur again with a certain probability in the same place. Knowledge of help in planning and response processes (Verfügungs- und Handlungswissen) regarding the usefulness of building regulations in endangered zones can be developed on the basis of the longue durée mapping of destructive events. However, the successful conversion of this knowledge into action depends on cultural factors.

**Traduzione** di G. Kuck.

QFIAB 96 (2016) — DOI 10.1515/qfiab-2016-0021

Applying historical analysis may allow for the identification of reliable and long-term effective social systems (such as risk-prevention safety procedures), repeated structures and (ideal-typical) types of outcomes of disasters that can serve as self-enlightened orientational knowledge. It makes sense to convert this knowledge into an Italian „cultural memory" in the spirit of Jan Assmann, especially with regard to the necessary political and social-economic changes.

Fondamentali per le riflessioni, presentate da Emanuela Guidoboni durante la sua conferenza presso l'Istituto Storico Germanico di Roma il 27 maggio 2015 e pubblicate in questa rivista, sono l'assunto secondo cui si può imparare dal passato e, al contempo, la dolorosa consapevolezza che ciò accade troppo raramente di fronte all'estrema vulnerabilità sismica dell'Italia.[1] Vorrei discutere in senso critico, e rielaborare in maniera costruttiva, tre aspetti del suo ragionamento. In primo luogo mi muoverò su un piano astratto, perchè già ai tempi di Ranke le scienze storiche avevano buone ragioni per abbandonare la concezione della storia come *historia magistra vitae* (politica), anche se la politica e i media continuano a invocare le lezioni della storia.[2] In secondo luogo scenderò su un piano concreto, perché con Christian Pfister si possono addurre buoni motivi secondo cui è possibile imparare molto dalla storia delle calamità naturali in senso pragmatico.[3] In terzo luogo vorrei invitare, con tutte le riserve del caso, a considerare il sapere storico anche come sapere astratto di orientamento,

1 Sul concetto della vulnerabilità cf. nel contesto degli aiuti ai paesi in via di sviluppo B. Wisner/P. Blaikie/T. Cannon/I. Davis, At Risk. Natural Hazards, People's Vulnerability and Disasters, London (et al.) ²2004, p. 11; come concetto ponte trasferito a quesiti storici da D. Collet, „Vulnerabilität" als Brückenkonzept der Hungerforschung, in: Id./T. Lassen/A. Schanbacher (a cura di), Handeln in Hungerkrisen. Neue Perspektiven auf soziale und klimatische Vulnerabilität, Göttingen 2012, pp. 13–25; insieme al concetto complementare della resilienza come dispositivo di sicurezza spiegato da S. Kaufmann/S. Blum, Vulnerabilität und Resilienz. Zum Wandern von Ideen in der Umwelt- und Sicherheitsdiskussion, in: R. von Detten/F. Faber/M. Bemmann (a cura di), Unberechenbare Umwelt. Zum Umgang mit Unsicherheit und Nicht-Wissen, Wiesbaden 2013, pp. 91–120.

2 Sulla discussione intorno al topos *historia magistra vitae* cf. in particolare R. Koselleck, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M. ²1992, pp. 38–66; ora nel contesto delle ricerche sulle calamità naturali U. Lübken, Historia Magistra Vitae, as the Saying Goes. Why Societies Do Not Necessarily Learn from Past Disasters, in: H. Egner/M. Schorch/M. Voss (a cura di), Learning and Calamities. Practices, Interpretations, Patterns, New York-London 2015, pp. 112–122.

3 Cf. ora C. Pfister, „The Monster Swallows You". Disaster Memory and Risk Culture in Western Europe, 1500–2000, in: ebd., pp. 77–93. L'autore ignora a p. 77 la mia osservazione che si possono trarre insegnamenti dalla storia delle calamità naturali proprio in quel senso concreto da lui ritenuto possibile e necessario, e inoltre data il mio studio erroneamente al 2010; cf. G. J. Schenk, Katastrophen in Geschichte und Gegenwart. Eine Einführung, in: Id. (a cura di), Katastrophen. Vom Untergang Pompejis bis zum Klimawandel, Ostfildern 2009, pp. 9–19, 224–226, in particolare pp. 14sg. (con diversi accenni agli insegnamenti concreti tratti dallo studio della storia delle calamità ‚naturali').

indispensabile proprio per le società complesse nelle fasi di trasformazione accelerata.[4]

Inizio dunque con l'obiezione secondo cui dalla ‚storia' come astrazione di un processo di lunga durata non si può ricavare alcuna cognizione per orientare l'azione politica. L'obiezione si basa su riflessioni storico-teoriche e metodologiche e mette in dubbio, in generale, che dalla spiegazione storica di un evento passato si possano trarre delle previsioni per il futuro. Vengono addotti argomenti di fondo che riguardano la natura del sapere storico acquisito con metodi scientifici. Questo sapere è soggetto a un doppio limite gnoseologico:[5] da un lato lo storico ricorre, per produrre cognizioni sul passato, a un costruttivismo metodico, basando le sue enunciazioni su un corpo di fonti incompleto perché creato dal caso e dalla selezione, e formulando un „giudizio riflessivo"[6] secondo una determinata procedura euristica. Dall'altro lato ogni cognizione storica si riferisce sempre al particolare il cui rapporto con l'astratto è difficile da determinare.[7] Ciò significa che le conoscenze storiche sono soggette a un indeterminismo epistemico. Le enunciazioni si basano sempre su un corpo di dati incompleto e discreto, sicché difficilmente se ne possono dedurre regole o processi regolari; le enunciazioni generali restano solo plausibili o probabili. La storia non si ripete, non è ripetibile e non conosce leggi. Di conseguenza si è affermato di recente:[8] „Pertanto non si può imparare per il futuro alcunché neppure da una spiegazione ben riuscita della storia passata, né in senso di conferma né di monito." La necessità di doversi esprimere, ad esempio nel contesto di modelli che simulano l'andamento del clima mondiale, su problemi sempre più complessi e sulle prospettive future, avvi-

**4** Sui diversi tipi di sapere cf. J. Mittelstraß, Wissenschaft als Kultur, in: Heidelberger Jahrbücher 30 (1986), pp. 51–71, in particolare pp. 64–68; W. Detel, Wissenskulturen und epistemische Praktiken, in: J. Fried/T. Kailer (Hg.), Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept, Berlin 2003 (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 1), pp. 119–132, in particolare pp. 129sg.; Koselleck, Zukunft (vedi nota 2), pp. 38–66, 154–157.

**5** In proposito cf. ora G. Gabriel, Fakten oder Fiktionen? Zum Erkenntniswert der Geschichte, in: HZ 297 (2013), pp. 1–26. In questa sede non possono essere discussi in modo approfondito i problemi gnoseologici e metodologici dell'acquisizione di conoscenze storiche; sulla natura costruita del sapere storico è fondamentale C. Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln (et al.) 1997 (Beiträge zur Geschichtskultur 13).

**6** Secondo Immanuel Kant, Critik der Urtheilskraft, Berlin [2]1793, p. XXVI. Sulla casualità della tradizione documentaria cf. già A. Esch, Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, in: HZ 240 (1985), pp. 529–570.

**7** M. Pohlig, Vom Besonderen zum Allgemeinen? Die Fallstudie als geschichtstheoretisches Problem, in: HZ 297 (2013), pp. 297–319; cf. già i contributi in K. Acham/W. Schulze (a cura di), Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichts- und Sozialwissenschaften, München 1990 (Beiträge zur Historik 6).

**8** Gabriel, Fakten (vedi nota 5), p. 18: „Demnach kann man selbst aus einer gelungenen Erklärung vergangener Geschichte nichts – sei es bestätigend oder warnend – für die Zukunft lernen."

cina però sul piano epistemico le enunciazioni fatte dalle scienze sociali e naturali a quelle delle scienze umanistiche. Ciò vale in particolare in quei casi in cui le scienze naturali, applicando metodi statistici e calcoli della probabilità, si pronunciano sulle eventualità che si manifestino determinate condizioni metereologiche, certe curve climatiche ecc.

Vorrei ora soffermarmi sulla questione se si possa imparare qualcosa di concreto dalla storia delle calamità naturali come i terremoti – e cosa con esattezza. Concordo che, combinando i metodi e le conoscenze delle scienze umanistiche, sociali e naturali, si accrescono le possibilità di dedurre dalle situazioni del passato per analogia cosa succederà al presente o in futuro. Se ad esempio con i metodi dello storico si acquisiscono conoscenze sicure sugli eventi naturali passati che in un dato luogo hanno una certa probabilità di manifestarsi di nuovo, questo sapere può essere usato per fare al presente delle previsioni di natura pratica.

La sismologia storica ha creato negli ultimi decenni quell'insieme di metodi, strumenti e conoscenze, ma parlarne in questa sede richiederebbe troppo spazio. La natura interdisciplinare dell'oggetto di ricerca e l'enorme mole di materiale da elaborare già a livello quantitativo presuppongono un ambiente di lavoro caratterizzato da multidisciplinarietà e una divisione di lavoro tra colleghi (molti) e colleghe (poche). In Italia tale ricerca ebbe inizio, mi pare, dopo il devastante terremoto, avvenuto in Friuli nel 1976, che rivelò di nuovo l'urgente necessità di studiare la struttura geologico-sismica in Italia, e fu portata avanti dalla decisione politica, presa negli anni Ottanta, di rinunciare alle centrali nucleari per coprire il fabbisogno energetico.[9] Tale decisione è comprensibile, dato il rischio sismico in Italia, e l'analisi dei terremoti storici poteva offrirne gli argomenti. Nella cornice del „piano energetico nazionale", l'ENEL (Ente Nazionale per l'Energia elettrica) promosse dal 1983 al 1987 una prima indagine sugli oltre 1700 terremoti storici, condotta da Emanuela Guidoboni insieme con geofisici anche sulla base di materiale archivistico; il risultato di questo sforzo è il „Catalogo dei forti terremoti d'Italia", pubblicato nel 1995.[10] Emanuela Guidoboni ha trattato anche la parte storica del finora unico e specifico manuale di questo nuovo ramo di ricerca, pubblicato nel 2009.[11] Sulla base di un gran numero di fonti storiche a

9 Vedi E. Guidoboni, Che cos'è il ‚Catalogo dei forti terremoti in Italia', in: Economia della cultura 24 (2014), pp. 421–427, in particolare pp. 423sg. In Germania il terremoto del Friuli spinse Arno Borst a scrivere il suo lavoro pionieristico sulle calamità storiche che però non avrebbe trovato grande risonanza in Germania fino alla fine del secolo passato: A. Borst, Das Erdbeben von 1348. Ein historischer Beitrag zur Katastrophenforschung, in: HZ 233 (1981), pp. 529–569; una traduzione italiana documenta il maggiore interesse al di qua delle Alpi: A. Borst, Il terremoto del 1348, Salerno 1988 (Spiragli 1).

10 E. Boschi (et al.) (a cura di), Catalogo dei forti terremoti d'Italia dal 461 a.C. al 1980, Bologna 1995.

11 E. Guidoboni/J. E. Ebel, Earthquakes and Tsunamis in the Past. A Guide to Techniques in historical Seismology, Cambridge (et al.) 2009. La parte geofisica è stata curata da John Ebel del Boston College, Boston/Massachusetts, USA, cf. http://www.bc.edu/schools/cas/geo/people/faculty/ebel.

disposizione, nonché di diagnosi e calcoli geofisici, è possibile ricostruire i terremoti del passato sul piano quantitativo con una certa attendibilità. Danni tipici, riscontrati ai fabbricati, permettono ad esempio di fare delle deduzioni approssimative sull'intensità di un terremoto.[12] Dato che le condizioni geologiche restano quasi invariate nel tempo storico, la diagnosi geofisica del presente può essere utile per elaborare dei modelli diretti a ricostruire gli eventi del passato. Un confronto tra notizie storiche, disegni o resti *in situ* relativi ai danni subiti dai fabbricati permette, in tal modo, di stabilire l'intensità di determinati terremoti storici e di localizzarne l'epicentro.[13] In tale cornice si possono confrontare i risultati dell'analisi basata sulla ricostruzione storica con le strutture del sottosuolo individuate dalle scienze naturali e rispondere alla domanda: È possibile che il terremoto abbia avuto quel percorso che è stato ricostruito sulla base delle fonti? I risultati ottenuti con l'approccio interdisciplinare vengono resi accessibili – ad esempio – in forma di elenchi, banche dati e cartine dove si localizzano i terremoti degli ultimi 500–2500 anni nella loro rispettiva frequenza e intensità ricostruita.[14]

---

html; 23. 5. 2015. Importanti annotazioni critiche sui problemi di una sismologia storica si trovano ad esempio in G. H. Waldherr, Erdbeben. Das außergewöhnliche Normale. Zur Rezeption seismischer Aktivitäten in literarischen Quellen vom 4. Jahrhundert v. Chr. bis zum 4. Jahrhundert n. Chr, Stuttgart 1997 (Geographica Historica 9), pp. 18–29.

**12** Sui danni tipici subiti da edifici storici cf. già E. Guidoboni/G. Ferrari, Historical variables of seismic effects: economic levels, demographic scales and building techniques, in: Annali di Geofisica 43,4 (2000), pp. 687–705, in particolare pp. 697–704. L'archeologo Andrea Arrighetti ha sviluppato negli ultimi cinque anni un metodo con cui si riesce, ad esempio, a stabilire il tipo e la forza di danni sismici storici attraverso la scansione laser di facciate recenti, vale a dire la cosiddetta archeosismologia; cf. A. Arrighetti, L'archeosismologia in architettura. Per un manuale, Firenze 2015 (Strumenti per la didattica e la ricerca 168). Non è facile un'„archeologia dei disastri" in grado di distinguere e datare in maniera metodicamente precisa i danni provocati da terremoti, tsunami e altre cause naturali da – ad esempio – distruzioni belliche, incendi o solo da interventi di ristrutturazione. Per alcuni primi tentativi di un'archeologia paleosociale di impatti catastrofici da parte della vulcanologia storica cf. i contributi in F. Riede (a cura di), Past Vulnerability. Volcanic eruptions and human vulnerability in traditional societies past and present, Aarhus 2015.

**13** Sui metodi e sulle scale di misura cf. ad esempio: P. Gasperini/G. Ferrari, Stima dei parametri sintetici: nuove elaborazioni, in: E. Boschi/E. Guidoboni/G. Ferrari (et al.), Catalogo dei forti terremoti in Italia del 461 a. C. al 1990, vol. 2, Roma (et al.) 1997, pp. 56–64; G. Grünthal (a cura di), European Macroseismic Scale 1998, Luxembourg 1998 (Cahiers du Centre Européen de Géodynamique et de Séismologie 15); E. Guidoboni, Method of Investigation, Typology and Taxonomy of the basic Data. Navigating between seismic Effects and historical Contexts, in: Annali di Geofisica 43 (2000), pp. 609–868; Guidoboni/Ferrari, Historical Variables (vedi nota 12).

**14** Ad esempio N. N. Ambraseys/C. P. Melville/R. D. Adams, The Seismicity of Egypt, Arabia and the Red Sea. A historical Review, Cambridge 1994; per l'Italia: prima E. Guidoboni/A. Comastri/G. Traina (a cura di), Catalogue of Ancient Earthquakes in the Mediterranean area up to the 10th century, Bologna 1994, poi E. Guidoboni/A. Comastri, Catalogue of Earthquakes and Tsunamis in the Mediterranean area from the 11th to the 15th century, Bologna 2005, ora: Catalogue of Strong Earthquakes in Italy 461 B. C.–1997: http://storing.ingv.it/cfti4med/; 30. 7. 2016); per la Francia: Sismicitè

In questo modo emergono zone sismicamente attive e non scoperte come tali dai sismologi – come dimostra ad esempio una cartina, disegnata da Grégory Quenet, che riporta i terremoti avvenuti negli ultimi mille anni in Francia.[15] I dati storico-sismologici comprendono uno spazio temporale molto più ampio dei dati di misurazione rilevati negli ultimi decenni. E questo è il punto decisivo: se si vogliono valutare bene i rischi sismici nel presente, è ragionevole basarsi su uno spazio temporale molto vasto per poter in tal modo di considerare un numero quanto più alto possibile di forti terremoti che spesso avvengono a larghi intervalli di tempo. Tale sapere è di natura pratica ed è spendibile immediatamente, quando si tratta ad esempio di tracciare le aree edificabili o di emanare dei regolamenti per le costruzioni. Sono del parere che l'analisi dei disastri storici possa produrre, almeno parzialmente, anche un sapere d'azione e dispositivo di natura pratica.[16] L'analisi dei disastri naturali costituisce infatti un caso specifico della scienza storica ed è di particolare interesse sul piano teorico e metodologico.

Ciò è dovuto al „fattore naturale" insito nell'evento disastroso che proviene – come ad esempio un impulso fisico – da un ambito dove valgono leggi che non sono quelle del mondo sociale. Diversamente da quanto affermato da Durkheim secondo cui un fatto sociale si spiega solo con un'altro fatto sociale, un determinato fatto sociale può essere causato anche da un fatto fisico anteriore, vale a dire da un evento naturale estremo.[17] Dall'altra parte si tratta di nient'altro che di raccogliere semplici

---

de la France: http://www.sisfrance.net/; 30. 7. 2016); per la Svizzera: Erdbebenkatalog der Schweiz ECOS-09: http://hitseddb.ethz.ch:8080/ecos09/index.html?&locale=de; 30. 7. 2016); per la Germania: G. Leydecker, Erdbebenkatalog für Deutschland mit Randgebieten für die Jahre 800 bis 2008, Hannover 2011 (Geologisches Jahrbuch, Reihe E, Geophysik 59) e G. Grünthal/R. Wahlström, The European-Mediterranean Earthquake Catalogue (EMEC) for the last millennium, in: Journal of Seismology 16,3 (2012), pp. 535–570, consultazione all'indirizzo: http://emec.gfz-potsdam.de/; accesso del 30. 7. 2016). In Germania l'attività di ricerca è contenuta; cf. sullo sviluppo della ricerca storica G. Grünthal, The history of historical earthquake research in Germany, in: Annals of Geophysics 42, 2/3 (2004), pp. 631–643, e ad esempio il dottorato di ricerca dello storico Konrad Schellbach presso il GeoForschungsZentrum Potsdam: http://www.gfz-potsdam.de/sektion/erdbebengefaehrdung-und-spannungsfeld/mitarbeiter/profil/konrad-schellbach/; 30. 7. 2016), ora anche K. Schellbach/G. Grünthal, Historische Seismologie. Schlüssel für verlässliche Daten zur Abschätzung der Erdbebengefährdung, in: System Erde. GFZ-Journal 6,1 (2016), pp. 44–49 (DOI: http://doi.org/10.2312/GFZ.syserde.06.01.7; 30. 7. 2016.

**15** G. Quenet, Earthquakes in Early modern France. From the Old Regime to the Birth of a New risk, in: A. Janku/G. J. Schenk/F. Mauelshagen (a cura di), Historical Disasters in Context. Science, Religion, and Politics, New York (et al.) 2012 (Routledge Studies in Cultural History 15), pp. 94–114, cartina p. 96; fondamentale G. Quenet, Les tremblements de terre aux XVIIe et XVIIIe siècles. La naissance d'un risque, Seyssel 2005.

**16** G. J. Schenk, ‚Learning from History'? Chances, problems and limits of learning from historical natural disasters, in: F. Krüger/G. Bankoff/T. Cannon (et al.) (a cura di), Cultures and Disasters. Understanding Cultural Framings in Disaster Risk Reduction, London-New York 2015, pp. 72–87.

**17** É. Durkheim, Les règles de la méthode sociologique, Paris 1895, p. 135.

dati sui terremoti manifestatisi nel passato in determinate zone. Tutto il resto è costituito da deduzioni e valutazioni che risultano dal contesto del presente.

Infine vorrei andare oltre le riflessioni sviluppate da Emanuela Guidoboni: anche se la storia non si ripete, perché le condizioni di partenza e i contesti sono di volta in volta diversi, i metodi degli storici possono produrre un sapere strutturale. Tale sapere strutturale possiede un determinato potenziale prognostico in quanto rende possibile l'identificazione delle „condizioni di un possibile futuro" efficaci a lungo termine.[18] L'analisi storica rende più facile, ad esempio sulla base di studi di caso,[19] l'identificazione di disposizioni sociali ricche di conseguenze a lunga scadenza (come un'attitudine pronta al rischio versus un'attitudine rivolta alla sicurezza), di strutture ripetitive e tipi di percorso (idealtipici) di eventi disastrosi, che possono servire come sapere d'orientamento in funzione di autochiarimento. La conoscenza del passato contribuisce a comprendere le situazioni e le condizioni del presente. Così le strutture politico-sociali, riscontrabili in determinate regioni italiane, possono essere identificate come fattori decisivi per il grado di vulnerabilità della società. Tali strutture nacquero in determinati periodi e sono rimaste efficaci attraverso i secoli. La costa del mare del Nord con le sue dighe dimostra come una specifica „società idrografica", nata in un dato momento storico, abbia creato attraverso i secoli e oltre i confini nazionali una struttura socioculturale sempre più robusta, adoperandosi per difendere con le dighe il paesaggio antropizzato.[20] Perché qualcosa del genere non avviene in Italia, dove il rischio sismico è sempre in agguato, perché non esiste una „società sismografica" in Italia?

L'applicabilità del sapere strutturale che descrive uno spazio possibile e aperto, ma che non offre alcun sapere diretto per stabilire leggi e regolarità di validità universale, trova però i suoi già menzionati limiti nel suo fondamentale „indeterminismo epistemico".[21] Non si può costruire un nesso causale tra un modo specifico di affrontare i rischi socio-naturali e un determinato tipo di società – in ciò hanno fallito i teorici della cultura da Oswald Spengler fino a Karl Wittfogel.[22] Chi dal sapere strut-

**18** Koselleck, Zukunft (vedi nota 2), pp. 156sg., sulla riconoscibilità storica delle „Bedingungen möglicher Zukunft".

**19** Cf. Pohlig, Vom Besonderen (vedi nota 7), pp. 304–306.

**20** F. Mauelshagen, Disaster and political Culture in Germany 1500–2000, in: C. Mauch/C. Pfister (a cura di), Natural Disasters, cultural Responses. Case Studies toward a global Environmental History, Lanham 2009, pp. 41–75, in particolare pp. 49–55.

**21** Gabriel, Fakten (vedi nota 5), p. 17.

**22** Sulla problematica concezione della storia ‚morfologica', in parte biologistica, basata su un'idea di ‚natura' poco meditata, in O. Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte vol. 1: Gestalt und Wirklichkeit, München 1920, cf. da diverse prospettive tra gli altri: S. Osmančević, Oswald Spengler und das Ende der Geschichte, Wien 2007, pp. 47sg., 139–158; M. Henkel, Nationalkonservative und mediale Repräsentation. Oswald Spenglers politische Philosophie und Programmatik im Netzwerk der Oligarchen (1910–1925), Baden-Baden 2012 (Würzburger Universitätsschriften zu Geschichte und Politik 16), pp. 27sg., 103–108. Sulla famige-

turale sul passato vuole desumere – ad esempio – dei suggerimenti politici concreti per l'azione presente o futura, riesce al massimo ad allargare l'orizzonte del presente e offrire orientamenti, evidenziando analogie plausibili e accennando a costellazioni, nessi e sviluppi che probabilmente continueranno a essere efficaci.

In questo senso mi sembra che il sapere d'orientamento sulla mentalità e sulla struttura socioculturale di una società, prodotto con i mezzi dello storico, sia di aiuto per introdurre delle conoscenze scientifiche in una data cultura. Il primo passo in questa direzione è stato fatto: grazie agli sforzi di Emanuela Guidoboni e di altri si dispone ormai di una memoria scientificamente fondata sul legame tra la storia della terra e quella della cultura in Italia.[23] Il valore di tale memoria si misura però alla fine al grado in cui essa possa amalgamarsi con la „memoria culturale", quella intesa da Jan Assmann, avviando trasformazioni strutturali nell'assetto socioculturale ed economico dell'Italia.[24]

rata tesi di Karl August Wittfogel (1896–1988) che postula, a proposito delle „hydraulic societies" e dell'„oriental despotism", un nesso causale tra la gestione specifica delle risorse naturali (regolazione idrica centralizzata con irrigazione e costruzione di dighe) e un „hydraulic state" fortemente centralizzato e dispotico, individuandone le origini in ‚Asia' (lungo l'Eufrate, il Fiume Azzurro, l'Indo e il Nilo), cf. K. A. Wittfogel, Oriental despotism. A comparative study of total power, New Haven 1957, in particolare pp. 17–19; sulla formazione di tipi cf. già S. Breuer, Max Webers Herrschaftssoziologie, Frankfurt a. M. 1991, pp. 110sg., U. Witzens, Kritik der Thesen Karl A. Wittfogels über den hydraulischen Despotismus mit besonderer Berücksichtigung des historischen singhalesischen Theravāda-Buddhismus, Diss. Heidelberg 2000 (http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/1937; 16. 9. 2010).

**23** Un esempio di comparazione di altra natura sarebbe la „nazione sismica" del Giappone, cf. G. Clancey, Earthquake Nation. The cultural politics of Japanese seismicity 1868–1930, Berkeley 2006.

**24** J. Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München ²1999, pp. 29–160.

# Forschungsberichte

Mario Marrocchi

# Fonti e studi sull'alto e pieno medioevo della Tuscia sud-orientale

1 Edizioni e studi recenti da Arezzo
2 Ripostigli, chiese e monasteri nell'area della contesa Siena/Arezzo e a Sovana
3 Territori contesi: Sovana e Orvieto
4 Tre convegni: Cava, Camaldoli, Sansepolcro
5 Conclusioni

**Zusammenfassung:** Der Beitrag würdigt einige Neuerscheinungen von Editionen, Monographien und Tagungsbänden zur Geschichte der südlichen Toskana zwischen dem 5. und 11. Jh. Neben einigen innovativen Quelleneditionen, die sich nicht nur auf Archivmaterial, der traditionellen Basis landesgeschichtlicher Arbeiten, beschränken, und archäologischen Studien werden die italienische Fassung einer 1990 auf Deutsch erschienenen Monographie zu einem Grenzkonflikt und drei Tagungsbände aus dem Bereich der Ordensgeschichte vorgestellt. Abschließend werden Perspektiven für die künftige Forschung zu früh- und hochmittelalterlichen Klöstern in der Toskana umrissen.

**Abstract:** The article examines some recent editions of primary sources, studies and conference proceedings related to southeastern Tuscany from the fifth to the eleventh century. The author first discusses some innovative editions, which are not limited merely to archival sources, the traditional domain of territorial history (*Landesgeschichte*), and also some archeological studies; then a new edition in Italian of a study which appeared in German in 1990 about a border dispute; and finally three volumes of proceedings on monastic history. Monasteries are in fact the main interest of the author who in conclusion briefly presents his perspectives for further research.

Il contributo intende presentare delle considerazioni a partire dalla lettura di alcune pubblicazioni recenti, legate a due territori della Tuscia medievale, quelli di Arezzo e di Sovana, ma anche, in minor misura, a quelli di Siena e di Chiusi, con l'aggiunta di uno stimolo proveniente da una pubblicazione relativa a un caso decisamente fuori area. Ad esclusione di quest'ultima, tali opere si collocano nell'ambito di un territorio istituzionale storicamente determinato, appunto quello della Tuscia, con particolare riguardo a quella meridionale; un'area dai confini non rigidi e, anzi, talvolta messi in discussione, storicamente e storiograficamente. Tra questi, di significato particolare erano quelli che, a sud, ponevano la Tuscia in contatto con l'area su cui i papi coltivavano interessi fin dai primi secoli di storia cristiana, per ovvi motivi di contiguità geografica con Roma.

QFIAB 96 (2016) — DOI 10.1515/qfiab-2016-0017

1. „Contro l'idea rudimentale che i modelli narrativi intervengano nel lavoro storiografico solo alla fine, per organizzare il materiale raccolto, cerco di mostrare che essi agiscono invece in ogni stadio della ricerca, creando divieti e possibilità."[1] Così scriveva, sul finire del secolo scorso, Carlo Ginzburg ed oggi per la storia medievale l'equilibrio tra fonti e interpretazione è diventato forse ancora più complesso.

È evidente che nell'ambito più strettamente legato alle fonti, gli storici costruiscano già propri modelli narrativi e si può dire ancora di più: da quando la rivoluzione digitale ha attraversato anche la medievistica, i modelli si sono ulteriormente diversificati già nella misura in cui si è allargato il ventaglio di possibili modi di fruizione e di restituzione delle fonti. Per proporre un esempio forse semplicistico, basti pensare all'enorme differenza prodotta, nell'ambito della medievistica toscana, dalla digitalizzazione e messa in consultazione on-line di documenti e codici, a partire da quella del fondo diplomatico dell'Archivio di Stato di Firenze. D'altra parte, si è portato un esempio estremo di possibilità di fruizione agevole come quella offerta dalla riproduzione fotografica digitale di pergamene e codici perché è ovviamente uno strumento utilissimo ma, anche, che non va a sostituire i lavori di edizione perché nel come si rende più accessibile la fonte già si avvia il processo di trasferimento ma, anche, di trasformazione dell'informazione che è l'interpretazione storica.

Il percorso tra libri recenti può cominciare con un volume di non semplice definizione se ci si ponesse di fronte alla domanda: edizione o studio? Di certo, „I conti Guidi nelle raccolte inedite di modelli epistolari del XII secolo" è un libro che non può essere trascurato, per la sua originalità di impostazione e per le questioni che affronta in merito alla stessa possibilità, spesso messa in discussione, dell'utilizzo del modello epistolare come fonte per studi storici. Come è noto, i testi del genere letterario epistolare sono stati spesso ritenuti inaffidabili perché i dati al loro interno sarebbero stati talmente alterati da renderli inattendibili. In anni recenti, invece, il modello epistolare è stato riportato al centro dell'attenzione da studiosi provenienti dal campo filologico ma anche da quello storico: si possono qui citare i nomi di Anne-Marie Turcan-Verkerk, Francesco Stella – di cui Elisabetta Bartoli è, non a caso, allieva – Florian Hartmann o, ancora, quello di Fulvio Delle Donne, recente editore degli „Annales Cavenses" ma anche studioso dell'*Ars dictaminis*.[2] Il libro della Bartoli si divide sostanzialmente in due parti, un'introduzione (pp. 7–52) e una serie di testi, assai più ampia (pp. 55–156) in cui vengono presentati i testi. Ma è nell'articolato titolo del volume che si può trovare la chiave unitaria dello studio che sono appunto i conti Guidi. La Bartoli ha infatti notato in varie raccolte epistolari la fortissima presenza della famiglia comitale e dei luoghi in cui questa si radicò, luoghi spesso

1 C. Ginzburg, Rapporti di forza: storia, retorica, prova, Milano 2000, pp. 48sg.

2 Una presentazione degli *Annales Cavenses* da parte di Fulvio Delle Donne è stata proposta negli Atti del Convegno di Badia di Cava di cui ci si occupa oltre.

secondari se confrontati alle maggiori città del secolo XII, centri remoti rispetto alle principali direttrici viarie medievali, posti in quelle terre tra Toscana e Romagna, nelle montagne sopra Arezzo verso Firenze, in cui i Guidi, appunto, si radicarono. E così, dopo un primo paragrafo dell'introduzione in cui la Bartoli espone le ragioni per cui a suo avviso l'*ars dictandi* ha una sua attendibilità storica, nel secondo e nel terzo la studiosa affronta appunto la famiglia comitale, dando conto delle vicende occorse ai suoi esponenti nel secolo XII, quello appunto di riferimento per il suo studio e, infine, della presenza dei materiali guidinghi nelle diverse *artes dictandi* del XII secolo. La seconda parte del volume contiene proprio materiali guidinghi tratti dalle diverse opere, a partire – ma non solo – da quelle di Maestro Guido di cui la Bartoli è stata recente editrice, contribuendo anche a una innovativa conoscenza dello stesso dettatore.[3] I testi inseriti nel volume sono dunque estrapolati da raccolte e opere proprio per la loro importanza storica, al fine di renderli più visibili di quanto potrebbero essere nelle sedi più propriamente filologiche. Questa curiosità verso il mondo della ricerca storica, questo „desiderio"[4] della Bartoli si fa davvero esplicito nelle sue pagine dove il rigore di editrice addirittura sembra messo quasi in secondo piano: nei frequenti refusi (ad es. pp. 4, 125, 177), nelle imprecisioni tra testo e note (p. 70 e nota 175) sembra quasi che la Bartoli compia questa sortita nel mondo degli storici con slancio ed entusiasmo tali da sentirsi libera, come dire, di abbassare la guardia rispetto alla puntualità che il duro lavoro di editori impone. Nessuno, né la Bartoli né chi scrive, pensa a un facile, definitivo „sdoganamento" di una tipologia di fonte come le lettere contenute nelle raccolte di modelli epistolari ma certamente contributi come quello presentato consentono di compiere un significativo progresso per riconoscere l'attendibilità storica di questo genere di scritture. Ci vuol coraggio, sempre, a scrivere; tanto più a scrivere un libro e tanto di più ancora in un campo che non è esattamente il proprio. In un mondo come quello della ricerca scientifica dove purtroppo, non di rado, la tecnica o, meglio, una pretesa correttezza tecnica sfocia nel tecnicismo, bene ha fatto la Bartoli – ed ovviamente, bene ha fatto a sostenerla il suo maestro Stella – a compiere questa audace incursione nelle terre degli storici, talvolta un po' sonnacchiosi e pigramente trincerati dietro le loro inveterate convinzioni.[5]

In tema di fonti e rimanendo in terre aretine, si può ricordare una recente novità, relativa a un progetto di edizione su base cartacea che si muove, dunque, in un contesto tradizionale ma anche in questo caso con elementi di interessante innovazione. Il

3 Maestro Guido, Trattati e raccolte epistolari, a cura di E. Bartoli, Firenze 2014 (Edizione Nazionale dei Testi Mediolatini 34).

4 E. Bartoli, I conti Guidi nelle raccolte inedite di modelli epistolari del XII secolo, Spoleto 2015 (Testi, studi, strumenti 31), p. 4.

5 Il profilo della studiosa è del resto assai mosso e vivace: è anche la curatrice e traduttrice in italiano del Libro delle meraviglie di Gervasio di Tilbury, fatica che le è valsa anche segnalazioni in premi letterari e sulle pagine culturali di quotidiani e riviste.

riferimento è alla nuova collana „Palaeographica" articolata in tre sezioni – Codici, Documenti e Studi – nata nel Dipartimento di Scienze storiche e dei beni culturali dell'Università di Siena e pubblicata per i tipi del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo: si tratta dunque di una nuova collana tra quelle che la fondazione spoletina pubblica in convenzione. L'intenzione dei curatori di Palaeographica – Massimiliano Bassetti, Antonio Ciaralli e Caterina Tristano – è quella di „ancorare fortemente lo studio delle testimonianze grafiche all'analisi storica in senso ampio ... leggere la storia attraverso la scrittura e le testimonianze scritte ... convinti ... che non si possa impiantare in tale ambito di studi alcun discorso che non poggi saldamente sulla conoscenza oggettiva delle fonti materiali"[6] intendendo i curatori sottolineare, con tale aggettivo, l'attenzione prestata sia ai supporti sia alla scrittura come fatto fisico, tangibile, visivo. Se non si tratta di un progetto limitato all'alto medioevo né al solo ambito toscano – dalle parole dei promotori sembra, anzi, volersi muovere con notevole curiosità intellettuale anche verso altri orizzonti – l'avvio della collana è tuttavia fortemente legato al territorio di Arezzo: infatti, i primi volumi sono relativi a importanti fonti conservate negli archivi e nelle biblioteche di questa città dove, del resto, fino a pochi anni or sono era anche attivo il polo dell'Ateneo senese presso cui operava la stessa Caterina Tristano oltre ad altri studiosi coinvolti nella collana.

Il primo volume, uscito nella sezione „Codici", a cura di Gianluca M. Millesoli, è dedicato ai „Frammenti di manoscritti conservati ad Arezzo": le sedi di conservazione sono due, l'Archivio di Stato e la Biblioteca Diocesana del Seminario. Precedono l'edizione, oltre la presentazione da cui si sono tratte le parole sopra riportate, una introduzione nella quale Millesoli presenta brevemente ma, comunque, in modo aggiornato e accorto, il tema dei frammenti e della loro importanza nello studio della storia, nonostante il forte peso che, in questo caso, ha la casualità nella loro vicenda di conservazione fino ad oggi, grazie al reimpiego o all'interno o come coperte di nuovi codici, di antichi libri a stampa, di registri d'archivio. Si tratta, dunque, di un libro dedicato a scritture erratiche ma che si possono rivelare assai utili come elemento per conoscere la storia della scrittura. In particolare, in questo caso il cospicuo gruppo di frammenti dei secoli XI–XII mette a disposizione degli studiosi esempi di scrittura minuscola carolina che possono essere utili testimonianze per meglio conoscere quel processo di evoluzione grafica nelle produzioni librarie su cui ancora molto c'è da fare in tutti gli ambiti toscani, sebbene in modo non uguale, in considerazione dell'assenza di spiccate tipizzazioni.[7]

---

6 Frammenti di manoscritti conservati ad Arezzo. Biblioteca Diocesana del Semiario. Archivio di Stato (1.1–26), catalogo a cura di G. M. Millesoli, Spoleto 2014 (Palaeographica 1. Codici 1), p. IX.

7 Il volume è completato da un ulteriore strumento di grande utilità, un DVD con il repertorio delle immagini dei frammenti dei manoscritti che consente un'osservazione diretta delle scritture. In riferimento a questa, sarebbe certamente opportuno un approfondimento di eventuali tratti peculiari della scrittura aretina, per sostenere la quale non è ovviamente sufficiente la nota dell'archivista ottocentesco Gamurrini riportata a p. XVII che pare sorretta da entusiasmo localistico più che da rigorosa

Punto di riferimento per queste analisi sulla scrittura libraria in ambito aretino è quel Sacramentario del Pionta oggi conservato alla Biblioteca Apostolica Vaticana e oggetto del terzo volume della collana, primo della sezione „Studi", a cura di Caterina Tristano.[8] Un codice il cui studio arricchisce con nuovi dati non solo la storia della scrittura, dello stile ornamentale o del culto ma, più genericamente, contribuisce ad allargare la conoscenza della Chiesa aretina nel medioevo. Con questo terzo volume, dunque, ci si sposta in una dimensione più pienamente interpretativa alla quale si arriva grazie a un lavoro plurale, collettivo e di molti anni. Grazie a ciò, ai più tradizionali strumenti per la storia territoriale, cioè le pergamene dei fondi diplomatici o dei cartulari, si affiancano altre tipologie di fonti non così utilizzate fino a pochi anni fa. Del resto, non va dimenticato che l'Aretino è un terreno ben dissodato in tal senso, anche per l'alto medioevo: non ci riferiamo tanto, in questo contesto, ai pur ineludibili studi di Tabacco e Kurze sui camaldolesi[9] o a quelli più recenti della Caby[10] e nemmeno alla monumentale tesi di Delumeau su Arezzo[11]; il pensiero, piuttosto, è alla monografia di Pierluigi Licciardello sull'agiografia aretina altomedievale, ottimo esempio di come si possa scrivere di storia territoriale – che non vuol dire, ovviamente, storia locale – anche da un'angolatura precipua come lo studio dei santi.[12]

Il quadro di presentazione delle prime uscite della nuova collana aretino-senese si completa ora con un salto indietro al secondo volume, il primo della sezione „Documenti", e cioè una prima parte dell'edizione de „Le carte della Canonica di Arezzo",

---

osservazione scientifica. Vanno poi notate alcune sbavature nel catalogo: ad esempio, le norme di descrizione alle pp. XIX–XXIV non sono poi puntualmente seguite per l'indicazione della città che si trova solo in alcuni casi, p. 36, scheda 30 e p. 83, scheda 21; la dizione „bibliografia" indicata nelle suddette note alla p. XXIV, in righe peraltro piuttosto oscure, non compare mai nelle schede, dove sembra si sia preferito „fonti"; si notano vari refusi, si veda ad esempio a p. 12 o a p. 15 o a p. 51, nota 31. Sono imperfezioni che vanno segnalate proprio per rispetto di una iniziativa editoriale e di ricerca che potrebbe senz'altro rivelarsi, nel tempo, come un punto di riferimento importante per la Toscana sud-orientale.

**8** C. Tristano, Il Sacramentario del Pionta. Ms. Vaticano latino 4772. Appendici a cura di G. M. Millesoli/F. Cenni, Spoleto 2015 (Palaeographica 3. Studi 1).

**9** G. Tabacco, Romualdo di Ravenna e gli inizi dell'eremitismo camaldolese, in: L'eremitismo in Occidente. Atti della II settimana internazionale di studio, Mendola, 30 agosto – 6 settembre 1962, Milano 1965, pp. 73–121; W. Kurze, Campus Malduli. Camaldoli ai suoi primordi, in: Id., Monasteri e nobiltà nel Senese e nella Toscana medievale, Siena 1989, pp. 243–274.

**10** C. Caby, De l'érémitisme rural au monachisme urban. Les Camaldules en Italie à la fin du Moyen-Âge, Rome 1999 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 350).

**11** J. P. Delumeau, Arezzo. Espace et sociétés, 715–1230, Roma 1996 (Collection de l'École française de Rome, 219).

**12** P. Licciardello, Agiografia aretina altomedievale. Testi agiografii e contesti socio-culturali ad Arezzo tra VI e XI secolo, Firenze 2005 (Millennio Medievale 56/Strumenti e Studi n.s. 9) Ma non va dimenticata nemmeno una tradizione qualificata di studiosi aretini, tra i quali si ricordino almeno Alberto Fatucchi e mons. Angelo Tafi.

curata da Marta Calleri e Francesca Mambrini.[13] Si tratta di documentazione di notevole interesse, edita con grande cura, introdotta da asciuttissime e dense pagine introduttive, puntuali nel fornire indicazioni sulla qualità dei supporti materiali attraverso i quali i documenti sono pervenuti fino ad oggi e anche capaci di indicare, pur nella estrema stringatezza che le contraddistingue, alcune peculiarità di tale documentazione. Tutto ciò fa ben sperare per il proseguimento dell'opera, visto che il volume è stato intitolato „Codice diplomatico aretino" – I, una scelta che pare far intuire non solo l'intenzione di procedere in una solerte continuazione del progetto di edizione, andando anche oltre il fondo oggetto dell'attenzione delle due studiose; esse sembrano voler in qualche modo risalire a una tradizione mai superata, quella dei codici diplomatici di fine Ottocento, talvolta definiti con un po' di sufficienza opera di „eruditi" ma che rimpianto, oggi, per tale erudizione!

In questo primo volume vengono pubblicati cinquantuno documenti che vanno dal 649 al 998, tràditi attraverso quarantacinque pergamene o supporti cartacei, essendo alcuni giunti solo in copia: si tratta di un patrimonio che, sebbene fosse ben noto alla storiografia, era ad oggi mancante di un'edizione unitaria secondo criteri moderni. Va anche detto che, per un buon numero di essi, si poteva già contare sull'immancabile campione di erudizione ottocentesca di cui sopra, nel caso aretino quell'Ubaldo Pasqui che dedicò ben quattro volumi ai „Documenti per la storia della città di Arezzo", per un totale di oltre duemila pagine di cui un centinaio abbondante di introduzioni.[14] Nell'edizione di Calleri e Mambrini, dei cinquantuno documenti suddetti, ben trentasei sono i diplomi imperiali e regi, di cui ventisette pervenuti in originale.[15] Quando poi si aggiungessero nel conto i quattro documenti pontifici si arriverebbe a toccare una percentuale dell'80 % di documentazione dei poteri sovrani nel fondo della Canonica di Arezzo dalle origini al 998.[16] Ancora, si ricordi che vengono editi sei documenti contenuti nel rotolo 3, celeberrimo per essere relativo alla contesa che vide opporsi Siena e Arezzo, nei secoli che interessano questo contributo, per il possesso di pievi e monasteri in comitato senese e che la diocesi di Arezzo rivendicava: dunque, si tratta ancora di documentazione non relativa a diritti proprietari.[17] Si può così affermare che l'edizione è relativa a un fondo dallo spiccato

13 Codice diplomatico aretino – I. Le carte della Canonica di Arezzo (649–998), a cura di M. Calleri/F. Mambrini, Spoleto 2014 (Palaeographica 2. Documenti 1).

14 Documenti per la storia della città di Arezzo nel medio evo, a cura di U. Pasqui, Firenze, 1899 – 1937 (Documenti di storia italiana/Deputazione di Storia Patria per la Toscana, serie I, nr.i 11, 13/1, 13/2, 14).

15 Diversi pezzi erano stati pubblicati anche in grandi imprese editoriali come il Codice diplomatico longobardo di Schiaparelli o le Chartae latinae antiquiores e nelle edizioni dei diplomi regi e imperiali da parte dei Monumenta Germaniae Historica, dell'Istituto storico italiano per il medioevo e di altri.

16 Al nr. 22 è inserito l'unico documento dell'edizione non facente parte del fondo Canonica dell'Archivio capitolare di Arezzo.

17 Basti una scorsa alla bibliografia dello stesso volume per trovarvi citati nomi autorevolissimi, da Schiaparelli a Brühl fino al più recente Bougard.

profilo pubblicistico e di primario interesse per la conoscenza degli ordinamenti istituzionali della Toscana meridionale.[18]

2. Se sarebbe forse eccessivo chiedere di rammentare anche alcuni studi archeologici a un volume di edizione di documenti – e del resto, come si è scritto, il libro della Calleri e della Mambrini si contraddistingue in positivo per grande sobrietà rispetto a tutto ciò che esula dalla vera e propria edizione – in questa sede non si può trascurare il fatto che di recente l'archeologia abbia rivolto l'attenzione proprio a una parte dell'area legata alla celeberrima contesa senese-aretina: il riferimento è alla indagini sulla pieve di San Pietro a Pava e sul monastero di San Piero in Asso, all'interno di più generali progetti che riguardano le valli dell'Asso, dell'Orcia e dell'Ombrone.[19] In tali casi l'archeologia si è mossa cercando di seguire con puntuale attenzione un dialogo con la ricerca storica basata sulle fonti scritte, sempre sfruttando le novità tecniche cui si è già fatto cenno in relazione a queste ultime: il mondo dell'informatica, della telematica, del digitale ha aperto orizzonti del tutto nuovi anche per l'archeologia e di essi certamente, a partire dagli anni Novanta del secolo scorso, la Toscana è stato un contesto di notevole sperimentazione, grazie all'intuizione e alle capacità organizzative di Riccardo Francovich,[20] di cui non a caso anche Stefano Campana e Cristina Felici, coordinatori delle suddette ricerche, sono allievi. Nel caso di San Pietro a Pava, i ricercatori si sono imbattuti in un tema assai classico dell'archeologia medievale, quello dei ripostigli, al quale hanno potuto donare importanti elementi di novità: a Pava, infatti, è stato rinvenuto nel 2006 un ripostiglio in modalità che consentono di avere la rara certezza di conoscerne l'esatta consistenza al momento dell'occultamento poiché non ha patito dispersioni dovute a interventi di scavi clandestini o a rinvenimenti in contesti non del tutto controllati.[21] Vi è poi un secondo dato che aumenta l'interesse del rinvenimento di Pava: pur non essendo di enormi dimensioni quantitative assolute, esso risulta essere, comunque, il più cospicuo ripostiglio di monete gote ad oggi rinvenuto in Toscana, con venti monete d'argento e sei d'oro.

**18** Si veda al paragrafo 3.

**19** Carta archeologica della provincia di Siena, Pienza, vol. VI, a cura di C. Felici, Siena 2004; Carta archeologica della provincia di Siena, Montalcino, vol. XII, a cura di S. Campana, Siena 2013. M. Hobart/ S. Campana/R. Hodges, Monasteri contesi nella Tuscia longobarda: il caso di San Pietro ad Asso, Montalcino (Siena), in: Archeologia medievale 39 (2012), pp. 175–213; S. Campana/ C. Felici, Tra Orcia e Asso ... Problematiche del popolamento tra tarda antichità e medioevo, in: Geografia del popolamento: casi di studio, metodi e teorie, a cura di G. Macchi Jánica, Siena 2009, pp. 31–40.

**20** Sia consentito un rimando a M. Marrocchi, Studi „territoriali" e medievistica: le ricerche sulla Tuscia alto medievale e pre-comunale, in: Studi medievali e moderni 6/2 (2002), pp. 43–94.

**21** E. A. Arslan/C. Viglietti, Il ripostiglio di monete ostrogote e bizantine di Pava, in: Chiese e insediamenti nei secoli di formazione dei paesaggi medievali della Toscana (V–X secolo). Atti del Seminario, San Giovanni d'Asso – Montisi, 10–11 novembre 2006, a cura di S. Campana/C. Felici/ R. Francovich/F. Gabbrielli, Firenze 2008, pp. 37–46.

La netta maggioranza di monete d'argento induce a riflettere sulla natura dell'insieme rinvenuto, poiché la tesaurizzazione avveniva di norma con monete d'oro. È stata così ipotizzato il riferimento a un proprietario dotato di possibilità economiche discrete ma non eccelse, costretto a nascondere le monete da una situazione di effettiva urgenza, in una fase che è stata per il momento individuata tra il 537 e il 541 e cioè nei momenti iniziali della guerra greco-gotica.

Nello stesso ambito, la ricerca archeologica recente nella Toscana meridionale ha riservato una ancor più clamorosa scoperta e cioè il ripostiglio rinvenuto a fine 2004 nella chiesa di San Mamiliano a Sovana, composto da ben 498 solidi che coprono quasi tutto il secolo V, andando da Onorio a Zenone e, dunque, dal 408 al 491.[22] L'eccezionale scoperta è stata degnamente valorizzata con un bel volume del 2015 curato da Ermanno A. Arslan, indiscussa autorità in materia di monete, e Maria Angela Turchetti, giunta in Soprintendenza a seguire il territorio in precedenza affidato a Gabriella Barbieri. Quest'ultima è anche l'autrice del saggio introduttivo, Sovana in età tardoantica: una nuova scoperta archeologica.[23] Si tratta di uno studio che, oltre a inquadrare il territorio sovanese, offre un breve repertorio dei tesoretti e dei ripostigli nell'area fra Toscana meridionale e alto Lazio. Segue poi un contributo di Lellia Cracco Ruggini dedicato alla Tuscia tardoantica:[24] si tratta di un quadro di insieme sui decenni finali dell'Impero romano, capace di affrontare e di far dialogare tra loro aspetti istituzionali, economici, culturali. Ancora, il volume include un contributo di Arslan che, innanzitutto, propone una definizione forse meno sintetica ma a suo avviso più corretta per il rinvenimento di Sovana e cioè quella di „complesso associato di monete" anziché „ripostiglio".[25] La precisazione è ovviamente tutt'altro che una pedanteria puntigliosa – tanto che poi lo stesso Arslan continua ad usare pure il termine „ripostiglio" – poiché si ricollega alla domanda, di non facile risposta, circa le ragioni che indussero qualcuno a nascondere un così alto numero di monete d'oro e al tentativo di meglio determinare il contesto entro cui si concretizzò, giungendo a datare l'occultamento al 477/478[26]. Il volume si arricchisce di altri tre contributi: uno di Ruth Pliego-Vázquez, grande esperta di monetazione visigota che ricerca „monedas

22 Il ripostiglio di San Mamiliano a Sovana (Sorano-GR). 498 solidi da Onorio a Romolo Augusto, a cura di E. A. Arslan/M. A. Turchetti, con allegato il DVD con tutti i testi del volume in PDF e con le scansioni di tutte le monete del ripostiglio, Spoleto 2015 (Studi e ricerche di archeologia e storia dell'arte 19), pp. XV, 209.

23 G. Barbieri, Sovana in età tardoantica: una nuova scoperta archeologica, in: Il ripostiglio di San Mamiliano (vedi nota 22), pp. 1–32 (con sedici tavole fuori testo).

24 L. Cracco Ruggini, La ‚Tuscia' tardoantica, terra di latifondi: fra tradizione pagana e cristianizzazione avanzante, in: Il ripostiglio di San Mamiliano (vedi nota 22), pp. 33–59.

25 E. A. Arslan, Alla fine dell'Impero romano d'Occidente. Il ripostiglio di San Mamiliano a Sovana (GR). 498 Solidi da Onorio a Romolo Augusto, in: Il ripostiglio di San Mamiliano (vedi nota 22), pp. 61–121.

26 P. 72.

visigodas y/o barbarizadas en el Tesoro de San Mamiliano",[27] con identificazione di 12 „posibles imitaciones visigodas";[28] un altro di Katia Longo, relativo a un solido di Ariadne rinvenuto all'interno del ripostiglio che è, secondo la studiosa, un caso di riconiazione[29] e, infine, uno studio di Fernando López Sánchez che si concentra sugli aspetti iconografici dei solidi del tesoretto.[30] In base all'analisi di questi, lo studioso iberico giunge alla conclusione che si tratti di un insieme formato da qualcuno che era „próximo a la Schola Palatina italiana, o pertenecía a ella."[31] Come nota Arslan, allo stato attuale delle conoscenze, „un ripostiglio di moneta in oro, anche cospicuo come quello di Sovana, se isolato, rappresenta un caso di tale eccezionalità da proporsi solo come anomalia e non come elemento utile per definire la norma",[32] indicando però, al contempo, possibili strade da battere per meglio comprendere tale fenomeno. La convergenza tra diversi studiosi ha contribuito almeno ad avviare il percorso di lettura della nuova fonte, affinché possa rivelarsi un utile tessera per costruire il mosaico della strutturazione del territorio toscano meridionale alla fine dell'Impero romano.

3. Il tema dei ripostigli monetari non è l'unico a unire i due ambiti territoriali che si sono fin qui affrontati: infatti, proprio Sovana è stata protagonista di una di quelle contese tra diocesi, del tipo di quella tra Arezzo e Siena, cui si è sopra fatto cenno. L'avversaria di Sovana fu Orvieto e l'occasione per rammentare la lite è un'altra recente pubblicazione, meritevole di attenzione per più ragioni: si tratta di uno studio di Marlene Polock che vide una prima uscita in lingua tedesca molti anni or sono, nel 1990, proprio su questa stessa rivista, come ampia introduzione all'edizione del dossier degli atti della disputa giudiziaria tra le due diocesi suddette, allora pubblicato dalla Polock per la prima volta integralmente.[33] Lo studio è stato di recente tradotto in lingua italiana e stampato in un agile libretto in forma autonoma, a cura di Giancarlo Mariotti Bianchi e Gerardo Morandi: un'iniziativa meritoria, promossa da chi ama la storia e il territorio tra bassa Toscana e alto Lazio. La disputa, seppur meno conosciuta di quella tra Arezzo e Siena, è comunque piuttosto nota tra gli studiosi del medioevo anche perché si accavalla, come argomentato proprio dalla Polock,

**27** Ruth Pliego-Vázquez, La amonedación visigoda del Reino de Tolosa (417–507): su representación en el conjunto de San Mamiliano de Sovana, in: Il ripostiglio di San Mamiliano (vedi nota 22), pp. 123–136 (con una tavola fuori testo), p. 133.
**28** Ibid., p. 132.
**29** Katia Longo, Un solido di Ariadne. Una riconiazione all'interno del ripostiglio di Sovana-San Mamiliano?, in: Il ripostiglio di San Mamiliano (vedi nota 22), pp. 137–144 (con una tavola fuori testo).
**30** F. López Sánchez, El tesoro de 498 Solidi de San Mamiliano (Sovana, Toscana) y las Scholae Palatinae italianas del siglo V, in: Il ripostiglio di San Mamiliano (vedi nota 22), pp. 145–163 (con una tavola fuori testo).
**31** Ibid., p. 161.
**32** Arslan, Alla fine dell'Impero romano d'Occidente (vedi nota 25), p. 88.
**33** M. Polock, Sovana e Orvieto in lite. Una storia del XII secolo nella Val di Lago a nord di Bolsena, a cura di G. Mariotti Bianchi/G. Morandi, Arcidosso (GR) 2016 (Genius Loci 71).

con un'altra ben più vasta questione, quella del conflitto tra Impero e Papato. Non è certo questa la sede per affrontare un tema della portata della concezione territoriale del potere da parte dei poteri sovrani ma, tra il secolo XII e il XIII, per la studiosa Impero e Papato si andarono a scontrare nell'area in questione non ideologicamente ma concretamente, tanto che, secondo la Polock, dietro all'esito finale della contesa in analisi si può leggere il fatto che „nel 1194, una città forte come Orvieto si adattava al concetto politico della Curia: rappresentava ancora un sostegno importante per il conflitto in corso con l'impero degli Staufen per la restituzione della regione del Patrimonio compresa tra Ceprano e Acquapendente, alla quale apparteneva la Val di Lago"[34] che, sempre secondo la Polock, era pertinente „originariamente all'area della città di Sovana".[35] La documentazione si colloca ai margini cronologici degli interessi di questa sede ma la questione affonda le sue radici in tempi ben precedenti tanto che, al termine della disamina della documentazione, è inserito un ‚excursus' riguardante la chiesa di Sant'Ippolito, per alcuni antica sede del vescovo della diocesi sovanese. La questione è stata ripresa in seguito da diversi autori ma è ben lungi dall'essere risolta.[36] La riedizione in traduzione dello studio della Polock, per la quale il plauso va anche al piccolo ma vivace editore Effigi di Arcidosso, potrà dunque essere un ulteriore stimolo alle ricerche su questa fascia estrema della Toscana meridionale.

4. Per finire questo excursus tra fonti e studi, compiendo un'escursione fuori dal contesto storiografico toscano, si rivolgerà ora l'attenzione all'Italia meridionale e, più precisamente, all'abbazia della SS. Trinità di Cava. Tra il 15 e il 17 settembre 2011, si è svolto proprio alla Badia di Cava un Convegno internazionale per celebrare il Millennio dalla fondazione dell'abbazia, cui hanno preso parte studiosi italiani e stranieri specialisti in vari campi di indagine. L'esempio di questa iniziativa, esterna rispetto al territorio di riferimento di questo contributo, è stato scelto perché è parso un caso dagli ottimi risultati di un evento scientifico che, pur essendo relativamente circoscritto, appunto entro i limiti di un Convegno, si è mostrato capace di produrre una storia monastica scritta a più mani, rispettosa della natura di istituzione religiosa nel suo contesto storico e del tutto scevra da ogni intento apologetico.[37] In tal modo, si è prodotto non solo uno strumento utile per conoscere meglio Cava e il territorio – o, meglio i territori – in cui l'abbazia operò ma anche un modello di iniziativa scientifica.

Si cercherà dunque ora di esporre alcuni caratteri fondanti del volume per il quale è stata anche scelta una prestigiosa sede di edizione, la collana Millennio

**34** Ibidem, p. 62.

**35** Ibidem, p. 61.

**36** Si veda almeno V. Burattini, Sancta Suanensis Ecclesia. Le origini del vescovato di Sovana, in: Rivista di Storia della Chiesa in Italia 49 (1995), pp. 393–447.

**37** Riforma della Chiesa, esperienze monastiche e poteri locali. La Badia di Cava nei secoli XI–XII. Atti del Convegno internazionale di studi, Badia di Cava, 15–17 settembre 2011, a cura di M. Galante/G. Vitolo/G. Z. Zanichelli, Firenze 2014 (Millennio medievale 99/Strumenti e studi n.s. 36).

medievale – un Millennio per un Millennio! – della SISMEL Edizioni del Galluzzo. Conseguentemente alla differenza di contesto, anche la cronologia assume un diverso significato, poiché – come è ampiamente noto – all'inizio del secolo XI in Italia meridionale l'elemento longobardo era ancora ben presente, non solo culturalmente ma anche politicamente, sebbene ovviamente evoluto rispetto a quello dei secoli precedenti; e anche in rapporto a temi e problemi generali – ad esempio la Riforma della Chiesa evocata dal titolo – è ovvio che nel Cilento si concretizzassero vicende diverse da quelle occorse nello stesso periodo nella pur non lontanissima Toscana meridionale. Ciò che pare estremamente positivo del Convegno cavense è la formula interdisciplinare, l'intesa attraverso cui i tre curatori, Maria Galante, Giovanni Vitolo, Giuseppa Z. Zanichelli – rispettivamente una paleografa e diplomatista, uno storico del medioevo e una storica dell'arte medievale – hanno riunito un gruppo di relatori che, nonostante fosse davvero cospicuo – sono ben ventitré i titoli del volume e alcuni testi non sono stati consegnati per le stampe – ed eterogeneo, è stato comunque pensato in modo da poter comporre nell'insieme un discorso comune. Con equilibrio e competenza sono stati affrontati i più diversi ambiti che costituiscono le varie sfaccettature di un'esperienza monastica, da quelle più strettamente spirituali a quelle economiche, politiche, sociali, culturali, storico-artistiche. Le conclusioni di Paolo Delogu, „Inchiesta su un successo monastico" sintetizzano bene fin dal titolo – l'efficacia dei titoli e delle definizioni di Delogu è del resto proverbiale – quanto ciascun autore abbia portato argomenti a questa lettura, abbia offerto un contributo alla costruzione di una immagine di insieme complessa nella misura in cui complessa fu anche la vita di Cava, monastero a capo di una congregazione le cui dipendenze si distribuirono in varie regioni del Sud Italia e che appunto, nel giro di pochi decenni, si risolse in un successo notevolissimo. Una riflessione di Delogu pare di particolare interesse, per quanto possa apparire banale, là dove nota che „nell'indagine su una esperienza monastica sembra essenziale individuare i caratteri specifici che tale esperienza distinguono da altre, in un determinato contesto cronologico e ambientale".[38] Delogu sottolinea il nesso tra dimensione spirituale e imprenditorialità economica a Cava, per cui il saper gestire correttamente le cose terrene, il consolidare il patrimonio ecclesiastico divenne anch'esso un atto spirituale. Nei decenni della Riforma della Chiesa, il modello cavense risultò vincente perché convincente agli occhi dei soggetti con cui i monaci e gli abati si incontravano; perché Cava riuscì a costruire rapporti positivi con le società urbane e con quelle rurali, con le diverse forme di vita monastica a lei contemporanea, nelle dimensioni proprie della congregazione, da quelle pastorali e liturgiche a quelle amministrative ed economiche.

38 P. Delogu, Inchiesta di un successo monastico, in: Riforma della Chiesa (come nota 37), pp. 355–365. La citazione è da p. 365.

Avviandosi a una conclusione, si tornerà ora nel territorio di Arezzo, la cui vitalità relativa agli studi altomedievali negli ultimi anni è testimoniata anche da altre iniziative che riguardano strettamente l'ambito monastico, stimolate da altri due millenari successivi di un solo anno rispetto a quello di Cava. Uno di questi due millenari è quello dell'ordine camaldolese, legato alla fondazione dell'eremo da parte di san Romualdo, convenzionalmente attribuita al 1012. L'occasione ha favorito l'organizzazione di varie iniziative[39] ma in questa sede si intende ricordare, in particolare, la bella giornata di studio del 9 ottobre 2012, promossa dalla Società Storica Aretina. Come ricorda il suo presidente Luca Berti, la Società scelse il rapporto tra ordine monastico e città quale tema dell'incontro con cui ha inteso portare il suo contributo al „Millenario della fondazione del Sacro Eremo di Camaldoli" per ragioni connesse al radicamento e agli obiettivi della Società stessa, legata appunto alla città e, in effetti, la pubblicazione degli Atti di quella giornata, a cura di Pierluigi Licciardello, interessa in questa sede proprio perché, come scrive lo stesso curatore nella introduzione, „il rapporto tra monaci e città è diventato ormai uno dei punti di vista privilegiati per cogliere l'evoluzione delle istituzioni monastiche e per individuare quelle ‚reti di relazioni' che si svilupparono tra i religiosi e i laici".[40] I rapporti tra i camaldolesi e Arezzo nel corso dei secoli medievali e moderni sono stati analizzati dai contributi di Jean Pierre Delumeau, di Gian Paolo G. Scharf, dello stesso Pierluigi Licciardello, di Cécile Caby, e ancora, spostandosi nell'età moderna, di Maria Chiara Milighetti, Franco Cristelli, Anna Pincelli, Andrea Andani, Michele Tocchi e Liletta Fornasari. Una giornata di studi che ha dunque spaziato in diversi ambiti della storia e della storia dell'arte su un amplissimo arco cronologico, offrendo anche l'edizione di alcuni documenti inediti per opera di Licciardello, che mostrano i rapporti di Camaldoli con il Comune di Arezzo ma anche con i conti Guidi e con il Comune di Firenze. Si può dunque affermare che entrambi i convegni di Cava e di Arezzo abbiano ben calato due diverse esperienze monastiche entro i territori con cui queste dialogarono, ciascuna nelle proprie specificità. Ma se il fenomeno monastico nei secoli dopo il Mille è stato capace di vivere in contatto, quando non all'interno, dei centri urbani, nel pieno e tardo medioevo, che ruolo ha avuto nella costruzione delle reti insediative nei secoli altomedievali? E, nello specifico delle terre toscane, quanto è stato alternativo, conflittuale, competitivo rispetto alle città nella fase della tarda antichità, nei secoli delle invasioni germaniche, in quelli della costruzione del regno longobardo,

**39** Si veda ad esempio Camaldoli e l'Ordine camaldolese dalle origini alla fine del XV secolo, Atti I del Convegno internazionale di studi in occasione del millenario di Camaldoli (1012–2012). Monastero di Camaldoli, 31 maggio – 2 giugno 2012, a cura di C. Caby/P. Licciardello, Cesena 2014 (Italia benedettina 39).

**40** I Camaldolesi ad Arezzo: mille anni di interazione in campo religioso, artistico, culturale. Atti della giornata di studio in occasione del millenario della fondazione del Sacro Eremo di Camaldoli. Arezzo, 9 ottobre 2012, a cura di P. Licciardello, Arezzo 2014 (Studi di storia aretina 10). La citazione è da p. 17.

nella fase carolingia e post-carolingia? Sono queste le domande che, tra le altre, si stanno ponendo gli studi archeologici cui si è sopra fatto cenno, coordinati da Stefano Campana e da Cristina Felici ed è su questa direttrice che si ritiene possibile un contributo anche a partire dalle fonti scritte.

Qualche segnale in tal senso è possibile cogliere in un'altra recente iniziativa di cui si intende qui scrivere, un Convegno internazionale di studio promosso a fine 2012 a Sansepolcro, dunque ai margini orientali della provincia di Arezzo, geograficamente in Valtiberina, celermente pubblicati un anno dopo, a fine 2013.[41] Si tratta di un caso davvero particolare del legame tra monastero e città in ambito toscano, in un rapporto spesso conflittuale con la diocesi di antico radicamento nel territorio, quella di Città di Castello. Anche per questo convegno è stato fondamentale il ruolo svolto dall'interesse locale, in questo caso le istituzioni ecclesiastiche e laiche, dalla diocesi di Arezzo-Cortona-Sansepolcro al Comune di Sansepolcro, sollecitate dal terzo dei millenari cui si è fatto cenno, quello del duomo e della città (1012–2012) ma anche, nel concreto, da Andrea Czortek, figura rara di giovane ecclesiastico dalla solida formazione accademica che nella sua Sansepolcro, e non solo, svolge un'encomiabile opera di studioso e promotore di iniziative scientifiche e di valore culturale. I limiti della sede consentono solo un veloce riferimento ai vari contributi del volume che risulta particolarmente pertinente per quanto si va argomentando perché, sebbene motivato dalla sopra ricordata scadenza millenaria, tenta anche uno sguardo a ritroso, non solo alle origini di Sansepolcro come tema storiografico, argomento sviluppato da Gian Paolo G. Scharf – che, come si noterà, non è l'unico nome a ritornare rispetto ai protagonisti del convegno aretino – ma anche alla conoscenza dell'Alta Valle del Tevere tra guerra greco-gotica e XI secolo, tema sviluppato da Giovanni Riganelli. Altra relazione legata agli interessi di questa sede è quella di Giovanni Spinelli: nonostante il titolo si riferisca a Monasteri benedettini lungo il dorsale appenninico tosco-emiliano all'indomani dell'Anno Mille, Spinelli elenca poi una serie di fondazioni monastiche per le quali, talvolta, fa riferimento ad origini precedenti. Si tratta, in alcuni casi, di fondazioni delle quali è rimasta anche più di qualche traccia materiale ma di cui, invece, si sa poco dal fronte delle fonti materiali, a volte quasi nulla che non sappia di racconto letterario anche se poi, come Elisabetta Bartoli ben sa, a saperci scavare, pure nelle narrazioni più distanti da un documento in senso istituzionale, qualcosa di autentico si può finire per trovare.[42] Ancora, durante il convegno di Sansepolcro

41 Una Gerusalemme sul Tevere. L'abbazia e il „Burgus Sancti Sepulcri" (secoli X–XV). Atti del Convegno internazionale di studio, Sansepolcro, 22–24 novembre 2012, Spoleto 2013 (Biblioteca del „Centro per il Collegamento degli Studi medievali e umanistici in Umbria" 27).

42 Alcuni monasteri di cui si occupa Spinelli tornano in un altro contributo, quello di Giovanni Cangi (pp. 313–321, con trenta tavole fuori testo) che presenta un progetto svolto da un istituto scolastico di istruzione superiore di Sansepolcro elaborando mappe e ricostruzioni col laser tridimensionale, oltre a restituzioni grafiche di alcune strutture monastiche e di particolari scultorei.

Caterina Tristano ha esposto alcune considerazioni sulla storia della cultura di questo centro altotiberino ma anche sul ruolo svolto da Arezzo come punto di irradiazione di cultura scritta, con interessanti ricostruzioni dei collegamenti tra alcuni codici. Nicolangelo D'Acunto ha portato un contributo nel quale ha analizzato la posizione assunta dall'abbazia di Sansepolcro tra papato e impero nei secoli XI e XII ma anche i rapporti tenuti con il vescovo di Città di Castello, rispetto al quale l'abbazia cercava a più riprese, anche attraverso falsi diplomi, un'emancipazione. Con la sua consueta acutezza, D'Acunto ha studiato la documentazione avanzando, al contempo, osservazioni di metodo. In questa sede, in particolare preme sottolinearne l'invito a seguire i „problemi specifici che avevano determinato sia la produzione sia la conservazione di questi documenti, il cui Nachleben risulta a volte decisivo nel cogliere i nessi essenziali della storia istituzionale dell'ente di pertinenza".[43]

5. „L'idea che le fonti, se degne di fede, offrano un accesso immediato alla realtà, o almeno a una faccia della realtà, mi pare anch'essa rudimentale. Le fonti non sono né finestre spalancate, come credono i positivisti, né muri che ostruiscono lo sguardo, come credono gli scettici: semmai, potremmo paragonarle a vetri deformanti. L'analisi della distorsione specifica di ogni fonte implica già un elemento costruttivo."[44]

Con le due citazioni consecutive di D'Acunto e di Ginzburg si vanno a chiudere queste pagine. Se si deve accettare con serenità che qualsiasi fonte è già alla sua nascita e, anzi, prima ancora che come fonte nascesse, una distorsione di quel passato che, tramite essa, si vuole in qualche modo raggiungere, è solo costruendo un'analisi rigorosa della sopravvivenza di quella distorsione che l'operazione storica si compie.

A proposito di fonti più o meno distorcenti, negli scorsi anni chi scrive si è occupato delle vicende di un monastero, San Salvatore al monte Amiata e del suo cospicuo patrimonio documentario e librario. Nonostante tale abbondanza, si è sempre cercato di ragionare su quantità e qualità di tali insiemi, appunto perché, se la distorsione va accettata in quanto inevitabile, essa va quanto più e quanto meglio analizzata.[45]

In fondo, è molto comune considerare le fonti non come vetri più o meno deformanti ma come specchi, perché già gli specchi forniscono solo delle immagini della realtà. Anche saper distinguere le diverse immagini che gli specchi riproducono di una certa realtà, anche con un piccolo cambio di angolazione, può essere esercizio non semplice.

---

**43** N. D'Acunto, Tra papato e impero: l'abbazia di San Sepolcro nei secoli XI–XII, in: Una Gerusalemme sul Tevere (vedi nota 41), pp. 87–118. La citazione è da p. 91.

**44** Ginzburg, Rapporti di forza (vedi nota 1), p. 49.

**45** M. Marrocchi, Monaci scrittori. San Salvatore al monte Amiata tra Impero e Papato (secoli VIII–XIII), Firenze 2014 (Reti Medievali E-Book 18). Anche le scritture di San Salvatore saranno comunque oggetto di ulteriori indagini, sia quelle documentarie sia quelle librarie.

Dopo anni passati in quella stanza degli specchi che sono le fonti amiatine, si è maturata la convinzione che, tramite altre fonti da osservare e altre prospettive da assumere, anche grazie agli stimoli provenienti da studi come quelli presentati, si possa procedere a studiare altre fondazioni monastiche della Toscana meridionale. Ciò vale anche per quelle assai meno fortunate quanto al „Nachleben" dei loro patrimoni documentari e librari. Per questo, si affiancheranno agli studi su San Salvatore quelli su uno dei protagonisti della contesa Siena/Arezzo di cui ci si è sopra occupati: il riferimento è a Sant'Antimo in Val di Starcia, la fondazione ritenuta „gemella" di San Salvatore per molti aspetti ma certo non per il quadro delle produzioni scrittorie che è notoriamente assai lacunoso. Ancora, si proverà a ragionare sulla presenza di altre fondazioni nei territori della Toscana meridionale, con particolare attenzione a quelle di dimensioni non consistenti, anche le celle e i piccoli monasteri altomedievali di cui rimane talvolta poco più che il toponimo. Nelle biblioteche e negli archivi ci sono documenti, interi fondi e codici da valorizzare, oltre alle sterminate opere di studiosi dell'età moderna sulla cui base si possono assumere conoscenze sugli insediamenti che altrimenti oggi non sarebbero più attingibili.[46]

Grazie a tali materiali è possibile tentare di costruire una storia del fenomeno monastico e il ruolo che ha ricoperto nella formazione non solo di un profilo spirituale e culturale toscano ma anche di una dimensione laica e materiale, politica, sociale ed economica, in un gioco di influenze reciproche con le città e i centri abitati minori, con le reti viarie e quelle insediative, con le campagne, i boschi e le aree incolte.

**46** Si ringrazia l'amico Roberto Betti per aver spronato e fornito materiali per un'edizione del Libro delle Coppe, invito raccolto così come quello di collaborare per una valorizzazione della figura di Luigi Antonio Paolozzi, grande erudito della metà del Settecento le cui conoscenze venivano assai apprezzate da altri, compreso il Fatteschi, ultimo grande abate di San Salvatore al monte Amiata.

Sabine Ehrmann-Herfort

# „Dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen" – Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa

## Ein interdisziplinäres Verbundprojekt

**Riassunto:** Il contributo illustra il progetto interdisciplinare di cooperazione sul tema „Dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen" – Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa, che intende indagare l'eco trovata dai processi di pace durante l'età moderna europea negli ambiti delle arti figurative e della musica, della teologia, storia e letteratura. Vi collaborano istituti, biblioteche e musei di ricerca di diverse discipline. Nella cornice del progetto (durata dal 1° luglio 2015 al 30 giugno 2018) si studiano presso la Sezione di Storia della Musica dell'Istituto Storico Germanico i topoi di rappresentazione della pace emersi nella cantata italiana e nei generi affini durante il XVII e XVIII secolo.

**Abstract:** This article presents the interdisciplinary cooperative research project on the topic „Dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen" – Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa. The aim is to study how peace processes during the modern period in Europe were reflected in the figurative arts, music, theology, history and literature thanks to a collaboration between institutes, libraries and research museums in various disciplines. Within the project framework (from 1 July 2015 to 30 June 2018), the History of Music Section of the German Historical Institute will study topoi relating to the representation of peace in the Italian cantata and similar genres during the 17th and 18th centuries.

Wie klingt der Frieden? Lässt er sich musikalisch vorstellen oder ist er zuallererst auf die ungleich wirkungsvollere musikalische Repräsentation kriegerischer Szenen angewiesen, um durch eine damit kontrastierende Wirkung für die Zuhörenden überhaupt wahrnehmbar zu werden?

Auf vielfältige Weise finden Friedensszenarien seit dem Mittelalter Eingang in die europäische Musik und begegnen sowohl in geistlicher als auch in weltlicher Musik. So nimmt beispielsweise im *Gloria* und *Agnus Dei* der Messliturgie bereits der Text explizit auf die menschliche Friedenssehnsucht Bezug. Im Rahmen von Friedensschlüssen und Siegesfeiern werden zudem häufig geistliche Kompositionen wie das *Te Deum laudamus* musiziert, das die Friedensbitte zwar nicht explizit thematisiert, jedoch das Gotteslob aus Anlass von militärischen Erfolgen oder im Kontext von Friedensfeiern funktionalisiert. Denn die musikalische Komposition kann, analog

zu den ebenfalls beteiligten visuellen oder sprachlichen Disziplinen, an der Übermittlung einer Friedens- oder Siegesbotschaft mitwirken. Auch in weltlichen Gattungen können Friedensschlüsse ihrer Zeit reflektiert werden. So finden sich in Opern, Oratorien, Kantaten oder Serenaten des 17. und 18. Jahrhunderts zahlreiche Hinweise auf politische Konstellationen, auf Feindbilder und auf den Wunsch nach Frieden. Gerade angesichts der damaligen Friedensabkommen nach den Bedrohungen durch das osmanische Heer kommt der Friedensthematik auch in den Libretti dieser Gattungen eine besondere Rolle zu.

Dass der Wunsch nach Aussöhnung und die Sehnsucht nach Frieden seit Jahrhunderten ergiebige Inspirationsquellen für die Musik sind, wurde bisher in der musikwissenschaftlichen Forschung nur selten reflektiert. Dabei vermag sich gerade durch diese Thematik ein neuer Blick auf die Musikgeschichte zu öffnen, wie Susanne Rode-Breymann gezeigt hat.[1] Denn ausgehend von einer Fragestellung, die auch solche Werkkontexte einbezieht, lässt sich Kultur als Auseinandersetzung mit den alltäglichen Bedingungen menschlicher Existenz begreifen. Einzig das *Agnus Dei* aus Ludwig van Beethovens *Missa solemnis*, in dessen *Dona nobis pacem*-Abschnitt die „Bitte um innern und äußern Frieden" artikuliert wird (so der Untertitel), hat in den 1970er Jahren entsprechende musikwissenschaftliche Forschungen stimuliert und wohl allererst auch weiterführende Untersuchungen zu den Beziehungen zwischen Musik und Friedensthematik initiiert.[2]

Dabei besitzt der Frieden, so die These von Silke Leopold, per se keine eigene Klanglichkeit.[3] Das unterscheidet ihn vom Krieg, der mit all seinem Schlachtenlärm seit dem 16. Jahrhundert zu einem überaus beliebten musikalischen Sujet geworden ist.[4] Für die kompositorische Darstellung solcher kriegerischer Auseinandersetzungen hat sich in dieser Zeit unter der Bezeichnung „Battaglia" sogar eine eigene Gattung etabliert. Wie aber haben die Komponisten den Frieden und die Friedenssehnsucht musikalisch dargestellt? Den Frieden musikalisch als Kontrast zu den Klängen des

1 Vgl. S. Rode-Breymann, Krieg und Frieden. Ein musikwissenschaftliches Thema? Wege der Vermittlung von Musikhistorie, in: Dies. (Hg.), Krieg und Frieden in der Musik, Hildesheim-Zürich-New York 2007 (Ligaturen 1), S. 3–22.

2 Ebd., S. 16 f. Vgl. W. Kirkendale, Beethovens Missa Solemnis und die rhetorische Tradition [1971], in: L. Finscher (Hg.), Ludwig van Beethoven, Darmstadt 1983 (Wege der Forschung 428), S. 52–97, insbesondere S. 84–92; H. Lück/D. Senghaas (Hg.), Vom hörbaren Frieden, Frankfurt am Main 2005 (edition suhrkamp 2401); S. Hanheide, Pace. Musik zwischen Krieg und Frieden. Vierzig Werkporträts, Kassel 2007; S. Leopold, Mit Pauken & Trompeten. Klänge des Krieges – Klänge des Friedens, in: Ruperto Carola 4 (2014), S. 135–140.

3 Leopold (wie Anm. 2), S. 138.

4 Zu Lärm und Geräuschen des Krieges im 18. Jahrhundert vgl. aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft M. Füssel, Zwischen Schlachtenlärm und Siegesklang. Zur akustischen Repräsentation von militärischer Gewalt im Siebenjährigen Krieg (1756–1763), in: S. Stockhorst (Hg.), Krieg und Frieden im 18. Jahrhundert, Hannover 2015, S. 149–166.

Krieges zu gestalten, ist eine der von den Komponisten genutzten Möglichkeiten. Welche weiteren Konzepte einer Verbindung von Musik und Friedensthematik lassen sich in Kompositionen der Frühen Neuzeit wahrnehmen?

Diesen Forschungsfragen widmet sich ein an der Musikgeschichtlichen Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom angesiedeltes dreijähriges Forschungsprojekt von Chiara Pelliccia zum Thema „Topoi der Friedensrepräsentation in der italienischen Kantate (17.–18. Jahrhundert)". Dabei handelt es sich um den musikwissenschaftlichen Bestandteil des interdisziplinär und international ausgerichteten Verbundprojekts „Dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen" – Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa (Laufzeit 1. 7. 2015–30. 6. 2018). Folgende Partner gehören diesem aus dem Leibniz-Wettbewerb 2015 hervorgegangenen Projekt an:

1. Die Gesamtleitung und Koordination des Verbundprojekts liegt beim Leibniz-Institut für Europäische Geschichte Mainz (IEG) als der antragstellenden Institution. Leitung des Gesamtprojekts: Irene Dingel und Johannes Paulmann, Koordinator: Henning P. Jürgens. Am IEG ist auch das Teilprojekt von Henning P. Jürgens angesiedelt, der zu Predigten forscht, die anlässlich von Friedensschlüssen gehalten wurden.
2. Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg (GNM, ebenfalls Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft). Projektleitung: Yasmin Doosry, Sammlungsleiterin Graphische Sammlung, und Matthias Nuding, Sammlungsleiter Münzkabinett. Das in Nürnberg angesiedelte Teilprojekt zu den Vermittlungs- und Visualisierungsstrategien frühneuzeitlicher Friedensereignisse wird von Anna Lisa Schwartz bearbeitet (wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin), die Entwicklung der Datenbank mit der virtuellen Forschungsumgebung WissKI erfolgt durch Peggy Große (wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin).
3. An der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (HAB) bearbeitet Franziska Bauer (wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin) ein literaturwissenschaftliches Forschungsprojekt und untersucht im Rahmen ihres in Kooperation mit der Universität Göttingen entwickelten geschichtswissenschaftlichen Promotionsvorhabens die Bildlichkeit von Friedensdichtungen, die im 17. und 18. Jahrhundert im Reich entstanden sind und sich auf ausgewählte Friedensschlüsse beziehen.
4. An der Musikgeschichtlichen Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom (DHI) untersucht Chiara Pelliccia Konzepte musikalischer Friedensdarstellungen in der italienischen Kantate. Die Leitung des musikwissenschaftlichen Teilprojekts liegt bei Sabine Ehrmann-Herfort.
5. Über Promotionsstipendien und Forschungsaufenthalte am IEG in Mainz partizipiert das Tadeusz Manteuffel Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau am Verbundprojekt (Tomasz Wiślicz-Iwańczyk, Forschungskoordinator; Dariusz Kołodziejczyk, Historisches Institut der Universität Warschau).

Diese Kooperation unterschiedlicher Fachrichtungen, die überdies Forschungsinstitute mit Forschungsbibliotheken und Forschungsmuseen verbindet, ist methodisch notwendig, da Friedensschlüsse und die sie erklärenden, begründenden und der Bevölkerung vermittelnden Repräsentationsformen in der Frühen Neuzeit als multimediales Phänomen gedeutet werden müssen. So verbinden sich im untersuchten Zeitraum (16.–18. Jahrhundert) visuelle Präsentationen des Friedens in Malerei, Grafik, Skulptur und Architektur mit sprachlichen Vorstellungen in Festreden oder Predigten und mit musikalischen Repräsentationsformen des Friedens in unterschiedlichen musikalischen Genera. Erst die Synopse dieser verschiedenen Ebenen konstituiert den europaweit und transdisziplinär genutzten Bestand der Motive, Allegorien und Topoi der Friedensdarstellungen.

Allerdings fokussiert das Gesamtprojekt nicht nur die Bestandsaufnahme der Motivik und deren Rezeption, sondern auch die vielfältigen Funktionen, in deren Dienst die Friedensbilder gestellt werden, wenn diese – so die Forschungshypothese – handlungsorientierend und unterweisend, interpretativ und appellativ, wertevermittelnd und normierend wirken sollen und folglich dadurch auf die Akzeptanz des Friedensprozesses unter den Beteiligten zurückwirken.

Die transdisziplinäre Zusammenarbeit und die Einbeziehung verschiedener europäischer Großregionen bieten außerdem die Möglichkeit zu einer differenzierten kulturgeschichtlichen Untersuchung des Einsatzes von Friedensrepräsentationen. Dabei sind die verschiedenen Darstellungsformen des Friedenssujets sowohl im disziplinären, als auch im transdisziplinären und transregionalen Vergleich miteinander zu konfrontieren und die Funktionsweisen dieser spezifischen Öffentlichkeit zu analysieren. Anknüpfend an Vorarbeiten der Projektpartner und neuere Forschungen soll so eine fundierte Untersuchung der Verwendung von Friedensrepräsentationen in den Friedensprozessen der Frühen Neuzeit erreicht werden.

Das Spektrum eines europaweit und transdisziplinär genutzten „Friedensvokabulars“ wird im Verbundprojekt exemplarisch erforscht und mit *semantic web*-Methoden erschlossen. Dafür konzipiert und betreut das GNM die Forschungsumgebung WissKI. Ergebnisse und historische Quellen sollen nach Abschluss des Projekts Wissenschaft und interessierter Öffentlichkeit auf einer gemeinsamen Internetplattform zugänglich gemacht werden. Zugleich ist durch den Aufbau nachhaltiger Forschungsinfrastrukturen die Möglichkeit einer langfristigen Zusammenarbeit der Projektpartner über den Förderzeitraum hinaus geplant.

Während der dreijährigen Laufzeit des Projekts forschen die einzelnen Teilprojekte jeweils selbständig und kommen zu gemeinsamen Arbeitstreffen zusammen. In den folgenden Abschnitten stellen die beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler jeweils ihren Forschungsbeitrag zum Verbundprojekt vor.

## 1 Henning P. Jürgens: Friedenspredigten (Leibniz-Institut für Europäische Geschichte Mainz)

Das am IEG Mainz angesiedelte Forschungsprojekt beschäftigt sich mit Predigten der Frühen Neuzeit, die aus Anlass von Friedensschlüssen, Friedensverhandlungen oder Friedensfeiern[5] gehalten wurden. Diese Predigten, die stets einen konkreten politischen Bezug zu einem Friedensereignis aufweisen, erfüllen als Gelegenheitspredigten nicht die Vorgaben für Reihenpredigten, repräsentieren jedoch die jeweiligen homiletischen Vorstellungen und theologischen Inhalte der konfessionell geprägten Predigtkulturen ihrer Zeit. Das Phänomen der Friedenspredigten, die meist als Einzeldrucke, gelegentlich auch in Sammelbänden in großer Zahl erschienen sind, soll anhand von Beispielen in vornehmlich deutscher, aber auch englischer, niederländischer und lateinischer Sprache europaweit untersucht werden.

Für den deutschen Bereich ist zum Ende des Dreißigjährigen Krieges eine Blütezeit der Friedenspredigten zu verzeichnen, eine Entwicklung, die sich freilich bis um 1800 fortsetzt. Predigten waren integraler Bestandteil jeder öffentlichen Festveranstaltung in der Frühen Neuzeit und eröffneten häufig Friedensfeste und Friedensfeiern ebenso wie obrigkeitlich angeordnete Gedenktage oder Jubiläen von Friedensschlüssen. Dem Ausgang des Friedensschlusses entsprechend und die politische Gesamtsituation reflektierend, erweisen sich die Friedenspredigten als konfessionell geprägt: So fanden nach dem Westfälischen Frieden nahezu ausschließlich in protestantischen Gebieten Friedensfeiern statt, während auf katholischer Seite die Regelungen von Münster und Osnabrück nicht als Grund zum Feiern angesehen wurden. Gut ein Jahrhundert später zeigte sich ein gewandeltes Bild: Nach Ende des Siebenjährigen Krieges 1763 gab es nicht nur christliche Predigten, sondern auch weltliche Gedenkreden. Außerdem beziehen sich auch gedruckte jüdische Predigten auf die Friedensschlüsse von Paris und Hubertusburg.

Friedenspredigten standen immer im Spannungsfeld von Religion und Politik und reflektierten dabei die sich in der Frühen Neuzeit auf diesem Gebiet vollziehenden Kräfteverschiebungen: Nicht selten fanden Feiern und Gottesdienste auf obrigkeitliche Anweisung hin statt und fügten sich in die Kirchenpolitik der weltlichen Herrscher. Aus diesem Grund fokussiert das Forschungsprojekt vorrangig die pragmatischen Funktionen der Predigten: Dienten sie der Stabilisierung einer Herrschaft oder kommt in ihnen auch Herrschaftskritik zum Ausdruck?[6] Welche handlungslei-

5 Zur Festkultur vgl. etwa die Studie von M. Maurer, Konfessionskulturen: Feste feiern katholisch – Feste feiern protestantisch, in: Ders. (Hg.), Festkulturen im Vergleich. Inszenierungen des Religiösen und Politischen, Köln-Weimar-Wien 2010, S. 61–83.

6 Vgl. die breiter gefasste Übersicht zu politischen Predigten in Thüringen: P. Hahn/K. Paasch/L. Schorn-Schütte (Hg.), Der Politik die Leviten lesen. Politik von der Kanzel in Thüringen und Sachsen; 1550–1675. Begleitband zur Ausstellung der Forschungsbibliothek Gotha, Gotha 2011 (Veröffentlichungen der Forschungsbibliothek Gotha 47).

tenden Grundsätze wurden in ihnen vertreten? Lassen sich konfessionelle, regionale oder nationale Unterschiede an ihnen festmachen? Wie beeinflussen Sprache und Kultur die Form der Predigt?[7]

Neben den genannten Aspekten der Handlungsanweisung und der Verortung im politisch-religiösen Spannungsfeld sollen auch formale, sprachliche und inhaltliche Parameter der Friedenspredigten herausgearbeitet werden. Dazu gehören die Verbindungen zu Liedern, Gebeten, Dichtungen, Inszenierungen und Musiken, wie sie ebenfalls im Rahmen von Friedensfeierlichkeiten verwendet wurden. Die inhaltliche Analyse wird auch die Herausbildung eines gemeinsamen „Kanons" von Friedensbildern untersuchen, der, wie oben bereits beschrieben, gleichermaßen in der Bildenden Kunst, in anderen sprachlichen Formen und in der Musik zur Verwendung kam und wechselseitigen Einflüssen unterlag. Die Vielzahl der Bibelstellen, die den Predigten zugrunde gelegt wurden, ergänzte auch in der Verkündigung häufig das traditionelle Friedensvokabular der klassischen Antike. Auf der formalen Ebene sollen weitere Besonderheiten der Quellengattung berücksichtigt werden: Die Friedenspredigt ist in den meisten Fällen eine nachträglich gedruckte mündliche Rede, mit häufig nur spärlichen Informationen über das Rezeptionsverhalten der Zuhörer.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die im Rahmen von Dank- und Festgottesdiensten gehaltenen Predigten Bestandteil öffentlicher Friedensfeiern waren und so auch Leseunkundige erreichten. Häufig wurden die Predigten jedoch später gedruckt und erschlossen damit eine überregionale Öffentlichkeit. Die theologischen Argumentationsfiguren, die homiletischen Konzepte, die Frage nach den Konturen und handlungsleitenden Funktionen der dort präsentierten Friedensbilder und die Problematik der Spannung zwischen gesprochenem Wort und schriftlicher Überlieferung stehen im Mittelpunkt des Forschungsprojekts. Zudem widmet es sich der politischen Funktion der Predigten und ihrer Einbindung in die öffentliche Festkultur im europäischen und konfessionellen Vergleich. Als visuelles Erkennungszeichen des Gesamtprojekts fungiert Jacob de Zetters Kupferstich „Quando Iustitiae Pax oscula mutua iungit" (siehe Abb. 1).

## 2 Anna Lisa Schwartz: Vermittlungs- und Visualisierungsstrategien frühneuzeitlicher Friedensereignisse (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg)

Das Teilprojekt des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg schöpft aus den umfangreichen Beständen seiner Graphischen Sammlung und des Münzkabinetts. Nach einer ersten Sondierung konnten bereits ca. 450 Objekte dem Themenkomplex der „Friedensbilder" zugeordnet werden. Der breit gefächerte Bestand ermöglicht

7 Das Forschungsprojekt schließt damit an die Forschungen zur Sprache des Politischen in der Frühen Neuzeit an, vgl. L. Schorn-Schütte, Gottes Wort und Menschenherrschaft. Politisch-theologische Sprachen im Europa der Frühen Neuzeit, München 2015.

**Abb. 1**: „Quando Iustitiae Pax oscula mutua iungit", aus: Jacob de Zetter, *New Kunstliche Weltbeschreibung*, Frankfurt 1614, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: 39.7 Geom. (2).

diverse Untersuchungsschwerpunkte.[8] Welche Friedensrepräsentationen wurden konstitutiv und über einen längeren Zeitraum verwendet oder modifiziert? Überwiegt die Wiedergabe historischer Ereignisse oder die allegorischer Darstellungen? Welche Rolle spielten Auftraggeber und das Umfeld der Künstler? Bei all diesen Fragestellungen unterstützt die nach diesen Anforderungen modellierte Datenbank WissKI das Forschungsvorhaben.

**8** Unter Federführung des Kunsthistorikers Hans-Martin Kaulbach analysierte das Projekt „Übersetzungsleistungen der Kunst: Bilder von Frieden und Friedensverträgen" Friedensbilder unter chronologischen und ikonographischen Gesichtspunkten (URL: http://www.uebersetzungsleistungen.de/teil_stuttgart.html; 17. 2. 2016). Daraus entstand die Publikation H.-M. Kaulbach (Hg.), Friedensbilder in Europa. Kunst der Diplomatie – Diplomatie der Kunst (1450–1815), Stuttgart 2014.

Sowohl zur Graphischen Sammlung als auch zum Münzkabinett gehören Werke vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, wobei der Schwerpunkt der Sammlungen im 17. Jahrhundert liegt, während die Formen der vormodernen Friedensrepräsentation zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Ende fanden.[9] Das Projekt untersucht die graphischen Beiträge zu folgenden Ereignissen und Friedensschlüssen: *Confessio Augustana* (1530) und Augsburger Religionsfriede (1555), Westfälischer Friede (1648), Friedensverträge von Utrecht-Rastatt-Baden (1713/1714) sowie den Frieden von Hubertusburg (1763). Zusätzlich werden auch Friedensallegorien herangezogen, die in keiner direkten Verbindung zu historischen Ereignissen stehen.

Die Friedensbilder im Germanischen Nationalmuseum finden sich vor allem auf Flug- und Gedenkblättern, sowie auf Erinnerungsmedaillen.[10] Ein Bezug zum literaturwissenschaftlichen Teilprojekt der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel besteht vor allem in den umfangreichen Versen der Flugblätter. Einen Sonderbestand und zugleich Anknüpfungspunkt an das Mainzer Teilprojekt stellen dahingegen die *Augsburger Friedensgemälde* dar, von denen das Germanische Nationalmuseum ca. 40 Blätter und ein Sammelalbum besitzt. Diese Kupferstiche wurden zwischen 1650 und 1789 alljährlich am 8. August von der Stadt Augsburg aus Anlass des *Hohen Friedensfestes* herausgegeben und an die evangelische Schuljugend verteilt.

Insgesamt finden sich in dem bisher konsultierten Material auch vereinzelt Objekte zu kleineren Friedensschlüssen, die im Einzelfall durch externe Bestände in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden zu ergänzen sind. Zusätzlich wird auch ein kleiner Teil der hauseigenen Textilsammlung aufgenommen. Im Projektjahr 2017 soll die Analyse der Friedensbilder bis 1763 abgeschlossen und ein Teil der auswärtigen Sammlungen gesichtet sein.

### 3 Franziska Bauer: Friedensdichtungen zwischen poetischer Utopie und politischer Pragmatik (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)

Das an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel angesiedelte Dissertationsprojekt „Concordia, Iustitia, Pax – Repräsentation, Vermittlung und Legitimation von Frieden in Dichtungen von 1648 bis 1763“ (Betreuer: Marian Füssel, Göttingen) untersucht gelehrte Dichtung als Textgattung kunstvoller und anschaulicher Semantisierung der Friedensthematik. Als Quellenmaterial werden gedruckte Dichtungen aus der Zeit vom Ende des Dreißigjährigen Krieges (1648) bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges (1763) herangezogen. Die Studie fragt zunächst nach den sprachlichen Dar-

9 Vgl. die These von Hans-Martin Kaulbach, in: H.-M. Kaulbach, Friede als Thema der bildenden Kunst – ein Überblick, in: W. Augustyn (Hg.), PAX. Beiträge zu Idee und Darstellung des Friedens, München 2003, S. 220.

10 Hier ist besonders der Medailleur Sebastian Dadler zu nennen, siehe H. Maué, Sebastian Dadler 1568–1657. Medaillen im Dreißigjährigen Krieg, Nürnberg 2008.

stellungen von Frieden, ehe sie sich der politischen und religiösen Problematik von Friedensschlüssen zuwendet. Außerdem wird untersucht, durch welche sprachlichen Mittel bestimmte Wertvorstellungen etabliert werden und welche langfristigen Befriedungsmöglichkeiten die Dichtungen entwerfen. Bisher gibt es in der Historischen Friedensforschung keine vergleichende Arbeit über einen längeren Untersuchungszeitraum, eine Forschungslücke, welche die projektierte Dissertation zu schließen bestrebt ist. Im Sinne einer Typologisierung der kriegerischen Konflikte (Religionskrieg, Erbfolgekrieg, Staatenkrieg) wird gezeigt, in welcher Weise die Inhalte des Friedensbegriffs, die Darstellungsmodi des Friedens und die mit Frieden assoziierten Kontexte im entsprechenden Untersuchungszeitraum historischen Wandlungsprozessen unterliegen.

Der Rekurs auf gedruckte Dichtungen liegt in der überregionalen Verfügbarkeit des gedruckten Materials begründet. Dabei handelt es sich größtenteils um deutsche Dichtungen, einige wenige lateinische Texte kommen hinzu. Insgesamt werden nur Druckerzeugnisse aufgenommen, die im Reich veröffentlicht wurden. Desweiteren soll herausgearbeitet werden, inwieweit die betreffenden Dichtungen der Zensur unterlagen, welche Bedeutung das für die Legitimation des jeweiligen Friedensschlusses hatte und welche Gründe dafür bestanden, eine Publikation anonym zu veröffentlichen. Ausgehend von einer detaillierten Textinterpretation sollen der parteiliche Hintergrund und der politische Kontext der Dichtungen untersucht werden. Dafür sind zusätzlich weitere Quellengattungen wie Zeitungen und Flugblätter einzubeziehen. Außerdem ist zu prüfen, wie lange die tatsächliche Aktualität eines Friedensschlusses andauerte. Wann wurde ein Friedensschluss für die Zeitgenossen zu ‚Geschichte', so dass die Publikationen dazu langsam abebbten?

Bei der Quellenrecherche wurde zunächst mit der Suche in den Beständen der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (HAB) begonnen. Dort sind in erster Linie Dichtungen zum Dreißigjährigen Krieg, zum Westfälischen Frieden und zum Nürnberger Exekutionstag verzeichnet. Darüber hinaus wurden die Bestände weiterer Bibliotheken und Archive einbezogen (u. a. SUB Göttingen, SLUB Dresden, BSB München, Staatsbibliothek zu Berlin, Österreichische Nationalbibliothek, Deutsches Textarchiv). Insgesamt ergab sich bis jetzt ein Quellenkorpus von rund 230 Texten. Eine ebenfalls durchgeführte Autorenrecherche konzentrierte sich auf die bekanntesten Verfasser von Friedensdichtungen dieser Zeit: Johann Klaj, Sigmund von Birken, Johann Rist und Justus Georg Schottelius sowie Karl Wilhelm Ramler und Anna Luisa Karsch.

Resümierend lässt sich zu den Quellen bisher Folgendes sagen: Die meisten der bereits gesichteten poetischen Texte beziehen sich auf den Westfälischen Frieden, gefolgt von Dichtungen zu den Friedensschlüssen des ersten und zweiten Schlesischen Kriegs (Frieden von Berlin, Frieden von Dresden), zum Frieden von Utrecht-Rastatt-Baden und zum Frieden von Hubertusburg. Allerdings fehlen oftmals Angaben zum Anlass bzw. zur Intention der Dichtungen. Folgende Gelegenheiten für Friedensdichtungen ließen sich bisher ausmachen: Dank- und Friedensfeste

nach Abschluss eines Friedens (beispielsweise das Friedensfest in Nürnberg nach Abschluss des Nürnberger Exekutionstags 1650), Geburtstage von Fürsten, Ehrentage, Kirchweihe, Schützenfeste oder nicht genauer spezifizierte Versammlungen. Etwa die Hälfte der in Rede stehenden Dichtungen sind Widmungsempfängern zugeeignet, häufig dem Landesfürsten oder dem Kaiser, bisweilen auch dem Rat einer Stadt, dem Senat oder den Zünften. Von großer Bedeutung für die Erschließung des politischen Kontexts der jeweiligen Dichtung ist die Erwähnung politischer Akteure. Darüber hinaus finden sich immer wieder auch die typischen ikonographischen Motive für Frieden, wie beispielsweise der Ölzweig. Außerdem gibt es stets Verweise auf Bibelstellen und Psalmen, die intertextuelle Verbindungen zu religiösen Kontexten schaffen und in der Untersuchung einen zentralen Stellenwert einnehmen.

## 4 Chiara Pelliccia: Topoi der Friedensrepräsentation in der italienischen Kantate des 17. bis 18. Jahrhunderts (Deutsches Historisches Institut in Rom, Musikgeschichtliche Abteilung)

„Cinto il crine di pallida uliva | Lieti eventi la pace n'accenna;
Quindi annuncia con voce festiva | Gioie eterne al Tago e a la Senna"

Als im Jahr 1660 die Nachricht vom Abschluss des als Pyrenäenfrieden bekannten Friedensvertrages zwischen Ludwig XIV. von Frankreich und Philipp IV. von Spanien (1659) nach Rom gelangte, rief der Papst drei Freudentage (*allegrezze*) aus, um die Stadt und die katholische Welt mit Festveranstaltungen und Feuerwerken an diesem Ereignis teilhaben zu lassen.[11] In der römischen Kirche Santa Maria della Pace und in den beiden Nationalkirchen San Luigi dei Francesi und San Giacomo degli Spagnoli sang man zum Dank das *Te Deum*. Auch die römische Aristokratie beteiligte sich mit Festen und Freudenfeuern, mit Kantaten und Instrumentalkonzerten an den Feierlichkeiten, die in der vom Römer Francesco Moneta 1660 veröffentlichten Festbeschreibung *Vera relatione delle feste fatte in Roma, per la pubblicazione della pace stabilita tra le due corone* geschildert werden.[12]

Auf dem Titelblatt ist ein Kupferstich des Festemblems abgebildet, das anlässlich des *Te Deum* unter dem Portikus von Santa Maria della Pace angebracht worden war. Hier sind die christliche Religion und der Frieden in personifizierter Gestalt dargestellt, wobei der Frieden Olivenzweige in den Haaren und in der linken Hand trägt, wie die oben zitierten Verse beschreiben (siehe Abb. 2).

11 Für die deutsche Übersetzung dieses Projektteils danken wir Gerhard Kuck sehr herzlich.

12 Der vollständige Titel der Publikation lautet: Vera relatione delle feste fatte in Roma. Per la publicazione della pace stabilita tra le due corone, Con le Cerimonie fatte ..., Roma 1660. Das herangezogene Exemplar der Biblioteca nazionale centrale di Roma trägt die Signatur: I–Rn, MISC. B.1234.28.

VERA RELATIONE
DELLE FESTE FATTE IN ROMA.
Per la publicazione
DELLA PACE
STABILITA TRA LE DVE CORONE,
Con le Cerimonie fatte, & eſatta deſcrittione del Sontuoſo
Apparato della Chieſa di S. Maria della Pace.
*Con vn racconto delle Funtioni delle due Chieſe Nationali.*
FOEDERE IVRATÆ CHRISTI SVB AMORE SORORES.
IN ROMA, Per Franceſco Moneta. MDCLX.
*Si vendono à Paſquino con licenza de' Superiori.*

**Abb. 2**: Titelblatt des Drucks *Vera relatione delle feste fatte in Roma, per la publicazione della pace stabilita tra le due corone*, Rom 1660, Biblioteca nazionale centrale di Roma: MISC. B.1234.28. Der Stich zeigt die Personifikationen der Religion und des Friedens.

Unter den zu diesem Anlass aufgeführten Kantaten lässt sich zumindest ein Text entdecken, der mit dem Festessen in Zusammenhang steht, das Kardinal Antonio Barberini für die Adligen, Kardinäle und Botschafter von Ludwig XIV. von Frankreich und Philipp IV. von Spanien in Rom gegeben hat. Es handelt sich dabei um die Kantate *I brindesi nell'occasione del lautissimo banchetto ... per la pace stabilitasi tra le due corone, di Francia e di Spagna*, aus der eingangs zitiert wurde und deren Text von Giovanni Pietro Monesio stammt.[13]

Bekanntlich kam es schon bald nach dem Pyrenäenfrieden zu erneuten Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und Spanien im sogenannten Devolutionskrieg (1667–1668) und im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697). Bei letzterem Konflikt trat die Wiener Große Allianz (mit dem spanischen und österreichischen Zweig der Habsburger und weiteren Verbündeten) gegen die französische Besatzung der Pfalz an. Der Vertrag von Rijswijk (9. September 1697), der den Rückzug Frankreichs innerhalb der Grenzen von vor 1679 vorsah (mit Ausnahme Straßburgs, das offiziell dem französischen Territorium einverleibt wurde), schuf einen neuen Friedenszustand zwischen den Großmächten und war Anlass großer weltlicher und religiöser Festlichkeiten.

Für die sakralen Feierlichkeiten in Straßburg komponierte beispielsweise Sébastien de Brossard seine große Motette *Canticum pro Pace*.[14] In Neapel hingegen, um noch ein weiteres Beispiel anzuführen, wurde die Bekanntmachung des Friedens bis Ende Januar 1698 hinauszögert, bis das Festprogramm fertiggestellt war und der Vizekönig eine Woche der *allegrezze* ankündigen konnte, mit einem *Te Deum* in der *Cappella Reale* und außerdem mit musikalischen Akademien und Kantaten. Unter ihnen findet sich auch eine fünfstimmige Kantate *Per la pace dell'Italia*, deren Libretto aus der Feder Aniello de Fabricatores stammt und vom Neapolitaner Giacomo Raillard veröffentlicht wurde.[15] In dieser Kantate verkündet Zelo, einer der Protagonisten, der für den Vizekönig steht, nun seien Gerechtigkeit und Frieden endlich wieder vereint, so dass die Pforten des Janustempels geschlossen werden könnten.

Schon an den genannten Beispielen lässt sich ablesen, welche Rolle die geistliche und weltliche Musik im Rahmen der Feierlichkeiten spielte, die anlässlich von Friedensverträgen abgehalten wurden. Einige Kompositionen dieser Art waren bereits

**13** Pietro Monesio, I brindesi nell'occasione del lautissimo banchetto ... per la pace stabilitasi tra le due corone, di Francia e di Spagna, in: La musa seria. Parte prima [-seconda] delle Poesie per musica di Giampietro Monesio, Alla Sacra Maestà Cesarea dell'Imperadore Leopoldo Primo, Roma 1684, Teil 1, S. 10–12 (I-Rv, ARCA VII 24).

**14** Sébastien de Brossard, Canticum Eucharisticon. Pro Pace facta Ann. 1697, in: F-Sgs, ohne Signatur (alte Signatur N. A 293).

**15** Aniello de Fabricatore, Per la pace dell'Italia. Pentalogo per musica dedicato all'Eccellentissimo Signore il Signore D. Luigi de la Zerda y Aragon, Duca di Medinaceli, e d'Alcalà, &t. Vice-Rè, e Capitan Generale in questo Regno di Napoli, Napoli 1698 (I–Nn, 74.C.16 [3]).

Gegenstand musikwissenschaftlicher Untersuchungen, doch die unterschiedlichen Modi der Friedensdarstellungen in der Musik wurden bisher noch nicht systematisch thematisiert.

Das vorliegende Forschungsprojekt konzentriert sich auf die italienische Kantate, die seit dem frühen 17. Jahrhundert aufblühte und oftmals eine wichtige Komponente im musikalischen Teil der Feierlichkeiten bildete. Es handelt sich dabei um eine Vokalgattung für eine oder mehrere Stimmen, die allein vom Generalbass oder von einer größeren Orchesterbesetzung begleitet werden. Sie besteht formal aus dem Wechsel von Rezitativen und Arien, denen die Vertonung zweier verschiedener Arten von Versmaßen entspricht: So haben wir einerseits den ungebundenen Vers für das Rezitativ (vorwiegend mit Sieben- oder Elfsilblern), andererseits den gebundenen, regelmäßigeren Reimschemata gehorchenden Vers für die Arie. Diese morphologische Basis kennzeichnet auch die Serenata, das Oratorium und die Oper, die gerade deshalb Affinitäten zur Kantate aufweisen. Von Anfang an bezog sich der Begriff der Kantate im Übrigen sowohl auf die Kammerkantaten für eine Stimme als auch auf die großen Festkantaten und Serenaten für mehrere Stimmen und Instrumente. Häufig hießen „Kantaten" auch die Kompositionen religiös-spiritueller Natur, die dem Oratorium verwandt waren. Ein gemeinsamer Produktions- und Rezeptionsrahmen verband die unterschiedlichen Kompositionsgattungen, denn die Kantatendichter waren oftmals mit den Librettisten von Opern und Oratorien identisch (man denke nur an Silvio Stampiglia oder an Pietro Metastasio). Alessandro Scarlatti, dessen Aktivitäten die religiöse Musik, die Oper, das Oratorium, die Serenata und die Kantate umfassten, mag stellvertretend für die Mehrzahl der Komponisten des 17. und 18. Jahrhunderts stehen; aber auch die Instrumentalisten und Sänger, die Kantaten aufführten, waren häufig gesuchte Virtuosen, die in Opernhäusern auftraten oder den Musikkapellen von Basiliken, Kathedralen und Fürstenhöfen angehörten. Ähnlich sah es bei der Patronage aus: Dieselben Kreise von Mäzenen, Diplomaten, Botschaftern, Kardinälen und Fürsten, die auf verschiedene Weise die Kammermusik, Opern und Oratorien förderten, unterstützten auch die Entstehung von Kantaten, und zwar nicht nur im italienischen Zusammenhang. Diese Durchlässigkeit der Grenzen erlaubt dementsprechend einen erweiterten Blick auf die Kantate (siehe Abb. 3, wo sinnbildliche Zeichen der Friedenssehnsucht auch das Titelkupfer eines Opernlibrettos bestimmen). Sie fand im Europa der Frühen Neuzeit weite Verbreitung, wie sich aus der Menge und Vielfalt der Stücke sowie aus der breiten Streuung der musikalischen Quellen und der dazugehörigen Dokumente ergibt.

Die für das musikwissenschaftliche Projekt relevanten musikalischen Quellen bestehen in erster Linie aus Manuskripten, die entweder nur Kantaten oder – als Sammelbände – Kantaten, Serenaten und Opernarien enthalten. In die Untersuchung werden auch handschriftliche oder gedruckte literarische Quellen einbezogen, d. h. Kantaten, von denen nur die Texte überliefert sind oder deren Texte auch unabhängig von den Notentexten in Libretti oder Gedichtsammlungen veröffentlicht wurden. Eine weitere Quellengruppe, deren Informationsgehalt heterogener ist, bilden die

**Abb. 3**: Titelkupfer zum Libretto *La pace fra Tolomeo, e Seleuco* (Venedig 1691), Deutsches Historisches Institut in Rom, Musikgeschichtliche Abteilung: Rar. Lib. Ven. 283. Hier empfängt Fortuna aus den Händen des Phöbus Apollo, des Schutzgotts der Musik, das Textbuch dieser Oper und damit die Geschichte der Versöhnung zwischen Ptolemaios III. und Seleukos II. im dritten Jahrhundert v. Chr. Sie verweist dabei möglicherweise auf die Perspektive eines friedlichen Ausgangs des sog. Großen Türkenkrieges. Fortuna lässt das Rad, das Symbol der Unbeständigkeit, hinter sich und tut einen Schritt in Richtung des Ankers als Sinnbild für Festigkeit und Sicherheit. Olivenzweige setzen als weitere sprechende Zeichen die Friedenssehnsucht ins Bild.

Chroniken, Tagebücher, Anzeigen, Archivalien, Briefwechsel, Festberichte, aber auch die Stiche von Ausstattungen und Bühnenbildern sowie ikonographische Quellen, die sich oftmals auf die Musik beziehen und es erlauben, die Funktion von Kantaten im Rahmen komplexer Feierlichkeiten zu analysieren. Wie wurde der Frieden in den Kantaten dargestellt und beschrieben? Welche Affinitäten zu den Darstellungsweisen in anderen Musikgattungen oder in Bildern, die sich auf dieselben Ereignisse und Feierlichkeiten beziehen, lassen sich herausarbeiten? Kann man von Topoi der Friedensdarstellungen sprechen? Besitzen unterschiedliche Beschreibungen des Friedens im Kantatentext jeweils eine eigene musikalische, klangliche Darstellung? Aus den genannten Aspekten ergeben sich bereits grundsätzliche Fragestellungen für das Forschungsprojekt, welches im Kontext der Kantaten die Modi der Friedensdarstellungen fokussiert und deren Charakteristika, Motivationen und Funktionen analysiert. Dabei werden nicht nur Musikwerke untersucht, die im spezifischen Rahmen von Festveranstaltungen dargeboten werden, sondern beispielsweise auch pastorale Kantaten, die oftmals in keinem signifikanten historisch-politischen Bezug zu stehen scheinen. Ein weiteres Ziel der Untersuchung besteht darin, im Rahmen der im Aufbau begriffenen Datenbank *Friedensrepräsentationen* eine Informationsbasis für weitergehende und profundere musikwissenschaftliche und interdisziplinäre Forschungen zu schaffen.

## 5 Peggy Große: Überlegungen zur geplanten Datenbank. Die virtuelle Forschungsumgebung WissKI (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg)

Das oben beschriebene Verbundprojekt benötigte auf Grund seiner kooperativen Ausrichtung und seines transdisziplinären Forschungsansatzes eine Datenbanklösung, in der man ortsunabhängig Daten erfassen und abrufen kann. Gleichzeitig sollte diese Datenbank flexibel genug sein, die unterschiedlich gearteten Metadaten des heterogenen Quellenmaterials hinsichtlich gemeinsamer, wissenschaftlicher Fragestellungen zu kombinieren. Ideale Voraussetzungen bietet hierfür die vom Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg, der Friedrich-Alexander-Universität, Erlangen-Nürnberg und des Zoologischen Forschungsmuseums Alexander König, Bonn, gemeinsam entwickelte web-basierte Forschungs- und Dokumentationsumgebung „WissKI“ (Wissenschaftschaftliche KommunikationsInfrastruktur),[16] die deshalb als technische Grundlage des Projektes ausgewählt wurde. Die WissKI-Software wurde für die spezifischen Anforderungen und Besonderheiten der Forschung und Dokumentation von kulturellem Erbe entwickelt, ist jedoch nicht auf einen Fachbereich oder eine Objektgattung beschränkt. Die Eingabemasken und Anzeigen des Systems können den jeweiligen Bedürfnissen angepasst werden, wobei die Form der Wissens-

16 http://wiss-ki.eu/.

repräsentation die Wiederverwendung der Daten gattungs- und disziplinübergreifend ermöglicht.

Die WissKI-Software strukturiert und verarbeitet Informationen mit Hilfe einer formellen, maschinell lesbaren Ontologie. Unter einer Ontologie versteht man ein semantisches Modell, das Sachverhalte in Form von Klassen und den dazugehörigen Relationen abbildet.[17] Die verwendete Referenzontologie ist das von der Arbeitsgruppe des Komitees für Dokumentation im Internationalen Museumsrat (ICOM) entwickelte Conceptual Reference Model (CRM), das seit 2006 als ISO-Standard zertifiziert ist.[18] In ihrem Umfang und Detailgrad ist diese Ontologie singulär im kulturellen Bereich. Zudem hat sich die Fokussierung auf Ereignisse, eine Besonderheit des CRM, für die Datenabbildung als besonders geeignet erwiesen. Das CRM ist jedoch nicht maschinell lesbar und wurde hierfür im sogenannten „Erlangen-CRM" in eine für die Maschine interpretierbare Sprache umgewandelt.[19]

Die Konzepte des CIDOC CRM sind dabei möglichst allgemein gehalten, um den kompletten kulturellen Bereich abzudecken. Für die spezielle Thematik des hier angesprochenen Projektes kann die Ontologie in Bezug auf eine bestimmte Wissensdomäne spezialisiert werden. Die hieraus resultierende Domänenontologie entstand auf der Basis der Bedürfnisse der am Projekt beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, indem die für den jeweiligen zu bearbeitenden Bestand spezifischen Metadaten ermittelt wurden. Anhand dieser Informationen konnten die formularbasierten Eingabemasken für die Metadaten modelliert werden. Bei der Eingabe werden die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler durch (inter)nationale Normdaten, sogenannte Authority files, unterstützt, wie dem „Getty Thesaurus of Geografic Names" für Ortsangaben[20] und der „Gemeinsamen Normdatei" der Deutschen Nationalbibliothek für Namensansetzungen.[21]

Dieser hohe Grad an inhaltlicher Standardisierung bei der Datenerfassung ist notwendig, um die Auswertung und Präsentation der Daten sowie ihre nachhaltige und langfristige Interpretierbarkeit sicherzustellen. Eine zentrale Herausforderung bildet hierbei die Erhebung von Bild-, Text- und Musikinhalten, bei der eine Interpretation durch den jeweiligen Forscher oder die Forscherin erfolgt. Es ist geplant, die so erfassten Daten zum Projektende in einem gemeinsamen Themenportal zu präsentieren und dabei gemeinsame Motive und ihre disziplinbedingten Kontexte vorzustellen.

---

**17** Vgl. G. Hohmann/M. Fichtner, Chancen und Herausforderungen in der praktischen Anwendung von Ontologien für das Kulturerbe, in: C. Robertson-von Trotha/R. H. Schneider/C. Wölfle (Hg.), Digitales Kulturerbe. Bewahrung und Zugänglichkeit in der wissenschaftlichen Praxis, Karlsruhe 2015 (Kulturelle Überlieferung – digital 2), S. 115–128.

**18** Vgl. M. Doerr/S. Krause/K.-H. Lampe, Definition des CIDOC Conceptual Reference Model, Berlin 2011 (Beiträge zur Museologie 1), und http://cidoc-crm.gnm.de.

**19** http://erlangen-crm.org/.

**20** http://www.getty.edu/research/tools/vocabularies/tgn/.

**21** http://www.dnb.de/DE/Standardisierung/GND/gnd_node.html.

## 6 Ausblick

Bereits an den Beschreibungen der einzelnen Teilprojekte lässt sich ablesen, wie heterogen die Einzelprojekte des Gesamtprojekts „Repräsentationen des Friedens" derzeit sind und wie unterschiedlich demzufolge auch das jeweilige Forschungs- und Erkenntnisinteresse gelagert ist. In der weiteren Forschungsarbeit soll deshalb anhand gemeinsamer Fragestellungen der Projektgruppen die dem Verbund zugrunde liegende Idee einer interdisziplinären Zusammenarbeit und Vernetzung im Sinne der Förderlinie der Leibniz-Gemeinschaft weiter konkretisiert werden. Hierin liegt die Herausforderung der nächsten Zeit, wenn tatsächlich ein interdisziplinärer Mehrwert des Projekts erarbeitet werden soll.

Für die Musikwissenschaft könnten aus der Arbeit des Verbunds Synergien erwachsen, die mittelfristig weitere interdisziplinäre Untersuchungen zu politisch-religiösen Kontexten von Musik der Frühen Neuzeit stimulieren. Dabei wären beispielsweise Fragen nach den Wechselbeziehungen zwischen politischen Funktionen und der musikalischen Faktur der zu den jeweiligen Anlässen komponierten Werke zu beantworten. Weitere Untersuchungen zur Bedeutung der Friedensthematik in der Musik könnten sich anschließen. Auch die musikalische Semantik des Krieges und Gegenüberstellungen von Friedens- und Kriegsdarstellungen in der Musik wären einzubeziehen.[22]

Konkret böte sich etwa eine interdisziplinäre Untersuchung der Friedensfeste im Kontext der europäischen Friedensordnung nach dem 30jährigen Krieg an. Musik spielte eine zentrale Rolle zur Darstellung der neuen, friedensbestimmten Identität. Welchen Einfluss haben die Konfessionen auf die zu diesen Anlässen jeweils aufgeführten musikalischen Werke? Welche Bedeutung hatte eine überkonfessionelle Kunstförderung? Wie unterscheiden sich Friedensfeiern in der bürgerlichen Reichsstadt von solchen im höfischen Kontext, und welche Rolle spielten dabei die „modernen" mehrchörigen Werke nach italienischem Vorbild?

Außerdem könnten gemeinsame methodische Diskurse die transdisziplinäre Zusammenarbeit des Verbundprojekts weiter vorantreiben. Hier läge es nahe, auch die zentralen Begriffe der Repräsentation und der symbolischen Kommunikation in ihrer Bedeutung für die Projektarbeit zu reflektieren.[23] Zudem wäre der wissenschaftliche Austausch mit den auf die Thematik spezialisierten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen außerhalb des Projekts zu intensivieren (so mit dem Musikwis-

22 Vgl. beispielsweise: B. Brock/G. Koschik (Hg.), Krieg und Kunst, München 2002.

23 Zu aktuellen Debatten hierzu vgl. B. Stollberg-Rilinger/T. Neu/C. Brauner (Hg.), Alles nur symbolisch? Bilanz und Perspektiven der Erforschung symbolischer Kommunikation, Köln-Weimar-Wien 2013 (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne); vgl. außerdem L. van der Hoven, Musikalische Repräsentationspolitik in Preußen (1688–1797). Hofmusik als Inszenierungsinstrument von Herrschaft, Kassel 2015 (Musiksoziologie 15).

senschaftler Stefan Hanheide, dem Kunsthistoriker Hans-Martin Kaulbach und der Historikerin Siegrid Westphal).

Auch stehen die konzeptionellen Überlegungen zur Funktion der Datenbank und zu ihrer künftigen Nutzung noch am Anfang. Welche Ergebnisse sollten den künftigen Nutzerinnen und Nutzern der Datenbank präsentiert werden? Wie soll das geplante Forschungsportal strukturiert sein? Welche Verlinkungen mit anderen Projekten (u. a. Datenbank *Clori. Archivio della cantata italiana*; Datenbank des Internationalen Quellenlexikons der Musik *Répertoire International des Sources Musicales* [RISM]) erscheinen sinnvoll? Wie lassen sich rechtliche Fragen lösen (z. B. die der Abdruckrechte für Notenmaterial und Titelseiten)? Und wer sind überhaupt die potentiellen Nutzerinnen und Nutzer? Sollten nicht über die Wissenschaft hinaus auch andere Interessierte von einem solchen interdisziplinären Portal angesprochen werden?

So kann der Gewinn dieses fächerübergreifenden Projekts sowohl in einer kooperativen Zusammenarbeit der Projektpartner anhand der Erforschung bestimmter Friedensereignisse der Frühen Neuzeit liegen, als auch – daran anknüpfend – in einer virtuellen Präsentation ausgewählter Friedensereignisse in ihren multidisziplinären Sichtweisen. Außerdem ist am 17. Mai 2017 am Deutschen Historischen Institut in Rom ein Workshop geplant, bei dem das musikwissenschaftliche Teilprojekt Ergebnisse seiner Forschungen vorstellen wird, wobei auch die Projektpartner mit Kurzreferaten vertreten sein werden. Ein Konzert mit musikalischen Friedensdarstellungen wird den Studientag beschließen.

Weiterführende Informationen zum Gesamtprojekt und zu den Teilprojekten (Stand Februar 2017):
http://www.ieg-mainz.de/friedensrepraesentationen
http://musica.dhi-roma.it/2220.html
http://www.gnm.de/forschung/forschungsprojekte/friedensrepraesentationen/
http://www.hab.de/de/home/wissenschaft/forschungsprofil-und-projekte/dass-gerechtigkeit-und-friede-sich-kuessen---repraesentationen-des-friedens-im-vormodernen-europa.html

## Abbildungsnachweise:

**Abbildung 1**: „Quando Iustitiae Pax oscula mutua iungit", aus: Jacob de Zetter, *New Kunstliche Weltbeschreibung*, Frankfurt 1614, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: 39.7 Geom. (2) [Online-Ausg.], Permalink: http://diglib.hab.de/drucke/39-7-geom-2s/start.htm?image=00115

**Abbildung 2**: Biblioteca nazionale centrale di Roma, I-Rn, MISC. B.1234.28

**Abbildung 3**: Titelkupfer zum Opernlibretto *La pace fra Tolomeo, e Seleuco* (Venedig 1691), der Text stammt von Adriano Morselli, die Musik von Carlo Francesco Pollarolo, Deutsches Historisches Institut in Rom, Musikgeschichtliche Abteilung: Rar. Lib. Ven. 283

Gadi Luzzatto Voghera

# A proposito della storiografia sugli ebrei di Venezia nel cinquecentenario della fondazione del Ghetto

**Zusammenfassung:** Der Beitrag bemüht sich um eine Rekonstruktion der historiographischen Auseinandersetzung mit dem venezianischen Ghetto und, allgemeiner, dem Verhältnis zwischen der Lagunenstadt und den Juden, die sie besuchten bzw. in ihr lebten. Es handelt sich dabei um einen historischen Streifzug, der auch auf die Entwicklungsprozesse eingeht, die im Verlauf des 20. und zu Beginn des 21. Jh. ein stetiges Anwachsen des Interesses für die Geschichte der Juden in Venedig auslösten.

**Abstract:** The article attempts to reconstruct the historiographical literature on the Ghetto of Venice and more generally on the relationship between the town and the Jews who frequented and inhabited the lagoon. This brief examination aims to start a reflection on the historical dynamics that during the 20th century and the beginning of the 21st have led to a progressive and constant increase of interest in the study of the history of the Jews of Venice.

Uno dei pregi del catalogo della mostra „Venezia, gli Ebrei e l'Europa 1516–2016"[1] realizzata in occasione dei cinquecento anni del ghetto di Venezia è costituito da una ricca appendice bibliografica che, seppure non in maniera esaustiva, offre al lettore l'opportunità di riflettere sulla produzione storiografica che ha interessato la vicenda dell'insediamento degli ebrei in laguna. Sfogliando le centinaia di articoli e di libri prodotti ci si può fare un'idea della diversità di prospettive adottate e del mutare delle esigenze a seconda dei diversi periodi nei quali l'esercizio della scrittura è stato riferito al rapporto di Venezia con la minoranza ebraica. Balza così agli occhi innanzitutto l'evidenza che la nascita di un interesse all'argomento è relativamente recente, e comunque assai tarda rispetto ad altre vicende anche meno importanti e favorite da una minore documentazione a disposizione. Si pensi che la storia degli ebrei della vicina Padova risale all'opera di Antonio Ciscato, edita nel 1901,[2] mentre la prima ricostruzione complessiva relativa a Venezia è attribuibile a Cecil Roth,[3] che venne

1 Venezia, gli Ebrei e l'Europa (1516–2016). Catalogo della mostra (Venezia, 19 giugno–13 novembre 2016), a cura di D. Calabi, Venezia 2016.

2 A. Ciscato, Gli ebrei in Padova 1300–1800 (ristampa anastatica dell'edizione del 1901), Bologna 1967.

3 C. Roth, Venice, Philadephia 1930.

tradotto in italiano da Dante Lattes nel 1933 per una casa editrice piuttosto marginale come la Cremonese di Roma.[4] Sorprende in questo contesto la sostanziale assenza di due dinamiche che erano già piuttosto attive da diversi decenni e che pure non avevano prodotto nulla di rilevante su Venezia e gli ebrei: da un lato l'interesse della seconda generazione di esponenti della *Wissenschaft des Judenthums* (la Scienza del Giudaismo di matrice tedesca) per la riscoperta delle vicende storiche delle comunità ebraiche locali, e in particolare di quelle italiane. Erano stati interessanti e piuttosto numerosi gli studi sulla presenza ebraica in varie parti della penisola, pubblicati per lo più su riviste tedesche. Si trattava dei primi prodotti di una nuova generazione di storici ebrei che si erano fondati sui canoni dello storicismo e che avevano appreso una nuova professione che prevedeva un approccio scientifico alle fonti, in precedenza del tutto sconosciuto. Fra questi si potevano notare Abraham Berliner, che aveva prodotto una „Geschichte der Juden in Rom von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart (2050 Jahre)";[5] Moritz Steinschneider, che aveva tentato una rassegna storiografica con il suo „Die italienische Litteratur der Juden";[6] Leopold Zunz (uno dei fondatori della Wissenschaft), che era intervenuto con due scritti piuttosto precoci su „Die hebräischen Handschriften in Italien" e sulla „Storia degli ebrei in Sicilia".[7] Da notare anche David Kaufmann, che per primo si era esercitato su „Die Chronik des Achimaaz aus Oria"[8] e che aveva dedicato numerosi saggi agli ebrei italiani nel periodo rinascimentale sulla „Revue des Études Juives" e sulla „Jewish Quarterly Review" (1882–1900). Di questa produzione storiografica, solo agli inizi eppure già interessante, la parte dedicata a Venezia era decisamente marginale. Lo stesso Berliner aveva prodotto uno studio in ebraico su alcune lapidi del cimitero del Lido di Venezia;[9] Kaufmann sembrava più interessato a una singola biografia che non alla complessa vicenda veneziana con il suo „Dr. Israel Conegliano und seine Verdienste um die Republik Venedig bis nach dem Frieden von Carlowitz";[10] e Eliakim Carmoly, strana e discussa figura di rabbino e storico, si dimostrò più interessato alla vicenda della tipografia ebraica di Riva di Trento che non alla ben più ricca storia della pro-

4 C. Roth, Gli Ebrei in Venezia, traduzione di D. Lattes, Roma 1933.

5 A. Berliner, Geschichte der Juden in Rom von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart (2050 Jahre), Frankfurt a. M. 1893 (traduzione italiana: Storia degli ebrei di Roma dall'antichità allo smantellamento del Ghetto, Milano 1992).

6 M. Steinschneider, Die italienische Litteratur der Juden, in: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 1898–1900, già pubblicato con varie modifiche e aggiunte su Il Buonarroti, Roma 1871–1876 e su Il Vessillo Israelitico, Casale Monferrato 1877–1883.

7 L. Zunz, Die hebräischen Handschriften in Italien, Berlin 1864 nonché Id., Storia degli ebrei in Sicilia, in: Archivio Storico Siciliano n. s. 4 (1879), pp. 69–113.

8 D. Kaufmann, Die Chronik des Achimaaz aus Oria, Wien 1896.

9 A. Berliner, Luchoth Avanim, sul cimitero ebraico del Lido di Venezia, senza luogo 1881.

10 D. Kaufmann, Dr. Israel Conegliano und seine Verdienste um die Republik Venedig bis nach dem Frieden von Carlowitz, Wien 1895.

duzione del libro ebraico a Venezia.[11] Anche gli studiosi italiani avevano dimostrato scarsa propensione a dedicarsi alle vicende veneziane, sulle quali pareva calato uno strano velo di disinteresse. Una situazione – è questo il secondo grande assente – che marginalizzava quel „mito" veneziano ormai decisamente soppiantato dall'immagine di una città in piena decadenza, che aveva perduto la sua centralità politica e di conseguenza anche un effettivo interesse in materia di indagine storica. Si può dire che la sostanziale latitanza di studi sugli ebrei di Venezia andò di pari passo con una certa debolezza di ricerche scientificamente fondate e aggiornate sul piano della documentazione archivistica sulla storia della Repubblica.

L'interesse storico per la presenza degli ebrei a Venezia e per le sue molteplici dinamiche è quindi piuttosto recente. L'approccio alla materia è inoltre visibilmente mutevole. Si può tentare di stabilire alcune tappe fondamentali che segnano i successivi cambiamenti che hanno caratterizzato nel corso degli ultimi decenni il manifestarsi di alcune prospettive anche molto diverse fra loro. Compio un tentativo, assumendomi il rischio di produrre una lettura parziale e per alcuni poco soddisfacente.

In principio fu Cecil Roth. Studioso inglese particolarmente prolifico, innamorato della vicenda storica degli ebrei italiani, Roth scrisse il primo fondamentale testo di storia sull'ebraismo veneziano, uscito in italiano con il titolo „Gli ebrei in Venezia".[12] Si trattava di una vera e propria pietra miliare, che restituiva centralità a un'epopea plurisecolare e che tuttavia veniva prodotta in una veste editoriale particolarmente dimessa, che dava il senso della sostanziale irrilevanza che un simile argomento rivestiva agli occhi del pubblico italiano e internazionale. Se proviamo anche solo a paragonare l'uscita di questo volume – che pure dal punto di vista scientifico assume una sua notevole importanza – con l'enorme eco suscitata dalle manifestazioni per ricordare i cinquecento anni del ghetto di Venezia in questo 2016, ci rendiamo conto di quale distanza ci separi fra questi due eventi. Da un lato un prodotto indubbiamente fondamentale sul piano scientifico, realizzato in piena epoca fascista in un momento in cui tutte le ricostruzioni storiografiche erano in qualche modo orientate alla ricostruzione di un'omogenea identità nazionale. Dall'altro un episodio per lo più mediatico (anche se con notevoli spunti di novità nell'ambito della riflessione storiografica), proiettato in chiave internazionale e intenzionalmente aperto a un confronto che va oltre i limiti dei confini nazionali o etnici. Il lavoro di Cecil Roth fu fondamentale e riconobbe la chiave economicistica come quella che meglio spiegava le vicende del rapporto fra Venezia e i suoi ebrei. Non era il primo a lavorare in questa direzione. Le fonti offerte dagli archivi italiani sono in effetti incentrate in larga maggioranza sulle dinamiche economiche che condussero gli ebrei a stabilire patti di residenza con le autorità politiche locali, ed è piuttosto facile cadere nel tranello di appiattire su questa dimensione i rapporti fra minoranza ebraica e maggioranza

11 E. Carmoly, Annalen der hebräischen Typographie von Riva di Trento (1558–1562), Trento 1883.
12 Si veda alla nota 4.

cristiana. Si tratta di una dinamica che fa parte dell'immaginario collettivo italico (ebrei e denaro, accoppiata immediatamente percepita come necessaria, foriera di un inesaurito pregiudizio antisemita), e la ricerca di conferme documentarie a questa impostazione condusse alla realizzazione di studi e interi volumi fortemente influenzati da questa prospettiva. Non si può certo dire che Roth limitasse il suo lavoro a questo, ma di fatto le sue fonti lo spingevano in questa direzione, ragion per cui per decenni la vicenda degli ebrei a Venezia fu indissolubilmente legata alla storia dei tre banchi di prestito istituiti nel ghetto a partire dal 1516. A ciò si aggiungeva una visione di tipo „nazionale" (era il 1933), che faceva scrivere al giovane Arnaldo Momigliano in una celeberrima recensione al testo di Cecil Roth che la storia degli ebrei di Venezia era in qualche misura un tassello di una vicenda più ampia e collettiva: „la formazione della coscienza nazionale italiana degli ebrei – scriveva il giovane storico piemontese – è parallela alla formazione della coscienza nazionale nei piemontesi o nei napoletani o nei siciliani: è un momento dello stesso processo e vale a caratterizzarlo";[13] e così il libro di Roth diventava un altro mattoncino, utile alla costruzione della nazione organica a cui il fascismo mirava da tempo. Nel 1933 questa costruzione ancora includeva gli ebrei, ma solo cinque anni dopo le prospettive, come sappiamo, mutarono in maniera drammatica.

Passò la guerra, trascorsero diversi decenni. Fra gli anni '50 e anni '60 erano apparsi alcuni articoli su aspetti particolari della presenza ebraica in Laguna, ma non si poteva parlare dell'avvio di una vera e propria nuova stagione di ricerche. A metà degli anni '70, tuttavia, le prospettive erano decisamente mutate. Sorgevano nuove generazioni di studiosi sia italiani sia soprattutto statunitensi, che interrogavano le fonti archivistiche ponendo nuove domande e ampliando la prospettiva cronologica. Non più solo una storia limitata nel tempo dei ghetti veneziani (1516–1797), ma con un prima e con un dopo. A questo si aggiungevano nuovi approcci: la storia sociale, che tentava di dare forma concreta agli apparentemente freddi dettati delle condotte dei banchi o a quelle che regolamentavano le attività commerciali degli ebrei del Levante o dei Ponentini. Non più solo numeri, ma attenzione alla società, ai rapporti fra maggioranza e minoranza. Gli anni '70 erano certo un periodo segnato da nuove dinamiche politiche, e la storiografia delle „Annales" francesi esercitava appieno la sua influenza contribuendo a spingere i giovani studiosi ad aprire nuovi capitoli su una storia che sembrava già raccontata. Compaiono così alcuni contributi fondamentali: Marino Berengo rompe il tabù storiografico della fine del ghetto iniziando a raccontare una storia degli ebrei nel dopo-ghetto con il suo intervento su „Gli ebrei veneti nelle inchieste austriache della Restaurazione",[14] seguito qualche anno più tardi da Giorgio

13 A. Momigliano, Recenzione a Cecil Roth, Gli ebrei in Venezia, in: La Nuova Italia, 20. 4. 1933, pp. 142 sg., ristampa in: Id., Pagine ebraiche, Torino 1987, pp. 237–239.

14 M. Berengo, Gli ebrei veneti nelle inchieste austriache della Restaurazione, Tel Aviv 1972 (Michael. On the History of the Jews in the Diaspora, 1), pp. 9–37.

Cecchetto con „Gli ebrei a Venezia durante la III dominazione austriaca".[15] Carla Boccato dà voce e volto a una donna ebrea, Sara Copio Sullam, che non ha nulla a che fare con i banchi di prestito, ma vive e anima salotti letterari misti di ebrei e cristiani nella Venezia del Seicento.[16] Parallelamente, il giovane Reinhold C. Mueller retrodata in maniera drammatica il rapporto degli ebrei con la repubblica di Venezia scrivendo proprio sulle „Annales" il suo articolo fondamentale su „Les prêteurs juifs de Venise au Moyen Age".[17] Mueller non era una meteora: si trattava dell'allievo più attivo di quel F. C. Lane che andava producendo una nuova „Storia di Venezia" che cambiava ampiamente la prospettiva storiografica sulla repubblica marinara.[18] Bisogna infatti ricordare che anche la storia di Venezia (per non limitarsi ai suoi ebrei) era andata trasformandosi in quegli anni e si era allontanata decisamente dalle solide ma un po' vetuste prospettive diplomatiche della Storia di Venezia di Roberto Cessi.[19] In quei produttivi anni '70 numerosi altri giovani studiosi aprivano nuovi capitoli di ricerca, lavorando con intensità su quell'enorme e ineguagliabile fonte di informazioni rappresentata dall'Archivio di Stato di Venezia. Benjamin Ravid iniziava in quel periodo a scrivere la lunga serie di articoli che, dopo quattro decenni di scrittura, rappresentano nel loro insieme forse la più completa storia economica degli ebrei a Venezia.[20] E all'inizio degli anni '80 Brian Pullan iniziava ad occuparsi di un nuovo soggetto antropologico, quei marrani che popolarono la città lagunare e i suoi territori per oltre due secoli e che furono oggetto delle attenzioni del tribunale dell'inquisizione. Ancora una volta lo sguardo degli studiosi andava mutando: non più solo ebrei, non più solo veneziani cristiani, con le loro identità „certe", ma l'apertura di un complesso capitolo sulla „confusione delle identità", che ragionando sulle vicende storiche veneziane dell'età moderna parlavano ai contemporanei e al crollo delle loro certezze. Pullan, quindi, con il suo „The Jews of Europe and the Inquisition of Venice, 1550–1670",[21] che forse per la prima volta restituiva a Venezia e alla sua repubblica il ruolo centrale che le spettava storicamente nella realtà europea. E poi Pier Cesare Ioly Zorattini, che approfondiva l'argomento offrendo al lettore la comoda (e ampiamente saccheggiata)

---

**15** G. Cecchetto, Gli ebrei a Venezia durante la III dominazione austriaca, in: Ateneo Veneto 13 (1975), n. 2.

**16** Si vedano almeno i seguenti articoli: C. Boccato, Un episodio della vita di Sara Copio Sullam: il Manifesto dell'Immortalità dell'anima, in: Rassegna mensile di Israel 39 (1973), pp. 633–646; Id., Lettere di Ansaldo Cebà, genovese, a Sara Copio Sullam, poetessa del Ghetto di Venezia, in: Rassegna mensile di Israel 40 (1974), pp. 169–191; Id., Un altro documento inedito su Sara Copio Sullam: il „Codice di Giulia Soliga" (con due illustrazioni), in: Rassegna mensile di Israel 40 (1974), pp. 304–316.

**17** R. C. Mueller, Les prêteurs juifs de Venise au Moyen Age, Annales, Économies, Societé, in: Civilisations 30 (1975), pp. 1277–1302.

**18** F. C. Lane, Storia di Venezia, Torino 1978 (rist. 1991).

**19** R. Cessi, Storia della Repubblica di Venezia, Milano/Messina 1944–1946.

**20** Cf. fra l'altro R. Davis/B. Ravid (ed.), The Jews of Early Modern Venice, Baltimore-London 2001.

**21** B. Pullan, The Jews of Europe and the Inquisition of Venice, 1550–1670, Totowa 1983 (tradotto in italiano: Gli ebrei d'Europa e l'Inquisizione a Venezia dal 1550 al 1670, Roma 1985).

fonte dei „Processi del S. Uffizio di Venezia contro ebrei e giudaizzanti".[22] Un ambito cronologico limitato, ma una documentazione potente, che poneva interrogativi nuovi a chi era abituato a leggere il mondo nella comoda prospettiva delle identità religiose e nazionali certe.

Gli anni '80, quindi, si aprivano con un'ulteriore maturazione a livello storiografico, e con conseguenti e inevitabili mutamenti di prospettiva. Erano – va detto per chiarezza – anni in cui si andava iniziando una nuova riflessione anche interna alla comunità ebraica veneziana. Ridotta nei numeri, ma attiva protagonista di una lenta rinascita e trasformazione dell'intera città, la comunità aveva intrapreso alcuni passi importanti. Aveva spostato i suoi uffici amministrativi all'interno del Ghetto, con la dichiarata intenzione di dare nuova centralità a quel luogo ormai periferico. Aveva istituito un comitato per la valorizzazione del patrimonio monumentale ebraico (le sinagoghe e il cimitero del Lido di Venezia), in stretta collaborazione con i comitati internazionali che si andavano attivando in quegli anni per il restauro di chiese e palazzi lagunari.[23] Aveva inaugurato la serie delle „Giornate di Studio" dedicate alla storia degli ebrei di Venezia. Aveva deciso di modernizzare e rendere più funzionale il museo ebraico aprendo nuove stanze e un percorso che comprendeva la visita alle cinque sinagoghe in Ghetto Nuovo e in Ghetto Vecchio. Si era inoltre spinta a sperimentarsi con l'arte contemporanea, accogliendo la proposta dallo scultore Arbit Blatas, allievo di Picasso, di realizzare un monumento alle vittime dell'Olocausto proprio su uno dei muri che circondano il campo del Ghetto Nuovo. Una nuova attenzione allo spazio urbano del ghetto, che era stata accompagnata dalla comparsa di alcuni contributi di ricerca storica maggiormente indirizzati al patrimonio monumentale e ai mutamenti della topografia dell'area. Il primo ad esercitarsi su questo soggetto era stato l'architetto David Cassuto, che aveva prodotto le sue „Ricerche sulle cinque sinagoghe (scuole) di Venezia: suggerimenti per il loro ripristino".[24] Giorgio Carletto aveva lavorato nuovamente sulle fonti archivistiche producendo per i tipi della gloriosa e pionieristica casa editrice Carucci il suo „Il ghetto veneziano nel '700 attraverso i catastici".[25] Questa rinnovata attenzione per le vicende dell'ebraismo veneziano che ormai comprendevano sguardi multiformi riservati alla realtà economica, sociale, architettonica e culturale (erano comparsi i primi contributi sull'editoria ebraica a Venezia) non poteva lasciare indifferente quella autentica fucina storiografica che all'inizio degli anni '80 era il Dipartimento di Studi Storici dell'Università

22 P.C. Ioly Zorattini, Processi del S. Uffizio di Venezia contro ebrei e giudaizzanti (14 vol.), Firenze 1980–1999.

23 Il prodotto editoriale più notevole furono i due volumi a cura di A. Luzzatto, La comunità ebraica di Venezia e il suo antico cimitero, Milano 2000, curati in verità da Cesare Vivante, uno dei più attivi animatori della ricerca storica sull'ebraismo veneziano.

24 D. Cassuto, Ricerche sulle cinque sinagoghe (scuole) di Venezia: suggerimenti per il loro ripristino, Gerusalemme 1978.

25 G. Carletto, Il ghetto veneziano nel '700 attraverso i catastici, Roma-Assisi 1981.

Ca' Foscari di Venezia. Un ambiente in cui l'attenzione dei ricercatori a una riscrittura della storia della Serenissima che prescindesse dal suo mito e si confrontasse con la ricca documentazione archivistica, in gran parte ancora da esplorare, si mescolava in maniera proficua con la presenza di storici, da Gaetano Cozzi a Marino Berengo a Reinhold C. Mueller, che avevano in più occasioni dimostrato un'attenzione non episodica al ruolo che la minoranza ebraica aveva giocato nella generale vicenda storica della repubblica. Questo interesse aveva spinto ad organizzare presso la Fondazione Giorgio Cini nel giugno del 1983 quello che a tutti gli effetti rimane il convegno storico più ricco e produttivo di sempre sulla presenza ebraica a Venezia, i cui atti vennero pubblicati con il titolo „Gli ebrei e Venezia".[26] Un'opera collettiva che rappresentava il definitivo superamento di Roth, e nel contempo l'apertura di una rinnovata e intensa stagione di studi che conobbe una quasi immediata eco in Israele con il volume collettaneo a cura di Daniel Carpi, „Between Renaissance and Ghetto".[27]

In quegli stessi anni la Comunità ebraica di Venezia decideva di istituire la Biblioteca Archivio „Renato Maestro", offrendo agli studiosi un nuovo strumento dedicato alla ricostruzione delle vicende storiche dell'ebraismo veneziano e inventariando in maniera professionale, grazie al lavoro di Eurigio Tonetti, l'archivio della vecchia Fraterna di Culto e Beneficienza.[28] Si trattò di una scelta necessaria, a fronte di una visibile ripresa degli studi che si andava muovendo in diverse direzioni. Non si trattava infatti più solamente di affrontare sul piano scientifico un lavoro di ricerca sui rapporti fra Venezia e i suoi ebrei, ma si trattava anche di rispondere alla curiosità e all'interessamento di un pubblico sempre più ampio e non specialistico. Fu questo il senso della produzione di alcuni testi di alta e altissima divulgazione, che pur mantenendo un buon rigore scientifico utilizzavano un linguaggio decisamente più adatto ai sempre più numerosi visitatori del Ghetto, ai quali si aggiungeva un variegato pubblico non ebraico che si dimostrava sempre più cosciente dell'impossibilità di conoscere la storia della città lagunare senza avere almeno una conoscenza generale della storia della sua comunità ebraica. Venne così pubblicato il primo catalogo del museo ebraico, a cura di Giovannina Reinisch Sullam.[29] E vennero dati alle stampe due testi di grande diffusione come il libro di Riccardo Calimani, „Storia del Ghetto di Venezia" e quello di Umberto Fortis, „Il ghetto sulla laguna".[30] Si trattò di un'intera stagione di rinnovamento, che produsse il definitivo sdoganamento di una vicenda storica che

**26** Gli Ebrei e Venezia, secoli XIV–XVIII. Atti del convegno internazionale organizzato dall'Istituto di storia della società e dello stato veneziano della Fondazione Giorgio Cini, Venezia 5–10 giugno 1983, a cura di G. Cozzi, Milano 1987.

**27** D. Carpi, Between Renaissance and Ghetto. Essays on the History of the Jews in Italy in the 14th and 17th Century, Tel Aviv 1989.

**28** Cfr. E. Tonetti, Inventario dell'archivio della comunità israelitica di Venezia, Venezia 1984.

**29** G. Reinisch Sullam, Il ghetto di Venezia, le sinagoghe e il museo, Roma 1985.

**30** R. Calimani, Storia del Ghetto di Venezia, Milano 1985 (tradotto in numerose lingue e in numerose edizioni successive); U. Fortis, Il ghetto sulla laguna, Venezia 1987.

non poteva più essere relegata a narrazione etnica di una piccola comunità chiusa, ma che si era ormai affermata come tassello fondamentale della più ampia storiografia dedicata alla realtà veneziana e veneta. Da allora in avanti si moltiplicarono a dismisura gli articoli specialistici e i volumi dedicati alla realtà ebraica veneziana, tanto da rendere praticamente impossibile all'autore di queste note il compito di delineare con compiutezza gli sviluppi storiografici degli ultimi tre decenni. Si vennero stabilendo alcuni punti fermi che sono divenuti ineludibili per chiunque voglia inoltrarsi in questa dinamica. Innanzitutto l'idea acquisita che la storia degli ebrei è parte integrante della storia della città: un fatto che determinò alcuni episodi come l'inclusione di un capitolo specifico dedicato all'educazione ebraica ottocentesca nel catalogo di una bella mostra a cura di Nadia Filippini dedicata a „La scoperta dell'infanzia",[31] o l'inclusione di intere sezioni dedicate agli ebrei nella monumentale „Storia di Venezia" edita in numerosi volumi dall'Enciclopedia Treccani.[32] In secondo luogo si fece spazio l'idea che fosse possibile affrontare la storia della presenza ebraica a Venezia non necessariamente pretendendo di raccontarla nel suo complesso, bensì mantenendo un taglio specialistico legato a diverse discipline scientifiche. Nascono così i numerosi contributi legati alla storia urbanistica, che vedono nella dinamica veneziana un *case study* interessante a livello europeo. Ennio Concina, Ugo Camerino e Donatella Calabi scrivono così il loro „La città degli ebrei. Il ghetto di Venezia, architettura e urbanistica",[33] a cui seguono numerosi altri articoli specialistici che condurranno infine alla realizzazione dell'ultimo volume, sempre scritto da Donatella Calabi, „Venezia e il Ghetto. Cinquecento anni del ‚recinto degli ebrei'".[34] Vengono prodotti allo stesso modo volumi di grande interesse e originalità legati alla storia della cultura, con una attenzione sempre crescente per alcune figure centrali come i rabbini seicenteschi Leone Modena e Simone Luzzatto, che hanno meritato l'attenzione degli studiosi che hanno loro dedicato numerosi convegni e un numero consistente di saggi scientifici in diverse lingue. La stessa questione della lingua assume un peso specifico proprio: l'interesse per la dimensione sociale e popolare della vita dei ghetti veneziani ha condotto alla scrittura di testi specifici sulla parlata giudaico-veneziana,[35] e negli ultimi anni ha spinto uno studioso autodidatta come Edoardo Gesuà Sive Salvadori a produrre alcuni studi di grande interesse e supportati da un'ottima documentazione

31 Cf. il capitolo „Assistere ed educare. Iniziative pubbliche e private", in: La scoperta dell'infanzia. Cura educazione e rappresentazione, Venezia 1750–1930. Catalogo della mostra tenutasi presso l'Istituto Provinciale per l'Infanzia Santa Maria della Pietà di Venezia – Fondazione Querini Stampalia (ex Istituto degli Esposti) di Venezia dal 24 dicembre 1999 al 20 febbraio 2000, cura di N. Filippini e T. Plebani, Venezia 1999.

32 Storia di Venezia, Enciclopedia Treccani, 15 vol., 1990–2007.

33 E. Concina/U. Camerino/D. Calabi, La città degli ebrei. Il ghetto di Venezia, architettura e urbanistica, Venezia 1991.

34 D. Calabi, Venezia e il Ghetto. Cinquecento anni del „recinto degli ebrei", Torino 2016.

35 U. Fortis/P. Zolli, La parlata giudeo-veneziana, Roma-Assisi 1979.

sulla vita di alcune famiglie del Ghetto fra Ottocento e Novecento.[36] Una Comunità ebraica, quella moderna e contemporanea, non necessariamente legata alla struttura fisica del Ghetto e che pure ha meritato l'attenzione specialistica di studi dedicati a sue particolari dinamiche. Emergono in particolare il volume a cura di Renata Segre su „Gli Ebrei a Venezia 1938–1945. Una comunità tra persecuzione e rinascita" scritto a supporto della grande mostra organizzata a cinquant'anni dalla fine della seconda guerra mondiale,[37] e lo studio di Simon Levis Sullam, „Una comunità immaginata. Gli Ebrei a Venezia (1900–1938)",[38] che affrontava con un taglio storiografico decisamente coraggioso il periodo immediatamente precedente all'epoca delle persecuzioni razziali. Non mancano nel panorama dei contributi offerti alla conoscenza storica dei differenti aspetti delle vicende ebraiche veneziane numerosi articoli e saggi scritti in lingua ebraica dagli storici israeliani. Si tratta di un ulteriore approccio particolare, che si aggiunge all'articolazione disciplinare che abbiamo tentato di descrivere nelle pagine precedenti. La questione delle competenze linguistiche apre infatti un capitolo solo in parte risolto sulla possibilità o meno di tentare una scrittura complessiva delle vicende della comunità ebraica veneziana, e più in generale della storia degli ebrei. Se è infatti innegabile che la maggior parte dei documenti a disposizione degli storici per descrivere la dinamica delle relazioni economiche, sociali, politiche e religiose sono stati composti nel tempo in lingua latina, italiana o veneta (il che richiede competenze linguistiche e paleografiche specifiche, non sempre alla portata di tutti), è anche vero che sono molti i documenti prodotti in lingua ebraica (responsa, testi di preghiera, registri contabili, quaderni-*pinkassìm* di singole comunità sinagogali, testi di letteratura religiosa e filosofica, poesie, iscrizioni funerarie ecc.) che richiedono altre specifiche competenze linguistiche e paleografiche, quasi mai condivise dagli studiosi non ebrei e/o non israeliani. Il rischio che si è corso e che – temo – si corra, è quello di andare nella direzione della scrittura di due storie parallele che solo raramente si incontrano (ad esempio in casi virtuosi, ma ormai rari, di studiosi del calibro di Robert Bonfil, Daniel Carpi, David Malkiel o Asher Salah); due gruppi di studiosi portatori di competenze specifiche di sicuro livello, ma che rimangono sostanzialmente ignari e ignoranti di tutto quell'ambito storico fatto di documentazione la cui lingua è misconosciuta. I nuovi sviluppi nella produzione storiografica relativa agli ebrei di Venezia dovranno tenere nel giusto conto questa difficoltà oggettiva, creando occasioni di confronto che consentano alle competenze di incontrarsi e parlarsi. Sarà in questo modo possibile allargare la riflessione conducendola al di fuori dei rigidi schemi topografici (il Ghetto), cronologici (dalle prime condotte alla fine della Repub-

**36** E. G. Sive Salvadori, Documenti e immagini di una famiglia e della realtà ebraica veneziana tra Ottocento e Novecento, Venezia 2013.

**37** Gli Ebrei a Venezia 1938–1945. Una comunità tra persecuzione e rinascita, a cura di R. Segre, Venezia 1995.

**38** S. Levis Sullam, Una comunità immaginata. Gli Ebrei a Venezia (1900–1938), Milano 2001.

blica) e geografici, assegnando la giusta collocazione a una storia che non è quella degli ebrei che abitarono un piccolo gruppo di isole lagunari, ma quella di una comunità animatrice di un centro internazionale come fu Venezia, punto di incontro di esperienze politiche, sociali, culturali e umane che non mancarono di riflettersi sulla comunità ebraica meno localistica della storia dell'ebraismo.

## Tagungen des Instituts

# Southern Italy as Contact Area and Border Region during the Early Middle Ages

## Religious-Cultural Heterogeneity and Competing Powers in Local, Transregional and Universal Dimensions

Der italische Süden des Frühmittelalters ist räumlich, politisch ebenso wie im weiteren Sinne kulturell schwer fassbar. Noch heute ist das Bild des ‚Mezzogiorno' wesentlich durch Meistererzählungen des 19. Jh. geprägt, die kritisch zu hinterfragen und schrittweise zu revidieren Bestreben der neueren Forschung ist. Vor diesem Hintergrund untersuchte die Tagung „Süditalien als Kontakt- und Grenzregion im Frühmittelalter" und stellte dabei „[r]eligiös-kulturelle Heterogenität und konkurrierende Mächte in lokalen, transregionalen und universalen Dimensionen" ins Zentrum des Interesses.

Der von der DFG geförderte, internationale Kongress tagte vom 4. bis 6. April 2016 am Deutschen Historischen Institut in Rom und wurde gemeinsam mit dem Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften der Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg veranstaltet. Kooperationspartner waren die Regesta Imperii der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz und die Regesta Pontificum Romanorum der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.

Nach Grußworten von Martin Baumeister (Rom) führten die Veranstalter Klaus Herbers (Erlangen) und Kordula Wolf (Rom) in das Tagungsprogramm ein und stellten dessen Konzeption mit übergreifenden Leitfragen vor. Anliegen der Konferenz sei es zum einen, den Forschungsstand aus verschiedenen nationalen und disziplinären Perspektiven heraus zu bilanzieren, um zum anderen gemeinsam über neue Tendenzen zu reflektieren, die sich sowohl aus den historiographischen Traditionen als auch aus aktuellen theoretischen Diskursen ergeben. Hervorzuheben sind dabei raumtheoretische Ansätze, die auffordern, räumliche, sozio-kulturelle und politische Konfigurationen, deren Zugehörigkeiten und Wahrnehmungen zu hinterfragen.

Ausgehend von der Frage, ob und inwieweit Süditalien als Teil verschiedener Mittelmeerräume angesehen werden kann, diskutierte die erste, von Nikolas Jaspert (Heidelberg) geleitete Sektion multiperspektivisch die Rolle Süditaliens zwischen der byzantinischen, lateinischen und islamischen ‚Welt'. In diesem Kontext stellte Lutz Berger (Kiel) verschiedene Konzepte des Begriffs „Empire" vor und setzte Konstruktionen von Zentrum und Peripherie in Bezug zu frühmittelalterlichen Konstellationen in muslimisch dominierten Regionen – vor allem des westlichen Mittelmeerraums. Maßgeblich waren hierbei unter anderem Gabriel Martinez-Gros' Interpretation von Ibn Khaldūn und die Weltsystem-Theorie von Immanuel Wallerstein, aber auch weitere Modelle wie das des „Trading Empire". Besonders betonte Berger, dass islamische Herrschaften das Mittelmeer eher als Grenzregion, den Indischen Ozean hingegen als Zentrum betrachtet hätten. Rudolf Schieffer (Bonn) legte anschließend dar, dass und warum Süditalien nie Teil des Fränkischen Reiches geworden sei. Die

QFIAB 96 (2016) — DOI 10.1515/qfiab-2016-0022

Karolinger seien jeweils nur temporär an einer Intervention in dieser Region interessiert gewesen. Schieffer sieht vor allem in den Langobarden, Byzantinern, der römischen Kirche und kleineren lokalen Herrschaften Süditaliens wichtige Akteure für eine karolingische Süditalienpolitik, welche jedoch nie gezielt von fränkischer Seite aus betrieben worden sei. Von einer Mittelmeerpolitik der Karolinger könne demnach keine Rede sein. Ewald Kislinger (Wien) unterstrich in seinem Vortrag, dass Süditalien für das Byzantinische Reich vor allem eine Brückenfunktion erfüllte. Als Seemacht habe Byzanz Stützpunkte wie Sizilien verteidigen müssen, da sie eine wesentliche strategische Rolle zur Aufrechterhaltung der byzantinischen Thalassokratie gespielt hätten. Erst mit den massiven Angriffen von Seiten der „Sarazenen" auf Kreta und Sizilien sei ab den 820er Jahren die „balance of power" im Mittelmeerraum bedroht gewesen und habe zu einer Verschiebung des Fokus auf Apulien und Kalabrien geführt.

In seinem Abendvortrag ging Hugh Kennedy (London) auf unterschiedliche Vorstellungen von Grenzen und Grenzregionen aus arabisch-islamischer Perspektive ein. Anhand des „Kitāb al-Kharāǧ" (Buch über Steuerwesen und Staatsverwaltung) des für die Abbasiden tätigen Qudama b. Ǧa'far arbeitete Kennedy verschiedene Aspekte muslimischer Grenzperzeptionen und Grenzpolitik heraus. Er verdeutlichte in diesem Kontext auch, wie unterschiedlich das Verhältnis islamischer Herrschaft zu den jeweiligen Nachbarn bewertet wurde und dabei zwischen ökonomischen und ideologischen Motivationen changierte.

Die zweite, disziplinär breit gefächerte Sektion widmete sich unter Leitung von Amedeo Feniello (Rom) der muslimischen Präsenz in Süditalien und den sich daraus ergebenden kulturellen Transformationsprozessen. Vivien Prigent (Paris) befasste sich mit dem Desintegrationsprozess Siziliens als byzantinische Provinz zwischen dem 8. und 10. Jh. Er bezog hierfür umfassendes Material aus Archäologie, Hagiographie, Numismatik und Sphragistik ein und kontrastierte dieses mit mittelbyzantinischen historiographischen Texten. Unter Rückgriff auf das Modell von Zentrum und Peripherie strich Prigent dabei heraus, wie *Sikelia* unter dem Druck islamischer Eroberungen recht bald von Konstantinopel abfiel und auf lokaler Ebene neue Verbindungen mit den Eroberern einging. Islamische und jüdische Einflüsse in Sizilien untersuchte Alessandro Vanoli (Bologna) anhand ausgewählter Dokumente der Kairoer *genizah*, die Auskunft über medizinisches und pharmakologisches Wissen sowie heilkundliche Praktiken geben. Nachzuvollziehen sei hier einerseits eine „Arabisierung" medizinischer Praxis, andererseits eine Zunahme in Verfügbarkeit und Gebrauch bestimmter Ingredienzen, die in Zusammenhang stehe mit dem gesteigerten Einfluss muslimischen Handels. Deutlich wurde hier nicht zuletzt auch die Problematik, dass die Zuschreibungen „ebraico" und „arabo" kaum eindeutig bestimmbar und voneinander abgrenzbar sind. Dem islamisch-politischen Einfluss auf dem italienischen Festland wandte sich Marco Di Branco (Rom) zu. Anhand einer Neulektüre arabischer, griechischer und lateinischer Historiographie stellte er die bisher eher als Ausnahmeerscheinung betrachtete Etablierung Baris zum Emirat

in den weiteren Zusammenhang muslimischer Präsenz auf der Apenninhalbinsel und zeigte auf, dass auch in anderen Fällen nicht von spontanen Überfällen und Beutezügen die Rede sein könne. Darüber hinaus nahm Di Branco eine zeitliche Präzisierung der Einnahme Baris durch Khalfūn (zwischen August 847 und Ende 848) vor. Mit islamischen Plünderungs- und Beutezügen (*ghazawat*) beschäftigte sich Tommi P. Lankila (Princeton/Rom). Rund 300 Erwähnungen von *ghazawat* ermittelte Lankila auf der Basis historiographischer Quellen für die süditalienische Halbinsel sowie für Korsika, Sardinien und Sizilien. Mit Hilfe von Graphiken und Statistiken nahm er für seinen Betrachtungszeitraum vom 7. bis ins 11. Jh. eine Binnenperiodisierung der „Saracen raids" vor und unterschied dabei „private" und „offizielle" Überfälle, wobei er betonte, dass sich in den Darstellungen „christlicher" und „islamischer" Texte kaum Übereinstimmungen finden ließen. Annliese Nef (Paris) erweiterte den Blick um die Stellung Siziliens im zentralen Mittelmeerraum. Sie referierte über die Zeit der kalbidischen Herrschaft und zielte bei ihrer Darstellung auf eine Revidierung der Annahme, das kalbidische *Siqilliya* sei als ein vom fatimidischen Kalifat unabhängiges und eigenständiges Emirat zu begreifen. Sie führte für ihre Argumentation kartographisches und historiographisches Material zusammen und strich heraus, dass weder die Fatimiden die Zugehörigkeit Siziliens zu ihrem Kalifat jemals in Frage gestellt, noch die Insel selbst diese angezweifelt hätte. Des Weiteren betonte Nef einmal mehr die enge Verbindung von *Ifrīqiya* und *Siqilliya*. Aus archäologischer Perspektive analysierte Lucia Arcifa (Catania) innere Dynamiken während der frühen islamischen Zeit in Sizilien und ging dabei vor allem auf neue Grabungsergebnisse im Flußtal von Platani (zwischen Palermo und Agrigent) ein. Materielle Befunde zeigen, wie dieses als Wasserscheide eine innere Grenze zwischen den bereits sehr früh von Muslimen besiedelten Gebieten im Westen der Insel und den noch länger von der byzantinischen „Hauptstadt" Syrakus aus kontrollierten Territorien im Osten bildete.

Die dritte Sektion, welche von Vivien Prigent (Paris) moderiert wurde, konzentrierte sich wiederum auf lokal-politische Dynamiken in Süditalien im Kontext griechisch-byzantinischer Einflüsse und Herrschaftsansprüche. Eröffnet wurde dieses Feld von Jean-Marie Martin (Rom/Paris) mit einem Vortrag zu den Muslimen im byzantinischen Süditalien und den kampanischen Dukaten. Martin rekonstruierte das Tableau politischer Interaktionen, struktureller Verwaltungseinheiten und deren lokaler Untergliederung. Dabei zeichnete er nach, wie sich der Einfluss der Muslime in Süditalien mehrte – bereits zu Beginn des 10. Jahrhunderts waren sizilische *ṭari* bis nach Neapel nachweisbar. Das griechische Kalabrien büßte in diesem Zuge bald an Bedeutung für die Byzantiner ein, wohingegen Apulien zu ihrem wesentlichen Bezugspunkt wurde und dies, obwohl Apulien seine langobardische Verwaltung beibehielt. Martin wies damit auf, wie sich im Falle Süditaliens geopolitische Faktoren gegenüber der Verwaltungsorganisation als handlungsbestimmend erwiesen. Einen theoretischen Impuls lieferte Federico Marazzi (Neapel), der den süditalienischen Raum und dessen Kontakte zu angrenzenden Territorien in der bedeutenden Transformationsphase des 8. und 9. Jh. unter Bezugnahme auf die viel diskutierte Pirenne-

These untersuchte. Marazzi ging nicht nur auf politische Dynamiken, sondern zumal auf ökonomische Faktoren und Kontakte ein. Er beschrieb Süditalien dabei als multipolare Peripherie und strich heraus, wie sich lokale Handelsnetzwerke etablierten, womit er zum einen gegen den in der Historiographie häufig essentialistisch verwendeten Begriff des ‚Mezzogiorno' und zum anderen gegen eine Geschichte des ökonomischen Niederganges argumentierte. Annick Peters-Custot (Nantes) diskutierte anhand der sogenannten *Italo-Greci* die Rolle Süditaliens zwischen dem lateinischen und dem byzantinischen Kaiserreich. Mit dem Bemühen Ottos III. um eine *renovatio imperii* und damit einer verstärkten *romanitas* habe zwischen Italo-Griechen und dem westlichen Kaiser ebenso wie mit Rom eine Annäherung stattgefunden. Die reziproke Frage nach Selbstverständnis und Zugehörigkeit beantwortete Peters-Custot mit dem Begriff der „duplicità", einer Zweifachheit, welche eine Zweideutigkeit zwischen altem und neuen Rom erlaube. Claudia Alraum (Erlangen) stellte in ihrem Vortrag heraus, dass ein päpstliches Eingreifen in die Kirchenhierarchie, Wahlen oder Rechtsprechung im Süditalien des 8. und 9. Jh. vor allem in den Regionen Benevent, Capua und Gaeta festzustellen sei. Fragen der kirchlichen Jurisdiktion seien jedoch nur in einem Bruchteil der überlieferten päpstlichen Kommunikation behandelt worden. Die Quellen ließen zudem erkennen, dass nur wenige Kontakte der Päpste in weiter entfernte Regionen Süditaliens wie Kalabrien, Apulien oder Sizilien festzustellen seien. Judith Werner (Erlangen) erklärte am Beispiel des päpstlichen (Re-)Agierens in Süditalien, wie die Neuedition von Philipp Jaffé's „Regesta Pontificum Romanorum" – dessen erste drei Bände noch 2016 erscheinen werden – von Historikern genutzt werden könne. Anhand von Papstbriefen für die Region Süditalien zeigte Werner auf, dass der Einfluss der Rezipienten auf Form und Inhalt maßgeblicher war als bisher angenommen. Dieses Phänomen habe vor allem gegen Ende des Frühmittelalters zugenommen.

Die vierte Sektion, moderiert von Irmgard Fees (München), warf abschließend einen Blick auf lateinische Konfigurationen von Macht auf der süditalienischen Halbinsel. Einen Einblick in ihre Forschung über das langobardisch-meridionale Italien des 8. und 9. Jh. gewährte Giulia Zornetta (St. Andrews/Padua). Sie betonte die zweifache Stellung Süditaliens als Peripherie kaiserlicher Gebiete und stellte die Rolle als Grenzregion heraus, wobei sie Übernahmen und Abgrenzungen anhand von herrscherlicher Repräsentation untersuchte. Anhand des Herzogtums von Benevent veranschaulichte sie, dass dieses sich um die Behauptung und Darstellung unabhängiger Herrschaft bemühte. Neben der Betonung von Unabhängigkeit und langobardischen Traditionen wies Zornetta allerdings auch auf ein ambivalentes Bemühen um kaiserliche Anerkennung hin. Veronika Unger (Erlangen) analysierte die Beziehungen zwischen Johannes VIII. und kleineren lokalen Herrschaften Süditaliens. Eine gezielte Süditalienpolitik im Sinne eines wirtschaftlichen oder militärischen Eingreifens sei nicht festzustellen. Unger sah die Hauptmotivation des Papstes darin, die „Sarazenengefahr" – mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln – einzudämmen. Aktive Maßnahmen wie Geldschenkungen oder Exkommunikationen hätten immer

im Zusammenhang mit der „Sarazenenpolitik" gestanden. Clemens Gantner (Wien) beschäftigte sich in seinem Referat mit den Beziehungen Ludwigs II. mit dem Byzantinischen Reich und den „Sarazenen". Laut Gantner hätten byzantinische Einflüsse für Ludwig II. zu Beginn seiner Herrschaft noch eine wichtige Rolle gespielt und in engem Zusammenhang mit der erstarkenden muslimischen Macht in Süditalien gestanden. Anhand des sogenannten „Kaiserbriefes" und der überlieferten Texte zu den Heiratsverbindungen der Karolinger nach Byzanz und ins Langobardenreich zeichnete er Motive für Ludwigs Eingreifen in Süditalien nach. Klaus Herbers (Erlangen) zeigte auf, dass Reaktion und Verteidigung die Hauptursachen für ein päpstliches militärisches Vorgehen gegen die Muslime gewesen seien. Nur in vereinzelten Fällen lasse sich ein aktives militärisches Vorgehen Hadrians I. im Sinne eines *bellum iustum* nachweisen. Symbolik, Gebet und Liturgie seien päpstliche „Waffen" gewesen, worüber Gebete an den Apostelgräbern für den Sieg der Christen Zeugnis ablegten. Strafe und Belohnung der christlichen Kämpfer seien die wesentlichen Motivationsgründe für christliche Kämpfer im Auftrag des Papstes gewesen.

Die abschließende Diskussion wurde durch Jochen Johrendt (Wuppertal) und Daniela Rando (Padua) eingeleitet, indem zunächst eine Zusammenfassung der einzelnen Sektionen unter besonderer Herausstellung der fokalen Punkte gegeben wurde. Dabei sei zumal das Beziehungsgefüge von Politik und Macht von den Vortragenden in den Vordergrund gerückt und vorrangig unter Bezugnahme auf das Konzept „Zentrum und Peripherie" analysiert worden. Fragen nach Kultur, Identität oder Selbstdeutung seien hingegen weniger beachtet worden. Vielleicht hätte die Einbeziehung dieser und anderer Aspekte (wie beispielsweise eine eingehendere Kontextualisierung bestimmter Texte oder eine stärkere Einbeziehung materieller Befunde) einen Perspektivwechsel ermöglicht. Kritisch reflektiert wurden des Weiteren Konzepte und Termini der Forschung, auf die bereits im Titel der Tagung Bezug genommen wurde. Dabei traten disziplinäre und sprachliche Prägungen unterschiedlicher Wissenschaftskulturen deutlich hervor, die auch das Plenum zur Diskussion anregten. Dem Anliegen der Organisatoren, einen Beitrag zum Überdenken von historiographischen Traditionen zu leisten, dürfte nicht zuletzt damit nachgekommen sein.

Theresa Jäckh, Thomas Kieslinger

# Anarchism in Culture

## Reassessing the Influence of a Manifold Libertarian Concept on European Modernity (1820s–1930s)

Im langen 19. Jh. entwickelte der Anarchismus widersprüchliche Eigenschaften und eine vielfältige historische Gestaltungskraft. In Anknüpfung an ihr 2013 abgeschlossenes Dissertationsprojekt, das Anarchismus und Sprachphilosophie am Beispiel deutsch-jüdischer Bürgersöhne im Fin de Siècle untersuchte, organisierte Carolin Kosuch (Rom) einen Internationalen Workshop zur Ideen- und Kulturgeschichte des Anarchismus. Die dezidiert interdisziplinär konzipierte Veranstaltung fand vom 7. bis 9. September 2016 am Deutschen Historischen Institut in Rom (DHI Rom) statt und wurde durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützt. Ziel des Workshops war es, die polyvalenten Theorien, die umfassenden Aktivitäten und unterschiedlichen Reaktionen zu analysieren, die der anarchische Nonkonformismus im 19. und 20. Jh. hervorbrachte. Das Thema „Anarchism in Culture" bot sich nicht nur wegen seiner politik- und kulturgeschichtlichen Relevanz an, sondern auch, weil die aktuelle Forschung die Geschichte des Anarchismus im Zusammenhang mit Gender und Global Studies neu perspektiviert hat. Die breit gefächerten inhaltlichen Schwerpunkte des Workshops bezogen sich auf die Verflechtungen der „anarchischen Freiheit" mit Kunst, Wissenschaft, Religion, Anti-Kapitalismus, Pädagogik, Literatur, Philosophie und Wirtschaftstheorie.

In seinem Grußwort unterstrich Martin Baumeister (Rom) das epochenübergreifende Erklärungspotential der Geschichte des Anarchismus. Der Direktor des DHI Rom wies darauf hin, dass die Untersuchung dieser anti-autoritären Ideologie aufschlussreich sein kann, um sowohl neuere Forschungsschwerpunkte wie die Global South Studies zu erproben, als auch traditionelle Narrationen zur Entstehung der Moderne zu hinterfragen. Ausgehend von der Geschichte des spanischen Anarchismus stellte Baumeister fest, dass die historische Bedeutung dieser transnational zirkulierenden Hybridkultur nicht unterschätzt werden sollte.

Einleitend hob Carolin Kosuch (Rom) deutlich hervor, dass die Geschichte des Anarchismus lange Zeit dem Rahmen zweier dichotomer Interpretationsmuster verhaftet blieb. Auf der einen Seite dämonisierten die Gegner des anarchischen Nonkonformismus die rebellische Utopie als Quelle von Gewalt und Unordnung. Zum anderen wurde der Anarchismus von seinen Sympathisanten unkritisch und teilweise vorbehaltlos unterstützt. Um diese Dichotomie zu überwinden sei es notwendig, den Anarchismus als einen transnationalen und hybriden Diskurs zu definieren. Die aktuelle Forschung habe überzeugend dargelegt, dass die Artikulationsstärke anarchischer Ideen heterogene Theorien und Akteurskonstellationen umfasse. Die anarchische Freiheit generierte, so lautete die Ausgangshypothese des Workshops, ein kreatives nonkonformistisches Klima, das zwischen 1820 und 1930 dem kulturel-

len und politischen Leben der europäischen und atlantischen Welt starke Impulse gab.

Das erste Panel fokussierte das anarchische Denken im Bereich der Philosophie, der Literatur und der Rechtswissenschaft. In ihrem Vortrag über den französischen Soziologen Pierre-Joseph Proudhon fragte Anne-Sophie Chambost (Saint-Étienne) nach dem scheinbaren Gegensatzpaar Anarchismus und Ordnung. In seinen breitenwirksamen Schriften habe Proudhon eine umfassende Gesellschafts- und Politikreform postuliert, die zwar anti-staatlich und anti-autoritär konzipiert gewesen sei, jedoch nicht die Herrschaft von Chaos und Utopie als Alternative zum kapitalistischen System in Aussicht gestellt habe. Vielmehr sei der französische Soziologe auf der Suche nach einem komplexen Äquilibrium zwischen Anarchismus und gesetzlicher Ordnung gewesen. Ausgehend von seinen Theorien zur sozialen und politischen Macht habe Proudhon ein Gesetz bzw. eine Gerechtigkeit ohne Staat imaginiert. Er plädierte für eine institutionelle und gesellschaftliche Neuordnung mit ausgeprägten föderalistischen, mutualistischen und korporativen Zügen. Proudhons Projekte seien in der Theorie verblieben und seit dem ausgehenden 19. Jh. vom rechten, anti-semitischen Spektrum vereinnahmt worden.

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte, insbesondere mit dem Revolutionsbegriff war sowohl für Proudhon als auch für den russischen Anarchismustheoretiker Piotr Kropotkin von zentraler Bedeutung. Ziel des Vortrages von Pascale Siegrist (Konstanz) war es, die Philosophie der Geschichte und die daraus entstehende politisch-ideologische Funktionalisierung der Vergangenheit im Denken des russischen Anarchisten zu eruieren. Ähnlich wie Giambattista Vico fasste Kropotkin die Geschichte als zyklisches Ineinandergreifen von Fort- und Rückschrittstendenzen auf. Diese Grundinterpretation der Geschichte war deterministisch geprägt und distanzierte sich vom marxistischen Materialismus, indem sie die historische Relevanz von Ideen und Kulturen nicht als weltanschaulichen Überbau betrachtete. Pascale Siegrist verfolgte die These, dass Kropotkin ein optimistisches Geschichtsbild entwickelte und dabei einen Interpretationsschluss entwarf, um Revolutionen und Konflikte in eine kohärente historische Dynamik einzuordnen. Er sei auf der Suche nach einem systematischen Deutungsmuster gewesen, um die anarchische Harmonie als Telos der Geschichte darzustellen. Am Beispiel Kropotkins demonstrierte Siegrist, dass vom historischen Determinismus wichtige Impulse für den politischen Aktivismus und das nonkonformistische Denken ausgingen.

Mit seinem Vortrag zum literarischen Topos der Wanderung lieferte Mario Bosincu (Sassari) einen interessanten Beitrag zu den kulturellen Grenzen des Anarchismus. Im Mittelpunkt stand die Idealisierung der Natur und die damit verknüpfte Gesellschaftskritik in den Texten von Hermann Hesse und Henry David Thoreau. Der Habitus der Wanderer sei einer Aufforderung zur Selbstbestimmung und Freiheit in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft gleichgekommen. Sowohl Hesse als auch Thoreau identifizieren die post-romantische Erfahrung der Natur als Antisymbol für den überrationalen homo oeconomicus. Der Vortrag von Mario Bosincu zeigte die Ver-

flechtungen von Mystizismus und Anarchismus sowie von politisch-ideologischem und literarisch-kulturellem Antikonformismus auf.

Mit seinem Kommentar zum ersten Panel brachte Fabian Lemmes (Bochum) einige grundsätzliche Fragen über „Anarchism in Culture" auf den Punkt. Erstens thematisierte Lemmes ein Dilemma, das mit der Definition von Anarchismus verbunden ist. Eine enge, politikgeschichtliche Begriffserklärung wäre sicherlich zu kurzgreifend, um das Mosaik anarchischer Kultur zu erfassen. Andererseits könne eine zu breite Anarchismusdefinition zur inhaltlichen Entleerung des Konzepts führen. Des Weiteren wies der Kommentator auf das Spannungsfeld zwischen individueller Freiheit und Kollektivismus als charakteristisches Merkmal des Anarchismus hin. Schließlich wurde nach dem Einfluss von anarchischem Ideengut auf nicht-anarchische Ideologien und Netzwerke gefragt.

Der britische Historiker und Keynotespeaker Carl Levy (London) war kurzfristig verhindert. Sein vorbereiteter Abendvortrag über Anarchismus, Freiheit und kulturellen Pluralismus wurde daher verlesen und diskutiert. Auch Levy betrachtete die Definition und historische Periodisierung anarchischer Hybridkultur als eine offene Frage. Die historische Bedeutung des Anarchismus bestehe, Levy zufolge, vor allem darin, dass diese Ideologie ein freies und anti-konformistisches Denken dynamisierte und die Partizipation von Minderheiten (Migranten, Frauen, Juden) am politischen Protest und der kulturellen Avantgarde ermöglichte.

Das zweite Panel diskutierte die Auswirkungen der anarchischen Hybridkultur auf Wirtschaftstheorien und Landreformprojekte. Judith Baumgartner (München) präsentierte die zahlreichen Freiland- und Siedlungsbewegungen sowie die innovativen Lebens- und Eigentumskonzepte, die seit dem ausgehenden 19. Jh. im deutschsprachigen Raum zirkulierten. Baumgartner zeigte, dass seit dem Mittelalter Freiheit und freies Land Teil des ökonomischen Diskurses waren. Diese traditionsreiche Eigentumsdebatte interessierte sowohl britische Wirtschaftstheoretiker wie John Locke, David Ricardo und John Stuart Mill als auch die französischen Revolutionäre um 1789. Später entwarfen auch Proudhon und der amerikanische Ökonom Henri George innovative Eigentumskonzepte. Kooperative Projekte und Genossenschaften wurden von dem deutschen Sozialreformer Hermann Schulze-Delitzsch im Kontext der Bismarckschen Sozialgesetze realisiert. Um 1900 boomte die anti-konformistische Lebensreform- und Siedlungsbewegung im deutschsprachigen Raum. Die wichtigsten Experimente waren der von Adolf Damaschke gegründete „Bund Deutscher Bodenreformer" sowie die Kooperative „Eden Gemeinnützige Obstbau-Siedlung", welche mit einer Siedlungsbank ausgestattet war. Interessanterweise wurde auch das Statut der deutschen Kolonie Kiautschou (China) durch die Genossenschafts- und Freilandbewegung inspiriert.

Eine schillernde Figur im Rahmen der Freilandbewegung war der deutsche Finanztheoretiker Silvio Gesell. Mit seinem Vortrag zur Freiwirtschaftslehre, die durch Gesells Ideen maßgeblich geprägt wurde, untersuchte Roland Wirth (Zürich) diese innovative Wirtschafts- und Finanztheorie im Spannungsfeld des kulturellen

Anarchismus. Er stellte heraus, dass die Freiwirtschaftslehre an eine Vielzahl von heterogenen ökonomischen und gesellschaftskritischen Traditionen anknüpfte. Dazu zählten die Ideen der französischen Physiokraten des 18. Jahrhunderts, aber auch der Gedanke der Emanzipation von der kapitalistischen Ausbeutung, die der Marxismus propagierte, sowie das Misstrauen gegen den liberalen Staat. Die hybriden kulturellen Grundlagen der Freiwirtschaftslehre vermischten sich mit Verschwörungsgedanken und überdies mit der messianischen Selbstdeutung Gesells. Die von ihm entwickelte Freigeldtheorie postulierte, dass Geld ebenso wie alle anderen Waren verderblich sein solle. Damit habe Gesell Spekulationen zu verhindern und zur Dynamisierung der Investitionen beizutragen versucht.

Der Vortrag von Constance Bantman (Guildford/Surrey) fragte nach dem Internationalismus, den transnationalen Vernetzungen und der lokalen Verankerung des Syndikalismus. Sie verfolgte die These, dass in der Syndikalismus-Bewegung das Streben nach internationaler Solidarität mit einem starken lokalistischen Impetus koexistierte. Damit unterstrich die Vortragende, dass die transnationale Geschichtsschreibung undogmatisch vorgehen und die historische Bedeutung von regionalen, ja lokalistischen Prozessen nicht übersehen sollte. Seit den 1870er Jahren habe die anti-kapitalistische und anti-parlamentarische Syndikalismus-Bewegung die Aneignung von Produktionsmitteln durch die Arbeiterorganisationen propagiert. Ihre Entstehungsgeschichte sei transnational und stark am Internationalismus orientiert gewesen. Als Teil des anarchistischen Spektrums habe der Syndikalismus auf Exil- bzw. Migrationsnetzwerken basiert und seine Ideen mittels internationalen Publikationsprojekten verbreitet. Die Bewegung könne mit dem Fokus auf lokale Geschichte im transnationalen Kontext neu bewertet werden. Dabei wäre es wünschenswert, die Begriffe transnational und international nicht als Synonyme aufzufassen, sondern vielmehr zwischen dem Internationalismus der Gewerkschaftsbewegung und der transnationalen Geschichte des Anarchismus zu differenzieren.

Zum Abschluss des zweiten Panels hat Matthias Möller (Freiburg) mit einem weiteren Beitrag zur Freiland- und Siedlungsbewegung gezeigt, dass die kontroverse Suche nach einer nicht-paternalistischen Lösung zur sozialen Frage einen der zentralen Aspekte der europäischen Geschichte im (krisenhaften) Übergang zur Moderne darstellt. Der Vortragende stellte die Entstehung und die Konzeption von Haus- und Wohnungsreformprojekten in Deutschland und der Schweiz exemplarisch dar. Neben ihrer sozialen Relevanz habe die Bewegung auch zum politischen Aktivismus beigetragen und das langfristige Ziel eines dritten Wegs zwischen Kapitalismus und Kommunismus verfolgt.

Den Kommentar zu dieser Sektion übernahm Rita Aldenhoff-Hübinger (Frankfurt/Oder). Die Sozial- und Wirtschaftshistorikerin betonte, dass eine Spannung zwischen individueller Freiheit und kollektiver Mitbestimmung bzw. zwischen Individualismus und Solidarismus charakteristisch für das anarchische Denken war. Die Beiträge dieses Panels demonstrierten, dass kultureller Anarchismus einer breiten Definition bedarf, welche auch den ökonomischen Diskurs einschließe.

Die dritte Sektion zu Wissenschaft und Bildung wurde von Matteo Collodel (Berlin) mit einem Vortrag über den (kulturellen) Anarchismus des österreichischen Philosophen und Wissenschaftstheoretikers Paul Feyerabend eröffnet. Indem er den kreativen intellektuellen Umgang Feyerabends mit der anarchischen Hybridkultur rekonstruierte, zeigte Collodel, dass dessen anti-konformistisches Denken fachübergreifend und polyvalent bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein entscheidende Impulse setzte. Interessant sei dabei vor allem, die unterschiedlichen Vereinnahmungen von Anarchismus und Biografie zu eruieren. Mit der von Collodel gewählten breiten Definition von Anarchismus ließ sich die flexible und nicht-lineare Entwicklung Feyerabends philosophischer Position besser verstehen. Der österreichische Intellektuelle sei von Popper und Marx, von Mill und Cohn-Bendit inspiriert, so Collodel. Sein Denken sei zwischen Dadaismus, welcher auch auf semantischer Ebene radikale Kritik beinhaltete, und Anarchismus in moralischen und selbst in wissenschaftlichen Fragen zu verorten.

Der Vortrag von Federico Ferretti (Dublin) fragte nach dem Verhältnis von Anarchismus, Evolutionismus und positivistischen Fortschrittstheorien am Beispiel der anarchischen Geographen Élisée Reclus, Lev Mečnikov und Piotr Kropotkin. Ferretti zeigte überzeugend, dass sich die anarchischen Intellektuellen das Instrumentarium der „modernen" Wissenschaften aneigneten, um Kritik an den im späten 19. Jh. dominierenden Fortschrittsideen und dem Eurozentrismus zu üben. Reclus, Mečnikov und Kropotkin entwarfen in ihrem Œuvre einen nicht-konventionellen Diskurs. Ziel der anarchischen Wissenschaftler und Intellektuellen sei es gewesen, Bildung als Initialzündung für kritisches Denken zu nutzen und damit die vorherrschenden Narrative von Staat, Nation, Religion und Kapitalismus zu untergraben.

Die intensive Auseinandersetzung von Anarchisten mit verschiedenen Wissensbeständen und Bildungskonzepten stand im Mittelpunkt des Vortrags von Piotr Laskowski (Warschau). Er trug zu anarchischen Unterrichtszielen und -methoden vor. Die anarchische Kritik des im 19. Jh. dominierenden Bildungssystems, so Laskowskis These, habe westliche Bildungskonzepte wesentlich beeinflusst. Die von den Anarchisten befürwortete Schulbildung sei anti-hierarchisch gewesen und habe auf Belohnung und Strafe basierende Unterrichtsmethoden vehement abgelehnt. Laskowski analysierte in seinem Beitrag Beispiele anarchischer Pädagogik: die „Moderne Schule" von Francisco Ferrer, „La Ruche" von Sebastien Faure und Leo Tolstois „Yasnaya Polyana". Das gemeinsame Ziel dieser innovativen Bildungsprojekte sei es gewesen, die Schüler zur Selbstständigkeit zu erziehen. Ungelöst seien in diesen Bildungskonzepten die Spannungen zwischen individueller und kollektiver Freiheit, unterstrich Laskowski.

Ein weiterer Aspekt von Anarchismus, Wissenschaft und Bildung wurde mit dem Vortrag von Uffa Jensen (Berlin) zur „anarchischen" Psychoanalyse thematisiert. Jensen fokussierte die breite Diskussion über die politische Rolle der Psychoanalyse im Fin de Siècle, insbesondere die Auseinandersetzung zwischen dem österreichischen Psychiater Otto Gross und dem Anarchismustheoretiker Gustav Landauer.

Diese Debatte habe Aufschluss über das historische Verständnis von Politik und Psychoanalyse gegeben und bestätigt, dass eine Vielzahl von Akteuren auf den kulturellen Anarchismus zurückgegriffen habe, um die komplexe und ambivalente Suche nach dem Ich in der Moderne zu bewältigen.

In ihrem Kommentar zu dieser Sektion hat Nicole C. Karafyllis (Braunschweig) den roten Faden aus den vier Vorträgen herausgestellt und die große Resonanz des Anarchismus in Wissenschaft und Bildung um 1900 pointiert dargestellt. Dabei fragte sie nach der Interdependenz von Anarchismus und Biografie und sprach sich mit Blick auf das 19. Jh. für eine trennscharfe Verwendung der Begriffe „Ich" und „Selbst" aus.

Den Auftakt des vierten und letzten Panels zu Anarchismus und Kunst machte Martin Niederauer (Wien) mit einem Vortrag über die Ästhetik des Jazz. Das Thema bot sich an, weil der Jazz seit seiner Entstehung mit rebellischen und gesellschaftskritischen Gedanken assoziiert wurde. Niederauer fragte, ob der Jazz als Symbol für den politischen Protest gegen Rassismus und ethnische Segregation von den afroamerikanischen Musikern selbst oder vielmehr von deren weißen, linkspolitischen Sympathisanten konstruiert wurde. Benutzen linksorientierte (weiße) US-Amerikaner den Topos des exotischen Rebellen, um politischen Aktivismus durch den Jazz zu visualisieren und legitimieren? Das kontroverse Verhältnis von weißen Jazz-Rezipienten und afroamerikanischen Musikern sei eine Form von Solidarität mit den Unterdrückten gewesen, die teilweise dazu beitrug die Oppression zu perpetuieren. Die Improvisation im Jazz verhelfe jedoch auch ohne politische Lesart den Musikern zur Selbstwerdung, sie inspirierten sich gegenseitig zum freien Ausdruck ihrer Kreativität.

Mit dem Begriff des ästhetischen Anarchismus analysierte Daniela Padularosa (Rom) die kulturelle Szene des Dadaismus zwischen 1910 und 1930. Padularosa verglich die historische Bedeutung dieser revolutionären Kunst- und Literaturrichtung mit derjenigen einer politischen Revolution. Vor allem im Rahmen des Züricher Dadaismus versammelten sich pazifistische Künstler und Intellektuelle, die mit anarchischen Assoziationen eng kooperierten. Die Dadaisten stellten eine doppelte, politische und künstlerische Avantgarde dar, wie die Vortragende am Beispiel Hugo Balls, Fritz Brupbachers und Fritz Mauthners herleitete.

Diskutiert wurden auch die Verflechtungen zwischen Anarchismus und Fauvismus. Der Vortrag von Patricia Leighten (Durham/NC) reflektierte die vielfältige Rezeption anarchischer Ideen innerhalb der französischen Avantgarde. Während die meisten Neoimpressionisten sich dem kommunistischen Anarchismus anschlossen, hätten sich die Vertreter des Fauvismus eher als anarchische Individualisten definiert. Anarchismus und, vor allem nach der Dreyfus-Affäre, auch Anti-Militarismus fanden innerhalb der französischen Avantgarde eine breite und nachhaltige Resonanz, so Leighten. Sie zeigte überzeugend, dass sich politischer Aktivismus und innovative Stilrichtungen gegen die akademische Kunst gegenseitig beeinflussten. Die von den Fauvisten verwendeten expressiven, ungemischten Farben sowie die spontane Technik signalisierte einen radikalen, aus dem Anarchismus kommenden,

mit Bakunin assoziierten Protest, der die akademische Malerei, aber auch den sozio-politischen Status quo kritisierte.

Auch der Vortrag von Mark Antliff (Durham/NC) setzte sich zum Ziel, die breite Palette an anarchischen Einflüssen innerhalb der künstlerischen Avantgarde im Fin de Siècle zu rekonstruieren. Antliff beschrieb die engen Verflechtungen zwischen Politik und Kunst mit dem Begriff „ästhetisierte Politik" am Beispiel der Bildhauerei. Ein konkretes Beispiel von ästhetisierter Politik sei der Protest europäischer Avantgarde-Netzwerke gegen die Entscheidung der Pariser Stadtverwaltung gewesen, das Grabmonument Oscar Wildes zu zensieren. Das auf dem Père Lachaise Friedhof befindliche Grabmal wurde 1913 vom Bildhauer Jacob Epstein realisiert. Der Künstler sei mit dem Pariser anarchischen Milieu auf das Engste verbunden gewesen, unterstrich Antliff. André Colomer, der Hauptvertreter der anarchischen Gruppe „Action d'art" bezog sich auf Oscar Wilde, aber auch auf die Philosophen Max Stirner und Henri Bergson, um eine neue Synthese von Anarchismus, Élan vital und Ästhetik zu entwerfen. Der Vortrag von Antliff bestätigt, dass der Zugang zum kulturellen Anarchismus nur durch eine transnationale, ergebnisoffene Verflechtungsgeschichte von Kultur und Politik möglich ist.

Den Kommentar zu dieser Sektion gab David Weir (New York). Er ging insbesondere auf das verbindende Moment des Anarchismus in Form von, auch politisch gedeuteter, Spontanität und Kreativität in den vier Beiträgen des Panels ein und fragte nach möglichen Rezipienten anarchistischer Kunst sowie den politischen Inhalten einer solchen.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass der Workshop eine epochenübergreifende, transnationale und interdisziplinäre Herangehensweise systematisch verfolgt hat. Dieser Ansatz war notwendig, um das Thema „Anarchism in Culture" adäquat zu präsentieren und konstruktiv zu diskutieren. Heterogene, aber nicht unzusammenhängende Beiträge haben gezeigt, dass nicht nur eine hybride Auffassung von Anarchismus, sondern auch eine breite, inklusive Definition von Kultur wünschenswert ist, um die große historiographische Frage nach der Entstehung der Moderne mit neuen Deutungsansätzen zu befruchten. Ein breiter, hybrider Anarchismus- und Kulturbegriff kann die historische Entwicklung von Literatur, Kunst, Philosophie, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften sowie deren Verflechtungen im Übergang zur Moderne innovativ bewerten. Dabei bleibt das Ausbalancieren zwischen traditionell ideengeschichtlichen und neueren Konzepten der Intellectual History eine Herausforderung für eine interdisziplinäre Diskussion von „Anarchism in Culture".

Amerigo Caruso

# Renaissancen global?

## Die europäische Renaissance im transkulturellen Vergleich

Die interdisziplinär angelegte Tagung in Rom (Deutsches Historisches Institut, 13.–14. Oktober 2016) ging der Frage nach, ob die europäische Renaissance als eine für die Genese der modernen Welt entscheidende Phase einzigartige Bedeutung einnimmt oder ob Epochen anderer Kulturen, die in der Literatur als „Renaissancen" firmieren, die entsprechende Bezeichnung verdienen (Jack Goody). Neben Europa wurden China, die islamische Welt und Indien in den Blick genommen, Kulturen, deren Wissenschaften und Technologien bis um 1200 denjenigen Europas bei Weitem überlegen waren. In einem interdisziplinären Zugriff (Geschichte, Kunstgeschichte, Sprach- und Literaturwissenschaft, Philosophie, Judaistik, Sinologie etc.) wurde die Hauptfragestellung nach der vermeintlichen „Einmaligkeit" der europäischen Renaissance in Abgrenzung zu vergleichbaren Phänomenen in anderen geographischen und kulturellen Kontexten untersucht. Die einzelnen Beiträge waren einerseits zivilisatorischen Großräumen (Lateineuropa, Byzanz, Islamische Welt, Indien, China), andererseits thematischen Feldern wie Wissenschaft, Kunst, Literatur und Rhetorik bzw. Religion zugeordnet.

Nach einer Begrüßung durch Martin Baumeister gaben die Tagungsorganisatoren eine Einführung. Alexander Koller rekapitulierte einerseits den Beitrag des DHI Rom für die Renaissanceforschung und Bernd Roeck problematisierte andererseits die Einzelartigkeit der europäischen Renaissance als Ausgangspunkt und Fragestellung für den Vergleich mit anderen „Renaissancen".

Im ersten Vortrag verortete Claudia Märtl zunächst das historiographische Verhältnis zwischen Renaissance und Mittelalter und zeigte, wie die einseitige positive Aufladung der Renaissance gegenüber dem Mittelalter relativiert wurde. Davon ausgehend erläuterte sie die Präzedenzfälle des 12. Jahrhunderts und der karolingischen Reform, die sich durch die Sammlung von und die Auseinandersetzung mit antiken Texten sowie durch das Studium der Dichtkunst charakterisierten. Die „grosse Renaissance" wäre, resümierte Märtl, ohne die karolingische Reform unmöglich gewesen. Anschliessend thematisierte Anne Dunlop ausgehend eines Buchprojekts die methodologische und theoretische Herausforderung der Symbiose zwischen „Global History" und „Renaissance". Sie ging dabei auf den Austausch von Artefakten, Künstlern und Ideen zwischen 1500 und 1700 ein. Diese Vorgehensweise stellt, so Dunlop, die Frage der Einzigartigkeit der europäischen Renaissance in Frage.

Am Beginn der zweiten Sektion illustrierte Floris Cohen die langfristigen Auswirkungen der wissenschaftlichen Entwicklungen der Renaissance. Anhand des Beispiels der Dampfmaschine erläuterte er die Verknüpfungen zwischen der industriellen und der wissenschaftlichen Revolution. Zwar sei der Unternehmergeist des 18. Jahrhunderts für die Realisierung mehrerer Ideen zentral, die die industrielle

QFIAB 96 (2016) — DOI 10.1515/qfiab-2016-0024

Revolution charakterisieren. Die praktisch-theoretische Denkweise, die zur Entwicklung solcher Idee beitragen würde, sei allerdings auf das spätere 16. und das 17. Jahrhundert zurückzuführen. Die wissenschaftliche Entwicklung wurde so zu einem Schlüsselaspekt der späteren Modernisierungsprozesse. Anschließend zeigte David A. King das mehrdeutige Verhältnis zwischen dem Astrolabium, das der Astronom Regiomontanus 1462 für den Kardinal Bessarion herstellte, und dem Gemälde „Die Geißelung Christi" von Piero della Francesca auf. King erläuterte dabei das rätselhafte Epigramm im Astrolabium. Schließlich stellte er die Ergebnisse in Bezug zur Bildkomposition und den ebenso rätselhaften Figuren in der Geißelung und präsentierte damit ein neues Erklärungsmodell für Pieros Meisterwerk.

Im ersten Vortrag des dritten Panels problematisiert Helwig Schmidt-Glintzer die Renaissancebegrifflichkeit im chinesischen Kontext. Er veranschaulichte unterschiedliche „Stationen" der chinesischen Geschichte, in denen die Renaissanceanalogie geeignet sei. Beispielsweise sei die konfuzianische Renaissance zu erwähnen, in der der Konfuzianismus in der Gegenwart in den Vordergrund gerückt wird. Letztlich thematisierte Schmidt-Glintzer die Rolle der Sinologie in deren Gründungsgeschichte als Teil der europäischen Renaissance. Dietmar Rothermund ging anschließend in seinem Vortrag auf die bengalische Renaissance ein. Er beschrieb dabei die Rolle der britischen Herrschaft bei ihrer Entstehung, deren Einfluß ein einheimisches Pseudobürgertum generierte. Aus diesem Kreis stammte beispielsweise Raja Rammohon Roy, „der Vater der bengalischen Renaissance". Zentral war, so Rothermund, die Situation des kulturellen Austausches zwischen der indischen und englischen Kultur, um solche schaffende Prozesse auszulösen. Das dritte Panel beendete Jose Cáceres Mardones mit einer Problematisierung der Renaissancefrage im Vizekönigreich Peru. Anhand der Beispiele von Garcilaso de la Vega (1501–1536), José de Acosta (1539–1600), und Guaman Poma de Ayala (1535–1616) versuchte er die Einbettung, Ausformung und Auswirkungen der europäischen Renaissance im Bereich des Vizekönigreiches Peru zu erörtern. Er kam zu dem Ergebnis, dass die Annäherungen dieser Autoren an die Kategorie der Renaissance nur im Kontext der kolonialen Erfahrung zu erklären sind. Die Frage nach der Renaissance wird damit zu einer Frage nach der Kolonialität.

In der *Keynote Lecture* nahm Avinoam Shalem eine Revision des Renaissancekonzepts in der islamischen Welt vor. Er postulierte in einem historiographischen Abriss, dass „Renaissance" in der islamischen Geschichte dem Zeitalter der Abbasiden (9.–11. Jh.) entspräche, in dem griechische, indische und (in geringem Maße) lateinische Werke im Bereich der Zoologie, Botanik, Medizin, Zoologie und Philosophie ins Arabische übersetzt wurden. Das Zeitalter der Übersetzungen, wie Shalem es nennt, sei Hand in Hand gegangen mit einer Revolution der Denk- und Argumentationsweisen, die zum Aufstieg des kritischen Denkens, der experimentellen Überprüfung und des epistemologischen Diskurses führte. Folgend plädiert Shalem für eine Ablösung des Begriffs Renaissance sowie der Schwerpunktsetzung auf Wiedergeburt; lohnend wäre die Analyse von derartigen kulturellen Übersetzungsleistungen.

Die letzte Sektion eröffnete Silvia Naef mit ihrem Vortrag, der nach den Dynamiken der westlichen Kunst in der arabischen Welt zwischen 1800 und 1945 fragte. Anhand des Beispiels Ägyptens führte sie aus, wie die Okzidentalisierung der ägyptischen Künste sich seit der Gründung der ägyptischen Kunstschule (1909) in eine Renaissance der ägyptischen Kunst verwandelte. Solche Verwandlungen sind beispielsweise in der Arbeit von Hamid Nada (1924–1990) und Abd al-hadi al-Gazzar (1925–1966) festzustellen. Danach kontextualisierte Roni Weinstein die hebräische Renaissance in der Frühen Neuzeit. Weinstein skizzierte mannigfaltige kulturelle, religiöse und soziale Veränderungen (Druck des jüdischen Kanons, Entwicklung eines allgemein gültigen jüdischen Rechts, öffentliche Rezeption der Kabbala u. a.) im 16. und 17. Jahrhundert, die in eine Renaissance der jüdischen Kultur mündete. Dies resultierte vor allem aus dem Einfluss von Faktoren wie Gemeinschaft, lokaler Kohäsion und der Rolle der Religion bei der Modernisierung. Peter Schreiner stellte anschließend heraus, dass die griechische Antike in den byzantinischen Gesellschaftsschichten eine permanente Erscheinung war. Im Falle der „bekannten" byzantinischen Renaissancen (Makedonische Kaiserdynastie 967–1056 und die Dynastie der Palaiologen 1261–1453) sei die Renaissancebegrifflichkeit nicht gerechtfertigt. Es gab keine Unterbrechung bei der Bewahrung und Vermittlung des antiken Wissens. Trotz des ungebrochenen Kontakts zur griechisch-antiken Welt sei der Einfluss der Antike jedoch auf einen elitären Kreis beschränkt geblieben. Im letzten Vortrag stellte Carlo Taviani die These, der Kapitalismus sei im Nordeuropa zwischen 17. und 18. Jahrhundert entstanden, infrage. Er erörterte die Rolle finanzieller Institutionen wie des *Banco di San Giorgio* und der *mudarahabs*, die im mediterranen Raum während der Renaissance entwickelt wurden. Die Entstehung dieser Innovationen ergab sich aus dem regen kulturellen Austausch mit diversen Handelsnetzwerken und Regionen.

Jose Cáceres Mardones

# Der Papst und der Krieg

## Kuriale Diplomatie am Kaiserhof 1628–1635
## Die jüngsten Publikationen der 4. Abteilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland: Eine Bilanz

*Eine Bilanz* – diesen Vorsatz verfolgte die von Alexander Koller organisierte und zu Ehren von Rotraud Becker veranstaltete internationale Tagung „Der Papst und der Krieg. Kuriale Diplomatie am Kaiserhof 1628–1635", die am 5. und 6. Dezember 2016 am Deutschen Historischen Institut in Rom stattfand. Insgesamt elf Referenten widmeten sich mit ihren Studien der Zielsetzung der Konferenz, die Beziehungen zwischen dem Papst und dem Kaiserhof in Wien bzw. dem Reich auf dem Höhepunkt des Dreißigjährigen Krieges auf der Grundlage der neuesten Publikationen der 4. Abteilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland[1] neu zu definieren und den Quellenwert für Forschung und Lehre in den Blick zu nehmen.

Genau die Nützlichkeit der „klassischen Editionsreihe" in Wissenschaft und Lehre hob der Präfekt des Vatikanischen Geheimarchivs, Sergio Pagano, in seinem Grußwort hervor. Die Publikationen der Nuntiaturberichte von 1892 bis zur aktuellen Veröffentlichung 2016 zeichnen sich dabei nicht nur durch ihr hohes Maß an „Qualität" aus, sondern sind integrativer Bestandteil der Arbeit des DHI Rom, die sich als wichtiger Quellenbestand in die Reihen der Regestensammlungen des Repertorium Germanicum und dem Repertorium Poenitentiariae Germanicum, sowie den Hauptinstruktionen für die Nuntien und Legaten an den europäischen Fürstenhöfen einreihen.

Während Pagano die Bedeutung des gedrucktes Werkes und die Fortsetzung der Editionsreihe („di non dover interrompere le edizioni *Nuntiaturberichte*") hervorhob, verwies der Direktor des Österreichischen Historischen Instituts in Rom, Andreas Gottsmann, auf die Problematik einer Finanzierung weiterer Publikationen sowie die Notwendigkeit neuer methodologischer und technologischer Herangehensweisen an diesen Quellenbestand und regte eine weitere Zusammenarbeit der beiden Institute auf dem Gebiet der Publikationen und der Erforschung der Nuntiaturberichte an.

---

1 Mit dem aktuellen von Rotraud Becker herausgegebenen 6. Band der IV. Abteilung der Nuntiaturberichte liegen nun die Schreiben für die zentrale Phase des Dreißigjährigen Krieges der Jahre 1628 bis 1635 vor, die durch das aktive Eingreifen Schwedens 1630 und Frankreichs 1635 in das Kriegsgeschehen charakterisiert ist. Damit wird nicht nur die Lücke, die bisher in der Editionsreihe bestand, geschlossen, sondern insgesamt ein Editionsprojekt des Deutschen Historischen Instituts in Rom vorläufig abgeschlossen. Vgl. R. Becker (Bearb.), Nuntiatur des Ciriaco Rocci. Außerordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi. Sendung des P. Alessandro D'Ales (1633–1634), Berlin-Boston 2016 (Nuntiaturberichte aus Deutschland. Vierte Abteilung: Siebzehntes Jahrhundert nebst ergänzenden Aktenstücken 6).

In den anschließenden einführenden Bemerkungen des Organisators der Konferenz Alexander Koller (Rom) und der Bearbeiterin der Nuntiaturberichte Rotraud Becker (Regensburg) wurden die zwei thematischen Leitlinien der Konferenz hervorgehoben: Erstens steht auf der Basis der Auswertung der aktuell herausgegebenen Nuntiaturberichte die Wichtigkeit der bilateralen Beziehungen zwischen Papst und Kaiserhof bzw. dem Reich im Zentrum, ohne dass dabei das Panorama europäischer politischer Kernprobleme auf dem „culmine" des Dreißigjährigen Kriegs aus dem Blick gerät. Zweitens soll die Aussagekraft dieser grundlegenden Dokumente zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinterfragt und ihr Wert für neue Erkenntnismöglichkeiten in dieser „fase chiave" zwischen 1628 und 1635 fokussiert werden.

Die erste Sektion, die sich dem Quellentypus der Nuntiaturberichte und der Anfangsphase des Dreißigjährigen Krieges widmete, wurde von Alexander Koller moderiert und mit dem Beitrag von Guido Braun (Bonn) eröffnet. Der Frühneuzeithistoriker beschäftigte sich hierbei mit der Frage nach den Auswertungsmöglichkeiten der Nuntiaturberichte, den Erkenntnispotentialen und der Opportunität der Nuntiaturberichts-Editionsbände für die historische (zukünftige) Forschung, sowie des Einsatzes dieses Quellencorpus in der universitären Lehre. So bieten die Nuntiaturkorrespondenzen für Braun (1) ausführliche politische, landes- und kirchengeschichtliche, Sachthemen; (2) großes Potential im Bereich der Auswertungsmöglichkeit, v. a. im Bereich der akteurszentrierten Perspektiven; (3) differenzierte Ergebnisse und (4) ebenso einen „Informationswert" für die erste Hälfte des 17. Jahrhundert und die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Bonner Historiker konnte in seinem Beitrag die Wichtigkeit und die Innovation der Nuntiaturberichte deutlich herausstellen, die sich nicht nur durch eine besonders dichte Überlieferung auszeichnet, sondern vor allem „einen ersten Anknüpfungspunkt für eine strukturgeschichtliche Untersuchung der frühneuzeitlichen Diplomatie" bietet. Verengte Perspektiven und Fragen an diesen Quellencorpus führen bisher zu einem Auswertungsdefizit und mangelnde (italienische) Sprachkenntnisse in der universitären Lehre zu Schwierigkeiten in ihrer Verwendung. Eine (Retro-)Digitalisierung der Nuntiaturberichte und die Anlegung einer prosopographischen Datenbank kurialer Amtsträger sowie das Anlegen einer zweisprachigen Auswahledition für die universitäre Lehre würden die Benutzbarkeit dieses Quellenbestandes erhöhen.

Der nächste Referent, Silvano Giordano (Rom), richtete in seinem Beitrag den Blick auf die doppelte Legation des Kardinalnepoten Francesco Barberini in Paris und Madrid 1625 und 1626 und auf die Legation des Kardinals Mario Ginetti auf dem letztlich nicht stattgefundenen Kölner Kongress im Jahre 1636. Giordano stellte beide Legationen als „due momenti centrali" in der politischen Narration Papst Urbans VIII. heraus, deren Gewichtung beide Sendungen infolge ihrer beachtenswerten Ausdehnung und äußerst reich artikulierten Instruktionen erlangten. Verfasst von den hohen Funktionären des Staatssekretariats, Lorenzo Magalotti und Pietro Benessa, erwähnen die Anweisungen aus Rom nicht nur die Problematiken dieser Jahre; die

kuriale päpstliche Politik präsentiert sich hier auch als mit „connotazioni di discontinuità". Giordano kommt dabei zum Ergebnis, dass die barberinianische Politik in den ersten Jahren des Pontifikats von Urban VIII. in einer Fortsetzung der konfessionellen Politik seines Vorgängers Gregors XV. Ludovisi stand, das den Rückgewinn des Katholizismus im Reich begünstigte und in einer „parziale sintonia" mit der Politik Kaiser Ferdinands II. stand. Mit offensichtlicher Evidenz wird circa zehn Jahre später die „diversità di prospettive" deutlich, die die römische Kurie und die führenden Protagonisten „della scena europea" charakterisierte. Erst eine „lettura a lungo termine" erlaubt es, so Giordano, die päpstliche Politik zu bewerten und zu dem Urteil zu kommen, daß Papst Urban VIII. schrittweise die Situation aus der Hand glitt.

Der Beitrag von Tomás Černušák (Brno) stellte Überlegungen an zum Vorhaben einer Herausgabe einer kritischen Edition der Korrespondenz des päpstlichen Nuntius Carlo Caraffa am Kaiserhof für die Jahre 1621 bis 1628 durch das Tschechische Historische Institut in Rom. Die für einen Nuntius ungewöhnlich lange Amtszeit ist nach dem Historiker deshalb so wertvoll, weil diese nicht nur zwei Pontifikate mit ihren unterschiedlichen politischen Konzeptionen abdeckt (Gregor XV./ Urban VIII.), sondern ebenso die Anfangsphase des Dreißigjährigen Krieges umfasst. Černušák unterstreicht dabei vor allem die erste Phase der kritischen Edition, die die Jahre 1621 bis 1622 der Korrespondenz umfassen soll. In seinem Beitrag gab er zu beachten: Erstens, die kritische Editionstätigkeit bezieht sich in dieser ersten Phase nicht nur auf den päpstlichen Gesandten Caraffa, sondern ebenso auf die außerordentlichen Legationen und die spezifische diplomatische Tätigkeit bzw. Berichterstattung des von Fabrizio Verospi und Giacinto da Casale für die Jahre 1622/1623 und des Kommandanten der päpstlichen Armee, Pietro Aldobrandini, sowie des Schatzmeisters, Matteo Pini (1621/1622). Zweitens sollen auch Quellen anderer römischer kurialer Dikasterien in die kritische Edition miteinbezogen werden, so etwa die der unter Gregor XV. im Jahre 1622 gegründeten Kongregation „de Propaganda fide".

Den letzten Beitrag dieser Sektion lieferte Lothar Höbelt (Wien), der sich den zwei Friedensschlüssen von Regensburg (1630) und Prag (1635) widmet, die beide infolge der Ignorierung der Krone Schwedens durch den Kaiser ein „Torso, ein bloß ‚halber' Friedensschluss" darstellten. Der Historiker konnte in seinem Beitrag vor allem die Möglichkeiten und Grenzen päpstlicher Politik in den Jahren zwischen 1630 und 1635 aufzeigen und kommt dabei zu einer Neubewertung bzw. zu einem differenzierten Blick päpstlicher Politik: War der Friedensschluss von Regensburg eher ein Friede, der „im Interesse des Papstes" stand, war der Abschluss des Prager Friedens 1634/35 ein vom Papst „zwangsläufig als politische Niederlage" empfundener Friede. So hat sich das „Vorurteil der pro-französischen Haltung der Barberini" in den Neupublikationen der Nuntiaturberichte nicht bewahrheitet. Die päpstliche Politik war weniger auf das Reich als vielmehr auf die kaiserlich-spanische Macht im europäischen Mächtekonzert fokussiert.

Die zweite Sektion der Tagung unter dem Vorsitz von Elisabeth Garms-Cornides (Wien) wurde von Rubén González Cuerva (Madrid) eröffnet, der sich auf die spanische Partei und die Nuntien am Kaiserhof zwischen 1628 und 1635 konzentrierte. Der Frühneuzeithistoriker räumte dabei mit der langen historiographischen Tradition auf, nach der es am Kaiserhof von Ferdinand II. eine starke spanische Partei gab, die in der Lage war, die politische Strategie zugunsten seines kastilischen Neffen Philipp IV. zu beeinflussen, ein Bild, so Cuerva, das lange in den *dispacci* der venezianischen und toskanischen Gesandten vorherrschte. Die Berichterstattung des Nuntius am Kaiserhof, die „una delle fonti più rilevanti a tale riguardo" darstellt, liefert dabei einen neuen Blick auf diesen Sachverhalt. So erlaubt es die vorliegende Edition der Nuntiaturberichte die Beziehung zwischen den päpstlichen Gesandten und der spanischen Präsenz in Wien nachzuzeichnen, etwa die Konkurrenz zwischen dem Katholischen König und dem Papst, aber auch die von ihnen entwickelten Strategien, die reservierten Informationen und den Zugang zum Kaiser. Der Grund liegt vor allem darin, dass allein die päpstliche Diplomatie in der Lage war, mit der spanischen im Rahmen der „globalità di interessi" und der „disponibilità di vie di influenza" zu konkurrieren. Cuerva kommt zum Schluss, dass die vielfältigen spanischen Vertreter in Wien (der ordentliche Botschafter; die außerordentlichen Vertreter, die Spezialagenten, die Vertrauten Kaiser Ferdinands II. und vor allem die zukünftige Kaiserin Maria Anna von Österreich, Schwester von Philipp IV.) Auskunft über die Techniken des Zugangs zu den Schaltstellen der Macht, die Informationsbeschaffung und der Konkurrenzsituation innerhalb des Hofes geben.

Dem Thema Frankreich als Gegenstand der Nuntiaturberichte am Kaiserhof um 1630 widmet sich der anschließende Vortrag von Olivier Chaline (Paris). Der Historiker setzte sich mit der Frage auseinander, was die päpstlichen Diplomaten am Kaiserhof über die französische Politik berichten und wie die entsprechenden Informationen nach Rom weitergeleitet wurden. Chaline nähert sich dem Thema zunächst durch statistische Beobachtungen an: wie die Auswertung der Wortregister demonstrieren, nehmen Frankreichbetreffe in den aktuellen Publikationen der Nuntiaturberichte für die Jahre 1628 bis 1634 viel Raum ein. Bleibt dies 1628 und 1629 sporadisch, rückt mit dem Manutanischen Erbfolgekrieg (1628–1631) und dem darauf folgenden schwedischen Kriegseintritt und der französischen Protektionspolitik die französische Politik fortdauernd in den Fokus der Berichterstattung der päpstlichen Diplomaten. Neben der statistischen Auswertung präsentiert der Referent auf Basis der Nuntiaturberichte einen zweiten Weg, sich dem Thema zu nähern, nämlich der Darstellung der vertretenen Standpunkte zur französischen Politik: neben der kaiserlichen Position, sodann die Meinung des Nuntius selbst (ergänzt durch die seiner Pariser Kollegen) und zuletzt die päpstliche Position, vertreten durch die Briefe des Kardinalnepoten Barberini an den Nuntius am Kaiserhof. Durch diese zwei Analysestränge kommt Chaline zum Schluss, dass Frankreich bzw. die französische Politik ein bedeutender Gegenstand in den Nuntiaturberichten ist, der Auskunft gibt über die Änderungen der Leitlinien französischer Politik am Kaiserhof und an der römischen Kurie. War

diese nach 1630 noch schwer nachzuvollziehen, wird Frankreich 1632/1633 vom Kaiser wie vom Papst als ein mögliches Gegengewicht zur Einschränkung der schwedischen Hegemonie betrachtet.

Václav Bůžek (České Budějovice) thematisierte anschließend das Feld der Erneuerung des Katholizismus im Königreich Böhmen auf Basis der aktuell vorliegenden Nuntiaturberichte der 4. Abteilung für die Jahre 1628 bis 1635. Ausgangspunkt der Überlegungen des Historikers ist die „Verneuerte Landesordnung", die Kaiser Ferdinand II. nach der Niederschlagung des böhmischen Aufstandes 1627 erließ. Blieb der Aspekt der Erneuerung des Katholizismus in Böhmen in den 1620er und 1630er Jahren in den laufenden Diskussionen bisher unberücksichtigt, war es nun das Ziel des Historikers, anhand der Briefwechsel zwischen Prag, Wien und Rom vor allem das Zusammenspiel zwischen den päpstlichen Nuntien Giovanni Battista Pallotto, Ciriaco Rocci und Malatesta Baglioni, des Kaisers, der Kurie und des Erzbischofs von Prag, Ernst Adalbert von Harrach, herauszustellen. Bůžek machte vor allem auf drei grundlegende Problembereiche aufmerksam, die zur Stärkung des Einflusses der katholischen Kirche im Königreich Böhmen eine Rolle spielten: Erstens, die Problematik der geistlichen Administration auf Basis finanzieller Ressourcen. Erst durch das Zusammenspiel verschiedener Akteure konnte mit der Ratifizierung des Vertrags über die sogenannte Salzkasse (*cassa salis*) durch Papst Urban VIII. am 5. März 1633 die katholische Kirche in Böhmen finanziert werden. Zweitens eine Reform der Kirchenverwaltung, die mit der Errichtung vier neuer Bistümer (Budweis, Königgrätz, Leitmeritz und Pilsen) einherging. Und drittens, die Problematik um die zu Beginn des Jahres 1622 gekommenen Unterordnung des utraquistischen *Carolinum* und dem jesuitischen *Clementinum* in Prag; die erst 1654 zum einem Kompromiss führte. Bůžek kommt zu dem Schluss, daß es erst durch das Zusammenspiel verschiedener Instanzen und Akteure und der damit einhergehenden Korrespondenzen zu einer Erneuerung des Katholizismus in Böhmen kam. Doch infolge der von gegenseitigem Misstrauen geprägten Beziehungen zwischen Rom, Wien und Prag handelte es sich um einen „kompliziert verhandelten Kompromiss" in einem „multipolaren Kräftespiel".

Der Abendvortrag des Frühneuzeithistorikers Wolfgang Reinhard (Freiburg i. Br.) beschäftigte sich kritisch mit der frühneuzeitlichen päpstlichen Diplomatiegeschichte, die unter der Fragestellung stand: Hat Papstgeschichte Zukunft? Sechs Kernpunkte der „Kompensation" einer zukünftigen weiteren Beschäftigung mit den Nuntiaturberichten bzw. der Papstgeschichte stellte er dabei heraus. Die Digitalisierung der Quellen bietet *erstens* die Möglichkeit der Erstellung einer „universalen" Kuriendatenbank, die die Römische Kurie „transparent wie nie zuvor" macht. Neue Perspektiven für die Papstgeschichte bzw. dem Papsttum als „einzigartiger Kulturmacht mit einzigartiger Machtkultur" liefert *zweitens* die Integrierung neuer Forschungsansätze der Politik- und der Kulturgeschichte. Ein weiterer Aspekt wären *drittens* Langzeitstudien zum Personal und zu den Institutionen, wobei Projekte auf lange Dauer heute „nicht mehr als förderungswürdig" gelten. Ebenso vielverspre-

chend ist *viertens* die Neuaufarbeitung der Diskursgeschichte von Kirchenrecht und Theologie in den Nuntiaturberichten, die dadurch in der Folge einen „neuen Quellenwert" bekommen. Untersuchungen im Bereich der Frömmigkeitsgeschichte (der persönlichen, sakramentalen oder Papstfrömmigkeit) ist nach Reinhard *fünftes* mehr als eine angewandte theoretische Theologie sondern „kirchliches Selbstverständnis, der Inbegriff der christlichen Praxis". Ein Vergleich persönlicher päpstlicher Frömmigkeitsgeschichte ist dabei ebenso erfolgsversprechend wie die päpstliche Haltung zur sakramentalen Praxis. *Sechstens* sind vormoderne Praktiken des Entscheidens der Kurie und ihrer (diskreten) Weitergabe des Ergebnisses und die Legitimation ihrer Entscheidungen, die Verfahren der Formalisierung des Informellen, des Zeremoniells als kulturelle Praxeologie, als Performanz der römischen Kurie grundlegende Praktiken der Römischen Kurie und eine „Kulmination der Kulturgeschichte des Papsttums". Wolfgang Reinhard kommt zu dem Ergebnis, das sich trotz seiner bereits im Jahre 1998 gelieferten Vorschläge über den „Wert und Verwertung eines Editionsunternehmens"[2] bisher wenig geändert habe. Einen Grund sieht er in der traditionellen Editionspraxis und der mangelnden Auswertung der Nuntiaturberichte in der Forschung. Die (De-)Konstruktion der Papstgeschichte, deren Unmöglichkeit und Möglichkeit Reinhard in seinem Vortrag darzulegen versuchte, hat nach dem Historiker auch ohne „die klassischen Nuntiaturberichte eine große Zukunft".

Die von Irene Fosi (Roma-Chieti) geleitete dritte Sektion richtet sodann das Augenmerk auf spezifische Fragestellungen und Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges auf Basis der zuletzt publizierten Nuntiaturberichte der vierten Abteilung. Eröffnet wurde sie durch den Vortrag von Péter Tusor (Budapest), der sich den Beziehungen zwischen Rom und Ungarn auf der Basis der Wiener Nuntiaturkorrespondenz im Zeitraum zwischen 1628 bis 1635 widmete. Der Historiker konzentrierte sich bei seinen Ausführungen auf drei Themengebiete: Neben der Darlegung der Ausgangssituation der Beziehungen zwischen der *Sacra Corona d'Ungaria* und dem Heiligen Stuhl beschäftigte er sich vor allem mit der Zusammenarbeit zwischen dem außerordentlichen Legaten, Kardinal Giovanni Battista Pallotto, und dem Erzbischof von Esztergom (dt. Gran), Péter Pázmány. Vor allem das Verhältnis von Pázmány zur barberianischen Politik gegenüber Ungarn und Transsylvanien und das Thema Ungarn als Exponent des Mächtesystems der Habsburger in den Jahren 1630 bis 1635 standen dabei im Mittelpunkt. Einen dritten Aspekt bildeten die kirchlich-missionarischen Aktivitäten der Wiener Nuntiatur unter Pallotto, Rocci und Baglioni. So informierte der Erzbischof die Wiener Nuntiatur über die kritischen politischen Vorgänge in Ungarn und Transsylvanien, die dann von Pallotto nach Rom weitergeleitet wurden,

2 W. Reinhard, Nuntiaturberichte für die deutsche Geschichtswissenschaft. Wert und Verwertung eines Editionsunternehmens, in: Kurie und Politik. Stand und Perspektiven der Nuntiaturberichtsforschung, hg. von A. Koller, Tübingen 1998 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 87), S. 208–215.

wie etwa der Einzug und die Einnahme Transsylvaniens durch György I. Rákóczy oder der Konflikt um das Präzedenzrecht für den Papstneffen Taddeo Barberini als Präfekt von Rom vor dem kaiserlichen Gesandten, einem Konflikt „di importanza chiave" für das Prestige der Barberini in Italien. Zwar war nach Tusor Kardinal Pázmány kein „gran maestro di livello europeo" barocker politischer Intrigen, doch repräsentierte er die Intentionen der politischen ungarischen Führung. Tusor kommt zum Ergebnis, das der Erzbischof von Esztergom bis zum Jahr 1629, also bis zum Erhalt der Kardinalswürde, die politisch-traditionellen Leitlinien des ungarischen Adels fortführte und infolge einer radikalen Veränderung der militärischen und politischen Situation in Europa in der Folge der schwedischen Invasion im Kontext des Dreißigjährigen Krieges ab 1632 in einen „conflitto atroce" mit dem Papst geriet. Doch nicht nur in politischer Hinsicht, sondern ebenfalls in der kirchlich-missionarischen Koordinierung nehmen die Nuntien und der Erzbischof eine wichtige Rolle ein. Nach dem Referenten gibt es in der Nuntiaturkorrespondenz mit dem Staatssekretariat wenige Hinweise auf kirchlich-kanonische Thematiken bezüglich Ungarn, daher ist umso mehr die Korrespondenz mit anderen Kongregationen vor allem zur *Propaganda Fide* heranzuziehen. In dieser Periode ist die Wiener Nuntiatur keine „istituzione di riforma", sondern vorwiegend eine politische. Tusor bestätigt im Hinblick auf eine Interferenz von Politik und Religion eine Verschiebung zu Ungunsten der kirchlichen Angelegenheiten.

Im Anschluss sprach Rainald Becker (München) über die „special relationship", über das politische und kirchliche Relationsgefüge von Bayern und Rom um 1630. Die vielschichtige Dialektik der bayrisch-römischen Beziehungen während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind nach dem Referenten deutlich in der nun abgeschlossenen vierten Reihe der Nuntiaturberichte vom Kaiserhof dokumentiert. Sein Vortrag konzentrierte sich insbesondere auf die Analyse der „natürlichen" Partnerschaft auf der innerkirchlichen bzw. reichspolitischen Ebene. Auf der einen Seite stellte die bayrische Dynastie für die Kurie nicht nur eine Garantiemacht für die von Protestantisierung bedrohten Reichskirche dar, sondern wurde durch eine kontinuierliche Diplomatie nach 1600 zu einem sichtbaren Faktor im katholischen Europa, dessen Dynamik während des Dreißigjährigen Krieges beschleunigt wurde. Die Dynastie der Wittelsbacher war dabei eine unverrückbare „colonna della religione cattolica in Germania", der zudem aus Sicht der römischen Kurie eine Schlüsselrolle im diffizilen binnenkatholischen Interessensausgleich zwischen dem Kaiser, Spanien und Frankreich zukam. Das von Becker gebrauchte Bild von Bayern als einer „starken Division des Papstes" findet seine Bestätigung in den Berichten der Wiener Nuntien der 1620er und 1630er Jahre. Auf der anderen Seite erhoffte sich Bayern von Rom Prestigegewinn, dauerhafte Rangerhebung (Kurwürde), territoriale Arrondierung (Oberpfalz) und außenpolitische Statuserhöhung (Bündnis mit Frankreich), die die Wiener Nuntien als „diplomatische Divisionäre" des Kurfürsten auf der europäischen Bühne zur Geltung bringen sollten. Dabei steht nach Becker am Ende des Prozesses der bilateralen Partnerschaft die endgültige Integration des „Stato di Baviera" in die völkerrechtliche Textur des barocken Europas.

Christoph Kampmann (Marburg) beschäftigt sich in seinem Vortrag mit den Beziehungen zwischen Rom und dem Reich im Zeitraum zwischen dem Tod des schwedischen Königs Gustav Adolf im November 1632 und dem Prager Frieden 1635, also einer Zeit der „Wende" und der „entscheidenden Phase" des Dreißigjährigen Krieges. Obwohl bereits, wie Kampmann feststellt, eine wichtige Grundlagenforschung zu diesem Zeitraum vorliegt,[3] vermögen die nun vollständig vorliegenden Nuntiaturberichte die päpstliche Haltung zu den Friedensbemühungen 1633/35 zu akzentuieren und „eine Neubewertung des Dreißigjährigen Krieges" herbeizuführen. So habe sich bereits auf dem Prager Frieden (1635) eine Tendenz herausgebildet, die dann die Haltung des Papsttums zum Westfälischen Frieden und darüber hinaus bestimmt habe. Die Kurie konnte nach dem Referenten keinen konkreten Einfluss auf das politische Geschehen mehr ausüben und habe infolge dieser Machtlosigkeit eine „rechtswahrende Position" eingenommen, die eine Anerkennung von Zugeständnissen an die evangelische Seite strikt negiert habe. Auf Basis der Auswertung der Nuntiaturberichte kommt Kampmann zu einer Neubewertung päpstlicher (europäischer) Politik: Zugeständnisse an die Protestanten wurden 1633/35 besonders deshalb abgelehnt, um (im Sinne des Papsttums) schädliche Folgen eines Friedens im Reich für die europäische Mächtepolitik zu verhindern. Demnach sei die Haltung des Staatssekretariats und der Nuntien „doch flexibler und politischer". Daher sind, nach Kampmann, die Entwicklungen im Reich bzw. im Dreißigjährigen Krieg und die kurial-päpstliche Politik seit 1633 anders zu bewerten als bisher geschehen.

In der anschließenden „Tavola Rotonda", bei der sich namhafte Forscher und Kenner der Nuntiaturberichte (Stefano Andretta, Irene Fosi, Paola Molino, Olivier Poncet) zu einer Diskussionsrunde zusammenfanden, wurde eine veritable Bilanz des Editionsprojektes des Deutschen Historischen Instituts in Rom, des methodologischen Vorgehens und der Arbeit mit den Nuntiaturberichten aus Deutschland gezogen. Damit sollte nunmehr ein „punto (!) di svolta" erreicht werden. Die Diskussionsrunde zog im Grund auf drei Ebenen ihre Überlegungen: Zukunft – Themenfelder – Perspektivenwechsel. So sind bei der Arbeit mit den Nuntiaturberichten für die *Zukunft der Editionsreihe* zwei Überlegungen anzustellen: Erstens wäre die Finanzierung eines Projektes von langer Dauer zu lösen und zweitens wären die Kriterien der Editionsart (Druck, [Retro-]Digitalisierung; Open Access) zu klären. Fosi gab dabei zu bedenken, daß eine „prospettiva diversa" und eine „rilettura della storia" vonnöten sei, um die Fortführung des Editionsunternehmens zu gewährleisten, das gleichzeitig mit dem Gebrauch von „sistemi nuovi" einhergehen müsse. Eine (Retro-)Digitalisierung vor allem in Verbindung mit anderen Quellen würde eine Benutzbarkeit der

3 Konrad Repgen hat durch sein Werk wesentlichen Anteil an einer Neubewertung des Prager Friedens bzw. der kaiserlichen Politik. Vgl. K. Repgen, Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Friede: Studien und Quellen, 3., überarb. und bedeutend erw. Aufl., Paderborn 2015 (Rechts- und staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft; N. F. 117).

Nuntiaturberichte erhöhen. Die Nuntiaturberichte zeichnen sich durch eine besonders dichte Überlieferung aus. Doch galt es bezüglich der Themenfelder nicht nur die Sichtweise der römischen Zentrale zu verteidigen (Fosi), sondern dabei gleichzeitig vor allem eine thematische Engführung (Poncet, Andretta) zu vermeiden. Die dokumentarische Quellengruppe liefert auf verschiedenen Ebenen Auskunft über andere Realität(en) und sollte auch auf eine „apertura" ausgelegt sein (Fosi, Andretta). Ein Ergebnis der Diskussionen war die Betonung eines *Perspektivenwechsels* der Arbeit des DHI Rom im Rahmen der Herausgabe und Bearbeitung der Nuntiaturberichte. Dabei sei neben der „divulgazione di qualità" (Andretta) die Bewahrung des „programma proprio" (Poncet) als ein Verdienst und eine Stärke des Instituts zu verteidigen. Die Zukunft des Projektes liege im verantwortungsvollen Umgang mit den Quellen selbst (Molino). Eine „Wende" in der Arbeit mit den Nuntiaturberichten sei durch neue Herangehensweisen, der Erschließung neuer Forschungsfelder und neue Fragestellungen zu erreichen (Molino, Andretta), die bisher wenig in der Praxis und in der Forschung umgesetzt und berücksichtigt worden sind.

Im Großen und Ganzen handelte es sich bei der internationalen Tagung in Rom um eine Bilanz bezüglich der „Vergangenheit und Zukunft einer klassischen Editionsreihe", dessen Bedeutung und Quellenwert Heinrich Lutz im Jahre 1965 vor allem in Hinsicht auf den behandelten Zeitraum klar erkannt und herausgestellt hat, denn „insgesamt verfügen wir ... für diese entscheidende Epoche deutscher und europäischer Geschichte wohl über keine Quellenserie, deren Bedeutung sich hinsichtlich des überregionalen Berichthorizontes, der scharf konturierten geistig-politischen Maßstäbe und der festen Kontinuität mit diesen Nuntiaturberichten messen könnte".[4]

Claudia Curcuruto

4 H. Lutz, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Vergangenheit und Zukunft einer „klassischen" Editionsreihe, in: QFIAB 45 (1965), S. 274–324, hier 313.

# Circolo Medievistico Romano 2015

**21. Januar:** Silvia Di Paolo, Marta Pavón Ramírez, Francesca Manzari, Emanuele Conte präsentieren das auf der Homepage des DHI abrufbare e-Buch „*Decretales Pictae*. Le miniature nei manoscritti delle Decretali di Gregorio IX". Der von Martin Bertram und Silvia Di Paolo herausgegebene Band geht auf einen Workshop am DHI im Jahre 2010 zurück und ist den fünf bis sechs Miniaturen gewidmet, die in mehr als 300 Handschriften der Dekretalen Gregors IX. (*Liber Extra*, 1234) überliefert sind. Silvia Di Paolo erläutert den komplexen Aufbau des Werks und insbesondere den Abbildungsteil, der sowohl stilistische wie ikonographische Vergleiche erlaubt. Marta Pavón Ramírez stellt die ausgefeilten Indices in vier Teilen vor. Anschließend würdigt Francesca Manzari die neun Einzelbeiträge des Bandes vom Standpunkt der Kunstgeschichte, während Emanuele Conte als Rechtshistoriker dazu Stellung nimmt.

**17. Februar:** Stéphane Gioanni, Il papato e la Dalmazia (secc. V–XI), stellt die verschiedenen Phasen der Beziehungen Dalmatiens zum Papsttum vom 5. bis 11. Jh. vor. Ab dem 3. Jh. orientierten sich die christlichen Gemeinden in den dalmatinischen Küstenstädten an Rom. Im 5. Jh. intensivierten sich diese Bindungen auch im Kirchenrecht, wobei ebenfalls die Einflüsse der Franken, der deutschen und ungarischen Kirche zu untersuchen sind.

**18. März:** Alessandra Veronese, Gli ebrei nel ducato di Urbino nel Rinascimento, untersucht auf der Grundlage von mehr als 1300 Dokumenten (meist privater Natur) die Präsenz der Juden im Herrschaftsgebiet der Montefeltro von Urbino, das auch Gubbio umfasste, vom Ende des 14. Jh. bis zum Anfang des 16. Jh. Die reiche Überlieferung erlaubt eine prosopographische Analyse, die auch von Bedeutung für die umliegenden Gegenden Mittel- und Norditaliens ist. Über die Verwandtschaftsverhältnisse kann man die auf einer ausgeprägten Familiensolidarität fussenden ökonomischen und sozialen Verbindungen von überregionalem Zuschnitt erkennen. Allerdings war der demographische Anteil der Juden im Herzogtum Urbino – oft gab es nur eine jüdische Familie in einem Ort – so gering, dass von einer jüdischen Gemeinde im eigentlichen Wortsinn nicht gesprochen werden kann. Dem Vortrag schließt sich eine Führung im Museo ebraico di Roma an.

**15. April:** Francesco Salvestrini, Chiesa e potere tra Firenze e Roma. L'abate vallombrosano Biagio Milanesi, Lorenzo de' Medici e papa Leone X, konzentriert sich auf die Figur und das Wirken des Generalabts der Vallombrosaner Biagio Milanesi (ca. 1445–1523). Milanesis Einsatz für monumentale Bauten und ehrgeizige Kunstaufträge nicht nur in der Toskana, sondern auch in der Poebene, mit denen er führende Künstler seiner Zeit (darunter Benedetto da Rovezzano, Ghirlandaio und Perugino) betraute, sollte auch die Position seines Ordens gegenüber der Absicht Lorenzo de'

Medici il Magnificos stärken, so manches Kloster in eine Kommende für seinen schon in jungen Jahren zum Kardinal erhobenen Sohn Giovanni, den späteren Papst Leo X., umzuwandeln. Wie der Abt in seinem *Memoriale* darlegte, diente sein Mäzenatismus auf dem Gebiet der Kunst, Architektur und Literatur sowohl dem Schutz der *libertas ecclesiae* gegen die Usurpationen des ‚Tyrannen' als auch als Mittel dazu, über das durch ihn neu gewonnene Prestige seiner Klöster dem Rigorismus der sezessionistischen Observanzbewegung im Florentiner Ordenssitz von San Salvi entgegenzuwirken.

**18. Mai:** Haude Morvan, Le tombe dei cardinali dell'ordine dei frati predicatori nel Duecento: tra identità comunitaria e familiare, stellt die Grablegen von sieben Dominikanern vor, die im 13. Jh. zu Kardinälen aufgestiegen sind: Hugues de Saint-Cher, Annibaldo Annibaldi della Molara, Pierre de Tarentaise (als Innozenz V. nach kurzem Pontifikat gest. 1276), Robert Kilwardby, Latino Malabranca und Hugues Aycelin. Einige von ihnen besaßen zwei Grablegen, wenn man mit dem Ableben in der Ferne rechnete; in diesem Fall wurde der Leichnam zur Bestattung geteilt. Die Beisetzung dieser hohen Würdenträger unter einer Grabplatte vor dem Hauptaltar einer Ordenskirche oder wenigstens in einer ihm nahen Kapelle geht möglicherweise auf eine Gewohnheit bei den Zisterziensern und das Vorbild des in Bologna begrabenen Ordensstifters selbst zurück und hob sie als Vorbilder für die Dominikaner hervor.

**17. Juni:** Rafał Ojrzyński, L'immagine della Polonia e dei Polacchi negli scritti di Enea Silvio Piccolomini (papa Pio II), fusst auf der mittlerweile auch gedruckt vorliegenden Diplomarbeit des Autors zum Bild Polens und der Polen in den Schriften Enea Silvio Piccolominis (1404–1464, ab 1458 Papst Pius II.). Der Sieneser Humanist besaß eine beschränkte Kenntnis von Polen und änderte im Laufe der Jahre seine Meinung je nach dem Ambiente, in dem er lebte. Besonders negativ war sie in den 40er Jahren des 15. Jh., als er in der Kanzlei Friedrichs III. in Wien arbeitete. Später wurde sein Blick auf Polen positiver vor allem dank seiner langjährigen Briefkontakte mit dem Bischof von Krakau und Kardinal Zbigniew Oleśnicki. Aufgrund der weiten Verbreitung der Schriften des Piccolomini wurden seine entsprechenden Äußerungen für andere zur wichtigen Quelle über Land und Leute.

**20. Oktober:** Isabella Proietti, Sulle tracce di Francesco Maturanzio, umanista perugino. Francesco Maturanzio (1443–1518), beschäftigt sich mit dem Humanisten Francesco Maturanzio aus Perugia, der in seiner umbrischen Heimatstadt nicht nur in den *humanae litterae*, sondern – zunächst als Sekretär der päpstlichen Gouverneure (1474–1484), dann als der Kanzler der Kommune (1503–1518) – im öffentlichen Leben hervortrat. Seine Passion galt der griechischen Sprache, für deren Studium Maturanzio die beiden hauptsächlichen Zentren des Büchermarktes zwischen Ost und West, Kreta und Venedig, aufsuchte. Die von ihm erworbenen griechischen Handschriften liegen großteils in der Biblioteca Comunale Augusta in Perugia. Außerdem verfügt

man über sein *post mortem* angelegtes Bücherinventar. Die Handschriften selbst zeigen sein Interesse für die klassischen Autoren und belegen seine philologische Kompetenz sowie seine Beherrschung der griechischen Schrift, zumal Maturanzio auch persönlich einige Handschriften seiner Sammlung kopierte.

**16. November:** Martin Bauch, „Anni senza estate" a metà del Duecento? Un contributo medievistico per la storia del clima, geht den Spuren des Ausbruchs des indonesischen Vulkans Samalas im Jahr 1257 nach, der in Europa möglicherweise ein sog. „Jahr ohne Sommer" mit konstanten Niederschlägen, Ernteausfällen und Hungersnöten verursacht hat. Um die Konsequenzen solcher Extremereignisse mit globalen Folgen aufzudecken, hat Bauch in europäischer Perspektive 324 Chroniken ausgewertet und für Bologna und Siena auch archivalische Quellen aus den Jahren 1254–1264 untersucht. Erkennbar ist die Reglementierung des Getreidemarktes als Folge der klimatischen Veränderungen. Es zeigt sich aber auch, dass gerade in Italien noch viel zur Klima- und Umweltgeschichte und zur Aufdeckung solcher globalen Kausalzusammenhänge geforscht werden kann.

**1. Dezember:** Andreas Meyer, La gestione dei beni. Sulla natura del diritto canonico tardomedievale, stellt Überlegungen zur Entwicklung des Kirchenrechts vor. Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass das im Investiturstreit durchgesetzte Prinzip der Unveräußerlichkeit von Kirchenbesitz im Abendland eine einzigartige ökonomische Verfügungsmasse hervorgebracht habe. Aufgrund des Zölibats wurde der Kirchenbesitz nicht vererbt, sondern immer wieder neu zugewiesen. Ein nicht unwesentlicher Teil des spätmittelalterlichen Kirchenrechts befasst sich mit diesem Problem. Dabei kommt dem *Liber Cancellariae apostolicae* eine zentrale Rolle zu, denn er bot der päpstlichen Kurie wichtige Instrumente für ihre Kirchenherrschaft vermittels Urkunden, nämlich das Provinziale sowie Amtseide, Konstitutionen, Formulare und Kanzleiregeln. Meyer beschreibt abschließend die Umsetzung des in der Konstitution *Execrabilis* Johannes' XXII. (1317) enthaltenen Kumulationsverbots und die beabsichtigten und unbeabsichtigten Nebenwirkungen, die der Kurie daraus erwuchsen.

Andreas Rehberg

# Rezensionen

# Rezensionen

**Übersicht**


| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Allgemeines | 531 | 6 | Frühe Neuzeit (chronologisch) | 625 |
| 2 | Festschriften – Aufsatzsammlungen | 536 | 7 | 19.–20. Jahrhundert (chronologisch) | 641 |
| 3 | Kongreßakten – Sammelbände | 550 | 8 | Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien) | 667 |
| 4 | Historische Hilfswissenschaften | 582 | | | |
| 5 | Mittelalter (chronologisch) | 597 | | | |


Günter Johannes Henz, Leopold von Ranke in Geschichtsdenken und Forschung. Vol. 1: Persönlichkeit, Werkentstehung, Wirkungsgeschichte. Vol. 2: Grundlagen und Wege der Forschung, Berlin (Duncker & Humblot) 2014, 679 (vol. 1) e 800 (vol. 2) pp., ISBN 978-3-428-14372-6, € 169,90.

„Er ist der Klassiker unserer Wissenschaft, er ist der Vollender eines zugleich enthusiastischen und kritischen Historismus (Meinecke), er ist ‚beinahe der Kolumbus der neueren Geschichte' (Lord Acton) und er ist zugleich der Erkenner der großen Vielfältigkeit der deutschen Geschichte". Basterebbe ricordare il giudizio formulato dallo storico austriaco Heinrich Ritter von Srbik (1878–1951) nel primo tomo della sua „Geist und Geschichte vom Deutschen Humanismus bis zur Gegenwart" (1950) su Leopold von Ranke (1795–1886) per comprendere la rilevanza assunta da quest'ultimo nel panorama della scienza storica di area tedesca ed europea. La recente pubblicazione (2014) da parte dello storico Günter Johannes Henz di una monumentale biografia intellettuale in due volumi sullo storico turingio riafferma l'esemplarità di un'esistenza – quella di Leopold von Ranke come produttore instancabile di una mole ‚interminabile' di volumi e corrispondenza epistolare – meritevole di aver fornito un contributo decisivo allo sviluppo „der Geschichtswissenschaft zur ersten Bildungsmacht in Deutschland" (Christoph Freiherr von Maltzahn 2002). La frequentazione e lo studio dell'immenso patrimonio culturale lasciato in eredità dal Ranke alle generazioni future accompagna Günter Johannes Henz dall'ormai ‚lontano' 1965, allorquando il giovane storico muoveva i suoi primi passi per la realizzazione della sua tesi di dottorato anche avvalendosi della collaborazione di Gisbert Bäcker von Ranke, suo professore di storia negli anni del Ginnasio nonché pronipote di Leopold von Ranke. Il primo tomo dell'*opus magnus*, già nel titolo (Persönlichkeit, Werkentstehung, Wirkungsgeschichte), rivela di essere incentrato sull'approfondimento degli aspetti più marcatamente ‚esogeni' della vicenda umana e intellettuale di Leopold von Ranke, quali lo studio della sua formazione intellettuale (pp. 21–107), la collocazione delle metodologie di approfondimento e analisi degli eventi storici impiegate dal Ranke in rapporto alle ‚coordinate' all'epoca diffuse e dominanti (pp. 108–383) ed infine la storia della ricezione delle opere e del lascito intellettuale di Leopold von

Ranke nella Germania guglielmina (pp. 387–462), durante la Repubblica di Weimar (pp. 465–496) e sotto il regime nazionalsocialista (pp. 499–532) ed infine dal Secondo Dopoguerra agli Anni Duemila (pp. 535–679). Il vero e proprio „heißes Eisen" è contenuto nel secondo volume. Infatti, è nel tomo dedicato ai „Grundlagen und Wege der Forschung" che Günter Johannes Henz evidenzia la sua pluridecennale frequenza con le opere e la produzione epistolare del Ranke. La padronanza in più occasioni dimostrata da parte dello storico Henz di un lascito così articolato ed eterogeneo è stata riconosciuta a tal punto da fare scrivere al giornalista Bertold Seewald, dalle colonne del quotidiano „Die Welt" (05.08.2008), come grazie alla profonda conoscenza della grafia di Leopold von Ranke da parte dello Henz si sia potuto evitare che un'edizione dello scambio epistolare dello storico di Wiehe/Unstrut venisse distribuita nei circuiti delle biblioteche e delle librerie in quanto caratterizzata, a detta di documentate annotazioni dello stesso Henz, da una „geradezu bakterielle Durchsetzung mit Textabweichungen ..., die eine Beeinträchtigung bis Zerstörung des authentischen Charakters zahlreicher Schriftstücke zur Folge hat. Die Zahl der notwendigen Korrekturen liegt bereits für die von mir überprüften 90 von 267 Briefen bei über 1200 Lesefehlern". Nel secondo volume della sua ricostruzione storica, Günter Johannes Henz focalizza le sue attenzioni sulla sterminata produzione scritta di un erudito, Leopold von Ranke, non a caso ritenuto essere un „classico", tanto sotto il profilo contenutistico quanto sotto quello stilistico, della scienza storica in lingua tedesca. Il primo capitolo (pp. 11–145) verte sulla descrizione delle opere a carattere monografico del Ranke, offrendo di ogni singola opera una ‚scheda' contenente le date di gestazione e pubblicazione dell'opera unitamente ai contenuti di ogni singola realizzazione. Dal secondo all'ottavo capitolo (pp. 146–531), Günter Johannes Henz passa letteralmente ‚a setaccio' tutta la produzione scritta del Ranke, suddividendola in articoli o saggi editi in pubblicazioni collettanee (pp. 146–156), edizioni di riviste o raccolte di fonti (pp. 157–164), lasciti di manoscritti (pp. 165–233), corrispondenza epistolare (pp. 237–318), scritti commemorativi (pp. 319–346), testi e manoscritti di lezioni ed esercitazioni (pp. 347–414), testi di interventi a vario titolo tenuti e prolusioni (pp. 415–447) e, per finire, la riproposizione in forma di schede descrittive di incontri e discorsi avuti e tenuti dal Ranke nel corso della sua attività politico-accademica e di organizzatore di cultura (pp. 450–505), cui segue una descrizione del patrimonio bibliotecario, dei manoscritti e degli estratti a vario titolo posseduti e fruiti dal medesimo Leopold von Ranke (pp. 507–531). Chiudono il secondo tomo dell'Henz un dettagliato elenco della bibliografia pubblicata in oltre un secolo sul Ranke e la sua produzione intellettuale (pp. 533–755), seguito dall'indice dei nomi citati nei due volumi (pp. 757–800). La lettura di una simile opera lascia allo stesso tempo ammirati e desiderosi di emulare. Con un interrogativo: a quando ricostruzioni di tale spessore su temi analoghi dagli storici di area italiana?

Marco Leonardi

Christof Dipper/Jens Ivo Engels (Hg.), Karl Otmar von Aretin. Historiker und Zeitgenosse, Frankfurt am Main u. a. (Peter Lang) 2015, 218 S. ISBN 978-3-631-6661425, € 49,95.

Karl Otmar von Aretin gehört unstrittig zu den bedeutendsten deutschen Frühneuzeit-Historikern nach dem Zweiten Weltkrieg. Als Direktor des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz und als Autor zahlreicher wegweisender Publikationen trug er über Jahrzehnte hin wesentlich zur Orientierung des Faches bei. Dabei war Aretin der Denomination seines Darmstädter Lehrstuhls gemäß Zeithistoriker, er hatte sich gleichwohl bereits vor seiner Berufung eher der Geschichte des (ausgehenden) Alten Reiches als dem 20. Jh. zugewandt. Im Anschluss an das knappe Vorwort der beiden Hg., Nachfolger von Aretins an der Technischen Universität Darmstadt, widmet sich der erste Beitrag des Sammelbd., der auf eine eintägige Konferenz zur Würdigung seines Lebenswerkes zurückgeht, einer Standortbestimmung des 2014 Verstorbenen als Zeithistoriker im Jahr des Rufes 1964. Neben diesem Aufsatz Christof Dippers, der Aretins Ansatz einer „seriöse[n], quellenbasierte[n] Zeitgeschichte" (S. 22), seine Konzentration auf die Schuldfrage im Kontext der NS-Herrschaft und seine wegweisende Diagnose zur Rolle der Wehrmacht herausstellt, wenden sich mehrere andere Beiträge Aretins Darmstädter Tätigkeit und dem dortigen Institut für Geschichte zu, etwa dessen „braunen" Anfängen in der Nachkriegszeit, in der von Aretin eine wichtige Funktion als „ideologisches Gegengewicht" zukam (Kristof Lukitsch, Zitat S. 171), der Entwicklung des Instituts von 1964–2014 (Lutz Raphael) oder dem unter seiner Ägide gegründeten Universitätsarchiv (Andreas Göller). Daneben stehen Aufsätze zu Aretin als akademischem Lehrer (Karl Härter), als Wissenschaftsorganisator im Rahmen seiner Mitgliedschaft in der Historischen Kommission München (Heinz Duchhardt), als Herausgeber der „Neuen politischen Literatur" (Jens Ivo Engels, Anja Pinkowsky) und besonders natürlich in seiner Leitungsfunktion am Institut für Europäische Geschichte (Claus Scharf), in der er dieses Haus keineswegs ganz in den Dienst seiner eigenen Forschungsschwerpunkte stellte (nur 21% Frühneuzeitler-Stipendienförderung vor 2000). Ferner widmen sich zwei Beiträge der Bedeutung Aretins für die Frühneuzeitforschung im Allgemeinen (Winfried Schulze) bzw. seiner „Entdeckung" Reichsitaliens im Besonderen (Matthias Schnettger). Dabei wird zum einen die führende Rolle von Aretins bei der Erneuerung der Forschungen zum Alten Reich gewürdigt, die sich dezidiert sowohl von der ideologisch verbrämten Reichsgeschichte der Zwischenkriegszeit als auch vom überhöhten Abendland-Konzept (insbesondere katholischer Prägung) der Nachkriegsjahrzehnte abgrenzte und diese Forschungen international bekannter und anschlussfähiger machte. Zum anderen ist die von Aretin zu verdankende Schärfung des Bewusstseins für den Charakter des Reiches als „über die deutschen Kerngebiete hinausreichendes Lehensreich" (S. 134) im Hinblick auf ein vertieftes Verständnis dieses komplexen, „merkwürdigen Gebilde[s]" (ebd.), wie er selbst formulierte, kaum zu überschätzen. Unter den Themen, bei denen Aretins Forschungen zu einer bemerkenswerten Neu-

bewertung führten, gehört neben der Endphase des Alten Reichs zweifellos auch das Kaisertum Leopolds I., und zwar für die allgemeine Reichsgeschichte ebenso wie für Reichsitalien. Über die kritische Forschungsbilanz der Arbeiten von Aretins und ihrer Wirkungen hinaus bieten die Beiträge inspirierende Ansätze für ein „Weiterdenken" der durch von Aretin initiierten Forschungen, etwa hinsichtlich des Reiches als Friedensordnung, der höchst wünschenswerten Wiederaufnahme eines von ihm als „Empiriker" (S. 57) befürworteten Vorhabens zur editorischen Erschließung der Akten des Immerwährenden Reichstages, kulturgeschichtlich orientierter Forschungen zu transalpinen Transferprozessen oder einer Einbindung Reichsitaliens in Arbeiten zur historischen Xenologie bzw. Alteritätsforschung. Darin liegt sicherlich ein wesentlicher Mehrwert des Buches. Englische Abstracts der publizierten Beiträge, Kurzbiographien der Autoren und eine kurze Zusammenstellung durch von Aretin betreuter Dissertationen und Habilitationen runden das (leider nicht durch ein Register erschlossene) Bändchen ab. Guido Braun

Mihran Dabag/Dieter Haller/Nikolas Jaspert/Achim Lichtenberger (Hg.), Handbuch der Mediterranistik. Systematische Mittelmeerforschung und disziplinäre Zugänge, Paderborn (Fink-Schöning) 2015 (Mittelmeerstudien 8), 565 pp., ill., ISBN 978-3-7705-5743-1 = 978-3-506-76627-4, € 68.

Il Zentrum für Mittelmeerstudien (ZMS), fondato dal governo federale nel 2010, con sede presso la Ruhr-Universität di Bochum, ha inteso offrire una rassegna critica di ricerche e studi sul Mediterraneo, considerati secondo la loro pertinenza a diverse discipline accademiche. Nella ricchezza e nell'utilità del volume, si è realizzato un impegnativo progetto, i cui intenti e le cui direttive sono esposti nella lunga presentazione firmata dai quattro curatori, sotto il titolo significativo, „Mediterran Denken. Perspektiven der Mediterranistik": esso vuol porsi come punto di partenza per la fondazione di una Mediterranistica transdisciplinare, prima tappa dunque di un progetto ‚coraggioso' al quale hanno contribuito con successo una quarantina di studiosi. L'idea di Mediterraneo sottesa al prezioso ‚manuale' – strutturato come una serie di 33 voci, ciascuna concernente una disciplina – è piuttosto quella tradizionale di spazio geografico-culturale (reso dal termine tedesco *Mittelmeerraum*) ma numerosi saggi recano preziosi contributi di riflessione, spunti, consensi e dissensi nei riguardi del ‚concetto', dei ‚limiti' (frontiere), della realtà attuale non solo del Mediterraneo, inteso come ‚paesi mediterranei' (del nord e del sud) ma, al di là di questi, come intero mondo mediterraneo. Il ‚mondo mediterraneo', additatoci da Fernand Braudel sin dal titolo della sua opera (Das Mittelmeer und die Mediterrane Welt) potrà essere, ci sembra, la prospettiva futura di ricerca e di riflessione più feconda di risultati e al tempo stesso la più rispondente alle esigenze politiche e culturali del così difficile Mediterraneo del presente. É da ammirare il coraggio degli ideatori del progetto: una sfida sicuramente vincente per essi e per tutti i contributori

dell'imponente volume (soltanto farne i nomi occuperebbe un quarto dello spazio disponibile): una messe di informazioni sulla storia e sugli svolgimenti attuali delle ricerche in corso, in un ventaglio molto esteso di discipline, dalla *Antikistik*, ovviamente, la ‚levatrice', potremmo dire, insieme ad altre discipline ancor più nettamente specialistiche, del patrimonio storico e ideale del Mediterraneo, alla *Sinologie und Japanistik*, certamente fra le meno prevedibili eppure, forse proprio per questo, di indubbio notevole interesse, come altrettanto la *Erziehungswissenschaft/Bildungforschung* e la *Kunstgeschichte*. La varietà e ampiezza degli sguardi rivolti viene da un gruppo di discipline non umanistiche (*Geologie*, *Klimatologie*, *Ozeanographie*) mentre la *Geographie* e la *Medizin* apportano anzitutto riferimenti umani e storici. Le discipline più ‚nobili' e consolidate, e dove la tradizione accademica germanica ha avuto priorità e conserva grande prestigio, fanno sentire la portata del loro contributo: alla *Antikistik* si affiancano *Alte Geschichte*, *Klassische Archäologie*, *Klassische Philologie*, *Vorderasiatische Archäologie*, *Römisches Recht*; il settore ‚orientalistico' – usiamo un termine di comodo pur se discutibile – è ben rappresentato da *Ägyptologie*, *Islamwissenschaft und Arabistik*, *Judaistik/Jewish Studies*, *Osmanistik*. Per tutte le discipline di più antica tradizione, il compito è stato più facile e il risultato in parte più prevedibile, ma non meno utile e comodo trovarlo nella facile reperibilità di un ‚manuale' con le diverse voci in ordine alfabetico; si inizia dunque con *Afrikanistik*, una disciplina tipica della tradizione germanica, principalmente connessa agli studi linguistici propriamente africani, e si finisce con *Wirtschaftswissenschaften*, una delle voci in cui trovano considerazione gli studi più recenti sulla problematica e l'evoluzione economica dei paesi dell'area e, fra l'altro, sulla politica dell'Europa istituzionale verso i partners mediterranei, anzitutto nel quadro del partenariato euromediterraneo. Ogni autore ha ovviamente affrontato il compito secondo la sua scelta: alcuni hanno voluto iniziare con precisazioni sulla stessa disciplina nel cui nome si sono espressi, altri sulla definizione e delimitazione del Mediterraneo come oggetto di ricerca, e più spesso in effetti sulle difficoltà, incertezze, contraddizioni di questa definizione o quanto meno facendo apparire opinioni diverse in proposito. Alcune voci hanno almeno un po' privilegiato gli studi tedeschi, e non lo consideriamo un limite, ma un arricchimento per il lettore che per tutti i campi considerati trova in questo *Handbuch* una preziosa risorsa di informazioni bibliografiche e di informazioni su centri di studio e programmi di ricerca, spesso su base di collaborazione internazionale. In ogni caso i contributori, tutti tedeschi, ci sembra, hanno tenuto conto degli studi nelle lingue europee più diffuse, mentre nel principale ambito linguistico mondiale spesso si trascurano persino studi, anche di indubbia portata, in francese o in spagnolo (talvolta Braudel si salva perché è stato tradotto in inglese). Ci si rammarica per la mancanza di alcune discipline, come l'Ispanistica e l'Anglistica, giustamente previste dal progetto (ed i cui testi non sono stati forse consegnati in tempo dagli assegnatari; per questo o per altri motivi sono rimaste fuori) di fronte alla vivacità e ricchezza di spunti offerti dalla *italienische und französische Literaturwissenschaft* (con tre autori); altrettanto proficua sarebbe stata la presenza, inizialmente progettata, di altre voci

come quelle del gruppo sociologico (è presente la *Ethnologie*), la slavistica, le scienze della musica. Gli studi e le realtà del Mediterraneo contemporaneo e attuale, diciamo dal 1945 ad oggi, possono apparire meno presenti rispetto ai millenni dalla *Ur- und Frühgeschichte* ai nostri tempi, ma ne trattano, e molto bene per un verso o per l'altro, almeno le ‚voci' *Neueste Geschichte, Politikwissenschaft, Völkerrecht*, così come il ruolo degli studi su altri secoli e spazi di storia sono stati adeguatamente considerati da sezioni come la *Mittelalterliche Geschichte*, la *Frühneuzeitliche Geschichte* e la *Südosteuropäische Geschichte*. La creazione del ZMS fu un segno significativo di un ‚ritorno in forze', potremmo dire, della Germania nel campo degli studi sul Mediterraneo, dove ha avuto un ruolo fondamentale nella storiografia rigorosa dell'Ottocento. Questo potenziamento degli studi – che hanno ora il centro maggiore appunto nel ZMS e nella sua serie di *Mittelmeerstudien* – accompagna significativamente la necessaria assunzione di un maggior ruolo anche politico della Repubblica federale nello spazio mediterraneo.

Salvatore Bono

Lorenzo Tanzini (a cura di), Il laboratorio del Rinascimento. Studi di storia e cultura per Riccardo Fubini, Firenze (Le Lettere) 2015 (Bibliotheca 58), 294 S., ISBN 978-88-8087-966-0, € 28.

Dieser als Festgabe zum 80. Geburtstag des Florentiner Historikers Riccardo Fubini (ehemals Professore ordinario di Storia del Rinascimento, Università di Firenze) konzipierte Band enthält 16 Beiträge von Schülern und Kollegen des Geehrten. Von den Artikeln sind zwei in englischer und einer in französischer Sprache verfasst, alle anderen in italienischer. Der Hg. Lorenzo Tanzini (Università di Cagliari) ist Schüler des Geehrten (Autor u. a. von: A consiglio – La vita politica nell'Italia dei comuni, Roma, Laterza, 2014) und mit dessen individuellen, über Jahrzehnte verfolgten Forschungsthemen bestens vertraut. Alle Beiträge des Bandes ergänzen, und zwar unter den verschiedensten Aspekten, die bekannten wissenschaftlichen Hauptinteressen des Geehrten, nämlich „le trasformazioni del quadro politico nell'Italia del XIV e XV secolo ... e l'emersione dei nuovi valori etici e politici dell'Umanesimo" (Einbandtext). Dabei kommen die individuellen Forschungsgebiete der einzelnen Autoren durchweg zur Geltung, zum Beispiel bei T. Daniels' Überlegungen zur Rolle Mailands bei der *Congiura dei Pazzi* in seinem Beitrag „Milano partecipe nelle congiura dei Pazzi?" (S. 157–176). Die meisten Beiträge stützen sich auf noch unveröffentlichte oder wenig bekannte Archivquellen; einige dieser Quellen werden in den Appendici zu den jeweiligen Beiträgen veröffentlicht. Eine Sonderstellung nimmt der 15., d. h. der vorletzte, in englischer Sprache verfasste Beitrag ein, dessen Vf. Anthony Molho (Professor an verschiedenen Institutionen, Professor emeritus des Europäischen Hochschulinstituts Florenz) den bisher unveröffentlichen Briefwechsel zwischen zwei renommierten jüdischen Emigranten des Nazi-Deutschland aus den Jahren 1982–1983 publiziert, dem bekannten Humanismusforscher Paul Oskar Kristeller (Berlin, 1905 – New York,

1999) und dem Musikwissenschaftler Edward Lowinsky (Stuttgart, 1908 – Chicago, 1985). Leider besitzt dieser handliche, auch äußerlich ansprechend gestaltete Band keine Indices; vor allem ein Verzeichnis der reichlich benutzten und oft zitierten Quellen wäre nützlich gewesen. Die einzelnen Beiträge lauten: Patrick Gilli, Ambasciate e ambasciatori nella legislazione statutaria italiana (secc. XIII–XIV), S. 7–25; Alessandro Fabbri, Il clero francese e la sua ecclesiologia al tempo del Grande Scisma d'Occidente, S. 27–46; Lorenzo Tanzini, *Civitas potens* o *Universitas mercatorum*? Le istituzioni fiorentine e le relazioni commerciali nella corrispondenza pubblica negli anni di Salutati e Bruni, S. 47–69; Serena Ferente, Diplomacy and political writing in Renaissance Italy: macro and micro, S. 71–87; Alison Brown, Between constitution an government: the problem of defining the Medici regime, S. 89–102; Lorenz Böninger, Minima landiniana, S. 103–119; Petra Pertici, Antonio Petrucci scrive a Broccardo Persico segretario di Jacopo Piccinino (1456), S. 121–132; Kim Wi-Seon, Lo *Status quaestionis* delle *Vite* di Vespasiano da Bisticci, S. 133–142; Concetta Bianca, Il *Contra detractores* di Iacopo di Poggio Bracciolini, S. 143–155; Tobias Daniels, Milano partecipe nelle congiura dei Pazzi?, S. 157–176; Nirit Ben-Aryeh Debby, Santi francescani negli scritti e nelle immagini della Firenze della Prima Età Moderna, S. 177–190; Giorgio Chittolini, Un collegio di canonisti a Milano nel secondo Quattrocento? Qualche nota sul ‚ceto dei giuristi', S. 191–209; Francesca Klein, Note in margine a/di Agostino Vespucci, cancelliere nella repubblica Soderiniana. Una *Storia* prima delle *Istorie*?, S. 211–238; Jérémie Barthas, Il pensiero costituzionale di Machiavelli e la funzione tribunizia nella Firenze del Rinascimento, S. 239–256 (traduzione di F. Benfante); Anthony Molho, „We have been friends for so long, I could not forgo telling you how I feel". An Epistolary Exchange Between Paul Oskar Kristeller and Edward Lowinsky 1982–1983, S. 257–275; Gary Ianziti, Remarques historiographiques sur Leonardo Bruni historien, S. 277–291. Ursula Jaitner-Hahner

Venice and the Veneto during the Renaissance: the legacy of Benjamin Kohl, ed. by Michael Knapton/John E. Law/Alison A. Smith, Firenze (Firenze University Press) 2014 (Reti medievali e-book 21) 506 S., 24 Taf., Graf. im Text, ISBN 978-88-6655-663-3, € 38 (auch als E-Book erhältlich).

Das Bemerkenswerte an dieser Gedächtnisschrift ist, dass sie den Geehrten wiederauferstehen lässt, wenn auch nur als Autoren: durch vier postume Beiträge. Ben Kohl (1938–2010) ist hervorgetreten durch seine grundlegende Darstellung der Geschichte Paduas im 14. Jh., er hat sich Verdienste erworben durch die Bereitstellung wichtiger Quellen und Informationen für diejenige Venedigs im späteren Mittelalter, durch die Sammlung der veröffentlichten Senatsbeschlüsse bis 1400 (The records of the Venetian Senate on disc) und durch das Online-Angebot des verfügbaren Materials über Wahlen in öffentliche Ämter bis 1524, das Programm: Rulers of Venice. Über seine wissenschaftliche Lebensleistung gibt die in den Band aufgenommene Liste

der Publikationen eindrucksvoll Auskunft. Die erste der eigenen Arbeiten ist eine hoch willkommene Sammlung und Edition von Gesetzen (The Serrata of the Greater Council of Venice, 1282–1323: the documents), für den Druck eingerichtet von Reinhold C. Mueller (S. 3–34). Diese Texte sprechen für sich. Den Mittelpunkt bildet der Beschluss von 1297 mit der Festlegung, wer hinfort dem Großen Rat angehören sollte, woraus die Definition folgte, diese und nur diese Männer als Adelige Venedigs anzuerkennen mitsamt ihren Familien. Das schuf eine Eindeutigkeit in der Abgrenzung, die man in den anderen italienischen Kommunen vergeblich sucht. Wie so oft in Venedig geschah die institutionelle Neuerung in einem längeren Prozess, es gab vor dem entscheidenden Beschluss eine Experimentierphase, und danach erwiesen sich Ausführungsbestimmungen als notwendig, um die Berechtigung heranwachsender Adeliger und anderer Antragsteller zu prüfen. Doch das Prinzip war 1297 festgelegt, so dass es unsinnig ist, eine zweite und eine dritte *Serrata* einführen zu wollen. Kohls Edition sorgt hoffentlich für Klarheit. Es folgt eine Untersuchung der Institution, die man als die Regierung des Staates ansehen könnte: The changing functiion of the Collegio in the governance of Trecento Venice, bearbeitet von Monique O'Connell (S. 35–46). Der Vf. charakterisiert die Rolle des Gremiums gebildet aus Doge, Kleinem Rat und zwei – später drei – ständigen Gruppen von *sapientes*. Hier sei der Einwand gestattet, dass die Wortwahl zum Missverständnis einlädt. In der betrachteten Zeit hat der Begriff *collegium* im Sprachgebrauch der venezianischen Kanzlei keine spezifische Bedeutung, er wird verwendet als Bezeichnung für eine ad hoc gewählte Kommission mit bestimmtem Arbeitsauftrag. Als Regierung zu erkennen ist eher das *dominium* oder die *Signoria*: der Doge umgeben vom Kleinen Rat. Die Übertragung von Entscheidungskompetenz auf die Signorie zusammen mit der einen oder anderen Gruppe wurde flexibel gehandhabt. Dieselbe Bearbeiterin hat sich auch des dritten postumen Beitrags angenommen: Renaissance Padua as Kunstwerk: policy and custom in the governance of a Renaissance city (S. 187–196). Welcher Spielraum für eigene Entscheidungen der führenden Schicht einer einstmals selbstständigen Stadt unter der Herrschaft Venedigs geblieben war, über welche Kompetenzen der städtische Rat verfügte, ist ein Thema, das eine vergleichende Studie verdient. In seinem kurzen Aufsatz geht der Vf. der Frage nach, welche Regierungsfunktionen die Bürger Paduas ausüben konnte, selbstverständlich beschränkt auf die inneren Angelegenheiten. Des vierten Beitrags hat sich John E. Law angenommen: Competing saints in late medieval Padua (S. 323–366). Erörtert werden die Heiligen im Leben der Stadt, als Quellen dienen der lokale Festkalender mit den Veränderungen zwischen dem 13. und dem 15. Jh. sowie die städtische Gesetzgebung in den kommunalen Statuten. – Der Gefeierte wird mit einem bunten Blumenstrauß geehrt. Claudia Salmini fragt nach der Entstehung des Amtes der *segretari alle voci*, die im Großen Rat Venedigs die zahllosen Wahlen verzeichneten, eine Quelle ersten Ranges für die Teilhabe der Adeligen an der Führung des Staates und an dessen Verwaltung. Die Republik betrieb schon seit dem frühen Mittelalter ungeniert Expansionspolitik, deren Erfolge konnten sich im 15. Jh. sehen lassen; Monique O'Connell gibt aus

Schriften humanistischer Autoren Beispiele für ihre Rechtfertigung. Den Fall des Dogensohnes Giacomo Foscari, den sein Vater nicht vor der Anklage wegen Anstiftung zum Mord und später wegen Landesverrats bewahrte, dessen Verbannungsstrafe aber recht schnell wesentliche Milderung erfuhr, nimmt Dennis Romano als Ausgangspunkt für Überlegungen zum Zusammenhalt innerhalb der Familie und gegenseitige Hilfe im 15. Jh. Denselben Aspekt behandelt Stanley Chojnacki auf der Grundlage von Frauentestamenten. Einen ungewöhnlichen, dafür umso interessanteren Bericht über das zeremoniell ausgestaltete, lange Sterben des Dogen Andrea Gritti veröffentlicht Tracy E. Cooper. Wie Gedankengut des genialen Vereinfachers Machiavelli auf die politischen Vorstellungen Venezianer Patrizier wirkte, zeigt Humfrey Butters an Beispielen. Die Verwendung von Opium und anderen „Gewürzen" in venezianischen Apotheken und Alchemiekammern des ausgehenden 15. Jh. behandelt Andrea Mozzato. Mit dem Verhältnis zwischen Venedig und den benachbarten Städten befassen sich – außer dem genannten Beitrag Kohls – drei Aufsätze. Die Situation vor der Eingliederung in den Flächenstaat beleuchtet Gian Maria Varanini, indem er eine Aufzeichnung aus Verona über den Großen Rat im Jahre 1367 analysiert. Speziell die Rolle der dortigen Familie Verità betrachtet Alison A. Smith. Eine Studie zur erwähnten Problematik der politischen Gestaltungsmöglichkeiten der lokalen Elite bietet Michael Knapton, er analysiert Beschlüsse des Paduaner Rates in Grundstücksangelegenheiten am Ende des 15. Jh. Ausgehend von einer Wundergeschichte aus dem Jahre 1342 über die Besänftigung eines Sturms in der Lagune, stellt Trevor Dean Überlegungen zu Umweltproblemen in der Vergangenheit an. Mit dem Bild der Engelchöre von Guariento und Kunstförderung der da Carrara in Padua beschäftigt sich Meredith J. Gill. Enrico Scrovegni wünschte seine Kapelle in der Paduaner Arena als Grabstätte, obwohl er verbannt war; Robin Simon verweist auf Fragmente des Grabmals. Louise Bourdua veröffentlicht das 1405 in Venedig errichtete Testament von Caterina, Tochter von Antonio Francesi aus Staggia und Witwe des Ritters Bonifacio Lupi aus Parma, die eine Jacobus-Kapelle im Santo zu Padua stiftete. Zuletzt sei verwiesen auf die Bemerkungen von John E. Law zu den Scaliger-Grabmonumenten in Verona. Die Namenregister sind eine wirkliche Hilfe bei der Erschließung des vielfältigen Inhalts der Gedächtnisgabe. Der Gefeierte hätte sich bei aller Bescheidenheit über die zu seinen Ehren gesammelten Aufsätze sicherlich gefreut.

Dieter Girgensohn

Veronica West-Harling (Hg.), Three Empires, Three Cities: Identity, Material Culture and Legitimacy in Venice, Ravenna and Rome, 750–1000, Turnhout (Brepols) 2015 (Seminari internazionali del Centro interuniversitario per la storia e l'archeologia dell'alto medioevo 6), 351 S., 52 Abb. s/w, ISBN 978-2-503-56228-5, € 75.

Infolge der langobardischen Eroberungen brachen in Rom, Venedig und Ravenna während des 8. Jh. die engen Verbindungen zum byzantinischen Reich weitgehend

ab. Der Chris Wickham zum 65. Geburtstag gewidmete und aus einem 2014 in Oxford veranstalteten Workshop hervorgegangene Aufsatzband vertieft die Frage, wie sich die drei Städte gegenüber den ‚neuen' imperialen Herrschaften (Karolingern bzw. Ottonen) positionierten und inwiefern sich hier unterschiedliche Formen politischer Praxis und Selbstrepräsentation, nicht zuletzt auch unter Rückbezug auf die römische Vergangenheit, herausbildeten. Neben einer Einleitung von Veronica West-Hartling und acht Aufsätzen dokumentiert der Band ebenso die Diskussionsbeiträge nach den Vorträgen und während des Round-table. Der erste Teil des Bandes konzentriert sich auf topographisch-urbanistische Aspekte im Kontext sich wandelnder politischer, administrativer und sozialer Konstellationen. Stefan Gasparri analysiert anhand von Erzählungen über die Flucht vom Festland in die Lagune den Übergang von einer „provinziellen" zu einer „städtischen" Identität in Venedig. Vieles spreche dafür, die Entstehung des venezianischen Gründungsmythos im Zusammenhang mit der Verlagerung des byzantinischen Patriarchensitzes von Aquileia nach Grado zu sehen und in die Mitte des 9. Jh. zu datieren – einer Zeit, als in Venedig-Rialto entscheidende Veränderungen in Richtung zunehmender „Stadtwerdung" beobachtbar seien. Sauro Gelichi diskutiert indessen die aus den Schriftquellen und dem wenigen verfügbaren archäologischen Material resultierende Schwierigkeit, die Gestalt des für die venezianische Frühgeschichte zentralen Archipels Rialto zu rekonstruieren. Er legt dar, dass die Inselgruppe wohl erst ab dem 5./6. Jh. besiedelt worden sei. Entgegen verbreiteter Ansichten gäbe es aber weder Anhaltspunkte für eine römische Vergangenheit noch für ‚typisch byzantinische' Bau- und Konstruktionsweisen. Ebensowenig ließen sich trotz Bischofssitz und Dogenpalast frühmittelalterliche städtische Befestigungsanlagen nachweisen, denn für die Verteidigung der Lagune seien eine effiziente Flotte und Kontrollen der Zufahrtswege zentraler gewesen. Gleichfalls aus archäologischer Perspektive geht Enrico Cirelli auf Ravenna zwischen 751 und 967 ein. Auch wenn die Stadt in der Karolingerzeit keine dynamische Entwicklung erlebt habe und die Klöster erst ab dem 9./10. Jh. zunehmende Wichtigkeit erlangt hätten, belegten die Funde doch Ravennas anhaltende ökonomische Bedeutung sowohl im regionalen als auch im adriatischen Kontext. Mit Roms „Topographie der Macht" im 10. Jh. beschäftigt sich wiederum Riccardo Santangeli Valenzani. Er unterstreicht, dass Eliten wie die Familie des *vestararius* Teofilatto damals klare Vorstellungen vom urbanen Raum hatten, den sie mit Blick auf die Wahl ihrer Residenzen bewusst politisch zu nutzen und gestalten wussten. Mit der 758 in der Peterskirche erbauten Petronilla-Kapelle richtet Caroline Goodson ihren Blick dann auf einen Ort, der symbolisch für die Allianz zwischen den Frankenherrschern und dem Papst stand. Sie geht der Verehrung der Hl. Petronilla in Rom und nördlich der Alpen nach und beleuchtet den Konnex zwischen Heiligenkult und spiritueller Verwandtschaft. Die Kapelle repräsentiere am Ende beides: die päpstliche Autorität und die Karolinger als neue Verbündete der röm. Bevölkerung. Im zweiten Teil des Bandes wird besonders die Relevanz imperialer Ideologien in den drei städtischen Kontexten untersucht. Ausgehend von der Chronik des Benedikt von Sorakte analysiert und kontextualisiert Paolo Delogu

das Verhältnis der Stadtrömer zur kaiserlichen Herrschaft im 9. Jh. Verschiedentlich träten die „Romani“ an der Seite des Papstes als eigenständige politische Akteure hervor. Erst die Ottonen sollten wieder einen stärkeren imperialen Geltungsanspruch in Rom durchzusetzen versuchen. Inwieweit die Beziehungen zu den Karolingern nicht nur in Rom, sondern auch in Venedig und Ravenna städtische Identitäten beeinflussten, stand bei François Bougard im Mittelpunkt, während es Hagen Keller für die Zeit Ottos III. darum geht zu zeigen, dass der *Renovatio-Imperii*-Gedanke damals wohl das einzige Konzept darstellte, welches die innerstädtischen Kontraste in Rom überwinden helfen konnte. Die hier nur in aller Kürze widergegebene Bandbreite der Beiträge macht deutlich, dass bestimmte Aspekte nicht für alle drei Städte mit gleicher Tiefe und zeitlich parallel behandelt werden (konnten) und deshalb ein systematischer Vergleich schwer fällt. Nichtsdestotrotz erlaubt die Lektüre spannende Einsichten und eröffnet Perspektiven, die zu weiteren Untersuchungen und vergleichenden Überlegungen anregen. Kordula Wolf

Ovidio Capitani, Gregorio VII: il papa epitome della Chiesa di Roma, a cura di Berardo Pio, Spoleto (Fondazione Centro Italiano di studi sull'Alto Medioevo) 2015 (Uomini e mondi medievali 43. Reprints 8), XXIV, 325 S., ISBN 978-88-6809-040-1, € 35.

In diesem Bd. werden zehn wichtige Schriften Ovidio Capitanis zu Papst Gregor VII., die er über einen Zeitraum von 40 Jahren (1965–2004) geschrieben hat, chronologisch gesammelt und anastatisch gedruckt. In der Einleitung kontextualisiert der Herausgeber, Berardo Pio, diese Beiträge im Werk C.s und betont die „Zentralität“, die der Figur Gregors in dessen Untersuchungen zukommt. Die Sammlung wird vom grundlegenden Aufsatz „Esiste un'età gregoriana?“ (I) eröffnet, mit dem C. Mitte der 60er Jahre diese bequeme, aber irreführende Bezeichnung eines Zeitalters kritisiert hat, die noch heute verbreitet ist. Als ‚età gregoriana' kann eigentlich nur der Pontifikat Gregors VII. gelten, den C. sogar als die vom größten Spektrum vielfältiger Möglichkeiten charakterisierte Phase der damaligen institutionellen Krise definiert. Abgesehen von teleologischen Deutungen sei das Eigene der Vorstellungen Gregors VII. in seiner konkreten Tätigkeit zu finden. Das untersucht C. in der ekklesiologischen Auffassung vom Episkopat während des Pontifikats Gregors (II): Seine Analyse einiger Fallbeispiele zeigt die Komplexität und die Kontingenz der Stellungnahmen des Papstes, dessen Maßnahmen und Einstellungen nicht von klaren kanonistischen Begriffen bestimmt, sondern von einer situationsbedingten Erwägung des Vorteils für die Christen geprägt worden seien. Der ideologische Stützpunkt seiner Tätigkeit sei der Begriff *utilitas* gewesen (V), der uns mehr als der Terminus *libertas* dabei helfe, die für uns auf den ersten Blick schwankende oder sogar widersprüchliche Politik Gregors besser zu verstehen. Es handele sich um eine herkömmliche charismatische Grundlage der Machtausübung, die sich in den Einschätzungen und Entscheidungen des

Papstes – auf der Basis des petrinischen Privilegiums der römischen Kirche Maßstab der Weltgeschichte – konkretisiert habe. Eben die Zentralität der *utilitas* innerhalb der vieldeutigen Begrifflichkeit Gregors VII. erlaube zu beleuchten: erstens die praktische Bedeutung, die dem Begriff der Gerechtigkeit (*iustitia*) als Gerichtsbarkeit in seinen Texten zukomme (VIII); zweitens die Besonderheit seiner Konzeptionen (darunter: „il papa epitome della Chiesa di Roma") im Vergleich zu denen der anderen Denker der Kirchenreform (IV); drittens die besondere Verwendung und Aneignung der kanonistischen und kirchenväterlichen Tradition (X: am Beispiel der Rezeption Gregors des Großen); und viertens die Unmöglichkeit, die Positionen Gregors auf irgendeinen normativen Formalismus zu reduzieren – eine Unmöglichkeit, die auf der einen Seite seinen Anhängern Schwierigkeiten in der Verteidigung Gregors eingebracht habe (VII: zum Beispiel im *Liber ad Gebehardum* Manegolds von Lautenbach) und die auf der anderen – ganz anders als in der ekklesiologischen Absicht des Papstes, der kein Jurist war, – immer mehr zur kanonistischen Rationalisierung der konfliktgeladenen Krise geführt habe. C.s Untersuchungen zeigen aber nicht nur die Vieldeutigkeit der Texte und die entsprechende Schwierigkeit, deren Autoren einfach als ‚Gregorianer' oder ‚Antigregorianer' einzuordnen, sondern auch die Komplexität der Kontexte. Auf diese weist er nicht nur in einem kurzen Profil des Pontifikats Gregors hin (IX), sondern auch im Aufsatz über Gregor VII. und die europäische Einheit (VI), in dem C. die Alterität der damaligen Konzeption der Christenheit betont, sowie vor allem in der Schrift über die „Lektion" des Canossagangs (III.). Dieses Ereignis wird von seinem symbolischen Wert entleert und sogar als ‚objektive Pause' in einem Strom von ‚revolutionären' Prozessen definiert, derer sich die Protagonisten des Treffens nicht bewusst gewesen seien. Auch dieser Beitrag bestätigt nicht nur, dass eine inhaltliche Auseinandersetzung mit C.s Deutungen Gregors VII. lohnend ist, sondern auch, dass seine tiefen, oft stichprobenartigen Untersuchungen auf der methodischen und epistemologischen Ebene eine gute Schulung sind, um die komplexe Kontextualisierung der damaligen Texte, Ereignisse und Prozesse zu erlernen. ‚Komplexität' ist der historiographische Kern seiner Deutung Gregors VII., die von der Konnotation des Untertitels dieses Bandes nur unzureichend vermittelt wird. Eugenio Riversi

Carla Casagrande/Silvana Vecchio, Passioni dell'anima. Teorie e usi degli affetti nella cultura medievale, Firenze (Sismel. Edizioni del Galluzzo) 2015 (Micrologus' Library 70), 438 S., ISBN 978-88-8450-654-2, € 62.

Wer eine neue Monographie zum nach wie vor boomenden Themenkreis „Emotionen im Mittelalter" erwartet hat, wird enttäuscht sein: vorliegender Band umfasst 18, in vier Großgruppen gegliederte Beiträge (I. Alle origini del discorso cristiano sulle passioni; II. Teorie delle passioni; III. Passioni, vizi, virtù; IV. Il buon uso delle passioni), die in den allermeisten Fällen in den Jahren 2005 bis 2013 bereits an anderer Stelle publiziert worden sind. Die inhaltliche Ausrichtung ist freilich enger als vom Haupt-

titel suggeriert: es geht weniger um die konkrete Gefühlswelt der Menschen im Mittelalter als um den theoretischen Zugriff darauf. Gegenstand der allermeisten Beiträge sind mithin Lehrmeinungen, Reflexionen und Theorien über Gefühle aus der Feder mittelalterlicher Autoren. Nun lässt sich – anders als im Vorwort behauptet – sicherlich nicht sagen, die Gefühlswelt des Mittelalters sei „in buona parte ancora inesplorato" (3). Zu viele gewichtige und umfangreiche Monographien und Sammelbände stehen diesem Befund entgegen. Was sich freilich sagen lässt, ist, dass der Blick auf einzelne Autoren und ihre Vorstellungen – in den seltensten Fällen wird man wohl von Theoriebildung sprechen können – die intensive Beschäftigung noch immer lohnt. Maßgebliche Weichen wurden im 13. Jh. gestellt, in dem nicht nur Thomas von Aquin seine Auffassungen systematisch entfaltete, sondern auch andere Autoren augustinisches Gedankengut aufgriffen, spezifische Sichtweisen der Spätantike jedoch um das ergänzten, was die universitäre Welt maßgeblich umtrieb: die Autorinnen nennen es „i nuovi contributi che vengono dalla psicologia greca e araba" (7). Dass im Rahmen eingehender Beschäftigung mit diesen neuen Ideen auch Entwürfe entstanden, die dem vorherrschenden Thomismus diametral entgegenstanden, versteht sich von selbst. Bereits ein Jh. zuvor hatte der Zisterzienser Aelred von Rievaulx höchst interessante Antworten auf die Frage gefunden, wie sich menschliche Emotionen dergestalt kanalisieren lassen, dass sie den Weg hin zur spirituellen Vervollkommnung nicht verzögern oder gar unmöglich machen, sondern ihn im Gegenteil unterstützen oder sogar beschleunigen. Die Autorinnen jedenfalls zeigen sich davon überzeugt, dass das Christentum „un vero e proprio cambiamento di paradigma nella riflessione sulle passioni rispetto al mondo antico" (8) darstellt – eine Veränderung, nicht zwangsläufig eine (positiv konnotierte) Weiterentwicklung. Worauf freilich zu Recht hingewiesen wird, ist der pragmatische Zugriff auf die Welt der Gefühle, der viele Autoren des Mittelalters auszeichnet. Der „gute Gebrauch" der Gefühle ließ sich nicht zwangsläufig in ein System pressen, sondern war stets kontextabhängig. Gefühle schwebten eben nicht kontextunabhängig im leeren Raum, sondern waren in konkreten Situationen – von unterschiedlichen Personen ausgedrückt und durchlitten –, stets anders konnotiert. Es gilt also zwischen gelehrter Traktatliteratur einerseits und paränetischen Texten andererseits – etwa Predigten oder Beichtsummen – zu unterscheiden. Im ersten Teil der Aufsatzsammlung werden drei Autoren näher beleuchtet, bei denen sich unterschiedliche Denk- und Herangehensweisen festmachen lassen. Während Augustinus vor allem in *De civitate Dei* einen eher programmatischen Entwurf liefert, in dem Gefühlsregungen und Heil (*salus*) sich gegenseitig be- und durchdringen – und dabei keinen anderen Gewährsmann als Christus selbst haben –, lösen sich andere Autoren von der Autorität des Kirchenvaters, freilich niemals so weit, dass von ihnen die Verbindung Gefühl-Heil grundsätzlich in Frage gestellt worden wäre. Dies wird mit Blick auf einen monastischen Autor wie Cassian exemplifiziert, bei dem die *passiones* zu Lastern werden, von denen es sich mit Blick auf das Endziel jeder monastischen Existenz, die *unio ad Deum*, zu befreien gilt. Sehr viel theoretischer geprägt ist der Zugriff der vier Beiträge des zweiten Abschnitts, und

wenig überraschend spielt hier Thomas von Aquin eine herausragende Rolle, ist er es doch, der in seinem Traktat *De passionibus animae* – Teil der *Summa theologica* – eine der vollkommensten Synthesen entwickelt. Dieser Traktat ist es denn auch, der zusammen mit dem originellen Beitrag des Augustinus zur Thematik eine Art Basso continuo des gesamten Bandes bildet. Sowohl Augustinus als auch Thomas legten die Fundamente, auf denen andere aufbauen konnten. Sie waren die Riesen, auf deren Schultern andere stehen (dabei aber nicht zwangsläufig weiter sehen) sollten. Dies wird mit Blick auf den um 1330 entstandenen Traktat des Dominikaners Domenico Cavalca exemplifizert, der – schenkt man den Aussagen des Prologs Glauben – zur Steigerung der Andacht bei den „devoti secolari" verfasst wurde (*Specchio di croce*: Domenico Cavalca e l'ordine degli affetti, 385–398). Auch bei Cavalca führt Christi Leiden am Kreuz zur emotiven Anteilnahme durch die Gläubigen. Sie leiden freilich nicht nur mit, sondern erhalten durch das Leiden gleichzeitig Zugang zu den Grundwahrheiten des Glaubens. Das Kreuz wird zum „compendio di teologia" (387). Christus am Kreuz erfüllt also mehrere Aufgaben: er ist das Buch, in dem man liest, der Lehrer, der Glaubenswahrheiten verkündet – gleichzeitig aber auch der Liebende, der seine Geliebte(n) sucht und dabei ganz und gar reine Gefühlsregungen hervorruft. Schmerz über den Tod des Geliebten am Kreuz korreliert im Gläubigen mit der Freude über dessen schiere, heilssichernde Existenz – Cavalca hatte seinen Augustinus offensichtlich verinnerlicht. Und er nutzt diesen Befund zu einer systematischen, hierarchisch ordnenden Darstellung aller beim Menschen auftretenden Affekte, dabei weniger systematisch als pragmatisch vorgehend. An der Spitze steht die Liebe, durch die *idealiter* alle anderen Affekte, auch der Schmerz, gesteuert und im Bedarfsfall überwunden werden sollen. Dass ein guter Prediger aus Gründen der *persuasio* in der Lage sein sollte, Gefühle auf Seiten seiner Zuhörer zu wecken und zu beeinflussen, wird in jeder *Ars praedicatoria* unterstrichen. Casagrande/Vecchio richten deshalb in einem eigenen Beitrag den Blick nicht nur auf die theoretischen Aussagen eines Augustinus oder Guillaume d'Auvergne, sondern auch auf die Chronistik, in der sich eine Vielzahl von Belegen über die affektive Wirkmacht von Predigern findet (*Sermo affectuosus*: passioni ed eloquenza cristiana, 285–304). Einer der größten auf diesem Gebiet war sicherlich Jean Gerson, Kanoniker von Notre-Dame und mächtiger Universitätskanzler, dessen „Spezialität" nicht nur ausgefeilte, lateinische Predigten (oder sollte man hier besser von Ansprachen reden?) an ein ausgewähltes Hof- oder Universitätspublikum, sondern auch volkssprachliche Predigten an die „simple gens" waren. Wie sich bei ihm Gefühle, Mystik und Gebet zu einer Art Personalstil verdichteten, zeigt ein überaus lesenswerter Beitrag, in dem zu Recht unterstrichen wird, wie eng gesteuerte Gefühlsausbrüche und kirchliche Kontrolle miteinander verknüpft waren (Le passioni, la mistica, la preghiera. Il caso di Gerson, 343–384). Diese Kontrollfunktion spielt auch eine zentrale Rolle in einem Aufsatz, der sich der Beichttraktate aus der Feder des Guillaume d'Auvergne annimmt (Guglielmo d'Alvernia e il buon uso delle passioni nella penitenza, 327–342). Dabei wird verdeutlicht, welche heilssichernde Funktion den Affekten zugeschrieben werden konnte – Guillaume

wendet sich wortmächtig gegen jedwede *insensibilitas membrorum spiritualium*, die in letzter Konsequenz zur ewigen Verdammnis führen könnte. Casagrande/Vecchio legen mit dieser Aufsatzsammlung die Frucht jahrzehntelanger Forschungstätigkeit auf dem Gebiet der emozioni, affetti und passioni vor – der Wunsch nach einer trennscharfen Definition der Begrifflichkeiten bleibt freilich unerfüllt. Dabei erscheint die Zusammenarbeit der beiden Expertinnen mitunter als so eng, dass wie im Beitrag über den *sermo affectuosus* aus einem „wir" schon einmal ein einfaches „ich" wird (vgl. z. B. 288). Die Aufsatzsammlung ist all denjenigen zu empfehlen, die sich mit Aspekten der geistig-theoretischen Durchdringung des Phänomens im Mittelalter beschäftigen. Ralf Lützelschwab

Paolo Golinelli, L'ancella di san Pietro. Matilde di Canossa e la Chiesa, Milano (Jaca Book) 2015 (Biblioteca di Cultura Medievale), 288 S., ISBN 978-88-16-41308-5, € 22.

In diesem Band hat G. die wichtigsten Aufsätze gesammelt und überarbeitet, die er seit 1990 Mathilde von Canossa gewidmet hat. Der Titel nimmt den Leitfaden der verschiedenen Beiträge vorweg: die Beziehungen der Gräfin mit der Kirche und insbesondere mit den Päpsten, die Mathildes Laufbahn und ihre Ausübung der dynastischen Herrschaft tief geprägt haben. Sie sei so – mit den Worten Gregors VII. – zur „Magd" des heiligen Petrus geworden und diese Definition bietet laut G. die Möglichkeit eines Zugangs zu einer Gesamtdeutung ihrer Lebenserfahrung: auch in Auseinandersetzung mit Vito Fumagallis existentieller Darstellung von Mathilde. Die zwölf Aufsätze handeln vom Verhältnis Mathildes zu den Päpsten, vom Dienst des sogenannten *paparum ducatus*, von den Beziehungen zwischen Mathilde und ihrer Mutter Beatrix mit Gregor VII., von der Deutung des Treffens von Canossa, von der Nachfolge Gregors VII., von den Beziehungen zwischen der Gräfin und Anselm von Canterbury, von den sozialen Rollen und Handlungen Mathildes als Frau, vom politischen Verhältnis zwischen Mathilde und Heinrich V., vom Erbe Mathildes, vom Ursprung des Mythos der Gräfin, von der Rezeption des Canossa-Ereignisses im Konfessionszeitalter, sowie von Mathildes Unterstützung für einige Kirchen und Klöster. Von diesen verschiedenen Gesichtspunkten aus werden die Fragen nach den Beziehungen der Gräfin zu den Päpsten und den Königen, nach Mathildes Positionierung in den Hochphasen des Investiturstreits (zum Beispiel nach dem Tod Gregors VII.) und nach der Bedeutung ihrer Nachfolge und ihres Erbes (bis in die 1130er Jahre hinein) ausführlich betrachtet und beantwortet. Die vorgegebenen Deutungen hätten allerdings in manchen Punkten noch offener und problematisierender dargestellt werden können, etwa im Falle der Schenkung der mathildischen Güter an die römische Kirche: Die nachvollziehbaren Überlegungen des Autors, der den überlieferten Text des Jahres 1102 als unecht bewertet und die Schenkung in den Pontifikat Gregors VII. datiert, lösen nicht das gesamte Problem. Bei der Betrachtung der Interpretationen des Canossa-Ereignisses hebt G. dann zu Recht die wichtige, aber vernachlässigte

Deutung seines „maestro" Ovidio Capitani hervor, berücksichtigt aber nur teilweise die jüngere Debatte: Insbesondere erwähnt er nicht den Streit über die Bedeutung des Aktes Heinrichs IV. (Buße oder politische Unterwerfung?), und kann so nicht den umfassenderen historiographischen Sinn dieser Diskussionen vermitteln. Schließlich ist das Treffen von Canossa in der deutschen Mediävistik der letzten 25 Jahre zu einem aussagekräftigen, aber gleichzeitig nicht besonders glücklichen ‚Versuchsobjekt' gemacht worden, anhand dessen die aktuellen epistemologischen Paradigmen der Geschichtswissenschaft (d. h. das anthropologische bzw. kulturelle und das neue realistische) überprüft werden sollten. Auf einer anderen Ebene ist G.s Darstellung Mathildes als Frau – trotz der Auseinandersetzung mit der Genderliteratur (McNamara, McLaughlin) – nicht kulturgeschichtlich, sondern von psychologischen Zügen geprägt, die in der Tat nur „über die Quellen hinaus" (mit den Worten von Maria Consiglia De Matteis, in deren Festschrift der Aufsatz ursprünglich veröffentlicht wurde) gefunden werden können. Darüber hinaus bietet die Sammlung auch Beispiele von G.s wichtigen Untersuchungen über das kulturelle Gedächtnis Mathildes und des Canossa-Ereignisses, die die Forschenden auf die impliziten Einflüsse der mythomotorischen Prozesse aufmerksam machen, die Mathildes Darstellungen seit Jh. betreffen. Der Band zeigt also rückblickend die Breite und Relevanz der Forschung des wichtigsten italienischen Mediävisten, der sich in den letzten 30 Jahren mit Mathilde von Tuszien beschäftigt hat. Diese Art ‚Bilanz' bildet – wie es in einer empirischen Wissenschaft sein sollte – einen Ausgangspunkt für neue Untersuchungen, die man auf den Ebenen der Problematisierung und der Entwicklung weiterer Fragestellungen, der Begriffsverwendung und der Komplexifizierung der Ansätze, sowie der Kontextualisierung der Quellen und der kritischen Betrachung ihrer Inhalte anstellen kann.

Eugenio Riversi

Michael Matheus, Germania in Italia. L'incontro di storici nel contesto internazionale, a cura di Gerhard Kuck, Roma (Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte) 2015, 290 pp., ISBN 978-88-9825-2008, € 20.

Il volume, nato come contributo alla ricorrenza dei 125 anni di vita dell'Istituto storico germanico di Roma e della Società di Görres al Campo Santo Teutonico, raccoglie dieci saggi pubblicati in varie sedi editoriali fra il 2007 e il 2013 (di cui quattro usciti direttamente in italiano e sei tradotti dal tedesco), suddivisi in quattro sezioni tematiche: Cornici, l'Istituto, Incroci, Progetti. Elaborati nel periodo trascorso a Roma dall'a. come Direttore dell'Istituto storico germanico (2002–2012), i saggi ricostruiscono aspetti fondamentali delle relazioni culturali e scientifiche italo-tedesche, in particolare sotto il profilo della ricerca storica, facendo perno sull'attività dell'Istituto storico germanico, fondato a Roma nel 1888 come Stazione Storica Prussiana (poi divenuto Regio Istituto Storico Prussiano e dal 1937 Istituto Storico Germanico). Il volume abbraccia dunque un periodo che corre dalla fine dell'Ottocento ad oggi,

soffermandosi in particolare sulle vicende legate alla riapertura dell'Istituto nel secondo dopoguerra (ottobre 1953), mettendo in luce continuità e discontinuità delle linee di ricerca nonché la rete dei contatti scientifici transnazionali e internazionali intessuti dall'Istituto nel particolare contesto romano. Il punto di osservazione è quello tedesco, ricostruito sulla base di una ricca letteratura e sulla ricognizione di numerosi archivi: l'archivio politico del Ministero degli Affari Esteri, l'archivio federale di Coblenza, l'archivio della Società Max Planck, l'archivio dei Monumenta Germaniae Historica, l'archivio dell'Institut für Zeitgeschichte di Monaco, alcuni archivi universitari, oltre che naturalmente l'archivio dell'Istituto storico germanico a Roma. La ripresa dell'attività dell'Istituto nel secondo dopoguerra è analizzata nella cornice più ampia degli sforzi messi in atto con successo da parte tedesca per recuperare i quattro istituti di ricerca presenti in Italia (Istituto archeologico germanico, Istituto storico germanico e Biblioteca Hertziana a Roma, l'Istituto di storia dell'arte a Firenze) che erano stati chiusi nel 1943/44 e le cui preziose biblioteche, rientrate dalla Germania e dall'Austria dove erano state spostate dal governo nazista, erano state affidate nel febbraio 1946 in gestione all'Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte, allora appositamente creata a Roma. Contro l'ipotesi di una internazionalizzazione dei quattro istituti (piano Morey) o di un loro incameramento da parte italiana si prodigarono una serie di attori tedeschi, singole personalità della cultura e della politica, istituzioni accademiche e politiche della Repubblica federale. Particolare attenzione viene dedicata all'azione svolta da alcuni „Deutsch-Römer", come l'assistente scientifico dell'Istituto storico germanico Wolfgang Hagemann, e soprattutto al ruolo avuto dai cosiddetti „ex-romani", personalità del calibro di Friedrich Baethgen, medievista, presidente dal 1948 dei Monumenta Germaniae Historica o come Theodor Klauser, rettore dal 1948 al 1950 dell'Università di Bonn e successivamente presidente del *Deutscher Akademischer Austauschdienst*, che negli anni Venti e Trenta si erano formati a Roma presso gli istituti tedeschi. Si trattava di personalità che univano alla premura per il destino degli istituti una fitta rete di conoscenze a livello internazionale e una grande capacità di influenza politica e accademica. La riapertura dell'Istituto storico germanico di Roma (e degli altri istituti di ricerca) è ricostruita non a caso dall'a. anche come un capitolo significativo della ricostruzione della ricerca scientifica accademica nella Germania Federale dopo gli anni del regime nazionalsocialista e più in generale come un momento della ripresa dei rapporti culturali internazionali della Germania. La „gestione autonoma" dell'Istituto storico germanico – prevista (come per gli altri istituti) dagli accordi siglati da Adenauer e De Gasperi nel febbraio 1953 – è presentata come esempio se non modello di amministrazione della scienza al riparo dalle intromissioni della politica. E attraverso l'Istituto passa anche il riallacciamento di importanti rapporti culturali sia con l'Italia (come testimonia il saggio dedicato al medievista Vito Fumagalli, primo borsista italiano nel 1966–1969) sia con gli altri paesi, come è reso evidente dal ruolo svolto dall'Istituto nel 1955 in occasione dello svolgimento a Roma del X Congresso Internazionale di Scienze Storiche cui parteciparono un centinaio di storici

tedeschi, fra cui il noto medievista Ernst Kantorowicz, emigrato negli anni Trenta per motivi razziali negli Stati Uniti, anch'egli legato fin dagli anni Venti all'Istituto. Al centro dell'interesse dell'a. vi sono infine i progetti e le attività di ricerca dell'Istituto. Da quelli ambiziosi di Paul Fridolin Kehr, direttore dal 1903, che aveva mirato a fare dell'Istituto un centro interdisciplinare con interessi nell'ambito non solo della storia medievale e moderna ma anche della storia dell'arte, della teologia e della storia del diritto, a quelli mai realizzati del periodo nazista finalizzati alla creazione di un unico istituto tedesco a Roma, fino all'attività del secondo dopoguerra, che con il direttore Walther Holtzmann (1953–1962) e poi con Gerd Tellenbach (1962–1972) ha ripreso le tradizionali linee di ricerca legate alla storia medievale e moderna (il *Repertorium Germanicum* e i *Nuntiaturberichte*), ma si è anche ampliata significativamente con la creazione della sezione dedicata alla storia della musica (1960) e l'allargamento degli orizzonti di interesse alla storia contemporanea. Dunque, continuità e innovazione, come dimostra ad esempio il progetto di ricerca avviato nel 2006 sugli insediamenti di arabi musulmani e di provenzali nell'Italia meridionale in età medioevale. Linee di ricerca e progetti che collocano l'Istituto al centro di un'intensa rete di scambi scientifici non solo a livello italo-tedesco ma anche nella dimensione europea e internazionale. Filippo Focardi

Giovanni Vitolo, L'Italia delle altre città. Un'immagine del Mezzogiorno medievale, Napoli (Liguori) 2014 (Nuovo Medioevo 101), XXVIII, 428 pp., ISBN 978-88-207-5247-7, € 34,99.

Molte e varie tradizioni storiografiche sono tenute ben presenti e, al tempo stesso, innovate in questo libro che sintetizza un filone di indagini percorso da Giovanni Vitolo negli ultimi venticinque anni. L'ossatura è formata da nove studi già pubblicati in riviste o atti di convegni: essi sono alla base di altrettanti capitoli del libro, anche se ampiamente ripensati, rimaneggiati e integrati, mentre altri due contributi inediti costituiscono, rispettivamente, il primo e il decimo capitolo. L'Italia, termine da usarsi con prudenza per la fase medievale, è adoperato in questo caso dall'a. con piena cognizione storiografica per affrontare, con slancio formale ma anche con ponderazione concettuale, il tema dello sviluppo urbano. A questo Vitolo incatena saldamente quello di una bipartizione dello Stivale proposta con una certa rigidità da studiosi del passato e che vedeva proprio nel diverso sviluppo delle città uno degli argomenti. Vitolo non intende negare le differenze dell'esperienza urbana meridionale rispetto alle città-stato dell'Italia centro settentrionale ma, piuttosto, meglio cogliere la dialettica tra un potere istituzionale superiore che nell'Italia del Sud, indubbiamente, esistette – ma un pregio del libro è anche quello di tenere presente la necessità di attente letture di tale presenza, anche per la sola fase medievale successiva al Mille – e le forze interne alle città meridionali. Il libro mostra come l'istituzione superiore condizionò variamente l'articolazione di esperienze politiche e di spazi di

partecipazione all'interno delle città meridionali ma, in ogni caso, non impedendo del tutto esperienze per molti aspetti comparabili con quelle dei Comuni. Per Vitolo la differenza tra Centro-nord e Sud, dunque, non va né negata né appiattita in un rigido contrasto, quanto, piuttosto, attentamente vagliata in più campi; così come appare necessario all'a. rimarcare le differenze esistenti anche tra città dello stesso Mezzogiorno. Per seguire questa articolazione molteplice, Vitolo ordina i vari capitoli in due parti: nella prima si occupa di aspetti economici, politici e sociali mentre nella seconda, a questi ultimi affianca fenomeni culturali e religiosi. Il libro segue così le peculiarità delle città meridionali, senza limitarsi a quella distanza che già allora esisteva tra parte peninsulare e Sicilia per quanto concerne le diversità tra centri urbani del Sud: infatti, si possono qui ricordare le reti di scambio studiate dall'a., il costituirsi, cioè, di rapporti assai stretti tra alcune città, ben distinti da altri, relativi a centri urbani geograficamente anche assai vicini ai primi ma legati tra loro in un altro sistema di relazioni. Di grande interesse sono le pagine con cui Vitolo indaga gli usi e le oscillazioni linguistiche in tema di istituzioni cittadine da parte di soggetti sia interni sia esterni all'Italia meridionale tanto che, non di rado, le terminologie finiscono per mostrare una percezione e un'autocoscienza delle città del Sud del tardo medioevo con molti punti di contatto rispetto ai Comuni del Centro-nord. Il filo del ragionamento dell'a. è ben individuabile lungo i pur diversissimi ambiti che tocca: le questioni linguistiche appena evocate incrociano fenomeni come quelli religiosi i quali, a loro volta, rimandano ad aspetti culturali, per non parlare delle dialettiche politiche o dei fenomeni istituzionali che sono quelli, in fondo, per i quali si è soprattutto ragionato di una distanza tra Centro-nord e Sud Italia perché uno Stato, un potere monarchico centrale, nel Sud vi fu, ciò rappresentando indubbiamente una distanza importante dal resto della penisola. Eppure anche questo si andò a sovrapporre e mescolare con altri fenomeni ed esso stesso non fu un monolito inossidabile, un primo motore immobile delle differenze. Rimane il fatto che le istituzioni sono un punto di ancoraggio ineludibile per indagini legate ai territori e questo vale anche per le „altre città" del Mezzogiorno medievale che risultano per l'a. soggetti complessi e articolati, la cui identità „si alimenta ... di molteplici componenti ...: profilo politico (natura demaniale o feudale), particolarità dell'assetto istituzionale e/o territoriale-economico, tradizione normativa (consuetudini, privilegi, capitoli, statuti), edifici civici (mura, torri) e religiosi (chiese, monasteri e ospedali, non di rado di patronato dell'Università), religione cittadina (santo patrono, liturgie particolari), patrimonio culturale e documentario (scritture e archivio), coniazione di monete, giurisdizione sul contado" (p. 104). E se per tale identità la dialettica con il potere monarchico era una cornice importante, molti altri elementi la vivacizzavano: Vitolo segue con attenzione i segni di tale dinamismo ovunque può, fino a spingersi all'uso di una fonte iconografica, la Tavola Strozzi, celebre vista panoramica della Napoli tardo medievale. Il libro è dunque un contributo importante con il quale devono confrontarsi quanti sono interessati alla conoscenza del fenomeno cittadino medievale, non solo meridionale: la visione stereotipata delle città del Sud Italia rallentate dalla monarchia risulta

poco convincente di fronte a „un'immagine" vivida e convincente, quella costruita da Vitolo attraverso una messa a fuoco realizzata da diversi punti di vista. Questa costituisce, invece, un immediato stimolo ben capace di travalicare anche il tradizionale contesto storiografico del Mezzogiorno medievale. Mario Marrocchi

Potere e violenza. Concezioni e pratiche dall'antichità all'età contemporanea, a cura di Glauco Maria Cantarella, Angela De Benedictis, Patrizia Dogliani, Carla Salvaterra, Raffaella Sarti, Roma (Edizioni di storia e letteratura) 2012 (Studi sulla comunicazione politica 3), XV, 200 pp., ISBN 9788863724417, € 32.

Il volume raccoglie gli interventi presentati nell'ambito di un seminario del Dottorato internazionale su „Comunicazione politica dall'antichità al XX secolo" (Bologna 2010). I contributi articolano una tematica di grande interesse al confine fra storiografia, storia del diritto, politologia e filosofia politica. Come sottolinea Angela De Benedictis nella articolata introduzione, il volume è frutto recente di una linea di riflessione di cui *Iurisdictio* di Pietro Costa può essere considerato il punto di partenza ideale: il focus è il rapporto fra pensiero e prassi o, in termini che possono suonare meno desueti, fra storia sociale e storia delle idee. Riflessione questa che incorpora efficacemente la recezione italiana di filoni come quello dei *Geschichtliche Grundbegriffe* e le teorie di Pocock e Skinner. Questo volume guarda alla politica, e al processo di legittimazione, come ‚agire comunicativo', problematizzando il rapporto fra potere e violenza per lo più nei termini di una larga sovrapposizione (e accogliendo così una provocazione di Schiera richiamata nell'introduzione): può essere considerata questa la tesi di fondo di una miscellanea che spazia felicemente dalla Grecia antica al totalitarismo e al secondo dopoguerra, dalla storia della letteratura greca all'analisi delle forme politiche contemporanee. Il volume si apre con un saggio di Barnaba Maj che esplora le profonde affinità fra tragedia e storiografia nella Grecia antica, rilevando una matrice comune nella triade „forza (*krátos*), *éthos* e idee" e nella tematizzazione della violazione dell'ordine della giustizia. Il contributo successivo, di Glauco Maria Cantarella, decifra finemente, tenendo presente le suggestioni del ginzburghiano ‚paradigma indiziario', un documento indirizzato dall'imperatore Ottone III al papa Silvestro II nel 1001, svelando, oltre la sua apparente ‚violenza verbale', una strategia concorde fra impero e papato. Un saggio di Matteo Casini analizza l'emergere di una fenomenologia della violenza nell'ambito della ritualità pubblica nella Repubblica di Venezia fra '400 e '600, collegandola a fasi di transizione sul piano politico e sociale, e mostrando gli spazi d'azione e la pluralità dei linguaggi nella dialettica fra potere e popolo. Angela De Benedictis indaga il tema della ‚folla delinquente' e della *universitas delinquens* all'interno di una ampia trattatistica giuridica fra '500 e '800, evidenziando gli argomenti del controllo e repressione dall'alto e insieme la complessità della punizione di un soggetto collettivo. Il contributo di Raffaella Sarti è dedicato alla definizione della figura del servo e dei suoi diritti politici durante la rivoluzione

francese, mettendo in luce inerzie e vischiosità interpretative. Clizia Magoni prende in esame i discorsi della Convenzione che hanno preceduto e preparato l'esecuzione di Luigi XVI, mettendo bene in evidenza come la violenza verbale abbia originato e prodotto quella fattuale. Con i saggi di Enrico Zanette e Carlo De Maria, dedicato il primo a Jules Vallés, protagonista della Comune parigina, il secondo a tre generazioni di socialisti italiani tra fine Ottocento e seconda guerra mondiale, si analizza una ampia gamma di posizioni relative all'uso politico della violenza nella tensione fra lotta rivoluzionaria, partecipazione, pedagogia, lavorando in maniera feconda sul versante delle biografie e utilizzando a fondo *egodocuments*. Il versante della soggettività, ma con tutt'altro segno, emerge anche nel contributo di Francesco Migliorino che indaga la questione delle patologie mentali fra i soldati della prima guerra mondiale, fra trauma collettivo e strategia di fuga, evidenziando come la psichiatria ufficiale abbia costituito nell'insieme lo strumento di una massiccia violenza di stato. Chiude il volume l'ampia e interessante carrellata di Enzo Fimiani, dedicata alla pratica del plebiscito come strumento di legittimazione del potere nell'Europa contemporanea, dalla ricca ed esemplare casistica francese (dalla rivoluzione a Napoleone III) alla fenomenologia totalitaria e alle esperienze di democrazia diretta del secondo dopoguerra. Nell'insieme siamo di fronte a un volume estremamente ricco, non solo per l'ampiezza della casistica esaminata, ma per la tensione a una prospettiva coraggiosamente interdisciplinare, sempre benvenuta in questa epoca di microtomici specialismi. Costanza D'Elia

Amelie Rösinger/Gabriela Signori (Hg.), Die Figur des Augenzeugen. Geschichte und Wahrheit im fächer- und epochenübergreifenden Vergleich, Konstanz (UVK Universitätsverlag Konstanz) 2014, 180 S., ISBN 978-3-86764-515-7, € 27.

Sicherlich gehört die Figur des Augenzeugen zu den meistbemühten in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der historischen Generierung, Kommunikation und Sicherung von Wahrheit. Von daher erstaunt es, dass sie selbst eher selten zum Gegenstand der Forschung gemacht wurde. Der vorliegende Sammelbd. nimmt sich dieser Forschungslücke an, indem er die sehr unterschiedlichen, situationsbedingten Umstände von Augenzeugenschaft in den Blick nimmt und die Problematisierung des Augenzeugen als Medium und zugleich als Akteur durch die Jh. verfolgt. Auch wenn die Hg. bezüglich der „chronologischen Geschlossenheit" (11) jeden Anspruch auf Vollständigkeit ablehnen, so gelingt es ihnen, die lange Dauer eines Problembewusstseins bezüglich des Augenzeugen als „Wahrheitsgaranten" gerade durch die Zusammensetzung der Beiträge darzustellen. Dennoch wäre eine ausführlichere Einleitung, die auch den Bezug zu den Aufsätzen erstellt, hilfreich gewesen. Eine Vertiefung findet methodisch unterschiedlich in den einzelnen Beiträgen statt. Die neun Aufsätze entstammen der Geschichtswissenschaft, der Kunstgeschichte sowie der Literatur- und Kulturwissenschaft. Den Anfang macht Nino Luraghi mit

einem für den gesamten Band geradezu programmatischen Aufsatz über die Verortung des Augenzeugen von der Antike bis in die Postmoderne. Er erteilt der These, dass die Glaubwürdigkeit des Augenzeugen erst in der Moderne problematisiert worden sei, eine Absage. Ihm folgt Volker Sciors Untersuchung zur Wahrnehmung des Boten als „Augenzeugen in der mittelalterlichen Kommunikation" und zum Vertrauen, das diese Doppelfunktion jeweils generierte. Dies ging so weit, dass bisweilen Boten allein zum Zweck der faktischen Überprüfung von Sachverhalten entsandt wurden. Die transportierte Information geriet dabei in den Hintergrund oder war sogar nur Alibi für eine Reise zum Zweck der Wahrheitsprüfung. Die folgenden zwei Beiträge entstammen der Literaturwissenschaft: Gesine Mierke behandelt die Glaubwürdigkeit des Augenzeugen in Relation zu seinem jeweiligen sozialen Stand und Michael Schwarze nimmt sich des Erzählers als Augenzeugen an. Gabriela Signori widmet ihre Studie einer gewissen Kristallisierung des Chronisten und des Reisenden als der Instanzen, die am ehesten in der Lage gewesen seien, sich aufgrund ihrer akquirierten Kompetenzen fachkundig über bestimmte Sachverhalte zu äußern. Sie macht dies an der Chronik des blinden Abts Gilles Li Muisis aus dem 14. Jh. fest, der seine Sehschwäche mit Zeitzeugenberichten kompensiert und auf diese Weise ein „nach Themen gebündeltes zeitgeschichtliches Kompendium" (80) erschuf. Amelie Rösinger nimmt eine Typologisierung von Zeugen vor Gericht vor. Sie hat zu diesem Zweck die Zeugenaussagen vor dem Basler Stadt- und Schöffengericht im Zeitraum von 1475 bis 1480 ausgewertet. Ihr Beitrag kann auch als interdisziplinärer Knotenpunkt des Bandes verstanden werden, weil sie sich in der Untersuchung der Erzählstrategien in den Verhörprotokollen methodisch an die Literaturwissenschaften anlehnt. Anette Schafers sehr dichter Beitrag „Goyas *Desastres de la guerra* und die Idiosynkrasie moderner Augenzeugenschaft" beschäftigt sich mit Goyas Bruch mit den konventionellen Darstellungsmodi des Künstlers als Augenzeugen, indem sie „die kritische Dimension" seiner „Augenzeugenbildern" in der „Schwächung starker Bildformen" (126) sieht und den Künstler selbst als Parrhesiast versteht. In „Augen-Zeugen. Die Optographie in der Kriminalistik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts" setzt sich Bernd Stiegler mit den „Realfiktionen, die die Logik des Augenzeugen auf die Spitze treiben" (139) auseinander, und zwar mit den wissenschaftlichen Versuchen, das Abbild des Mörders aus der Netzhaut des Opfers zu extrahieren. Geradezu als Antwort auf die einleitende Verortung von Nino Luraghi endet der Sammelb. mit „Der mediale Augenzeuge" von Rainer Wirtz, der der Verdrängung des Augenzeugen durch den Zeitzeugen in den Fernsehproduktionen nachgeht. Solche Filme setzen darauf, beim Zuschauer die Illusion der eigenen Augenzeugenschaft zu erwecken. Der Sammelbd. wird der interessierten Leserin als Summe seiner Einzelteile präsentiert und genau darin liegt auch seine Stärke, denn einerseits ist er durch Einleitung und Klammeraufsätze zu Beginn und zu Ende eine hilfreiche Handreiche, andererseits bietet er durch die zusammengetragene thematische und methodologische Vielfalt zahlreiche Ansätze für eine interdisziplinär ausgerichtete Forschung. Andreea Badea

Patrick Boucheron/Stéphane Gioanni (a cura di), La memoria di Ambrogio di Milano. Usi politici di una autorità patristica in Italia (secc. V–XVIII), Roma-Paris (École française de Rome-Publications de la Sorbonne), 2015 (Collection de l'École française de Rome 503), 631 pp., ill., ISBN 978-2-85944-885-1, € 40.

Il volume scaturisce dai convegni svoltisi nel 2011 a l'École française di Roma e nel 2012 all'Università Cattolica di Milano nell'ambito del programma di ricerca su „La mémoire des Pères: disponibilité et usages du souvenir patristique dans l'Italie médiévale". L'assunto di partenza, dichiarato dai curatori nella „Introduction" (pp. 7–26), è che la nozione di Padri della Chiesa, nata nella tarda antichità per designare il *corpus* degli autori ortodossi, si sia rafforzata grazie ai concili altomedievali e alla stabilizzazione del canone patristico in epoca carolingia. La recezione e trasmissione della memoria dei Padri, servita all'autorità ecclesiastica altomedievale come fonte di legittimità, si sarebbe poi trasferita in campo politico e sociale trovando nuovi utilizzi come strumento di governo. La scelta di Ambrogio quale oggetto d'indagine si spiega per la possibilità di osservarlo in un ampio spettro cronologico (V–XVIII secolo) e con l'ausilio di una pluralità di discipline. Inoltre è un caso dai connotati peculiari poiché la memoria di Ambrogio, pur essendo universale, si è fortemente identificata con la sua Chiesa – formalizzandosi in una specifica tradizione cultuale – e con la sua città; memoria mai obliterata, benché variegata nelle diverse espressioni storiche assunte. Delle quattro sezioni del volume la prima (Lieux et figures de la mémoire d'Ambroise), vuole indagare spazi e immagini in cui si è sedimentata la memoria ambrosiana, poi irradiatasi ovunque. Silvia Lusuardi, Elisabetta Neri e Paola Greppi (pp. 31–86) presentano un quadro dei recenti dati archeologici intorno all'impianto urbano pre-ambrosiano e ambrosiano di Milano, con focalizzazione sulle questioni connesse alle strutture ecclesiastiche. Simone Piazza, Vivien Prigent, Guido Cariboni, Annalisa Albuzzi (pp. 87–119; 121–127; 129–153; 155–207) hanno invece messo a tema l'iconografia del santo fino all'epoca moderna, cogliendone i riflessi delle diverse e successive situazioni sociali e politiche. La seconda sezione (Les constructions d'une *auctoritas* patristique. Sources, documents, traditions) mette a contatto con la memoria custodita nei testi ambrosiani grazie al censimento di codici, luoghi di produzione e vie di trasmissione operato da Camille Gerzaguet (pp. 211–233) mentre Stéphane Gioanni (pp. 235–252) attraverso i carmi di Ennodio considera il formarsi di una memoria ‚universale' e insieme di una particolare alimentata nella Chiesa milanese, di lì a poco chiamata proprio Chiesa ambrosiana, governata da presuli che sono ‚vicari di Ambrogio' come ricorda Claire Sotinel (pp. 253–260). I contributi di Alessio Peršič, Paolo Tomea e Roberto Bellini (pp. 261–297, 299–328, 329–365) sono dedicati al confronto con la Chiesa di Aquileia, allo svelamento delle tracce di Ambrogio nei testi agiografici e nelle fonti canonistiche fino all'XI secolo. È questa l'età in cui l'*Ambrosianum mysterium* venne ridotto a „mera tradizione rituale" secondo Cesare Alzati (pp. 367–384), che in tal modo introduce alla terza parte (L'autorité d'Ambroise dans les controverses médiévales: doctrines, Église et société), dove i saggi di Marco

Petoletti, Miriam Tessera, Fabrice Delivré, Paolo Grillo e Patrick Boucheron (pp. 387–419, 421–440, 441–472, 473–481, 483–498) documentano l'evoluzione della memoria ambrosiana a seguito dell'imporsi della riforma ecclesiastica romana e la sua appropriazione da parte delle istituzioni civiche. Si è al preludio di quanto accadde in epoca moderna, allorché Ambrogio fu prezioso sia per l'apologetica cattolica sia per il mondo riformato, in quanto testimone della Chiesa antica. Trattano tali temi nella quarta parte (Le modèle d'Ambroise et la mémoire de Milan à l'époque moderne) Isabelle Fabre e Marie Formarier, Marie Lezowski, Marco Navoni (pp. 501–522, 523–540, 541–558). Le riflessioni conclusive (pp. 559–586) sono di Cesare Alzati.

Alfredo Lucioni

Der „Zug über Berge" während des Mittelalters. Neue Perspektiven der Erforschung mittelalterlicher Romzüge, hg. von Christian Jörg und Christoph Dartmann, Wiesbaden (Dr. Ludwig Reichert) 2014, 215 S., ISBN 978-3-95490-020-6, € 49.

Der vorliegende Band mit acht Beiträgen geht auf eine gleichnamige Tagung zum Phänomen der Romzüge zurück, die 2012 in Trier stattfand. Wie die Hg. Christoph Dartmann und Christian Jörg einleitend betonen, sehen sie sich den Ansätzen der „Neuen Politikgeschichte" und „Kulturgeschiche des Politischen" verpflichtet (S. 3–17). Aus dieser Perspektive erscheint das Agieren der ostfränkisch-deutschen Könige und Kaiser in Italien nicht mehr nur in einseitiger Richtung von oben nach unten, sondern „als das Resultat eines komplexen Wechselspiels der Kräfte, in dem die Herrscher je nur ein Akteur unter vielen waren" (S. 7, vgl. S. 126). Allianzen gab es viele, und sie wurden oft gewechselt. Die Romzüge und ihre Durchführung litten häufig unter den Unzulänglichkeiten der Kommunikation und Logistik. Um so wichtiger war es, auch auf rituellem Gebiet und durch Herrschaftshandeln (zumal bei Gewährung von Privilegien) Präsenz zu zeigen. Unleugbar zeigt allerdings schon die Statistik, dass den punktuell wirksamen Romzügen meist nur eine geringe Nachhaltigkeit beschieden war. Andererseits sind aber auch die Effekte der zeitgenössischen Publizistik als Multiplikationsfaktoren (S. 137) nicht zu unterschätzen, wie das Beispiel des zweimal als Monarch nach Italien gekommenen Karls IV. lehrt, der auch sonst seine an sich begrenzten politischen Spielräume geschickt zu nutzen wusste (S. 139). Giovanni Isabella untersucht das Verhältnis zwischen Otto I. und Johannes XII. in italienischen und deutschen Berichten über die Kaiserkrönung (S. 71–92). Es war gar nicht ausgemacht, dass die Kaiserkrönung von 962 von allen zeitgenössischen Chronisten überhaupt auch nur erwähnt wurde (man denke nur an die Mönche Ruotger und Widukind von Corvey, die für dieses Schweigen je eigene Gründe hatten!). Letztlich sind die allenthalben in den Chroniken der Zeit zu verspürenden Vorbehalte auf die umstrittene Rolle des moralisch diskreditierten Papstes Johannes XII. beim Krönungsakt zurückzuführen. Johannes Bernwieser folgt Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. in die Lombardei, wo die miteinander befeindeten Kommunen Mailand

und Cremona um den Besitz des zwischen den Flüssen Adda und Serio gelegenen Landstreifens der Insula Fulcheri stritten (S. 93–109). Der Autor kann zeigen, dass Heinrich VI. anders als sein Vater um ein „neutrales" Auftreten bemüht war, doch letztendlich ebenfalls von beiden Konfliktparteien als Friedensstörer wahrgenommen wurde. Christoph Dartmann warnt in seiner Studie zum Eingreifen der Staufer in die regionale Politik des kommunalen Italiens (S. 111–133) vor der vielfach verfänglichen „Rhetorik des Rituals oder der Urkunde", die man stets auch bei der anachronistischen Anlage der Diplomata-Bände der MGH und der Regesta Imperii zu beachten habe (S. 127). Christoph Friedrich Weber sieht im Romzug einen europäischen Erinnerungsort, der als Sehnsuchtsort sowohl in schriftlichen wie bildlichen Medien transportiert wird (S. 19–69). Der Autor führt hierzu die Geschichtskonstruktionen im spätmittelalterlichen Friesland ebenso wie die Meistererzählungen des 19. Jh. und einige auch mitunter einem Fernsehpublikum verpflichteten Äußerungen der jüngsten Zeit an. Was den Einsatz visueller Mittel angeht, so sind die Turiner Wappenrolle von 1312 und das Gnadenbild von Ettal hervorzuheben, die mit den Romzügen Heinrichs VII. bzw. Ludwigs des Bayern in Verbindung standen. Christian Jörg geht in das 15. Jh. über und analysiert die Romzugshilfe der Städte (vor allem Straßburgs, Basels, Augsburgs, Nürnbergs, wobei die Hintergründe dafür, warum gewisse Reichsstädte sich mehr als andere engagierten, noch genauer erklärt werden könnten) (S. 135–169). Der dafür nötige Nachrichtenaustausch betraf aber nicht nur die Achse Monarch-Stadt, sondern zielte auch auf zwischenstädtische Absprachen. Mit Jörg Schwarz gelangt der Leser zum eigentlichen Ziel, nach Rom selbst, das als „Schaubühne, Symbolraum, topographisches Arsenal" vorgestellt wird (S. 171–190). Ein kaiserlicher Aufenthalt in der Ewigen Stadt konnte sehr unterschiedlich verlaufen. Musste sich Karl IV. 1355 noch als Pilger verhalten, fehlte es bei den Kaiserzügen des 15. Jh. nicht an Getümmel und Glanz. Ebenfalls gewiss auch etwas geschönt ist die Nachricht in der Vita des Humanisten Ciriaco da Ancona aus der Feder seines Freundes Francesco Scalamonti, wonach Ciriaco den Kaiser Sigismund durch die archäologischen Stätten geführt habe (S. 178–180). Bei Friedrichs III. Krönungsaufenthalt 1452 führte wohl Enea Silvio Piccolomini, dann Pius II., Regie und selbst bei Friedrichs zweiten Rombesuch 1468/69 ist die ihm als Renaissance-Monarch gut anstehende *curiositas* evident (S. 180–183). Diese Evolution des nun auch private Züge annehmenden Romaufenthalts ist letztlich auch auf den Bedeutungsverlust der Ewigen Stadt für die hohen Gäste aus dem Norden zurückzuführen. Simon Liening beschließt den Band mit einer auf den Straßburger Fall im Kontext des Italienzugs König Ruprechts im Jahre 1401 konzentrierte Studie zur städtischen Interessenvertretung und Informationsbeschaffung in Königsnähe (S. 191–206). Die elsässische Reichsstadt wußte die von langen Verhandlungen begleitete Entsendung ihres militärischen Kontingentes auch diplomatisch zu nutzen. Als Fazit zu diesem soliden Bd. kann man festhalten, dass er zwar in seiner Auswahl der Themen nicht das Gesamtphänomen Romzug in all seinen Facetten abgedeckt hat; seinem Anspruch, neuen Perspektiven nachzugehen, wird er aber durchaus gerecht. Andreas Rehberg

Giancarlo Andenna/Elisabetta Filippini (a cura di), Responsabilità e creatività. Alla ricerca di un uomo nuovo (secoli XI–XIII). Atti del convegno internazionale, Brescia, 12–14 settembre 2013, Milano (Vita e Pensiero) 2015 (Le settimane internazionali della Mendola. Nuova Serie 4), XVI, 179 pp., ISBN 978-88-343-2981-8, € 22.

Questo volume raccoglie 10 contributi presentati durante il quarto convegno delle Settimane internazionali della Mendola, Nuova Serie, „2011–2013", tradizionale appuntamento della Medievistica internazionale organizzato dall'Università Cattolica del Sacro Cuore. Tale convegno, il quarto della Nuova Serie avviata da Giancarlo Andenna, ha messo a tema l'emergere, nei secoli XI–XIII, del principio di responsabilità personale e dello slancio creativo individuale che connotarono il nuovo volto dell'Europa. I contributi presentati in queste giornate di studio, inaugurate dalle riflessioni di Cosimo Damiano Fonseca sulla nuova percezione di Dio e dell'uomo, illustrano una complessa trasformazione culturale ed antropologica che investì la civiltà occidentale nei secoli centrali del Medioevo; una profonda metamorfosi, testimoniata dalla riflessione filosofica coeva, che si tradusse nella rinnovata percezione dell'umanità di Cristo e nell'innovativa concezione dell'uomo e della donna quali soggetti capaci di proiettare la propria intraprendenza e il proprio slancio individuale nella vita sociale, politica e religiosa. Si andarono affermando una nuova visione del rapporto uomo-Dio ed un modo nuovo di concepire i rapporti sociali, un modo nuovo di guardare all'altro. La Chiesa stessa e le istituzioni sociali favorirono questa trasformazione, ponendosi in modo nuovo verso l'individuo e adattando le proprie pratiche e i propri linguaggi alla nuova realtà sociale. Il volume raccoglie 10 contributi articolati in 4 sezioni: La nuova percezione di Dio e dell'uomo; La dimensione etica della responsabilità; Individuo e ordinamenti; La dimensione mondana. All'introduzione di Giancarlo Andenna segue il saggio iniziale di Nicolangelo D'Acunto, che presenta il tema dell'emergere del nesso tra responsabilità individuale e creatività; inaugurando la prima sezione, D'Acunto ripercorre le principali tappe degli studi sull'individualità, sottolineando come l'uomo responsabile e creativo, nato nel Medioevo, abbia profondamente segnato l'uomo moderno. Alla nuova percezione di Dio è dedicato il saggio di Rainer Berndt, che considera l'*intellectus fidei* tra natura e rivelazione, mettendo in luce, nel rapporto col Divino, una *novitas spiritus* espressa da tre grandi esponenti della Cristianità medievale: Gregorio VII, Anselmo di Laon e Andrea di S. Vittore. La nuova percezione di Dio si collega direttamente all'emergere del principio della responsabilità personale; sulla possibilità di un modello di uomo responsabile offerto dai santi si interroga Gábor Klaniczay, che si concentra sull'immagine stessa del santo, ricorrendo ad esempi di santi vescovi e santi sovrani così come alle vicende di san Francesco e di sante del XII secolo. A chiudere la prima sezione è il saggio di Mirko Breitenstein, che, partendo da un trattato di Pietro di Celle, indaga sul nesso tra coscienza e responsabilità nell'esperienza monastica; il monaco, nella sua tensione verso la *imitatio Christi*, acquista piena coscienza di sé ed assume un senso di responsabilità che gli consente di attendere con serenità

il giudizio finale. L'attenzione si concentra poi sulla dimensione etica della responsabilità, richiamata da Carla Casagrande in uno studio sui vizi e le virtù dell'anima nella teologia morale duecentesca. La profonda trasformazione della civiltà occidentale si riverberò anche nel rapporto tra individuo e ordinamenti; ciò emerse chiaramente nel mondo comunale, cui è dedicato il saggio di Enrico Artifoni, che prende in esame le pratiche di pedagogia civile e di educazione morale nella società comunale del Duecento. Il rinnovamento etico del pieno Medioevo coinvolse anche la dimensione mondana, come dimostra lo studio di Barbara Rosenwein sulle emozioni e la sessualità alla corte di Tolosa; esemplificativi in tal senso sono anche i saggi di Alessandro Ghisalberti e Marina Münkler, dedicati rispettivamente all'antropologia cosmica di Hildegarde von Bingen e alle evoluzioni del concetto di *amicitia* attestate dall'opera di Aelredo di Rivaulx. Le conclusioni, infine, sono affidate a Martial Staub, il quale individua tra gli aspetti più significativi messi in luce dal convegno la complessa interazione tra etica e innovazione che, pur fra difficoltà e ambivalenze, iniziò a connotare significativamente la storia della civiltà europea.

Riccardo Pallotti

Claudia Zey (Hg.), Mächtige Frauen? Königinnen und Fürstinnen im europäischen Mittelalter (11.–14. Jahrhundert), Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2015 (Vorträge und Forschungen 81), 487 pp., ISBN 978-3-7995-6881-4, € 58.

Il nuovo volume della serie „Vorträge und Forschungen", che raccoglie gli atti del convegno svoltosi nel settembre 2010, è dedicato a regine e principesse tra i secoli XI e XIV. La curatrice, Claudia Zey, ribadisce così la rilevanza internazionale assunta dal tema del potere delle donne, che propone di affrontare in chiave comparativa. Attraverso una serie di casi riguardanti la cristianità occidentale e l'Oltremare – tra le regioni escluse vi è però l'Italia meridionale –, Z. intende discutere modelli storiografici consolidati, approfondire o innovare prospettive di ricerca e fornire elementi per rispondere a questioni generali come quella di un eventuale carattere femminile nell'esercizio del potere nel Medioevo o quella della prevalenza dell'ufficio rispetto alla persona che lo detiene. Proprio la focalizzazione sul potere impone di confrontarsi con i problemi teorici riguardanti il binomio ‚Macht und Herrschaft'. Il compito è affidato a Christine Reinle che, avvalendosi di un approccio eclettico, necessario per dare conto delle più importanti teorie, non riesce però a fornire un indirizzo chiaro: in questo come in altri casi occorrerebbe una presa di posizione interpretativa e valoriale preliminare per scegliere tra le teorie disponibili. Niente esprime meglio questa comprensibile incertezza che il titolo stesso del volume, rimasto in forma interrogativa: donne potenti? Che le donne studiate nei successivi dieci contributi siano potenti nei loro ambiti sociali e nelle dinamiche politiche in cui furono coinvolte, non c'è dubbio. Piuttosto, si pone la questione del significato dell'esercizio diretto di funzioni di governo e dominio da parte di regine e principesse in particolari contesti e

situazioni. È per questo motivo che una posizione di rilievo viene accordata a due casi significativi: quello dei regni cristiani della penisola iberica (Nikolas Jaspert) e quello del regno d'Oltremare (Alan Murray), cui si aggiunge uno studio sugli uomini che, in questo secondo contesto, affiancarono le ereditiere (Philippe Goridis). Da tali esempi si evince che le donne in posizione dominante costituiscono una configurazione meno frequente, ma possibile, nelle formazioni politiche organizzate secondo i principi dinastici della nobiltà medievale: questi primi casi spiccano solo per una maggiore frequenza di donne in tale posizione e per il loro riconoscimento, dovuti ad un'accentuata dialettica tra fattori di instabilità e di continuità dei vertici regi e degli assetti dei gruppi nobiliari in quei contesti. Ma in sostanza l'incidenza dell'equilibrio politico dinamico della nobiltà intorno a re e principi, come produttore di casi di donne al potere, viene confermata anche dai saggi dedicati all'Inghilterra (Elisabeth Van Houts) e alla Francia (Patrick Corbet), dove ulteriori fattori dinamizzanti furono rispettivamente l'impianto di una dinastia in un ‚paese occupato' e la partecipazione alle crociate. Il saggio di Elke Goez sulle principesse in tarda epoca salica precede la serie di contributi dedicati a donne di potere di rango non regio e ad ambiti regionali più ristretti, quali la parte sudorientale dei domini asburgici nel XIII e XIV secolo (Martina Stercken), il Tirolo nello stesso periodo (Julia Hörmann-Thurn und Taxis) e l'Alsazia, che Sigrid Hirbodian indaga concentrandosi sulle badesse delle comunità canonicali. Nella conclusione Jörg Rogge, integrando esempi tardomedievali, da un lato tenta di tipologizzare i casi di dominio e governo da parte di donne e dall'altro suggerisce un'ulteriore concettualizzazione del potere, centrata sulla nozione di autorità. Si torna così ai problemi generali connessi con il tema ‚donne e potere nel Medioevo', al chiarimento dei quali avrebbe giovato – nei singoli contributi o in altri contributi – l'impostazione del più ampio saggio della raccolta, quello di Brigitte Kasten, dedicato alla rappresentazione delle regine negli *ordines coronationis* e alle lettere pontificie destinate ad esse e ad altre principesse. All'analisi della loro posizione e dei loro compiti sarebbe stato opportuno affiancare maggiormente l'indagine degli aspetti semiotici del potere – la rappresentazione, appunto –, che appare solo qua e là, soprattutto nella trattazione delle pratiche memoriali. L'interpretazione della posizione dominante delle donne nel Medioevo va infatti elaborata anche alla luce dell'analisi dell'asse valoriale ‚maschio-femmina' in una società a ‚dominazione maschile'. Questa prospettiva può contribuire a rinvenire eventuali tratti ‚femminili' nell'esercizio del potere, ad esempio nel significato della maternità nella cultura politica medievale. Eugenio Riversi

Le dictamen dans tous ses états. Perspectives de recherche sur la théorie et la pratique de l'ars dictaminis (XIe–XVe siècles). Études réunies par Benoît Grévin et Anne-Marie Turcan-Verkerk, Turnhout (Brepols) 2015 (Bibliothèque d'Histoire Culturelle du Moyen Âge 16), 610 S., ISBN 978-2-503-55304-7, € 95.

Der vorliegende Band ist das um mehrere Beiträge erweiterte Resultat einer Pariser Tagung zur hoch- und spätmittelalterlichen *ars dictaminis*, die in theoretischen Schriften der Zeitgenossen sowie Brief- und Formularsammlungen in ganz Europa ihren Niederschlag fand. Insgesamt 17 Studien verteilen sich auf vier, in chronologischer Reihenfolge angeordnete Sektionen, die die Entwicklung des *dictamen* vom Ende des 11. bis ins 15. Jh. in den Blick nehmen. An das Vorwort der beiden Hg. (5–7) und die Einleitung aus der Feder von Benoît Grévin, die sich der Definition des Untersuchungsgegenstandes, der damit verbundenen methodischen Probleme und der Beschränkung des Themas widmet (9–25), schließen sich im ersten Abschnitt zwei Untersuchungen zu den Anfängen der *ars* zwischen 1080 und 1130 an. So untersucht Filippo Bognini Teile des Breviarium Alberichs von Montecassino, um Einsichten in dessen Weiterverwendung als Handbuch für das Schreiben von Briefen insbesondere in Norddeutschland und im französischen Raum zu gewinnen (29–44), während Florian Hartmann verschiedene *artes dictandi* nutzt, um in darin enthaltenen Formulierungen ethischen Werten und Idealen der kommunalen Welt Italiens nachzuspüren (45–59). Zu Beginn des zweiten Abschnitts wendet sich Anne-Marie Turcan-Verkerk Nicolas de Montiéramey zu, der Mitte des 12. Jh. sein in Italien erworbenes Wissen um die *ars dictaminis* nach Frankreich brachte, und beleuchtet sein Verhältnis zu Bernhard von Clairvaux (63–98). Elisabetta Bartoli analysiert die *Modi dictaminum* des Magisters Guido aus dem 12. Jh. unter Einbeziehung eines Veroneser Codex auch in historischer und anthropologischer Hinsicht (99–122). Vito Sivo betrachtet die Zitate in Versform in einigen Briefen des Registers des wohl in einem toskanischen Kloster des Ordens lebenden Kamaldulensermönchs Paulus (zweite Hälfte des 12. Jh.) (123–144). Charles Vulliez vergleicht die beiden Versionen der unter dem Namen des Bernhard von Meung zirkulierenden Briefsammlungen, um Aufschluss über deren Genese zu erhalten (145–160). Francesco Stella plädiert angesichts der Probleme im Umgang mit fiktiven Briefen dafür, sich zur Vermeidung einer modernen Sichtweise stärker an mittelalterlichen Vorstellungen von Authentizität zu orientieren (161–178). Der dritte Abschnitt setzt mit dem Beitrag von Paolo Garbini ein, der den Zusammenhang von *ars dictaminis* und Historiographie anhand des *Liber de obsidione* Ancone des Boncompagno da Signa, der Darstellung der Eroberung Lissabons (De expugnatione Lyxbonensi) wohl aus der Feder des Raol und der Cronica des Rolandino da Padova beleuchtet (181–190). Fulvio Delle Donne knüpft an die Neubewertung der lange sogenannten „Capuaner Schreibschule" als kampanisches Phänomen in der jüngeren Forschung an und stuft sie als „sozio-rhetorisches" Netzwerk ein, das über einen „sens d'appartenance" zusammengehalten und für die Weitergabe von Darstellungstechniken und Stilmodellen wichtig wurde (191–207).

Matthias Thumser fasst konzise den Forschungsstand zur Entstehung und Anlage der vier großen, im Umfeld der römischen Kurie entstandenen, unter den Namen des Thomas von Capua, des Richard von Pofi, des Berard von Neapel und des Marinus von Eboli laufenden Briefsammlungen des 13. Jh. zusammen und bietet weiterführende Beobachtungen (209–241). Tanja Broser kommt in ihrer Studie zum Verhältnis von *ars dictaminis* und päpstlicher Epistolographie am Beispiel der Briefe Papst Clemens' IV. zu dem Ergebnis, dass die Vorgaben der *artes* hinsichtlich des formalen Aufbaus von Schreiben teils nur eingeschränkt umgesetzt, das stilistische Reservoir in seiner Bandbreite hingegen weitgehend ausgeschöpft wurde (243–256). Francesca Battista betrachtet die Entstehung der Briefsammlung der Kunigunde von Halitsch (13. Jh.), namentlich der darin enthaltenen Liebesbriefe, als Bestandteil der literarischen Kultur am böhmischen Hof (257–283). Am Anfang des bis ins 15. Jh. ausgreifenden vierten Abschnitts unterstreicht Martin Camargo die Bedeutung des mündlichen Vortrags von Briefen (287–307). Die Verbreitung des *dictamen* auf der Iberischen Halbinsel vom beginnenden 13. bis ins 14. Jh. hinein stellt Benoît Grévin anhand von Textvergleichen der Sammlung des Petrus de Vinea und einer Reihe von Texten in einer spanischen, Filippo da Pistoia zugeordneten Handschrift dar (309–346). Dario Internullo untersucht zwei in der Handschrift Rom, Biblioteca Angelica 514, überlieferte Briefsammlungen mit Schreiben von etwa 1280 bis 1310 und 1268 bis 1331, die einerseits auf Kampanien/Latium, andererseits auf eine Entstehung in Rom und eine Verwendung im Unterricht verweisen (347–376). Maria Koczerska untersucht drei als „mehr oder weniger fiktiv" einzustufende Schreiben (388) vom Ende des 14. und dem 15. Jh. aus Formelsammlungen des polnischen Raumes (377–388). Anna Adamska stellt fest, dass sich die *ars dictaminis* der Volkssprache an lateinische Vorbilder anlehnt, zugleich aber auch an die Volkssprache und ihr Publikum angepasst ist (389–414). In einem umfangreichen Appendix sind im fünften Abschnitt zwei wertvolle Arbeitsinstrumente zusammengestellt: ein Repertorium der lateinischen *artes dictandi* vom Ende des 11. bis zum Beginn des 14. Jh. in alphabetischer Reihenfolge von Claudio Felisi und Anne-Marie Turcan-Verkerk, das durch ein Verzeichnis der Titel und der Incipits erschlossen wird (417–541), und eine Bibliographie der Studien zur *ars dictaminis* und zu Briefsammlungen des 11. bis 15. Jh. von Benoît Grévin (543–595). Ein Verzeichnis der Handschriften (599–602) und ein Register der Personennamen runden den sauber redigierten Band ab (603–608), der anschaulich demonstriert, wie vielfältig und gewinnbringend die Beschäftigung mit dem *dictamen* des Mittelalters sein kann.

Andreas Fischer

Georg Christ/Franz-Julius Morche/Roberto Zaugg/Wolfgang Kaiser/Stefan Burkhardt/Alexander D. Beihammer (Hg.), Union in Separation. Diasporic Groups and Identities in the Eastern Mediterranean (1100–1800), Roma (Viella) 2015 (Viella Historical Research 1), ISBN 978-88-6728-435-1, 817 S., € 95.

Beim vorliegenden Sammelbd. fällt zunächst der ungewöhnliche Umfang auf. Er umfaßt 41 einzelne Beiträge, unterteilt in 9 Themenfelder, eine „Selected Bibliography" von 66 Seiten, Abstracts der Aufsätze und Biogramme der Autoren von 20 Seiten sowie ein Register der wichtigsten Namen, Orte und Sachbegriffe von 6 Seiten. Der vollständig englischsprachige Band basiert auf den Beiträgen von zwei Tagungen von 2009 und 2011, die von der Nachwuchsgruppe „Kaufmannsdiasporas im östlichen Mittelmeerraum (1250–1450)" unter der Leitung von Georg Christ in Heidelberg abgehalten wurden. Die Erforschung von „Kaufmannsdiasporas" als Vermittler von transkulturellem Kontakt und Fernhandel, vor allem in der Vormoderne, teilweise aber auch bis zur Gegenwart reichend, kann seit den späten 1980er Jahren als ein dynamischer, intensiv diskutierter und in seiner Methodologie auch relativ neuer Ansatz in der Geschichtswissenschaft gelten. Die Offenheit des Themas für vielfältige Ansätze und Fragestellungen in allen Epochen, sein weitreichendes Erklärungspotential für unterschiedlichste Phänomene der Wirtschafts- und Kulturkontaktgeschichte und die dabei relativ klaren Bezugspunkte im Sinne von Staaten oder Städten einerseits und auswärtigen Händlergruppen innerhalb dieser andererseits machen das Themenfeld äußerst attraktiv v. a. für Historiker der Handels- und Wirtschaftsgeschichte. Der Bd. hat den Anspruch, durch speziell fallgebundene sowie auch theoretisch orientierte Beiträge exemplarisch potentielle Erkenntnisgewinne aufzuzeigen, Debatten zu bündeln und Ansatzpunkte und Inspirationen für weitere Forschungen zu bieten. – Im ersten Themenfeld zu den Methodologien im Bereich der Diasporastudien bietet der Einleitungsaufsatz von Georg Christ eine Zusammenfassung der Diskussion und die Kritik an diesem Begriff auf dem neuesten Forschungsstand. Christ betont die Schwierigkeiten, Heterogenitäten und Ambiguitäten, aber auch das große heuristische Potential in diesem Forschungsfeld und legt eine Analysematrix vor, die vor allem eine vergleichende Perspektive verschiedener Diasporas erleichtern soll. Für Byzantinisten interessant ist der folgende Aufsatz von Guillaume Saint-Guillain, der die Möglichkeiten für prosopographische Forschungen in den Archiven Venedigs auslotet. Die folgenden zwei Aufsätze von Sergio Currarini und Erik O. Kimbrough erklären grundlegende Ideen der Netzwerkforschung und simulieren die Situation des vormodernen Fernhandels aus Sicht der Kaufleute „im Labor". Im Aufsatz von Lars Börner und Battista Severgnini wird ein Konnex zwischen der Ausbreitung der Pestwelle von 1347/48 und der Ausdehnung des Handelsnetzes von Genua und Venedig gezogen und hieraus eine Überlegenheit ersterer Stadt im Handel im östlichen Mittelmeer in der ersten Hälfte des 14. Jh. konstatiert. – Es folgen vier Aufsätze von Günter Prinzing, Ekaterini Mitsiou, Dimitrios Moschos und Krijnie Ciggaar im Themenfeld der Händlerdiasporas in den verschiedenen byzantinischen Staaten

des 13. Jh., die versuchen, aus wenigen Quellen möglichst viele Erkenntnisse zu gewinnen. Hier wird vor allem das Fachpublikum aus der Byzantinistik angesprochen, eine komplexe Diasporaforschung in dieser Zeit und diesem Raum ist angesichts des Quellenmangels offenbar kaum möglich. Das Ziel der Aufsätze ist die Herausarbeitung der Existenz von Diasporas und Aspekten des Handelsaustausches, woraus weitere Schlussfolgerungen tentativ abgeleitet werden. Etwas heraus fällt der letzte Aufsatz von Ciggaar, in welchem auf Basis von literarischen Texten der Kreuzfahrerepoche Beobachtungen zu Kaufleuten im Fürstentum Antiochia gemacht werden. – Sechs Aufsätze über spezielle Gruppen im mamelukischen Ägypten von Peter Ebury, Julien Loiseau, Johannes Pahlitzsch, Giuseppe Cecere, Albrecht Fuess und Cristian Caselli schließen sich an. Hier erfährt man zunächst etwas über die Vertreibung westlicher Kaufleute aus Akkon nach dessen Fall 1291, die Rolle der Tscherkessen als Elite innerhalb der Mameluken und byzantinischen Neo-Märtyrern in der türkischen Gefangenschaft in Anatolien, die in Folge ihrer Leiden zu Heiligen eleviert wurden. In den nächsten drei Aufsätzen wird der Fokus auf verschiedene Aspekte der Handelsbeziehungen zwischen Venedig, Genua und Florenz einerseits und dem Mamelukenreich andererseits gelegt, hier zeigt sich insbesondere die Stärke der venezianisch-ägyptischen Kontakte. – Die nächsten fünf Aufsätze widmen sich dem Schwarzen Meer und der Diaspora der Armenier. Angeliki Tzavara schreibt zwei Aufsätze über die venezianische Präsenz in Trapezunt in der ersten Hälfte des 14. Jh. und die begleitenden handelspolitischen Konflikte einerseits sowie in Asow im 14. und 15. Jh. andererseits, hier versucht sie Kaufmannsbiogramme anhand von Notariatsakten zu erstellen. Ievgen Khalkov befasst sich ebenfalls mit Asow und stellt die verschiedenen Kaufmannsdisaporas um 1430 heraus; im Ergebnis zeichnet er ein positives Bild von relativem Wohlstand und Toleranz. Die nächsten zwei Aufsätze handeln von der armenischen Diaspora. Alexandr Osipian stellt die Verbindungen von armenischen Händlern zu den Genuesen und Venezianern im Schwarzen Meer von 1289–1484 heraus. Er sieht insbesondere sie als Kontaktnetzwerk in die Ukraine und den östlichen Balkanraum. Evelyn Korsch stellt auf Basis eingehender archivalischer Forschungen in Venedig die sehr bedeutende armenische Familie der Sceriman vor, die im 17. und 18. Jh. als Händlernetz zwischen Isfahan und der Adria zu großem Reichtum und Einfluss in der europäischen Gesellschaft gelangten und diesen innerhalb Europas auch nach dem Niedergang der armenischen Gemeinde in Persien bewahren konnten. – Die folgenden fünf Aufsätze von Anthony Luttrell, Teresa Sartore Senigaglia, Pierre Bonneaud, Jürgen Sarnowsky und Nicolas Vatin legen den Fokus auf Disaporas und verschiedene ethnische Gruppen auf Rhodos unter den Johannitern (1306–1523). Insgesamt ergibt sich das Bild einer im interkulturellen Handel bedeutsamen Insel, was vor allem der pragmatischen Wirtschaftspolitik des Ordens zu verdanken ist. Die Ordensritter behandelten, trotz eines naturgemäß engeren Kontaktes mit der westlichen Kaufmannschaft auf der Insel, sowohl die beherrschten Griechen als auch die Gemeinden der Juden und Muslime verhältnismäßig gut, ebenso suchte der Johanniterorden meistens ein günstiges Ver-

hältnis zu den muslimischen Mächten im östlichen Mittelmeer zur Erleichterung des Handels. – Es schließen sich drei Aufsätze über transkulturelle Strömungen in der Ägäis vom 13. bis zum 15. Jh. an. Alexander D. Beihammer beleuchtet die vielfältigen Komplexitäten des byzantinisch-fränkischen Diskurses zur Konstituierung des Königreichs Zypern unter dem Haus Lusignan. Mike Carr widmet sich den päpstlichen Lizenzen zum Handel mit Muslimen, die von Seiten der Genuesen und Venezianer im 14. Jh. zum Handel mit den Mameluken in Ägypten erbeten wurden. In den Begründungen seitens der Händler findet sich ein Diskurs, der die anatolischen Beyliks zunehmend als stärkere Gefahr für die westliche Christenheit identifiziert und daher den Handel mit den Mameluken als hilfreich für die Ziele des Papsttums und des lateinischen Europa darstellt. Margrit Mersch schreibt über Kirchen in Griechenland und Zypern, die von Christen verschiedenster Denominationen genutzt wurden. Die hierbei zu beobachtenden Synkretismen setzten sich in der Regel dank der Unterstützung lateinischer Herrscher gegen die Missbilligung von päpstlicher Seite durch. – Die nächsten drei Aufsätze sind im Themenfeld von transkulturellen Strömungen von Handel und Technologien subsumiert. David Jacoby befasst sich mit Technologietransfer von Seidenweberei, Glasmacherei und der Fertigung von Armbrüsten im 13. und 14. Jh. vor allem im Bereich der Levante zur Kreuzfahrerzeit. Heinrich Lang zeigt in hohem Detail auf Basis von Forschungen im Archiv der Florentiner Kaufmannsdynastie der Salviati in Pisa den Weg von orientalischen Teppichen auf die europäischen Märkte im frühen 16. Jh. Benjamin Arbel analysiert Gutachten von Rabbinern im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Italien zur Verwendung von Wechseln; ein angesichts des scharfen Zinsverbotes im Judentum und der möglichen Umgehung desselben durch Wechsel bis in das 17. Jh. hinein besonders heikles Thema. – Das komplexe Verhältnis von Handelsinstitutionen und Händlerdiasporas wird in den nächsten vier Aufsätzen angegangen. Jared Rubin sieht als Grund für die Entstehung von „quasi-impersonal markets", also Märkten in denen sich Käufer und Verkäufer nicht mehr kennen müssen, die angesichts der unterschiedlichen Währungen recht hohen Profite des europäischen Wechselmarktes. Diese machten „branching", die Einrichtung von Zweigniederlassungen an verschiedenen Orten Europas durch die zentrale Firma zur Ausnutzung von Kursdifferenzen, lohnenswert, und dies stimulierte wiederum den europaweiten Fernhandel. Franz-Julius Morche analysiert den Nachlass des venezianischen Patriziers Biagio Dolfin (ca. 1370–1420) und erstellt ein Modell des Handelsnetzwerks der Familie Dolfin mit besonderer Betonung der Unterschiede von Verwandten, die an den Zentralstellen des Netzes standen und den Angestellten der Firma, die vor allem aufgrund von marktspezifischer Expertise mitwirkten. Christof Jeggle legt einen ambitionierten Aufsatz zur Theorie von Märkten und Händlernetzwerken vor. Er möchte die Verbindungen zwischen verschiedenen Händlernetzen als „Märkte" unterschiedlichster Art definieren. Auf diesen herrschte, im Gegensatz zu den Netzwerken, tendenziell Konkurrenz und Egalität der Teilnehmer vor, zudem erzeugten ihre Transaktionen auf den Märkten nicht notwendigerweise Verbindungen jenseits des rein Geschäftlichen.

Die Schärfung der Begrifflichkeiten durch die Inbezugsetzung von Märkten und Netzwerken wirkt elegant, es steht zu hoffen, dass dies einen Rückhall in der Forschung finden wird. Es folgt ein Beitrag von Regina Grafe zu verschiedenen Handelsinstitutionen im vormodernen Europa. Sie subsumiert hierunter vor allem Händlerkorporationen, die sie nach dem Grad ihrer Kontrollgewalt über ihre Mitglieder unterscheidet. Sie kommt zu dem Schluss, dass eine teleologische Betrachtung des Niedergangs von solchen Korporationen im Zuge eines moderner werdenden Europa nicht angebracht ist und stattdessen die Vielfalt an solchen „Institutionen" sowie ihre gegenseitigen Inspirationen den Vorsprung Europas vor Asien mit verursacht haben mag. – Die letzten sechs Beiträge des Bandes befassen sich mit Händlerdiasporas im frühneuzeitlichen Italien. Guillaume Calafat analysiert einen gerichtlichten Streitfall zwischen Armeniern und Juden in Livorno über einen Diamantenhandel. Er arbeitet die einzelnen involvierten Händlernetze heraus und hebt die Rolle von *Osmanlı* als geteilter Sprache von Schlüsselfiguren der süd- und ostmediterranen Diasporas in Livorno hervor. Fabien Faugeron untersucht anhand einer einzelnen Firma die Strategie der venezianischen Nation und ihrer Händler bei ihrer Implementierung in Sizilien in der zweiten Hälfte des 15. Jh. Stephan Sander-Faes beleuchtet die Händlergemeinde von Zadar im 16. Jh. und ihren Niedergang, diesen sieht er durch die venezianische Dalmatienpolitik und den Druck von Seiten des Osmanischen Reiches verursacht. Andrea Caracausi erfasst die genuesische Nation in Venedig im 16. Jh. und ihr weitgehend entspanntes Verhältnis zum institutionellen Apparat des Gaststaates. Isabella Cecchini beschreibt die Aktivitäten des Florentiner Bankhauses der Strozzi in Venedig und diskutiert netzwerkimmanente Gründe für den abrupten Bankrott der Firma im Jahr 1622. Roberto Zaugg befasst sich mit der britischen und französischen Nation in Neapel im 18. Jh. Die Privilegien der jeweiligen „Nation" brachten Kaufleute aus Italien, dem Reich oder der Eidgenossenschaft dazu, sich unter den einen oder anderen Konsul zu begeben. Staatsangehörigkeit, Sprache oder Konfession waren nicht die einzigen Gründe für die national nicht eindeutig festgelegten Kaufleute bei der Wahl des Konsuls, eine wichtige Rolle spielte auch die persönliche Biographie oder der bevorzugte Handelsraum. – Der Sammelbd. bringt vielfältige Beiträge aus sehr unterschiedlichen Themengebieten unter einem weiten Dach zusammen. Abgesehen von wenigen Ausnahmen sind die einzelnen Beiträge meist von hoher Qualität und zeugen von einem Themengebiet, das sich weiterhin eines ungebrochen starken Interesses erfreut. Die spezielleren Fallstudien basieren auf intensiver Quellenarbeit, die theoretischen Beiträge, insbesondere von Christ, Jeggle und Grafe, bieten äußerst interessante Vorschläge und Inspirationen für die weitere Debatte um Kaufmannsdiasporas. Daher gelingt es dem Sammelbd., die Forschung in diesem Feld ein gutes Stück vorwärts zu bringen. Für Historiker auf diesem Gebiet wird der Griff zu diesem Werk in Zukunft äußerst hilf- und ertragreich sein.

Magnus Ressel

Thomas Förster (ed.), Godfrey of Viterbo and his Readers. Imperial Tradition and Universal History in Late Medieval Europe, Farnham (Ashgate) 2015 (Church, Faith and Culture in the Medieval West), XIII, 195 pp., ill., ISBN 978-1-4724-4268-0, £ 70.

Il volume propone una prima indagine sistematica sul pubblico tardomedievale di Goffredo da Viterbo, scandagliando l'ampio bacino dei suoi lettori così come le molteplici interpretazioni di cui l'opera del cronista fu oggetto nei secoli XIII–XV. Frutto dei lavori condotti nel corso della conferenza organizzata per la fine del 2012 dal Centre of Medieval Studies dell'Università di Bergen, la ricerca appare a cura di uno studioso da anni interessato a tematiche di storia della cultura – Thomas Förster –, in una serie dedicata specificamente allo studio delle dimensioni culturali della storia della Chiesa medievale – Church, Faith and Culture in the Medieval West. Nell'introduzione il curatore presenta Goffredo a rapidi tratti: membro della cancelleria imperiale sotto Corrado III, Federico I ed Enrico VI e inviato dell'imperatore nell'ambito di alcune missioni diplomatiche, egli fu inoltre autore di diverse opere storiche che al lettore moderno appaiono come l'instancabile rielaborazione di un primo testo. Sostegno agli Hohenstaufen e più in generale all'idea di impero da una parte e tendenza all'enciclopedismo e alla ricostruzione di una storia universale dall'altra sono i due volti essenziali, anche se spesso non adeguatamente riconosciuti, dell'opera di Goffredo. Se nel *Pantheon*, punto terminale dell'attività di rielaborazione di cui si è detto, il carattere enciclopedico dell'opera prevale sulla sua dimensione politica, quest'ultima rimane comunque un sostrato importante del lavoro di Goffredo. I nove saggi che compongono il volume sono dedicati a tre diversi aspetti del tema principale. Il primo contributo (Maria Elisabeth Dorninger) si sofferma sulla fortuna (o sfortuna) moderna del viterbese il quale, negletto col tempo per il suo lato più decisamente politico, nel XIX secolo venne stigmatizzato dai critici positivisti per le sue presunte carenze come storico. A partire dagli anni Ottanta e Novanta del secolo scorso un rinnovato interesse per l'a. ha portato a una maggiore familiarità con esso e quindi alla revisione dei giudizi in merito. Accanto ai punti di arrivo raggiunti dalla ricerca rimangono oggi comunque alcuni *desiderata*, primo tra tutti la realizzazione di un'edizione critica completa dell'opera del viterbese. I due saggi seguenti (Jean Dunbabin e Kai Hering) riguardano invece l'„intended readership" del *Pantheon*, ossia il suo pubblico naturale. Oggetto di discussione è qui in particolare l'influenza sulla perpetuazione dell'ideologia imperiale esercitata dal pensiero di Goffredo con il suo marcato intento di giustificazione del potere imperiale stesso e la sua insistenza sul concetto di *imperialis prosapia* (una concezione genealogica di trasmissione ereditaria della dignità imperiale). Viene, infine, una serie di ricerche a carattere regionale, dedicata allo studio del pubblico di Goffredo in varie aree dell'Europa latina: da Castiglia e Inghilterra del XIII secolo (Thomas Förster), in cui l'interesse per Goffredo era di tipo politico nell'un caso, enciclopedico nell'altro; alla Boemia dell'imperatore Carlo IV (Václav Žůrek), dove echi del *Pantheon* si ritrovano in alcune opere storiografiche e da lì nella produzione artistica locale; all'Italia del Duecento (Stefan

Burkhardt), per la quale l'opera del viterbese rappresentò la *summa* di quanto era necessario conoscere su impero e imperatori. Ancora, è considerato il rapporto tra il *Pantheon* e i trattatisti tedeschi campioni dell'impero nell'era *post* Federico II (Len Scales). L'analisi di due manoscritti di origine polacca sposta poi l'attenzione sull'interesse (sostanzialmente antiquario) che le élites ecclesiastiche locali nutrivano per l'opera del viterbese (Grischa Vercamer). A chiusura del volume il ricordo di come, nell'Aragona della seconda metà del XIV secolo, alcuni traduttori domenicani dello *Speculum historiale* di Vincenzo di Beauvais fecero uso del *Pantheon* nel loro lavoro (Lidia Negoi) costituisce l'ennesima dimostrazione della varietà di approcci con cui il pubblico medievale si accostò all'opera di Goffredo da Viterbo. Lucia Dell'Asta

Andrea Czortek (a cura di), Odorifera verba domini mei. La predicazione minoritica da Francesco fino ai cappuccini, Assisi (Cittadella Editrice) 2015 (Convivium Assisiense. Itinera francescana 10), 158 S., ISBN 978-88-308-1486-8, € 13,80.

Die vier Beiträge des schmalen Bandes gehen auf einen vom Theologischen Institut in Assisi im Jahr 2014 organisierten Sommerkurs („L'Annuncio evangelico nella predicazione francescana") zurück. Wer mit hochspezialisierten, fußnotengesättigten Artikeln rechnet, wird enttäuscht, wer auf die Vermittlung eines soliden, sich auf der Höhe der aktuellen Forschung bewegenden Überblickswissen hofft, wird belohnt. Im ersten Beitrag behandelt Felice Accrocca die Position des Ordensgründers Franz von Assisi gegenüber einer Predigttätigkeit seiner Mitbrüder („I frati predichino con le opere". La predicazione nella vita di Francesco e dei suoi frati, 13–41). Von Franz selbst haben sich keine *sermones* erhalten. Dass er aber wohl Vorbehalte gegen alles hatte, was das Genre der einfachen Bußpredigt überstieg, ergibt sich aus seinen anderen Schriften. Noch in seinem Testament schärfte er den Brüdern ein, von der Kurie nur ja keine Predigtprivilegien zu erbitten. Franz warnt vor einer allzu großen Aufwertung von Sprache und Sprechakt: für ihn war klar, dass, sobald Sprache – gemeint ist die elaborierte Sprache der Gebildeten – im Vordergrund steht, der von Paulus im zweiten Korintherbrief (3,6) bemühte „Buchstabe tötet". Die Entwicklung nach dem Tode Franz' lief gänzlich anders als vom Ordensgründer gewollt. In der Kanonisationsbulle *Mira circa nos* (1228) schreckte Gregor IX. nicht davor zurück, von Franz das Bild eines von Gott der Kirche zu Hilfe gesandten Apostels zu zeichnen, eines starken Kämpfers, der durch seine Predigt segensreich im Weinberg des Herrn wirkt. Franz hätte sich im Grabe herumgedreht. Wenig überraschend wird zur Illustrierung von Inhalt und äußeren Umständen der Predigt des Franz von Assisi der Bericht des Thomas von Split über eine im August 1222 in Bologna gehaltene Predigt – „Von Engeln, Menschen und Dämonen" – angeführt. Folgt man Thomas von Split, dann legte Franz sicherlich keine „acrobazia retorica" an den Tag. Das Elaborierte des *sermo modernus* war ihm fremd, seine Sache war das freie, von vollem Körpereinsatz begleitete Assoziieren. Der Kern der franziskanischen Botschaft – Friede –konnte in

der Vorstellung Franz' so wohl am besten vermittelt werden. Mary Melone schreitet in ihren Ausführungen chronologisch weiter fort und behandelt mit dem Duecento eine Epoche, in der zwei wirkmächtige Franziskanerprediger, Antonius von Padua und Bonaventura, den Ruhm des Ordens mehrten (La predicazione minoritica da Antonio da Padova a Bonaventura di Bagnoregio, 43–76). Melone beschreibt die von Antonius *opus evangeliorum* genannte Sammlung von 77, an seine Mitbrüder gerichtete Predigten, die sich als Schriftkommentar versteht und in der Doktrin und Moral gleichermaßen gewichtet werden. Antonius hält sich an Franz' Vorgabe, den Evangelientext *sine glossa* zu erläutern: der Bibel entnommene Themata werden durch andere Bibelstellen erklärt. Die Franziskusforschung des 19. und beginnenden 20. Jh. sah in Antonius' Werk schlicht eine Abkehr vom Ursprungscharisma und bewertete ihn (immerhin der erste Theologiemagister des Ordens) entsprechend negativ. Auch Bonaventura zeigt eine „innegabile reticenza" (71) gegenüber Antonius. Die Zeilen, die die Autorin der Erläuterung dieses Sachverhalts widmet, sind durchaus bedenkenswert: könnte diese „reticenza" im problematischen Verhältnis der Pariser Universitätsgelehrten gegenüber einer vorangehenden Theologengeneration begründet liegen, deren Lehren als zweit-, wenn nicht gar drittklassig begriffen wurden? Bonaventuras Predigtsammlung jedenfalls präsentiert sich sehr viel wissenschaftlicher als diejenige des Antonius. Illustriert wird dies mittels einer Analyse des *Sermo* für den vierten Sonntag nach Ostern, der den Vorgaben des *sermo modernus* folgt, gleichzeitig aber die *brevitas modi* beherzigt. Klarheit, Ordnung, Kürze ermöglichen ein besseres Verständnis und die leichtere Memorierung des Gesagten. Der Beitrag von Letizia Pellegrini führt ins Quattrocento und behandelt vor allem das Wirken der vier großen Säulen der franziskanischen Observanz, Bernardino da Siena, Giovanni da Capestrano, Giacomo della Marca und Alberto da Sarteano, die völlig zu Recht als „protagonisti di una grande rivoluzione omiletica" (78) beschrieben werden (La predicazione francescana nell'Italia del'400. Anatomia e critica di un fenomeno, 77–103). Neben grundsätzlichen Charakteristika observanter Predigt wird zur besseren Anschaulichkeit der idealtypische Auftritt eines Predigers skizziert – von der Vorbereitung über die Ankunft und Predigttätigkeit vor Ort bis hin zur Abreise. Vermittelt wird so ein eindrucksvolles Bild der Predigtwirklichkeit in (ober-)italienischen Städten des 15. Jh. (und natürlich greift die Autorin dabei auf das Predigttagebuch eines anonymen Franziskaners aus Foligno zurück). Der letzte Beitrag des Bandes aus der Feder von Pietro Maranesi richtet den Blick auf die Reformbewegung der Kapuziner („Per redundanzia d'amore predichino Cristo crucifixo". La predicazione cappuccina nella prima metà del XVI secolo, 105–152). Die Predigt war einer der Pfeiler, auf dem das Gebäude der neuen, 1528 päpstlicherseits anerkannten Bewegung ruhte. In den Blick genommen werden zum einen rechtliche Verfügungen zur Predigttätigkeit der „frühen" Kapuziner bis 1545, zum anderen beispielhaft zwei Prediger – Matteo da Bascio und Bernardino Ochino –, die sich in ihrer Predigtpraxis deutlich voneinander unterscheiden. Alle Beiträge sind ausgesprochen lesenswert. Man bedauert freilich, dass das Trecento (fast möchte man ausrufen: „Wieder einmal!") nicht mitbehandelt

werden konnte. Und angesichts der didaktischen Zielsetzung der kleinen Aufsatzsammlung wäre eine Auswahlbibliographie, die die wichtigsten Werke zum Komplex „Predigt" auflistet, wünschenswert gewesen. Dann hätte sicherlich auch das Werk, das den Ausgangspunkt jeder sinnvollen Beschäftigung mit dem Phänomen „Predigt im Mittelalter" bildet, der von Beverly Mayne Kienzle herausgegebene Band „The Sermon" (Turnhout 2000), Erwähnung finden können. Ralf Lützelschwab

Matteo Ferrari (a cura di), L'arme segreta. Araldica e storia dell'arte nel Medioevo (secoli XIII–XV), Firenze (Le Lettere) 2015 (Le vie della storia 86), 350 S., Abb., ISBN 978-88-6087-664-5, € 35.

Die 2011 der Heraldik gewidmete Tagung in Florenz und Pisa war von der Scuola Normale Superiore in Zusammenarbeit mit dem Florentiner Kunsthistorischen Institut ausgerichtet worden und markiert ein neues Interesse an der Wappenkunde in Italien, das sich auch in den letzten Jahren in einer Reihe von wissenschaftlichen Treffen zeigt. Der nun vorliegende Tagungsbd. möchte erklärtermaßen ein Brücke zwischen der Heraldik und den Kunsthistorikern schlagen, zu denen im Übrigen auch die während der Drucklegung verstorbene Mitorganisatorin Maria Monica Donato (1959–2014) gehörte (vgl. ihr Redemanuskript S. 19–27). Neben dem Herausgeber Matteo Ferrari sind als Mitinitiatoren noch Laura Cirri und Alessandro Savorelli zu nennen. Letzterer verzichtet in seiner knappen Einführung auf einen „discorso sul metodo", bekennt sich aber zum Vorbild der von Michel Pastoureau inaugurierten *nouvelle héraldique* (S. 7–18). Die 18 Autoren aus verschiedenen Disziplinen (und nicht alle universitär gebunden!) waren frei in der Wahl ihrer Themen. Savorelli unterstreicht gleich den Nutzen des richtigen Umgangs mit der Heraldik, indem er nachweist, dass die Wappendarstellungen im Ratssaal des Palazzo del Popolo in San Gimignano einer Reihe von französischen Adeligen zuzuweisen sind, die im Gefolge Karls II. an der Schlacht von Campaldino im Jahre 1289 teilgenommen hatten. Ihre Wappen sind deshalb als Bekenntnis der Kommune von San Gimignano zur Zugehörigkeit zum guelfischen Lager zu interpretieren (S. 47–61). Die Bedeutung dieses Zyklus liegt gerade darin, dass er trotz seines ephemeren Charakters als zeitbezogene politische Standortbeschreibung erhalten geblieben ist. Dass die freien italienischen Stadtregierungen private Wappen aus dem öffentlichen Raum auszuschließen suchten, dokumentiert ihr Streben nach Unabhängigkeit von Parteiungen und Magnatenfamilien. Wie Matteo Ferrari zeigt, kamen in den „Rathäusern" (*broletti*) lombardischer Kommunen Familienwappen besonders dann vor, wenn die entsprechenden Familien zu den Gegnern des Gemeinwesens gehörten und ihre explizite Kennzeichnung der Verfemung diente (S. 91–107). Übernahm eine Familie – wie die Visconti in Mailand – die Macht, so war sie bestrebt, ihre Herrschaft – im Verein mit ihren Funktionären – auch heraldisch zu markieren. Etwas anders verhält es sich bei den Wappen der Podestà und Volkskapitäne, die in Italien noch heute die Fas-

saden der kommunalen Paläste zieren. Hier schmückte sich die Kommune quasi mit den Namen ihrer oft illustren Amtsträger. Da kann man in Orvieto an der Glocke des Palazzo del Popolo neben dem Wappen des Volksregiments auch das des Capitano del Popolo Poncello Orsini finden (dazu Giampaolo Ermini, S. 109–125). Eine ähnliche Konstellation – nur, dass hier der Visconti als Stadtherr an die Stelle des Kommunalbeamten getreten ist – stellt Chiara Bernazzani am Beispiel der Glocke des Doms von Lodi von 1447 vor (S. 169–182). Ruth Wolff analysiert die Wappen der Podestà von Florenz, die sich sowohl in Stein im Innenhof des Palazzo del Bargello als auch gemalt auf Aktendeckeln im Staatsarchiv Florenz erhalten haben. Es waren die Notare selbst, die diese Wappen auf ihren Bänden anbrachten und damit ihre heraldische Kompetenz dokumentierten (S. 207–220). Als Beispiel eines Wappentraktats stellt Carla Frova die bekannte Schrift *De insigniis* des Bartolo da Sassoferrato vor. Die Autorin liest den Traktat in zwei Richtungen; zum einen als Ausdruck der Aufmerksamkeit der italienischen Stadtgesellschaft für die Kodifikation der Bildsprachen von Einzelnen und Gruppen, zum anderen als Zeugnis für die Normierung der Heraldik gerade seitens der Rechtsgelehrten, die die Wappenkunde für ihren eigenen sozialen Aufstieg zu nutzen wussten (S. 221–233). Davon zeugt nicht zuletzt der Umstand, dass Bartolo sich von Karl IV. ein Wappen verleihen ließ, wogegen er sich bezeichnenderweise darüber ausschweigt, dass auch die Kommune selbst Wappen verleihen konnte. Wieder kunstgeschichtliches Terrain betritt Alice Cavinato, die die bekannte, 1442/43 entstandene Bilderchronik des Kopisten und Malers Niccolò di Giovanni di Francesco di Ventura zur Schlacht von Montaperti im September 1260 untersucht. Obwohl der Künstler in der Darstellung heraldischer Inhalte sich einige erstaunliche Irrtümer erlaubt (so wird Manfred ausgerechnet das viel spätere Wappen Roberts von Anjou zugeteilt), ist die Handschrift doch ein Beleg für das ungebrochene Interesse für Wappen im Sieneser Ambiente (S. 235–247). Dem Zusammenspiel von immaginären und realen Wappen wendet sich Luisa Clotilde Gentile mit den berühmten Fresken des Castello della Manta unweit Saluzzo im Piemont zu, deren Bildprogramm auf den Roman *Le Chevalier Errant* des Markgrafen von Saluzzo Tommaso III. zurückgeht. Auftraggeber war Tommasos illegitimer Sohn Valerano, der von 1416 bis 1424 Regent der Markgrafschaft war. Die Autorin tritt der verbreiteten Meinung entgegen, dass die je neun Helden und Heldinnen gleichzeitig Porträts der Markgrafen von Saluzzo bzw. ihrer Ehefrauen darstellten. Vielmehr spricht auch aufgrund des heraldischen Befundes viel dafür, im Zyklus einen Appell zu einem idealen Leben und zu einer guten Regierung sehen zu können (S. 249–264). Im Zentrum des Beitrags von Antonio Conti steht der heraldische Schmuck an der Kirche S. Maria della Spina in Pisa, wo 1312/1313 das Reichswappen und das des Reichsvikars Federico Montefeltro in Erinnerung an den Romzug Kaiser Heinrichs VII. eingemeißelt wurden. (S. 127–141). Nach England führt der Beitrag von Allegra Iafrate zum Chronisten Matthew Paris, der sowohl in seiner berühmten Chronik als auch im *Liber Additamentorum* (hier sogar ca. 80) Wappenzeichnungen eingeflochten hat. Besondere Aufmerksamkeit verdient das allegorische Wappenpaar *scutum fidei – scutum anime* (S. 185–194).

Weitere kürzere Studien widmen sich heraldischen Artefakten in der Burgkirche von Lagopesole (Francesca Soffientino, S. 63–73) und in S. Maria Novella in Florenz (Marco Merlo, S. 75–90), Grabdenkmälern in Desio (Luca Tosi, S. 159–168) und Padua (Franco Benucci, S. 195–205), einem Tafelbild in Pisa (Vittoria Camelliti, S. 143–158) sowie dem Beispiel eines mit Wappen überzogenen Deckendekors im Sitz des Dekans der Stiftskirche von Saint-Julien de Brioude in der Auvergne (Emmanuel de Boos, S. 31–46). Den Band beschließen zwei Beiträge von ausgewiesenen Heraldikern. Laurent Hablot beschreibt die heraldischen Spuren der Visconti im französischen Königshaus des 16. Jh. Die Teilungen des Wappens transportieren politische Botschaften und juristisch-dynastische Erbansprüche (S. 267–283). Den hohen Stellenwert, der die Heraldik genoss, kann man dem Beitrag von Miguel Metelo de Seixas' zur Herrschaftsauffassung in Kunst und Heraldik unter dem König Johann II. von Portugal (1482–1495) entnehmen. Seine politisch motivierten Änderungen am Königswappen wurden 1485 feierlich im Staatsrat und über einen Gesandten sogar vor Papst Innozenz VIII. erörtert (S. 285–309). Von Nutzen ist auch eine von Laura Cirri und Michel Popoff angefügte „Bibliografia araldica" (S. 313–318).

Andreas Rehberg

Peter Rauscher/Andrea Serles (Hg.), Wiegen – Zählen – Registrieren. Handelsgeschichtliche Massenquellen und die Erforschung mitteleuropäischer Märkte (13.–18. Jahrhundert), Innsbruck (Studien-Verl.) 2015 (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 25), 542 S., Abb., ISBN 978-3-7065-5420-6, € 49,90.

Der von Peter Rauscher und Andrea Seles hg. Sammelbd. in der Reihe Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, geht auf die gleichnamige Tagung im September 2014 zurück, die sich mit der großen Quantität serieller Quellen zur Handelsgeschichte befasste. Dabei weisen die Herausgeber explizit auf die enge Verflechtung zwischen Stadt- und Handelsgeschichte hin und sprechen sich für eine gemeinsame Behandlung dieser Themenfelder aus. Das Buch gliedert sich in vier Abschnitte, die städtischen Handel, Warenströme, Handelshäuser und methodische Fragen behandeln. Der erste Beitrag stammt von Elisabeth Gruber, die darin die Bedeutung kommunaler Privilegien erörtert, die auf Grund ihrer hohen Überlieferungsdichte für die Erforschung des mittelalterlichen Donauhandels von Bedeutung sind. Davina Benkert betrachtet in ihrem Aufsatz soziale Aspekte des Messeprivilegs der Stadt Basel und diskutiert dessen Wahrnehmung durch unterschiedliche soziale Gruppen. Im dritten Beitrag stellt Andrea Serles die im Stadtarchiv Krems aufbewahrten seriellen Quellen zur Handelsgeschichte der Stadt vor und erläutert deren überregionalen Informationsgehalt. Am Beispiel süddeutscher Kaufleute wird im nachfolgenden Aufsatz von Andrea Bonoldi die Quellengattung der Prozessakten des Bozner Merkantilmagistrats beschrieben, deren Auswertung noch nicht abgeschlossen ist, jedoch bereits den Stellwert der Bozner Messe neu bewerten. Daran anschließend

widmet sich Jacek Wijaczka den Zollregistern der Stadt Krakau, die vom 16. bis zum 18. Jh. in großer Zahl erhalten sind und wesentlich zur Rekonstruktion von Handels- und Warenströmen beitragen. Dieser Aufsatz leitet thematisch in den nächsten Abschnitt des Buches mit dem Titel Warenströme und Wasserwege über. Uwe Schirmer untersucht im ersten Beitrag des zweiten Abschnitts den Warenverkehr auf der Elbe und bedient sich dazu der Zollrechnungen aus Torgau und Wittenberg vom 15. bis 16. Jh. und vergleicht deren Informationsgehalt mit anderen Quellengattungen. Im darauffolgenden Aufsatz diskutiert Erich Landsteiner die mangelnde Erforschung und schlechte Quellenlage der Mautregister im Donauraum im 16. und 17. Jh. Dabei gibt der Autor anhand ausgewählter Jahre einen Einblick in den Warenverkehr auf der Donau und erläutert mögliche Ansätze zur Verbesserung der Quellenlage mittels landesfürstlicher Aufzeichnungen. Die ab 1627 erhaltenen Mautregister von Aschach sind Teil eines von Peter Rauscher geleiteten Projekts, das auch deren Online-Edition vorsieht. Die Herausforderungen eines solchen Projektvorhabens stellt der Herausgeber in seinem Aufsatz dar. Attila Tózsa-Rigó behandelt im nächsten Beitrag das Verbotbuch der Stadt Bratislava im 16. Jh. und beschreibt dessen Bedeutung für den westungarischen Donauhandel. Der Handel am Niederrhein wird von Job Weststrate behandelt, der diesen anhand von Zollrechnungen der Herzöge von Geldern untersucht. Im letzten Beitrag des Kapitels berichtet Jan Willem Veluwenkamp über das Datenbankprojekt „Sound Toll Registers Online", das Zollregister der Hochseeschifffahrt aus Dänemark editiert. Der dritte Abschnitt behandelt serielle Quellenbestände, die sich auf das Wirken großer Handelsgesellschaften zurückführen lassen. Den Anfang hierbei macht Heinrich Lang mit einer systematischen Analyse der Einnahmen aus dem Seidenzoll an der Rhône, bei der auch auf die Bedeutung des Seidenhandels für Lyon eingegangen wird. Den Einfluss Augsburger Kaufleute im Donauhandel während des 16. und 17. Jh. untersucht Mark Häberlein, der zeigt, dass die Handelsgesellschaften nicht nur als Bankiers, sondern auch als Warenhändler auftraten. Daran schließt Christof Jeggle mit seiner Analyse der bislang weitestgehend unerschlossenen Korrespondenz einer Florentiner Kaufmannsgesellschaft aus dem 17. Jh. an. Im abschließenden Kapitel werden methodische Fragen der Auswertung serieller Quellen diskutiert. Werner Scheltjens weist in seinem Beitrag auf die Notwendigkeit zur Standardisierung von Maß- und Gewichtseinheiten hin, um eine zeitlich und räumlich unabhängige Vergleichsbasis zu schaffen. Anschließend beschreibt Klemens Kaps die Entstehung und Anwendung von Merkantiltabellen in der Habsburgermonarchie des 18. und 19. Jh. und diskutiert in diesem Zusammenhang methodische Probleme. Im letzten Beitrag zeigt Jürgen Jablinski Möglichkeiten zur Auswertung serieller Daten mittels moderner Softwarelösungen auf und skizziert die dafür notwendigen Arbeitsschritte. Den Hg. gelingt eine gute Abstimmung der Beiträge, die trotz Aussparungen, die bei der Abhandlung eines derart facettenreichen Themas in einem Sammelbd. nicht ausbleiben können, eine umfassende Diskussion ermöglicht.

Christian Gepp

Monaci e pellegrini nell'Europa medievale. Viaggi, sperimentazioni, conflitti e forme di mediazione, a cura di Francesco Salvestrini, Firenze (Polistampa) 2014 (Biblioteca della „Miscellanea Storica della Valdelsa" 26), 272 S., ISBN 978-88-596-1372-5, € 20.

Das Mönchtum und das Pilgerwesen in Italien und Europa genießen in der Forschung seit längerer Zeit erfreuliche Aufmerksamkeit. Dies hängt auch mit den wichtigen Arbeiten des Herausgebers des vorliegenden Bandes, Francesco Salvestrini, zusammen, der hier nun die Ergebnisse von zwei Fachtagungen aus den Jahren 2006 und 2007 zusammenträgt. Den Beginn des aus zwei Hauptteilen bestehenden Werkes markiert der Beitrag von Francesco Vermigli zum Heiligen Land in der Christologie Bernhards von Clairvaux (S. 15–31). Anhand von aussagekräftigen Äußerungen aus seinen Briefen und Predigten wird die geistliche Pilgerschaft durch das Leben und die Auferstehung Jesu Christi vorgestellt. Renzo Nelli bietet einen Überblick über das Thema Pilgern (S. 33–56). Ausgewertet werden mehrere mittelalterliche Pilger- und Reiseberichte. Zu konstatieren ist ein Wandel in dieser Quellengattung im 14. und 15. Jh., in der weniger individuelle Beobachtungen und praktische Informationen zur Pilgerschaft, sondern zunehmend narrative Elemente enthalten sind. Einen Blick auf den Orient richtet Gioia Zaganelli (S. 57–72). Dabei führt sie mehrere Autoren von der Spätantike bis zum Hochmittelalter an. Roberto Angelini geht auf den Reisebericht des Franziskaners Niccolò da Poggibonsi zu seiner mehrjährigen Reise in das Heiligen Land von 1346 bis 1350 und die Briefe des einstigen Abtes und späteren Eremiten Giovanni dalle Celle ein (S. 73–84). Bemerkenswert sind dabei die Beobachtungen und Vergleiche, die der Bettelordensbruder zwischen verschiedenen Städten, Bräuchen und religiösen Praktiken zieht. Ebenfalls aus dem 14. Jh. stammt das Tagebuch, das der bei Caserta geborene Notar Nicola de Martoni in den Jahren 1394–1395 verfasst hat und das Giuseppe Ligato ausführlich untersucht (S. 85–114). Dabei wird der Leser entlang der einzelnen Pilgerstationen von de Martoni geführt, der in Gaeta mit Kurs auf das Heilige Land in See stach. Samuela Marconcini widmet sich Reiseberichten des Orients, die von italienischen Juden im 15. und 16. Jh. auf ihren Reisen in das Heilige Land verfasst wurden (S. 115–130). Dabei handelt es sich vornehmlich um Kaufleute, deren Handelswege auch über die Küstenstädte Nordafrikas zu den Handelszentren des Orients führten. In seinem kurzen aber gehaltvollen Beitrag bietet Riccardo Pacciani einen Zugang zum Druck der 1486 erschienenen Reise nach Jerusalem, die der Mainzer Beamte und Domherr, Bernhard von Breidenbach, veröffentlichte und damit das Bild von Jerusalem und des Heiligen Landes stark prägte (S. 131–138). Laura Minervini geht esoterisch-rätselhaften Hinweisen in den Reisebeschreibungen in das Heilige Land nach, wie zum Beispiel arabische Orts- und Eigennamen, die von den Zeitgenossen aufgegriffen und gedeutet wurden (S. 139–153). Im zweiten Teil des vorliegenden Buches wird nun der Blick auf Klöster und Orden gerichtet. Roberto Angelini widmet sich den aus den Anfangsphasen religiöser Orden überlieferten Anfeindungen am Beispiel des Gründers von Vallombrosa

(S. 157–168). Riccardo Ciliberti untersucht die Kontakte zwischen den Klöstern Vallombrosa und Montecassino im 11. Jh., als die Benediktiner von Montecassino zunehmend in Mittelitalien Fuß fassten (S. 167–177). Antonella Degl'Innocenti legt den Fokus auf die Auseinandersetzung zwischen dem Mönchtum cluniazensischer und zisterziensischer Prägung, in denen sich die jeweiligen Vorstellung der *imitatio Christi* stark unterscheiden (S. 179–198). Der auf breiter Quellen- und Literaturkenntnis basierenden Beitrag von Giuseppe Ligato thematisiert die Unterschiede und Spaltung der Orden der Templer und der Hospitalbrüder, hier vor allem in den Regionen des lateinischen Orients (S. 199–231). Die Konflikte zwischen den alten und den im 13. Jh. neu entstanden Orden sowie dem Eremiten Torello da Poppi werden von Francesco Salvestrini untersucht (S. 233–252). Die in diesen Auseinandersetzungen angeführten Argumente sind bemerkenswert lange tradiert worden und wirkten sich auch auf die Identitätsbildung der jeweiligen religiösen Lebensform aus. Den Abschluss bildet der Beitrag von Timothy Salemme über das Benediktinerinnenkloster San Vittore im lombardischen Meda vor dem Hintergrund des Konfliktes zwischen den oberitalienischen Städten und den regionalen Herrschaftsträgern (S. 253–265). Die Fülle der Beiträge, die zum Teil jedoch schon an anderer Stelle publiziert wurden, macht deutlich, wie weit sich die mittelalterliche *vita religiosa* entwickelt und ausdifferenziert hat. Daher bietet diese Studie besonders für vergleichende Forschungen lohnende Anknüpfungspunkte. Jörg Voigt

Reinhard Lauer/Hans Georg Majer (Hg.), Osmanen und Islam in Südosteuropa, Berlin-Boston (De Gruyter) 2014 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 24), VI, 516 S., ISBN 978-3-11-026059-5, € 139,95.

Viel zu lange ist viel zu oft viel zu viel vorausgesetzt worden, wenn die Osmanenherrschaft auf den Balkangebieten thematisiert wurde. Die Hg. des vorliegenden Bd., verdiente Forscher der Slavistik und Turkologie, grenzen sich dezidiert von derlei Vorgehensweisen ab: „Es ist nicht angebracht, sich die Herrschaft der Osmanen auf dem Balkan als Jahrhunderte andauernde Schreckensherrschaft vorzustellen", so ist in der Einleitung programmatisch zu lesen, weshalb „die eingefahrenen, meist negativen Stereotype über die Osmanenzeit in Südosteuropa nicht zu übernehmen" seien. Vielmehr ginge es darum, „einen anderen, unbefangenen Blick auf den Gegenstand zu richten" und die „osmanischen Realitäten" selbst reflexiv zu erforschen (1f., 4). Der Plural einer solchen Formulierung öffnet den lange verstellten Blick auf historische Dynamiken und Brüche genauso wie auf verschwiegene Kontinuitäten und Instrumentalisierungen. Als Resultat dreier Konferenzen versammelt der Band eine Vielzahl unterschiedlicher Beiträge. Überblicksartikel beginnen damit, die osmanische Verwaltungspraxis in Rumelien und die religiös differenzierte Untertanenpolitik sowie deren rechtshistorische Traditionen darzustellen. Ins Blickfeld geraten damit Kontinuitäten und die Freiräume interreligiösen Zusammenlebens innerhalb zu dif-

ferenzierender Lebenswelten. Es folgen zwei weitere Beiträge zu den byzantinisch-intellektuellen und westeuropäisch-diplomatischen Reaktionen auf die osmanische Herrschaftskonsolidierung. Das Reich wird somit in zeitlichen und räumlichen Relationen verortet, die Konfrontationen als intellektuelle und sich institutionalisierende Beziehungsgeschichten be-greifbar machen. Die folgenden Fallstudien ließen sich in vier Themenbereiche untergliedern: Zunächst steht die Rezeption osmanischer Herrschaft bei deutschsprachigen Autoren des 19. Jh. sowie in der ‚kroatischen' Textproduktion des 15. bis 19. Jh. im Fokus. Im Anschluss daran werden Sprachen und die in ihnen manifestierten, historischen Kontakte im Hinblick auf Auseinandersetungen mit Nationaldiskursen und Gruppenkulturen von Minderheiten untersucht. Linguistische Studien zu Entlehnungen, Toponymen und Neubenennungspraktiken spiegeln die vielfältigen Adaptions- und Übersetzungspraktiken geschichtlicher Kontakte wider. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf den „Religionen und politischen Instrumentalisierungen". Zahlreiche Autoren beklagen, wie politische, religiöse und akademische Eliten Zugehörigkeiten im Hinblick auf nationalistische, kommunistische und europäisch-zentristische Ideologien für Mobilisierungsambitionen instrumentalisier(t)en, wenngleich im Alltag lokal funktionierende, jahrhundertelange Formen des Miteinanders gerade als osmanisches Erbe feststellbar sind. Geteilte Bildungsinitiativen und gemeinsame Erinnerungskulturen sowie die Nähe in Wohnräumen und Freizeit werden als Möglichkeiten explizit genannt, die zur Emanzipation gegenüber solch geschichtsverfälschenden Inanspruchnahmen und zeitgenössisch-nationalen Mythenbildungen beitrügen. Ein vierter Schwerpunkt gruppiert sich um Fragen von „Mobilität" und den damit einhergehenden Dynamiken eines „langen Miteinander(s)" (459). Neben Formen „osmanische(r) Siedlungspolitik" (286) werden spontane Kolonisationswellen thematisiert. Es geht um Migration, Flucht, Vertreibung und Umsiedlung sowie deren Deutungen und Vergessen. Angesichts des politischen Impetus ist anzumerken, dass die Debatten um Migrationsbewegungen, die „als eine Konstante der osmanischen Zeit" (6) benannt werden, ihre eigene Aktualität besitzen. Wenn Balkangeschichte als Migrationsgeschichte eingefordert (456) und Rumelien als „neuralgische(r) Punkt der Osmanen" identifiziert wird (11), stellt sich einer an Austauschbeziehungen interessierten Leserschaft die Frage danach, inwieweit es an der Zeit ist, „Ottomancentrism" (Goffman) und „Balkancentrism" gemeinsam zu denken.

Stefan Hanß

Bettina Braun/Katrin Keller/Matthias Schnettger (Hg.), Nur die Frau des Kaisers? Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit, Wien (Böhlau) 2016 (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 64), 272 S. ISBN 978-3-205-20085-7, € 59.

Der Politikbegriff erfuhr in den letzten beiden Jahrzehnten eine kulturalistisch inspirierte Erweiterung, in deren Zuge nicht zuletzt weibliche Formen von Herrschaft in der Vormoderne durch die Forschung verstärkt aufgegriffen wurden. Dadurch zeigte

sich zum einen, dass die Herrschaft von Frauen keineswegs einen Ausnahmefall, sondern ein Strukturelement frühneuzeitlicher Herrschaftsorganisation darstellte. Zum anderen ebnete die Ausweitung des Fokus weg von der dominierenden Konzeption institutioneller, formeller Ausübung von Herrschaft hin zu informellen Partizipationsformen, zur Einbindung von Aspekten symbolischer Kommunikation oder auch zur Analyse der Funktion von Frauen in Patronagebeziehungen den Weg für die Vermessung komplexer weiblicher Handlungsräume in frühneuzeitlichen Gesellschaften. Trotz des gesteigerten Forschungsinteresses an weiblicher Herrschaft in der Frühen Neuzeit wurde gerade den frühneuzeitlichen Kaiserinnen des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation bislang keine systematische Untersuchung gewidmet. Daher ist es sehr zu begrüßen, dass sich ein jüngst publizierter Sammelband zentralen Aspekten dieses Themas widmet und dabei neben prominenteren (v. a. Maria Theresia, behandelt von Bettina Braun) einige weniger bekannte Protagonistinnen (so die Kaiserinnen aus dem Hause Gonzaga, untersucht von Matthias Schnettger) einbezieht. Vorangestellt sind den zehn Einzeluntersuchungen, die das gesamte chronologische Spektrum der Frühen Neuzeit umfassen (von Bianca Maria Sforza, der zweiten Gemahlin Maximilians I. [Christina Lutter, Daniela Unterholzner], bis hin zu Marie Therese von Neapel-Sizilien, Ehefrau des letzten römisch-deutschen Kaisers Franz II., beide an italienischen Höfen erzogen [Ellinor Forster]), grundsätzliche einführende Überlegungen zu Frauen und dynastischer Herrschaft, besonders in der Frühen Neuzeit (Katrin Keller), ein Beitrag zu Handlungsräumen von Kaiserinnen im Spätmittelalter (Amalie Fößel) sowie eine Studie zu drei habsburgischen Herrschergattinnen am spanischen Königshof, den Müttern der Katholischen Könige des 17. Jh., Philipps III., Philipps IV. und Karls II. (Rubén González Cuerva). Den folgenden Aufsätzen zu einzelnen Kaiserinnen schließt sich ein Kommentar (Barbara Stollberg-Rilinger) an. Die Beiträge des Bandes verdeutlichen die konstitutive, substanzielle weibliche Partizipation in vormodernen Handlungsräumen, in denen sich das Politische noch nicht als autonomes Handlungsfeld etabliert hatte, sondern die „persönlich und familial strukturiert" waren (dies., S. 246). So stand etwa Maria von Spanien, Gattin Maximilians II., „im Zentrum eines eng vernetzten Klientel- und Patronagesystems" und entwickelte einen politischen Einfluss, der sie – eher denn die männlichen Akteure – geradezu als veritable „geistige Erb[in] Karls V. im Reich" erscheinen lässt (Alexander Koller, S. 90, 97). Weibliche Handlungsmöglichkeiten und -strategien beschränkten sich allerdings keineswegs nur auf die Elemente eines ihnen zugeschriebenen „Residuum[s]", zu denen traditionell etwa informelle oder repräsentative Funktionen gezählt werden. Sie waren mithin von den männlichen Handlungsspielräumen nicht „kategorial", sondern nur „graduell" verschieden (Stollberg-Rilinger, S. 245, 247). Kaiserinnen, deren Handlungsräume und -strategien – so verdeutlichen die Beiträge – im Einzelnen durch eine Vielzahl von Faktoren wie etwa die eigene dynastische Herkunft unterschiedlich ausfallen konnten, erscheinen insgesamt betrachtet nicht „nur" als Frau des Kaisers oder als Teil eines mehr oder minder funktionierenden Arbeitspaares, ihre Erforschung bildet vielmehr einen

integralen Bestandteil der Analyse vormoderner Herrschaftsstrukturen. Das Buch zeichnet sich nicht nur durch seinen Perspektiv- und Erkenntnisreichtum, sondern auch formal durch eine höchst lobenswerte Präzision aus. Englische Abstracts, ein Siglen- und ein Verfasserverzeichnis sowie ein nützliches Personenregister runden das insgesamt höchst überzeugende Erscheinungsbild ab. Guido Braun

Stefano Andretta/Stéphane Péquinot/Jean-Claude Waquet (Hg.), De l'ambassadeur. Les écrits relatifs à l'ambassadeur et à l'art de négocier du Moyen Âge au début du XIXe siècle, Rome (École française de Rome) 2015 (Collection de l'École française de Rome 504), 650 S., ISBN 978-2-7283-1093-7, € 48.

Die Erforschung des frühmodernen Gesandtschaftswesens hat sich zuletzt verstärkt den Rahmenbedingungen von diplomatischen Missionen (Ausbildung der Akteure, Logistik und Organisation der Entsendungen, Zeremoniell etc.) zugewandt. Der vorliegende Sammelbd. liefert mit 20 Beiträgen in französischer und italienischer Sprache zur diplomatischen Trattatistik (zu Profil und Verhandlungstechniken von Diplomaten) aus der Zeit zwischen dem Spätmittelalter und dem beginnenden 19. Jh. einen weiteren Beitrag zu diesem Forschungsfeld. Die Beiträge sind Ergebnisse von Kolloquien, die 2007 und 2010 in Paris und Rom stattfanden unter Mitwirkung mehrerer Institutionen (École française de Rome, Università Roma Tre, École Pratique des Hautes Études, DHI Paris). Der einleitende Beitrag von Jean-Claude Waquet gibt einen Überblick über die ganze Bandbreite für die Thematik in Frage kommenden Quellengattungen (Botschafterhandbücher, Fürstenspiegel, Instruktionen, *scritti cancellereschi*, Abhandlungen des Völkerrechts etc.). Im einzelnen werden folgende Themen behandelt: Figur des Botschafters in mittelalterlichen Fürstenspiegeln des lateinischen Europa (Stéphane Péquinot), das von Mißtrauen geprägte Bild des Botschafters in den italienischen Stadtstatuten des 13. und 14. Jh. (Patrick Gilli), die Kompetenzen eines Botschafters in den Diensten Aragons, Kastiliens, Portugals, Frankreichs und des Reichs ca. 1250–ca. 1440 im Vergleich (Stéphane Péquinot), die italienische diplomatische Praxis im letzten Jh. des Mittelalters am Beispiel von Neapel, Florenz, Mailand, Mantua und Ferrara (Nadia Covini, Bruno Figliuolo, Isabella Lazzarini, Francesco Senatore), das Ideal eines Botschafters in den Memoranden des Diomede Carafa, Niccolò Machiavelli und Francesco Guicciardini (Bruno Figliuolo, Francesco Senatore), der die praktische und symbolische Seite der diplomatischen Tätigkeit betonende Traktat des Kanonisten Bernard de Rosier von 1436 (Patrick Gilli), die Entwicklung der Trattatistik zur päpstlichen Legation in der Frühen Neuzeit (Andrea Gardi; mit Auflistung von 32 Spezialschriften S. 223–226), die Formung des frühmodernen Diplomaten im 16. und 17. Jh. auf der Basis solider rhetorischer und ethischer Qualifikationen, die um 1600 allmählich durch Spezialwissen angereichert wurde (Daniela Frigo), das zukunftsweisende fünfbändige Handbuch des Juristen und Theologen Conrad Braun (Guido Braun), der Traktat des Venezia-

ners Ottaviano Maggi von 1566 vor dem Hintergrund der die Seerepublik beschäftigenden Phase der Instabilität auf der Appeninhalbinsel und in Europa (Stefano Andretta), die innovativen Überlegungen des von der römischen Inquisition verfolgten und schließlich in Oxford lehrenden Alberico Gentili zum Gesandtschaftsrecht (u. a. Frage der Immunität) von 1585 (Francesca Cantù), das in mehreren Sprachen verbreitete, aus der Auseinandersetzung mit klassischen, humanistischen und zeitgenössischen Autoren entwickelte Handbuch des Juan Antonio de Vera y Zuñiga von 1620 (Maria Victoria López-Cordón Cortezo) und seine späteren Erfahrungen als Diplomat in diversen italienischen Territorien (Manfredi Merluzzi), die Erstausgabe der Botschafterkorrespondenzen der Zeit Heinrichs IV. als Dokumentation für die Grundlagen des französischen Aufstiegs zur europäischen Hegemonialmacht Mitte des 17. Jh. (Sylvio Hermann De Franceschi), die Abhandlungen zur diplomatischen Verhandlungstechnik im 17. Jh. bis zum Frieden von Nimwegen von Abraham de Wicquefort und dessen politische Prägung (Sven Externbrink), das Ende des 17. Jh. entstandene Handbuch des François de Callières zur Kunst des Verhandelns und zur Professionalität des Gesandten (Jean-Claude Waquet), die verschiedenen Formen diplomatischer Theorie im Reich (Wolfgang Weber), der Gesandte im Völkerrecht um 1800 (Miloš Vec) und die Auswirkungen der Französischen Revolution und des Endes des *Ancien Régime* auf die Figur des Gesandten und die diplomatische Praxis (Marc Belissa). Der Tagungsbd. schließt mit einer hilfreichen Bibliographie der in den Beiträgen zitierten Werke (unterteilt in 1. Quellenpublikationen und ältere Schriften sowie 2. nach 1850 erschienene Literatur), Zusammenfassungen der Aufsätze in französischer Sprache und – erfreulicherweise – einem Personenregister. Für alle, die sich mit Theorie und Praxis der frühmodernen *art de négocier* beschäftigen, sei diese Publikation empfohlen. Alexander Koller

Péter Tusor/Matteo Sanfilippo (a cura di), Il papato e le chiese locali. Studi, Viterbo (Sette Città) 2014 (Studi di storia delle istituzioni ecclesiastiche 4), 486 S., ISBN 978-88-7853-364-6, € 30.

2013 wurde in Budapest eine Tagung durchgeführt, zu der offenbar die beiden Hg. einluden, die schon früher zusammengearbeitet hatten. Sie hatten das Symposion vorbereitet, indem sie den Autoren 30 Fragen gestellt und um deren Beachtung gebeten hatten. Dies ist unterschiedlich ausgefallen, wie aus der Einführung von Tusor und Sanfilippo zu erfahren ist. Deren Hauptanliegen ist es, den bisher gebräuchlichen Begriff der „Nationalkirchen" durch „lokale Kirchen" zu ersetzen. Denn Nation sei im Mittelalter etwas völlig anderes als im 19. Jh. gewesen. An Artikeln in Wikipedia wird aufgezeigt, dass der Begriff Nationalkirche völlig unterschiedlich interpretiert wird. Forscher des 21. Jh. seien sich einig, dass der frühere Begriff aufgegeben werden müsse. Mit „lokalen Kirchen" sind nun aber nicht etwa Ortsgemeinden, sondern Gebiete gemeint; „partes" oder „in partibus" wird von zwei Autoren dann auch zur

Interpretation von „lokal“ herangezogen. Die Hg. grenzen ihr Thema ein: Sie beginnen mit dem 16. Jh. und enden im 20. Außerdem beschränken sie es auf die römisch-katholische Kirche. Mit Recht. Denn weder bei den orthodoxen noch bei den protestantischen Kirchen gibt es das Problem von Zentrale und Außengebiet in dem Maße wie im Papsttum. Tusor und Sanfilippo erinnern an die neuen Akten, die im Archiv der Kongregation „De Propaganda Fide“, dem Archiv des „Sanctum Officium“ oder den 2006 freigegebenen Beständen des Archivs Pius' XI. im Archivio Segreto Vaticano eingesehen werden konnten. Einigermaßen befremdet hat mich, dass die Hg. all dies zwar in Italienisch vortragen, dann aber eine Übersetzung ins Englische folgen lassen. Offenbar war in Budapest das Englische die lingua franca. Dann hätte aber hier der englische Text genügt. Denn die Autoren, die italienisch gesprochen haben, dürfen keine Übersetzung ins Englische anschließen, sondern müssen sich jeweils mit einem „Summary“ begnügen. Hg. sollten ihre Autoren aber auf Augenhöhe behandeln. 18 Referate werden abgedruckt. Begonnen wird in den zeitlich gegliederten Sektionen mit einem breiten Thema, auf das dann ein oder zwei kürzere Abhandlungen folgen. Dabei stützen sich die Referenten häufig auf neue Quellen und natürlich auch auf die neueste Forschung. Es ist weithin gelungen, Vortragende zu gewinnen, die über abgeschlossene oder laufende Arbeiten berichten. Alexander Koller begann mit einem Referat über die papale Politik nach dem Abschluss des Konzils von Trient 1564 und analysierte die Rezeption der dort beschlossenen Reformdekrete „in partibus“. In Spanien, dem dazugehörigen Flandern, in Polen und in Italien wurden dieselben rasch angenommen. Anders dagegen in Deutschland. Selbst die geistlichen Fürsten publizierten sie häufig sehr spät und zögerten dann auch noch mit der Durchführung. Die Reform der Orden gelang dagegen sehr gut. Auch die Anwendung des „Index der verbotenen Bücher“ machte keine Schwierigkeiten. Bei der Bischofsweihe wurde darauf geachtet, dass die *Professio fidei tridentina* gesprochen wurde. Den Nuntien wurde auferlegt, dass sie die tridentinische Reform förderten, was bei den neuen diözesanen Priesterseminaren gelang, zu deren Finanzierung die römische Kurie beitrug. Die Gesandten sollten sich auch dafür einsetzen, dass in Rom ausgebildete Kleriker bei der Besetzung wichtiger kirchlicher Ämter berücksichtigt wurden. Alexander Koller wie auch Elisabeth Zingerle lehnen es ab, die in dieser Zeit neu eingerichteten Gesandtschaften als „Reformnuntiaturen“ zu bezeichnen, weil Fragen der Reform in den päpstlichen Instruktionen für die Nuntien hinter deren politischen und diplomatischen Aufgaben zurücktreten. Zingerle, die gerade einen Band der Grazer Nuntiatur vorgelegt hatte, beschreibt das Netzwerk, das Girolamo Portia dort entwickeln konnte, der ungewöhnlich lange Nuntius in Graz gewesen ist, nämlich von 1597 bis 1607. Tamás Kruppa analysiert danach die schwierige Arbeit des Nuntius Alfonso Visconti in Transsylvanien während der Jahre 1595–1598. Dass die politische Macht der Päpste nach 1648 abnahm, ist im Zeitalter des Absolutismus alles andere als unverständlich. Aber im Laufe der Zeit nahm ihr Einfluss auf die Lehre in der römisch-katholischen Kirche zu, wozu die neuen Dogmen im 19. Jh. erheblich beitrugen. Zu den Gegenbeispielen zählt die Einflusslosigkeit Roms in Böhmen, wo die Dekrete des

Trienter Konzils unbeachtet blieben. In Ungarn wandten sich sogar die Bischöfe gegen Einmischungen der römischen Kurie bei der Auswahl der Bischöfe durch ihren König. Matteo Sanfilippo stellt für das 18. Jh. fest, dass der politische Einfluss der Päpste stark geschrumpft und faktisch auf den Kirchenstaat beschränkt gewesen sei, was von Antonio Menniti Ippolito bestätigt wird. Sehr umfang-, aber auch sehr ertragreich ist der Beitrag von Giovanni Pizzorusso über die Einwirkungen Roms auf die Kolonial-, Missions- und lokalen Kirchen in der Neuen Welt vom 17. bis zum 20. Jh. Hier wird der Einfluss von „De Propaganda Fide" deutlich. Benedetta Albani weist auf die Bedeutung der Nuntiatur in Spanien für diese Gebiete hin. Da in Südamerika erst seit 1823 päpstliche Vertretungen eingerichtet wurden, nutzten bis zu dieser Zeit die Nuntien in Spanien ihre Möglichkeiten. Esther Jiménez berichtet, dass die genannte Kongregation es verstand, in der Neuen Welt ein beachtliches Informationssystem aufzubauen. In die Alte Welt führt der nächste Beitrag zurück, der einen Blick auf einen Streit um einen Bischof in Polen auf Grund von Archivalien derselben Kongregation wirft. Deutsche, die an kirchlichen Universitäten in Rom studiert haben, weist Rainald Becker nach. Manche Monarchen verhinderten das, etwa so verschiedene Personen wie Ludwig XIV. von Frankreich und Kaiser Joseph II. Einen Überblick über die Münchner Nuntiatur zwischen 1785 und 1934 gibt Klaus Unterburger. Der Einfluss dieser Gesandten auf Bischofsernennungen und katholisch-theologische Fakultäten nahm im Laufe der Zeit enorm zu. Es wird auch auf geheime oder anonyme Informationen verwiesen, deren sie sich mit Hilfe von besonders „treuen" Ultramontanisten bedienten, deren Denunziationen von erheblichem – zumeist negativem – Einfluss waren. Dem Vf. ist zuzustimmen, dass ein offener Umgang miteinander besser gewesen wäre. Andreas Gottsmann untersucht die Bischofsernennungen in der Donaumonarchie während der Pontifikate von Leo XIII., Pius X. und Benedikt XV. und löst damit weniger ein, als er im vollmundigeren Titel angekündigt hatte. Auf den Balkan entführt uns Igor Salmic und analysiert die kuriale Politik von 1918 bis 1939 in – abgekürzt gesagt – Jugoslawien. In einem Anhang berichtet Krisztina Tóth vorzüglich über den gesamten Kongress, über die Diskussionen und den Versuch einer Zusammenfassung durch Alain Tallon, der aber lediglich die Diskussion über den Papst als „pastor ecclesiarum" oder als „pastor universalis ecclesiae" in der Neuzeit skizzierte. Dieser Text ist nicht in den Berichtsbd. gelangt. Die Vielfalt der genannten Themen lässt die Aufgaben der römischen Kurie in den letzten fast 500 Jahren ahnen. Nur durch Spezialisten aus verschiedenen Ländern war dieser Überblick möglich. An vielen Stellen wird gesagt, dass noch weitere Forschungen erforderlich sind. Aber der Stand der Kenntnisse ist hier gut zusammengefasst. Dem Bearbeiter des Namenregisters hätte dagegen ein wenig Hilfe gut getan, damit man nicht „Jaitner" und etliche andere Personen unter ihrem Vornamen suchen muss. Gerhard Müller

Massimiliano Ghilardi/Gaetano Sabatini/Matteo Sanfilippo, Donatella Strangio (a cura di), *Ad ultimos usque terrarum terminos in fide propaganda*. Roma fra promozione e difesa della fede in età moderna, Viterbo (Sette Città) 2014 (Studi di storia delle istruzioni ecclesiastiche 5), 285 S., ISBN 978-88-8753-364-6, € 25.

Die „Verwaltung des Glaubens" der Katholischen Kirche werden in der Frühen Neuzeit durch eine dreifache Wirklichkeit verkörpert, die zum Kern eines Systems um die Verbreitung und Verteidigung der *fede cattolica cristiana* wurden: auf der einen Seite der symbolische Gebrauch der Stadt Rom als „creatrice" und „propagratrice" des katholischen Glaubens und auf der anderen Seite das von Papst Paul III. im Jahre 1542 errichtete Dikasterium der Inquisition sowie die 1622 durch Papst Gregor XV. gegründete Kongregation für die Verbreitung des Glaubens, kurz bezeichnet als *Propaganda Fide*. Genau diesem Programm widmet sich die vorliegende Publikation, die sich zum Ziel gesetzt hat, die „geistige Verbreitung des Glaubens" (S. 18) mit temporalen Aspekten der Regierung der Katholischen Kirche zu vereinigen. Die insgesamt 14 italienischsprachigen Einzelbeiträge spannen einen zeitlichen Bogen von der Mitte des 16. Jh. bis zum Ende des 18. Jh. und umfassen ein Themenspektrum, das sich nicht nur auf Rom oder den Kirchenstaat konzentriert, sondern „den gesamten Globus" (S. 10) umfasst. Nach einer resümierenden Einleitung von Gaetano Sabatini und Donatella Strangio, die zu Beginn des Sammelbandes die Einzelbeiträge zueinander in Verbindung setzen, können die daran anschließenden Arbeiten in drei Sektionen aufgeteilt werden: Im ersten Abschnitt untersuchen die Artikel die ökonomischen Strukturen und finanziellen Ressourcen des Heiligen Offiziums (Germano Maifreda) bzw. der *Propaganda Fide* (Giovanni Pizzoruso) und der Jubiläumsveranstaltung aus Sicht der religiösen Orden (Filippo Lovison), die für die Verteidigung und Ausübung des Glaubens notwendig sind. – Die fünf Beiträge der zweiten Sektion beschäftigen sich mit dem Gebrauch der Stadt Rom als wirkungsvolles Mittel zur Propaganda für die Verbreitung und Verteidigung des katholischen Glaubens. Mit dem Thema der Koexistenz und dem Zusammenleben von Gruppen mit verschiedenen Identitäten beschäftigen sich die beiden Artikel von Matteo Sanfilippo und James W. Nelson Novoa. – Renata Sabene konzentriert sich auf Fragen, die im Zusammenhang stehen mit der Verbreitung des katholischen Glaubens durch das Instrument der Rompilgerschaft, während Domenico Rocciolo seinen Schwerpunkt auf die Institution des Katechumenats und der Neophyten in Rom legt. Der letzte Beitrag dieser Sektion von Massimiliano Ghilardi stellt einen Aspekt heraus, der bisher in der Forschung kaum berücksichtigt worden ist, nämlich die „inventio" (S. 167) der römischen Katakombe an der via Salaria als „macchina della propaganda" (S. 168), die nicht nur als ein „Arsenal gegen die Ketzer" (S. 179) genutzt wurde, sondern ferner zur strategischen Förderung des katholischen Glaubens wie auch zur Bekräftigung der unbestrittenen Autorität der Universalkirche. – Der dritte Abschnitt, der sich den missionarischen Aktivitäten der Kongregation *Propaganda Fide* auf der Welt widmet, wird eröffnet von Silvano Giordano zu den Synergieeffekten der institutionellen Beziehungen

zwischen den ständigen Nuntiaturen und der Kongregation für die Verbreitung des Glaubens. – Gaetano Platania wendet sich stattdessen der Wissensproduktion der *Propaganda Fide* zu, und zwar ausgehend von der 1678 verfassten Relation des Sekretärs des Dikasteriums, Urbano Cerri. – Ebenfalls mit der Bedeutung einer effektiven Informationsbeschaffung und ihrer Nutzung als Ressource für die Umsetzung einer missionarischen Politik beschäftigt sich der Beitrag von Alessandro Boccolini, jedoch im Zusammenhang des Verhältnisses von *Propaganda Fide* zum ungarischen Territorium unter türkischer Herrschaft. – Die nächsten beiden Beiträge wenden sich entfernteren Peripherien des Christentums zu: Carlo Pelliccia bzw. Mariagrazia Russo untersuchen die portugiesische Jesuitenmission in Japan und China, während sich Luca Codignola mit der Mission im nordamerikanischen Raum zwischen dem 17. und 19. Jh. beschäftigt. – Der letzte Beitrag von Antal Molnár greift die thematische Ausrichtung des Sammelbd. auf und untersucht die koordinierende Rolle und den Geschäftsgang (S. 271) des Heiligen Offiziums innerhalb der Organisation der europäischen und außereuropäischen Missionen und bei der Verbreitung des Glaubens in den Jahrzehnten *vor* der Gründung der Kongregation der *Propaganda Fide* 1622, exemplarisch dargelegt anhand der balkanischen Missionen ab der zweiten Hälfte des 16. Jh. – Abgerundet wird der Sammelbd. durch ein Personenregister, eine englische Zusammenfassung der einzelnen Artikel fehlt bedauerlicherweise. Durch den roten Faden der *Propaganda Fide* vereinigt, tragen die hier versammelten Einzelbeiträge in diesem Bd. zu wichtigen neuen Einsichten bei, wobei sie die institutionellen Begrenzungen zwischen den kurialen Institutionen überwinden und im Prozess um Bewahrung und Propaganda des katholischen Glaubens die organisatorischen (Trans-)Formationen der missionarischen Aktivitäten und die Interaktionen zwischen Rom und der Peripherie demonstrieren. Letztendlich kommen alle Beiträge zu einem (nicht wirklich neuen) gemeinsamen Ergebnis, dass mit einer institutionellen Neuregelung, der Gründung der Kongregation der *Propaganda Fide* im Jahre 1622, das eigene Bild der *ecclesia universalis* erneuert wurde und der katholische Glaube von Rom aus in verschiedenen Teilen der Welt verbreitet und verteidigt wurde – eben *ad ultimos usque terrarum terminos in fide propaganda.* Claudia Curcuruto

Gli Odescalchi a Como e Innocenzo XI. Committenti, artisti, cantieri, testi di Eugenia Bianchi et al., Como (Nodo Libri) 2012, 183 S., Abb., ISBN 978-88-7185-222-5, € 30.

Der vorliegende Sammelbd. setzt den Schlusspunkt unter eine Veranstaltungsreihe, die das Bistum Como zu Ehren von Innozenz XI. organisiert hatte. Im Mittelpunkt steht dabei weniger die Figur des selig gesprochenen Papstes als die gesamte Familie der Odescalchi, die sich weit über die Grenzen des Territoriums als hervorragend vernetzte Kunstmäzene und Auftraggeber hervortaten. Dementsprechend liegt auch der Schwerpunkt des Bd. auf die von Andrea Bonavita und Marco Leoni verfasste Studie „Ricerche intorno alle architetture Odescalchi“. Die beiden Autoren sehen sich zwar

in der Beschreibung der einzelnen Bauten einem kunsthistorischen Ansatz verpflichtet, indem sie aber die einzelnen Paläste mit dem jeweils zuständigen Familienzweig in Verbindung bringen, gelingt ihnen – für die verhältnismäßig wenigen Seiten – ein erster Zugriff auf die politik- und sozialgeschichtliche Vernetzung der Familie. Dieser Aufsatz wird von Andrea Staffis Untersuchung des „gran salone innocenziano" im bischöflichen Palast von Como flankiert. Den Bd. leitet Saverio Xeres mit einem allgemeinen Überblick zu Innozenz XI. ein, wobei der Schwerpunkt dieser Ausführungen auf das sehr umständliche Seligsprechungsverfahren gelegt wird. Noch vor dem baugeschichtlichen Kernstück des Bd. folgen die Beiträge von Paolo Vanoli, Eugenia Bianchi und Marina Dell'Omo, die sich des Mäzenatentums der Odescalchi und der Beziehungen zu Künstlern und Klienten annehmen. Abgeschlossen wird der Bd. von Francesco Bustaffas diplomatiegeschichtlicher Studie zu den Karrierewegen der päpstlichen *famiglia* unter einem Pontifex, der sich die Abschaffung des Nepotismus auf die Flagge geschrieben hatte und dennoch auf seine Landsleute als Träger seiner Politik setzte. Der schmale, sehr prächtig gestaltete Bd. erweist sich eben wegen seiner starken Verortung in der Comasker Landesgeschichte als sehr gute Ergänzung zu dem 2014 von Richard Bösel, Antonio Menniti Ippolito, Andrea Spiriti, Claudio Strinati und Maria Antonietta Visceglia herausgebrachten Sammelbd. zu „Innocenzo XI Odescalchi. Papa, politico, committente" (QFIAB 95/2015, S. 524 f.) als politischen Akteur.

Andreea Badea

Hans Eberhard Mayer/Claudia Sode, Die Siegel der lateinischen Könige von Jerusalem, Wiesbaden (Harrassowitz) 2014 (Monumenta Germaniae Historica. Schriften 66), XXVI, 231 S., Abb., ISBN 978-3-447-10156-1, € 60.

Als Ergänzung seiner großen Edition der Urkunden der lateinischen Könige von Jerusalem (vgl. QFIAB 91 [2011], S. 504–506) legt Hans Eberhard Mayer zusammen mit seiner Koautorin, der Byzantinistin Claudia Sode, eine ausführliche sphragistische Untersuchung vor. Vorausgegangen ist bereits vor mehreren Jahrzehnten seine Untersuchung „Das Siegelwesen in den Kreuzfahrerstaaten" (Bayer. Akad. d. Wiss., philos.-hist. Kl., Abhandlungen, N. F. Heft 83, München 1978), in der er sich „nicht so sehr für Form, Aussehen und Größe der Siegel, sondern für historisch-genetische Probleme oder rechtsgeschichtliche Fragen, die mit dem Siegel zusammenhängen", interessierte und sämtliche Siegel der Kreuzfahrerstaaten, nicht nur die Königinnen und Könige, behandelte. Bislang konnte die Forschung auf zahlreiche Einzeluntersuchungen und vor allem auf das 1943 posthum erschienene Werk „Sigillographie de l'Orient latin" von Gustave Schlumberger, fortgeführt von Ferdinand Chalandon und Adrien Blanchet, zurückgreifen, das jedoch unvollständig und fehlerhaft ist. Auf der Grundlage des Materials seiner umfassenden Edition kann Mayer jetzt mit Claudia Sode eine abschließende Darstellung der Siegel der lateinischen Königinnen und Könige von Jerusalem vorlegen. Der wichtigeste Teil behandelt die Siegel (ausschließ-

lich Bleibullen) der landsässigen Herrscher bis 1225, als Friedrich II. die Herrschaft übernahm und seitdem die landfremden Königinnen und Könige ihren heimischen Vorbildern folgten. Aber auch diese Zeit ist bis zum Fall von Akko 1291 berücksichtigt. Nach einleitenden Kapiteln über den Forschungsstand, die Statistik, über Siegel und Besiegelung, Siegelführer, die echten Siegel Balduins I., die Zuschreibung unklarer Bullen und Metallkopien folgt der Katalog der Siegel von Gottfried von Bouillon bis Maria von Ungarn. Den Bd. beschließen Tafeln mit Abbildungen in Schwarz-Weiß. Der Katalog enthält ausführliche Beschreibungen der Siegel, geordnet nach Siegelstempeln, unter Verwertung der gesamten internationalen Literatur. Es handelt sich hier wie bei der Urkundenedition um eine ausgezeichnete Forschungsleistung.

Peter Herde

Religiosa Archivorum Custodia. IV Centenario della Fondazione dell'Archivio Segreto Vaticano (1612–2012). Atti del Convegno di Studi Città del Vaticano 17–18 aprile 2012, Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2015 (Collectanea Archivi Vaticani 98), 806 S., 40 Taf., ISBN 978-88-85042-95-7, € 45.

Neben der große Archivalienausstellung „Lux in arcana" war die wissenschaftliche Tagung, die an zwei Tagen im April 2012 im Vatikan stattfand, zentrale Veranstaltung zur Feier der 400jährigen Gründung des Vatikanischen Geheimarchivs (Archivio Segreto Vaticano – ASV) im Jahre 1612 durch Paul V. Der Obertitel des 2015 erschienenen Tagungsbandes „Religiosa Archivorum Custodia" geht auf Worte Benedikts XIV. zurück – ansonsten hätte wohl eher eine Formulierung „Religiosorum Archivorum Custodia" näher gelegen. Das Vatikanische Geheimarchiv ist ein sehr großes Archiv. Die Menge des Archivguts beläuft sich auf stolze 85 km Archivgut (S. 21), davon ein Großteil seit Paul VI. unter dem Pinienhof des Vatikanischen Museums in einem unterirdischen Magazin („bunker") untergebracht. Jahr für Jahr nutzen derzeit etwa 1100 Forscher die Archivbestände (S. 537). Paul V. dekretierte 1612 die Loslösung des Archivs von der Vatikanischen Bibliothek und begründete somit das Archiv als eigenständige Institution. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jh. hatte aber der Prozess der Herauslösung des Archivmaterials aus den bibliothekarischen Beständen eingesetzt (S. 80). Der Name „Geheimarchiv" übrigens wird hier auf eine Fehlübersetzung des *secretum* in der wirklichen Bedeutung „abgeteilt, abgesondert" (nämlich vom eigentlichen *Archivium pontificium* oder der Apostolischen Kammer) zurückgeführt (S. 21) – auch diese nüchterne Begriffserklärung ein Beitrag zur notwendigen Entmystifizierung des Archivio Segreto Vaticano! Die 31 im Tagungsband versammelten Aufsätze teilen sich in zwei Großgruppen, von denen die erste die umfangreichste ist. Im ersten Teil sind Beiträge zur Geschichte des Archivs und Berichte aus dem Archiv selbst zu einzelnen Bereichen (Beständen und Beständegruppen, Abteilungen) zusammengefasst, im zweiten Teil stehen Beiträge von Nutzerseite – einer „Innensicht" folgt also sinnvoller Weise die ergänzende „Außenbetrachtung". Die Autoren kommen zum

großen Teil aus dem Archiv selbst (17 Beiträge) oder benachbarten Institutionen (Biblioteca Apostolica: Antonio Manfredi, Archivio di Stato: Luigi Londei, daneben die Autoren der internationalen Forschungsinstitute), ansonsten sind nur vereinzelte Universitätswissenschaftler beteiligt – letztere beiden schreiben allgemein zum Pontifikat Pauls V. (Antonio Menniti Ippolito S. 87–98) bzw. zu Kardinal Garampi (Angelo Turchini S. 147–167), dem bedeutendsten und umtriebigsten Archivar des ASV im 18. Jh., bis heute durch sein *Schedario* prägend für die Suchstrategie der Benutzer des ASV. Die Beiträge des ersten Themenkomplexes widmen sich den folgenden Beständen und Beständegruppen (mit Namen des Autors): – Staatssekretariat (hierzu gleich), – Kongregationen (Alejandro M. Dieguez), – Nunziaturen und andere diplomatische Vertretungen des Heiligen Stuhls (Luca Carboni), – Rota Romana (Enrico Flaiani), – Zweites Vatikanisches Konzil (Piero Doria), – Zentralkommission für religöse Kunst (Daniele De Marchis), – Apostolischer Palast (Giuseppina Roselli), – Hilfsorganisationen der Kriegszeit (Francesca Di Giovanni), – Nachlässe und Familienarchive (Gianni Venditti). Gleich vier Beiträge liegen zum zentralen Bestand für die Neuzeit, dem des Staatssekretariats, vor (Pier Paolo Piergentili, Marcel Chappin, Luigi Londei, Giovanni Coco) und ein weiterer zu diesem archivtektonisch zugeordneten Teilbeständen, aber eigentlich eher eigenständiger Provenienz, den Akten zweier vatikanischer Hilfsorganisationen der Kriegszeit wie eben erwähnt, nämlich des „Ufficio Informazioni Vaticano" sowie der „Commissione Soccorsi" (Francesca Di Giovanni S. 351–369). Mit der Selbstdarstellung der Hilfs- und Supportbereiche Sphragistik (Luca Becchetti), Informationstechnik / Digitalisierung (Daniele Gallinella) sowie Konservierung / Restaurierung (Alessandro Rubechini) zeigen ferner auch die Dienstleistungsbereiche des Archivs die Institution auf der Höhe der Zeit. Bei der Auswahl der Themen fällt auf, dass die Großbestände der mittelalterlichen Registerüberlieferung, die nur nebenbei im Rahmen der Archivgeschichte Erwähnung finden, oder auch die *Camera Apostolica* hier ausgespart blieben. Der Grund dürfte sein, dass diese Teile seit ihren letzten inventarisierenden Beschreibungen keine nennenswerten Veränderungen erfahren haben, während alle anderen Teile in grundlegendem Umbruch sowohl hinsichtlich des Zuflusses wie der Erschließung befindlich sind. So kann man den vorliegenden Band als einen Versuch verstehen, notwendige vorbereitende Bausteine für eine künftige aktuelle Beständeübersicht des ASV zu liefern, auch wenn dies nicht explizit zum Ausdruck gebracht wird. Das Fehlen einer modernen beschreibenden Beständeübersicht nämlich wird anhand der Tatsache deutlich, dass immer noch ein über 70 Jahre altes Werk von Karl August Fink (1943, 2. Aufl. 1951) als unverzichtbarer Wegweiser gilt (S. 476 ff.). Weiter zu nennen sind der erste nennenswerte Führer von Brom (1910, 2. Aufl. 1911) (S. 469 f.), der stark mediävistisch orientierte Boyle (1972) (S. 483), der nicht leicht zugängliche, da nur im Manuskript vorliegende Meystowicz (S. 477 f.), die nur auf den Fokus Lateinamerika und Afrika zugeschnittenen Arbeiten Pasztors (1970, 1983) (S. 482 f.), der keineswegs nur auf das Mittelalter beschränkte Boyle (1972) (S. 483) und zuletzt ein fehlerreicher Versuch von Blouin (1998) (S. 483). Auffällig ist

jedenfalls, dass solche Synthesen bisher immer nur von Seiten außerhalb des Archivs versucht worden sind. Der Rekurs auf Fink, vor allem in der letzten Auflage, kann naturgemäß Zugänge sowie Ordnungs-Erschließungsarbeiten der Jahrzehnte nach ihm nicht enthalten. Für eine Fortschreibung in diesem Sinne bietet jedoch der vorliegende Tagungsband reiches Material. Seit 1997 wird eine alphabetisch angeordnete Kurzbeständeübersicht, die vor allem die gültigen Beständebezeichnungen und -kürzel ausweist (mit dem Ziel, die Quote der Fehlbenennungen der vatikanischen Bestände bei Zitationen zu vermindern), an die Archivbenutzer kostenlos verteilt (S. 536). So lobenswert dies ist, kann es doch eine vollständige und erläuternde Beständeübersicht nicht ersetzen, die weiterhin ein dringendes Desiderat bleibt. Die Bibliogaphie des ASV (dazu Francesco Lippa S. 531–537) erscheint seit dem zehnten Band ausschließlich in elektronischer Form (S. 535), der elfte Band ist in Vorbereitung und soll durch Ausweitung des Berichtszeitraums eine größere Aktualität erreichen (S. 536). Im zweiten Teil des Tagungsbandes kommen die Institute in Rom zu Wort. Das tschechische und das niederländische Institut beschränken sich auf die Auflistung von Arbeiten unter ihrem Dach (S. 723–730 und S. 737–740), während die Institute Ungarns (Antal Molnár S. 685–698), Belgiens (Jan De Maeyer S. 699–713), Frankreichs (Jean-François Chauvard/Stéphane Gioanni/Olivier Poncet S. 715–722) und des Istituto storico italiano per il medioevo (Isa Lori Sanfilippo S. 731–736) in längeren Darstellungen referieren, welchen auf das vatikanische Archivmaterial gestützten Forschungen sich ihre Mitarbeiter und sonstigen Angehörigen im Laufe der Zeiten gewidmet haben. Bei Letzterem scheint die Feststellung der Autorin bemerkenswert, dass das Institut in mehr als 100 Jahren im Gegensatz zu den Einrichtungen anderer Länder in Rom kein einziges Projekt der systematischen Nutzung vatikanischer Quellen auf die Beine gestellt hat (S. 733). In diesem Zusammenhang fällt auf, dass das DHI Rom nur mit seinen beiden traditionsreichen Langzeitprojekten im Band repräsentiert ist (Alexander Koller S. 539–550 zu den Editionen der Nuntiaturberichte und weiteren Editionsprojekten wie die „Pacelli-Edition"; Ludwig Schmugge/Jörg Hörnschemeyer S. 551–567 zum Repertorium Germanicum/Repertorium Poenitentiarie Germanicum und seinen neuerlichen Online-Funktionalitäten), während alle anderen Forschungsthemen, die in den vergangenen Jahren oder Jahrzehnten nicht zum geringen Teil auch aus dem vatikanischen Archivmaterial erarbeitet wurden, hier weder in Essay- noch in Listenform resümiert wurden. Zudem sind die beiden Beiträge des DHI nicht diesem zweiten Außensicht-Teil zugeordnet worden, sondern dem archivinternen ersten Themenkomplex – wieso wird nicht klar. Angesichts der Menge der im Band angeschnittenen Fragen kann hier kein vollständiges Panorama entworfen werden. Einige Hinweise mögen als Fingerzeige dienen. Marco Maiorino (S. 23) vergleicht Inventare des späten 15. sowie des darauffolgenden Jh. miteinander, um die verwickelte Geschichte der Archivbestände und ihrer Lagerungsorte nachzuvollziehen. Relevant ist dies vor allem für die Rekonstruktion der historischen Entwicklung der heutigen Armaria-Bestände (Arm.) und der Vatikanregister (Reg. Vat.). So kommt neben Avignon (von dort zwischen 1566 und

1783 Zuflüsse gen Rom, u. a. der Reg. Avin.: S. 23 f.; vgl. auch S. 66 und 81) auch immer wieder die Engelsburg als einer der langjährigen „Archivorte" neben der Bibliothek in den Blick (S. 33, 44 ff., 53 f., 67, 78), dessen Archivalien dann 1798 eilends in den Vatikan verbracht wurden (S. 53). Auch Antonio Manfredi (S. 65–85) stützt sich bei seinem Überblick über die „vorinstitutionelle" Archivgeschichte auf (Bibliotheks-) inventare des 14. bis 16. Jh. und ein erstes Archivinventar im eigentlichen Sinn (um 1600). Er macht Sixtus IV. anstelle von Nikolaus V. als den eigentlichen Gründer der Kombination Bibliothek/Archiv aus: unter ihm wurden die ersten genuinen Archivalien in die kurz zuvor gegründete Bibliothek gebracht (S. 82 f.). Archivpräfekt Sergio Pagano (S. 15–21) macht die Vorgänge um die Archivgründung 1612 und die einzelnen Archivalientransporte deutlich, setzt die definitive auch personelle Trennung der Institutionen Archiv und Bibliothek voneinander jedoch auf rund zwei Jahrzehnte später (1630) an (S. 20 f.). Gianni Venditti (S. 469–496) kann in seiner Darstellung 84 Archivbestände ausschließlich oder teilweise privater Provenienz im ASV summieren, dargeboten anhand der unterschiedlich forcierten Erwerbspolitik der jeweiligen Archivpräfekten, die ihren Höhepunkt unter Angelo Mercati (Präfekt 1925–1955) hatte und in der letzten Zeit ein Nachlassen des Zuflusses verzeichnet (S. 481, 487). Das Altarchiv der *Rota Romana* gelangte 1927 in das ASV. Enrico Flaiani (S. 371–394) führt die immer noch geringe Nutzung der umfang- und inhaltsreichen Rota-Archivalien auf die zu geringe Erschließungstiefe des Materials zurück, das in summarischen Findmitteln nur die Laufzeiten der Einheiten, aber keine Inhalte aufführt (S. 391). Das ASV verwahrt die Akten von 90 diplomatischen Vertretungen des Heiligen Stuhls (dazu Luca Carboni S. 273–303), die zum Teil dramatische Entwicklungen in den Ländern der Repräsentanz reflektieren und bald zur Hälfte der Benutzung zur Verfügung stehen werden (S. 284). Weitere Abgaben der heute über 200 Vertretungen regelt eine Abgabeordnung von 1969 (S. 278, 283). Die für Kunsthistoriker zentralen Bestände zur sakralen Kunst (dazu Daniele De Marchis S. 395–467) umfassen neben 1 Mio. Blatt auch rund 40 000 Fotos (das bezügliche Inventar erschien bald nach der Tagung im Jahre 2013). Die 2008 angekündigte Öffnung der Archivbestände für die Zeit nach 1939, nämlich des Pacelli-Pontifikats (1939–1958), hat die Anstrengungen der archivischen Erschließung, die einer Öffnung für die Forschung vorausgehen muss, in diese Richtung gepusht. Die Archivare arbeiten – trotz Beanspruchung von Arbeitskraft für die Aktivitäten des oben genannten Jubiläumsjahres – mit Hochdruck an der Schaffung dieser Grundvoraussetzung für die Öffnung der Archivalien zur Benutzung. Hierunter fällt beispielsweise die „Commissione Soccorsi" (dazu Francesca Di Giovanni S. 360–369), die Hilfen in der Kriegszeit des Zweiten Weltkriegs organisierte. Der Abschluss der archivarischen Vorbereitungen steht unmittelbar bevor (S. 364). Weitere umfangreiche Bestände befinden sich ebenso „in Arbeit": Das große Familienarchiv der Borghese (Bestand „Archivio Borghese", laut S. 472+475 etwa 9000 Archiveinheiten, nicht zu verwechseln mit anderen, mit diesen verzahnten Beständen wie etwa dem „Fondo Borghese") befindet sich derzeit in der finalen Erschließung (S. 486) ebenso wie die Akten des II. Vatikanischen Konzils (dazu Piero Doria

S. 497–530), ca. 2000 Einheiten umfassend – sie gelangten erst 2000 in das ASV. Die Zugänglichkeit der Konzilsüberlieferung war bereits von Paul VI. gewünscht (S. 511 f.). Dauert die Ordnung und Erschließung des komplexen Materials zwar an, so liegen doch bereits, bald auch im Druck verfügbare, 21 Findmittel-Bände vor (S. 522). 2002 kündigte zudem Johannes Paul II. die außerordentliche Öffnung der Archivalien betreffend die Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und Deutschland an (S. 357), die etwa auch eine Forcierung der archivarischen Arbeiten an den vatikanischen Beständen zu Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs zur Folge hatte (S. 357). Es handelt sich um ca. 2350 Archiveinheiten des Bestandes „Ufficio Informazioni Vaticano", das zwischen 1939 und 1947 tätig war (dazu Francesca Di Giovanni S. 351–359). Hingewiesen werden mag in diesem Kontext noch auf andere, besondere Bezüge zu Deutschland (und Österreich), die der Band in nicht geringer Zahl aufweist: vom Edikt gegen Luther (S. 55) erfährt man, in welcher Archivschublade es abgelegt wurde!, vor allem aus dem 20. Jh. sind aber zu nennen: Nachlass von Matthias Erzberger „Carte Erzberger" (S. 286, 299, 476 Fn. 54), die Reste der 1943 in Flammen aufgegangenen Nuntiatur in Berlin (S. 282, 285, 295), Nuntiaturen in München (1904–1934) und Köln (beides S. 285, 300 f.), Nuntiatur in Deutschland (1943–1958) mit Annexen (darunter eine ap. Visitation an der Saar 1949–56 (S. 288, 298), deutschsprachige und andere Gefangene des Naziregimes (S. 355), die Vorgänge der Fosse Ardeatine (S. 365), Pater Maximilian Kolbe (S. 375 Fn. 54), deutsche Bombenangriffe auf Rom (S. 366), deutsche Besetzung Roms und die Judenverfolgung in der Stadt (S. 367), Rom als „città aperta" (ebd.), das Schicksal der bedeutenden Abteien an der „Linie Gustav", vor allem dasjenige Montecassinos (ebd.), sowie das ephemere Nachkriegsprojekt der Gründung eines hebräischen Staates auf deutschem Boden (Ebd.). Für die deutsche Forschung bleibt hier, auch für die jüngere Geschichte, noch viel auszuwerten. Der Band enthält 40 Farbtafeln sowie Indices der archivalischen Quellen, der Orte, Personen und Institutionen. Sven Mahmens

Marco Maiorino (Hg.), Diplomatica Pontificia: Tavole. Silloge di scritture dei registri papali da Innocenzo III ad Alessandro VI (1198–1503), Città del Vaticano (Scuola di Paleografia, Diplomatica e Archivistica) 2015 (Littera Antiqua 17), 195 S., 95 Taf., ISBN 978-88-85054-26-4, € 60.

Die vatikanische Bibliothek und das Archiv erschliessen nicht nur ihre Bestände mit Katalogen und Inventaren, sondern vermitteln in der renommierten Scuola Vaticana di Paleografia, Diplomatica e Archivistica dem wissenschaftlichen Nachwuchs aus aller Welt auch das notwendige Rüstzeug zum sachgemäßen Umgang mit den Quellen. Das vorliegende didaktische Album, das von Sergio Pagano, dem tatkräftigen Präfekten des Archivs, konzipiert und von Marco Maiorino als erfahrenem Dozenten erarbeitet wurde, ist speziell den vier großen Registerserien gewidmet, die mit Tausenden von Bänden die zentrale und am häufigsten konsultierte Quellenmasse

ausmachen. Das Werk reproduziert in insgesamt 95 großformatigen s/w-Abbildungen ausgewählte Specimina: Nr. 1–32 aus den Vatikan-, Nr. 33–49 aus den Avignonesischen, Nr. 50–74 aus den Lateran- und Nr. 75–95 aus den Supplikenregistern. Innerhalb dieser quellenbezogenen Gliederung sind die ausgewählten Seiten nach Pontifikaten von Innozenz III. bis Alexander VI. angeordnet, sodass jeder Pontifikat dieses Zeitraums mit mindestens einem Registerbeispiel vertreten ist, manche auch mit mehreren aus derselben oder mehreren Serien. Grundsätzlich werden vollständige Seiten der Registerhandschriften reproduziert; sind auf einer Seite mehrere Stücke eingetragen, dann werden sie in den Transkriptionen mit großen Buchstaben gegliedert (z. B. Nr. 75 A–C: Reg. Suppl. 11 fol. 148v); erstreckt sich ein Stück über mehrere Seiten der Handschrift, dann werden sie mit aufwendigen Faltblättern wiedergegeben (z. B. Nr. 50: Reg. Lat. 25 fol. 182r–183v). Jeder Text ist mit einem Regest und mit knappen Erläuterungen zu den Randbemerkungen (Siglen von Schreibern, Abbreviatoren, Diözesen, Taxvermerke usw.) versehen. Anhand der Abbildungen kann man die Entzifferung der vielgestaltigen, im Laufe der Zeit tendenziell flüchtiger werdenden Schrifttypen üben, während die vollständigen Transkriptionen erlauben, sich in den Inhalt der in kurialer Hermetik formulierten Dokumente einzuarbeiten. Bei der ersten Aufgabe hilft ein reichhaltiges Verzeichnis paläographischer Abkürzungen, gewissermassen ein kurialer Cappelli (S. 169–188), bei der zweiten ein eigenes Verzeichnis der oft verkürzten Klauseln (S. 162–167). Unter den „Opere citate“ (S. 191–197) vermisst man: Hermann Diener, Die großen Registerserien im Vatikanischen Archiv (1378–1523). Hinweise und Hilfsmittel zu ihrer Benutzung und Auswertung, QFIAB 51 (1971), S. 305–368, auch separat Tübingen 1972. In einer Zeit, in der manche Historiker kaum noch gedruckte Texte in älteren Schrifttypen lesen können, geschweige denn handschriftliche, ist das hier gebotene Übungsmaterial höchst willkommen und hilft nicht nur Anfängern, sondern auch erfahrenen Kennern, die oft genug von der dornigen Überlieferung der spätmittelalterlichen Kurie zur Verzweiflung getrieben werden.

Martin Bertram

I manoscritti datati delle province di Brescia, Como, Lodi, Monza-Brianza e Varese, catalogo a cura di Martina Pantarotto, Firenze (SISMEL. Edizioni del Galluzzo) 2014 (Manoscritti datati d'Italia 24) IX, 149 S., 84 Taf., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-577-4, € 120.

Bei Handschriften und Brescia denkt man zuerst an die traditionsreiche Biblioteca Quiriniana, die aber erscheint nicht im vorliegenden Bande. Vorgestellt wird in ihm, was sich in den nördlichen Provinzen der Lombardei an einschlägigem Material findet: Handschriften mit konkreten Informationen über Entstehungszeit und -ort, Schreiber oder Miniator. Verteilt über die Orte Brescia, Chiari, Lonato, Palazzolo sull'Oglio, Como, Lodi und Monza, Varese und Busto Arsizio sind es 74 Codices in 17 Beständen ganz unterschiedlicher Größe, manche sind nur mit einem Band vertre-

ten – das ist bei einem flächendeckenden Unternehmen nicht anders zu erwarten. In der Einleitung werden die Geschichte dieser Bibliotheken und die Entwicklung der jeweiligen Handschriftensammlung skizziert. Die ältesten Stücke, ein Pseudo-Ambrosuis-Kommentar zu den Paulus-Briefen und eine Bibel aus dem 9. Jh., finden sich unter den 14 beschriebenen Nummern der Biblioteca capitolare zu Monza (Nr. 58, 62). Sonst ist wenig über die Zeiten hinweg im Besitz ein und derselben Institution geblieben wie das im Jahre 1500 für Augustinerinnen geschriebene Gebetbuch, das wenig später dem Konvent der *Romitane Ambrosiane* auf dem Sacro Monte bei Varese geschenkt wurde. Alter Bestand des Domes in Brescia sind die 18 riesigen Chorbücher, deren Herstellung ab 1463 vom Bischof Bartolomeo Malipiero veranlasst worden ist, heute in den dortigen *Musei civici di arte e storia*. Neun davon werden beschrieben, es folgen die ebenfalls 18 Chorbücher nach den Gewohnheiten der Franziskaner, die meisten von 1490, die der Generalminister Francesco Sansone für das Brescianer Ordenshaus in Auftrag gegeben hat (Nr. 1–9, 10–26). Wie gewohnt sind die Informationen zum äußeren Befund sowie zu Entstehung und Schreibern ausführlich gehalten. Nicht immer überzeugend ist dagegen die Beschreibung des Inhalts, man hätte sich manchmal mehr Sorgfalt gewünscht: Wem helfen Angaben wie „Sermo Ianuensis", „Sermones quattuor" oder „Epistola" bloß mit dem Incipit (Nr. 32, 24)? Es überrascht, dass derselbe Autor einmal als Bartolomeo da San Concordio, einmal als Bartolomeo da Pisa geführt wird (Nr. 67, 74). Am Schluss des Bandes finden sich nach den Indices Abbildungen in Schwarz-Weiß, mehr davon in Farbe und guter Qualität bietet die CD. – Rez. hat bereits 16 Bände der Reihe in dieser Zeitschrift anzeigen dürfen, das fordert zu einem bilanzierenden Rückblick heraus. Grundlage ist die Überzeugung, dass jede Publikation von Handschriftenbeschreibungen verdienstvoll ist, besonders für die Zeit vor der Verbreitung des Buchdrucks. Die Behandlung kompletter Bestände, soweit keine verlässlichen Kataloge vorliegen, wäre zweifellos der Weg zu besserer Übersichtlichkeit, doch soll hier nicht der Frage nachgegangen werden, wie sich die Nutzung der für solche Arbeiten verfügbaren Ressourcen am effektivsten gestalten lassen würde. Anlass zur Skepsis, ob das hoffnungsvoll begonnene Unternehmen je einen erfolgreichen Abschluss finden könne, gibt schon der Umfang des Materials: Rez. zählt in den behandelten Bänden, den vorliegenden eingeschlossen, 1622 Handschriften; daraus lässt sich abschätzen, dass in den bisher erschienenen 25 Bänden 2500 Codices erfasst worden sein mögen. Das klingt beachtlich, ist aber wenig, wenn man bedenkt, dass allein für die Toskana das verdienstvolle Projekt „CODEX on line" 4743 mittelalterliche Handschriften darbietet. Nicht weniger werden fruchtbare Landschaften wie die Lombardei und das Veneto bieten. Von solchen Zweifeln unabhängig sind Aspekte, die bei der Ausführung nicht recht überzeugen. Von der Behandlung ausgeschlossen bleibt, was aus einer „Kanzlei" stammt. Das ist einsehbar, wenn etwa in Vicenza das alte städtische Archiv in der Bibliothek einen eigenen Fonds bildet. Sachwidrig wirkt dieses Prinzip jedoch, wenn Bücher aus der kommunalen Administration einfach ihren Platz irgendwo zwischen den übrigen Handschriften gefunden haben wie in Treviso. Es grenzt an Absurdität, dass man im Band über Prato mehrere

Codices von der päpstlichen Kurie, die mit dem Nachlass eines Amtsträgers in die städtische Bibliothek gelangt sind, ausgeschlossen hat. Wünschbar wäre ferner konsequente Sorgfalt bei der Beschreibung des Inhalts, so wie sie ja für die Angaben zur Beschaffenheit der Handschriften und zu den Datierungsmerkmalen erfreulich ausführlich dargeboten werden. Die Geduld des Bearbeiters sollte ausreichen, über einen Miszellan-Codex mehr mitzuteilen als etwa nur „Sammlung theologischen Inhalts". Die Bände mit den „datierten" Handschriften Italiens bilden nun eine ansehnliche Reihe; das schließt nicht aus, dass die bisherigen Erfahrungen für kleine Modifikationen gegenüber der ursprünglichen Anlage genutzt werden könnten.

Dieter Girgensohn

Marco D'Agostino (a cura di), I manoscritti datati della Provincia di Cremona, Firenze (SISMEL. Edizioni del Galluzzo) 2015 (Manoscritti datati d'Italia 26), VIII, 92 S., 50 Taf., ISBN 978-88-8450-665-8, € 95.

Der vorliegende Bd., der 26. der von der *Associazione Italiana Manoscritti Datati* in Verbindung mit der *Società Internazionale per lo Studio del Medioevo Latino* herausgegebenen Reihe „Manoscritti datati d'Italia", stellt 47 datierte mittelalterliche Handschriften aus den Beständen von insgesamt fünf Einrichtungen in Cremona und Crema vor. Der Herausgeber, der dank seiner Lehrtätigkeit an der *Università degli Studi di Pavia* mit Sitz in Cremona mit diesen Beständen bestens vertraut ist, liefert zunächst in bewährter Tradition der Reihe eine Kurzbeschreibung der besitzenden Institutionen (S. 3–16), es folgen die Katalogisate der betreffenden Handschriften (S. 19–60). Das Werk wird abgerundet durch eine detaillierte Spezialbibliographie (S. 65–75), verschiedene Indizes (S. 79–92), unter denen besonders der Index der Werktitel und Initien erwähnt werden soll, sowie 50 Abbildungen der Handschriften in guter Qualität. Sehr informativ sind die einführenden Beschreibungen der Handschriftenbestände. Aufgrund der frühen Eingliederung ins Herzogtum Mailand im 15. Jh. entwickelte sich in Cremona keine frühneuzeitliche Hofkultur mit fürstlichem Archiv und Bibliothek. Abgesehen von einigen – repräsentativen – liturgischen Handschriften im *Archivio Parrocchiale di Sant'Agata* und im *Archivio Storico Diocesano* (insgesamt 20 großformatige, datierte Chorbücher aus dem 15. Jh.) findet sich heute der Großteil der Handschriften Cremonas (ca. 1300 Kodizes) in der *Biblioteca Statale*, verteilt auf den staatlichen *Fondo governativo* (ursprünglich klösterliche Provenienzen) und den kommunalen *Fondo civico* (im Wesentlichen Bibliotheken privater Sammler). Hinzu kommen die 341 Handschriften der *Biblioteca Comunale* von Crema. Von den ca. 1650 Handschriften in der Provinz Cremona sind 47 (knapp 3 %) datiert, nur sechs fallen in die Zeit vor 1400. Diese Prozentquoten entsprechen weitgehend denen der Vorgängerbände. In der Tradition der Reihe bietet der vorliegende Band einen detaillierten Einblick in die Geschichte der Handschriftenbestände und Provenienzen, liefert mustergültige Katalogisate mit gutem Bildmaterial. Das Beispiel von

Cremona zeigt allerdings auch, dass die projektinhärente Beschränkung auf datierte Handschriften gerade dann problematisch ist wenn Teile des Bestands (in diesem Fall die ca. 930 Handschriften des *Fondo civico* der *Biblioteca Statale*) noch nicht einmal mit einem Inventar erschlossen sind. Diese bibliothekarische Kernaufgabe lässt sich freilich nur mit einer ausreichenden und qualifizierten Personalausstattung in den Bibliotheken erfüllen. Thomas Hofmann

Salvatore Marino, L'Archivio dell'Annunziata di Napoli. Inventari e documenti (secoli XII–XIX), Battipaglia (Laveglia & Carlone) 2015 (Iter campanum 11), 191 S., ISBN 978-88-86854-23-8, € 15.

Der vorliegende, als Archivführer gestaltete Bd. ergänzt sowohl Marinos eigene Untersuchung zu den Hospitälern der *Annunziata* im Königreich Neapel während des Spätmittelalters (vgl. QFIAB 95 [2015] S. 664 f.) als auch die älteren Inventare von G. B. D'Adossio (1889) und G. Mauri Mori (1967) der noch im Archiv der *Annunziata* enthaltenen Pergamenturkunden. Der Autor gibt zunächst einen detaillierten Überblick über die wechselvolle Geschichte und Organisation des Archivs, welches 1980 als eigenständige Sektion in das Stadtarchiv von Neapel eingegliedert wurde. Zu Recht bezeichnet M. das Jahr 1821 als eine Zäsur für den Bestand des Archivs, da in jenem Jahre auf Beschluss der Verwalter der *Annunziata* nicht weniger als 5400 „unnütze" Pergamenturkunden mutwillig den Flammen übergeben wurden! Dass in der Folgezeit nicht noch weitere Archivbestände vernichtet wurden, war vor allem der Initiative des Archivars Giovan Battista D'Adossio zu verdanken, der das Archiv in der zweiten Hälfte des 19. Jh. einer Generalrevision unterzog und das Archiv systematisch in verschiedene Abteilungen unterteilte. Leider wurden anläßlich dieser Neuordnung die 662 noch vorhandenen Urkunden chronologisch in 17 Folianten (klassifiziert nach Königs-, Papst- und Bischofsurkunden und Privaturkunden) eingebunden. Im Anschluss an die Einleitung publiziert der Autor in synthetischer Form das älteste erhaltene und äußerst umfangreiche Archivinventar von ca. 1750 (831 fol.) sowie das heute noch gültige, 1891 unter der Aufsicht von G. B. D'Adossio angelegte Inventar des Archivs. An dieser Stelle wäre eine Konkordanz zwischen den beiden Inventaren wünschenswert gewesen, welche dem Forscher eine Orientierung über die mittlerweile verlorenen Archivbestände erleichtert hätte. In dem äußerst summarischen Inventar der heute noch im Original oder als Abschrift im Archiv der *Annunziata* erhaltenen 142 Königsurkunden verzichtet der Autor leider ebenfalls auf jegliche Hinweise und Konkordanzen mit den Regesten von D'Adossio und Mauri Mori. Im zweiten Teil des Buches veröffentlicht der Autor die Regesten von 363 der insgesamt fast 6000 Urkunden, welche im Inventar von 1750 verzeichnet waren, wobei allerdings nicht ersichtlich wird, nach welchen Kriterien M. die entsprechenden Stücke auswählte, zumal in die Regesten auch wiederholt Urkunden aufgenommen wurden, welche noch im Original erhalten sind. Leider wurde auch diesmal auf eine Konkordanz mit

den Regesten D'Adossios und Mauri Moris verzichtet. Ein Personenregister rundet den Band ab, der trotz der angesprochenen Versäumnisse eine gute Einführung in das Archiv der *Annuziata* bietet und künftige Recherchen im „Labyrinth" dieses Archivs fördern dürfte. Andreas Kiesewetter

Anna Giordano, Le pergamene dell'archivio diocesano di Salerno (841–1193), Battipaglia (Laveglia & Carlone) 2015 (Schola salernitana. Documenti 2), XXXVI, 558 pp., ISBN 978-88-86854-99-3, € 45.

Il libro (introdotto da una presentazione di Maria Galante) contiene l'edizione delle pergamene conservate nell'Archivio diocesano di Salerno (fondo Mensa arcivescovile e fondo Capitolo metropolitano) nonché nel fondo Pergamene della mensa arcivescovile dell'Archivio di Stato di Salerno, fino alla fine dell'età normanna. Quasi tutti sono stati oggetti di regesti, ma la maggior parte è pubblicata per la prima volta. I due fondi dell'Archivio diocesano sono stati divisi nel XIII secolo, con la creazione della mensa capitolare: le note tergali testimoniano tale divisione tardiva, e anche due tentativi di organizzazione nei secoli XVI e XVIII. Oltre ai documenti privati (fra i quali numerosi *munimina*) si trovano documenti dei principi longobardi, dei duchi e re normanni (un crisobollo di Guglielmo II, nr. 145), atti pontifici e altri fatti dagli arcivescovi, dai conti del Principato, da Matteo d'Aiello, da diversi funzionari regi. La cattedrale disponeva di una cancelleria negli anni 1040, ma tale istituzione sembra indebolirsi in età normanna; nel secolo XII, i documenti del grande arcivescovo Romualdo II fanno la distinzione fra lo *scriptor* e il *datarius*. Nei documenti privati (il più spesso *chartae*), la carolina sostituisce la beneventana intorno al 1160; la pergamena è generalmente scritta nel senso della lunghezza. L'editrice individua due periodi favorevoli alla fabbricazione di falsi: la minorità di Federico II (come in tutto il Mezzogiorno) e anche la fine dell'epoca sveva. Il suo giudizio sui falsi è troppo sfumato e si basa spesso su caratteri paleografici non sempre evidenti: ad esempio la falsità dei documenti numeri 100, 102, 103 non sembra evidente. L'editrice pubblica una ricca collezione di 203 documenti: uno del secolo IX, 5 del X, 16 della prima metà e 53 della seconda metà del secolo XI, 47 della prima e 81 della seconda metà del secolo XII e, inoltre, 16 documenti (1 a–16 a) del Duecento e del Trecento contenenti inserti di documenti anteriori. L'edizione rispetta i criteri definiti da Alessandro Pratesi. La parte storica dell'introduzione (La diocesi di Salerno, pp. XVIII–XXV) avrebbe dovuto essere più sviluppata. Il titolo primaziale conferito all'arcivescovo di Salerno rispetto ai suoi suffraganei di Conza e Acerenza, promossi arcivescovi, nel 1098 (nr. 72), la cui importanza era puramente onorifica, sembra logico e la falsità del documento non è accertata. D'altra parte l'editrice non spiega (nr. 24 del 1051) la presenza di un vescovo di Olevano sul Tusciano: penso di aver dimostrato che si trattava di un corepiscopo greco (v. il mio articolo nella Rivista di Studi Bizantini e Neoellenici, n. s. 27, 1990); più generalmente, non s'interessa alla presenza di Greci nella diocesi (nr. 140), oggetto di

uno studio accurato di Annick Peters-Custot (in: Mélanges de l'École française de Rome. Moyen Âge, 121–1 [2009]); nel nr. 141, la sottoscrizione greca di *Bersakios* non è correttamente trascritta. Ora la presenza di una popolazione greca è importante per la diocesi, come la presenza di persone di legge „Romana" (probabilmente Atranesi) lo è per la città. Il libro si chiude con una bibliografia e tre indici (dei giudici, dei rogatari e scrittori, e un indice alfabetico generale dei nomi propri e cose notevoli). Comunque l'edizione curata da Anna Giordano porta elementi di prima importanza per la storia della diocesi e anche per la storia economica, sociale e politica della città, capitale dei principi longobardi e ancora capitale secondaria del regno di Sicilia. Certo la regione è già illuminata dal ricchissimo archivio della badia di Cava de' Tirreni (pubblicato soltanto fino alla fine del secolo XI). Ma poche cattedrali meridionali (Bari, Troia, Brindisi, Benevento) hanno conservato archivi paragonabili a quello della cattedrale di Salerno. Jean-Marie Martin

Petrus V. Aimone Braida, Summa in Decretum Simonis Bisinianensis, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2014 (Monumenta Iuris Canonici A 8), CCXLII, 548 S., ISBN 978-88-210-0900-6, € 100.

Die im Jahre 1179 abgeschlossene Summe des Süditalieners Simon von Bisignano zum Dekret Gratians, das damals erst seit drei oder vier Jahrzehnten vorlag, galt schon seit langem als Schlüssel zur Erforschung von zwei zentralen Komplexen dieser Phase der Kanonistik: einerseits das genetische Verhältnis von Summe und Glosse, andererseits die wissenschaftliche Rezeption der päpstlichen Dekretalen. Dem letzteren Bereich ist der Hauptteil der Einleitung der Ausgabe gewidmet (S. XXXVI–LXXXIX), der die Vorarbeiten von Josef Juncker, Terence McLaughlin und Walther Holtzmann zu einem kommentierten Katalog von insgesamt 96 Stücken (+ 5, die nur in Glossen zitiert werden) in alphabetischer Anordnung der Initien zusammenfasst. Dazu kommt (S. CXCII–CCXIII) ein Verzeichnis in der Reihenfolge der Summe, das auch wiederholte Allegationen desselben Stücks erfasst (z. B. *Licet preter solitum* 15 mal) und deshalb mit 200+5 Nummern deutlich mehr Einträge enthält als das Grundverzeichnis. Das Stellenverzeichnis wird dann in einem dritten Verzeichnis (S. CCXIV–CCXXIV) nochmals auf die alphabetische Anordnung der Initien zurückgeführt. Damit kann man nun bequem feststellen, wie oft und an welchen Stellen eine bestimmte Extravagante in der Summe erscheint. Gegenüber dieser breiten Aufmerksamkeit für die Extravaganten sagt der Editor zu der Struktur und zu dem Inhalt der Summe nur wenig (S. LXXXIX–XCII: „alcuni contenuti peculiari", in willkürlich wirkender Auswahl, sowie S. XCII–CV zur inhaltlichen Verarbeitung der Simonschen Summe in der nur wenig späteren Summa *Omnis qui iust iudicat* oder Lispiensis). Entsprechende Vertiefungen gehören ja in der Tat nicht unbedingt zu den Aufgaben des Editors, der sich darauf konzentrieren muss, seinem Leser und Benutzer einen zuverlässigen Text als Basis für weitergehende Forschungen zur Verfügung zu stellen. Die Edition beruht auf vollständiger Einbeziehung

der acht Handschriften der Summe, die schon seit Stephan Kuttners Repertorium der Kanonistik bekannt waren (zuzüglich eine von Pierre Legendre entdeckte Abbreviatio in Durham). Die Beschreibungen (S. XII–XXV) verzichten auf paläographische Vertiefungen und müssen sich deshalb mit vagen Vermutungen zur Datierung und Lokalisierung begnügen; einen Eindruck vermitteln sieben gute Farbabbildungen (S. 551–557). Jedenfalls sollen sämtliche Hss. schon aus dem 13. Jh. stammen, das heißt mit deutlichem Abstand von dem oder den Originalhandschriften; falls die Hs. Casanatense 1105 (Rc) wirklich aus der 2. Hälfte des Jh. stammen sollte (S. XVIII, keine Abbildung), dann wäre sie zu einer Zeit geschrieben als Simon und sein Werk schon vergessen waren (vgl. Schulte, Geschichte II, S. 141). Die recensio codicum (S. XIIIf.) hat zu einer älteren Gruppe mit drei und einer jüngeren mit sechs Vertretern geführt. Als Leithandschrift wird die Hs. London, BL Royal 10.A.III (Lr) gewählt (S. XXV: „codice più antico e verosimilmente più vicino a quanto Simon stesso dettò agli studenti nelle sue lezioni e che dagli studenti venne raccolto e poi da Simon ordinato nella sua Summa"); wo diese ausfällt (S. XX: „fogli 1–4 und 95v, 96r, 97v", ohne Stellenangabe), anscheinend die eng verwandte Hs. London, Lambeth Palace 411 (Lp). Technisch entspricht die Edition den auf Stephan Kuttner zurückgehenden formalen und kritischen Standards der kanonistischen Textforschung – mit einigen einleuchtenden Präzisierungen zur Orthographie (S. XXIX; unglücklich aber die Wiedergabe der Extravaganten als „Extra" – mit Majuskel) und zur Interpunktion (S. XXXII: „occorre evitare una eccessiva punteggiatura"). – Eine erweiterte und vertiefende Fassung dieser Besprechung, die der Bedeutung und den Problemen der Edition gerecht zu werden versucht, ist online in dem Blog „mittelalter.hypotheses.org" verfügbar. Martin Bertram

Thomas M. Izbicki, The Eucharist in Medieval Canon Law, Cambridge (Cambridge Univ. Press) 2015, XXIV, 264 S., ISBN 978-1-107-12441-7, £ 64,99.

Die Sakramente der mittelalterlichen Kirche, deren Siebenzahl seit dem 12. Jh. festgeschrieben ist, sind Gegenstand von Überlegungen nicht nur der Theologen, sondern selbstverständlich ebenso der Kanonisten gewesen. Während das Bußsakrament gerade in jüngster Zeit die Forschung stark beschäftigt hat, fehlte bislang eine umfassende Darstellung des Altarssakraments im Kirchenrecht. Diese Lücke füllt Thomas Izbicki mit dem vorliegenden Werk in überzeugender Art und Weise, indem er alle gedruckten und handschriftlich überlieferten kanonistischen Schriften einschliesslich der Konzilsdekrete von der Karolingerzeit bis in das 15. Jh. analysiert. Einleitend (S. XIV–XXIV) werden für die mit den Werken der Kanonistik nicht speziell vertrauten Leser die Grundtexte der Dekretistik und Dekretalistik sowie die Kommentare, Glossen, Apparate der wichtigsten Rechtsgelehrten von Regino von Prüm († 915) und Burchard von Worms († 1025) bis zu den Kanonisten des 15. Jh. vorgestellt, deren Werke er in allen Kapiteln sehr zuverlässig und umsichtig auswertet. Izbicki geht es in erster Linie um die Entwicklung des Verständnisses der Eucharistie und ihrer Ver-

ehrung in Lehre und Liturgie der Kirche. Dabei steht das Verständnis der zentralen Begriffe „Realpräsenz" und „Transsubstantiation" und die Rolle des Priesters bei der Wandlung im Vordergrund. Die Definition der Wandlung von Brot und Wein in der Messe als „Transsubstantiation" war um 1200 unter Kanonisten beidseits der Alpen allgemein geläufig, bevor sie vom IV. Laterankonzil (im Kanon *Firmiter credimus*) festgeschrieben wurde. Der Zeitpunkt der Einsetzung des Altarssakraments, so lehrten alle Kanonisten übereinstimmend mit den Theologen (den synoptischen Evangelisten folgend), war das letzte Abendmal Jesu mit den Aposteln. In der Frage nach den materiellen Aspekten des Sakraments (Brot, Wein, Wasser) folgten die kirchlichen Rechtsgelehrten der Ansicht Gratians (De consecratione D. 2 c. 1); das Unionskonzil von 1439 beendete schliesslich die Diskussion, ob das Brot gesäuert sein sollte oder nicht. Das zweite Kapitel (S. 86–136) ist der liturgischen Zelebration gewidmet, vor allem den Wandlungsworten im Messkanon (*Hoc est enim corpus meum, Hic est enim calix sanguinis mei*, nach Mt. 26,26–28) und der Elevation nach der Wandlung. Die Elevation der Hostie setzte sich seit dem späten 12. Jh. in der ganzen lateinischen Kirche als ein wichtiges Ritual in der Messe durch und wurde durch die Dekretale *Sane* (X 3.41) von Papst Honorius III. sanktioniert. Die Elevation des Kelches kam erst ein Jh. später in Brauch, oft begleitet durch Glockengeläut. Die „häretische" Kritik an der eucharistischen Lehre und Praxis im Spätmittelalter und ihr Echo in der kanonistischen Diskussion wird abschliessend knapp resumiert. Die Gläubigen wurden durch die Seelsorger angehalten, die erhobene Hostie (und den Kelch) in Verehrung zu betrachten. Die Lehre von der materiellen Präsenz Christi im Sakrament soll (nach Caroline Walker Bynum) einen „Hunger for the Eucharist" (S. 119 Anm. 224) stimuliert haben. Deshalb widmet sich Kapitel 3 der Praxis und Bedeutung des Kommunionempfangs, dessen Häufigkeit, wie es scheint, im Mittelalter aus Furcht vor einem unwürdigen Empfang abnahm. Burchard von Worms empfahl ein dreimaliges Kommunizieren an den Hochfesten. Durch das IV. Laterankonzil im Kanon *Omnis utriusque sexus* (X 5.38.12) wurden dann alle Gläubigen (nach einer Beichte) auf das Kommunizieren in der Osterzeit verpflichtet, was durch Synodalstatuten verbreitet und in der Pastoralliteratur kommentiert wurde. Bei der Untersuchung der Frequenz des Kommunionempfangs und diverser Verstösse von Pfarrgeistlichen wertet Izbicki neben Visitationsberichten und Confessionalia-Literatur in grossem Umfang das Material der einschlägigen Suppliken im Repertorium Poenitentiarie Germanicum (RPG) aus. Er hätte im Repertorium Germanicum noch weitere Fälle finden können. Exkommunizierten und unverbesserlichen Sündern konnte der Pfarrer die Kommunion verweigern. Für die Aufbewahrung der Eucharistie hatte das IV. Laterankonzil im Kanon 20 (*Statuimus*, X 3.44.1) ebenfalls genaue Vorschriften erlassen. Dessen kanonistische Kommentierung bei den Rechtsgelehrten und in den Synodalstatuten wird im vierten Kapitel dargestellt. Zusammen mit dem Salböl sollten die Hostien in einem gesicherten, später „Tabernakel" genannten Ort in der Kirche aufbewahrt werden. Visitationsprotokolle belegen, dass ein Missbrauch der Hostien bestraft wurde. Dort werden Viaticums-Prozessionen genau geregelt und dafür sogar Ablässe

erteilt; seltener wird in den Rechtsquellen die Krankenkommunion diskutiert. Das 1264 von Urban IV. eingeführte und wohl von Thomas von Aquin liturgisch ausgestaltete Fronleichnamsfest ging als Bestandteil der Clementinen (Clem. 3.16.un) ins Kirchenrecht ein, wurde ausführlich kommentiert und verbreitete sich kirchenweit. Durch die feierliche und öffentlich wirksame Fronleichnamsprozession mit der in einer Monstranz sichtbaren Hostie wurde das Fest zu einem liturgischen wie sozialen Grossereignis. Kein Wunder, supplizierten im 15. Jh. Gemeinden und Bruderschaften um die päpstliche Lizenz, derartige Sakramentsprozessionen auch an anderen Tagen des Kirchenjahres durchführen zu dürfen, was die diözesanen Instanzen zu verhindern suchten. Izbicki führt dafür zahllose einschlägige Beispiele aus den Suppliken des RPG (S. 231–236) an. Abschliessend behandelt er kursorisch das Thema Bluthostien bzw. Hostienwunder (Bolsena, Wilsnack und andere), welches, von Torquemada abgesehen, jedoch keinen Platz in der kanonistischen Literatur gefunden hat. Die Reformatoren des 16. Jh. lehnten die Transsubstantiation zwar ab, waren sich aber bei der Deutung der Realpräsenz Christi in der Hostie nicht einig, wiesen allerdings die Elevation und die katholischen Formen der liturgischen Verehrung übereinstimmend ab. Das Konzil von Trient bestätigte dagegen die katholischen Lehren und Gebräuche im Hinblick auf die Eucharistie ausdrücklich, sie wurden in das Tridentiner Missale und in einen neuen *liber septimus* des Corpus Iuris Canonici aufgenommen.

Ludwig Schmugge

Giorgio Tamba (a cura di), L'opera di Pietro d'Anzola per il notariato di diritto latino, Atti del convegno di studi storici (Bologna-Anzola dell'Emilia, 6 ottobre 2012), Sala Bolognese (Forni) 2014 (Testi per la storia di Bologna 4), XIV, 207 S., ISBN 9788827130889, € 28.

Die Band, der von dem besten Kenner des Bologneser Notariats und seiner Überlieferung besorgt wurde, ist Pietro d'Anzola (mittelalterlich *de Unçola*, ca. 1258–1312), gewidmet, der als Schüler des Rolandinus Passagerii dessen Werk kommentierte, fortsetzte und verbreitete. In den Beiträgen werden die Biographie des Petrus, seine Werke und ihre Überlieferung, seine materielle und intellektuelle Umwelt, sein Verhältnis zur Rechtsschule und insbesondere seine Bedeutung für die Bologneser Notariatsschule dargelegt. Nicoletta Sarti, La città e lo studio nell'età di Pietro d'Anzola (S. 1–9); Giovanna Morelli, „Doctor meus d. Franciscus tradebat." Pietro d'Anzola e un maestro autorevole (S. 11–44); Lorenzo Sinisi, Nel solco di Rolandino. L'opera di Pietro d'Anzola fra „theorica" e „pratica" (S. 45–62); Enrico Marmocchi, „Domina et usufructuaria in domo sua" (S. 63–69); Giorgio Tamba, Il procuratore in causa nell'età e nell'opera di Pietro d'Anzola (S. 71–99); Massimo Giansante, Pietro e i suoi maestri: antichi e moderni nella storia del notariato bolognese (S. 101–122); Diana Tura, Scuole e maestri nell'età di Pietro d'Anzola (S. 123–131); Rossella Rinaldi, La terra di Pietro (S. 133–154); Giorgio Tamba, Pietro d'Anzola, il „commentatore" di

Rolandino (1257/59–1312). Appunti per una biografia (S. 155–186); im Anhang das in den *Libri Memoriali* überlieferte Testament von 1312. Martin Bertram

Riccardo Rao, I paesaggi dell'Italia medievale, Frecce 204, Roma (Carocci) 2014, 274 pp., ill., ISBN 978-88-430-7775-5, € 22.

Il libro si articola in dieci capitoli, preceduti da un'introduzione e seguiti da una ampia bibliografia di una ventina di pagine, più indice dei nomi e dei luoghi. Si parte da considerazioni generali sul metodo e sulle fonti per poi proseguire con due capitoli interamente dedicati all'alto medioevo e cioè, rispettivamente, il cap. 2, Paesaggi della paura? Un mondo in trasformazione (400–750) e il cap. 3, L'habitat rurale fra Tardoantico e primi secoli del Medioevo. Strettamente legato alle prime tematiche è anche il cap. 4, Le due età della crescita (750–1100, 1100–1300). Disboscamenti e popolamento, con il quale si comincia però ad avanzare cronologicamente. Già questi titoli lasciano percepire la ricchezza tematica del libro; procedendo nella lettura, si arriva a cogliere una caratteristica di fondo di esso e cioè la capacità di non essere una semplice riepilogazione dei risultati raggiunti dalle indagini, innovando così, in qualche modo, anche la categoria di manuale. Perché questo libro, indubbiamente, un manuale è ma, appunto, di taglio abbastanza particolare, introducendo elementi di originalità a partire dal suo impianto: i paesaggi del titolo non devono far pensare che Rao si occupi in modo esclusivo di storia rurale e anche l'impostazione di fondo risulta di una certa originalità. Ad esempio, per tornare ai titoli dei capitoli, quello del quarto mostra un'articolazione cronologica non così consueta nella medievistica italiana. Andando oltre, si approfondisce la novità cronologica, rimarcando la possibilità di inserire una fase centrale tra l'Alto e il Basso Medioevo, portando così ulteriori argomenti alla rottura di una scansione tradizionale della medievistica italiana e contribuendo a mandare in soffitta anche alcune interpretazioni, insieme con le vecchie cronologie; una soffitta nella quale, certamente, talvolta tornare colmi di gratitudine, senza pretendere però di trovarci ciò che sarebbe scorretto chiedere, pur sicuri che qualcosa di interessante ci sarà. Ad esempio, nelle pagine di Rao si nota anche la presenza di soggetti che, a prima vista, con i paesaggi sembrerebbero avere poco a vedere, cioè le città: ma non è stato già Dupré Theseider, a proposito di passati cui rimanere ben legati, a insegnarci che la città è quel fulcro intorno al quale si sviluppano forze centrifughe e centripete verso e dalla campagna? È poi con il capitolo 8, Una civiltà urbana: le città medievali e le loro campagne, che si palesa il principale filo del ragionamento di Rao, appunto la formazione dei paesaggi come vicenda collettiva che attraversa tutti i capitoli e, dunque, tutto il medioevo. Per l'autore, però, i secoli dalla fine dell'Impero romano alla scoperta dell'America sono una fase in cui i paesaggi si formano, appunto, attraverso costruzioni collettive e locali ma non per la presenza di un forte spirito comunitario continuativo durante tutto il millennio: secondo Rao, la formazione dei paesaggi è piuttosto una vicenda che si realizza a

più riprese in una società, quella medievale, frammentata e attraversata da conflitti, lungo i quali è possibile seguire una costante costruzione dinamica del paesaggio locale. Scritto così, il ragionamento appare forse ai limiti dell'ovvio ma l'a. riesce bene a indicare, invece, ciò che ovvio non è e cioè le discontinuità, le mutazioni, le fratture e dunque, in poche parole, ciò che fa la differenza, ciò che è interessante cogliere nello studio della storia. Un dubbio che potrebbe rimanere è che il libro, nel suo tentativo di non essere un semplice manuale riepilogativo, dedichi poca attenzione alle fonti, ma non è così perché fin dalle prime pagine viene ricordato il rispetto che si deve ad esse, in particolare a quelle scritte che „ci fanno conoscere più la consapevolezza che gli uomini avevano dei paesaggi dell'epoca che non i paesaggi stessi" (p. 35). Con tale avvertenza, Rao utilizza di volta in volta non solo i risultati raggiunti da propri o altrui studi ma anche, appunto, fonti primarie, e di varia natura: infatti, il libro dedica non poco spazio anche alle fonti materiali, nel cui ambito si muove con competenza e disinvoltura. Anche per questo il libro risulta essere un convincente esempio di manuale, nella misura in cui mostra chiaramente come l'archeologia non debba essere usata come semplice materiale di riempimento, là dove la fonte scritta manca. I paesaggi dell'Italia medievale di Rao offrono dunque ragioni di stimolo e di riflessione anche per chi non vi cerchi solo semplici informazioni di base, pur offrendosi comunque quale strumento davvero utile per gli studenti, anche grazie a una prosa sempre efficace, quando non ispirata e piacevole. Mario Marrocchi

Bibliotheca Gregorii Magni manuscripta. Censimento dei manoscritti di Gregorio Magno e della sua fortuna (Epitomi, Florilegi, Agiografie, Liturgia), Bd. 1: Aachen – Chur, a cura di Fabiana Boccini, premessa di Agostino Paravicini Bagliani, Firenze (SISMEL. Edizioni del Galluzzo) 2015 (Biblioteche e Archivi 29. Bibliotheca Gregorii Magni Manuscripta 1), XXIX, 207 S., ISBN 978-88-8450-650-4, € 145.

Der vorliegende Bd. ist der erste Teil einer Dokumentation der handschriftlichen Überlieferung aller Werke, die von Gregor d. Gr. herrühren, von ihm stammen können oder, ihm (unrichtig) zugeschrieben sind. Erfasst sind ausserdem Hilfsmittel (z. B. Konkordanzen), Viten Gregors sowie liturgische Texte mit Bezug zu Gregor (z. B. Hymnen). Neben den Werken selbst ist auch deren indirekte Tradition vermittels Epitomierungen, Exzerpten in Florilegien (mit Autor oder anonym) oder vereinzelter Exzerpte in Handschriften nachgewiesen. Über das Projekt und seine Genese informiert die Einleitung von Fabiana Boccini und Francesca Sara D'Imperio (S. XI–XIV). Der Bd. ist nach den Bibliotheksstandorten und den Handschriftensignaturen geordnet. Die Handschriften sind kurz beschrieben. Für das Projekt wurden die verfügbaren Handschriftenkataloge ausgewertet, ein Rekurs auf Originale bzw. Mikrofilme/Digitalisate war nur ausnahmsweise möglich (S. XIII). Nur punktuell verwertet ist B. Bischoff, Katalog der festländischen Handschriften des neunten Jahrhunderts (mit Ausnahme der visigotischen), Teil 1: Aachen – Lambach, Wiesbaden 1998. Daher fehlen zu Hand-

schriften des 9. Jh. vielfach präzise Datierungen (z. B. S. 106 zur Hs. Bern, Burgerbibl., 72: sec. IX; Bischoff, Nr. 510: IX. Jh., 2. Hälfte), andere Handschriften sind unrichtig ins 9. Jh. gesetzt (s. S. 106 zur Hs. Bern, Burgerbibl., 47: sec. IX; Bischoff, nach Nr. 494: wohl Straßburg, saec. XI). Bei Rekurs auf Bischoff ist die dortige Datierung teils übernommen, teils aber auch nicht. Die beeindruckenden Nachweise der handschriftlichen Verbreitung der Werke Gregors reichen bis in das 18. Jh. Freilich ist ein Zweig der Gregorrezeption, der zu den Florilegien rechnet, nicht berücksichtigt: Die zahlreichen Exzerpte aus den Werken Gregors in kanonistischen Sammlungen (grundlegend C. Munier, Les sources patristiques du droit de l'église du VIIIe au XIIIe siècle, Mulhouse 1957, S. 27–51; weitere Literatur bei W. Kaiser, Nachvergleichungen von Novellen- und Codexzitaten in einer frühmittelalterlichen Sammlung mit Exzerpten aus dem Register Gregors d. Gr. [Reg. 13, 49 [(50)], ZRG rom. 125 [2008], S. 603–644, 614 Fn. 48). Exzerpte aus Gregor finden sich z. B. in der *Collectio Anselmo dedicata* (*CAD*), der *Collectio Hibernensis*, in *Pseudo-Isidor*, in der *Collectio duodecim partium*, im *Decretum* Burchards von Worms, in der *Collectio canonum* Anselms von Lucca, der *Collectio Canonum* des Deusdedit, im *Decretum* und der *Panormia* Ivos sowie in der *Collectio canonum* des Polykarp. Das *Decretum Gratiani* weist Gregor 89 Texte zu (Munier S. 126 sowie Corpus iuris canonici, pars prior: Decretum magistri Gratiani, ed. E. Friedberg, Leipzig 1879, p. XXVIIII–XXX [Reg. epist.], XXXVI–XXXVII [sonstige Werke]). Die Handschriften der vorgratianischen Sammlungen sind durch L. Kéry, Canonical Collections of the Early Middle Ages (ca. 400–1140), Washington D. C. 1999 erschlossen. Für das *Decretum Gratiani* sei neben den Handschriftennachweisen bei Friedberg auf die Bibliographie bei R. Gujer, Concordia discordantium codicum manuscriptorum, Köln u. a. 2004 verwiesen. Es ist inkonsequent, Florilegien mit Exzerpten aus Gregor aufzunehmen (z. B. Thomas Hibernicus, *Manipulus florum*) oder vereinzelte Exzerpte aus Gregor in Handschriften nachzuweisen, entsprechende Exzerpte oder gar ganze Textblöcke (wie zu den zwölf *partes* der *CAD*) innerhalb der kanonistischen Überlieferung hingegen wegzulassen. Einen Unterschied zwischen Gregorexzerpten in Florilegien und Handschriften und solchen in kanonistischen Sammlungen besteht nicht, zumal es frühmittelalterliche Sammlungen gibt, die nur Exzerpte aus dem *Registrum epistularum* enthalten (vgl. Kaiser, Nachvergleichungen, S. 617–622). Daher sollte die kanonistische Überlieferung einbezogen werden, will man dem Anspruch, die Wirkungsgeschichte der Werke Gregors umfassend darzustellen (S. XII), gerecht werden. Wolfgang Kaiser

Ane Bysted, The Crusade Indulgence. Spiritual rewards and the theology of the crusades, c. 1095–1216, Leiden-Boston (Brill) 2014 (History of Warfare 103), 319 S., ISBN 978-90-04-28043-4, € 126.

Was die Kreuzfahrer ab 1095 antrieb, wird seit langem kontrovers diskutiert. Ohne einen scharfen Gegensatz oder gar – trotz zeitgenössischer Polemiken gegen Hab-

sucht und Ruhmbegierde – eine gegenseitige Unvereinbarkeit zu konstruieren, wird man zwischen eher weltlichen und eher religiösen Motivationskomplexen unterscheiden dürfen. Die von den Teilnehmern erhoffte Vergebung der Sünden lässt sich jedoch nicht von Anfang an als besonderer Kreuzzugsablass fassen, weil die Lehren vom Ablass erst im Verlaufe des 13. Jh. zu einem gewissen Abschluss kamen. Für die deutschsprachige Mediävistik ist das keine neue Erkenntnis; man denke an Adolf Gottlob, Kreuzablass und Almosenablass. Eine Studie über die Frühzeit das Ablasswesens (1906); Nikolaus Paulus, Geschichte des Ablasses im Mittelalter, 3 Bde. (1922/23; Nachdr. 2000); Bernhard Poschmann, Der Ablass im Licht der Bußgeschichte (1948). Die vorliegende Monographie, eine 2004 an der Universität von Süddänemark bei Kurt Villads Jensen gefertigte Dissertation, setzt sich gründlich und kenntnisreich mit diesen Forschungen auseinander. Darüber hinaus ordnet sie die in unterschiedlichen Quellengattungen greifbaren Vorstellungen von der religiösen Verdienstlichkeit der Kreuzzugsteilnahme überzeugend und mit genauer Kenntnis der aktuellen, meist englischsprachigen Kreuzzugsforschung in ihren historischen Kontext ein. Kapitel 1 (S. 1–44) entfaltet die Themenstellung mit vielfältigen Ausblicken auf konfessionelle und politische Polemiken gegen religiös gerechtfertigte Kriege. Kapitel 2 (S. 45–74) erörtert vor dem Hintergrund des Reformpapsttums im 11. Jh. die Frage, was Urban II. 1095 in Clermont Neues verkündet haben könnte. Entgegen Hans Eberhard Mayer und der deutschen Forschungstradition sei die Unterscheidung zwischen dem Nachlass der Sünden und der irdischen Bußleistungen keineswegs zentral; vielmehr hätte die Kirche sich nie gescheut, Gläubigen aufgrund herausragender Dienste auch himmlischen Lohn zu versprechen, allerdings nur nach abgeleisteter Beichte und bei echter Reue (Pseudo-Augustinus *De vera et falsa penitentia*, Bonizo von Sutri, Ivo von Chartres). Im Kapitel 3 (S. 75–155) geht es um Veränderungen im hochmittelalterlichen Bußwesen, insbesondere um das Aufkommen der *indulgentia*, die durch Innocenz III. auf dem IV. Lateranum kanonisierten Formeln, deren Entwicklung und theologische Deutungen von Petrus Abelardus bis zu Thomas von Aquino. Kapitel 4 (S. 156–204) erläutert den Kreuzzugsablass als Bestandteil der Kreuzfahrern zugestandenen Privilegien. Dass es sich allein um den Ersatz weltlicher Bußleistungen handeln konnte, war allgemeiner Konsens, auch wenn wörtliche Übersetzungen anderes ergeben mochten: Alexander III. redete 1166 von *omnium peccatorum suorum, de quibus corde contrito et humiliato confessionem susceperint, absolutio* für zwei Jahre, von der Hälfte der *iniuncta sibi penitentia peccatorum suorum* für ein Jahr Kreuzzug (S. 171, 287). Kapitel 5 spricht S. 205–245 die aus heutiger Sicht besonders relevanten Fragen nach dem gerechten Krieg und nach der Vereinbarkeit der Kreuzzüge mit dem Fünften Gebot „Du sollst nicht töten!“ an; unter anderem für Peter von Poitiers, Peter von Blois und Alexander von Hales war dies ein wichtiges Thema (S. 212–215). Kapitel 6 fällt recht knapp aus, S. 246–275; hier geht es um die Verbreitung der Ablassvorstellungen durch Kreuzzugspredigten. Nach einer Kurzzusammenfassung der Ergebnisse finden sich im Anhang die von den Päpsten bis einschließlich Innocenz III. (1198–1216) verwendeten Formulierungen für religiöse Verdienste der Kreuzzugsteilnahme.

Insgesamt liegt hier eine sehr gründliche und abgewogene Studie vor, die im Detail Spezialisten vielleicht nicht viel Neues sagt, die jedoch quellengestützt der internationalen Forschung und Diskussion über religiös begründete Gewaltanwendung wichtige Anstöße gibt. Karl Borchardt

Die Register Innocenz' III., 13. Band: 13. Pontifikatsjahr, 1210/1211. Texte und Indices, bearb. von Andrea Sommerlechner und Herwig Weigl gemeinsam mit Othmar Hageneder, Rainer Murauer und Reinhard Selinger, Wien (Österreichische Akademie der Wissenschaften) 2015 (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom II.1.13), CXI, 363 S., ISBN 978-3-7001-7671-8, € 129,50.

Der neue Bd. der Wiener Edition der Register Innozenz' III. folgt seinem Vorgänger (12. Pontifikatsjahr, erschienen 2012; vgl. QFIAB 93, S. 476 f.) wiederum mit einem Tempo, das für wissenschaftliche Großunternehmen dieser Qualität alles andere als selbstverständlich ist. Die zügige Fortsetzung ist im umso höher einzuschätzen, als sich mit dem nun vorgelegten Band die Überlieferungslage einschneidend ändert, da die Originalregister ab Jahrgang 13 verloren sind. An ihre Stelle tritt nun die 1367 in Avignon vor der Rückkehr der Kurie nach Rom angefertigte „Sicherheitskopie". Das neue kodikologische und paläographische Bild der Handschrift ASV, Reg. Vat. 8 wird mit gewohnter Gründlichkeit beschrieben und mit acht Farbabbildungen veranschaulicht. Die gut dokumentierte Kopieraktion wurde in diesem Jahrgang von zwei Schreibern besorgt, die ihr Pensum in sauberen Buchkursiven ihrer Zeit kopierten und die Brieftexte entsprechend der Vorlage mit rubrizierten Adressen und mit einheitlich roten Initialen ohne Dekoration versahen. Mit der anderthalb Jh. später angefertigten Kopie wird das Original gewissermassen durch einen Schleier verdeckt, der es verbietet, die Arbeit der innozentianischen Registratoren mit kodikologischen und paläographischen Analysen direkt zu verfolgen, wie wir es aus den vorhergehenden Bänden gewohnt waren. Andererseits steht zur Kontrolle der Arbeit der Kopisten des 14. Jh. der Druck zur Verfügung, mit dem François Bosquet im Jahre 1635 die damals noch vorhandene Originalhandschrift veröffentlicht hatte. Die Editoren haben viel Mühe und Scharfsinn aufgeboten, um durch Kombination dieser beiden indirekten Überlieferungen das Original so weit wie möglich zu rekonstruieren. Als Ergebnis können sie feststellen (S. XVII), daß die Registrierung auch im 13. Jahrgang „zeitgleich und kontinuierlich" erfolgte. Als Vorlagen dienten nach wie vor sowohl Originale wie auch Konzepte, wobei das zweite Verfahren anscheinend häufiger befolgt wurde. Der systematische Textvergleich der beiden Sekundärüberlieferungen (S. XL–LIII) ergibt Fehler auf beiden Seiten und eine differenziertere Einschätzung der bisher als „turmhoch" überlegen geltenden Arbeit von Bosquet, die sich nun als allzu invasiv herausstellt. Die minutiöse Prüfung aller textkritisch relevanten Aspekte hat die Editoren schließlich bewogen, „die Abschrift in Reg. lat. 8 zu edieren und keinen Versuch zu

machen, den Text des Originals (durch Vermischung der beiden indirekten Überlieferungen, M. B.) wiederherzustellen." Aus dem souveränen „inhaltlichen Profil" sei nur der Schwerpunkt hervorgehoben, der mit 83 Briefen auf „den Folgen des 4. Kreuzzugs und der Etablierung der Lateinerherrschaft im Byzantinischen Reich" liegt (S. LIII–LVI). Bei dem Rundblick über die Regionen des lateinischen Westens (S. LVI–LIX) fällt auf, dass Italien völlig fehlt und selbst in der „kurialen Routine" (S. LIX–LXI) nur am Rande in Erscheinung tritt; am ehesten in „Konflikten verschiedenster Art" (S. LXf. Anm. 552, z. B. Br. 195 [197]: „Pfarrgrenzen zwischen SS. Quattro Coronati und der Lateranbasilika"). Für die Kanonistik hat der Jahrgang neun Briefe abgeworfen, die Johannes Teutonicus für die Compilatio IV ausgewählt hat, wobei er Br. 125 (*Cum contingat*) in drei Kapitel zerlegte. Dieser Bestand wurde schließlich im *Liber Extra* fixiert (vgl. die tabellarische Übersicht S. 319). Die vorbildliche Gestaltung und der fraglose wissenschaftliche Gewinn des neuen Bandes führt zur nachdrücklichen Wiederholung unseres Wunsches, daß die Bearbeiter die Unterstützung finden mögen, die sie brauchen um das abermals näher gerückte Endziel ebenso zügig zu erreichen.

Martin Bertram

Bullarium Hellenicum. Pope Honorius III's letters to Frankish Greece and Constantinople (1216–1227), ed. by William O. Duba, Christopher D. Schabel, Turnhout (Brepols) 2015 (Mediterranean nexus 1100–1700, 3), 612 S., Abb., ISBN 978-2-503-55464-8, € 114.

Der Vierte Kreuzzug mit der Eroberung und Plünderung Konstantinopels 1204 leitete eine Phase ein, die in der Forschung mit den Termini „Lateinisches Kaiserreich" oder „Fränkisches Griechenland" beschrieben wird. In Konstantinopel wurden mit Balduin I. von Flandern ein „lateinischer" Kaiser aus den Reihen der Kreuzfahrer und mit Thomas Morosini ein Venezianer als „lateinischer" Patriarch eingesetzt, weite Teile Griechenlands fielen unter venezianische Verwaltung oder wurden Teilnehmern des Kreuzzugs als Lehen vergeben. In der komplizierten rechtlichen, politischen und kirchlichen Situation spielten die Päpste mit ihrem Anspruch auf das Besetzungsrecht des Patriarchats, der Entsendung päpstlicher Legaten und der versuchten Einflussnahme auf die weltlichen Herrscher eine wichtige Rolle. Aufgrund der in Griechenland weitgehend fehlenden Empfängerüberlieferung stehen die päpstlichen Register als wichtige Quelle im Vordergrund. Im vorliegenden Bd. schildert Christopher Schabel in einer umfangreichen Einleitung (S. 9–87) die komplexe politische und kirchliche Situation in der „Romania" unter dem Pontifikat von Honorius III. Politisch stand für Honorius, wie für seinen Vorgänger Innozenz III., die Kreuzzugsidee im Vordergrund, das lateinische Kaiserreich war ein Schritt zur Rückeroberung des Heiligen Landes. Die Schwäche des lateinischen Kaisers von Konstantinopel, die Eigeninteressen der lokalen Herrscher und die wachsende Bedrohung durch den Despotat von Epiros, das bulgarische Reich und das wiedererstarkte (griechische)

Kaiserreich von Nikaia verurteilten diese Strategie allerdings schnell zum Scheitern. Kirchenpolitisch versuchte der Papst, durch eine Stärkung des Legatensystems die Stellung des lateinischen Patriarchen zu schwächen und die schwierigen innerkirchlichen Probleme (z. B. Rückerstattung von 1204 okkupiertem Kirchengut, rechtliche Lage des griechischen Niederklerus) selbst zu lösen. Dabei ließ er pragmatische Kompromissbereitschaft erkennen, sofern die Anerkennung des römischen Primats gesichert war. Aber auch in der inneren Kirchenverwaltung konnten keine nachhaltigen Erfolge erzielt werden. Die Quellenbasis für diese Einleitung bildet der folgende Editionsteil (S. 133–576). Er umfasst insgesamt 277 Papstbriefe an Empfänger in Griechenland und Konstantinopel (oder Briefe mit eindeutigem thematischen Bezug) im Volltext mit ausführlichen englischen Registern. Die Überlieferungslage bedingt, dass nur ein verschwindend kleiner Teil (10 Urkunden) noch im Original vorhanden ist. Es handelt sich also im Wesentlichen um eine Edition der geographisch einschlägigen Einträge in den *Registri Vaticani*. Wie eine stichprobenartige Kollationierung mit den Originalregistern ergeben hat, wurden die lateinischen Texte sehr sorgfältig mit übersichtlichem Fundstellennachweis und bibliographischen Angaben erstellt, auf eine „diplomatische" Edition mit Kennzeichnung der aufgelösten Abkürzungen wurde in diesem Fall zurecht verzichtet. Es ist allerdings festzuhalten, dass von 150 der insgesamt 277 Briefe (mehr als 54 %) bereits früher Editionen, von 263 Dokumenten (ca. 95 %) zumindest Regesten (überwiegend bei Pietro Pressutti, Regesta Honorii papae III, 2 Bde., Roma 1888–1895) veröffentlicht waren. Eine detaillierte Bibliographie (S. 115–128), drei Karten und zwei Indizes (Index nominum et locorum S. 581–599; Index rerum S. 601–612) runden das Werk ab und erleichtern maßgeblich die Benutzung. Das vorliegende Werk liefert eine prägnante Darstellung der Geschichte eines wichtigen Zeitraums des lateinischen Kaiserreichs mit Betonung entscheidender politischer und kirchlicher Aspekte. Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang die Bezüge zur Geschichte Zyperns, die die Hg. an verschiedenen Stellen in überzeugender Weise herstellen. Auch für Forschungen zur Papstgeschichte kann die Veröffentlichung gewinnbringend herangezogen werden. Der Pontifikat von Honorius III. stand in der Forschung lange im Schatten seines Vorgängers Innozenz III. und wurde meist nur unter den Aspekten der politischen Kontakte mit Friedrich II. und der Etablierung des Franziskanerordens betrachtet. Erfreulicherweise sind hier neue Tendenzen erkennbar, wie beispielsweise der kürzlich (13. Juni 2016) vom *Istituto Storico Italiano per il Medioevo* veranstaltete Studientag „Il pontificato di Onorio III (1216–1227): Nuove acquisizioni e prospettive di ricerca" zeigt. In diesem Kontext liefert der vorliegende Bd. einen wichtigen Beitrag zu einer differenzierteren Sicht des Pontifikats. Abschließend bleibt die Frage nach dem Nutzwert der Volltextedition. Sie kann – unter Berücksichtigung des stark formalisierten Charakters großer Textblöcke in Papstbriefen und der Existenz von aussagekräftigen Regesten – in diesem Fall kontrovers diskutiert werden. Im Gesamturteil bleibt festzuhalten, dass das vorliegende Werk wichtige Informationen zu einem oft vernachlässigtem historischen Raum, das mittelalterliche Griechenland, und darüber hinaus

Anstöße für eine übergreifende historische und kulturwissenschaftliche Forschung zum östlichen Mittelmeerraum in seiner Funktion als politisches, religiöses und kulturelles Spannungsfeld bietet. Thomas Hofmann

Iacopone da Todi: Tractatus utilissimus, Verba, edizione critica a cura di Enrico Menestò con contributi di Giuseppe Cremascoli e Mauro Donnini, Firenze (SISMEL. Edizioni del Galluzzo) 2015 (Edizione nazionale dei testi mediolatini d'Italia 37. Serie I, 21), ISBN 978-88-8450-649-8, € 60.

Wenn ein Text innerhalb einer vergleichsweise kurzen Zeitspanne gleich zwei Mal vom selben Editor herausgegeben wird, bedarf dies gesteigerter Begründung. 1977/1979 hatte Enrico Menestò den *Tractatus utilissimus* und die *Dicta* des Franziskaners Jacopone da Todi (um 1230–1306) im Rahmen seiner Ausgabe der *Prose latine attribuite a Jacopone da Todi* zum ersten Mal ediert. Nun folgt 2015 ein zweiter Versuch. Weshalb? Die Antwort Menestòs ist eindeutig: zum einen galt es, einige im Laufe von 30 Jahren neu aufgefundene Handschriften zu berücksichtigen – für den *Tractatus* gelingt hier die Identifizierung einer dritten Handschriftengruppe –, zum anderen sollte auf der Grundlage neuer Forschungsergebnisse, insbesondere detaillierter philologischer Studien, das Für und Wider der Autorschaft Jacopones an beiden Texten diskutiert werden. Für letztere Aufgabe holte sich der Editor Unterstützung in Gestalt von Giuseppe Cremascoli und Mauro Donnini, deren Beiträge die edierten Texte inhaltlich hervorragend erschließen. Jacopone da Todi ist beileibe kein Unbekannter: als Parteigänger der Franziskanerspiritualen und scharfer Kritiker der kirchlichen Hierarchie 1298 zu lebenslanger Klosterhaft verurteilt, verbrachte er im Konvent S. Fortunato zu Todi lange sechs Jahre im Kerker und nutzte diese Zeit, um eine Vielzahl volkssprachlicher *Laude* zu verfassen, die sich großer Verbreitung erfreuten. Ob er tatsächlich auch als Autor der Sequenz *Stabat mater* anzusehen ist, ist in der Forschung nach wie vor umstritten. Der *Tractatus* reiht sich in die lange Folge derjenigen Texte des späten Mittelalters ein, die ein *contemptus mundi*-Ideal propagieren. Jacopone geht es um die Erkenntnis letztgültiger Wahrheiten (*cognitio veritatis*). Von zentraler Bedeutung ist die Einsicht, dass *utillimum valde ac saluberrimum est ut omnia media eiciamus de anima et expropriemus nos et moriamur omnibus rebus creatis* (l. 149–151; S. 131) – erst wenn wir „alle geschaffenen Dinge hinter uns lassen", erhalten wir Zugang zu den ungeschaffenen. Der Text – mit nur 169 Zeilen von überschaubarem Umfang – variiert diese Erkenntnis in einfachem Latein und ermöglicht so die breite Rezeption einer zentralen, gerade für die Franziskanerspiritualen ungemein wichtigen Glaubenswahrheit. Diese Rezeption beschränkt sich im Übrigen nicht nur auf das lateinische Original, sondern bricht sich in vier volkssprachlichen Fassungen Bahn. Parallelversionen dieser italienischen Fassungen für die Zeilen 1–19, 29–36, 51–73, 96–139, 149–160 werden zum besseren Verständnis mit abgedruckt. Die Gründe, die für eine Autorschaft Jacopones am Text sprechen, werden vom Editor in einem eigenen Beitrag

entfaltet (Il problema della paternità, 3–27). Insbesondere die Handschriftentradition (dazu auch 49–91 mit einem eindrucksvollen *stemma codicum*) weist „incontestabilmente" (5) in diese Richtung. In Verbindung mit minutiöser Textkritik, d. h. durch den Vergleich mit unzweifelhaft von Jacopone stammenden Texten, lässt sich diese Gewissheit zusätzlich erhärten. Auch beim zweiten edierten Text, den *Verba*, ist es der Textvergleich vor allem mit den *Laude*, der eine Verfasserschaft Jacopones mehr als wahrscheinlich macht. Aussagekräftig ist der handschriftliche Befund: von 23 Textzeugen nennen nur zwei einen anderen Verfasser. In franziskanischem Umfeld hatten Sammlungen knapper Sinnsprüche herausragender Ordensvertreter großen Erfolg. Bis hin zur Generation eines Ubertino da Casale oder Angelo Clareno, d. h. bis in die erste Hälfte des 14. Jh. hinein, waren es die auf Bruder Leo zurückgehenden *Verba* bzw. *Dicta*, die den größten Einfluss ausübten. Jacopones elf *Verba* mit Titeln wie *De quinque scutis patientie*, *De refrenatione sensuum similitudo* oder auch *De quattuor pugnis anime* wurden bald nach seinem Tod rezipiert: bereits Alvarus Pelagius nimmt sie in seinen Traktat *De planctu et statu Ecclesiae* (1330/1332) auf. Sie stehen für das Streben nach vollkommener Religiosität, nach Überwindung aller irdischen Bande, nach der Vereinigung mit Gott. Wie beim *Tractatus* werden auch bei den *Verba* einige volkssprachliche Fassungen mitabgedruckt. Indices 1. der Handschriften, 2. der Personen und antiken bzw. mittelalterlichen Autoren und 3. der Forscher erleichtern die Erschließung der Texte. Noch einmal: worin besteht der Mehrwert dieser mit bewundernswürdiger Akribie und enormem philologischen Scharfsinn erstellten Edition? Die Antwort fällt mit Blick auf den *Tractatus* vergleichsweise ernüchternd aus: nur an sechs Stellen weicht die neue Textedition von derjenigen von 1977 ab (e per di più di scarsissimo rilievo [!], 117). Fortschritte in der philologischen Forschung vollziehen sich im Detail – das soll nicht bestritten werden. Insofern hat auch diese Edition ihren Wert. Weshalb man aber 2015 auf den Abdruck eines Quellenapparats verzichtet, mag sich dem Rezensenten nicht recht erschließen. Wenn derjenige von 1977 als „imperfetto" (119) begriffen wird, weshalb konnte man sich dann nicht dazu durchringen, einen solchen Apparat ex novo zu erstellen – mit der Aussicht, dabei ohne Zweifel mit mehr als sechs Änderungen beschenkt zu werden? Jacopones da Todi *Tractatus* und *Verba* haben den ihnen zustehenden Platz innerhalb der „Edizione nazionale dei testi mediolatini d'Italia" eingenommen. Die Neuveröffentlichung zeugt einmal mehr vom beeindruckenden editorischen Standard, den man innerhalb dieser Reihe pflegt. Und sicherlich wird die Forschung bald wieder mit Editionen unbekannter(er) Texte beschenkt werden.

Ralf Lützelschwab

Le souverain, l'office et le codex. Gouvernement de la cour et techniques documentaires à travers les Libri officiariorum des papes d'Avignon (XIVe–XVe siècle), sous la direction de Armand Jamme, Roma (École française de Rome) 2014 (Sources et documents 3), 492 S., Abb., ISBN 978-2-7283-0949-8, € 68.

Wie komplex und ausdifferenziert diejenigen Institutionen waren, durch die das administrative Räderwerk der avignonesischen Kurie im 14. Jh. am Laufen gehalten wurde, ist allgemein bekannt. Dass es Aufzeichnungen gibt, in denen sich das in den unterschiedlichen kurialen Behörden arbeitende Personal aufgelistet findet, war bisher ebenfalls kein Arkanwissen. Doch musste man angesichts bisheriger Forschungen den Eindruck gewinnen, diese neuen Praktiken seien erst mit dem Ende des Großen Schismas entstanden. Vorliegender Bd. zeigt, wie eine schriftbasierte Methode zwecks Verwaltung und Kontrolle päpstlicher Amtsträger bereits seit Mitte des 14. Jh. in unterschiedlichen Registerserien immer stärker an Bedeutung gewann. Der Blick richtet sich also auf die „Frühgeschichte", auf den entscheidenden Moment, als man sich in Avignon dazu entschloss, solche Register zu führen. Armand Jamme, hauptverantwortlicher Editor des Bd., macht zu Recht darauf aufmerksam, dass diese *Libri officiorum* das Organigramm der Kurie, in der zahlreiche prestigeträchtige Institutionen wie die *Audientia*, die Pönitentiarie oder die Rota um den geistlichen Monarchen kreisten, nur sehr unvollkommen abbilden. Die *Libri officiorum* sind ein Produkt der *Camera apostolica* – und dies nicht von ungefähr. Die Überlieferungssituation für diese Art von Registern war in der päpstlichen „Finanzbehörde" deshalb so günstig, weil ihr die Besoldung des kurialen Personals oblag. Um die hierfür aufgewendeten Beträge korrekt quantifizieren können, musste man über den Umfang des Personals zumindest in groben Zügen auf dem Laufenden sein. Jamme erläutert, weshalb der insbesondere in der deutschen Forschung geprägte Begriff der „Eidregister" den Sachverhalt nur sehr unvollkommen trifft: natürlich ist die Übernahme jeden kurialen Amtes an eine Eidleistung gebunden. Der Eid als solcher wird denn auch in den einzelnen Personeneinträgen (meistens) am Ende dokumentiert, andere Informationen freilich stehen deutlich im Vordergrund. Die Einträge präsentieren sich stereotyp: auf den Tag der Ernennung folgt der Name des Amtsträgers (samt Ordenszugehörigkeit, Rang und/oder akademischem Grad), die Nennung des verliehenen Amtes (*fuit factus /receptus fuit in* ...) und eventueller Fürsprecher (*ad promotionem / ad relationem domini* ...) und schließlich der Hinweis auf den geleisteten Eid (*et solitum prestitit iuramenta*). Auf die Höhe der Vergütung wird zumeist mittels eines kursorischen *ad stipendia consueta* verwiesen, mitunter finden sich aber auch konkretere Angaben, vor allem bei hohen und/oder umstrittenen Summen (vgl. 226). Fünf Dokumente werden ediert: 1. Eine ohne Titel überlieferte, zwischen 1347 und 1352 geführte Zusammenstellung von Dokumenten (ASV, Collectoriae 456, fol. 1–117); 2. ein Kompositum unterschiedlicher Hefte mit dem Titel *Liber officiariorum de tempore domini Urbani pape V* (ASV, Reg. Aven. 198, fol. 411–509); 3. ein Band mit den Ernennungen von Beamten im ersten Pontifikatsjahr Gregors XI. (1371) (ASV, Reg. Aven. 173, fol. 45–64); 4. Teile eines Bandes mit Eintragungen der Beamten Clemens' VII. von 1378–1389 (ASV, Collectoriae 457, fol. 45–143; Instrumenta Miscellanea n° 6566); 5. ein *Liber sive registrum officiariorum Romane Ecclesie de tempore domini Benedicti pape XIII* (ASV, Collectoriae 457, fol. 233–293; Instrumenta Miscellanea n° 4785). Schäfer, Göller, Kirsch und all die anderen, die sich mit der administra-

tiven Maschinerie des Avignonesischen Papsttums im 14. Jh. befassten, schöpften in ihren Werken aus diesen Quellen. Und noch heute ist eine Tendenz unverkennbar, die Bände als bloßen Steinbruch zu benutzen – hier steuert vorliegende Edition gegen, indem das Gesamt der Informationen abgebildet und somit Kontextualisierung ermöglicht wird. Historiker wissen jetzt, weshalb sie diese oder jene Information in den Bänden finden oder eben auch nicht finden (können). In kurzen Beiträgen zu den jeweiligen Codices äußern sich neben Armand Jamme auch andere ausgewiesene Spezialisten wie Étienne Anheim, Philippe Genequand und Germain Butaud zur Genese der Dokumente, ihrem Aufbau und den mit der Ausführung betrauten Redakteuren. Mancher Bd. liest sich „presque comme un journal, dans lequel on découvre la trace de quelques unes des ‚affaires' qui agitèrent la vie de la curie" (56). Es handelt sich bei dieser Quellengruppe also beileibe nicht nur um eine Auflistung von Namen, angereichert um einige trockene technische Details. Viel Wichtiges erfährt man beispielsweise über die Rolle der Kardinäle im Ernennungsprozess, sind sie es doch, die ihre Getreuen entsprechend versorgt bzw. ausgezeichnet wissen wollen. Die Differenzierung ist wichtig, denn beileibe nicht jede Ernennung mündete in einen realen Geldfluss. Oft war es der ideell nicht hoch genug einzuschätzende Prestigegewinn, der die Mühen lohnte. Auch kulturgeschichtlich wichtige Details finden sich: zur Zeit der Großen Pest wurde am 16. September 1348 ein gewisser Petrus Martini zum Oberaufseher der päpstlichen Bauten bestellt. Dieser Eintrag ist durchgestrichen, erläuternd heißt es: *Dimisit dictum officium propter ypidimum et retrocessit ad partes* (158). Die Sprachkenntnisse des Pönitentiarie-Personals nötigen noch heute Bewunderung ab. Der Dominikaner Johannes Meleberg qualifiziert sich nicht zuletzt deshalb für sein Amt: *Et scit linguam theuoninam, flamicum et brabanticum* (162). 1353 kann sich ein gewisser Asseianctus Jacobi de Monte Sancti Martini über die Ernennung zum päpstlichen *cursor* freuen: *pro eo quia extrascit dentum quaedam corruptum subtiliter de ore domini nostri pape* (169). Innocenz VI. hatte augenscheinlich Zahnprobleme und freute sich über die „subtilen" zahnärztlichen Künste des Asseianctus. Interessant sind die Begründungen, die des Öfteren diejenigen Einträge begleiten, die eine Entfernung aus dem Amt dokumentieren: vor allem Untreue und Unterschlagungen wurden dergestalt sanktioniert. Die Entfernung des P. Mespin aus seinem Amt als *serviens armorum* hatte andere Gründe: offensichtlich hatte er den Erzbischof von Lyon bei dessen Besuch in Avignon beleidigt (214). Die graphische Gestalt der Einträge wird in der Edition beibehalten. Unterschiedliche Hände werden mittels unterschiedlicher Schriftarten und-größen kenntlich gemacht – diesen Aspekten wird zu Recht große Bedeutung eingeräumt, zeugen doch auch sie von der Genese eines Dokuments. Dankbar ist man für so manche Fußnote: Dass sich beispielsweise hinter einem *Zlbumiennensis episcopus* ein Bischof von Schwerin verbirgt, ist alles andere als unmittelbar einsichtig. Zwei Indices erschließen den Inhalt zuverlässig: 1. Ein Namens- und Ortsindex (in dem auch die kurialen Positionen der einzelnen Personen mitaufgeführt sind) und 2. Ein Index der kurialen Institutionen und Ämter (der Eintrag „*organista*" scheint vergessen worden zu sein). Der nun vorliegende Bd. trägt ohne jeden

Zweifel zum besseren Verständnis der kurialen Verwaltung im 14. Jh. bei und ermöglicht gänzlich unerwartete Einblicke in das tägliche administrative Einerlei an den Ufern der Rhône. Ralf Lützelschwab

Julius Kirshner, Marriage, Dowry and Citizenship in Late Medieval and Renaissance Italy, Toronto-Buffalo-London (University of Toronto Press) 2015, VIII, 462 S., ISBN 978-1-4426-1421-5, $ 29,96.

Julius Kirshner, Professor Emeritus der University of Chicago, Historiker mit langjährigen Forschungsaufenthalten in Italien (Fellow derAmerican Academy of Rome, 1967–1969; Fellow der Villa I Tatti, Florenz, 1978; zum Autor auch https://www.ias.edu/scholars/julius-kirshner), vereint in diesem Bd. seine früheren Forschungen zur Rolle der Ehe und der Mitgift der Frau und damit allgemein zum juristischen Stellenwert des Familienbesitzes im sozialen Gefüge der italienischen Kommunen des vormodernen Europa. Unter Einbeziehung bedeutender juristischer Quellen des Spätmittelalters sowie von Forschungen namhafter Historiker sozialhistorischer und juristischer Prägung (darunter M. Bellomo, D. Herlihy, Ch. Klapisch-Zuber) lenkt er den Blick auf das Eheverständnis und die Ehepraxis der spätmittelalterlichen Gesellschaft, wie sie in Florenz und in anderen Kommunen maßgebend war, wobei man sich auf zahlreiche Autoritäten stützen konnte. Dass Mädchen und Frauen sowohl juristisch als innerhalb der allgemein gültigen und praktizierten sozialen Normen ihren Vätern, Ehemännern und anderen männlichen Vertretern ihres Familienverbandes untergeordnet waren und dies als selbstverständlich galt, ist allgemein bekannt, muss aber in einen größeren, von Quellen gestützten Rahmen eingeordnet werden, wie es Kirshner tut – Quellen, die unter anderem belegen, dass es auf wirtschaftlicher und finanzieller Basis für Frauen durchaus Mittel gab, eigene Rechte, in der Regel finanzielle Ansprüche, erfolgreich durchzusetzen, und dass diese Wege von einigen Frauen beschritten wurden, die in bestimmten Situationen ihre (formal)juristischen Vorteile kannten und diese auch auszunutzen verstanden (was mit den derzeit gängigen *gender studies* feministischer Prägung nichts zu tun hat). Die herausragende, für die Vormoderne so wichtige und charakteristische Rolle der *dos* (Mitgift), die erstaunlich viele Bereiche des sozialen und wirtschaftlichen Lebens tangiert, analysiert Kirshner auf der Basis von vielfach von ihm selbst erschlossenen Quellen und lässt ergänzend einschlägige Kapitel aus den kommunalen Statuten sowie aus den Werken der großen spätmittelalterlichen Juristen zur Sprache kommen. – In dem mit „Introduction" überschriebenen ersten Teil (S. 3–19) behandelt der Autor kritisch die ursprüngliche Textgestalt der von ihm jetzt neu veröffentlichten Beiträge und revidiert einige seiner früheren Aussagen, auch auf der Basis neuerer Forschungen und Erkenntnisse. Die auf diese Weise überarbeiteten Kapitel (mit teilweise sehr suggestiven Überschriften) lauten: 1) Making and Breaking Betrothal Contracts *(Sponsalia)* in Late Trecento Florence, S. 20–54; 2) *Li Emergenti Bisogni Matrimoniali* in Renaissance Florence, S. 55–73; 3)

Materials for a Gilded Cage: Nondotal Assets in Florence, 1300–1500, S. 74–93; 4) The Morning After. Collecting Monte Dowries in Renaissance Florence, S. 94–113; 5) The Seven Percent Fund of Renaissance Florence, S. 114–130; 6) Wives' Claims against Insolvent Husbands in Late Medieval Italy, S. 131–160; 7) Women Married Elsewhere: Gender and Citizenship, S. 161–188; 8) Dowry, Domicile, and Citizenship in Late Medieval Florence, S. 189–196; 9) Pisa's „Long-Arm" *Gabella Dotis* (1420–1525): Issues, Cases, Legal Opinions, S. 197–214. – Der zweite Teil des Buchs (S. 215–462), der länger als der erste ist (S. 3–214), entlastet den sehr detailreichen ersten Teil, indem er unter anderem wichtige Quellentexte bietet (z. B. Appendix 3, S. 221–229: zwei *Consilia* des berühmten Juristen Angelus de Ubaldis), außerdem als Kernstück die zahlreichen Anmerkungen zu allen Teilen des Buchs (Notes, S. 241–381), mit zahlreichen Belegstellen. Der nachfolgende lange Abschnitt „References" (S. 383–451), dem am Ende der Index folgt (S. 453–462), entlastet den Hauptteil von allzu vielen Quellenzitaten und liefert gleichzeitig nützliche Ansatzpunkte für weiterführende Forschungen, zu der die Thematik dieses Buchs insgesamt anregt. Ursula Jaitner-Hahner

Pierre Savy, Seigneurs et condottières. Les Dal Verme. Appartenances sociales, constructions étatiques et pratiques politiques dans l'Italie de la Renaissance, Roma (École française de Rome) 2013 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 357), 616 S., 16 z. T. farbige Abb., 1 Stammtaf., ISBN 978-2-7283-0948-1, € 50.

In dem von Waffen klirrenden Italien des 14. und 15. Jh. hatten Kriegsunternehmer besondere Chancen: die Malatesta konnten sich in Rimini halten, größere Leute wie die Este in Ferrara, die Gonzaga in Mantua, die Montefeltre in Urbino stiegen zu Herzögen auf, kleinere wie die Visconti und Sforza wurden gar Herzöge von Mailand. Andere mögen von solchen Karrieren geträumt haben, schafften es aber nicht, gerieten unter die Räder wie der 1432 in Venedig wegen Verrats hingerichtete Francesco Bussone da Carmagnola, wie Braccio da Montone oder Niccolò Piccinino oder wurden gleichsam von der politischen Großwetterlage kaltgestellt, wie Bartolomeo Colleoni nach dem Frieden von Lodi 1454 und dem Ausgreifen der Osmanen auf venezianisches Gebiet. Im grausamen Spiel der Macht gab es Gewinner und Verlierer, und der Verlierer waren viele. Diese Vorgänge beobachtet Pierre Savy in der Lombardei. *Maître de conférences* an der Universität Paris-Est Marne-la-Vallée hat er sich innerhalb von 15 Jahren zu einem der besten Kenner der Adelswelt Norditaliens ausgebildet und legt nun seine an der Universität Lille unter Leitung von Bertrand Schnerb angefertigte und im Jahre 2004 verteidigte *Thèse* in überarbeiteter Form vor. Weshalb gerade die Del Verme, die auffälligerweise nach dem „Wurm" oder auch nach einem mythischen „Drachen" benannt waren und nicht nach einem Besitz oder einer Burg (S. 10 f., 371, 433–436)? Er verrät es uns nicht. Vielleicht, weil sich ihm der bislang verschlossene Teil des Familienarchivs öffnete, immerhin 555 Pergamenturkunden aus dem 14. und 15. Jh. und dazu eine Masse von Akten auf Papier, so dass zum Mosaik der Einzel-

funde eine eigene Memorialüberlieferung hinzutrat. Vielleicht, weil sie im Unterschied zu den großen Namen weniger bekannt war? Das wird sich nun ändern. Und weshalb eine Familienbiographie, wo die Familie (wie das Individuum) aus widersprüchlichen Tendenzen besteht und z. T. wenigstens eine kulturelle Konstruktion ist, wie der Autor wohl weiß? Er ist sich auch bewusst, dass seine Themenstellung des Charmes der Neuheit entbehrt, ebenso wie die Verlaufskurve von Aufstieg und Fall, die hier nachzuzeichnen ist. Nicht einmal Repräsentativität könne man dieser Familie zusprechen, gibt er zu. Was in langer Kleinarbeit in vielen Archiven aus der Zeit 1354 bis 1485 ermittelt wurde, solle vielmehr dazu dienen, „eine gewisse Anzahl von Fragen und Problemen aufzuwerfen und hierauf, soweit als möglich, eine Antwort zu finden" (S. 5). Welche sind diese Fragen, welche die Antworten? Regionaler Staat im Werden, Durchdringung verschiedener Staaten bzw. Staatszustände („statualités" bzw. „étaticités", S. 6) einerseits, soziale Gruppen, Bewegung, Zugehörigkeit andererseits; die „Familie" im „Kontext", hier der schnellen Ereignisse, dort des langsamen Auf- und Abstiegs. Nahsicht und Fernsicht, Außen und Innen wechseln sich ab. Der Autor erklärt dies und noch viel mehr in einer geradezu ausufernden Einleitung (S. 1–67). Der Band ist in sechs Großkapitel gegliedert (S. 68–436), dazu kommen eine relativ knappe Zusammenfassung (S. 437–444), und zwei Anhänge: ein alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten Herrschaften im Besitz der Familie (S. 445–449) und eine Sammlung bislang unedierter Dokumente aus dem Zeitraum von 1355–1485 (S. 450–532), darunter S. 450–452 das Original einer Besitzbestätigung König Wenzels aus Nürnberg vom 18. August 1387 (ohne Kanzleivermerke; S. 211 ist eine weitere originale Bestätigung vom 26. August 1400 erwähnt), und die Regesten zum Dal Verme-Kartular von 1460/1480 (S. 489–526, behandelt S. 373–398). Den Band beschließen ein gewaltiges Verzeichnis der herangezogenen ungedruckten und gedruckten Quellen und Darstellungen (S. 533–536, 537–586) sowie ein Index der Personen (auch moderner Forscher) und der Orte. Wendepunkte der Familiengeschichte und Lebensdaten der Familienhäupter gliedern die Arbeit: Von 1354 datiert die Verbannung aus Verona, wo die Familie seit 1174 bezeugt ist, beginnen Kriegsdienste für die Visconti und Venedig. Zwischen diesen beiden konkurrierenden Zentren suchen die Del Verme künftig ihren Platz. Luchino siegt 1364 auf Kreta, von Petrarca bewundert (S. 92–100), stirbt 1366 auf dem Kreuzzug nahe Konstantinopel (S. 91). 1377 wird der Bann aufgehoben, doch kehrt die Familie nicht mehr ins Veroneser Patriziat zurück; Jacopo hat große Erfolge als Kriegsunternehmer, pilgert zusammen mit dem künftigen Heinrich IV. von England 1392 im Hl. Land (S. 119), ist enger Vertrauter Herzog Gian Galeazzos von Mailand; sein Testament von 1406 ist erhalten und wird im Anhang veröffentlicht (S. 453–461); er stirbt im Jahre 1409 (Kap. 1, S. 69–160). 1433 erreicht Luigi (Kap. 2, S 161–201), der zunächst Venedig, dann auch dem Papst mit der Waffe dient, den Grafenrang für Sanguinetto (im Veneto), die Legitimation seiner Bastarde und das nur um eine auf den zweiten Balken gelegte goldene Kugel verminderte, von nun an quadriert geführte altungarische Wappen aufgrund von Privilegien, die Kaiser Sigmund in Pistoia (nicht Peschiera) ausstellte. (Die Wappenverleihung ist privat im Original

erhalten, S. 168 f., 211, 372, ohne Hinweis auf die Regesta Imperii XI, Nr. 9693–9695, wo das Reichsregister K zitiert ist; zur Wappenführung s. S. 370–373 und Abb. 10–16.) 1436 wechselt er überraschend auf die mailändische Seite und wird mit der Verleihung der Bischofsstadt Bobbio, von Castel S. Giovanni und Voghera südwestlich von Piacenza belohnt, zugleich aber gleichsam „territorialisiert" (172–185, die Urkunde S. 465–471 und Abb. 14, Karten Abb. 1–4, Abb. der Burgen Abb. 5–9). Venedig konfisziert dagegen dem Verräter nicht nur die Güter (darunter Sanguinetto, der Anspruchstitel aber blieb), sondern gibt auch seine Vergiftung (und die Gian Francesco Gonzagas und Piccininos) in Auftrag, wie das Geheimregister des *Consiglio di Dieci* lehrt (S. 191 f.). Daraus wurde nichts und wie üblich wurden die Beziehungen nicht völlig abgebrochen, denn man wollte sich den Weg zurück offenhalten. Von 1436 bis 1449 (Tod Luigis) steht die Familie auf ihrem Höhepunkt (Kap. 3, S. 203–272). Jetzt kann von einem „stato vermesco" die Rede sein, welcher eingehend untersucht wird, mit Abschnitten über die religiöse Praxis (S. 247–272), hier besonders die Beziehung zu den Augustinern (in der Residenz Voghera), die Luchina und Pietro 1462 in ihre Gebetsgemeinschaft aufnehmen (266 f., Text S. 479). Jene Luchina, Witwe Luigis, war eine Tochter jenes Carmagnola, jetzt übernahm sie im „Staate" bis zur Mündigkeit Pietros mit starker Hand das Regiment (Kap. 4, S. 273–309), konnte aber nicht verhindern, dass die Schwierigkeiten zunahmen. Unter Pietro (1461–1480, Kap. 5, S. 311–436) brachen die Konflikte mit dem Herzog von Mailand aus, ausgelöst von einer Heiratsaffäre. Pietro kommt das erste Mal ins Gefängnis, alsbald ein zweites Mal. Jetzt gibt er das oben erwähnte Kartular in Auftrag, in einer Zeit der Krise, wie üblich, möchte man sagen. Der Fall der Familie (1480–1485, Kap. 6, S. 399–436) folgt aus der vermuteten oder tatsächlichen Beteiligung Pietros an der Revolte gegen den neuen Herzog Ludovico il Moro. 1485 stirbt er, vermutlich vergiftet. Vielleicht spielte er mit dem Gedanken, wieder zu Venedig überzuwechseln. Über die Umstände seines Todes sind wir genau unterrichtet. Ein Testament gab es nicht. Der Herzog und seine Verwaltung reagierten noch am Todestage: Alle Lehen wurden konfisziert, so wie es auf venezianischer Seite nach dem Tode Colleonis ebenfalls geschehen war. Die Familie wird sich nie wieder von diesem Schlag erholen. Und was lernen wir aus der vorliegenden Arbeit? Dass eine (Familien-)Biographie an Vieles rührt und Vieles aufhellt: Wirtschaft und Kriegführung, Politik und Kultur, Institutionen und Gesellschaft; dass es auf der venezianischen *terra ferma* etwas anders zugeht als im strenger zentralisierten Staat der Visconti und Sforza; dass die marginal gesessenen Del Verme sich mehr Freiheiten erlauben konnten als andere mailändische Lehnsträger; dass militärisches Wissen sie wertvoll und zu Vertragspartnern macht und dass das Versiegen dieser Kompetenz sie schwächte; dass man stark sein muß, um oben zu bleiben, und dass dafür ein stets erneuertes Beziehungsnetz unentbehrlich ist; dass das immaterielle Erbe ebenso wertvoll ist wie das materielle, ja noch mehr als dieses, denn wenn jenes abnimmt, hält dieses den Fall nicht auf; dass nicht nur die Rahmenbedingungen der Makro-Geschichte Folgen haben, sondern auch die Mikro-Geschichte des konkreten Verhaltens; dass die Gnade des Fürsten, hier des Herzogs von Mailand entscheidend

ist und Landerwerb zwar keinen so hohen Ertrag bringt wie das Handelsgeschäft, aber sicherer ist und den aristokratischen Mehrwert besitzt – das alles sind keine neuen Einsichten. Eher interessiert im kommunalen Italien die hier beobachtete „Verländlichung", ja „Reprovinzialisierung" (S. 419–426) einer ursprünglich städtischen Familie – aber auch sie läßt sich allenthalben bei urbanen Familien beobachten, die bei entsprechendem Vermögen stets die individuelle Herrschaft der kollektiven vorzogen und Zugang zum Landadel suchten. Weshalb sollte dies in Italien anders gewesen sein? Die Schönheit und Bedeutung der vorliegenden Arbeit liegt nicht im etwas mühevollen, im Grunde auch ungeliebten Anschluss an die großen Fragen, die „Entstehung des modernen Staates" zum Beispiel. Es ist das Detail, die genaue Erzählung von zuweilen dramatischen Vorgängen, die dem Buch seinen Rang geben. Man lese nur das Verhörprotokoll des Tempesta, der 1470 unter der Folter zu Tode kam, wofür sich die herrschaftlichen Beamten dem Herzog gegenüber erklärten, denn ob sie zur Folter befugt waren, stand keineswegs fest (S. 485–487, dazu S. 7, 230, 338–344). Weshalb sich noch weiter rechtfertigen? Hier und an vielen anderen Stellen kommen wir einem Leben nahe, das trotz aller humanistischen Weihe fürchterlich genug war. Mehr ist vom Historiker nicht zu verlangen. Werner Paravicini

Christophe Masson, Des guerres en Italie avant les guerres d'Italie. Les entreprises militaires françaises dans la péninsule à l'époque du Grand Schisme d'Occident, préface de Bernard Schnerb, Roma (École française de Rome) 2014 (Collection de l'École française de Rome 495), XI, 546 S., ISBN 978-2-7283-1063-0, € 44.

Die politischen und diplomatischen Beziehungen zwischen der französischen Krone und der italienischen Staatenwelt während des großen abendländischen Schismas wurden bereits wiederholt eingehend untersucht, vor allem in der monumentalen und immer noch grundlegenden Monographie aus der Feder von Noël Valois (erschienen zwischen 1896 und 1904), aber auch in den späteren Arbeiten von Michel De Boüard und Alessandro Cutolo. Der Verlauf der militärischen Ereignisse im engeren Sinn ist neben den genannten Werken durch zahlreiche Spezialstudien ebenfalls weitgehend erforscht. Christophe Masson lenkt hingegen sein Augenmerk vor allem auf die militärische Organisation der Heere im Dienste der Herzöge von Anjou und Orléans, welche zunächst im Königreich Neapel und später auch in Genua und zeitweilig auch im Herzogtum Mailand die Macht an sich zu reißen suchten, wobei das Schwergewicht eindeutig auf dem fünfzehnjährigen Sukzessionskrieg (1383–1399) im Königreich Neapel ruht. Das Interesse des Autors wurde zunächst durch zwei überraschende Funde in den Archives Nationales – das Register der Ausgaben und Einnahmen des französischen Statthalters in Genua Jean II. de Boucicaut während der Jahre 1409–1411 (KK 40) und das analoge Register Enguerrands VII. de Coucy während seines Feldzuges in Italien 1394–1395 (KK 315) – auf dieses anregende und spannende Thema gelenkt. Neben weiterführenden Archivstudien in französischen Archiven –

vor allem in den Archives Nationales und den Archives départementales des Bouches-du-Rhône – führte Masson auch intensive Recherchen in verschiedenen italienischen Archiven durch. Als besonders gewinnbringend erwies sich der Fondo „Camera Apostolica" des Vatikanischen Archivs, da sich in der Serie „Introitus et Exitus" noch zahlreiche ungedruckte Abrechnungen zur Finanzierung der Feldzüge und Operationen der französischen Thronprätendenten Ludwig I. und Ludwig II. von Anjou durch die avignonesischen Päpste Clemens VII. und Benedikt XIII. finden. Weitgehend unberücksichtigt blieb hingegen die lokale archivalische Überlieferung in Süditalien, wo sich trotz der weitgehenden Zerstörung der mittelalterlichen Bestände des Staatsarchivs Neapel 1943 noch einige wichtige, bisher unbekannte Urkunden Ludwigs I. und II. von Anjou aber auch ihrer Gegenspieler Karl III. und Ladislaus von Durazzo aufbewahrt werden. Nach einer knappen ereignisgeschichtlichen Einleitung diskutiert Masson detailliert die Organisation und Zusammensetzung der Kontingente nach Waffengattungen, welche in den Kriegen auf der Apeninnenhalbinsel an der Wende des 14. zum 15. Jh. zum Einsatz kamen. Der Autor kann überzeugend nachweisen, dass es sich um verhältnismäßig kleine Truppenkontingente von meist nur ca. 2000 „Lanzen" unter dem Kommando eines Kapitäns handelte und die Kavallerie im Verlauf der Feldzüge ihre dominierende Stellung an die Infanterie verlor. Darüber hinaus werden ausführlich die „klassischen" Probleme aller militärischen Operationen – die Entsendung von Verstärkungen, logistische Herausforderungen (vor allem die Versorgung der Truppen und die Organisation des Nachschubs), sowie die Besoldung der Truppen – besprochen. Nicht minder aufschlussreich sind die präzisen und innovativen Beobachtungen zur Kriegführung im engeren Sinn: Aufklärung, Marschgeschwindigkeit und Wahl der Marschrouten bzw. Feldlager entsprechend der eingesetzten Waffengattungen, wobei der Autor überzeugend nachweisen kann, dass nicht nur die Lehren, welche die französischen Heerführer aus den bitteren Erfahrungen des Hundertjährigen Krieges gezogen hatten, sondern auch die Lehren aus dem Desaster der Schlacht von Nikopolis (1396) Strategie und Taktik maßgeblich beeinflussten. Im zweiten Hauptkapitel beleuchtet Masson zunächst ausführlich die Rolle der Kapitäne und subalternen Befehlshaber der französischen Truppenkontingente, wobei die Frage nach ihrer Herkunft und die Kriterien für ihre Ernennung im Zentrum der Darstellung stehen. Die Truppenkontingente waren multiethnisch sowohl aus Lehnsträgern als auch Söldnern zusammengesetzt, wobei der Autor zu Recht unterstreicht, dass eine Unterscheidung zwischen französischstämmigen und „fremden" Söldnern kaum mehr möglich ist, da viele der Söldner beständig den Dienstherrn in verschiedenen Ländern wechselten, weshalb durchaus von einem „europäischen" Söldnertum gesprochen werden kann. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass Masson eingehend ein scheinbar banales, aber höchst interessantes Problem diskutiert, welches bisher in der Forschung weitgehend ignoriert wurde: In welcher Sprache wurden die Befehle innerhalb der multinationalen Truppenkontingente erteilt? Vereinzelt – wie im Falle Enguerrands de Coucy – wurden Dolmetscher verwendet, doch wurde in der Regel eine rudimentäre „lingua franca" benutzt, die es

den Truppenführern ermöglichte, die grundlegenden Befehle auch ohne Dolmetscher zu erteilen. Die Finanzierung der Feldzüge in Italien steht im Mittelpunkt des dritten Hauptabschnitts der Arbeit. Das Schwergewicht liegt eindeutig auf den Heeren Ludwigs I. und Ludwigs II. von Anjou. Die Geldgeber der beiden Thronprätendenten waren vor allem die französische Krone und die avignonesischen Päpste Clemens VII. und Benedikt XIII., weshalb sich vor allem in den Archives Nationales und im Vatikanischen Archiv noch reichhaltiges Material für die Finanzierung der Kampagnen der beiden Angiovinen findet. Für ihre Gegenspieler Karl III. und Ladislaus von Anjou-Durazzo fehlen entsprechende Archivalien nahezu vollständig, wurden doch neben den angiovinischen Registern im Staatsarchiv Neapel auch die Kameralakten der römischen Päpste Urban VI. und Bonifaz IX. zerstört. Obwohl die Quellen nur wenige Anhaltspunkte liefern, argumentiert der Autor überzeugend, dass wohl kaum Bargeld von Frankreich nach Italien übergeschifft wurde, sondern die Auszahlung fast immer durch Wechselbriefe in Italien selbst erfolgte. Im folgenden Kapitel untersucht Masson die Taktik und die militärischen Operationen der französischen Armeen in Italien an der Wende vom 14. zum 15. Jh. anhand ausgewählter Gefechte und Belagerungen. Tatsächlich vermieden beide Kriegsparteien wirkliche Entscheidungsschlachten, da sie aufgrund der angespannten Finanzlage kaum über die Ressourcen für größere militärische Operationen verfügten und ihre Truppen zudem nicht in einer einzigen Schlacht aufs Spiel setzen wollten. Der Krieg war hingegen ein typischer Ermattungskrieg, charakterisiert durch eine Abfolge von militärisch letztendlich unbedeutenden Scharmützeln und Belagerungen kleinerer Städte und Festungen. Abschließend geht der Autor auf die Rolle der Kirche – oder korrekter der beiden Obödienzen – und die Frage, inwiefern religiöse Überzeugungen und die Loyalität zu einem der beiden Päpste wirklich eine entscheidende Rolle nicht nur für die Thronprätendenten, sondern auch für die subalternen Truppenbefehlshaber oder die gemeinen Soldaten spielten. Zu Recht betont Masson, dass vor allem machtpolitisches Kalkül und persönliches Gewinnstreben ausschlaggebend waren, und wohl kaum einer der Söldner zu den Waffen griff, da er tatsächlich von der Legitimität des römischen oder avignonesischen Papstes überzeugt war. Einige unbedeutende Detailfehler (S. 242 behauptet Masson z. B., der spätere Fürst von Tarent Raimondo del Balzo Orsini habe bereits seit 1386 von Ludwig II. von Anjou eine Jahrespension von 300 Floren erhalten; eine Überprüfung der Quelle im Departementalarchiv von Aix-en-Provence belegt jedoch, dass es sich um seinen Namensvetter Raymond IV. de Baux, Fürst von Orange, handelte) können den vorzüglichen Gesamteindruck des Buches in keiner Weise trüben. Massons innovative Ausführungen und Analysen klären zahlreiche bisher umstrittene Fragen nicht nur in den „Stellvertreterkriegen“ in Italien während der Zeit des Schismas, sondern auch des Schismas selbst, weshalb die Arbeit eine wichtige und höchst willkommene Ergänzung zu dem Buch von Fabien Levy über die Beziehungen zwischen Frankreich und Genua im Spätmittelalter (vgl. QFIAB 95 [2015] S. 638–639) darstellt.

Andreas Kiesewetter

Milena Svec Goetschi, Klosterflucht und Bittgang. Apostasie und monastische Mobilität im 15. Jahrhundert, Wien [u. a.] (Böhlau) 2015 (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft 7), 550 S., ISBN 978-3-412-50152-5, € 70.

Das Buch basiert auf einer 2012 unter Ludwig Schmugge (heute Rom) und Claudia Zey gefertigten, an der Universität Zürich eingereichten Dissertation. Es widmet sich dem Thema der unerlaubten Klosterflucht (Apostasie) und des erlaubten Klosterwechsels (*Transitus*) – die Zusammenschau beider Phänomene erweist sich als überaus sinnvoll, wird doch der Transitus als „legale Alternative zu Apostasie" (S. 97) gedeutet. Nach Schilderung der rechtlichen Bestimmungen und Rahmenbedingungen für beides, im Zeitverlauf und differenzert nach den Orden, kommt Svec Goetschi zu zahlenmäßigen Untersuchungen nach verschiedenen Kriterien (Geschlechterverhältnis, Bittschriftendichte im Zeitverlauf der Pontifikate, Verteilung nach Ordenszugehörigkeit und Diözesen usw.). Die Autorin differenziert ihre Untersuchung jeweils nach dem Geschlecht, da sich je nach Geschlecht unterschiedliche Handlungsnotwendigkeiten und -bedingungen zeigen. Grundlage der Quantifizierungen bilden Bittschriften an den Papst zum Thema Apostasie oder *Transitus*. Bei der Apostasie steht im Zentrum die Frage nach dem Handlungsspielraum der entlaufenen Religiosen und dem Ausmaß ihrer Ausgrenzung (S. 40), der sich als wesentlich größer bzw. die sich als wesentlich geringer erweist als man annehmen würde (siehe etwa nur die erste Fallstudie unten). Die herangezogenen Bittschriften reichen bis 1492, in den Fallstudien dagegen wird der Zeitrahmen noch bis auf die Reformationszeit ausgeweitet. Den quantifizierenden Auswertungen folgen Fallstudien. Es sind fünf Fallkomplexe aus den Diözesen Augsburg und Konstanz, die aus Gründen der guten Überlieferungslage in partibus gewählt wurden. Zunächst wird der Fall der Klosterflucht von Mönchen des Reichsstifts Ottobeuren 1471 im Kontext eines längerwierigen Konfliktes (1467–86) behandelt (S. 211–272) – der Fall beleuchtet die Einflussnahme von Landesherren, die Abläufe päpstlich delegierter Untersuchungen und führen zur Korrektur des Bildes von exkommunizierten Mönchen als In-die Ecke-Gedrängte in Richtung auf bestehende beachtliche Handlungsoptionen, die aufgrund von Netzwerken ausgeübt werden konnten. Das zweite Beispiel betrifft den eigensinnigen Mönch Gallus Kemli (1417–1481) (S. 273–279), der in 35 Jahren munter zwischen allerhand Klöstern hin- und herwanderte und auch außerhalb der Klöster verweilte – von *stabilitas loci* keine Spur! Er ist ein Extrembeispiel von Unstetigkeit, zeigt aber auf, was eben in dieser Zeit auch möglich war. Der Fall der Rückführung eines entlaufenen Benediktiners adliger Herkunft in sein Kloster 1497 (S. 279–287) zeigt beispielhaft das Vorgehen des *brachium seculare* ebenso wie der Fall zweier Dominikaner-Tertiarinnen aus Winterthur 1511, von denen die eine ein uneheliches Kind von einem Kleriker zur Welt gebracht hatte und bereits 1505 einmal aus den Kloster geflohen war (S. 288–297). Beide Fälle bilden sozusagen gemeinsam die dritte Fallstudie. Der vierte Fall ist derjenige spezielle von St. Katharinental 1529 mit einer Massenflucht nicht aus dem Grunde dem Kloster zu entfliehen, sondern im Gegenteil: dort bleiben

zu dürfen (S. 297–314). Es war ein Akt des Widerstands gegen weltliche Eingriffe, hier reformatorisch gesinnter Bürger. So zeigt dieses Beispiel das Kloster einmal nicht als so empfundenen „Ort der Repression", dem man entkommen wollte (S. 313). Tösser Nonnen und Basler Frauenklöster (S. 314–339) dienen schließlich als Fallbeispiel für Widerstand gegen Reformen der Observantenbewegung. Auch diese Beispiele zeigen ebenso Eingriffe weltlicher Herren wie die weiträumigen und diversifizierten Handlungsmöglichkeiten renitenter Nonnen, insbesondere den geschickten Einsatz hilfreicher Netzwerke. Auch wird deutlich, dass Klosterwechsellizenzen durchaus „auf Vorrat" erworben wurden, nicht jede Lizenz also zum wirklichen oder unmittelbaren Wechsel führte (S. 333). Am Ende des Bandes (Anhang 3) folgt eine Auflistung der fast 1000 quellenmäßig bekannten Apostasie- und Transitusbittschriften, sortiert nach Diözesen und (identifizierten) Klöstern soweit bekannt. Unter den Diözesen stehen neben solchen des Reiches auch einige benachbarter und weiter entfernter Länder (Ungarn und Spanien), da die Fälle aus bestimmten Gründen in Repertorium Germanicum (RG) oder Repertorium Poenitentiarie Germanicum (RPG) Eingang gefunden hatten. Quelle des Corpus sind nämlich hauptsächlich die RG- und RPG-Bände (samt vorbereitende Materialien für Folgebände), vereinzelt aber auch andere Quellen (lokale Archive oder Literatur). Die durchweg sauber gearbeitete, gut nachvollziehbare und das Thema umfassend aufarbeitende Dissertation kann jedem sehr empfohlen werden, der sich für die realen Bedingungen des mittelalterlichen Klosterlebens interessiert. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse findet man auf S. 341–352. Sprachliche Unschärfen wären an wenigen Stellen zu korrigieren: Statt Indulgenz muss es S. 63 Indult heißen, denn Indulgenzen sind Ablässe – S. 72 hingegen Indult an Stelle von Ablass. Der Terminus „Privaturkunden" (S. 26) wird in der Diplomatik für Urkunden verwandt, die von Personen unterhalb der Herrscherebene ausgestellt werden, Svec Goetschi rekurriert indes auf Privatpersonen als Empfänger der Urkunden. Ergänzungen und Berichtigungen sind des weiteren bei den Petenten und Ordenshäusern zu machen, was bei dieser Art Material nicht verwunderlich ist. Die Dominikanerin Ursula Echingern (Nr. 362; fehlt im Namensregister) ist sicher identisch mit Ursula Ethingerin, die S. 315 Fn. 618 als unerlaubt auf Badekur Reisende genannt wird. Die Klarissin Elisabeth Glaserin (Nr. 335) ist identisch mit Elisabeth Freudenberg (Nr. 334). Dies geht aus den Suppliken Reg. Suppl. 859 fol. 42v und Reg. Suppl. 860 fol. 36vs hervor, was der Autorin nicht bekannt sein konnte. Entgangen ist der Autorin hingegen, dass Agnes Hutzengodden (Nr. 473) auch in RG V Nr. 67 zum 9. 6. 1438, also rund 20 Jahre vor ihrer RPG-Bittschrift, vorkommt. Aus der Petition von 1438 geht hervor, dass sie vor dem Klostereintritt verheiratet gewesen war und sich außer im Kloster Himmelgarten auch im Kloster Kirschgarten bei Worms aufhielt, bevor sie mit Erlaubnis der Oberen in Gemeinschaft mit ihrem Bruder in Worms außerhalb der Klostermauern lebte. Jacobus Cuysa (Nr. 460) dürfte mit Jacobus Cuyst (Nr. 216) identisch sein. Im Personenregister ist Sigismund der Münzreiche von Tirol mit Erzherzog Sigmund von Österreich zusammenzufassen, da es sich um ein und dieselbe Person handelt. Das unter Diözese Lübeck einsortierte Kloster Lagów (S. 407)

liegt in der Lausitz und gehörte korrekterweise daher zur Diözese Lebus. Kloster Tiefenthal (S. 178) wäre noch im Ortsregister zu nennen gewesen. In der Quellenliste S. 459 ist das Archivio di Stato di Roma irrtümlich unter der Rubrik „Vatikanstaat" subsumiert. „Es gibt kein umfassendes Standardwerk über Apostasie [und *Transitus*] im römisch-deutschen Reich des Spätmittelalters, das sowohl die kuriale Registerüberlieferung wie auch lokale Quellen als Grundlage hat und ein umfassenderes Quellencorpus für einen längeren Zeitraum untersucht." (S. 28). Doch, das gibt es! Jetzt mit dieser hervorragenden Arbeit Svec Goetschis. Sven Mahmens

Alessio Sopracasa, Costantinopoli e il Levante negli atti del notaio veneziano Giacomo dalla Torre (1414–1416), Venezia (Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti) 2015, XIV, 503 S., 4 Taf., ISBN 978-88-95996-55-4, € 35.

Das Rückgrat dieses Buches bildet der Text der Notariatsimbreviatur von *Iacobus de la Ture*; er war Priester und besaß ein Kanonikat in Chioggia. Er dürfte in Venedig zum Notar ausgebildet worden sein, allerdings folgen die jetzt veröffentlichten Urkunden nicht dem dort üblichen Formular, sondern sie sind in der Art der kraft kaiserlicher Autorität approbierten Notare ausgefertigt. Während eines erheblichen Teils der Zeit, aus der Aufzeichnungen von ihm bekannt sind, 1411–1435, übte er seinen Beruf in Chioggia aus. Die frühesten erhaltenen Dokumente zeigen ihn allerdings in den venezianischen Handelsniederlassungen der Levante: von Dezember 1411 bis Oktober 1413 in Damaskus, wo er als Notar des dorthin entsandten Konsuls wirkte. Nach einjähriger Pause setzte er seine Tätigkeit in Konstantinopel fort. Damals befand sich die Hauptstadt des Byzantinischen Reiches in einer relativ friedvollen Phase ihrer späten Geschichte, nachdem die Niederlage der Osmanen in der Schlacht von Ankara 1402 zur Aufhebung der türkischen Belagerung geführt hatte. Aus dieser Periode ist keine Nennung des Notars mit einer Funktionsbezeichnung aufgefunden worden, doch darf man Nähe zu einem venezianischen Amtsträger unterstellen wie in Damaskus. Der zweijährige Zeitraum der in Konstantinopel bezeugten Tätigkeit, November 1414 bis Oktober 1416, lässt zudem darauf schließen, dass dalla Torre in der Begleitung eines solchen hin und zurück gereist ist, denn genau so lange dauerte in der Regel dessen Amtszeit. Mit einiger Wahrscheinlichkeit gehörte er zum Personal des *baiulus* Francesco Foscarini, des Repräsentanten der Republik im Byzantinischen Reich, vielleicht sogar als dessen Kanzler, wie der Vf. vorschlägt (S. 12f.); das hätte private Berufsausübung nicht ausgeschlossen. Dazu passt, dass der Notar gelegentlich eine Urkunde in der *porticus* der Residenz des *bailì* aufnahm. Sonst übte er seine Tätigkeit meist *sub lobia Venetorum* aus, manchmal aber auch in Pera, dem Stadtteil der Genuesen. Seine Kundschaft war international gemischt. Die Inhalte der vom Notar aufgezeichneten Dokumente, abgedruckt sind insgesamt 235, entsprechen der breiten Spanne der Handelstätigkeit venezianischer und anderer Kaufleute auf ihren Reisen in die Levante zu den Umschlagplätzen der Waren. Vorwiegend kamen diese aus

dem Osten, man erwarb sie dort, um sie – mit gutem Gewinn – zu den Märkten des Westens zu verbringen. Es ist das alltägliche Geschäft, das hier seinen schriftlichen Niederschlag gefunden hat: Neben den üblichen Vollmachten und den globalen Erklärungen, dass alle Ansprüche befriedigt seien, begegnen Abkommen zum Transport von Waren zu ihrem Bestimmungsort und die gezielte Investition eines Geldbetrages, mit dem der Empfänger während eines festgelegten Zeitraums Handel treiben sollte, am zahlreichsten aber die Kaufverträge für die verschiedensten Waren, auch für den Erwerb von Sklaven. Dazu treten die Veräußerungen von Immobilien. Aufschlussreich ist die kommentierte Zusammenstellung der gehandelten Dinge mit Herkunft und Bestimmungsort (S. 475–481): etwa Pferd und Esel, Baumwolle und Seide, Häute und Felle, Alaun, Wachs, Öl, Honig, häufig Wein, sogar Kaviar. Der Vf. hat den edierten Texten ausgiebige Erläuterungen vorangestellt. Erwähnt seien die Ausführungen zur Person des Notars und zu den von ihm erhaltenen Imbreviaturen, zum historischen Hintergrund sowie zu den Fremden, die in Konstantinopel anzutreffen waren, und den verschiedenen Aspekten des Warenaustauschs. Dem Sklavenhandel ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Insgesamt ist eine ansprechende Veröffentlichung gelungen. Nicht überzeugend wirkt allerdings die Entscheidung des Vf. und Editors, die ersten 25 Stücke der Imbreviatur, aufgezeichnet 1411–1413 in Damaskus, nicht in seine Edition einzubeziehen. Dabei hätte es nur wenig zusätzlicher Mühe bedurft, um das gesamte Register dem Publikum zugänglich zu machen. Notarielle Aufzeichnungen sind interessante Zeugnisse für das Leben in der Vergangenheit, ihre Veröffentlichung ist umso willkommener, je vollständiger sie ausfällt. Immerhin wird der Inhalt des Übergangenen in Regestenform dargeboten (S. 30–37). Wirklich bedauerlich ist die weitere Entscheidung, die Register der Personen- und der Ortsnamen strikt auf den Editionsteil zu beschränken. So fehlt dieses stets nützliche Hilfsmittel leider für die Hälfte des materialreichen Bandes. Dieter Girgensohn

Peter Wiegand, Der päpstliche Kollektor Marinus de Fregeno († 1482) und die Ablasspolitik der Wettiner. Quellen und Untersuchungen, Leipzig (Leipziger Universitätsverlag) 2015 (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 5), 428 S., Abb., ISBN 978-3-86583-747-9, € 70.

Es nimmt nicht wunder, dass mit dem Reformationsjubiläum 2017 auch das Thema Ablass wieder mehr Aufmerksamkeit erhält. Peter Wiegand geht in seiner hier zu besprechenden Studie dem Wirken des päpstlichen Kollektors Marinus de Fregeno († 1482) und der Ablasspolitik der Wettiner nach. Dem Textteil ist ein umfangreicher Editionsteil beigefügt (S. 139–332), der eine Fundgrube für jeden bietet, der sich mit dem Thema Ablassverkündung beschäftigt und nach Vergleichen sucht. Hier findet man die Absprachen und Korrespondenz des Ablasskommissars mit Fürsten und Räten, das sich immer wiederholende Formular von Beichtbriefen und die Abrechnungen. Dank Wiegands Sammelfleißes hat man es hier mit einer detailreichen Zusam-

menschau von römischen wie nordalpinen Quellen zu tun, die – mutatis mutandis – wohl auch andere Ablassfunktionäre mit sich führten, die damals zu Dutzenden die europäischen Straßen abschritten. Nur selten kann man für sie aber auf eine so dichte Überlieferung zurückgreifen. Marino de Fregeno genießt in der Literatur keinen guten Ruf (und in der Tat war er nicht frei von einigen menschlichen Makeln). Wiegand weist aber auch darauf hin, dass der Italiener ein geschätzter Humanist war (S. 33). Im Zentrum des Buchs steht die Ablasskampagne, die ihn im päpstlichen Auftrag von 1457 bis 1460 ins Reich führte. Entscheidend für ihren Erfolg war die „Vernetzung mit lokalen Akteuren" (S. 11). Dazu gehörten im Falle Marinos die wettinischen Fürsten, die ihre jeweiligen Einzelinteressen verfolgten und an den Ablasseinnahmen beteiligt waren, wobei formell stets die frommen Zwecke bzw. die Nützlichkeit der Verwendung der Ablassgelder betont wurden. Diese waren nämlich für die Verteidigung gegen die böhmischen Hussiten bestimmt und konnten deshalb auch in den Bau von Festungsanlagen fließen (S. 50). Wiegand konstatiert: „Obwohl meist zwischen einem Drittel und der Hälfte der Erträge nach Rom abzugeben waren, entwickelten sich die päpstlichen Ablässe für lokale Anbieter zu einem lukrativen Geschäft" (S. 21). Wie schon Arnold Esch vor einigen Jahren für den Ablasskommissar Angelo de' Cialfis gibt auch Wiegand interessante Details zu Verlauf und zur Organisation der Ablasskampagne des Marino. Man kennt auf diese Weise nicht nur die Einnahmen in Münzen und Sachwerten, sondern dank zweier Listen die Einsatzorte der Ablassprediger und die Namen von vielen hunderten Spendern (S. 203–244 Nr. 72–73). Wiegand geht aufgrund einer detaillierten Kalkulation von 90 000 Ablassnehmern aus (S. 58). Dies ist eine enorm hohe Zahl und erklärt sich durch die Einbeziehung der Kleinstspender, denn einem Unbemittelten wurde Ablass quasi gratis gewährt. Marino de Fregeno warnte davor, dass eine Beteiligung der weltlichen Obrigkeit an den Einnahmen die Akzeptanz des Ablasses verringern könnte (S. 43). Und in der Tat läßt sich anhand der wettinischen Ablasspolitik im 15. und frühen 16. Jh. zeigen, wie sehr das Einwirken der Obrigkeiten das vorreformatorische Ablasswesen belastete. Hinzu kamen die konkurrierende Ablassanbieter. Zu nennen wären hier vor allem die Hospitalsorden der Antoniter und vom Heiligen Geist (S. 94, 101–114). Die Schwankungen bei der Nachfrage nach Ablass in Rom kann man mit der Entwicklung der Beziehungen zwischen Sachsen und Rom in Relation setzen. Man registrierte in Sachsen genau, wie der Papst sich gerade mit dem permanenten Störfaktor Georg Podiebrad, dem umstrittenen König von Böhmen seit 1458, stellte. Es scheint aber auch echte Überzeugung gewesen zu sein, wenn Marino seine Ablasskampagne als pastoralen Erfolg wertete (S. 105). Will Wiegand in seinem Ausblick die geringere Nachfrage am Vorabend der Reformation von Ablass als Zeichen „der Entfremdung zwischen Sachsen und Rom" (S. 116) sehen, so ist doch davon auszugehen, dass bei aller Kritik, die an der Ablassverkündung geübt wurde, der Ablass selbst bis zum Auftreten Luthers recht selten grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Das Paradox ist perfekt, wenn man an die Reliquienschätze des Kurfürsten Friedrich von Sachsen im Wittenberger Allerheiligenstift denkt, das noch bis 1517 mehrere Ablässe erhielt (S. 116). Zum Abschluss dieser Über-

sicht sei noch auf die beiden nützlichen Exkurse hingewiesen, von denen der eine Marinus de Fregeno als Ablasskommissar in Skandinavien, Polen und dem Baltikum, in Holstein, Dithmarschen, Mecklenburg und Pommern vorstellt, und der andere seine heftig umstrittene Position als Bischof von Kammin (1478–1482) beleuchtet, wo er allerdings nur kurz 1480 weilte. Möglicherweise hatte Herzog Bogislaw X. von Pommern (1474–1523) Marino für dieses Amt ins Gespräch gebracht (S. 135).

Andreas Rehberg

Bartolomeo Platina, De honesta voluptate et valitudine. Un trattato sul piacere della tavola e la buona salute, hg. und übersetzt von Enrico Carnevale Schianca, Firenze (Olschki) 2015 (Biblioteca dell'Archivum romanicum, ser. 1, 440), 590 S., ISBN 978-88-222-6379-7, € 58.

Platinas *De honesta voluptate et valitudine* („Vom ehrbaren Genuß und Wohlbefinden"), das erste gedruckte Kochbuch überhaupt, erschien 1470/71 in Rom und blieb bis ins späte 16. Jh. ein Bestseller. Es kamen insgesamt mehrere Dutzend Drucke heraus (einschließlich Übersetzungen ins Italienische, Französische und Deutsche). Das Buch geriet danach aber in Vergessenheit. Es wurde im 20. Jh. wiederentdeckt und dabei sowohl als Rezeptsammlung wie auch als naturkundliches, medizinisches und philosophisches Werk wahrgenommen. Zuletzt erfuhr der Text im Jahr 2006 eine eingehende wissenschaftliche Behandlung durch den französischen Mediävisten Bruno Laurioux (vgl. dazu die Besprechung in QFIAB 87 [2007], S. 682–684). Carnevale Schianca legt nun eine neue Edition und Übersetzung vor. Was den lateinischen Text angeht, so stützt er sich auf Ms. Mailand, Biblioteca Trivulziana, 734 (ca. 1470), wobei er allerdings diese Handschrift nur flüchtig vorstellt (S. 93) und auch nicht erklärt, ob und inwieweit er die kritische Edition von Mary Ella Milham von 1998 (die er als „Meilenstein" bezeichnet, S. 1) verbessert hat. Die Übersetzung möchte die vorherigen italienischen Übersetzungen von Luisa Piccioni und Emilio Faccioli ersetzen, was Carnevale Schianca, als einem ausgewiesenen Kenner der Kochkunst, durch seine akribische philologische Arbeit auch gelingt. Ein paar weiterführende Hinweise zu der ersten italienischen Übersetzung aus dem Jahr 1487 (diese sei „in più punti vacillante, trapuntata da passaggi privi di senso", S. 63) sowie zu der französischen (1505), deutschen (1542) und englischen Übersetzung (1998) wären in diesem Zusammenhang interessant gewesen. – Der Hg. identifiziert in seiner Einleitung die von Platina benutzten Quellen präzise und kann ihre Gewichtung relativ genau bestimmen. Ein „gutes Drittel des Textes" ist eine Übersetzung der Rezepte des päpstlichen Kochs Martino de' Rossi aus dem Italienischen ins Lateinische. „Mindestens 25 % der Zitate" stammen aus der Naturgeschichte Plinius des Älteren (S. 52, 54). Der Text enthält darüberhinaus Ideen aus Medizin, Zoologie, Botanik, Agronomie, Geschichte, Linguistik, klassischer Literatur und Philosophie. Praktische Ratschläge sowie verschiedene Kuriositäten verleihen *De honestate voluptate* zusätzlichen

Unterhaltungswert. Einige Aspekte der vorliegenden Ausgabe und ihrer Einleitung schränken ihre Brauchbarkeit etwas ein. Die nicht-italienische Forschung zu Platina und zu den behandelten Themen wird großflächig ausgeblendet. In der Bibliographie sind die Handschriften mit der gedruckten Literatur vermischt. Es gibt zwar ein „Glossar einiger Begriffe aus Kochkunst, Medizin und Naturwissenschaften", jedoch kein vollständiges Sachregister. Wer also nach einer bestimmten Zutat sucht, wird nur teilweise im Glossar fündig. Die Erstellung der neuen Edition wäre eine gute Gelegenheit gewesen, Platinas Epitome von Plinius' Naturgeschichte (ca. 1462–1466) einmal genauer in Bezug zu *De honestate voluptate* zu setzen. Dem Hg. war nur eine fragmentarische Version dieses Auszugs bekannt (London, British Library, Harley Ms. 3475); kürzlich sind aber dank der Recherchen von Michael Reeve zwei vollständige Handschriften zum Vorschein gekommen, die einer Untersuchung harren (Montpellier, Bibliothèque interuniversitaire, Section Médecine, H 178; Siena, Biblioteca Comunale, L III 8). Stefan Bauer

Werner Paravicini, Colleoni und Karl der Kühne. Mit Karl Bittmanns Vortrag „Karl der Kühne und Colleoni" aus dem Jahre 1957, Berlin (Akademie Verlag) 2014 (Studi. Schriftenreihe des Deutschen Studienzentrums in Venedig, Neue Folge XII), 312 S., 20 Abb., ISBN 978-3-11-034181-2, € 99,95.

Aus der Absicht, zwischen Burgund und Italien, zwischen nordeuropäischem Spätmittelalter und italienischer Renaissance Verbindungen festzustellen, wo immer sich eine lohnende Gelegenheit biete, untersucht der Vf. das Werben Karls des Kühnen von Burgund um den grossen italienischen Condottiero Bartolomeo Colleoni: ein Vorhaben, das die benachbarten Mächte in Aufregung versetzte. Die burgundischen und französischen Archivalien, deren umfassende Kenntnis P. bereits in vielen Veröffentlichungen bewiesen hat, werden hier um die reiche italienische Überlieferung ergänzt, vor allem Gesandtenberichte, die in ihrer Dichte und Beobachtungskraft eine unvergleichliche Quelle sind – mit lehrreichen methodischen Bemerkungen zur Quellenlage und ihren Asymmetrien (Archivalien, die an erwarteter Stelle nicht vorhanden sind, und andere, die an unerwarteter Stelle zu finden sind). Der Vf. skizziert zunächst den weiten Rahmen von Karls expansiven Projekten, um darin den Platz zu bezeichnen, den Colleoni vermutlich einnehmen sollte. Den Kampf mit dem französischen König Ludwig XI. glaubte Karl nur mit italienischen Truppen bestehen zu können – und als deren erfolgreichster Führer galt eben Colleoni, Venedigs bereits betagter Condottiero, der sich seinerseits, wie viele italienische Condottieri, Hoffnung auf ein Territorialfürstentum machte, nämlich auf das Mailand der Sforza, Verbündete des französischen Königs. Karls jahrelanges Werben (1471–1475) scheitert letztlich an Venedigs wohlkalkulierter Weigerung, seinen bedeutenden Truppenführer freizugeben, und so kam ein Zug Colleonis über die Alpen (oder sollte er gegen Mailand eingesetzt werden, *fare novità in Italia*?) nicht zustande. Zahlreiche Exkurse

vertiefen einzelne Fragen und Personalien, ein wichtiger Aufsatz Karl Bittmanns zum Thema (bereits mit breiter Kenntnis italienischer Archivalien, 1957) wird im Anhang veröffentlicht; dazu eine reiche Auswahl von Archivalien (darunter die Nachricht über eine in Paris aufgeführte Posse zur Verunglimpfung Colleonis; Kundschaften eines mailändischen Spions, der sich als Sammler alter Condottieri-Urkunden ausgab!). Noch also warb man um Italiener. Nach Karls des Kühnen Schlachtentod gegen die Eidgenossen wird alle Welt nur noch Schweizer haben wollen. Das Zeitalter der Condottieri war in Italien bereits zu Ende gegangen. Arnold Esch

Fiscalità e religione nell'Europa cattolica. Idee, linguaggi e pratiche (secoli XIV–XIX), a cura di Massimo Carlo Giannini, Roma (Viella) 2015 (I libri di Viella 202), 375 S., ISBN 978-88-6728-436-8, € 46.

Fiskalsysteme gehörten zu den konstitutiven Elementen der für Spätmittelalter und Frühe Neuzeit prägenden Staatsbildungsprozesse und waren dabei verknüpft mit den militärischen Entwicklungen. Steuerpolitik war geprägt von kleinteiligen Aushandlungsprozessen, von den für die vormodernen Herrschaften charakteristischen Fragmentierungen einander überlagernder Rechtsräume sowie von den Lebenswegen entsprechender Amtsträger. Im Mittelpunkt des von Massimo Carlo Giannini herausgegebenen Bandes steht die moraltheologische Perspektive auf die Besteuerung im katholischen Europa vom 14. bis zum 19. Jh. Die Leitlinie bildet das Verhältnis von diskursiver Ebene zu fiskalpolitischen Praktiken im Kontext des entstehenden *fiscal state*. Die ersten beiden Studien befassen sich mit der spätmittelalterlichen Situation in Frankreich und Aragonien. Albert Rigaudière beschreibt die Konflikte um die Besteuerung des Klerus in französischen Städten, wobei sich um 1400 trotz jeweils unterschiedlicher Verfahren die Entbindung der Kirche von Pflichtbeiträgen ergab. Die Reflexionen von Brüdern der Bettelorden (besonders Francesc Eiximenis) beeinflussten, so Pere Verdés Pijuan, die Erhebungspraxis indirekter Steuern auf kirchliche Einrichtungen in den Städten, die sich als vermittelnde *Edad Media* unter der Krone Aragóns behaupten konnten. Vier Beiträge beziehen sich auf die Entwicklungen während des Dreißigjährigen Krieges. Obwohl das für die Erhebung von Steuern legitimierende Argument der Verteidigung gegen Ungläubige bei den meisten der kriegerischen Auseinandersetzungen entfiel, erwiesen sich die militärischen Konflikte als Katalysatoren für den Steuerstaat. José Ignacio Fortea Pérez vergleicht divergierende Prozesse bei der Besteuerung des Klerus: Während sich die Kirche Frankreichs in der zunehmend institutionalisierten *assemblée du clergé* eine Plattform schuf und sich dem Zugriff der Kurie in ihrer Haltung gegenüber der Zentralmacht entzog, konnte der römische Nuntius in Madrid die Politik des Papstes zugunsten der Freiwilligkeit des kirchlichen *donativo* in Kastilien und León durchsetzen. Giannini steuert mit seiner Untersuchung der Legitimitätsdiskurse über die Steuergewalt der Krone im spanischen Italien einen weiteren Aufsatz bei, der den

Erbfolgekrieg von Mantua (1628–1631) als wesentlichen Impuls für die Fiskalpolitik darstellt. Anna Filipczak-Kocur bietet einen kompakten Beitrag zur besonderen Situation der Adelsrepublik Polen. Der Sejm vermochte sich als entscheidungsmächtiges Gremium für die kirchliche Besteuerung durchzusetzen, obwohl der König die Freiwilligkeit der Steuerleistungen der Kirche formal anerkannt hatte und die päpstliche Zustimmung grundlegend für Leistungen des Klerus blieb. Tomáš Knoz beschreibt die für den Verlauf des Dreißigjährigen Kriegs wiederholt auftretenden Konfiskationen von Gütern durch den Kaiser. Diese Maßnahme diente nicht nur der juristischen Sanktionierung von Illoyalität, sondern auch der Umsetzung des königlichen Willens, um nach der „verneuerten" Landesordnung die Güter durch die Hofkammer verkaufen zu können. Weitere vier Beiträge konzentrieren sich auf die von aufklärerischen Tendenzen inspirierte Reformpolitik des 18. Jh. Antonella Alimento modifiziert die These Richard Bonneys von der „Unterbesteuerung" im französischen Königreich. Die Rezeption der „neuen Kommerzienwissenschaften" zielte vielmehr auf eine Balance der Besteuerung zwischen Konsum und Boden. Mit der Einführung des flächendeckenden Katasters im Jahr 1763 wurden die Privilegien des Adels und der Kirche eingeschränkt und eine allgemeine Grundsteuer durchgesetzt. Niccolò Guasti zieht Verbindungen zwischen den zunehmend an statistischen Methoden orientierten Theorien und den Fiskalreformen der spanischen Krone unter den Bourbonen. Die Reforminitiativen nach 1785, die sich auf die Besteuerung unproduktiver Einkünfte richteten, wurden von den privilegierten Gruppen massiv behindert. Christine Lebeau schildert die Gelehrtendebatten des Kammeralismus sowie die historiographische Diskussion über die steuerlichen Grundsätze der Habsburger Monarchie. Im Zuge der Theresianischen Reformen setzte die Regierung die Gleichförmigkeit in der Besteuerung aller Stände durch. Roberto Romani analysiert die Spannung im Kirchenstaat von 1775 bis 1850 zwischen den weltlich ausgerichteten fiskalpolitischen Projekten und der katholischen Moraltheologie. Dabei zeigte sich mit den umfangreichen karitativen Leistungen der Hospitäler und der wohltätigen Stiftungen eine fiskalische Sondersituation. Zu den Stärken des Bd. zählt das Panoptikum der Kronen des katholischen Europas in epochalen Schritten. Allerdings bleiben die konfessionell fragmentierten Landschaften nördlich der Alpen und damit die Unterscheide zwischen den zentralistischen Monarchien und etwa den kleinräumigen Verhältnissen in Geistlichen Fürstentümern unbeachtet. Heinrich Lang

Antonín Kalous (Hg.), The Transformation of Confessional Cultures in a Central European City: Olomouc, 1400–1750, with an afterword by Graeme Murdock, Roma (Viella) 2015 (Viella Historical Research 2), 205 S., 36 Abb., ISBN 978-88-6728-489-4, € 35.

Die mährische Metropole Olmütz stellt einen überaus lohnenswerten Gegenstand dar, um den konfessionellen Wandel einer zentraleuropäischen Stadt am Übergang

von Spätmittelalter und Früher Neuzeit darzustellen auf Grund der zahlreichen weltlichen (Landeshauptmann als Vertreter des böhmischen Königs, Stadtrat) und geistlichen (Bischof, Kathedralkapitel, Orden) Protagonisten. Der Gegensatz weltlich-geistlich, der auch in der Topographie der Stadt durch die Zweiteilung in Bürgerstadt (mit dem Rathaus und Stadtpfarrkirche St. Mauritius) und der Prälatenstadt (mit der Kathedrale St. Wenzeslaus, den Residenzen des Bischofs und der Kanoniker und der Kathedralschule) sowie dem 1566 gegründeten Jesuitenkolleg an der Schnittstelle beider Zonen sichtbar wurde, gab im Lauf der in diesem Sammelbd. behandelten Periode Anlaß zu zahlreichen Konflikten, wobei es auch innerhalb der beiden Großgruppen zu Konkurrenzsituationen kam. In acht Beiträgen wird die Entwicklung der für damalige Verhältnisse mittelgroßen, zweisprachigen Stadt (die Zahl der Einwohner schwankte zwischen 2000 und 10 000) unter Einfluß der wichtigsten religiösen Strömungen (Katholizismus, Utraquismus, Luthertum und Judentum) hin zu einem für die böhmischen Länder typischen „multicultural, multireligious and multilingual environment" beschrieben, wie Jaroslav Miller in seiner Einleitung hervorhebt. Jan Stejskal behandelt die von den Hussitenkriegen dominierte 1. Hälfte des 15. Jh., wo sich Olmütz als unangefochtenes katholisches Zentrum Mährens behaupten konnte. Die Vertreibung der ca. 200 Personen umfassenden jüdischen Gemeinde 1454 steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der schwierigen Lage der Stadt nach der Hussitenabwehr und den Predigten von Giovanni da Capestarno (worauf auch Graeme Murdock in seinem Nachwort verweist). In der anschließenden Periode, dargestellt von Antonín Kalous, positioniert sich Olmütz im Machtkampf zwischen Georg von Podiebrad und Matthias Corvinus auf die Seite des letzteren und kann dadurch auch ihre mährische Vorrangstellung gegenüber der Konkurrentin Brünn sichern. Der katholische Charakter der Stadt erfährt durch die Aktivitäten der Franziskaner und Dominikaner neue Akzente. In der Frage der Zuständigkeit der Schulbildung kam es zum Konflikt zwischen Stadtmagistrat und Bistumsleitung, in den auch die römische Kurie involviert war. Im 16. Jh., dem sich Ondřej Jakubec widmet, wandelte sich Olmütz zu einer bikonfessionellen Stadt mit einer mehrheitlich reformerischem Gedankengut folgenden Bürgerschaft auf der einen und dem von v. a. den Jesuiten (ab 1566) und dem Bischof dominierten katholischen Milieu mit entsprechendem Konfliktpotential (u. a. in der Bestattungsfrage). Immer wieder besuchten (im Rahmen von Landtagen) die habsburgischen Regenten Olmütz (wobei Maximilian 1563 noch nicht Kaiser war, S. 82) und intervenierten bei Konflikten, die Position des Bischofs wurde durch Rudolf II. in den 80er Jahren des 16. Jh. nachhaltig gestärkt (Bestätigung der Jurisdiktion und des fürstbischöflichen Titels). Die 1. Hälfte des 17. Jh., der sich Tomás Parma zuwendet, hatte auf Grund der allgemeinen politischen und militärischen Lage die größten konfessionellen Umschwünge der Stadtgeschichte zu verzeichnen. Während der böhmischen Revolution sowie während der schwedischen Besetzung (1619–1621, 1642–1650) etablierte sich das Luthertum in der Stadt. Der 1628 für ganz Mähren als allein gültige Konfession vorgeschriebene Katholizismus konnte sich nach der rituellen Reinigung von 1650 endgültig durchsetzen und neue Riten

ausbilden, wobei sich der 1620 hingerichtete Jan Sarkander zu einer der großen Kultfiguren der katholischen Olmützer Barockfrömmigkeit entwickelte. Radmila Prchal Pavlíčková zeichnet eindrucksvoll das Werden der katholischen Identität der mährischen Hauptstadt in der 2. Hälfte des 17. Jh. nach, die v. a. durch die Figur des Bischofs Karl von Liechtenstein-Castelkorn (wichtig Abb. 26 mit den Erläuterungen der Vf.) und neue Wallfahrtsstätten und Heiligenverehrungen gekennzeichnet war. Die Phase der Konsolidierung des Katholizismus, die Fertigstellung der sakralen Stadtszenerie (Pestsäulen, *Scala Sancta*) und der Reformbemühungen (Bischof Troyer) in der 1. Hälfte des 17. Jh. vor dem Hintergrund neuer Herausforderungen (Schlesische Kriege, Ausbau zur Festungsstadt) wird von Martin Elbel behandelt. Die Autoren dieses Sammelbd. geben einen umfassenden Überblick über die die Stadt Olmütz prägenden konfessionellen Kulturen zwischen 1400 und 1750 auch unter Benutzung ungedruckter vatikanischer Archivalien. Es bleibt allerdings zu fragen, weshalb einschlägige Quellen, die päpstlichen Hauptinstruktionen und die Korrespondenz der für Mähren zuständigen Nuntiatur am Kaiserhof, die von tschechischen und deutschen Historikerinnen und Historikern bearbeitet wurden, und die für weite Teile des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jh. publiziert sind, nicht herangezogen wurden. Die päpstlichen Nuntien nahmen aktiv – teils persönlich vor Ort (etwa Giovanni Delfino 1577, wo er mehrere Berichte über die kirchliche Lage für die römische Kurie verfaßt) – am Prozeß der Konfessionalisierung der Region teil (v. a. im Zusammenhang mit den teils problematischen Besetzungen des Bischofsstuhls gegen Ende des 16. Jh.). Der Bd. schließt mit einem Verzeichnis der Quellen, einem umfangreichen Literaturverzeichnis (neben den Nuntiaturberichten vermisst man die Monographie von Joachim Bahlcke zu den böhmischen Ländern im 16. und beginnenden 17. Jh.) und einem Register der Personen, Orte und wichtiger Sachbetreffe. Alexander Koller

Béatrice Jakobs, *Conversio* im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung. *Écrit de conversion* als neue literarische Form, Berlin (Duncker & Humblot) 2015 (Schriften zur Literaturwissenschaft 37), 452 pp., 16 ill. b/n, ISBN 978-3-428-14322-1, € 89,80.

*Vocasti et clamasti et rupisti surditatem meam, coruscasti, splenduisti et fugasti caecitatem meam, fraglasti et duxi spiritum et anhelo tibi, gustavi et esurio et sitio, tetigisti me et exarsi in pacem tuam*: il passo indimenticabile delle *Confessionum Libri* (Lib. X, 38, 5–8) di Aurelio Agostino (354–430) rende in tutta la sua intima compartecipazione e nel suo nitore narrativo la fase conclusiva di un rivolgimento e di un mutamento dei convincimenti più intimi del proprio animo. Dai testi biblici ai giorni nostri, l'atto della conversione intesa come passaggio da una confessione religiosa all'altra ha attraversato pressoché tutta la cultura cristiana, assumendo di volta in volta i significati più disparati, dalla profonda spiritualità agostiniana al calcolo interessato per amore del quieto vivere o per fruire delle convenienze sociali offerte dal potente di

turno, aspetti di una presunta conversione mirabilmente satireggiati nell'„Essai sur les mœurs" di Voltaire (1694–1778). All'atto del *convertere* e alle sue manifestazioni scritte più esplicite, le lettere di conversione nello spazio europeo dei secoli XVI–XVII, è stato dedicato nell'Anno Accademico 2011/2012 lo scritto di abilitazione in romanistica della studiosa Béatrice Jakobs, poi dato alle stampe in forma di monografia nel 2015 per la rinomata collana „Schriften zur Literaturwissenschaft" della casa editrice berlinese Duncker & Humblot. La chiave di lettura di un'opera che rifugge dal rappresentare i mutamenti da una confessione all'altra come aporie inconciliabili, bensì „vorrangig aus ihrer eigenen Zeit heraus zu beleuchten, also mit eben den Lehren und Deutungsmustern, die den Menschen der damalige Zeit standen" (p. 38) emerge in tutte le sue potenzialità contenutistiche nell'introduzione curata dall'a. (pp. 11–38). Il *leitmotiv* che accomuna un fenomeno storico dalle molteplici sfaccettature e dagli innumerevoli risvolti come quello del mutamento di credo confessionale si estrinseca nell'analizzare „die literarische Form ‚Écrit de conversion' in ihrer historischen, theologischen und, wie zu zeigen sein wird, auch literarische Verankerung im französischen 16. und 17. Jahrhundert greifbar zu machen" (p. 38). Lo studio sugli scritti di conversione è stato accuratamente suddiviso dall'a. in due parti, tra loro strettamente collegate. La prima parte, ideata con finalità propedeutiche, è incentrata sulla „Conversio zwischen christlicher Spiritualität und Machtpolitik" (pp. 39–270). In questa parte, il ‚ravvedimento' che porta all'abbandono di usi, riti e consuetudini percepite come erronee e frutto di precedenti distorsioni dell'intelletto e della coscienza, viene accuratamente suddiviso e circoscritto all'ambito delle arti letterarie, musicali e figurative (pp. 41–161), basti citare il dramma religioso di Jean Michel (1435 ca.–1501) dal titolo „Le Mystère de la Passion" (1486) ed alle motivazioni di natura giuridica ed esistenziale che soggiacevano al compimento di un simile atto. La seconda parte del volume (pp. 271–381) sviluppa appieno le premesse enucleate con grande dovizia di dettagli nella prima parte. In particolare, vengono ivi trattate le specificità proprie degli „Écrits de conversion", dalle peculiarità inerenti la struttura e lo stile di questi scritti, nei quali non sarà difficile riscontrare una diretta filiazione dalla produzione epistolare diffusasi nello spazio europeo e nordamericano della prima metà del secolo decimosettimo, fino ad abbracciare le varie manifestazioni della *conversio* come forma letteraria ampiamente radicata nella letteratura europea del primo Seicento, basti citare i casi del poeta marsigliese Jean de La Ceppède (1548–1623) con i suoi versi delle „12 Méditations sur le sacré mystère de Notre Redemption" (1594) o le „Divertissement historique" (1632) del teologo francese Jean-Pierre Camus (1594–1652). La parte finale del volume (pp. 382–451) potrebbe essere non a caso definita come una vera e propria bussola di orientamento tanto per i neofiti del genere di ricerca qui presentato quanto per la vasta schiera dei lettori colti e, ipso facto, desiderosi di arricchire il loro bagaglio culturale. Tale compito viene assolto sia dall'elenco delle fonti e della bibliografia usate nel corso dell'opera (pp. 382–419), sia nelle quattro appendici documentarie (pp. 420–451) che riportano, tra l'altro, la riproduzione fotografica dei più importanti frontespizi dei vari „Écrits de controverse" usciti dalle stamperie

francesi di Parigi, Bordeaux e La Rochelle agli inizi del secolo XVII. La pubblicazione di una simile indagine storico-letteraria non gioverà unicamente all'arricchimento del panorama scientifico. L'auspicio che ci sembra d'obbligo formulare in questa sede è che l'opera di Béatrice Jakobs, per dirla con le parole dello storico britannico Diarmaid MacCulloch, possa contribuire definitivamente a storicizzare una fase del passato europeo „at a time when men and women were prepared to kill and be killed for their faith." Marco Leonardi

Peter A. Mazur, The new christians of Spanish Naples, 1528–1671. A Fragile Elite, Basingstoke (Palgrave Macmillan) 2013 (Early Modern History: Society and Culture), 197 pp., ISBN 978-1-137-29514-9, £ 50.

Il volume si prefigge lo scopo di ricostruire la storia della comunità di „cristiani nuovi" (o *conversos*) di Napoli. Con tale formula erano chiamati gli ebrei convertiti forzatamente al cristianesimo, che, nei primi decenni del Cinquecento, lasciarono la Penisola iberica, incalzati dall'accusa di cripto-giudaismo e dalla repressione dell'Inquisizione spagnola, e si stabilirono in varie città europee. Nella capitale del regno da poco conquistato dalla corona castigliana, i cristiani nuovi trovarono modo di inserirsi, grazie al favore dei viceré, in importanti mansioni amministrative e giudiziarie e, soprattutto, come fornitori di capitali alle casse pubbliche. Mazur tuttavia sottolinea come i ruoli di potere e la ricchezza dei cristiani nuovi, ottenuti all'ombra dell'autorità spagnola, non li mettesse al riparo dall'accusa di cripto-giudaismo e dall'azione dell'Inquisizione romana. Per tale motivo, riprende una definizione di Jonathan Israel di „agents and victims of the Empire", che accumunò gli ebrei e i cristiani nuovi di vari paesi che componevano la Monarchia spagnola nel XVI e XVII secolo. La condizione d'incertezza era dunque connaturata a quella di élite politica e finanziaria di origine ebraica che mantenne rapporti sotterranei con altri *conversos* e talora anche con gli ebrei espulsi (fra l'altro dal medesimo regno di Napoli, per effetto del decreto del 1541). Essi tuttavia seppero mostrarsi tanto abili nel mantenere rapporti di solidarietà interna, quanto duttili tessitori di rapporti con la società napoletana e con il potere, al punto che le ondate di persecuzione inquisitoriale furono affrontate sfruttando al massimo gli appoggi nelle stanze del potere e riuscendo comunque a evitare lo scatenarsi di persecuzioni generalizzate ai danni dell'intero *network* dei cristiani nuovi partenopei. Il primo capitolo del libro è dedicato alla storia di ebrei e *conversos* come minoranze religiose nel regno di Napoli a partire dai primi decenni del Cinquecento. Dopo la stabilizzazione del controllo del regno, nel 1541, Carlo V d'Asburgo decretò l'espulsione degli ebrei, capovolgendo la tolleranza dimostrata dalla precedente dinastia aragonese e vincendo non poche opposizioni. Alcuni ebrei – ma mancano dati numerici – decisero di rimanere scegliendo la conversione al cristianesimo. Tuttavia, in contemporanea, i diversi viceré nominati dall'imperatore favorirono l'integrazione e l'ascesa a importanti cariche dei *conversos* emigrati

dall'Aragona, da Valencia e dalla Catalogna, per sfuggire l'Inquisizione. Fra costoro spiccò la figura di Alfonso Sánchez, la cui famiglia di cristiani nuovi si era traferita a Napoli a fine Quattrocento. Egli, dal 1525, ricoprì la carica di tesoriere generale del regno di Napoli e accumulò una considerevole fortuna, di cui beneficiò la sua famiglia. Il secondo capitolo è dedicato alla questione dei *conversos* spagnoli e portoghesi nell'Italia della Controriforma. Diverse furono le dinamiche nei diversi stati della Penisola: se il papato passò rapidamente dalla tolleranza alla repressione, il duca di Ferrara Ercole II d'Este accolse invece i cristiani nuovi nel suo stato. Anche Venezia e la Toscana medicea mantennero un atteggiamento di apertura, di modo che, allorché nella seconda metà del Cinquecento, l'Inquisizione romana cominciò a indagare sui cristiani nuovi, con l'accusa di „giudaizzare" – ossia di mantenere le pratiche della fede degli avi – e di apostasia, le autorità politiche costituirono un freno all'azione del tribunale ecclesiastico. Viceversa in Spagna e Portogallo, le locali Inquisizioni esercitarono senza remore una dura persecuzione verso i cristiani nuovi. Nel terzo capitolo, Mazur analizza la prima campagna contro i *conversos* nel regno di Napoli (1569–1582), che ebbe non tanto l'effetto di sradicare il cripto-giudaismo, quanto di rafforzare e accelerare il processo in corso da decenni di assimilazione delle famiglie di origine cristiana nuova nella società cittadina. Il quarto capitolo è dedicato al ruolo dei mercanti-banchieri *conversos* provenienti dal Portogallo che s'insediarono a Napoli a partire dall'ultimo decennio del Cinquecento, tra i quali ebbe grande rilievo Miguel Vaaz che, a partire dal 1610, entrò al servizio del viceré, il conte di Lemos, collaborando all'ambizioso piano di riassetto delle finanze del regno. Vaaz riuscì anche ad acquistare terre, feudi e titoli, in uno sforzo di affermazione sociale tipico dell'epoca, senza riuscire però a entrare nei ranghi della nobiltà napoletana. Nel quinto capitolo l'autore analizza le vicende inquisitoriali della famiglia Vaaz, i cui membri furono a varie riprese accusati di giudaizzare, riuscendo però a evitare i rigori del tribunale grazie alla forte solidarietà interna e agli appoggi politici. Nel 1656, però, una donna della famiglia testimoniò contro i suoi congiunti, accusandoli di cripto-giudaismo. In seguito al processo, avocato dalla Congregazione romana del Sant'Uffizio, nel gennaio 1661, diversi esponenti della famiglia Vaaz furono costretti a umilianti cerimonie di abiura a Roma e a Napoli, l'allora capofamiglia Miguel, conte di Mola, fu condannato al carcere perpetuo, mentre i suoi beni furono sequestrati dalla corona. Tuttavia, negli anni successivi, i legami sociali e politici, consentirono ai Vaaz di ricostruire le loro fortune e di riprendere i loro beni.

Massimo Carlo Giannini

Miles Pattenden, Pius IV and the fall of the Carafa. Nepotism and papal authority in Counter-Reformation Rome, Oxford (Oxford University Press) 2013 (Oxford historical monographs), 154 pp., ISBN 978-0-19-967062-8, £ 55.

Il volume prende in esame una vicenda assai nota e, per diversi aspetti, clamorosa nella storia del papato: il processo cui, nel 1560, papa Pio IV sottopose i nipoti del suo predecessore, Paolo IV, sulla base di una serie di accuse infamanti: corruzione, abuso di potere e furto ai danni dell'erario. Al termine di tale processo il cardinale Carlo Carafa e suo fratello Giovanni, già duca di Paliano (feudo tolto dallo zio ai Colonna) furono giustiziati. Solo il loro giovane nipote, il cardinale Alfonso, ebbe salva la vita. La storiografia sul papato, sin da von Ranke, si è occupata di questo caso, leggendolo come un episodio della lotta plurisecolare contro il nepotismo, inteso quale fenomeno di corruzione morale e politica. Pattenden sottolinea giustamente che la colpevolezza dei Carafa circa molti dei capi d'accusa ha agevolato un'analisi storiografica d'impronta moralistica che ha oscurato il senso profondo del processo: esso risiede, invece, nella volontà di Pio IV d'imporre la sua autorità al Collegio cardinalizio, prendendo di mira „facili" obiettivi, come erano indubbiamente i nipoti di Paolo IV. Pattenden osserva inoltre che ancora troppo poco si conosce del pontificato di Pio IV, sebbene egli non tenga in considerazione l'importante e documentata voce a lui dedicata da Flavio Rurale (nell'Enciclopedia dei Papi, Roma, Istituto della Enciclopedia Italiana, 2000, vol. III, pp. 142–160, mentre, curiosamente, cita l'opera in relazione ad altri pontefici). In questo senso il libro affronta l'*affaire* del processo ai Carafa analizzando le strategie politiche e comunicative – oggi si direbbe la capacità di manipolazione della „pubblica opinione" – messe in campo da Pio IV e dai suoi uomini. Il primo capitolo è dedicato alle vicende del pontificato di Gian Pietro Carafa, la cui figura, in verità, appare tratteggiata in maniera alquanto tradizionale nella lettura delle fonti e della storiografia: l'autore, ad esempio, riprende l'idea di von Pastor che il cardinale Carafa fosse personaggio ascetico e non mirasse alla tiara, mentre gli studi più recenti di Massimo Firpo e Andrea Vanni hanno contribuito a smentire tale *cliché*. Allo stesso modo non appare convincente l'interpretazione tradizionale, ripresa da Pattenden, secondo cui in seguito alla sconfitta militare nella disastrosa guerra contro Filippo II (1555–1556), Paolo IV avrebbe deciso di dedicarsi esclusivamente alla persecuzione dell'eresia, alle misure contro gli ebrei e al disciplinamento del clero, quando invece tali scelte furono assunte in contemporanea a quelle di politica internazionale (pp. 22–26). Condivisibile è, invece, l'idea che è scarsamente credibile che l'anziano pontefice fosse all'oscuro delle malefatte dei suoi nipoti Carlo e Giovanni, alla cui „scoperta", sul finire del 1558, si dovette il loro allontanamento dalle stanze del potere curiale. Il vero cambiamento di scenario fu però dovuto alla morte di Paolo IV, nell'agosto 1559. In un contesto assai burrascoso, Giovanni Carafa si macchiò dell'uccisione della moglie, Violante, giustificandolo come omicidio d'onore. Tuttavia tale atto, lungi da destare consenso, finì per alimentare a Roma un clima di opinione decisamente ostile ai Carafa (pp. 31sg.). Il secondo capitolo è dedi-

cato alle vicende successive all'elezione di Pio IV (dicembre 1559), dopo un lunghissimo conclave e, in special modo, a quelle che condussero al processo ai Carafa. Il nuovo papa, sottolinea Pattenden, non solo intrattenne inizialmente buoni rapporti con Carlo e Giovanni Carafa, ma non fu mai contrario al nepotismo (che praticò con notevole successo a favore del lignaggio Borromeo-Altemps). La decisione di procedere contro di loro non fu dunque legata né a istanze moralizzatrici, né al desiderio di compiacere Filippo II d'Asburgo. L'ipotesi dell'autore è che Pio IV decise di colpire i Carafa nel quadro dell'affermazione del proprio potere curiale e nei confronti del Collegio cardinalizio: non essendo un pontefice che proveniva delle fila della nobiltà italiana, egli scelse di dare un esempio agendo nei confronti di soggetti politicamente deboli, isolati e screditati, quali i nipoti del suo predecessore. Il terzo capitolo del libro si occupa dell'inchiesta dal punto di vista dell'accusa. L'autore ritiene impossibile stabilire quando Pio IV decise di passare ai fatti e sottolinea il comportamento ambiguo nei confronti dei suoi bersagli, forse dovuto al timore di contraccolpi. Non a caso, il primo a essere arrestato fu il membro del Collegio cardinalizio forse allora più discusso e screditato, a causa della sua vita dissoluta: Innocenzo Del Monte, il nipote adottivo di papa Giulio III, che fu incarcerato per omicidio nel maggio 1560. Il mese seguente fu quindi la volta di Carlo, Giovanni e Alfonso Carafa, la cui causa il papa affidò al governatore di Roma, Girolamo Federici, titolare di un Tribunale con giurisdizione penale sulla città, e al procuratore fiscale Girolamo Pallantieri, suoi uomini di fiducia, che avevano numerosi conti in sospeso con Paolo IV e i suoi nipoti. Una delle principali preoccupazioni di Pio IV e dei giudici fu di reperire un'ampia messe di prove circa non solo le appropriazioni indebite dei Carafa, ma anche i numerosi delitti di cui si era macchiato Giovanni, così da giustificare il procedimento penale presso il Collegio cardinalizio e le corti europee. In questo senso, il pontefice commissionò una copia degli incartamenti processuali (contenente le testimonianze d'accusa) da inviare a Filippo II, così da convincerlo della bontà della causa e della perfidia dei Carafa (pp. 69–71). Da un punto di vista legale, tuttavia, le accuse per i crimini commessi – peraltro non eccezionali fra i membri della nobiltà romana – furono, in un certo senso, messe in secondo piano rispetto a quella di aver agito, durante il pontificato di Paolo IV, senza alcuna autorità e abusando di quella dello zio. A Carlo, Giovanni e Alfonso fu inoltre addebitato il fatto di aver incitato Paolo IV alla guerra contro Filippo II e per i rispettivi ruoli nell'assassinio della moglie del secondo. Né mancò l'accusa di eresia ai due porporati, fondamentale per consentire al pontefice di rafforzare la legalità del procedimento penale. Il quarto capitolo analizza la strategia difensiva dei Carafa di fronte alla macchina accusatoria messa a punto dal governatore di Roma. Di fronte allo scarso appoggio dei membri del Collegio cardinalizio, Carlo cercò di convincere Filippo II, per mezzo dell'ambasciatore spagnolo Francisco de Vargas, a intercedere a loro favore, con l'argomento che l'intero processo era ispirato a un desiderio di persecuzione politica e non di giustizia. Tuttavia varie ragioni politiche – non ultima la volontà di evitare conflitti con il papa e con gli esponenti del partito spagnolo a Roma – spinsero il re cattolico a mantenere un atteggiamento

distaccato dalla vicenda e di attesa nei confronti dell'esito del processo, ordinando a Vargas, giunto ai ferri corti con Pio IV, di mitigare il suo zelo a favore dei Carafa (pp. 80–84). Dal punto di vista processuale, gli avvocati di Carlo Carafa – fra cui coloro che, per ironia della sorte, avevano difeso Giovanni Morone nel procedimento inquisitoriale per eresia intentatogli da Paolo IV – ebbero buon gioco a obiettare che il cardinale aveva di fatto sempre operato come *longa manus* del defunto pontefice. Allo stesso modo questi aveva elargito beni e denaro al pronipote Alfonso secondo un costume comunemente accettato, né questi aveva commesso alcun crimine nell'atto d'impossessarsi di soldi e oggetti appartenuti al prozio, una volta che questi era morto. Nel gennaio 1561 il procuratore Pallantieri espose le risultanze del processo in concistoro alla presenza di Pio IV. La partita in realtà si protrasse ancora per qualche tempo, sinché, il 3 marzo, il papa ottenne che il Collegio cardinalizio sottoscrivesse la sua decisione di condannare a morte Carlo e Giovanni, confiscando i loro beni. Solo Alfonso scampò all'esecuzione capitale: dovette rinunciare alle sue importanti cariche curiali e a numerosi benefici ecclesiastici, nonché versare un'ammenda in denaro. Il quinto e ultimo capitolo è dedicato alle vicende del pontificato di Pio IV all'indomani del processo. Pattenden ritiene che la condanna dei Carafa servì a stabilizzare il potere di un papa, che fu ben lungi dal rappresentare un interludio „liberale" fra due pontificati repressivi (Paolo IV e Pio V). In quest'ottica Pio IV operò sia durante l'ultima fase del Concilio di Trento sia nei confronti del Sacro Collegio. Meno convincente appare la ricostruzione dell'autore circa le origini del dissenso tra il pontefice e il nuovo ambasciatore di Filippo II a Roma, Luis de Requesens (pp. 106–108 e 110sg.). L'ascesa al soglio papale di Michele Ghislieri con il nome di Pio V, nel dicembre 1565, ebbe effetti assai importanti rispetto alle scelte di Pio IV. Infatti il nuovo pontefice era stato stretto collaboratore di Paolo IV e si dedicò con energia e abilità a capovolgere alcune scelte politiche ed ecclesiastiche del predecessore. In primo luogo la sentenza di condanna dei Carafa, mediante la riabilitazione dei loro parenti superstiti e quindi con l'assoluzione postuma ai condannati, emanata nel settembre 1567, con l'argomento che Pio IV era stato traviato dai giudici del processo. Il papa ordinò persino di bruciare gli incartamenti, così da cancellare persino la memoria dell'ingiusta condanna (pp. 118–125). Massimo Carlo Giannini

Alessio De Dominicis (a cura di), Viaggio a Madrid. Da Montecorvino alla corte di Filippo II. Il manoscritto cinquecentesco di Gaspare Morese, prefazione di Pasquale Natella, Sorrento (Di Mauro) 2015, 134, 8 pp., ill., ISBN 978-88-97595-66-3, € 15.

Nel 1578 il giureconsulto Gaspare Morese, accompagnato dal medico Leonardo Antonio Recco e dal servitore Carlo Morese, compie un lungo cammino che lo conduce dal piccolo centro campano di Montecorvino Pugliano, nei pressi di Salerno, fino a Madrid. Obiettivo del viaggio è quello di offrire un riscatto di 18.000 ducati per riacquistare al pubblico demanio il borgo di Montecorvino, i cui diritti feudali erano stati

acquistati alcuni anni prima dal banchiere Nicolò Grimaldi, duca di Eboli. Il resoconto del viaggio, conservato dai discendenti di Morese in un manoscritto mutilo, viene oggi pubblicato – grazie anche alla collazione con una copia realizzata nell'Ottocento, quando l'originale era ancora integro. Attento osservatore ed oculato amministratore del denaro che deve condurre la piccola comitiva al cospetto del sovrano, Morese annota le spese affrontate per pasti, alloggi, mezzi di trasporto, non trascurando però di soffermarsi a descrivere luoghi e paesaggi attraversati nonché quanto operato a corte per portare a termine positivamente la propria missione per poi rientrare nel borgo natale. L'edizione rende possibile seguire il percorso, disagevole ma non per questo meno appassionante, di Morese e Recco verso la corte di Filippo II ed offre al lettore una fonte ricca di particolari per lo studio della vita materiale di età moderna. Nicoletta Bazzano

Nuntiaturberichte aus Deutschland. Die Kölner Nuntiatur, im Auftrag der Görres-Gesellschaft hg. von Erwin Gatz und Konrad Repgen, Bd. VI: Nuntius Antonio Albergati (1617 Januar–1621 Januar), in Verbindung mit Wolfgang Reinhard, bearb. von Peter Schmidt, Paderborn (Schöningh) 2015, XXXII, 884 pp., ISBN 978-3-506-78225-0, € 150.

Antonio Albergati (1545–1634) fu tra i nunzi rimasti più a lungo in carica durante il pontificato di Paolo V. Bolognese di origine, acquisì esperienza di governo accanto al cardinale Federico Borromeo, suo condiscepolo all'università di Bologna, collaborando con lui nella diocesi di Milano. Nell'aprile del 1610 fu inviato nunzio a Colonia e vi rimase per undici anni, fino alla morte di papa Borghese. La consistente mole di corrispondenza tra Albergati e la Segreteria di Stato viene ora messa interamente a disposizione degli studiosi. Il progetto, sostenuto dalla Görres-Gesellschaft, si articola in diversi volumi: il primo, in due tomi, pubblicato nel 1972 dal professor Wolfgang Reinhard, contiene i documenti dal maggio 1610 al maggio 1614 conservati presso gli archivi della Santa Sede; il secondo, curato da Peter Burschel, pubblica le lettere dello stesso periodo provenienti dall'archivio del cardinale Alderano Cybo presente nell'Archivio di Stato di Massa (1997); il terzo e il quarto volume, entrambi curati da Peter Schmidt e pubblicati nel 2009 e nel 2015, si riferiscono rispettivamente ai periodi giugno 1614 – dicembre 1616 e gennaio 1617 – gennaio 1621. Quest'ultimo volume conserva la struttura e l'impostazione dei precedenti: nella parte introduttiva si trova l'elenco delle opere più frequentemente citate (pp. XI–XII); una densa introduzione, che delinea i principali punti emergenti dal carteggio (pp. XIII–XXVIII); una puntuale cronologia (pp. XXIX–XXII). I testi, pubblicati integralmente, continuano la numerazione dei volumi precedenti, per un totale di 3449 lettere, sono introdotti da regesti e corredati da note testuali e illustrative. La ripartizione cronologica dei documenti non risponde a criteri di ordine storico, ma a ragioni editoriali. In appendice (pp. 794–841) è riportata una lunga relazione risalente al 1621, dopo il ritorno di Albergati a Roma,

indirizzata al papa regnante, Gregorio XV, dal titolo: *De Germanicae Ecclesiae infirmitate ac medela episcopi Vigiliensis considerationes viginti*, nella quale l'ex nunzio fa il punto sulla situazione nell'impero nell'ultimo decennio. Concludono il volume gli indici delle fonti archivistiche, delle parole italiane più significative e dei nomi. Nella fase finale della nunziatura Albergati seguì i principali avvenimenti politici, in primo luogo la successione al trono imperiale di Mattia, morto senza un erede designato. La dialettica politica propiziò l'elezione di Ferdinando d'Austria nel 1617 alla corona di Boemia e due anni dopo al trono imperiale. Albergati seguì le trattative del consesso elettorale imperiale tramite il nipote Fabio, che egli voleva avviare alla carriera ecclesiastica, non essendogli stato possibile recarsi personalmente a Francoforte. Le tensioni accumulatesi nel secondo decennio del secolo condussero al ricompattarsi del fronte protestante e alla conseguente ricostituzione della Lega cattolica, sostenuta da Roma. Anche se gli avvenimenti di Boemia non toccavano direttamente la sua area di influenza, i movimenti di truppe nelle vicine Fiandre spagnole e nell'aera renana furono oggetto di preoccupazione del nunzio, il quale più di una volta fu sul punto di subire aggressioni fisiche. In ambito ecclesiastico Albergati si adoperò per assicurare ai cattolici le diocesi del territorio di sua competenza contro le mire dei principi protestanti. La diocesi di Würzburg fu assegnata a Johann Gottfried von Aschhausen, mentre Liegi, Hildesheim e Paderborn ebbero coadiutori con diritto di successione che garantissero il loro permanere in mani cattoliche. In linea con la sua azione degli anni precedenti, Albergati favorì l'azione dei religiosi, in particolare di gesuiti e cappuccini, ed elaborò strategie missionarie che sarebbero state assunte dalla congregazione de Propaganda fide, con iniziative che miravano alla conversione di alcuni principi e a consolidare la presenza cattolica dove essa era divenuta fortemente minoritaria. Insieme al nunzio a Bruxelles fu coinvolto nelle vicende di Marco Antonio de Dominis, rifugiatosi in Inghilterra alla fine del 1616. Con questo volume si completa il carteggio dei primi trent'anni del XVII secolo, da Attilio Amalteo (1606) fino a Pier Luigi Carafa (1634). Silvano Giordano

Thomas F. Mayer, The Roman inquisition. A papal bureaucracy and its laws in the age of Galileo, Philadelphia (University of Pennsylvania Press) 2013 (Haney Foundation series), 385 pp., ISBN 978-0-8122-4473-1, £ 52.

Il volume prende le mosse dalla considerazione che la storiografia ha speso notevoli energie nello studio dell'Inquisizione in età moderna per comprendere il mondo delle vittime, più che per approfondire i meccanismi legali e istituzionali del massimo tribunale della fede del mondo cattolico. Molto giustamente Mayer sottolinea che – soprattutto nel mondo anglosassone – l'accostamento dell'aggettivo „legale" all'Inquisizione appare una contraddizione in termini. Tuttavia egli indica con chiarezza che anche il terribile tribunale operava sulla base di una sua concezione della legalità, che ovviamente non aveva nulla a che vedere con quella che si è affermata nel

mondo occidentale grazie al liberalismo. Mayer ritiene che, a partire dalla riconsiderazione di un caso di studio „classico", quale il processo a Galileo Galilei, sia possibile analizzare il funzionamento e le principali caratteristiche di un tribunale che si articolava fra Roma e buona parte dell'Italia, quale quello dell'Inquisizione. In questo modo l'a. ritiene possibile realizzare uno studio che metta in luce le vicende della storia della Congregazione del Sant'Ufficio come istituzione amministrativa, legale e politica. Tale percorso dovrebbe consentire anche di spogliarlo una volta per tutte della „leggenda nera" che, soprattutto nella cultura anglo-sassone, è dura a morire. Tuttavia, da un punto di vista metodologico, il caso Galilei – data la sua straordinaria rilevanza e complessità e la stratificazione storiografica – non è forse quello più adatto a render conto dell'ordinario funzionamento del tribunale inquisitoriale. Nel primo capitolo l'autore analizza l'Inquisizione considerandola un esempio della tendenza di lungo periodo del papato a concentrare il potere nelle sue mani. In realtà egli stesso contraddice tale affermazione quando, sulla scorta della storiografia, sottolinea giustamente che, nel 1542, per volontà di papa Paolo III, sorse un'istituzione del tutto nuova, che non può dunque esser messa, neppure idealmente, in continuità con l'Inquisizione medievale. Nella sua attenta ricostruzione Mayer non pare, però, rendersi conto che il periodo su cui concentra il suo interesse, grosso modo i primi quattro decenni del Seicento, andrebbe meglio contestualizzato all'interno di un lungo percorso storico-istituzionale del Sant'Uffizio. Il fatto stesso che, in quel periodo, i sovrani dei diversi Stati italiani s'interessassero della nomina degli inquisitori e sorgessero contese con la Santa Sede, non era solo l'effetto del potere papale sul tribunale, ma dei cambiamenti politici intercorsi rispetto ai primi anni di vita del tribunale, allorché la designazione degli inquisitori da parte della Congregazione romana non aveva destato particolari problemi. Nel secondo capitolo, dedicato all'analisi istituzionale, Mayer esamina anzitutto il ruolo di figure che rappresentavano, a ben vedere, l'ossatura dell'Inquisizione romana: il commissario generale, l'assessore, il procuratore fiscale, il notaio e i consultori (appartenenti questi ultimi agli ordini religiosi e spesso dotati di grandi capacità intellettuali). Si occupa quindi della prassi amministrativa, le riunioni dei cardinali inquisitori e la redazione dei decreti della Congregazione. L'autore dedica molta attenzione ai profili biografici dei cardinali inquisitori nominati prima del 1623 e quelli scelti durante il lungo pontificato di Urbano VIII (1623–1644). In particolare, egli distingue opportunamente coloro che rivestirono le delicate funzioni di segretari della Congregazione del Sant'Uffizio (Pompeo Arrigoni, Giovanni Garzia Millini, Antonio Barberini *senior* e Francesco Barberini) dagli altri membri dell'alto tribunale, fra cui, all'epoca del processo a Galileo spicca la figura di Roberto Bellarmino. Uno dei pochissimi cardinali inquisitori non italiani, nota l'autore, fu lo spagnolo Gaspar Borja y Velasco, la cui nomina fu dovuta al peso del suo sovrano nel mondo cattolico. Per quanto concerne il rapporto tra Urbano VIII e la Congregazione, Mayer ritiene che l'Inquisizione romana fosse „the most direct expression of the pope's *plenitudo potestatis*" (p. 108). Il pontefice avrebbe dunque mantenuto il tribunale sotto il suo stretto controllo, non esitando a manipolare le rivalità tra i por-

porati che ne facevano parte. Non giova alla leggibilità del volume, soprattutto nelle numerose e utili pagine che Mayer dedica all'analisi prosopografica dei cardinali e degli ufficiali della Congregazione del Sant'Uffizio, il ricorso allo spartiacque del 1623 e del processo a Galileo, che lascia supporre che, durante il papato di Urbano VIII, vi sia stato un netto cambiamento delle logiche istituzionali rispetto al passato. Cosa che, dall'esame delle carriere e dei profili personali compiuta dallo stesso autore, non pare si possa sostenere in maniera così netta. La seconda parte del volume è poi dedicata all'analisi delle procedure inquisitoriali e alle varie fasi processuali (investigazione preliminare, citazione, cattura, interrogatorio), al ruolo di accusa e della difesa degli inquisiti sino alla sentenza. Assai utili sono i dati statistici sui membri della Congregazione forniti in appendice. Massimo Carlo Giannini

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, 4. Abteilung: Siebzehntes Jahrhundert, Bd. 6: Nuntiatur des Ciriaco Rocci. Außerordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi – Sendung des P. Alessandro d'Ales (1633–1634), im Auftrage des Deutschen Historischen Instituts in Rom bearbeitet von Rotraud Becker, Berlin-Boston (De Gruyter) 2016, LXVI, 699 pp., ISBN 9783110456110, € 149,95.

Con la pubblicazione del presente volume si completa uno dei primi progetti dell'Istituto Storico Germanico di Roma, la quarta sezione dei *Nuntiaturberichte aus Deutschland*, che prevedeva l'edizione dei documenti relativi alla nunziatura presso la Corte imperiale tra il 1628, anno in cui Giovanni Battista Pallotta succedette a Carlo Carafa, e il 1635, quando fu conclusa la pace di Praga. Iniziato con i due volumi curati da Hans Kiewning per gli anni 1628–1630, pubblicati nel 1895–1897, relativi all'attività di Pallotta, il progetto è stato completato nell'arco di una dozzina d'anni dalla dottoressa Rotraud Becker, alla quale era stato inizialmente affidato il settimo volume, ma che successivamente si assunse meritevolmente il compito di portare a termine la parte spettante al compianto dottor Georg Lutz. Il volume raccoglie la corrispondenza di tre agenti diplomatici che operarono in contemporanea presso la Corte imperiale. Ciriaco Rocci, già nunzio agli Svizzeri, nel 1630 fu inviato alla dieta di Ratisbona e quindi all'imperatore, dove rimase fino all'aprile del 1635, quando, avendo ricevuto la berretta cardinalizia, fu sostituito da Malatesta Baglioni. La missione di Girolamo Grimaldi, nunzio straordinario, si protrasse da giugno del 1632 ai primi del 1634, in contemporanea con altri due inviati straordinari a Parigi e a Madrid, facendo seguito alla protesta elevata nel concistoro dell'8 marzo del 1632 dal cardinale Gaspar Borja y Velasco, quando espresse in maniera netta la disapprovazione della corte spagnola riguardo alla politica di Urbano VIII. Il cappuccino Alessandro di Ales, già collaboratore del suo confratello Giacinto da Casale e poi attivo durante vari anni alla corte di Giacomo I d'Inghilterra, rimase in territorio imperiale dall'aprile del 1634 fino all'agosto dell'anno successivo come inviato personale del cardinale nipote Francesco Barberini. Ciò che accomunava i tre inviati pontifici era il tentativo di avviare la ricon-

ciliazione tra l'imperatore e il re di Francia, allo scopo di riportare la pace nell'Impero e arginare l'espansione delle confessioni protestanti. L'ostilità tra le due corti rimase comunque immutata, nonostante l'invio di un emissario imperale a Parigi. Altri compiti affidati a Rocci furono il conseguimento della protettoria dell'Impero per il cardinale Francesco Barberini, dopo la morte del cardinale Scipione Borghese (1633), il tentativo di stabilire rapporti più stretti con Albrecht von Wallenstein e la distribuzione dei sussidi concessi da Urbano VIII per la guerra contro gli Svedesi. Meno evidenti nella corrispondenza appaiono le questioni più tipicamente ecclesiastiche come i conflitti di giurisdizione, le relazioni con i vescovi o la partecipazione di Rocci a cerimonie liturgiche. Il volume è strutturato in quattro parti. L'introduzione presenta i criteri che hanno presieduto alla scelta e all'organizzazione dei testi. Se in generale, nell'attuale ottica di pubblicazione delle fonti, i testi sono riprodotti integralmente, in alcuni casi si predilige la forma del regesto, quando essi sono già noti o pubblicati altrove. Alle biografie dei tre inviati è riservato ampio spazio: con integrazioni rispetto a quanto già pubblicato nei volumi della stessa collana nel caso di Rocci, mentre i profili di Grimaldi e di Alessandro di Ales appaiono ricchi di dettagli. La corrispondenza di Rocci e di Grimaldi è pubblicata in ordine cronologico, ricostruendo lo stato degli invii postali e le relazioni tra i dispacci dei nunzi e le istruzioni della Segreteria di Stato. La corrispondenza di Alessandro di Ales, conservata solo fino a novembre del 1634, viene riportata a parte, come appendice. Chiudono il volume la lista dei fondi archivistici utilizzati, una ricca bibliografia e un dettagliato indice dei nomi. Silvano Giordano

Jean-Pascal Gay, Jesuit civil war. Theology, politics and government under Tirso González (1687–1705), Farnham etc. (Ashgate) 2012 (Catholic Christendom, 1300–1700), VIII, 323 pp., ISBN 978-1-409-43852-6, € 70.

Il volume verte intorno alla figura del generale della Compagnia di Gesù, Tirso González, che resse l'istituto in anni particolarmente tormentati per la Chiesa cattolica, dal 1687 al 1705. L'autore sottolinea giustamente come sia ormai da abbandonare ogni lettura storiografica del cattolicesimo in età moderna come monolite e conduce il lettore nell'universo dei conflitti dottrinari tra diverse visioni di ciò che la religione cattolica e la Chiesa dovessero essere. Si tratta di un orizzonte nel quale il nesso tra teologia – intesa come sapere dotato di scuole e filoni culturali all'interno soprattutto dei diversi ordini religiosi – e politica, non solo del papato, ma anche della monarchie cattoliche europee, costituiva il cardine della società. In questo senso le vicende di Tirso González e del suo generalato ben si prestano allo scopo. Il gesuita fu infatti un fautore del „probabiliorismo" (la dottrina che imponeva l'obbligo di seguire la via moralmente più probabile e dunque più certa rispetto alle altre), in un'epoca in cui la maggioranza dei suoi confratelli erano seguaci del „probabilismo" (dottrina che consentiva di scegliere la via che, di volta in volta, potesse apparire sufficiente-

mente fondata). Dottrina, quest'ultima, che causava ricorrenti polemiche, ad esempio con i domenicani che accusavano i gesuiti di lassismo in materia morale. Nel primo capitolo, Gay analizza la situazione della Compagnia di Gesù in Francia negli anni di Luigi XIV. Il sovrano cercò di accrescere l'ascendente che la corona aveva da tempo sui gesuiti del regno, ponendosi come loro alto protettore. Il difficile equilibrio con la Curia generalizia entrò però in crisi allorché fu eletto generale lo spagnolo González, creatura di papa Innocenzo XI, con cui il re sole stava entrando in rotta di collisione. Il conflitto tra il nuovo generale e Luigi XIV esplose in seguito al rifiuto del primo di acconsentire alla riunione di tutte le province dell'ordine esistenti nei domini del sovrano sotto l'assistenza di Francia. La decisione presa da Luigi XIV nel 1688 di vietare ai gesuiti dei suoi territori ogni comunicazione con Roma finì per aprire una crisi non solo fra la corona e la Curia generalizia, ma anche all'interno degli stessi gesuiti francesi. Ne scaturì la clamorosa protesta dei superiori dei padri di Francia contro González inviata al pontefice Alessandro VIII e sostenuta dall'ambasciatore del sovrano. Solo un abile compromesso negoziato a Roma poté evitare guai peggiori. Nel secondo capitolo Gay prende in esame con grande maestria la complessa materia teologica legata all'altro e parallelo conflitto che ebbe al centro il generale dei gesuiti: quello tra probabilisti e probabilioristi all'interno della Compagnia. Ciò consente all'autore, nel terzo capitolo, di spiegare le ragioni del grave conflitto originato dalle posizioni di González, in parte eccentriche rispetto alla tradizione della Compagnia, in materia teologica e il loro stretto nesso con le questioni di governo dell'ordine, i burrascosi rapporti con la corona di Francia e quelli non meno difficili con gli ambienti della Curia papale e l'Inquisizione, soprattutto nell'ultimo quarto del Seicento. Il fatto stesso che il generale si vide proibita la pubblicazione di un volume sul retto uso delle opinioni e che il suo operato fosse così questionato da molti suoi confratelli la dice lunga sul groviglio politico-religioso che Gay dipana con grande acume e serietà analitica, utilizzando un'ampia serie di fonti prodotte non solo dalla Compagnia di Gesù.

Massimo Carlo Giannini

Itinera Italica I. Römische Tagebücher aus dem Kloster Sankt Gallen, hg. von Peter Erhart/Luigi Collarile, mit Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche und Italienische von Helena Müller und Cristiano Nodari, St. Gallen (Stiftsarchiv) 2015, 246 S., 1 Karte, 36 Abb., ISBN 978-3-85256-677-1, € 41.

Reisen in der Frühen Neuzeit (nicht nur die traditionellen Adels- und Bildungsreisen) sind in der vergangenen Zeit stark in den Fokus des historischen Interesses getreten, v. a. im Zusammenhang mit Fragen der Fremdwahrnehmung. Die vorliegende, sehr ansprechend aufgemachte Edition enthält in deutscher und italienischer Übersetzung (aus dem Lateinischen) vier Berichte von Benediktinerpatres sowie eines Kardinals über deren Reise aus der Schweiz nach Italien in der Zeit zwischen dem Ende des 17. und der Mitte des 18. Jh. Anders als der Titel „Römische Tagebücher" sugge-

riert, wird nur in einem Bericht der Romaufenthalt beschrieben. Von den Originalen, die sich im Stiftsarchiv St. Gallen befinden, wurden jeweils 16 aufeinanderfolgende Faksimilefolios im Originalformat der Publikation beigegeben. Im einzelnen handelt es sich um folgende Reisen, wobei drei unterschiedliche Alpenübergänge gewählt wurden: 1) die des Kardinals und ehemaligen Abts von St. Gallen Celestino Sfondrati 1696 (über den Splügen), 2) die der Patres Lukas Grass und Jodok Müller (1699; ebenfalls über den Splügen), 3) die der Patres Coelestin Gugger und Bernhard Frank 1729 über den Gotthard und 4) die ihrer Mitbrüder Iso Walser und Antonin Rüttimann, die 1748 über den Brenner führte. Die Tagebucheinträge der letzteren enden in Bologna (S. 191/225); über die Gründe für diesen Abbruch kann nur spekuliert werden. Vielleicht sollten Wiederholungen vermieden werden (S. 17/49), allerdings legen die Städtebeschreibungen (detaillierter als in den anderen drei Texten, etwa von Verona oder Venedig) nahe, dass auch weitere bedeutende Reisestationen, nicht zuletzt Rom selbst, eine entsprechende Würdigung erfahren hätten. Die Einleitung informiert über die Rahmenbedingungen und Intentionen der Reisen. Sfondrati reiste nach Rom zur Übernahme der Kardinalswürde mit entsprechend umfangreicher Reisebegleitung (Nr. 1), Grass/Müller unternahmen eine Pilgerfahrt anläßlich des Hl. Jahres 1700 (Nr. 2), Gugger/Frank eine Studienreise (Nr. 3) und Walser/Rüttimann wurden in offizieller Mission durch den Abt des Stifts zur Beilegung eines Rechtsstreits (mit Konstanz) bei der *Rota* an den Tiber entsandt (Nr. 4). Neben den üblichen Inhalten wie Informationen zur Reise, zu Gasthäusern und Herbergen (in Venedig wurde die deutsche Herberge beim *ponte Rialto* gewählt [S. 180/]), Beförderung, Reiseroute (vgl. Karte S. 43), Reisebekanntschaften, Wetter etc., aber auch Beschreibungen – erwartbar bei geistlichen Protagonisten – von bedeutenden Kirchen, Wallfahrtsstätten und Kultformen (Verweis auf den ambrosianischen Ritus im Mailändischen; Wiedergabe von griechischen Inschriften im Markusdom von Venedig mit lateinischer Übersetzung) enthalten die Diarien auch Interessantes zu Profanbauten (v. a. in Nr. 4), z. B. die ausführliche Beschreibung der Arena von Verona und die des von Palladio errichteten Theaters in Vicenza mit dem Hinweis, dass dort 1585 „zum ersten Mal“ (in der Neuzeit) der Ödipus des Sophokles aufgeführt wurde (S. 175 f./210 f.). Schließlich Mitteilenswertes zur fremden Kultur (ebenfalls v. a. im Bericht von Walser/Rüttimann): die Zweisprachigkeit von Trient, das Bauen im Wasser der Venezianer etc. Die Übersetzungen sind zuverläßlich (S. 126 muß es in der deutschen Übersetzung wohl unter dem 31. Oktober heißen: „beim heiligen Leichnam“ statt „beim heiligen Lei“). Es ist zweifellos zu bedauern, dass das lateinische Original nicht abgedruckt wurde. Bewußt wurde auf ausführliche Sachkommentare verzichtet. Ein gewisser Ersatz stellen die Einleitung und die ausführlichen Register der Namen und Orte (ebenfalls deutsch und italienisch) dar. Es ist das Verdienst der Editoren, die Berichte von Italienreisen der späten Frühen Neuzeit um vier interessante Texte bereichert zu haben.

Alexander Koller

Carlo Capra, Gli italiani prima dell'Italia. Un lungo Settecento, dalla fine della Controriforma a Napoleone, Roma (Carocci) 2014 (Frecce 190), 464 S., ISBN 978-88-430-7413-6, € 32.

In Bezug auf die berühmte Aussage, die Massimo d'Azeglio zugeschrieben wird, „Wir haben Italien geschaffen, jetzt müssen wir die Italiener erschaffen", kehrt Capra diese Sichtweise um – das ist die Grundthese des Buches, wie der Titel bereits andeutet – und geht davon aus, dass die Italiener vor dem italienischen Staat existierten: genauer gesagt, dass es auf der italienischen Halbinsel deutlich vor der nationalen Vereinigung einen bestimmten Personenkreis gab, eine Bildungselite (die sicherlich in begrenzter Zahl auftraten aber dennoch bedeutend waren), der nicht nur eine allgemeine italienische Identität, auf Grundlage von Sprache und kultureller Tradition (eine Art von Identität, die bereits seit Jh. existierte), zu eigen war, sondern auch ein aktiveres bewusstes Bestreben, die politische Fragmentierung zu überwinden. Dieses Bewusstsein, dieser Übergang zwischen der „gefühlten Nation" und der „gewollten Nation" (um sich einer wirkungsvollen Definition von Chabod, die auch Capra zitiert, zu bedienen), war zwischen der letzten Dekade des 18. Jh. – auch als Folge des Einflusses der Französischen Revolution – und dem Beginn des 19. Jh. vollständig herangereift. Dem Autor zufolge ist der oben genannte Zeitabschnitt im „lungo Settecento" („langen 18. Jh."), d.h. der Zeitraum, der sich von den letzten Jahrzehnten des 17. Jh. bis in die napoleonische Ära erstreckt, einzuordnen: eine Periodisierung, die eine Neuheit in der Geschichtsschreibung darstellt, auch wenn sie, wie der Autor erklärt, zum Teil bereits von Giorgio Candeloro vorgeschlagen wurde. Das so definierte 18. Jh. war prägend für die Ausarbeitung und Verbreitung der Vorstellungen, die einen starken Einfluss auf das Europa im 19. Jh. hatten (wie auch Franco Venturi unterstrich); hier ist nicht nur der Ursprung des Risorgimento zu suchen, sondern auch in einem allgemeineren Zusammenhang der des „zeitgenössischen Italien mit seinen Licht- und Schattenseiten, und vor allem mit seinen ungelösten Problemen: der Dualismus Nord-Süd, die Kluft zwischen den politisch-kulturellen Eliten und den Volksmassen, zwischen dem Staat und den Bürgern, die fortwährende starke Konditionierung des öffentlichen Lebens durch die katholische Kirche, die Spitzenleistungen und die weitaus häufigeren Rückstände im Bildungs- und Kulturwesen" (S. 16). In diesem Sinne entfernt sich der Autor vom kulturgeschichtlichen Ansatz der Risorgimento-Forschung, der einerseits die aufklärerischen Wurzeln des Risorgimento (damit gemeint ist „die Ausarbeitung einer einheitlichen und konstitutionellen Plattform schon vor dem Feldzug Bonapartes in Italien"), andererseits die äußerst bedeutenden Ergebnisse des Napoleonischen Staates und seiner Institutionen nicht ausreichend berücksichtigt: im Einzelnen die Gesetzbücher, die Neuorganisation der Verwaltung, das Militär, das Schulwesen, „alle Elemente ohne die es sehr schwierig, wenn nicht unmöglich, gewesen wäre, der Idee eines Nationalstaates Form und Fülle zu geben" (S. 15). Die These des Buches wird in 20 dichten Kapiteln entwickelt, die neben den unmittelbar politischen und kriegerischen Ereig-

nissen der Italienischen Staaten vor der Vereinigung, ein extrem reichhaltiges Bild der verschiedenen Aspekte der italienischen Gesellschaft „vom Ende der Gegenreformation bis Napoleon“ (worauf der Untertitel des Bandes hinweist) beschreiben: die Demographie, die landwirtschaftliche Produktion und die städtische Ökonomie, die Industrialisierung, das Katasterwesen und die finanziellen Innovationen, das Militär, die städtische Entwicklung, die Änderung des Brauchtums, das kulturelle Leben, die wissenschaftlichen Fortschritte, das philosophische und politische Gedankengut, die Modelle der Ehe und die familiären Strukturen, die gesellschaftlichen Schichten, die Armut und die Arbeit, die juristischen und gesetzlichen Reformen, die Institution der Schule und die Alphabetisierung, die Kirche und die Religion, die Presse und die Zensur, die Versammlungsorte und die Formen sozialer Interaktionen.

Francesca Brunet

Antonio De Rossi, La costruzione delle Alpi. Immagini e scenari del pittoresco alpino (1773–1914), Roma (Donzelli) 2014 (Saggi. Storia e scienze sociali), XXVI, 420 S., ISBN 978-88-6843-119-8, € 38.

Leitfaden dieser umfangreichen Studie ist die Kategorie der Konstruktion. Der Vf. setzt sie vom Begriff der Erfindung ab, an dem sich eine höchst ertragsreiche Forschungsphase in den 80er und 90er Jahren des vergangenen Jh. ausgerichtet habe. In ihr habe man sich auf den – aufklärerischen und frühromantischen – Gründungsmoment in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jh. konzentriert, von dem aus sich in einem linearen Entwicklungsprozess die Kolonisierung des alpinen Raumes durch die städtischen europäischen Gesellschaften durchgesetzt habe. Betrachte man hingegen einzelne Orte und Gegenden, zeige sich gerade auch für das 19. Jh., das unter dem hier interessierenden Aspekt bisher weitestgehend unerforscht geblieben sei, eine große Komplexität und Unbestimmtheit mit plötzlichen Beschleunigungen und Mißerfolgen, mit schwierigen Anfängen und rascher Aufgabe: Der Vf. deckt dies in einem späteren Kapitel insbesondere am Beispiel einiger piemontesisch-italienischer Täler und Regionen auf. Die Geschichte der Konstruktion umfasst nun einerseits die materiellen Wandlungsprozesse durch menschlichen Eingriff, andererseits den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt sowie die Vorstellungs- und Inszenierungsformen der alpinen Welt. So beginnt die Studie in der zweiten Hälfte des 18. Jh. mit der methodisch-systematischen Vorgehensweise nicht nur Horace-Bénédict de Saussures zur geometrisch-architektonischen, auf einer morphogenetischen Logik gegründeten Ordnung der geologischen Daten, der im übrigen analoge Entwicklungen im künstlerischen Feld entsprochen hätten. Nach den napoleonischen Kriegen kam es bei einem wachsenden Interesse für die Alpen zu einem vor allem durch die Engländer bewirkten ästhetischen Perspektivwechsel, in dem die sich gegenseitig durchdringenden Kategorien des Erhabenen und des Pittoresken vorherrschend wurden. Die neuartige Lithographie trug entscheidend zur Verbreitung des romantischen Alpenbildes

bei, das im piemontesischen Zusammenhang in der Valle di Susa mit der Verbindung von natürlicher und mittelalterlich-historischer Landschaft ihren exemplarischen Ausdruck gefunden habe. In dieser Phase, so der Vf., erlangte der gnoseologisch-deutende bzw. konstruierend-ordnende komplementäre Kontrast, der sich konkret in der Spannung zwischen der unbeherrschten und beherrschten Natur, zwischen dem Modernem und dem Archaischen äußerte, für die Narration des alpinen Raumes eine fundamentale Bedeutung. Als zweites Grundelement der pittoresken Sichtweise habe sich in ihrer konstruierten Ursprünglichkeit das Ideal des Schweizer Chalets durchgesetzt. Eine Hypostasierung der Vorstellungen im Typischen bewirkten schließlich die neuen Reiseführer, die auf die Verdrängung der aristokratischen *Grand Tour* durch den neuen, zeitlich reduzierten bürgerlichen Tourismus in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jh. antworteten. Hier liegen auch die ersten Anfänge des Aufbaus der alpinen Infrastrukturen mit den Hotelbauten selbst in großer Höhe, mit den Straßen und Eisenbahnlinien, die dazu beitrugen, dass aus den alpinen „Rohstoffen" – Luft und Wasser, Schnee, Eis und Kälte, Milch und Weiden – Gegenstände der Suche nach einem gesunden Leben und des Vergnügens wurden. Am Ende dieser Entwicklung stehen die Alpen als „playground" und ihre „Panoramatisierung" (Schivelbusch) nicht zuletzt durch Bahnlinien, die in höchste Höhen tragen und nach kühnen Plänen gar auf den Gipfel des Matterhorns führen sollten. Insgesamt bietet der Band, dem reiches Bildmaterial beigefügt ist, mit seinem fundierten Einblick in die Entwicklung der westlichen Alpenregion in Frankreich, Italien und in der Schweiz den besten Ausgangspunkt für vertiefte Untersuchungen einzelner Themen und bestimmter Territorien. Dem Rez. beispielsweise erscheint die – zum Teil noch wenig untersuchte – Konstruktion des territorialen Raumes in den Waldensertälern, die wesentlich von den religiösen Erfahrungen und Ereignissen sowie deren Erinnerung geprägt ist, besonders interessant. Gerhard Kuck

Steven C. Soper, Building a Civil Society. Associations, Public Life, and the Origins of Modern Italy, Toronto-Buffalo-London (University of Toronto Press) 2013, 310 S., ISBN 978-1-4426-4503-5, $ 85.

Anders als die globale Sicht, auf die sich Robert Putnam in seiner 1993 erschienenen Arbeit zu den „Civic Traditions" im Italien der Neuzeit konzentriert, bietet Steven C. Soper in seiner Untersuchung zum Veneto des 19. Jh. die Innensicht auf einen distinkten Raum im Norden des Königreiches Italien. Er konzentriert sich dabei auf urbane Zentren wie Padua, Vicenza und Verona und möchte nachweisen, dass italienische Liberale auch vor den 1880er Jahren wesentlich die lokale Ebene des öffentlichen Vereinslebens mitgestaltetet haben. (S. 14) Hierzu fokussiert Soper auf die Aktivitäten einer Gruppe junger moderater Liberaler – Luigi Luzzatti, Emilio Morpurgo und Fedele Lampertico – die im Mittelpunkt der auf sieben Kapitel angelegten Arbeit stehen. Obgleich der gewählte Fokus durch die Quellenlage gerechtfertigt erscheint,

überzeugt die Einführung in dieser Hinsicht nicht gänzlich und hätte die Auswahl eines so spezifischen Raumes nachdrücklicher vermitteln können. Auch wäre an ausgewiesenen Stellen ein konsequenterer Rückbezug auf den jüdischen Hintergrund Luzzattis und Morpurgos wünschenswert gewesen, der im Zeitalter von Emanzipation und Akkulturation ganz sicher das öffentliche und soziale Engagement der beiden stärker motiviert hat, als die Arbeit es dem Leser über Freundschaften, Kontroversen und Briefwechsel der Gruppe hinweg vermittelt. (S. 45) Die Kapitel führen durch die Geschichte des öffentlichen Lebens der Region seit den 1830er Jahren. Die anfänglich noch durch starke Zensurmaßnahmen beschränkte, bescheidene Vereinslandschaft präsentierte sich als Ordnungssystem des Freizeitverhaltens, dem auch eine erzieherisch-disziplinierende Note innewohnte. Anders als vordem war sie eher an der Nützlichkeit, nicht länger am Luxus aristokratisch dominierter Klubs orientiert. Mit dem Risorgimento, das auch in der sprachlichen Vermittlung der Vereinsgründungen wiederbegegnete (S. 56 f.), intensivierten sich die Bemühungen der moderaten Liberalen um den Aufbau der Zivilgesellschaft. Beginnend mit dem Jahr 1866 trat die „neue Öffentlichkeit" dann stärker hervor: Moderate Liberale hätten in den folgenden Jahrzehnten das Kulturleben geprägt, substantiiert Soper seine Eingangsthese. (S. 80) Die neuen Vereine und Gesellschaften sorgten dafür, dass Wissenschaft, Literatur und zirkulierende Ausstellungsobjekte ein größeres Publikum fanden. Dennoch ging die Herausbildung einer mündigen Zivilgesellschaft langsamer voran, als von der Gruppe um Luzzatti erhofft. Von Einzelnen dominierte Vereinssitzungen glichen einem erstarrten Ritual; politische Ausschweifungen wurden vermieden. (S. 104) Zudem habe ein regionaler „dull journalism" jene „dull meetings" kaum reflektierend begleitet, bemerkt Soper. (S. 100) Auch in den zahlreichen Vereinen mit wirtschaftlicher Zielstellung habe sich angesichts nur zögerlich getätigter Investitionen daher eine gewisse Ernüchterung ausgebreitet. (S. 127 f.) Die ab den 1880er Jahren aufkommende Konkurrenz aus dem linksliberalen und katholischen Lager wirkte dahingehend mobilisierend, erreichte jedoch ebenso wenig wie bereits bestehende Vereine die Provinz. Mittels eines auf lokaler Ebene angesiedelten Erinnerungskultes an verstorbene Persönlichkeiten der Vereinslandschaft (178 f) versuchten die moderaten Liberalen auf die Konkurrenz zu reagieren und Einfluss hinzuzugewinnen. Sopers Buch bietet einen differenzierten Blick auf die Phase liberal geprägter Öffentlichkeit im 19. Jh. Es stellt nicht deren ab 1880 manifest werdende Krise, sondern Stärken und Schwächen des liberalen Vereinswesens ins Zentrum. Damit vermittelt es ein lesenswertes Bild einer für die Geschichte des modernen Italiens entscheidenden Zeit aus sich selbst heraus, ohne in ihr allein nach den Ursachen des Faschismus zu suchen.

Carolin Kosuch

Carolin Kosuch, Missratene Söhne. Anarchismus und Sprachkritik im Fin de Siècle, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015 (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts 23) 390 pp., ISBN 978-3-525-37037-7, € 70.

Sono molteplici e intrecciate con sapienza le linee d'indagine di questo saggio, incentrato sul rapporto fra anarchismo e *Sprachkritik* (critica del linguaggio) e sul legame fra tre personalità chiave della storia del pensiero del *Fin de siècle*: Fritz Mauthner, Gustav Landauer ed Erich Mühsam. In tre capitoli, che seguono l'evoluzione del loro vissuto biografico e produttivo individuando le ragioni della vicinanza personale e intellettuale, l'a. offre una solida ricostruzione di quell'ampio panorama culturale che si rivela, alle soglie del XX secolo, in tutta la sua contraddittorietà e fertile produttività artistica. Seguendo le sfaccettature della babele linguistica della Praga ebraico-tedesca di Mauthner, la ribellione dello spirito bohèmien di Mühsam, le tappe della prima formazione letteraria di Landauer, il primo capitolo indaga come dall'infanzia e giovinezza di tre figli della borghesia ebraico-tedesca e dal motivo del conflitto generazionale con i padri assimilati possano aver avuto origine l'interesse per la critica del linguaggio e la spinta antiautoritaristica e anarchica. Il secondo capitolo ha sullo sfondo la metropoli berlinese, nuova capitale dell'Impero Tedesco, considerata da molti fucina di un atteso rinnovamento, poi rivelatosi utopico; è qui che anche Mauthner, Landauer e Mühsam tentano di affermarsi, scrivendo e partecipando al brulicante attivismo politico-culturale delle numerose istituzioni, associazioni e riviste. Lo studio si sofferma, qui e altrove, sull'analisi delle opere non solo a carattere teorico-filosofico ma anche prettamente letterario dei tre scrittori; movendo fra l'altro dal concetto di „identità narrativa" di Paul Ricoeur, esso riconduce temi e personaggi delle prose alle circostanze autobiografiche della formazione intellettuale degli autori. L'ultimo capitolo, che coincide cronologicamente con il momento della fuga dalla deludente vita metropolitana, mette a fuoco il nesso teorico fra l'anarchismo di Landauer e di Mühsam e i fondamenti della *Sprachkritik* di Mauthner. Sono due i piani principali della trattazione: sullo sfondo c'è la complessa storia culturale dei territori mitteleuropei durante la seconda metà del XIX secolo, la rapida urbanizzazione e la favorita aggregazione sociale delle metropoli, la politica socialdemocratica, il fiorire – con la corrente del Naturalismo – della cosiddetta *ästhetische Moderne*; c'è l'entusiasmo per la scienza e il conseguente bisogno di legittimazione dell'arte, il darwinismo e gli esiti delle teorie psicanalitiche, la nascita del pubblico di massa e del suo gusto; e vi sono anche vicende come il *Berliner Antisemitismusstreit* e le prime interrogazioni sull'origine familiare ebraica, con cui non ci si confronta ma ineludibilmente si viene confrontati. In primo piano emerge la ribellione di tre figli che deludono le speranze paterne, individualisti che coltivano un tagliente spirito critico nei confronti del loro tempo e che per questo motivo sembrano condannati a restare figli, incapaci di generare con il loro operato politico-intellettuale un'inversione dello stato di fatto sociale. L'intero scenario si ricompone in questo studio in una godibile e unitaria narrazione, che include nel suo orizzonte analitico numerosi temi cardine

e figure del periodo, e che, va sottolineato, si basa oltre che su fonti edite anche su significative informazioni derivanti da fonti inedite d'archivio. Il volume, che si pregia di un ottimo apparato (bibliografia ben compilata, registro dei nomi, dei luoghi e opportuno registro tematico), diviene così una lettura irrinunciabile non solo per chi condivida l'interesse per i tre autori e per il nucleo tematico specifico, ma anche per chi, con diverso orientamento di studi, si interessi allo spaccato storico-culturale che va dal 1848 al 1918. Giulia A. Disanto

Anna Maria Voci, Karl Hillebrand. Ein deutscher Weltbürger, Roma (Istituto Italiano di studi germanici) 2015, 693 S., ISBN 978-88-95868-12-7, € 40.

Wer war Karl Hillebrand? Die Charakterisierungen durch die Nachwelt fallen ebenso facettenreich aus wie seine unzähligen Artikel und Korrespondenzen, die er – ein Sprachgenie – auf Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch verfaßte und im Laufe seines eher kurzen Lebens (er starb mit 55 Jahren in seiner Wahlheimat Florenz) in mehr als zwanzig europäischen und nordamerikanischen Zeitschriften veröffentlichte: ein brillanter und geistreicher Essayist, ein politisch interessierter Publizist, ein Literaturhistoriker und -kritiker, ein Vermittler zwischen den großen Kulturen des Abendlandes, ein Verfechter der Verschmelzung von klassisch-humanistischer und idealistischer Kultur. Als genuiner Historiker wird er eher selten gesehen, obwohl seine französische Dissertation über die florentinische Geschichte des 14. Jh. und seine Geschichte Frankreichs 1830–1848 ihn als solchen ausweisen. Der Gießener Professorensohn, der sich in der Revolution von 1848 engagiert hatte und in Baden zum Tod verurteilt worden war, entkam der Exekution nur durch eine spektakuläre Flucht aus dem Rastatter Kerker nach Frankreich, wo er seine englische Lebensgefährtin kennenlernte und über 20 Jahre verbrachte, als Universitätsprofessor und Bildungsreformer, bis der deutsch-französische Krieg ihn 1870 nach Italien zwang. Obwohl Heine ihn in Paris noch 1849 zu seinem Sekretär machte, sah Hillebrand seine revolutionäre Phase schon bald als Jugendsünde an und revidierte seine politischen Überzeugungen, indem er von einer demokratischen zu einer gemäßigt liberalen Anschauung überging, die gereift war, längst bevor die Amnestie von 1858 es ihm wieder erlaubte, den Boden seines deutschen Vaterlands zu betreten, in welchem er aber nie mehr für längere Zeit leben sollte. Vielmehr nahm Hillebrand 1866 die französische Staatsangehörigkeit an, entwickelte sich aber nichtsdestotrotz zum Bewunderer Bismarcks, der mit der Zerschlagung des „alten Deutschland" die „genialste, kühnste und folgenreichste That des 19. Jahrhunderts" vollbracht habe. Den Liberalismus verband er mit einer konservativen Weltsicht, die vom Historismus geprägt war und die von der Annahme ausging, dass die Menschheit keines grundlegenden Fortschritts fähig sei, sondern sich nur ihre Ausdrucksmittel und -formen veränderten. In den fünfziger Jahren des 20. Jh. begann sich die akademische Welt für diesen herausragenden Intellektuellen zu interessieren und ihn dem Vergessen zu entrei-

ßen, mit den von Julius Heyderhoff besorgten Sammlungen von Hillebrands Essays, mit der Biographie aus der Feder von Hermann Uhde-Bernays, mit den Dissertationen von Heinz Walther Klein, Hubert Morgenthaler, Leo Haupts, Elsbeth Wolffheim und Wolfram Mauser. Die Urteile über die Person des ungebundenen Intellektuellen, der – schon damals zunehmend unzeitgemäß – in seiner italienischen Schaffensphase nur von seiner schriftstellerischen Tätigkeit lebte, nachdem er ihm angebotene akademische Positionen ausgeschlagen hatte, klafften schon bei den Zeitgenossen auseinander. Er sei ein Feuilletonist, kein Historiker, meinte Graf Paul Yorck von Wartenburg, während Wilhelm Dilthey ihn als Essayisten und zutiefst kenntnisreichen Kosmopoliten zeichnete, dem aber der Sinn für das Systematische abgehe. In Italien und Frankreich wurde er, der mehr als 30 Jahre in Frankreich und Italien verbrachte, in den 1980er Jahren als ein europäischer Häretiker bzw. als ein kosmopolitischer Emigrant gewürdigt. Dass Hillebrand gleichrangig neben Jacob Burckhardt stehe, wie Uhde-Bernays geurteilt hat, greift die Vf. nicht auf, doch sei es auch nicht gerechtfertigt, Hillebrand nur als Epigonen zu sehen und seinem außergewöhnlichem Geist die innere Kohärenz und geistige Tiefe abzusprechen. Das von Ernst Schulin und Volker Sellin sprachlich durchgesehene Buch gliedert sich in eine Einleitung, die die Fragestellung und einen Forschungsbericht enthält sowie drei umfangreiche Hauptteile, die sich mit Hillebrands Beziehungen und seinen Analysen zu Frankreich, Italien und seinem „deutschen Vaterland“ beschäftigen, seinen Kontakten und seinem Netzwerk (zu seinen Freunden gehörten Ludwig Bamberger und Pasquale Villari, er korrespondierte mit Nietzsche und Carducci), wohingegen auf ein analoges Kapitel über sein Verhältnis zu England verzichtet wurde. Besonders interessant sind die neu hinzugezogenen und nicht leicht aufzuspürenden Briefwechsel, vor allem der mit Ludwig Bamberger, sowie Hillebrands politische Korrespondenzen, die er von 1872 bis 1876 aus Italien für die Augsburger Allgemeine Zeitung schrieb und die ihn als bestens informierten, scharfsinnigen, ja mitunter geradezu hellseherischen Beobachter seiner Gegenwart erweisen. Die Vf. konnte für ihr Werk auf eigene Vorarbeiten zum Thema zurückgreifen. Dass das Buch, dem eine umfangreiche Bibliographie und ein Namensregister beigegeben wurde, ganz in deutscher Sprache erscheinen konnte, ist bemerkenswert und vielleicht eine späte Hommage an den Patrioten Hillebrand, dessen Ziel es war, „das Bild eines gegenüber Europa offenen Deutschlands zu verbreiten“ und die „guten Humanitätstraditionen des Vaterlandes“ sowie das Eigentümliche der deutschen Bildung, das Universelle und Kosmopolitische, zu bewahren gegen einen „leidenschaftlich-engherzigen Nationalgeist“. Das Denken dieses Intellektuellen von wahrhaft europäischem Format bleibt ebenso aktuell wie seine Rolle als Vermittler zwischen den Staaten. Wer seine Schriften und seine Korrespondenzpartner kennenlernen will, wird diese Monographie mit Gewinn konsultieren.

Lutz Klinkhammer

Ulrich Wyrwa, Gesellschaftliche Konfliktfelder und die Entstehung des Antisemitismus. Das Deutsche Kaiserreich und das Liberale Italien im Vergleich, Berlin (Metropol Verlag) 2015 (Studien zum Antisemitismus in Europa 9), 450 S., ISBN 978-3-86331-273-2, € 24.

Seit den 1970er Jahren, als sich die Antisemitismusforschung in den Geschichtswissenschaften etablierte, ist eine Fülle von Gesamtdarstellungen zur Geschichte des Antisemitismus in Europa erschienen. Bis heute besteht jedoch ein Defizit an einschlägigen, systematisch vergleichenden Monographien. Der Historiker Ulrich Wyrwa legt nun die erste komparativ angelegte Studie zur Entstehung des Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich und im Liberalen Italien für den Zeitraum zwischen 1879 und 1914 vor. Das Werk bildet gleichzeitig eine der wenigen grundlegenden Untersuchungen zum Antisemitismus im vereinigten italienischen Nationalstaat, der im Gegensatz zum Antisemitismus des faschistischen Italien von der Geschichtsschreibung bislang weitgehend vernachlässigt worden ist. Wyrwas Arbeit setzt es sich zum Ziel, „nicht nur offene Fragen hinsichtlich des Antisemitismus im Liberalen Italien" zu beantworten, sondern zugleich „am Beispiel des starken Antisemitismus in Deutschland und des schwachen Antisemitismus in Italien" (S. 27) inhaltlich-thematische Defizite der aktuellen Antisemitismusforschung auszugleichen. Basierend auf der Methode der historischen Komparatistik und der von Pierre Bourdieu konzipierten Theorie des Feldes wird am Beispiel von vier zentralen Konfliktfeldern untersucht, „inwiefern sie zu Entstehungsorten des Antisemitismus wurden" (S. 44). Die wichtigste Quellengrundlage bilden Zeitungen und Zeitschriften, Verbands-, Hochschul- und Kirchenarchive sowie polizeiliche Untersuchungsberichte. Auch Ego-Dokumente und einzelne Nachlässe wurden vom Vf. konsultiert. Die Struktur der Studie orientiert sich an den ausgewählten Konfliktfeldern: Erstens das „Konfliktfeld Nation", in dessen Mittelpunkt der Alldeutsche Verband in Berlin und die *Associazione Nazionalista Italiana* in Florenz stehen; zweitens das Feld der Kleinhändler in Berlin und Mailand; drittens das akademische Feld, das der Vf. anhand der Universitäten Bologna und Heidelberg untersucht; und viertens das kirchlich-religiöse Feld, das auf der Grundlage der kirchlichen Presse in Venedig und Breslau erörtert wird. Wyrwas präzise durchgeführter Vergleich bringt dabei neue, zum Teil überraschende Ergebnisse hervor. So konnte sich selbst im nationalistischen Lager Antisemitismus weder in Italien noch in Deutschland (zumindest bis zum Ersten Weltkrieg) durchsetzen. Ähnlich ambivalent stellte sich das Konfliktfeld des Handels dar. Während die Berliner Kleinhändler sich politisch eher dem konservativen Lager zugehörig fühlten und in ihrer Agitation häufig gegen Juden richteten, blieben die Mailänder Kleinhändler überwiegend demokratisch und nicht-antisemitisch eingestellt. Die entscheidende Gemeinsamkeit von Italien und Deutschland in der Entstehung des Antisemitismus dagegen sieht Wyrwa darin, dass in beiden Ländern wesentliche Impulse für die Herausbildung der neuen antisemitischen Sprache von der Kirche ausgingen. Die spannend und anschaulich geschriebene Studie widerlegt zwar nicht das Bild eines starken Antisemitismus in

Deutschland und eines schwachen Antisemitismus in Italien, doch erlaubt der angewandte historische Vergleich durchaus Nuancierungen. Wyrwa weist nach, dass von einer umfassenden antisemitischen Durchdringung der Gesellschaft des Deutschen Kaiserreiches nicht gesprochen werden kann. Ebenso wenig lässt sich die überkommene These aufrechterhalten, nach der es im Liberalen Italien keinen Antisemitismus gegeben habe. Die Arbeit bietet damit auch einen Anreiz für künftige vergleichende Betrachtungen, die sich weiteren gesellschaftlichen Konfliktfeldern widmen, etwa den Angestellten, den Handwerkern oder den Frauenbewegungen.

Ruth Nattermann

Fulvio De Giorgi, Paolo VI. Il papa del moderno, Brescia (Morcelliana) 2015 (Montiniana 6), 769 S., ISBN 978-88-372-2855-2, € 30.

Paul VI. gilt trotz seiner Seligsprechung durch Franziskus weithin als der „vergessene Papst" (Jörg Ernesti). Und in der Tat tut er sich schwer zwischen seinen prominenten Vorgängern und Nachfolgern. De Giorgi unternimmt in seiner Biographie den Versuch, Paul VI. neu ins Bewusstsein zu rücken. Im ersten Kapitel entwickelt er das kirchenhistorische Koordinatensystem: Nach der Ära einer „totalitären Kirche", die Katholizismus und Moderne für grundsätzlich inkompatibel erklärte und von der Französischen Revolution bis zum Tod Pius XII. reichte, stellte das Zweite Vatikanische Konzil die katholische Kirche bewusst „in die Welt von heute". Kapitel zwei behandelt Montinis Laufbahn von der Kindheit bis zu seiner Tätigkeit im Staatssekretariat unter Pius XII., Kapitel drei schildert seine Tätigkeit als Erzbischof von Mailand. Dann folgt das vierte Kapitel über das Zweite Vatikanum mit der Wahl zum Papst. In Kapitel fünf schließlich wird die Umsetzung der konziliaren Reformen in den Jahren 1966 bis 1971 dargestellt. Den Abschluss bildet das fast prophetisch anmutende Kapitel sechs über den „Horizont eines neuen Christentums" (1972–1978). Für De Giorgi ist Paul VI. nicht nur der Papst, der als erster die Moderne wirklich an sich heranließ, sondern er ist auch der erste moderne Papst. Diese These durchzieht die ganze Biographie wie ein roter Faden. Immer wieder versucht der Autor, das Moderne an Montini zu fassen. So charakterisiert er die Spiritualität des Jungen aus Brescia als typisch modern, weil sie in der Tradition Rosminis und Newmans stand. Später spielten Blondel und andere Autoren der Nouvelle Théologie, insbesondere Henri de Lubac, eine zentrale Rolle, was De Giorgi dazu führt, von einem „modernismo ‚ortodosso'" und einer „modernità altra" Pauls VI. zu sprechen (S. 77). Anfang der fünfziger Jahre wird Montini dann zum großen Antipoden des reaktionären Kardinalsekretärs des Heiligen Offiziums Alfredo Ottaviani stilisiert, der das francistische Spanien als „ideales Modell" (S. 141) betrachtete, während Montini für „la visione opposta" (S. 142) stand. Der Ekklesiozentrik Ottavianis wird Montinis Christozentrik als moderneres Modell von Frömmigkeit gegenüber gestellt. Dieser Antagonismus habe letztlich auch zur Entfernung Montinis aus der Kurie und zu seiner Ernennung zum Erzbischof von Mailand, ohne dass

er Kardinal wurde, geführt. Auch im Konklave setzte sich mit Montini die Gruppe der Modernen gegen die Traditionalisten durch. Schwer tut sich De Giorgi jedoch, die Enzyklika *Humanae vitae* von 1968 wirklich mit Moderne zusammenzubringen. Dass Paul VI. sich hier über ein Zwei-Drittel-Votum der von ihm eingesetzten Kommission hinwegsetzte und im Grunde einem Einzelvotum folgte, hätte deutlicher herausgearbeitet werden müssen. Der Gegensatz, der sich hier zu Kardinal Döpfner, einem der Moderatoren des Konzils auftat, lässt die These vom Papst der Moderne zumindest fragwürdig erscheinen. Problematisch erscheint auch der Versuch, mit Paul VI. eine neue Epoche der Kirchengeschichte beginnen zu lassen, in der seither alle einflussreichen Männer der Kirche zu „Montinianern" gemacht werden. De Giorgi hat eine gut lesbare, voller Sympathie geschriebene Biographie Pauls VI. vorgelegt. Die Grundidee, dass Paul VI. sich als erster Papst wirklich von der Moderne „betreffen" ließ, ist im Grunde überzeugend. Auch die daraus resultierende Veränderung seiner Spiritualität vom Ekklesiozentrismus zu Christozentrismus erscheint plausibel. Aber die Arbeit leidet für die Zeit im Staatssekretariat unter Pius XII. und den Pontifikat unter dem üblichen Quellenmangel, weil die Vatikanischen Archive noch verschlossen sind. Paul VI. war der Papst der Moderne, aber nicht wirklich ein moderner Papst. Rechts- und Linksmontinianer sind kaum hinreichende Erklärungskategorien für die Kirchengeschichte seit 1978. Hier ist die Verehrung, die De Giorgi Paul VI. entgegenbringt, mit dem Autor durchgegangen. Aber bringen nicht manchmal steile Thesen, auch wenn sie auf Ablehnung stoßen sollten, die Forschung am Ende wirklich weiter? Hubert Wolf

Marina Cattaruzza, L'Italia e la questione adriatica. Dibattiti parlamentari e panorama internazionale (1918–1926), Bologna (Il Mulino) 2014 (Dibattiti storici in Parlamento 4), 592 S., ISBN 978-88-15-24708-7, € 35.

Die Geschichte des geeinten Italiens wurde in der Vergangenheit oft auch entlang einiger sogenannter „Fragen" diskutiert: Neben die „Südfrage" oder die „moralische Frage", die bereits vor 1914 die Öffentlichkeit des liberalen Königreichs beschäftigten, trat im Ersten Weltkrieg eine neue „Adriatische Frage". Der Terminus galt einem Themenfeld, das den im April 1915 unterzeichneten Londoner Vertrag, der Italien mit der Entente ebenso einschloss wie die Krise der Habsburgermonarchie und den Aufschwung der südslawischen Nationalbewegung. Letztlich handelte es sich vor allem um die Festlegung der Grenzen zwischen Italien und dem neu entstandenen südslawischen Königreich. Doch spielte auch der Status des vormals ungarischen *Corpus separatum* Fiume eine große Rolle. Die „Adriafrage" steht auch im Zentrum des jetzt vorliegenden vierten Bd. einer vom Historischen Archiv des Senats in Rom hg. Reihe mit dem Titel „Dibattiti storici in Parlamento". Marina Cattaruzzas instruktive Einführung reicht von der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zur antijugoslawischen Wende in der Außenpolitik des faschistischen Regimes 1926, mit einigen Rückblen-

den auf den Londoner Vertrag und die italienisch-jugoslawischen Kontakte in den letzten Kriegsmonaten. Der Beitrag hält sich also exakt an das, was der Titel verspricht. Anders als der Titel nahelegt, sind im dokumentarischen Teil vor allem die Diskussionen der Abgeordnetenkammer und des Senats für den Zeitraum vom 29. April 1919 bis zum 17. Dezember 1920 erfasst. Für die darauf folgenden Jahre wird man sich weiterhin an die stenographischen Protokolle der Parlamentssitzungen und an die „Documenti Diplomatici Italiani" (DDI) halten müssen. Während die veröffentlichten Dokumente vor allem um die turbulenten, von der italienischen Seite zeitweise boykottierten Friedensverhandlungen in Paris und um den Grenzvertrag von Rapallo vom November 1920 kreisen, ordnet C. die historischen Debatten zunächst in das breite Panorama des letzten Kriegsjahres ein. Sie verfolgt dann die Krise des liberal-monarchischen Italiens und analysiert den enormen Autoritätsverlust der auf dem *Statuto Albertino* von 1848 gründenden Institutionen, um in einem weiteren Schritt die Jugoslawienpolitik des faschistischen Regimes seit 1922 zu untersuchen. Die *Questione adriatica* erhielt ihre besondere Qualität durch das Aufeinandertreffen zweier Irredentismen, von denen jeder mit seinen territorialen Forderungen weit über die Grenzen der konnationalen Siedlungsgebiete hinaus griff. In den betroffenen Ländern löste sie sehr disparate Dynamiken aus: Waren die territorialen Forderungen an den westlichen Nachbarn im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen geeignet, die heterogenen südslawischen „Stämme" wenigstens eine Zeitlang zusammenzuführen, so trugen die von den Berufsmilitärs tolerierten bis geförderten Kommandoaktionen der Sturmtruppen (*Arditi*) und Legionäre an Italiens unsicherer Ostgrenze entscheidend zum Verfall des liberal-monarchischen Staates bei. Über den Vertrag von Rapallo kam dann ein von weiten Teilen der politischen Klasse (bis hin zu den Faschisten) getragener Kompromiss zustande, der allerdings die angeheizte Stimmung in Frontstädten wie Triest oder Fiume nicht mehr beruhigen konnte. Vom ethno-nationalen Treibhausklima des *Confine orientale* zeugten Morde und Brandanschläge, von denen vor allem der faschistische Überfall auf das slowenische Volksheim in Triest international Bekanntheit erlangte. Das Regime des „Duce" setzte seinerseits einige Jahre später auf die Einigung mit der jugoslawischen Monarchie und dem Belgrader Establishment, ganz zu Lasten der auf irredentistischen Positionen verharrenden Slowenen und Kroaten. Zugleich ordnete Mussolini die Adriafrage immer mehr dem Erhalt seiner Macht in Rom unter. Hatte er nach Ende des Großen Krieges zunächst regelmäßig seine Verbundenheit mit den Grenzregionen betont, so dauerte es danach viele Jahre, ehe er 1938 Triest wieder einen Besuch abstattete. Er stand bereits ganz im Zeichen der Rassengesetze und des heraufziehenden Krieges.

Rolf Wörsdörfer

Jan Nelis/Anne Morelli/Danny Praet (ed.), Catholicism and Fascism in Europe 1918–1945, Hildesheim-Zürich-New York (Georg Olms) 2015 (Historische Texte und Studien 26), 418 S., ISBN 978-3-487-15243-1, € 58.

Der umfangreiche Bd. versammelt neben der Einleitung der Hg. 25 Beiträge europäischer und amerikanischer Historikerinnen und Historiker zum komplexen, vieldeutigen, oft widersprüchlichen Verhältnis zwischen katholischer Kirche und Faschismus. Er will eine Bilanz der aktuellen, auch durch die Öffnung der Bestände des Vatikanischen Geheimarchivs zum Pontifikat Pius XI. im Jahr 2006 vorangebrachten Forschung vorlegen, die Vielzahl methodischer und konzeptioneller Zugänge zu diesem Themenfeld präsentieren und zugleich einen in dieser Breite bislang nicht geleisteten Überblick über Europa von der iberischen Halbinsel bis nach Ost- und Südosteuropa leisten. Zu diesem Zweck ist der Bd. zweigeteilt: Auf einen ersten Teil mit methodisch-konzeptionell ausgerichteten Aufsätzen dreier renommierter Historiker, der immerhin fast ein Viertel des Umfangs des Buchs ausmacht, folgen 22 in der Regel kürzere auf Länder und Regionen bezogene Einzelstudien. Die ersten drei Aufsätze fallen dabei durchaus unterschiedlich ins Gewicht: Emilio Gentile nutzt seinen Beitrag vor allem, um sich wortreich gegen Kritik an seinen Thesen zum Verhältnis zwischen Katholizismus und Faschismus, insbesondere bezogen auf seine Konzepte der „religione politica" und des „cesarismo totalitario", zu verwahren. Vor allem für eine grundsätzliche Orientierung hätte man mehr davon, sich direkt mit Gentiles originären, von ihm selbst ausgiebig zitierten Studien zu beschäftigen. Roger Griffin konstatiert in seinem Aufsatz zunächst eine radikale „cosmological incompatibility" zwischen Christentum resp. katholischer Religion und faschistischer Ideologie, verweist dann auf eine lange Geschichte der Kooperation der katholischen Kirche mit theologisch gesehen zutiefst unchristlichen Kräften vom Feudalismus (!) bis Rassismus (58), um dann, wesentlich gestützt auf einen dubiosen Gewährsmann wie Avro Manhattan, einen Katalog katholischer Sündenfälle im Umgang mit Faschismus und faschistischen Regimes, von „collusion" bis „hybridization", verbunden zumeist mit Namen kirchlicher Würdenträger, anzufügen. Man versteht nicht recht, was dieser Beitrag – außer den schlagwortartig angeführten Kategorien der „Zusammenarbeit" und „Hybridisierung" – dazu beitragen kann „to investigate effectively the murky world of Catholicism's fascistization and fascism's Catholicization" (63). Völlig anders dagegen der überaus material-, perspektiven- und nuancenreiche Beitrag von Renato Moro, der versucht, Wege für eine vergleichende Analyse der Beziehungen zwischen katholischer Kirche, Katholizismus und europäischen Faschismen aufzuzeigen. Moro begrüßt die Ausweitung der Forschungshorizonte jenseits jahrzehntelang dominierender Fragen der diplomatischen Beziehungen zwischen Vatikan und faschistischen Regimen sowie einer simplifizierenden Fixierung auf Anklage bzw. Apologie von Konsens und Widerstand. Er betont vielmehr die innere Heterogenität und Vielfalt von Kirche und Katholizismus und betrachtet es als ein Hauptinteresse historischer Forschung, Haltungen und Verhalten von Katholiken im weiteren Kontext von Mas-

senpolitik, des Aufstiegs nationaler Mythen, von Säkularisierungsprozessen und der Ideologisierung von Politik zu untersuchen. Moro skizziert ein umfangreiches, differenziertes Forschungsprogramm, in dessen Zentrum die „strong ambivalences" (90) im Verhältnis zwischen Katholizismus und Faschismus stehen – aus Sicht des Rezensenten der anregendste und gehaltvollste Beitrag des Bandes. Die folgenden 22 länder- und regionenbezogenen Fallstudien können dieses Programm allerdings nur in Ansätzen umsetzen. Auch wenn der weitgespannte Rahmen beeindruckt – es fällt nur das Fehlen einer Studie zu Polen auf – so überzeugen die Artikel in der Mehrheit nicht durch die Originalität und Innovativität ihrer Fragestellungen und Befunde. Insgesamt illustriert der Band somit die Aktualität des Forschungsfelds und – augenfällig im Kontrast zwischen Moros komplexer Begriffsbildung und Argumentation und den oft recht holzschnittartigen Fallstudien – die hier weiter bestehenden Potenziale und Desiderate. Martin Baumeister

Luca Bufarale, Riccardo Lombardi. La giovinezza politica (1919–1949), presentazione dell'Associazione Labour „Riccardo Lombardi", Roma (Viella) 2014 (I libri di Viella 181), 416 S., ISBN 978-88-6728-202-9, € 29.

In Zeiten boomender biographischer Neuerscheinungen mag es verwundern, dass führende italienische Sozialisten mit Ausnahme der seit nunmehr 30 Jahren vorliegenden Studie von Giuseppe Tamburrano über Pietro Nenni unter Historikern kaum auf Interesse gestoßen sind. Erst neuerdings widmet sich eine Generation junger Wissenschaftler in ihren Qualifikationsarbeiten Persönlichkeiten aus der ersten Reihe des italienischen Sozialismus im 20. Jh. Den Anfang machte 2008 Paolo Soddu mit seinem Buch über Ugo la Malfa; es folgten 2010 bzw. 2011 Emanuele Rossi und Roberto Colozza mit ihren Teilbiographien Lelio Bassos sowie 2012 Gianluca Scroccu mit seinem Werk über Antonio Giolitti. Nun liegt die an der Universität Padua eingereichte Dissertation aus der Feder von Luca Bufarale über Riccardo Lombardi vor, die sich zum Ziel setzt, die politische „Jugend" des Protagonisten erstmals eingehend zu beleuchten. „Jugend" meint dabei einen Zeitraum von 30 Jahren (1919–1949), in denen der 1901 im kleinen, westlich des Ätna gelegenen Städtchen Regalbuto geborene Sizilianer seinen Weg vom katholischen Gewerkschafter über den Antifaschismus und *Giustizia e Libertà* (GL) bzw. den *Partito d'Azione* (PdA) 1947 in den *Partito Socialista Italiano* (PSI) fand. Bufarale spürt diesem Weg in vier etwa gleich großen Teilen nach, wobei er quellenbedingt das erste Kapitel zu Lombardis kulturellem und politischem Hintergrund chronologisch am weitesten bis zum Engagement im antifaschistischen Widerstand – sei es im klandestinen Netzwerk der Kommunisten, sei es in der parteiübergreifenden Bewegung *Giustizia e Libertà* – fasst. Die entscheidende Entwicklung Lombardis bildet hierbei seine schrittweise Loslösung vom Katholizismus und die Annäherung an sozialistisches Gedankengut. Das zweite Kapitel ist seinem Wirken in der aus Liberaldemokraten (Gaetano Salvemini), Libe-

ralsozialisten (Aldo Capitini) und früheren Giellisten (Emilio Lussu) gebildeten Sammelbewegung *Partito d'Azione* bis zum Kriegsende, zur Befreiung und zum Fall der ersten Nachkriegsregierung Parri gewidmet. Im dritten Kapitel zeichnet Bufarale den Kampf Lombardis 1946/47 (u. a. als Verkehrsminister in der ersten Regierung Alcide De Gasperis) für die Republik und eine Regierung der politischen Linken mit großen wirtschaftlichen Reformen nach. Diese Phase mündete jedoch in die Krise des *tripartismo*, der von Christdemokraten, Sozialisten und Kommunisten gebildeten Regierungen, und führte letztlich zur Auflösung des PdA und zum überwiegenden Eintritt in die sozialistische Partei. Das letzte Kapitel konzentriert sich dann ganz auf die Jahre 1948/49, als Lombardi in zentralen Positionen innerhalb des PSI (u. a. als Herausgeber des „Avanti!") für die sozialistische Autonomie von den Kommunisten, für ein alternatives Regierungsprogramm der Sozialisten und gegen den Beitritt Italiens zur NATO kämpfte. All diese Bemühungen waren jedoch vergebens und endeten auf dem Florentiner Parteitag der Sozialisten 1949 mit der Niederlage der von ihm angeführten Zentristen und dem Sieg der Parteilinken. Lombardi schied allerdings nicht aus der aktiven Politik aus, sondern beschritt weiterhin und entgegen des Rückzugs seiner Frau Ena ins Private den Weg des „politischen Kampfes in der ersten Reihe, im Parlament, in Staatsunternehmen ... und in einer Partei, in der er besonders zwischen 1956 und 1964 eine herausragende Rolle einnahm" (S. 374). Bufarale gelingt es, in seiner Arbeit in Gestalt der spannenden Persönlichkeit Riccardo Lombardis die ganze Breite und Zerstrittenheit des italienischen Sozialismus im 20. Jh. widerzuspiegeln. Obwohl die äußerst knappe Einleitung ohne jede theoretische Reflexion und ohne Bezüge zur neueren internationalen Biographieforschung daherkommt, die Studie kein detailliertes Archivquellenverzeichnis enthält und die Zusammenfassung in weniger als zwei Seiten abgehandelt wird, erweist sich die Untersuchung als überaus anschlussfähig an die internationale Geschichtswissenschaft mit derzeit laufenden Studien zur Zukunftsforschung. So greift der Autor einen Gedanken Claudio Pavones auf, wonach man stets nach einem Gleichgewicht zwischen Erinnerung und neuen Projekten in biographischen Analysen suchen müsse. In der Summe werden selbst intime Kenner des italienischen Sozialismus in der quellengesättigten, klar strukturierten und eine umfassende Bibliographie sowie einen Namensindex enthaltenden Arbeit Bufarales gewiss neue Details und Zusammenhänge entdecken. Zudem der Autor im letzten Abschnitt darauf verweist, dass man in einer fortführenden Untersuchung der politischen Reifephase Lombardis auf die Spannung zwischen kompromissgebundener Parteipolitik und der ungebrochenen Lust am Erneuern näher eingehen müsste – ein Aufruf, dem Tommaso Nencioni in seiner im selben Jahr erschienenen und unmittelbar an Bufarale anschließenden Teilbiographie gefolgt ist. Jens Späth

Christine Beese, Marcello Piacentini. Moderner Städtebau in Italien, Berlin (Reimer) 2015, 580 pp., ill., ISBN 978-3-496-01546-8, € 77.

Il volume di Christine Beese su Piacentini, noto come il più influente architetto italiano del fascismo, è il risultato della sua tesi di dottorato conseguita alla Technische Universität di Dortmund. Il lavoro si concentra sull'opera dell'architetto a partire dai primi progetti per Piazza Colonna a Roma (1903) fino all'ultimo contributo per il Palazzo dello Sport all'EUR, progettato insieme a Pier Luigi Nervi e portato a compimento nel 1960. L'articolazione del libro è di tipo cronologico-tematico: il primo capitolo tratta gli anni 1881–1924, interpretato come il periodo di apprendistato del giovane architetto. Per la sua formazione centrali appaiono i metodi di restauro di Gustavo Giovannoni, l'urbanistica di Camillo Sitte e Charles Buls, le teorie di Joseph Stübben o dell'americano City Beautiful Movement. Il secondo capitolo si concentra sulle idee di Piacentini relative all'ampliamento della città sull'esempio della sua città natale, Roma: qui l'a. ripercorre – in modo fin troppo accurato – i singoli progetti che l'architetto sviluppò tra il 1916 e il 1960 per la modernizzazione della capitale, chiedendosi a quale concezione formale e progettuale della città si ispiravano e se esisteva o meno una strategia unitaria. Il terzo capitolo fa ricorso a una categoria tipologica: l'a. intende cioè mostrare strategie urbanistiche e architettoniche più generali, come le „strade" e le „piazze". Ella sceglie perciò di indagare i progetti di Piacentini non romani ripercorrendone la storia dalla nascita, seguendone le direttive urbanistiche e le tipiche caratteristiche di realizzazione. Lo studio si appoggia su molte fonti che vanno dall'Archivio Centrale dello Stato di Roma, dal Fondo Storico Immobiliare dell'Istituto Nazionale delle Assicurazioni (INA), alla Biblioteca Civica di Bergamo e al Museo di Sant'Agostino a Genova. Indubbiamente la forza del lavoro consiste nell'aver inserito la figura dell'architetto in una dimensione internazionale, che corrispondeva al linguaggio dell'avanguardia. Del resto, che Piacentini non sia da considerare un architetto tradizionalista *tout court* emerge nel libro di successo che egli pubblicò nel 1930 „Architettura d'oggi" (Roma) con l'obiettivo di mediare tra correnti d'avanguardia e conservatrici in architettura. Ma è interessante apprendere, ad esempio, il confronto dell'architetto con l'edilizia fordista nel 1915 durante il suo viaggio negli Stati Uniti, cioè con il fenomeno della costruzione industriale e seriale. Piacentini giunse alla conclusione che una qualche forma di industria edilizia anonima era presente già nell'antica Roma (ad Ostia) e che una semplificazione del decoro urbano e dell'espressione individuale e artistica a favore di forme chiare e unitarie era auspicabile perché corrispondente allo spirito stesso del popolo. Di fronte a un copioso e bel lavoro, con attente analisi di piante urbanistiche, piazze e strade, si nota un punto debole nelle conclusioni. Nel „Resümee" Christine Beese intende presentare in forma di domande i risultati del proprio lavoro: è sulla prima questione che vorrei soffermarmi, „Piacentini fu ‚l'architetto di Mussolini'?" (p. 558) Si legge che, a differenza di Albert Speer, egli non ricoprì mai un ufficio statale paragonabile in qualche modo a un *Generalbauinspektor*. L'a. si pone allora la domanda se l'architetto fosse o

meno il preferito di Mussolini, giungendo alla conclusione che quest'ultimo diede il suo favore a diversi architetti. Negli anni Venti Piacentini conquistò il potere grazie ai contatti con investitori privati e al sostegno del sindacato di architettura fascista. Dopo l'implementazione della piazza della Vittoria di Brescia per la quale, sottolinea l'a., l'architetto ricevette il mandato dal comune e non personalmente da Mussolini, nel 1932 fu il duce a incaricarlo di costruire la città universitaria. Certamente, ella conclude, Marcello Piacentini può essere considerato uno dei più importanti architetti del fascismo italiano; Mussolini fu in grado di apprezzare il suo talento e la modernità della sua architettura: ciò non significa, tuttavia, che Piacentini poté sempre godere del sostegno del duce (p. 559). Si tratta di una domanda mal posta: il fascismo italiano non si identificò mai solo con Mussolini e con il suo potere. Già l'ormai classico studio di Salvatore Lupo, „Il fascismo. La politica in un regime totalitario" (Roma 2000) ha evidenziato la lotta politica tra le istituzioni fasciste, divise nei loro reciproci interessi, come anche il conflitto tra i sostenitori del partito, del sindacato e delle corporazioni. Più recentemente, il libro „Il fascismo in provincia. Articolazioni e gestione del potere tra centro e periferia", curato da Paul Corner e Valeria Galimi (Roma 2014), fa luce sull'effettiva distribuzione del potere durante il Ventennio, mostrando i limiti della centralizzazione tanto voluta dal regime e il peso dell'ingerenza nella gestione del potere provinciale di tradizioni, interessi e ambizioni più strettamente locali. Ma per restare nell'ambito più prettamente di storia dell'architettura, il volume di Paolo Nicoloso pubblicato nel 1999 a Milano („Storia dell'architettura e della città") sulla nascita delle facoltà di architettura italiane e sull'organizzazione della professione di architetto in epoca fascista, offre già la complessità del problema. Nicoloso descrive, infatti, un mondo professionale ed accademico che si fondava su un'intricata rete di conoscenze, scambi di favori, opportunismo o semplice conformismo; l'occupazione dei posti chiave nelle istituzioni, la gestione del potere accademico, la commistione con gli ambienti politici e massoni che scandirono i tempi della carriera in particolare di Alberto Calza Bini e Marcello Piacentini. Questo fu anche il fascismo di Mussolini.

Monica Cioli

Emanuele Sica, Mussolini's Army in the French Riviera. Italy's Occupation of France, Urbana-Chicago-Springfield (University of Illinois Press) 2016 (BUS 19), XVIII, 275 pp., ISBN 9780252039850.

L'occupazione italiana della Francia meridionale è uno di quegli argomenti che ha affascinato gli storici sin dall'immediato dopoguerra. Già nel 1946 Léon Poliakov aveva pubblicato il volume „La condition des Juifs en France sous l'occupation italienne" con il Centre de Documentation Juifs Contemporaine, che analizzava il peculiare comportamento degli italiani nei confronti della popolazione ebraica nella Francia meridionale. Daniel Carpi (nel 1994) e Jonathan Steinberg (2004) hanno ripreso l'argomento, sempre focalizzando l'attenzione sulla politica antiebraica, fino

ad arrivare a Davide Rodogno (nel 2006), con il suo complessivo Il Nuovo Ordine Mediterraneo. È un argomento di particolare interesse perché, nel contesto delle politiche di occupazione dell'Asse in Europa Occidentale, l'atteggiamento degli italiani risulta decisamente anomalo perché, sia a livello dei vertici, sia a livello della truppa, i militari italiani hanno cercato, per quanto possibile, di evitare le deportazioni entrando in contrasto sia con le autorità di Vichy, sia con gli alleati tedeschi. Ovviamente queste peculiarità hanno suscitato l'interesse degli storici, che hanno interpretato in vario modo le motivazioni dell'Esercito e della polizia italiana, arrivando a conclusioni molto diverse tra loro. Nel libro di Sica l'argomento della politica nei confronti degli ebrei si limita ad occupare un solo capitolo, ma è ovvio che le domande poste dai lavori precedenti hanno avuto un certo peso sia nella scelta dello studioso nell'approcciare l'argomento dell'occupazione della Francia da parte degli italiani, sia nella interpretazione complessiva data dall'a. Il libro analizza l'intera politica di occupazione italiana, a partire dalle prime fasi e dai primi territori, controllati dal Regio esercito subito dopo la breve campagna del giugno 1940, e che si limitavano ad una stretta fascia di 50 chilometri ad ovest del vecchio confine, per arrivare allo studio dell'occupazione di un territorio ben più ampio occupato dagli italiani dopo il novembre del 1942. Sica approccia l'argomento in maniera cronologica, esponendo i rapporti italo-francesi negli anni Trenta e i contrasti tra la Terza Repubblica e il regime fascista (parte I), il periodo dell'„armistizio", dal giugno 1940 al novembre 1942, (parte II), e il periodo della piena occupazione della parte meridionale della Francia dal novembre 1942 al settembre 1943 (parte III). Sono ricostruiti i rapporti tra la popolazione francese e i militari italiani, la nascita, lo sviluppo e la repressione della Resistenza, le politiche delle autorità civili, in particolar modo della Commissione italiana di armistizio (la CIAF) e i suoi complessi e non sempre facili rapporti con le autorità militari italiane in loco, i rapporti economici tra occupanti ed occupati, il tutto sempre tenendo ben presente il contesto complessivo della guerra e dell'evolversi della situazione politica in Europa. Il quadro che esce dal lavoro di Sica è estremamente complesso ma allo stesso tempo sorprendente. Comparando le varie zone e le diverse politiche di occupazione dell'Asse, l'a. mette in risalto sia il pragmatismo di militari e civili italiani nella loro prassi quotidiana in Francia, sia i rapporti piuttosto positivi che si instaurano tra i soldati e la popolazione locale. In una scala della brutalità delle occupazioni nazi-fasciste, la Francia „italiana" viene posta sicuramente all'ultimo posto. Sica spiega questa peculiarità con la vicinanza culturale, ed in certi casi anche etnica, tra occupanti ed occupati. Questa vicinanza rese più facili i rapporti interpersonali, e più difficili operazioni repressive violente. Ovviamente alla base di tutto c'era la politica delle autorità civili che intendevano, nel lungo periodo, annettere all'Italia parte del territorio occupato, e quella dei militari che volevano a tutti i costi evitare delle insurrezioni di massa che avrebbero potuto mettere in difficoltà le scarse truppe a disposizione. Resta comunque il fatto che, rispetto ai territori occupati nei Balcani, i soldati italiani si comportarono in maniera molto più civile, rispettando sia la popolazione locale che le autorità di Vichy. Sica, però, sfugge alla trappola di interpretazi-

oni semplicistiche, basate sul „carattere degli italiani“ o sullo stereotipo della „brava gente“, oppure alla negazione ideologica di qualsiasi giudizio „positivo“. I limiti, ed i crimini, dell'occupazione militare fascista sono sempre ben presenti all'a., ad esempio quando racconta la repressione della Resistenza. Ma trattandosi di un lavoro di alto livello scientifico, basato su una bibliografia completa e su numerose fonti d'archivio, sia italiane che francesi, e che tiene conto e si confronta con la storiografia più recente, l'a. riesce a mantenere sempre un giudizio equilibrato, che tiene sempre conto delle complessità dell'argomento. Oltre ad essere di gradevole lettura, il libro rappresenta il testo più completo ed approfondito sull'argomento.

Amedeo Osti Guerrazzi

Federico Goddi, Fronte Montenegro. L'occupazione militare italiana 1941–1943, Gorizia (Leg edizioni) 2016 (BUS 19), 307 pp., ISBN 9788861022553, € 27.

Il „Fronte Montenegro“ è uno di quei teatri della guerra italiana della Seconda Guerra Mondiale di cui si sa meno. Come per le varie zone occupate dal Regio Esercito nei Balcani e in Grecia, infatti, la storiografia ha fatto molta fatica ad accorgersi dell'importanza dell'argomento. Fino ad adesso, infatti, gli studi si fermavano alle cronache militari di Scotti e Viazzi, che nei loro volumi si sono limitati a raccontare i principali eventi bellici, con una attenzione particolare alle sconfitte patite dai soldati italiani. Il libro di Federico Goddi si inserisce invece in un filone di studi che vanta ormai una discreta tradizione anche in Italia, che parte da Enzo Collotti per passare da Davide Rodogno ed Eric Gobetti e che ha in Mark Mazower l'esempio più noto del mondo anglosassone. „Fronte Montenegro“, infatti, è un lavoro molto complesso, che va oltre la storia militare, anche se è partito da un argomento, e da un fondo archivistico, quello del tribunale militare di Cettigne, che poteva portare l'a. a ricalcare le orme di studiosi più tradizionali. Sono molti infatti gli argomenti trattati in questo volume, che si può considerare una storia completa del „Governatorato del Montenegro“ nei suoi due travagliati anni di storia. Anche se si sviluppa secondo un racconto cronologico, infatti, la ricerca di Goddi affronta i rapporti politici tra Italia e Montenegro, la politica civile ed economica del governatore Pirzio Piroli, la politica militare non solo dei vertici, ma anche e soprattutto delle divisioni impegnate sul campo, il ruolo dei carabinieri, la politica nei confronti dei cetnici, degli ebrei e in generale della popolazione civile. A parte l'impostazione, che già di per sé rappresenta un elemento importante di novità, questo studio porta dei risultati notevoli, che permettono di capire molto bene i limiti e le peculiarità delle politiche di occupazione italiane nei Balcani. Innanzitutto emerge chiaramente la totale improvvisazione e la criminale ignoranza dei vertici politici italiani nel momento delicatissimo della „spartizione“ dell'ex Jugoslavia. Nonostante i legami dinastici tra Italia e Montenegro, e la conoscenza teoricamente approfondita del territorio da parte del Ministero degli esteri e delle forze armate italiane, le frontiere del Governatorato furono tracciate tenendo

soprattutto conto degli interessi albanesi, sostenuti dal governatore locale Jacomoni (a sua volta „creatura" di Ciano), che vedeva nell'Albania quasi un suo feudo personale. Fu l'assegnazione di territori importanti e di risorse economiche fondamentali agli albanesi che fecero scatenare la rivolta del luglio 1941, che fu sul punto di ributtare in mare gli occupanti. Ma anche „l'impossibile autarchia", come la definisce l'a., ovvero una politica economica che in realtà saccheggiava il territorio, a rendere necessaria per i montenegrini la rivolta, e la loro adesione in massa (le percentuali di combattenti sono realmente impressionanti), alla Resistenza capeggiata da Tito, nonostante il comunismo non fosse uno dei movimenti più popolari nel paese della Montagna nera. Alla sollevazione generale, i militari italiani non seppero far altro che rispondere con la repressione più brutale, fatta di rastrellamenti indiscriminati, deportazioni di massa e, in generale, con il disprezzo più totale delle regole e delle convenzioni di guerra. A questo proposito Goddi sottolinea come furono i generali comandanti di divisione a emanare ordini illegali ben prima della famosa „Circolare 3C", di Mario Roatta, che venne distribuita soltanto nel marzo del 1942. Già dai primi mesi, infatti, i comandanti di divisione avevano esortato le truppe a comportarsi nella maniera più decisa, e a non andare per il sottile quando si dovevano fucilare anche i semplici sospetti e distruggere i villaggi. In questa politica di violenza si inquadra perfettamente il sistema dei campi di concentramento, sistema conosciuto nei suoi aspetti generali ma che per il Montenegro mancava ancora una analisi approfondita e dettagliata, così come il sistema delle prigioni, gestito dai carabinieri. A questo proposito, la ricerca di Goddi ha potuto descrivere il ruolo di intelligence, repressione e gestione delle prigioni da parte dell'Arma, che fu quindi uno degli architravi della strategia repressiva delle forze armate italiane. Per quanto riguarda il delicato argomento della politica ebraica, l'a. sottolinea come l'accoglienza ai profughi ebrei fu sicuramente dovuta a motivi di prestigio e di riaffermazione del proprio potere da parte degli ufficiali e dei politici locali, e che spesso gli ebrei furono depredati di tutti i loro averi, tuttavia il giudizio è sfumato ed articolato sottolineando come, nonostante tutti i suoi limiti, la politica italiana permise di salvare la vita a numerosi ebrei in fuga dalla Croazia. La conoscenza della lingua montenegrina, infine, ha permesso a Goddi di poter descrivere approfonditamente anche il complesso rapporto con i cetnici e in generale con la politica e la popolazione locale, permettendo agli studiosi di avere un quadro piuttosto completo delle incertezze, ambiguità e machiavellismi delle autorità italiane in Montenegro. Questa conoscenza linguistica ha inoltre permesso all'a. di poter studiare le fonti degli archivi serbi e montenegrini, cosa che fa di questo lavoro quasi un unicum nel quadro della storiografia italiana contemporanea.

Amedeo Osti Guerrazzi

Carlo Gentile, I crimini di guerra tedeschi in Italia (1943–1945), traduzione di F. Peri, Torino (Einaudi) 2015 (Einaudi. Storia), IX, 576 pp., ISBN 9788806217211, € 45.

Il libro, uscito nella versione originale in lingua tedesca nel 2012, è il contributo più completo e approfondito nel panorama storiografico italiano per chi voglia conoscere le politiche repressive e i crimini perpetrati contro il movimento partigiano e la popolazione dalle forze armate tedesche nei circa venti mesi in cui è durata l'occupazione dell'Italia. Docente all'Università di Colonia e perito tecnico in diversi processi contro criminali di guerra nazisti, Gentile per anni ha condotto una lunga e minuziosa ricerca su tali temi negli archivi tedeschi, italiani, angloamericani; per questo lavoro ha inoltre tenuto conto delle acquisizioni metodologiche derivanti dalle ricerche sulla Shoah, ma anche degli spunti interpretativi emergenti dai lavori di Claudio Pavone sulla Resistenza. Il volume consta di due parti. Nei primi due capitoli vengono delineati i presupposti e l'andamento della guerra contro i partigiani: si ricostruiscono le vicende che portano all'occupazione dell'Italia; sono studiati gli apparati repressivi e gli obiettivi politici, militari, economici, perseguiti dagli occupanti e funzionali a sostenere lo sforzo bellico del *Reich*; si individuano quattro distinte fasi, tra l'autunno del 1943 e la primavera del 1945, in cui con diversa intensità si sviluppano la lotta antipartigiana e le violenze contro la popolazione. Negli ultimi due capitoli l'a. risponde al quesito „se esista un nesso tra la composizione del personale delle truppe tedesche in Italia e i loro comportamenti" (p. 21). Sono presi in esame alcuni reparti (tra gli altri la 16ª *SS-Panzer-Grenadier-Division Reichsführer-SS* e la *Hermann Göring*) responsabili delle maggiori stragi di civili, di cui è ripercorsa la storia e studiata la composizione (con riferimento a ufficiali di livello medio e subalterno, sottufficiali, soldati semplici); si ricostruiscono infine quattro profili personali (di Walter Reder, Max Simon, Anton Galler, Helmut Looss) esemplificativi della figura del criminale di guerra nazista. Tra i molti meriti di questo libro c'è quello di aver fatto chiarezza su alcune questioni, evitando generalizzazioni e sfatando luoghi comuni. Emerge così evidente l'efficacia della guerriglia partigiana nel determinare un diffuso senso di insicurezza nelle retrovie del fronte, dato essenziale se si vuole comprendere l'andamento delle violenze contro i civili. La repressione della Resistenza appare invece gestita da una pluralità di forze (*Wehrmacht*, SS, polizia, *Luftwaffe*) e da un sistema di ordini non sempre univoco, contrassegnato da una complicata catena di comando espressione di un'organizzazione di tipo policratico, fondata sulla sovrapposizione delle competenze e sulle doppie funzioni, che, come già osservato da Lutz Klinkhammer, caratterizzerebbe l'organizzazione stessa dello Stato nazista. Tutto ciò sarebbe all'origine di una notevole varietà di situazioni, che spiegherebbero i comportamenti diversi tenuti nei riguardi della popolazione. Viene inoltre stabilito un nesso preciso tra la formazione dei militari e la violenza dispiegata, che sembra confermare alcune tendenze emerse nella più recente storiografia riguardo ai profili sociologici dei responsabili dei crimini. Se quindi l'indottrinamento ideologico, il senso di superiorità razziale, l'esperienza sul fronte orientale, rappresentano fattori che concorrono a spiegare le

violenze contro i civili, elemento ancor più determinante, a parere dell'a., risulterebbe il dato anagrafico: come attesta la giovane età di molti dei militari esecutori della maggioranza delle stragi avvenute in Italia. In ultima analisi, per Gentile la scelta di esercitare la violenza contro la popolazione sarebbe frutto di fattori contingenti più che di un modello definito assimilabile, ad esempio, alle politiche di sterminio di gruppi etnici attuate dai tedeschi nell'Est. Angelo Bitti

Kaeten Mistry, The United States, Italy and the origins of Cold War. Waging political warfare, 1945–1950, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XIII, 296 S., ISBN 9871107035089, £ 65.

Kaeten Mistrys Buch über die amerikanisch-italienischen Beziehungen der Nachkriegszeit geht im Besonderen der Frage nach, wie das Konzept einer politischen Kriegsführung – definiert als die Anwendung aller nicht-militärischen Mittel zur Erreichung nationaler Ziele – im Zusammenhang mit der amerikanischen Einflussnahme auf den italienischen Wahlkampf von 1948 entstand und so das Wesen des Kalten Krieges – „a war short of actual war" – gedanklich erstmals richtig erfasst wurde (2). Drei Hauptthesen kennzeichnen die Monographie. Erstens spielte nach Mistry Italien selbst nur eine untergeordnete Rolle in der amerikanischen Nachkriegspolitik. Vielmehr war Italien für die US-Regierung nur in dem Maße relevant, als dortige politische Entwicklungen wie z. B. eine mögliche Regierungsübernahme durch den PCI einen Einfluss auf den Rest Westeuropas – vor allem Frankreich und Westdeutschland – hätten haben können. Zweitens argumentiert Mistry, dass die Bipolarität des entstehenden Kalten Krieges das Denken der italienischen Akteure deutlich weniger determiniert hat als das des strikt antikommunistisch ausgerichteten amerikanischen außenpolitischen Apparates. US-Diplomaten hatten allerdings wenig Verständnis für die Interessen der lokalen Entscheidungsträger und für die ideologische Heterogenität der gegen den PCI gerichteten Allianz, die sich u. a. aus Katholiken, Gewerkschaftern, Industriellen und Nationalisten zusammensetzte. So verfolgte die Regierung Alcide De Gasperis denn auch eine durchaus eigenständige Politik, die nicht immer amerikanischen Wünschen folgte. Schließlich zeigt der Autor, dass die Frage, ob die US-Intervention im italienischen Wahlkampf von 1948 (vor allem durch getarnte finanzielle Zuwendungen an die nicht-kommunistischen Parteien, aber auch durch Radiosendungen der Voice of America, Rundbriefe von Italo-Amerikanern an Verwandte und Freunde in der Heimat und Reden des US-Botschafters James Dunn) entscheidend zum Wahlsieg der DC beigetragen hat, von der viel bedeutsameren Tatsache ablenkt, dass die US-Regierung ihre Handlungen in Italien als Erfolg wahrgenommen und anschließend als Blaupause für ähnliche Versuche einer politischen Kriegsführung in Osteuropa verwendet hat – ungeachtet der Tatsache, dass die amerikanischen Aktionen vor Ort gerade keinem Gesamtkonzept gefolgt und zentral von der CIA gesteuert waren, sondern ad hoc von den Mitarbeitern

der US-Botschaft improvisiert wurden. Die amerikanische Beurteilung der Wahlniederlage des PCI ließ auch den Anteil der lokalen Akteure, vor allem der Katholischen Kirche, weitgehend außer Acht. Diese selektive Sichtweise auf die Ereignisse auf der Apenninenhalbinsel war unter anderem Folge des in den USA weit verbreiteten Narrativs italienischer Schwäche: Amerikanische Diplomaten betrachteten die Italiener als unreifes, wankelmütiges Volk, das angeblich der Führung durch die starken, prinzipienfesten USA bedurfte. Die ersten beiden Thesen sind nicht besonders überraschend, sind die italienisch-amerikanischen Beziehungen in der Nachkriegszeit sowie die Rolle der US-Regierung im italienischen Wahlkampf von 1948 doch bereits gut erforscht. Es ist vielmehr die letzte These, die den Reiz dieses Buches ausmacht: Die fehlerhafte und einseitige Wahrnehmung, dass angeblich erst Amerikas Intervention im italienischen Wahlkampf dazu geführt habe, einen Sieg der Kommunisten zu verhindern, gab der Institutionalisierung von politischer Kriegsführung durch die Gründung des *Office of Policy Coordination* einen entscheidenden Schub und führte zu zum Scheitern verurteilten Versuchen, die kommunistischen Regime in Osteuropa zu destabilisieren. Dementsprechend ist es zu bedauern, dass nur das letzte der acht Kapitel diesem hinsichtlich des Forschungsstands relevantesten Aspekt gewidmet ist.

Jasper M. Trautsch

Tiziana Di Maio, Alcide De Gasperi und Konrad Adenauer. Zwischen Überwindung der Vergangenheit und europäischem Integrationsprozess (1945–1954), Frankfurt a. M. (Peter Lang) 2014 (Italien in Geschichte und Gegenwart 34), 399 S., ISBN 978-3-631-64564-2, € 69,95.

Der Titel dieses zuerst 2004 bei Giappichelli in Turin und nun in überarbeiteter Neuauflage und in deutscher Übersetzung erschienenen Werkes ist etwas irreführend, geht es doch weder um den italienischen Ministerpräsidenten noch um den deutschen Bundeskanzler im Besonderen, sondern um die Beziehungen zwischen der CDU/CSU und der *Democrazia Cristiana* in der Nachkriegszeit im Allgemeinen. Dabei steht die Frage im Vordergrund, wie sich die christdemokratischen Parteien darum bemühten, die Traumata aus dem Zweiten Weltkrieg zu überwinden, vertrauensvolle deutsch-italienische Beziehungen aufzubauen und den europäischen Integrationsprozess in Gang zu setzen. Zwar sind die deutsch-italienischen Beziehungen der Nachkriegszeit vergleichsweise gut erforscht. Doch Tiziana Di Maio wählt einen Ansatz, der in zweierlei Hinsicht über bisherige Arbeiten hinausgeht. Erstens beschäftigt sie sich intensiv mit dem Aufbau persönlicher Kontakte zwischen Christdemokraten aus beiden Ländern vor der Aufnahme voller diplomatischer Beziehungen im Jahr 1951. Der CSU-Vorsitzende Josef Müller traf sich zum Beispiel schon im Sommer 1948 zu einer Unterredung mit dem italienischen Ministerpräsidenten in Rom. Nicht zuletzt aufgrund des vor 1951 aufgebauten Vertrauensverhältnisses zwischen den Regierungsparteien war Italien dann auch das erste Land, das eine Botschaft in der Bundes-

republik eröffnete und das Adenauer offiziell als Regierungschef besuchte. Zweitens fokussiert Di Maio ihre Analyse nicht auf konkrete diplomatische Verhandlungen, z. B. in Bezug auf die Montanunion oder die Europäische Verteidigungsgemeinschaft, sondern darauf, wie die italienischen Christdemokraten und die Bundesregierung versucht haben, das Deutschlandbild der italienischen Öffentlichkeit zu beeinflussen. Di Maio zeigt, dass die Informationsorgane der DC sowie die ihr nahestehenden Zeitungen die ersten in Italien waren, die eine deutsche Kollektivschuld ablehnten, das Bild eines neuen demokratischen Westdeutschlands zeichneten und für eine gleichberechtigte Aufnahme der Bundesrepublik in westliche Institutionen warben. Dies hatte sowohl religiöse Gründe – Papst Pius XII. hatte bereits im Juni 1945 für einen gerechten Frieden statt eines Straffriedens für Deutschland geworben – als auch politische Gründe, erkannten die italienischen Christdemokraten doch schon 1947, dass nur ein geeintes Europa, das zumindest Westdeutschland als vollwertiges Mitglied beinhaltete, die im Zweiten Weltkrieg verlorene Stärke zurückgewinnen und sich gegenüber der Sowjetunion behaupten konnte. Die PCI dagegen hielt die Erinnerung an die deutsche Okkupation Italiens in der Öffentlichkeit lange wach, um die versöhnliche Außenpolitik der DC zu diskreditieren. Gleichzeitig versuchte auch die Bundesregierung, das italienische Image von Deutschland positiv zu beeinflussen, wie Di Maio anhand zahlreicher Quellen darlegt. So verfolgte die deutsche Botschaft in Rom aufmerksam die italienische Film- und Fernsehproduktion und bat die italienischen Behörden in einigen Fällen, „deutschlandfeindliche" Filme zu zensieren. Außerdem gab die Bundesregierung in Italien Buchbände über die Bundesrepublik heraus, in denen die neue westdeutsche Demokratie gepriesen wurde. Bereits in der zweiten Hälfte der 1940er hatten CDU-Mitglieder die christdemokratische Journalistin Lina Morino mit Informationsmaterial versorgt, das sie dazu nutzte, um in italienischen Medien über die politischen Entwicklungen in Westdeutschland zu berichten. Das Buch beinhaltet eine Fülle an interessanten Detailinformationen zu den deutsch-italienischen Beziehungen nach 1945. Aufgrund seines eher deskriptiven als analytischen Ansatzes bietet es aber insgesamt keine grundsätzlich neue Perspektive auf die italienische Nachkriegsgeschichte. Jasper M. Trautsch

Tommaso Nencioni, Riccardo Lombardi nel socialismo italiano 1947–1963, Napoli (Edizioni Scientifiche Italiane) 2014, XVIII, 265 S., ISBN 978-88-495-2842-9, € 30.

Was macht man, wenn man eine politische Teilbiographie einer historischen Figur des 20. Jh. schreiben will, aber nur sehr restriktiven Zugang zu dem durchaus vorhandenen Nachlass dieser Person im Archiv erhält? Tommaso Nencioni, der mit einem solchen Projekt über Riccardo Lombardi an der Universität Bologna promoviert hat, gibt mit dem im Folgenden zu besprechenden Buch eine mögliche Antwort auf diese Frage: Man schreibt eine Geschichte des Protagonisten und zugleich der Organisation, in der dieser wirkte. Mit anderen Worten: Man erweitert die politische Biogra-

phie im strengen Sinn um eine Analyse der intellektuellen Netzwerke und persönlichen Beziehungen, die diese Figur ausmachten. Während Luca Bufarale sich in seiner unmittelbar zuvor angezeigten Abhandlung mit Lombardis politischer „Jugend" in verschiedenen Gruppen bis 1949 befasst hat, blickt Nencioni einzig auf dessen Aktivitäten nach seinem Eintritt in den *Partito Socialista Italiano* (PSI) 1947 bis hin zur Krise der italienischen Mitte-Links-Regierung im Jahr 1964. Daher erklärt sich auch der Titel der Arbeit, die die „icona dell'antistoria" (S. XV) als einen Teil der Geschichte der sozialistischen Partei und der italienischen Nachkriegsgeschichte insgesamt präsentiert. Einleitend stellt Nencioni zurecht fest, dass es (nicht nur) in Italien eine neue Generation junger Historiker gebe, die sich als Folge der Neubesinnung nach dem Zusammenbruch der Ersten Republik erneut für politische Biographien und auch für die Geschichte des italienischen Sozialismus interessiere – vermutlich weil solche prägenden Persönlichkeiten in der heutigen politischen Kultur des Landes schmerzlich vermisst werden. Seine in vier Kapitel gegliederte Studie beginnt der Autor mit der Auflösung des in der Resistenza entstandenen *Partito d'Azione* und dem Beitritt des größten Teils seiner Mitglieder in die sozialistische Partei 1947. Hierbei zeigt Nencioni, wie Lombardi sofort eine Führungsrolle in seiner neuen politischen Heimat zufiel und er 1948/49 das Zentralorgan „Avanti!" herausgab. Auch wenn diese „fließende Phase der Geschichte des PSI" (S. 57) mit dem Florentiner Parteitag im Mai 1949 und der Niederlage des nach Unabhängigkeit von Kommunisten und Sozialdemokraten zugleich bemühten Flügels um Lombardi mit einer Niederlage endete, nutzte letzterer die folgenden Jahre bis zum Turiner Parteitag 1955, um sein politisches Programm neu zu formulieren. Diesem Abschnitt widmet sich das zweite Kapitel, in dem Nencioni Lombardis internationale Politik des Sozialismus anhand der Adjektive antiimperialistisch, neutral und europäisch erläutert. Über lokale Ämter und die Aufnahme in die Weltführung der *Partigiani della Pace* kämpfte sich dieser langsam auch auf die nationale Bühne zurück, schrieb vermehrt Kolumnen für den „Avanti!", steigerte seine parlamentarischen Aktivitäten und avancierte zu einem der führenden Wirtschaftspolitiker des PSI. Die große Stunde des Riccardo Lombardi schien 1956 gekommen, als im Zuge der Unterdrückung des Aufstands in Ungarn durch die UdSSR auch die italienischen Kommunisten personell und inhaltlich geschwächt waren und den Sozialisten nach dem Bruch des Aktionsbündnisses mit den Kommunisten eine Führungsrolle innerhalb der Arbeiterbewegung zufiel. Wie Nencioni im dritten Kapitel zeigt, nutzte Lombardi die Gunst der Stunde, um seinen Autonomiekurs auf drei Ebenen voranzubringen: Unabhängigkeit vom PCI, von den regierenden Kräften Italiens und von der Ausrichtung der europäischen Schwesterparteien. Innerhalb des PSI übernahm Lombardi die Leitung der wirtschaftspolitischen und der internationalen Abteilung. Zusammen mit dem Parteivorsitzenden Nenni bereitete er maßgeblich die erste Mitte-Links-Regierung mit den Christdemokraten zu Beginn der 1960er vor, was den Inhalt des vierten und letzten Kapitels bildet. Hier konnte er als „cervello programmatico", so Valdo Spini in seinem Vorwort (S. XI), mit der Verstaatlichung der Energieversorgung ein Herzensanliegen des „wahren" Mitte-Links-Bündnisses

umsetzen. Im Hinblick auf sein Mantra der italienischen Neutralität hatte er jedoch mit den überzeugten Transatlantikern in der Christdemokratie keinen Erfolg. Die zentrifugalen Strömungen innerhalb des PSI und die großen Widerstände unter den Christdemokraten führten 1963/64 zu einer Regierungs- und einer schweren persönlichen Krise Lombardis, der seine seit Jahren vorgetragene Überzeugung, über eine Regierungsbeteiligung die Kontrolle über den Staat zu erlangen und so den Kampf der Arbeiterbewegung für den Aufbau eines sozialistischen Gemeinwesens zu führen, in weite Ferne gerückt sah. Nur so ist zu erklären, weshalb er das ihm angetragene Amt als Wirtschaftsminister in der ersten Regierung von Aldo Moro ablehnte und zum Fundamentaloppositionellen von Mitte-Links wurde. Tommaso Nencioni hat ein gutes und wichtiges Buch geschrieben. Trotz der eingangs genannten Schwierigkeiten bezüglich des Nachlasses ist es ihm gelungen, aus einer Vielzahl von italienischen Archiven (und lobenswerterweise auch aus denjenigen der französischen sozialistischen Partei in Paris) sowie einer breit ausgewerteten Publizistik ein äußerst dichtes Bild von Lombardis reformorientierten Wirken im italienischen Sozialismus zu zeichnen. Schade nur, dass der Verlag das teils flott und bildreich geschriebene Werk nicht sorgfältiger redigiert, die inkohärenten Seitenangaben mit dem Inhaltsverzeichnis in Einklang gebracht und auf eine Bibliographie am Ende der Arbeit gedrungen hat. Doch diese Monita vermögen die preisgekrönte Leistung des Autors keineswegs zu schmälern, der den kohärenten, originellen und substanziellen Beitrag Riccardo Lombardis zum italienischen Sozialismus differenziert dargelegt hat. Bleibt nur zu hoffen, dass auf der Grundlage der beiden nun vorhandenen politischen Teilbiographien aus der Feder von Luca Bufarale und Tommaso Nencioni bald eine vollständige Biographie des großen Politikers und Intellektuellen folgen wird. Jens Späth

Cornelia Rauh/Dirk Schumann (Hg.), Ausnahmezustände. Entgrenzungen und Regulierungen in Europa während des Kalten Krieges, Göttingen (Wallstein) 2015 (Veröffentlichungen des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen 28), 256 pp., ISBN 978-3-8353-1332-3, € 24,90.

*Ausnahmezustand*, in tedesco, significa „Stato d'emergenza". Nel titolo il concetto è espresso al plurale, per intendere la sua riferibilità e riproducibilità lungo diverse assi temporali e contesti sociali. Per questo motivo ha subito rielaborazioni e risignificazioni nel corso delle epoche storiche e il volume curato da Cornelia Rauh e Dirk Schumann si apre con una riflessione storiografica e filosofico-politica della categoria. La prima parte del lavoro si prefigge l'obiettivo di consegnare ai lettori una „Geschichte des Ausnahmezustands", che riporti al centro del dibattito storiografico le trasformazioni della politica e la retorica, i dibattiti, le narrazioni, gli immaginari e le pratiche dell'emergenza in differenti momenti e in contesti anche lontani tra loro. I contributi del volume sono raccolti in tre parti distinte che riescono a mantenere una cronologia di lungo periodo e fluttuano tra una dimensione locale, nazionale e internazionale.

Il confronto tra esempi del blocco socialista e dell'Europa occidentale è di grande interesse. Ci si auspica che l'indagine possa arricchirsi – in futuro – di altri esempi extra-europei che aiuterebbero a formulare un'analisi „globale" degli stati d'emergenza (e quindi, di superare una prospettiva europacentrica-germanocentrica). Tra i meriti del volume è l'ampio apparato di note bibliografiche e d'archivio – senza il quale sarebbe difficile orientarsi. Nella prima parte del volume la dinamica contrappositiva dell'Amico-Nemico (*Freund-Feind*) nelle due Germanie è introdotta da Alf Lüdtke nello scorcio della vita quotidiana segnata dalla Guerra Fredda e dalla divisione del Muro. Si mantiene, poi, nel discorso politico sulla *Verunsicherung* nel cd. „decennio rosso" della Repubblica Federale Tedesca. Petra Terhoeven, infatti, descrive le strategie comunicative della RAF e la potenza performativa del discorso emergenziale, che ha influenzato il clima politico-sociale dell'epoca e, di conseguenza, le pratiche degli attori coinvolti. Nella prima parte leggiamo di politiche e di prassi statali nei due stati tedeschi e in Unione Sovietica durante la Guerra Fredda (Malte Rolf), la percezione dei pericoli supposti o concreti e il racconto di storie di mobilitazione e reattualizzazione di antichi schemi securitari. Tilmann Siebeneichner, a proposito dell'implosione del regime della SED nell'autunno 1989 e dei *Kampfgruppen der Arbeiterklasse*, sottolinea che lo Stato d'emergenza non è soltanto un costrutto politico-culturale ma al contempo un concetto empirico, legato all'esperienza. Nella seconda parte del volume Karl Christian Führer riprende il caso delle occupazioni di case a Berlino Ovest nel 1980–1981, le reazioni della politica e la gestione emergenziale dell'ordine pubblico. Eva Oberloskamp tratta la lotta al terrorismo nella Repubblica Federale di Germania e descrive il ruolo dell'uso tecnologico dei dati e delle informazioni sensibili da parte degli organi di polizia e Jonathan Voges dedica il suo studio al dibattito e alle critiche mosse dall'opinione pubblica alla raccolta massiccia d'informazioni e dati personali da parte dello Stato nella RFG per tutti gli anni Ottanta. Nell'ultima parte lo Stato d'emergenza è letto come uno spazio che apre nuove possibilità. L'uomo, nella sua dimensione emotiva e mentale, è posto al centro della prospettiva, con i contributi di Joachim C. Häberlen sulle rivolte a Berlino del 1980–1981 e il saggio di Marcel Streng sugli scioperi della fame, dove l'azione politica dell'individuo implica il superamento di un confine fisico e mentale. I confini e le utopie sono ripresi, infine, nel saggio di Christian De Vito, dedicato alla questione della *liminality* nell'incontro tra l'esperienza della psichiatria italiana e i movimenti sociali tra la fine degli anni Sessanta fino alla metà degli Ottanta.

Laura Di Fabio

Gennaro Imbriano, Le due modernità. Critica, crisi e utopia in Reinhart Koselleck, Roma (DeriveApprodi) 2016 (Labirinti), 415 S., ISBN 978-88-6548-147-9, € 25.

Die Doktorarbeit des Bologneser Forschungsassistenten, dem wir unter anderem einen Überblick über „Koselleck in Italien" verdanken – von Koselleck sind inzwi-

schen alle wesentlichen Arbeiten, vor allem die meisten seiner Bücher übersetzt –, beleuchtet aus philosophischer Perspektive eindrucksvoll und auf der Grundlage so gut wie sämtlichen Materials (die Nachlässe Kosellecks, Gadamers und Blumenbergs in Marbach und den Nachlass Carl Schmitts in Düsseldorf eingeschlossen) das Werk des inzwischen weltweit bekannten Begriffshistorikers. Das Buch ist für italienische Leser geschrieben und referiert daher in großer Ausführlichkeit vieles, was aus deutscher Sicht überflüssig erscheinen mag. Um so erfrischender die Unbefangenheit des Ausländers gegenüber einem Autor, über den zumindest in der deutschen Geschichtswissenschaft seit langem kein kritisches Wort fällt, etwa wenn er zum biologistischen Schlüsselbegriff der Dissertation, „Pathogenese", klare Worte findet oder wenn er im Hinblick auf die kritische Position des jungen Koselleck gegenüber der Moderne allgemein und der Aufklärung im besonderen dessen Lehrer Löwith und Schmitt enger zusammenbringt, als den meisten lieb sein dürfte. Sehr deutlich auch, wie Koselleck unter Anleitung Conzes, dessen Assistent er seit 1958 war, überhaupt erst zum ‚richtigen' Historiker, was bei Conze natürlich hieß, zum Sozialhistoriker wurde. Aber das blieb er nicht. Die im Titel enthaltene These, dass Koselleck zwei Anfänge der Moderne rekonstruiert habe, denen zwei Typen von Begrifflichkeit entsprächen, wird unter Philosophen eher auf Zustimmung stoßen als unter Historikern. Zunächst habe um 1600 eine Säkularisierung der religiösen Prophezeiung stattgefunden, aus der die Prognose wurde, die ihrerseits dann in der Aufklärung zur Utopie geworden sei und die Moderne in dieselbe Friedlosigkeit zurückgeworfen habe wie zu der Zeit, als die Religion alles beherrschte. Damit werde die Moderne antimodern (S. 329), stelle sich in Gegensatz zur Rationalität und nehme wieder eschatologische Züge an, weil der Schlüsselbegriff „Krise" seine theologischen Wurzeln nicht abstreifen könne (S. 331). Man erkennt in dieser Deutung unschwer eine klassische Lesart von Kosellecks Dissertation, die Imbriano freilich zur Grundlage des Lebenswerks Kosellecks überhaupt macht. Koselleck ist hier nicht der Begriffshistoriker, der als Quersumme seiner Arbeiten die Entstehung der Moderne überzeugender nachgezeichnet hat als jeder andere vor ihm, nämlich im Medium der in der „Sattelzeit" sich rapide verändernden Begriffe. Es treten bei Imbriano andere, unbekannte bzw. übersehene oder ausgeblendete Züge in den Vordergrund, vor allem die des Geschichtsphilosophen, den die Friedlosigkeit der Moderne umtreibt und der darum immer auch Neigung zum metaphysischen Denken verspürt hat (1986 sprach er, freilich in Gegenwart des Papstes, von der Möglichkeit, auf die Krise der Moderne auch theologisch zu antworten). Das richtet sich diametral gegen jenen Koselleck, der stets betonte, die Geschichtsverlogenheit der Utopie aufdecken zu wollen – sein Laudator Friedrich Wilhelm Graf nannte das 1999 seinen „antimetaphysischen Affekt" –, und zwar nicht mit dem billigen Mittel der Ideologiekritik, sondern durch Analyse der Sprachzeugnisse, in der die Utopien aufzutreten pflegen. Aber Koselleck argumentierte bekanntlich mehr als jeder andere Historiker seiner Zeit auch mit den anthropologischen Grundgegebenheiten, und schon das ist nicht frei von metaphysischen Zügen. Imbrianos Buch ist für Historiker, für Koselleck-Schüler zumal, bisweilen harte Kost, und die oft gewundene,

in bandwurmartigen Sätzen sich entfaltende Argumentation macht die Sache nicht leichter. Es wird vielen Zügen des ‚Meisters' sicher nicht gerecht, öffnet aber dafür die Augen für andere Seiten, die vielleicht auch einmal in Deutschland rezipiert und auf den Prüfstand gestellt werden. Das ist diesem ambitionierten Buch jedenfalls sehr zu wünschen. Christof Dipper

Antonio Varsori/Monika Poettinger (ed.), Economic crisis and new nationalisms. German political economy as perceived by European partners, Bruxelles [u. a.] (Lang) 2014 (Euroclio 84), 181 S., Abb., ISBN 978-2-87574-193-6, € 41,70.

Dieser Sammelbd. geht auf eine Konferenz zurück, die von der Fondazione Cesifin Alberto Predieri in Florenz organisiert wurde. Der von Antonio Varsori und Monika Poettinger hg. Bd. versammelt Beiträge von namhaften deutschen und italienischen Historikern und Ökonomen; darunter ist beispielsweise Paolo Savona, Volkswirt und ehemaliger Minister für Industrie in der Regierung Ciampi. Ziel der Aufsätze ist es, zu einem besseren Verständnis der deutsch-italienischen Beziehungen in Politik und Wirtschaft beizutragen. In der Einleitung zeigt Monika Poettinger, anhand einer Inhaltsanalyse deutscher und italienischer Tageszeitungen, wie populistische und wirtschaftsnationalistische Äußerungen auf beiden Seiten der Alpen seit dem Ausbruch der Eurokrise im Jahr 2008 besorgniserregend zugenommen haben. Der an der Universität Padua lehrende Historiker Antonio Varsori thematisiert in seinem Aufsatz „Germany and Europe: Between Co-operation and Suspicion" die Rückkehr eines vermeintlich gelösten Problems: nämlich die Wiederkehr der deutschen Frage in Europa. Varsori beschreibt, wie sich Deutschland seit der Wiedervereinigung nach und nach in die Rolle einer europäischen Führungsmacht hineinwuchs; mit der Folge, dass die Kritik an Deutschlands sogenannter „Hegemoniestellung" – befeuert durch Erinnerungen an die deutsche Besatzungszeit während des Zweiten Weltkriegs – vor allem in den südeuropäischen Ländern stark zugenommen hat. Die übrigen Beiträge des Tagungsbd. behandeln historische Vorläufer der europäischen Währungsunion, die Eurokrise sowie den ideengeschichtlichen Einfluss des Ordo-Liberalismus auf das Projekt der europäischen Integration. Zuletzt ist noch der Aufsatz von Paolo Savona hervorzuheben. Darin kritisiert er vehement die deutsche „Stabilitätskultur" und konstitutionell verankerte „Schuldengrenzen". Er bezeichnet diese als „myth from the past ... which we had thought to have rejected due to the gains in terms of knowledge of the economic science" (S. 53). Adrian Steinert

Le storie di San Michele della Chiusa. Legenda consecrationis e Vita Benedicti I abbatis, Vita Benedicti II abbatis di Guglielmo, monaco Clusino, Vita sancti Iohannis confessoris, edizione critica, traduzione e commento a cura di Antonio Placanica, Firenze (SISMEL. Edizioni del Galluzzo) 2014 (Edizione nazionale dei testi mediolatini d'Italia 35. Serie II, 15), 635 S., ISBN 978-88-8450-585-9, € 90.

Die Lage beeindruckt: im piemontesischen Gebirge, hoch auf einer Bergspitze, thront die Abtei San Michele della Chiusa, in der bis zur Auflösung 1622 Benediktiner lebten und den Piemont spirituell prägten und kulturell befruchteten. 1836 erfolgte die Neubesiedlung: seither leben Rosminianer in dem Gebäudekomplex. Eine Gründungsurkunde ist nicht erhalten, umso wichtiger sind deshalb zeitgenössische chronikale bzw. hagiographische Quellen. Die maßgeblichen Textzeugen zur Geschichte der Abtei entstanden in einem engen Zeitfenster von der 2. Hälfte des 11. bis ins 12. Jh. hinein. 1058–1061 wurde von einem anonymen Autor die in zwei Handschriften überlieferte *Legenda consecrationis* verfasst, in der sich diejenigen Elemente beschrieben finden, die zur Herausbildung einer spezifischen monastischen Identität auf dem Monte Pirchiriano führten (Vaticano Reginense Latino 173; Archivio di Stato di Torino, Materie ecclesiastiche, Abbazie, Chiusa S. Michele, mazzo 1, n. 1). Die nach 1067 verfasste Lebensbeschreibung von Abt Benedikt (I.) (*Vita Benedicti I abbatis*) ist als Fortsetzung der *Legenda* konzipiert und wird demjenigen Mönch Wilhelm zugeschrieben, der zu einem späteren Zeitpunkt auch die Vita eines der Nachfolger im Abtsamt, Benedikt II., verfassen sollte (*Vita Benedicti II abbatis*). Diesem Text kommt deshalb besondere Bedeutung zu, weil in ihm „in dettaglio l'autocoscienza e l',ideologia' della comunità clusina" (187) entwickelt wird. Vor 1154 entsteht dann die in nur einer Handschrift überlieferte *Vita sancti Iohannis confessoris*, in der sich eine von der *Legenda consecrationis* abweichende Darstellung der Gründungsvorgänge findet (Biblioteca estense, Modena, a.P.4.9). Diese Schrift kann als Versuch gewertet werden, sich einen bereits verbreiteten, „populären" Kult, nämlich den des Erzengels Michael, anzueignen – und dies in einer Periode, in der man dazu gezwungen war, die eigenen international ausgerichteten Aspirationen zu redimensionieren und auf eine stärkere Verankerung in den lokalen Realitäten Norditaliens zu setzen. Der vorliegende Band enthält mithin eine Gründungslegende, zwei biographische Schriften mit hagiographischen Anklängen und ein rein hagiographisches *opusculum*. In allen Fällen handelt es sich um Prosa von einigem literarischen Format. Nach dem 12. Jh. finden sich keine weiteren literarischen Zeugen zur Abteigeschichte mehr. Die Quellensituation muss wohl als schwierig bezeichnet werden, wurde das Archiv der Abtei doch zerstreut: Wichtiges findet sich in Turin in den staatlichen und erzbischöflichen Archiven, anderes wanderte ins städtische Archiv von Giaveno und in die Museo-Biblioteca Adriani in Cherasco. Die historische Kontextualisierung erfolgt in einem umfangreichen Vorwort, in dem nicht nur die Gesamtheit der einschlägigen Überlieferung zur Abtei in diesem Zeitraum, sondern auch die aktuellste Forschung miteinbezogen wird. Das Michaelspatrozinium der Abtei wird vor dem Hintergrund weiterer,

dem Erzengel geweihter Bet- und Pilgerstätten – mit dem ab dem 6. Jh. durch Quellen nachweisbaren Heiligtum auf dem Monte Gargano an der Spitze – beschrieben. Das überlieferte Gründungsjahr 966 ist problematisch, erweisen sich chronologische Sequenzen in den Quellenzeugnissen doch alles andere als stimmig. Für die *Legenda consecrationis* sind diese Unstimmigkeiten ohne Zweifel darauf zurückzuführen, dass man in Konkurrenz zum (bekannteren) Michaelskloster in der Normandie, dem Mont-Saint Michel, trat: im Piemont versuchte man sich in einer Traditionslinie zu verorten, die entsprechend bis auf die langobardische Ansiedlung auf dem Monte Gargano zurückzuführen war. Die *Legenda* beginnt mit der Ankunft des Eremiten Johannes auf dem Monte Caprasio: wenig scheint ihm daran gelegen gewesen zu sein, die Ansiedlung einer Mönchskommunität auf dem benachbarte Monte Pirchiriano zu begleiten. Dort wird ein aus Aquitanien stammender Abt eingesetzt. Von Anbeginn setzt man auf Eigenständigkeit und institutionelle Unabhängigkeit. Fremde *consuetudines* werden nicht übernommen, alleinige Richtschnur ist die Benediktsregel, in der dem Abt ein hohes Maß an Entscheidungsbefugnissen zugestanden wird. Umfangreicher (Grund-)besitz, zu großen Teilen in Gebieten jenseits der Alpen, genauer: im Gebiet um Toulouse, gelegen, stellte die monastische Unabhängigkeit sicher. Gegen Begehrlichkeiten anderer kirchlicher und weltlicher Institutionen (mit dem Bischof von Turin an der Spitze) sucht man sich durch immer wieder neu vom Papsttum erbetene Privilegienbestätigungen zu schützen. Im Privileg von 1216 zeigt sich der Patrimonialbesitz zum Zeitpunkt seines größten Umfangs: sieben Abteien, elf Klöster, 87 abhängige Kirchen und Kapellen gehörten zu San Michele della Chiusa. Davon lagen in Frankreich drei große Abteien, acht Klöster und 15 Kirchen, verteilt auf 14 Diözesen. Fast ist man geneigt, von einem Klosterverband zu sprechen. Diese zentralen Texte zur Klostergeschichte blieben nicht ungedruckt; die eindrucksvolle Reihung früherer Editionen – von Mabillon und Luigi Giuseppe Provana über die im Rahmen der Scriptores der MGH entstandenen Editionen von Ludwig Bethmann, Gerhard Schwartz und Elisabeth Abegg bis hin zur jüngsten Edition der *Vita S. Iohannis* durch G. Sergi von 2011 – zeigt, wie viel philologischer Scharfsinn bereits früher bei der Textherstellung unter Beweis gestellt wurde. Antonio Placanica als Hg. konnte jedenfalls auf einem soliden Fundament aufbauen. Am problematischsten erwies sich ohne Zweifel die kritische Edition der unikal überlieferten *Vita S. Iohannis Confessoris*, von der sich weitere Auszüge in zwei liturgischen, aus dem Kloster selbst stammenden Handschriften finden (Susa, Biblioteca del Seminario, Rari II.4.1/2; Turin, Biblioteca nazionale, ms. D.VI.11). Durch Textvergleiche des verderbten *codex unicus* mit den beiden liturgischen Quellen wurde die Erstellung einer Version möglich, in der viele morphologische und grammatikalische Monstrositäten des *codex unicus* elegant beseitigt werden konnten. Wo dies nicht möglich war, zeigte sich die hochentwickelte editorische *discretio* Placanicas – mit äußerst überzeugendem Ergebnis. Die lateinischen Editionen verfügen über einen Variantenapparat, der das Nötigste verzeichnet, sich aber nicht in Quisquilien verliert. Endnoten in der gut lesbaren italienischen Übersetzung erschließen den Text inhaltlich. Zusätzlich wurden 1. *Versus Vitae Bene-*

*dicti abbatis Clusensis annexi* (525–530) und 2. *Hymni in honorem Benedicti II abbatis Clusini* (531–540) ediert. Im Anhang finden sich zwei, im Breviar von San Michele della Chiusa überlieferte Messoffizien zu Ehren des Erzengels Michael und Johannes' des Eremiten. Indices der Eigennamen, der Quellen und der Worte bzw. wichtigsten Begriffe erschließen ein Textkonvolut, das – kompakt in einem Band zusammengefasst – eindrucksvoll demonstriert, wie man im hohen Mittelalter in einer der wichtigsten Abteien Oberitaliens Gründungsvorgänge imaginierte und beschrieb. Die vorzügliche italienische Übersetzung mag zusätzlich dazu beitragen, diese Edition einem breiteren Publikum bekannt zu machen. Verdient hat sie es.

Ralf Lützelschwab

Il Piemonte risorgimentale nel periodo preunitario, a cura di Frédéric Ieva, Roma (Viella) 2015 (I libri di Viella 197), 220 S., ISBN 9788867283972, € 27.

Der vorliegende Bd. bietet die Beiträge einer der Tagungen, die anlässlich des 150jährigen Risorgimentojubiläums veranstaltet wurden. Fokussiert werden zentrale Aspekte der piemontesischen Geschichte. Den Auftakt übernimmt Giuseppe Ricuperati, der danach fragt, warum vom piemontesischen Staat die Initiative zur Nationalstaatsgründung ausging. Zunächst warnt er ausdrücklich vor einer teleologischen Sichtweise und beschreibt dann die besonderen Qualitäten Piemonts bezüglich Staatsaufbau, Einbindung der Provinz, Qualität der Beamten und Bildung, Entfeudalisierung und Kirchenkontrolle im 18. Jh. Ein weiterer Beitrag von Enrico Genta nimmt die Verwaltungs- und Rechtsgeschichte in den Blick, wobei er das Spannungsverhältnis von Zentralismus und Autonomie der Provinz analysiert. Adriano Viarengo geht in seinem Beitrag der Frage nach, wie sich der Nationalstaatsgedanke vom linken politischen Feld eines Giuseppe Mazzinis hin zum liberalen Konzept von Camillo Benso conte di Cavour entwickeln konnte. Ester De Fort präsentiert einen Aufsatz zu den politischen Exilanten, ein Thema, das sich in den letzten Jahren großer Aufmerksamkeit erfreut. Während Piemont nach den gescheiterten Revolten und Revolutionen 1820–1821 aufgrund harter Repression die führenden demokratischen und liberalen Kräfte in das benachbarte Ausland und nach Übersee vertrieb, wird es unter Carlo Alberto seit den 1830er Jahren allmählich zu einem Zufluchtsort für Exilanten aus allen Teilen Italiens. Ein weiterer Beitrag geht der interessanten Frage nach, wo die Offiziere, die in den Kriegen 1848, 1849 und 1859 eingesetzt wurden, politisch zu verorten sind. Die überzeugende Antwort Piero Del Negros ist, dass sich das Offizierskorps mehrheitlich aus Anhängern der Restauration zusammensetzte. Eine Reihe von Aufsätzen ist kulturellen und politisch-gesellschaftlichen Aspekten gewidmet. Marco Novarino thematisiert einen Klassiker der Nationalstaatsbewegung: den Komplex der politischen Geheimgesellschaften und den Konflikt zwischen Filippo Buonarroti, einem ihrer größten Anhänger, und Giuseppe Mazzini, der nach gescheiterten Aufstandsversuchen für die offene politische Aktion eintrat. Silvano Montaldo liefert

einen profunden Beitrag zur Wissenskultur, der Neuorganisation der Turiner Universität im 18. Jh. und der Entwicklung der zahlreichen Akademien und privaten wissenschaftlichen Sozietäten. Andrea Villa wiederum analysiert die Frage von piemontesisch-englischen Wissenschaftsbeziehungen, wobei er sich auf die persönlichen Begegnungen zwischen dem Erfinder Charles Babbage und Carlo Alberto konzentriert. Der Hg. des Bd. verfolgt in seinem Beitrag die Karriere Ercole Ricottis. Obwohl er, aus kleinen Verhältnissen stammend, eine *laurea* als Ingenieur erwarb, wurde er aufgrund seiner zahlreichen militärgeschichtlichen Studien und seines politischen Engagements im Jahr 1862 zum ersten Geschichtsprofessor an der Universität Turin ernannt. Abschließend thematisiert Giovanni Assereto das gespannte Verhältnis zwischen Genua und Turin. Aufgrund der französischen Revolutionskriege verlor die ehemals stolze Seerepublik ihre staatliche Souveränität. Nach dem Untergang des napoleonischen Empires hätten es die Eliten vorgezogen, weiterhin Frankreich zuzugehören und nicht Piemont zugeschlagen zu werden. Doch auf dem Wiener Kongress konnte sich Piemont mit seinen Ansprüchen durchsetzen. Wichtige Lokalpolitiker wie Antonio Brignole Sale opponierten noch lange gegen Piemont, aber in der zweiten Hälfte des 19. Jh. schwächten sich die Gegensätze ab und die Akzeptanz gegenüber der piemontesischen Herrschaft wuchs. Aufregend Neues bietet dieser Bd. nicht, aber sehr solide Beiträge von ausgewiesenen Kennern der piemontesischen Geschichte auf aktuellem Niveau. Gabriele B. Clemens

Catia Brilli, Genoese Trade and Migration in the Spanish Atlantic, 1700–1830, Cambridge (Cambridge University Press) 2016, 357 pp., ISBN 978-1-10713-292-4, £ 74,99.

Quando il famoso attore e fondatore del teatro dialettale genovese Gilberto Govi si recò in tournée a Buenos Aires nel 1926, disse che in nessun altro luogo fuori dalla Liguria gli abitanti erano in grado di parlare un dialetto genovese tanto buono come quello che aveva sentito lì. La presenza degli immigrati liguri nel Rio della Plata nella seconda metà dell'Ottocento e nei decenni successivi è un fenomeno noto, ma ha radici più antiche, che fino ad ora sono rimaste nell'ombra, in quella zona crepuscolare che si situa tra gli sbiaditi ricordi famigliari e la ricerca storica. Il libro di Catia Brilli la leva da questa zona d'ombra e la illumina con un denso lavoro di ricerca, svolto tra numerosi archivi italiani, spagnoli e argentini. L'arco cronologico dalle ricerche si estende dal Settecento alla prima metà del secolo successivo, quello geografico si snoda tra Genova e la Liguria e poi Cadice, Buenos Aires e il Rio della Plata, il cuore della ricerca. I termini usati da Brilli per l'emigrazione dei genovesi nel Rio della Plata sono „nazione in diaspora" (p. 13). Brilli fa notare come la parola „diaspora" sia solitamente usata per definire i gruppi senza patria, ma come il caso genovese si adatti molto bene a tale concetto, perché, sebbene nel Medioevo esisteva un impero genovese nel Mediterraneo, nell'età moderna il ruolo politico-territoriale della madrepatria si restrinse. La sproporzione tra l'angusta estensione geografica

della Repubblica ligure e l'ampiezza e l'articolazione delle reti sociali ed economiche dei genovesi consentono di studiare il movimento di questi ultimi con una prospettiva simile a quella che si usa per le diaspore più note (degli ebrei e armeni). L'utilizzo del concetto di diaspora è tanto più appropriato, perché la studiosa ha scelto un arco cronologico che va oltre la dissoluzione della Repubblica ligure, la madrepatria, fino alla prima metà dell'Ottocento. Al centro della ricerca troviamo – più che le conformazioni statali – le città, come Genova e soprattutto Cadice e Buenos Aires, e la regione del Rio della Plata; ancor più che le aree geografiche, però, Brilli studia le reti sociali, tramite la storia di numerose figure di commercianti e artigiani di origine ligure, e la loro interazione con le istituzioni. La vita di tali figure è scomposta in frammenti che servono ad approfondire alcuni temi, trattati via, via, nei capitoli. Così, capita di incontrare gli stessi personaggi, che appaiono in momenti diversi della loro vita, in un caso per descrivere i legami con altri genovesi nel Rio della Plata (le reti), in un altro per mostrare l'interazione con le istituzioni (le corporazioni, il consolato, le confraternite), in un altro ancora il movimento di uomini, merci e tecnologie da Cadice a Buenos Aires. Ogni volta questi singoli frammenti di ricerca prosopografica sono ricomposti pazientemente in una tessitura più ampia, utilizzando almeno due modalità: sono messi in relazione con altri frammenti biografici di altre figure (tra ricerca qualitativa e quantitativa) e sono inquadrati con chiarezza nel contesto politico ed economico (le sorti dell'Impero spagnolo, la fine della Repubblica di Genova, l'indipendenza argentina, l'ascesa del caudillo Rosas etc). Il lettore è accompagnato in questi spostamenti – dal quadro d'insieme all'analisi dei casi – attraverso una narrazione chiara, impreziosita dalle storie delle persone e resa stimolante da analisi originali e innovative, elaborate via, via, in ogni paragrafo. Il libro è diviso in due parti. Nella prima l'a. presenta la migrazione dei genovesi nell'Impero spagnolo, prima a Cadice, il punto nevralgico della *Carrera de Indias*, poi nel Rio della Plata. La seconda prende le mosse dalla fine della Repubblica ligure nel primo Ottocento e prosegue con la guerra d'indipendenza in Argentina, la perdita d'importanza di Cadice, l'apertura della tratta tra Genova a Buenos Aires e la diffusione dei genovesi lungo il Rio della Plata. Qui possono essere riportate solo poche delle riflessioni e delle conclusioni presenti nel libro. Brilli chiarisce come questo lavoro tratti di un capitolo sconosciuto della storia dei genovesi, perché Genova non ebbe mai un avamposto nell'Atlantico. I genovesi utilizzarono tecniche artigianali, saperi commerciali e imprenditoriali, svolgendo un ruolo chiave nella produzione della carta, nella manifattura del tessile, nel commercio degli schiavi, nella logistica navale e nel commercio fluviale (dopo l'indipendenza dell'Argentina). Quando è stato possibile, l'a. ha svolto importanti indagini quantitative, utilizzando, ad esempio, i censi argentini ottocenteschi. Ha infine mostrato come i genovesi non furono nostalgici della madrepatria (dal punto di vista politico e nell'uso delle istituzioni) e come si adattarono al nuovo contesto, imparentandosi e facendo affari con la popolazione locale. Usarono le reti della loro „nazione" solo quando conveniva. Il libro mostra come le reti dei genovesi si siano mosse anche all'esterno delle istituzioni, spesso senza l'utilizzo di pratiche e

tradizioni consolidate. In tal modo i genovesi riuscirono ad adattarsi con successo ai cambiamenti e alle sollecitazioni. D'altra parte, è forse proprio questa caratteristica fluidità ed essenzialità delle reti dei genovesi, questa loro capacità mimetica, che più di altri elementi ha contribuito all'oblio dell'emigrazione dei genovesi in Argentina. Un oblio che ora viene portato alla luce da questo lavoro. Carlo Taviani

Timothy Salemme/Nicolangelo D'Acunto (a cura di), Documenti pontifici nel tabularium dell'abbazia cistercense dl Chiaravalle Milanese (da Innocenzo II a Clemente V), Turnhout (Brepols) 2014 (ARTEM. Atelier de recherches sur les textes médiévaux 22), 356 pp., ISBN 978-2-SO3-55146-3, € 95.

L'abbazia di Chiaravalle Milanese, prima delle filiazioni di Clairvaux nella penisola italiana, fin dalla sua origine nel 1135 fu uno dei più importanti centri di irradiazione del monachesimo cisterciense al qua delle Alpi, sia per quanto riguarda la riforma di preesistenti cenobi sia per la fondazione di due ‚figlie': Chiaravalle di Fiastra (Tolentino-Macerata) e Santa Maria di Follina (Treviso). Chiaravalle svolse un ruolo non secondario nella storia di Milano: l'estensione delle terre e la fondazione di importanti grange, come pure le competenze dei monaci bianchi nella gestione del patrimonio fecero dell'abbazia un soggetto attivo in campo religioso e politico, almeno fino al secondo quarto del XIV secolo, quando emersero i segni di un incipiente declino che portò dapprima alla riserva papale per la nomina dell'abate, quindi nella prima metà del secolo successivo alla commenda. La Prefazione di Nicolangelo D'Acunto consente di inquadrare la presente edizione tra le numerose iniziative circa le edizioni che, a partire dagli anni Settanta del secolo da poco concluso, hanno consentito di valorizzare le fonti medievali di area milanese. Le carte di Chiaravalle sono infatti pubblicate online (a cura di Anna Maria Rapetti e Ada Grossi) fino al termine del XII secolo nel *Codice diplomatico della Lombardia medievale* (cdlm.unipv.it/edizioni/mi/), con *Additiones* di Timothy Salemme e Maria Cristina Piva, apparse in Scrineum rivista 8 (2011). Nella ricca Introduzione al volume (pp. 13–68) Salemme espone con efficacia le date salienti della storia dell'abbazia fino all'inizio del XIV secolo e si sofferma sulle tormentate vicende dell'archivio che dopo la metà del XVI secolo cominciò a subire parziali o totali trasferimenti: con la nascita della Congregazione di S. Bernardo e con i progetti di razionalizzazione archivistica, la documentazione di provenienza pontificia e quella utile per provare le immunità concesse all'Ordine – in tutto un terzo del patrimonio archivistico abbaziale – fu trasferito nell'archivio del monastero milanese di S. Ambrogio, anch'esso appartenente alla Congregazione. Con la costituzione della Repubblica Cisalpina i fondi membranacei dei due monasteri passarono all'Archivio generale del Fondo di Religione, quindi nell'Archivio Diplomatico (creato nel 1807). Solo nel 1871 i fondi di Chiaravalle e di S. Ambrogio trovarono definitiva sistemazione presso l'Archivio di Stato di Milano. Essi, peraltro, furono oggetto di indagine fin dal XVII secolo e furono valorizzati da eruditi dei secoli suc-

cessivi, quali Giorgio Giulini, Angelo Fumagalli, Ermete Bonomi e Achille Ratti. La scelta del *corpus* documentario della presente edizione si compone di 100 (o 102, se si contano anche due documenti di Lucio III inseriti in lettere di Alessandro IV e di Clemente V) documenti compresi tra 1139 e 1311, ai quali si aggiungono 10 lettere di legati papali. Si tratta di ben 91 documenti (l'82,7 % dell'intero *corpus*) conservati in originale, mentre gli altri sono noti attraverso copie semplici o autentiche. L'analisi della distribuzione cronologica dei documenti consente poi a Salemme di ipotizzare che i periodi in cui Milano dovette fronteggiare difficoltà politiche sono quelli in cui si nota un calo nella produzione documentaria claravallese. L'*Introduzione* è chiusa dall'analisi delle tipologie documentarie rappresentate nel volume (privilegi, *litterae* e documenti dei legati apostolici), delle note di cancelleria presenti sui documenti e dai criteri seguiti nell'edizione, che si segnala per la sua accuratezza. Il volume è chiuso dalla tavola con l'elenco degli *incipit*, da oltre 30 pagine di Indice dei nomi di luogo e di persona, dalle fonti e dalla bibliografia utilizzata. La lettura delle carte di Chiaravalle conferma gli indirizzi seguiti dalla cancelleria papale, che nei secoli XII e XIII vide un diradarsi dei privilegi solenni e l'aumento di altre tipologie più ‚agili'. Offre però anche motivi di riflessione nuova: se infatti il maggior numero di lettere per l'abbazia si colloca negli anni del pontificato di Innocenzo IV (16), che fu anche a Milano per alcuni mesi nell'estate del 1251, Onorio III è ben rappresentato (10, di cui uno per Fiastra), molto meglio di Innocenzo III (1) e di Gregorio IX (3).

Maria Pia Alberzoni

Alessandro Pastore, Nella Valtellina del tardo Cinquecento. Fede, cultura, società, Roma (Viella) 2015 (I libri di Viella 192), XXVI, 171 pp., ISBN 9788867283378, € 26.

Il volume in oggetto è l'omaggio fatto dai colleghi ad Alessandro Pastore alla conclusione della sua carriera didattica. Essi hanno voluto ripubblicare la sua prima monografia scientifica, apparsa nel 1975, frutto della rielaborazione e dell'approfondimento della tesi di laurea. Nella prefazione Massimo Firpo ripercorre sinteticamente la genesi e il significato dell'opera, che rappresenta il primo approccio sistematico a una realtà di confine situata tra il ducato di Milano, dove il cardinale Carlo Borromeo si propose di ridefinire e rafforzare gli indirizzi cattolici di derivazione romana, e le estreme propaggini meridionali dell'area germanica, nella quale il pluralismo confessionale era ormai radicato. La Valtellina in particolare dipendeva dalle Tre Leghe Grigie, a loro volta pluriconfessionali, che rispettarono le tradizionali autonomie, intervenendo però mediante l'invio di magistrati nei centri maggiori, e risentiva allo stesso tempo dell'influenza milanese e spagnola, quest'ultima divenuta più pressante all'inizio del XVII secolo per ragioni geopolitiche. Dal punto di vista ecclesiastico la valle era inserita nel territorio della diocesi di Como; tuttavia la sporadica presenza dei vescovi aveva favorito l'instaurarsi di circoli aderenti alle dottrine protestanti, ulteriormente rafforzati dal contributo di esuli e dissidenti religiosi provenienti dalla

penisola italiana. Le problematiche confessionali si intrecciavano strettamente con le realtà sociali ed economiche, in un mondo in cui la nobiltà locale, che coltivava legami con Milano, Venezia e Zurigo, coesisteva accanto a poveri contadini e pastori analfabeti. Le scelte confessionali erano determinate anche dagli equilibri di potere, dalle alleanze e dal controllo delle realtà economiche, di cui rappresentavano una parte cospicua le proprietà ecclesiastiche, talvolta dipendenti dalle famiglie dei fondatori, talaltra dalla pratica dell'infeudazione operata dal vescovo di Como. Tenendo conto di questo delicato equilibrio, l'azione di Carlo Borromeo e dei visitatori da lui sostenuti ebbe una incidenza relativa, ostacolata com'era dall'isolamento dei centri abitati e dall'opera di contrasto dei magistrati grigionesi. Il volume è articolato in quattro capitoli, che riguardano in sequenza la situazione socio-politica della valle, determinata dalla dialettica tra le autorità grigionesi e i vescovi cattolici di Milano e di Como; la configurazione del clero secolare, non particolarmente numeroso, soprattutto nei centri minori, non sempre in grado di sostentare economicamente il servizio stabile di un chierico; il profilo degli esponenti locali, inseriti in reti che determinarono gli indirizzi politici e le adesioni confessionali; infine il contributo dei religiosi, in particolare dei gesuiti, e in misura minore dei cappuccini, volto a ristabilire sul territorio l'unità confessionale sotto l'egida romana. Il quadro articolato che ne emerge mostra come le problematiche confessionali si inserissero in un contesto di interessi e di rapporti più vasti che ebbero l'effetto di mantenere in essere abitudini non in linea con la nuova sensibilità religiosa, ma che rispondevano alla tutela degli equilibri esistenti. I tentativi di rinnovamento da parte cattolica furono operati soprattutto cercando di incidere sul futuro: la riserva di posti nel Collegio Elvetico di Milano e l'opera dei gesuiti, iniziative volte a promuovere istituzioni educative destinate ai gruppi dirigenti locali. Le pagine del volume descrivono un quadro in divenire, all'interno del quale gli interessi, anche confessionali, erano in continuo movimento, dove cattolici e protestanti si misuravano per mantenere e per estendere, ove possibile, le rispettive aree di influenza. Il fatto che nei primi anni del Settecento, come si sottolinea a conclusione dello studio, nella valle si registrasse ancora la presenza di „eretici", suggerisce che sul concetto di missione abbia prevalso il principio della convivenza. A quarant'anni dalla sua prima apparizione la riproposizione di questo studio è giustificata sia dallo scopo commemorativo, sia dal metodo a suo tempo utilizzato, che ha permesso di mettere a confronto i dati pazientemente raccolti negli archivi locali con quelli derivanti dai più noti depositi romani e milanesi per ricostruire i frammenti di una convivenza ricca e articolata. Silvano Giordano

Christian Hagen, Fürstliche Herrschaft und kommunale Teilhabe. Die Städte der Grafschaft Tirol im Spätmittelalter, Innsbruck (Universitätsverlag Wagner) 2015 (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 38), 239 pp., ISBN 978-3-7030-0878-8, € 24,90.

Il succinto volume presenta in forma rielaborata una dissertazione discussa nel 2013 a Kiel sotto la guida di Gerhard Fouquet e dedicata alle città soggette ai conti del Tirolo fra il secondo Duecento e la fine del Quattrocento: Merano, Glorenza (Glurns), Vipiteno (Sterzing), Innsbruck, Hall e Bolzano. Il fenomeno di urbanizzazione, inteso come crescita dei centri cittadini dal punto di vista soprattutto economico e socio-politico, viene esaminato in rapporto con il contemporaneo incremento e ampliamento dei poteri comitali; l'obiettivo è appunto individuare e discutere il nesso tra la formazione delle comunità urbane con le loro strutture costituzionali, le loro stratificazioni sociali, i loro interessi economici, e la „prassi politica" (p. 21) dei dinasti che via via esercitarono poteri signorili sul Tirolo. All'interno di una struttura discorsiva molto limpida, l'a. muove dal quadro geopolitico del Tirolo e dallo sviluppo dei luoghi di mercato quale elemento decisivo per il predominio sul territorio, come sfondo sul quale disegnare il protagonismo dei conti nella fondazione e conquista di mercati e città. Da tali considerazioni introduttive, origini e sviluppo dei centri urbani non risultano né uniformi né sincronici, di qui l'interesse di un discorso comparativo sulle sei città, considerate nelle loro variabili relazioni con il comune, sovrastante potere comitale. „Interazione" e „comunicazione" fra signori e città sono i concetti-guida ricorrenti nel volume: tenendo presenti le contingenze politiche legate ai cambi di dinastia – dai Lussemburgo, ai Wittelsbach, agli Absburgo, viene anzitutto esaminata la serie dei privilegi ottriati dalle sei città, una serie qualitativamente significativa non all'epoca di Mainardo II, come finora si riteneva, ma durante il governo dei figli (1295–1335), i quali furono generosi di concessioni anche per ottenere un sostegno economico ed alleviare così le proprie difficoltà finanziarie. Dei privilegi in favore delle città si valorizza non solo il contenuto (conferma di diritti e nuove libertà), ma anche l'attività di produzione in quanto tale, intesa come „prassi sociale" e importante segnale di „interazione" (p. 47), di „negoziazione" comunicativa (p. 57). La richiesta e il rilascio dei privilegi furono peraltro contemporanei alla crescita delle comunità dal punto di vista costituzionale, con la comparsa di „giurati" con compiti giudiziari e amministrativi, in direzione di un autogoverno interessato in particolare al settore fiscale. L'esame puntuale della terminologia permette all'a. di recuperare i primi segni di autonomia urbana pur in assenza di indicatori considerati classici (ad es. il *Rat* o il *Bürgermeister*), e di rilevare che *Rat* fu piuttosto un termine proprio del vocabolario in uso nella cancelleria comitale e da questa attribuito ai collegi attivi nelle città – osservazione preziosa proprio riguardo all'intenso scambio, al gioco signori-città che è al centro del volume. Le dinamiche urbane interne vengono esaminate sia attraverso lo studio del diritto di cittadinanza di cui godettero o dal quale furono esclusi forestieri e gruppi di *habitatores*, sia attraverso una minuta analisi prosopografica dedicata alle famiglie

appartenenti al ceto dirigente di Merano, collocabili fra nobiltà e non-nobiltà e talora protagoniste di un'ascesa sociale che fu confortata dall'acquisto di patenti di nobiltà o insegne, ostentata tramite la fondazione di anniversari, messe e tavole votive. Come mostra in particolare il caso di Merano, privilegiato in ragione delle nuove, succose fonti reperite, una piccola cerchia di *cives* poté svolgere funzioni di mediazione con il signore, legandosi alla corte tramite rapporti economici e tramite uffici che in tal modo aprirono il territorio all'influenza dei ceti cittadini. Testimonianza e al tempo stesso conseguenza della crescita dei centri urbani fu il processo di *Verschriftlichung*, affidato da una parte a notai, dall'altro a nuove scritture d'ufficio connesse con i progressi in campo amministrativo e giudiziario. Ancora Merano è da questo punto di vista esemplare per la presenza di tipologie nuove, specie in campo giudiziario, ove i libri d'insinuazione (*Verfachbücher*) funsero probabilmente da modello per tutto il Tirolo. Alle considerazioni prevalentemente descrittive dedicate al processo di espansione dello scritto, segue un *case-study* conclusivo: la sollevazione dei Meranesi contro i propri rappresentanti nel consiglio cittadino, accusati nel 1477/78 di esclusivismo ed esercizio monopolistico del potere. Lo scontro coinvolse anche l'arciduca Sigismondo, chiamato in causa dalla comunità contro i propri consiglieri, e offre la possibilità di osservare „interazione e comunicazione in conflitto" – così il titolo del capitolo (p. 163), interazione e comunicazione fra signore, comunità e consiglieri, in una specifica situazione di conflitto. La vicenda, i cui dettagli emergono in gran parte da un fascicolo del lascito Karl Moeser riprodotto in appendice (*Anhang 5*), è ricostruita puntualmente quanto a contenuti e fasi, ma si sarebbe forse prestata a un'indagine più sottile proprio in relazione a quelle strategie comunicative che sono così centrali per il volume – nel complesso il concetto di „comunicazione" risulta piuttosto vago e poco articolato, nonché in relazione alla *Verschriftlichung*, all'uso e al controllo della scrittura, oltre che dell'argomentazione politica in senso lato, da parte di una comunità che probabilmente si servì della mediazione di esperti dello scritto. Nel riassunto finale, fruibile anche nella versione italiana a cura di Walter L a n d i, sono messe bene in luce le conclusioni cui il lavoro permette di giungere: il rapporto signori-città non fu univocamente conflittuale, giacché le città considerate non ebbero velleità autonomistiche in campo politico né i conti costituirono un ostacolo al potenziamento urbano, ben consapevoli del valore fiscale, militare e tecnico-amministrativo dei centri loro soggetti; ci fu piuttosto interazione, un concetto anodino che può esprimere sostegno e dipendenza reciproca, senza escludere momenti di conflitto. L'importanza delle città fu tale che alla fine del Quattrocento, termine estremo della ricerca, quest'ultime guadagnarono un potere decisionale nelle questioni di politica territoriale discusse alle diete regionali, luogo in cui esse svolsero un ruolo attivo, in dialettica con la ministerialità e la nobiltà del territorio. Alla luce pure di tali valutazioni finali, il tentativo dell'a. di restituire il dinamismo delle comunità cittadine intrecciandolo ai rapporti con il potere superiore, come pure lo sforzo di collegare tra loro casi singoli, coordinando informazioni spesso puntuali e frammentarie in una prospettiva generale coerente, è senz'altro riuscito. La chiara e piana introduzione sulla storiografia esistente,

sulle fonti e sugli intenti programmatici, unita all'abile organizzazione del materiale, di per sé gracile, in capitoli di volta in volta dotati di premessa e conclusione, rende il volume maturo, convincente e di godibile lettura. Lo arricchiscono un'appendice con edizione di fonti, cartine (territorio tirolese, Merano e Bolzano in età medievale), riproduzione di fonti e iconografia, seguite dall'indice delle fonti, della bibliografia e dei nomi. Daniela Rando

Thomas Albrich, Luftkrieg über der Alpenfestung 1943–1945. Der Gau Tirol-Vorarlberg und die Operationszone Alpenvorland, Innsbruck (Universitätsverlag Wagner) 2014, 504 S., Abb., ISBN 978-3-7030-0842-9, € 29,90.

Durch das Ausscheiden Italiens aus dem Krieg im September 1943 bekam der Gau Tirol-Vorarlberg schlagartig eine enorme strategische Bedeutung. Er war Aufmarschgebiet für den deutschen Gegenschlag, die Besetzung Nord- und Mittelitaliens unter dem Decknamen „Operation Alarich" („Fall Achse"). Durch die Zusammenfassung der Provinzen Bozen, Trient und Belluno zur „Operationszone Alpenvorland" und ihre Unterstellung unter den Gauleiter und Reichsstatthalter von Tirol-Vorarlberg, Franz Hofer, lag nun auch der größte Teil der unteren Brennerstrecke im Zuständigkeitsbereich des Gaus. Die Eisenbahnlinie über den Brenner, die den Nachschub an die näher rückende Italienfront transportierte, wurde zum bevorzugten Angriffsziel für die US-Luftwaffe. Höhepunkt dieser Angriffe war die „Brennerschlacht" vom November 1944 bis zum April 1945. Von den 20 000 Tonnen Bomben, die das Gebiet des Gaues und der Operationszone trafen, wurden 15 000 Tonnen auf die Brennerstrecke abgeworfen. Die US-Luftwaffe versuchte, diese Verkehrsader durch „das Herausbombardieren von wichtigen Teilbereichen der Streckenführung wie Brücken, Viadukten oder Tunnels und durch die Gewährleistung der Nachhaltigkeit von einmal erzielten Einbrüchen" (S. 133) zu unterbrechen. Ihr Hauptgegner waren dabei weniger die deutsche und die italienische Flak als die höchst effizienten Instandsetzungstrupps, die es in der ersten Phase der Angriffe auf die Brennerstrecke mit Hilfe eines ausgeklügelten Systems von Ersatzteillagern ermöglichten, Streckenunterbrechungen und Beschädigungen der Stationen innerhalb von sechs Stunden zu reparieren. Brückenreparaturen konnten bis April 1945 in vier Tagen durchgeführt werden. Außerdem wurden „Nachtbrücken" eingesetzt, die Pioniere während der Dunkelheit aufbauten, um ein paar Züge in beide Richtungen abfertigen zu können, worauf die Brücken vor Tagesanbruch wieder abgebaut wurden. Aufgemalte Bombenkrater und Nebelwerfer waren weitere Mittel, die US-Luftwaffe zu täuschen. Die faktische Unterbrechung der Brennerstrecke gelang den Amerikanern daher erst im April 1945. Unter den Städten des Gaus und der Operationszone hatten Innsbruck, Bozen und Feldkirch am meisten zu leiden. Der erste Luftangriff auf Innsbruck vom 15. Dezember 1943 war mit 269 Toten der folgenschwerste von insgesamt 22 Angriffen auf die Gauhauptstadt. Das Versagen des Warnsystems, ein Mangel an Schutz bietenden Stollen und, wie von

offizieller Seite hervorgehoben wurde, die Sorglosigkeit der Bevölkerung hatten zu dieser Katastrophe geführt. Von der Brennerstrecke abgesehen war der Gau weniger Ziel- als Überfluggebiet der aus Italien in den süddeutschen Raum einfliegenden Bomberverbände. Dass es bis Kriegsende dabei blieb, lag vielleicht auch an Gauleiter Hofer, der sich mit einem gewissen Erfolg gegen die Betriebsverlagerungen deutscher Konzerne aus besonders bombengefährdeten Gebieten in seinen Gau wehrte. Den deutschen Jagdflugzeugen und der Flak gelang es mit ihren Abschüssen nicht, den Bomberströmen Einhalt zu gebieten. Dennoch waren die Einsätze für die Bomberbesatzungen eine erhebliche Belastung, so dass viele aus dem süddeutschen Raum zurückkehrende Bomber die Schweiz ansteuerten, um sich internieren zu lassen und keine weiteren Einsätze mehr zu riskieren, wie eine Untersuchungskommission der US-Luftwaffe feststellte (vgl. S. 89). Neben der Darstellung solcher Schwerpunkte des Luftkriegs bemüht sich der Autor um eine möglichst detaillierte Aufarbeitung der Ereignisse aus deutscher und alliierter Perspektive, die er schließlich in einer „Chronik der Luftkriegsereignisse" vom 24. September 1939 bis zum 9. Mai 1945 zusammenfasst (S. 209–382). Das Buch stützt sich auf umfangreiche Archivalien deutscher, österreichischer, amerikanischer, britischer und französischer Provenienz und ist als höchst wertvolles militärgeschichtliches Standardwerk zu qualifizieren. Die politischen Vorgänge im Gau Tirol-Vorarlberg und in der Operationszone Alpenvorland werden allerdings nicht immer mit der notwendigen Genauigkeit erfasst. So schreibt Albrich, Gauleiter Hofer sei in die seit Februar/März 1945 unter dem amerikanischen Decknamen „Operation Sunrise" in der Schweiz laufenden Verhandlungen über die Teilkapitulation der Wehrmacht in Norditalien zwischen dem OSS-Agenten Allen Dulles und SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS Karl Wolff „eingeweiht" gewesen (S. 180); dagegen meint er an anderer Stelle, Hofer sei erst am 20. April 1945 vom Reichsbevollmächtigten bei der italienisch-faschistischen Regierung, Rudolf Rahn, den er begrifflich missverständlich als „Reichsbevollmächtigten Mussolinis" bezeichnet, über die Kapitulationsverhandlungen in der Schweiz informiert worden (S. 190). Hofer glaubte noch kurz vor Kriegsende, den Alliierten Bedingungen stellen zu können, und verlangte eine Autonomie für seinen Gau, den er in einer Übergangszeit als Landeshauptmann weiterhin zu regieren hoffte, sowie die Wiedervereinigung Tirols im Rahmen des neuen Österreichs. Als ihm Wolff nach einer neuerlichen Reise in die Schweiz eröffnete, die Gesamtlage lasse nur noch die Möglichkeit der bedingungslosen Kapitulation zu, nahm Hofer wütend seine Bereitschaft zur Mitarbeit zurück. Der fortan politisch bedeutungslose Gauleiter wurde am 3. Mai 1945 auf seinem privaten Landsitz, dem Lachhof in der Nähe von Hall in Tirol, unter Hausarrest gestellt, drei Tage später gefangengenommen und in ein Internierungslager nach Deutschland gebracht.

Michael Thöndl

Quinto Antonelli/Anna Iuso (a cura di), Lasciar traccia. Scritture del mondo alpino, Trento (Fondazione Museo storico del Trentino) 2015 (Scritture, culture, società 2), 470 S., ISBN 9788871971506, € 22.

Gleich zu Beginn wird der rote Faden des Sammelbandes benannt: Der alpine Raum zeichne sich durch eine vorzeitige Alphabetisierung aus, die zumindest im 17. Jh., wenn nicht schon früher eingesetzt habe. Das zeigen bereits die Beiträge zum ersten Kapitel „Der Berg als [Schrift]träger", die sich mit Felsgraffiti von Hirten im Trentiner Fleimstal zwischen 1720 und 1960 bzw. – zeitlich sehr viel weiter bis in die Ur- und Frühgeschichte ausgreifend – mit den Spuren in der Cerdanya in den östlichen Pyrenäen befassen. Mit Blick auf den Mont Bego in den Seealpen wird auf die Kontinuität der Orte verwiesen, wo die Graffiti von den frühgeschichtlichen Symbolen bis zu den neuzeitlichen Inschriften eingeschrieben wurden. Spezifischer berühren die Beiträge im fünften Kapitel über „Familienzeichen und -schriften" das Leitthema. Sie beziehen sich dabei hauptsächlich auf Quellen aus dem Alltagsleben. Giuseppina Bernardin beschreibt die Verwendung von Markierungszeichen in der Trentiner Region im 16. und 17. Jh. Sie fanden sich nicht nur in der materiellen Welt beispielsweise zur Kennzeichnung von Holz, Arbeitswerkzeug, Vieh oder Gebäude, sondern gingen auch in die Taxregister ein, in denen ja nicht nur die Steuerlast, sondern auch soziale Abgrenzungen und Rechte wie die Nutzung der Gemeindegüter und die Teilnahme an den Gemeindeversammlungen mit vollem Stimmrecht festgelegt wurden. Silvia Vinante befaßt sich mit den Rechnungsbüchern im Fleimstal im 18. und 19. Jh. Sie dienten den Bauern vor allem dazu, wirtschaftliche Faktoren wie Warentausch, Kauf- und Verkaufstransaktionen, Schulden und Kredite, Arbeiten für andere und von anderen ausgeführte Arbeiten usw. zu verzeichnen. Hinzu traten in zunehmendem Maße private Nachrichten oder, wenn diese fehlten, auch Notizen aus dem öffentlichen Leben. Diese Bücher ermöglichen es, die wirtschaftlichen Aktivitäten der Bauern im Jahreszyklus detailliert zu rekonstruieren. Die italienische Schriftsprache erlernte die Landbevölkerung dabei schon vor der theresianischen Reform in den von den Landgemeinden organisierten, von Priestern betriebenen Schulen, allerdings blieb der auf das alltägliche Leben bezogene Wortschatz stark an die lokale Begrifflichkeit gebunden. Glauco Sanga schließlich spürt in Inventaren und Aussteuerlisten mittelalterlich-archaischen volkssprachlichen Elementen und einem lokalen volkssprachlichen Italienisch nach, die sich auch nach der im 16. Jh. erfolgten Normalisierung der italienischen Sprache zum Teil bis ins 19. Jh. durchgehalten hätten bzw. von ihr erst gar nicht berührt worden seien. Nahe am Leitthema ist ferner das Kapitel über die Hausbeschriftungen, in dem man auf einen Bergbewohner in den Pyrenäen des 19. Jh. stößt, der seine Memoiren auf die Außenwände seines Hauses geschrieben hat. Von den übrigen Kapiteln sei noch das über die „Erfahrung des Berges" genannt; hier geht es u. a. um die alpinistische Literatur als Ausfluß der städtischen Kultur und um die Gipfelbücher, die mit der Zunahme des Bergtourismus ihre technische Dokumentationsfunktion verloren haben, nunmehr aber die unterschiedlichsten Motivationen

für eine Bergbesteigung wiedergeben. Insgesamt handelt es sich bei dem Bd. um einen ungewöhnlichen Blick auf die Bergwelt, der zur Vertiefung der angesprochenen Themenfelder anregt. Gerhard Kuck

Gherardo Ortalli/Oliver Jens Schmitt/Ermanno Orlando (a cura di), Il Commonwealth veneziano tra 1204 e la fine della Repubblica. Identità e peculiarità, Venezia (Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti) 2015, VII, 526 pp., ISBN 978-88-95996-52-3, € 38.

Il volume contiene gli atti di un convegno tenutosi a Venezia nel marzo 2013, avente a oggetto una discussione sullo stato della ricerca riguardo al tema della statualità nel peculiare contesto veneziano. Fin dal titolo, si comprende come si sia voluto dare un taglio cronologico e spaziale di grande ampiezza, per favorire il dialogo tra specialisti dei diversi territori e periodi in cui si articola l'esperienza veneziana, cioè la città stessa e i cosiddetti *Stato da mar* e *Stato da tera*. Come specifica Gherardo Ortalli nel primo intervento, che funge da introduzione al volume, si avverte ormai la necessità di mettere in comunicazione i diversi ambiti di studio relativi al mondo veneziano, per superare la parcellizzazione che ha inevitabilmente connotato gli ultimi decenni, per la vastità della documentazione e l'eterogeneità dei contesti. Appunto allo scopo di permettere il confronto tra diverse aree, si è optato per il termine di Commonwealth ad indicare la realtà multiforme della Serenissima e delle sue dipendenze (pp. 3–11): si tratta di una definizione già da tempo applicata al mondo genovese, introdotta da Geo Pistarino per connotare la realtà ligure, ma cui non si era ancora ricorso per l'esperienza della città adriatica, così diversa per attributi politici e ideologici rispetto a Genova. Gli interventi contenuti nel volume prendono in considerazione numerosi aspetti, relativi alla cultura politica e statuale, da molto tempo oggetto di discussione storiografica. Oliver Jens Schmitt, presentando un esempio di microstoria relativo al contesto di Curzola, in Dalmazia, sottolinea come la definizione di „altre Venezie", coniata da Ermanno Orlando per mostrare gli intimi legami politici e ideologici tra Venezia e le comunità del Dogado, possa fornire suggestioni anche per indagare la realtà dalmata, apparentemente così diversa (pp. 204 sg.). Benjamin Arbel pone alcune questioni metodologiche cui qualunque studioso che affronti la realtà dello *Stato da mar* non può sottrarsi, a partire dalla definizione stessa dei territori di Romania e Siria: possono essere considerati colonie, oppure si tratterebbe di una definizione anacronistica? Lo studioso propende decisamente per la prima opzione, rimarcando come molti caratteri (alterità culturale, distanza dalla madrepatria, questioni religiose, scarsità del numero dei colonizzatori latini rispetto alla popolazione locale e così via) non possono non richiamare analoghi parametri delle colonizzazioni di età moderna. Arbel auspica che il gruppo di ricerca, mai realizzatosi, prospettato dallo studioso Charles Verlinden nel 1954 per confrontare esperienze medievali e moderne di colonizzazione, possa un giorno vedere la luce, stante l'im-

portanza della questione per una corretta comprensione del fenomeno coloniale in ogni epoca (pp. 155–179). A più riprese compare il tema della negoziazione di sovranità tra centro e periferia, di quella dimensione contrattuale dello Stato veneziano (tale è, ad esempio, il titolo dell'intervento di Monique O'Connell, pp. 57–72), per cui le dedizioni delle città soggette sono rappresentate come accordi bilaterali, per lo meno nella narrazione ufficiale del governo veneziano, e non come una vera e propria occupazione: considerazioni che valgono per la Terraferma veneta (si può vedere, al proposito, la relazione di Gian Maria Varanini alle pp. 13–55), ma anche, seppur in misura e con modalità diverse, per lo *Stato da mar*, come afferma Monique O'Connell. Molti temi, relativi alla fiscalità, la legittimazione delle élite, il rapporto tra centro e periferia, il controllo politico, la mobilità e così via, vengono affrontati nelle 18 relazioni contenute nel volume, raggruppate in cinque sezioni che abbracciano il lungo periodo che va dalla cesura rappresentata dalla Quarta Crociata fino alla fine della Repubblica di Venezia, nel 1797. Gli studiosi fissano alcuni capisaldi, a livello metodologico e terminologico, di quanto la ricerca ha finora indagato in merito alla statualità nel contesto veneziano sul lungo periodo. Il volume rappresenta certamente un riferimento obbligato per qualunque ricerca futura su questi temi. Daniele Tinterri

Clemente Miari, Chronicon Bellunense (1383–1412), a cura di Matteo Melchiorre, Roma (Viella) 2015 (Fonti per la storia della Terraferma veneta 29) XCV, 282 S., 3 Graphiken, 2 Kt., 8 Taf., ISBN 978-88-6728-547-1, € 50.

Eine alte Bekannte ist zu begrüßen in neuem Gewande, endlich in dem ihr angemessenen. Die Chronik von Clemente Miari, dem Priester aus Belluno, war seit langem in zwei Druckausgaben verfügbar, von 1873 (mit Nachdrucken) und 1976, aber nur in italienischer Übersetzung. Wer wissen wollte, wie der Autor seine Darlegungen wirklich dargeboten hat, musste auf die Handschrift im Priesterseminar zu Padua zurückgreifen. Die neue Edition ermöglicht einen bequemen Zugang, der nun vorliegende verlässliche Text sorgt für Sicherheit bei Lektüre und Auswertung dieses Werkes von beachtlicher historiographischer Qualität. Es ist keine Chronik im eigentlichen Sinn, der Autor verzichtet auf Rückblicke, vielmehr berichtet er – durchaus auch mit der Wiedergabe ihm zugegangener Informationen – fortlaufend über aktuelles Geschehen, zuerst relativ knapp, allmählich anwachsend zu reicher Fülle. Dass sein Lebensmittelpunkt das marginal gelegene Belluno war, darf nicht zur Geringschätzung des Gebotenen verführen. Miari hatte offenbar ein weit gespanntes Interesse, und er war in der Lage, sich Wissen über Vorgänge an entfernten Orten zu verschaffen. So kam etwa die Nachricht vom Tode Clemens' VII., des Gegenpapstes aus seiner Sicht, über die Kurie Bonifaz' IX. zu ihm. Diese Details können als Indizien für das Funktionieren von Nachrichtenverbreitung im spätmittelalterlichen Italien dienen. Hohen Informationswert hat, was der Autor über selbst Erlebtes berichtet, und das ist nicht wenig, denn es waren bewegte Zeitläufte in jener Gegend, schon durch den häufigen Wechsel

der Herrschaft über Belluno. Die Aufzeichnungen beginnen mit Herzog Leopold III. von Österreich. Bereits 1388 folgte der Mailänder Graf, später Herzog Gian Galeazzo Visconti, dann Francesco Novello da Carrara, der Herr von Padua. In dessen waghalsigem Krieg mit Venedig, den Miari detailreich schildert, übergab 1404 die tonangebende Mehrheit der Bevölkerung die Stadt an die Republik Venedig. Das sollte gewiss zu politischer Stabilität führen, die aber wurde durch die erneute Verwicklung Bellunos in eine bewaffnete Auseinandersetzung unterbrochen: Am Schluss der Chronik steht die Zeit der seit Ende 1411 andauernden Besetzung durch die Truppen des ungarischen und römischen Königs Sigmund im Krieg zwischen ihm und Venedig. Solche Verhältnisse ließen es geraten sein, das Geschehen in Oberitalien genau zu beobachten. Das hat der Autor getan, er führt die Ergebnisse seiner Informationsbeschaffung dem Leser eindrucksvoll vor Augen. Der Hg. stellt in der umfangreichen Einleitung die Lebensumstände Miaris in ihren historischen Zusammenhang und erläutert die Eigenheiten des Hauptwerkes. Ebenso beschreibt er Beschaffenheit und Zusammensetzung der Paduaner Handschrift, eines Autographs, sowie deren Weg bis zum heutigen Aufbewahrungsort. Sie enthält weitere chronikalischer Texte und Briefe, die im Anhang ediert werden. Die Register der Personen- und der Ortsnamen am Schluss erleichtern den Umgang mit diesem gelungenen Band, mit dem die Reihe nach längerer Pause erfreulicherweise hat fortgesetzt werden können. Dieter Girgensohn

Marino Sanudo, Itinerario per la Terraferma veneziana, edizione critica e commento a cura di Gian Maria Varanini, con saggi di Alfredo Buonopane, Antonio Caralli, Michael Knapton, John E. Law, Gian Maria Varanini, Roma (Viella) 2014 (Cliopoli. Città, storia, identità, NS 1) 688 S., 1 Kt., 5 Taf. u. Abb. im Text, ISBN 978-88-6728-127-5, € 50.

Das Verfahren des *sindicatus*, die institutionelle Überprüfung der Geschäftsführung städtischer Amtsträger, etwa des *Podestà*, am Ende der Amtszeit, war in vielen mittelalterlichen Kommunen Italiens die übliche Vorkehrung gegen Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung. Die Republik Venedig bediente sich seiner in einer besonderen Form: Alle zwei Jahre wurden Kommissionen in die überseeischen Kolonien und in die Besitzungen auf dem benachbarten Festland geschickt, um den Bewohnern Gelegenheit zur Beschwerde gegen das Handeln der aus der Zentrale entsandten Funktionäre, gewählter Adeliger mit ihrem Personal, zu geben. Marino Sanudo, der fruchtbarste Verfasser venezianischer Geschichtswerke im Übergang vom 15. zum 16. Jh., begleitete 1483 als ganz junger Mann die Reise der – wie meistens – aus drei Inspektoren gebildeten Kommission und schrieb detailliert auf, was ihn beeindruckte; das hat er später überarbeitet. Von Venedig ging es nach Padua, weiter nach Rovigo, Ferrara und bis Brescia, Bergamo, Crema, dann nach Rovereto und Verona, Vicenza und Treviso, Feltre und Belluno, schließlich über Udine in die Städte Istriens. Notierenswert war Vielerlei, beginnend mit den Eigenheiten der geographischen Lage und der lokalen

Geschichte, den zahlreichen Gebäuden, auf die das Auge des Autors fiel, erstreckte sich sein Interesse bis zu den Charakteristika der jeweils angetroffenen politischen Struktur, hatte doch die Republik auf Vereinheitlichung in den gewonnenen Territorien eine verzichtet, vielmehr den einzelnen Orten die alte Verfassung gelassen. So entsteht aus diesen Aufzeichnungen eine facettenreiche Momentaufnahme von den Verhältnissen in der venezianisch beherrschten Terraferma. Zwei Versionen sind erhalten, sie werden vollständig dargeboten. Zuerst abgedruckt ist der Text der späteren aus einer Handschrift der Universitätsbibliothek Padua. Ihn hat Varanini kenntnisreich mit ausgiebiger Kommentierung versehen, sie füllt jeweils die gegenüber liegende Seite. Einleitend charakterisieren Law und Knapton den Autor Sanudo speziell als ambitionierten Schriftsteller im Gefolge der reisenden Inspektoren und allgemein als bedeutenden Historiographen, Buonopane illustriert sein besonderes Interesse für die vorgefundenen Inschriften, Varanini untersucht das gegenseitige Verhältnis der beiden Versionen. Von den Namenregistern ist das der Orte mit der Angabe der heutigen Schreibweise besonders hilfreich. Es ist eine abgerundete Leistung gelungen. Diese Ausgabe ersetzt die alte von Rawdon Brown aus dem Jahre 1847 (und die Nachdr.); die neue von Roberto Bruni und Luisa Bellini (2008) bietet eine Übertragung in modernes Italienisch. Somit öffnet die neue Edition den Zugang zum vollen Reichtum an Informationen, der Sanudos Reisebericht einen hohen Rang unter den Zeugnissen für die Geschichte Oberitaliens im 15. Jh. zuweist. Dieter Girgensohn

Fernanda Sorelli, „Ego Quirina". Testamenti di veneziane e forestiere (1200–1261), Roma (Viella) 2015 (Deputazione di storia patria per le Venezie, Testi 1) XCIV, 239 S., ISBN 978-88-6728-518-1, € 32.

Frauen hatten in der männlich orientierten Gesellschaft Venedigs während des Mittelalters und der frühen Neuzeit eine Rolle im Schatten; es sind die Testamente, die ihre private Situation erhellen. Sie hatten keinen Anteil am öffentlichen Leben; sie traten, wenn sie verheiratet wurden, aus dem Schutz der väterlichen Familie in die Obhut des Ehemanns; mehr Bewegungsfreiheit genossen nur die Witwen. Jedoch blieb ihnen ein Bereich echten Gestaltungsspielraums – abgesehen von ihrer Rolle im Haushalt: die Festlegung des letzten Willens. Die unbeschränkte Verfügung über ihre Habe, in erster Linie die in die Ehe eingebrachte Mitgift, wurde durch die venezianische Gesetzgebung garantiert. Testamente sind somit geeignete Quellen für Untersuchungen zur Stellung der Frau in ferner Vergangenheit, ihre Veröffentlichung schafft die optimale Voraussetzung für die Auswertung. Die Vf. hat aufgesucht, was das Staatsarchiv Venedig aus früher Zeit zu bieten hat. Sie begründet Anfang und Ende des gewählten Zeitraums (S. XLIII–XLV). Dennoch bleibt ihre Entscheidung bedauerlich, erst mit dem Jahr 1200 zu beginnen und nicht auch die ältesten erhaltenen Testamente von Frauen aufzunehmen – es sind wohl tatsächlich nicht mehr als das von ihr selbst genannte halbe Dutzend (S. XVf.). Zwar finden sich diese unter den Urkunden bis 1199 des maschi-

nenschriftlichen Codice diplomatico veneziano von Luigi Lanfranchi, aber sie sind eben nicht veröffentlicht, abgesehen von zwei Ausnahmen. Zum Schlusstermin ist die Absicht einleuchtend, vor dem Einsetzen der massenhaften Überlieferung aus dem späteren Mittelalter aufzuhören, recht willkürlich scheint aber die Begründung für das Jahr 1261 mit dem Ende des lateinischen Kaisertums in Byzanz. Zusammengekommen sind die 89 hier edierten Testamente. Für die Zuverlässigkeit ihrer Wiedergabe hat gesorgt, dass die Vf. sich vom „criterio della maggiore fedeltà possibile ai testi" hat leiten lassen (S. 4). Die meisten sind in Venedig aufgezeichnet worden, gerade elf stammen aus Torcello, Chioggia und anderen Orten der Lagune. Die Testatorinnen stammten fast sämtlich aus der Stadt selbst, nur wenige waren Fremde aus Orten des nahen Festlandes. Nun ist es nicht so, dass die testierenden Frauen direkt zum Leser sprächen. Alle Texte sind auf Lateinisch, das heißt, dass es der herangezogene Notar war, der den mündlich geäußerten Absichten die sprachliche Form verlieh. Diktat im venezianischen Volgare oder gar die eigenhändige Aufzeichnung durch eine Testatorin setzten erst später ein. Als Folge dieser Entstehung liegen die Texte in relativ einheitlicher Form vor. Von den frühesten abgedruckten Stücken an lässt sich eine weitgehend übereinstimmende Gliederung des Inhalts erkennen, wie die Vf. hervorhebt (S. XLIX–LIII). Zusätzlich beobachtet man während der 62 behandelten Jahre die Abnahme individueller Varianten in den formelhaften Teilen, nicht bei der Arenga am Anfang, wohl aber bei der allgemeinen Vollmacht für die Testamentsvollstrecker und der Poenformel am Schluss. Damals entwickelten sich Standardformulierungen, die in der folgenden Zeit konstant blieben. In dieses Gerüst eingebettet erscheinen die Verfügungen der testierenden Person, übersetzt vom Notar, so dass die Willensäußerungen unmissverständlich zum Ausdruck kamen. Außer der Edition bietet die Vf. in der langen Einleitung, die mit einem kenntnisreichen Überblick über die Entfaltung des Testierwesens in Venedig beginnt, auch schon erhebliche Bausteine einer Auswertung des vorgelegten Materials. Sie charakterisiert die soziale Stellung der Testatorinnen und arbeitet typische Motive für die Errichtung eines Testaments heraus, etwa die angstvolle Situation vor der Niederkunft. Die zusammenfassende Darlegung der Inhalte reicht von den eingesetzten Vollstreckern über die Wahl der Begräbnisstätte und die Vorsorge für das Seelenheil bis zu den Empfängern der Legate und des übrigen Vermögens. Durch die Verbindung von Edition und kommentierender Darstellung ist eine abgerundete Veröffentlichung entstanden. Sie möge anregend wirken, auf dass durch ähnliche Publikationen der Reichtum des venezianischen Archivs an Testamenten besser erschlossen werde. Wünschbar wäre insbesondere eine parallele Sammlung mit letztwilligen Verfügungen von Männern, damit sich durch den Vergleich mit dem jetzt gebotenen Material die Übereinstimmungen und vor allem die sicherlich bedeutenden Unterschiede in den Vererbungsgewohnheiten der beiden Geschlechter aufzeigen lassen. Dieter Girgensohn

Cronica Jadretina. Venezia – Zara, 1345–1346, a cura di Gherardo Ortalli e Ornella Pittarello, Venezia (Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti), 2014, 6 ungez., 167 S. mit 5 Abb., ISBN 978-88-95996-45-5, € 15.

Die Republik Venedig hat mit Umsicht eine erfolgreiche Expansionspolitik betrieben: beharrlich in der Zielsetzung, geduldig abwartend, großzügig gegenüber der Bevölkerung der hinzugewonnenen Gebiete, sowohl der überseeischen Kolonien als auch der Territorien auf dem benachbarten Festland. Rückschläge wirkten als Ausnahmen aufsehenerregend. So wurde ein solcher, die Erhebung der Bewohner von Zadar im Jahre 1345 gegen die damals bereits mehr als hundertjährige Herrschaft der Venezianer, zum Motiv für die historische Erzählung, deren mustergültige Edition hier anzuzeigen ist. Die anonyme Chronica Iadretina füllt gerade 24 Druckseiten. Die Parteinahme des Autors ist unübersehbar, die Sprache, das Lateinische, lässt an einen Venezianer Notar denken. Es folgen eine gedichtete Kurzfassung mit Lob auf Venedig und den Dogen Andrea Dandolo, der damals regierte, und eine Schilderung der Unterwerfung der Aufständischen in feierlicher Zeremonie am 15. Dezember 1346 in der Hauptstadt. Vom ersten und vom dritten Text existiert eine Übersetzung in das venezianische Volgare, entsprechend der Sprachentwicklung wird sie der Zeit nach der Mitte des 15. Jh. zuzuordnen sein. In der Edition ist sie der originalen Fassung auf den jeweils rechten Seiten gegenübergestellt. Zugänglich gemacht wird nun erfreulicherweise ein Bericht, von dem bisher nur eine 1796 erschienene, unzuverlässige Ausgabe der Übersetzung vorlag. Es ist nur eine Episode, die beschrieben wird. Der Krieg war nach einem Jahr, vier Monaten und zehn Tagen erfolgreich beendet, wie aus der Sicht der Sieger genau berechnet wurde (S. 130 f.). In diesem Fall bietet sich dem Historiker die nicht alltägliche Möglichkeit, die Darstellung der Sieger mit dem Erleben der Rebellen und schließlich Besiegten zu vergleichen – was die Hg. sich in der Einleitung nicht entgehen lassen (S. 3–9). Erhalten hat sich nämlich auch eine Schilderung aus der Sicht der Gegenseite: Obsidio Iadrensis, seit 2007 in kritischer Edition verfügbar. Die neue Ausgabe schafft nun die Voraussetzung, ein Ereignis der Geschichte Venedigs in doppelter Beleuchtung zu beurteilen; beispielhaft weisen die beiden Berichte den Weg zu einer vollständigeren Erkenntnis von der Politik der Republik: Die Perspektive der Untertanen und manchmal leidvoll Betroffenen ergänzt den Text, der typisch ist für die vorherrschende Tendenz in den historiographischen Zeugnissen, die Sicht der Regierenden widerzuspiegeln, das Bild der weisen, gerechten, allzeit gütigen Obrigkeit. Im konkreten Fall mag dieser Vergleich auch helfen, um das schwierige Verhältnis zwischen Venedig und Zadar zu erklären mit Verlust im Jahre 1358 und Wiedergewinn 1409. Die neue Edition mitsamt den einleitenden Erläuterungen gibt Anlass zu solchen Erwägungen. Hervorzuheben ist die willkommene Abrundung des Bandes durch ein ausgiebiges Register der Sachbegriffe neben dem der Personen- und Ortsnamen. Dieter Girgensohn

Andrea Pelizza, Riammessi a respirare l'aria tranquilla. Venezia e il riscatto degli schiavi in età moderna, Venezia (Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti) 2013 (Memorie. Classe di scienze morali, lettere ed arti 139), 580 S., ISBN 978-88-95996-44-8, € 48.

Das vorliegende Buch befasst sich mit dem Freikauf venezianischer Sklaven und Kriegsgefangener aus dem Osmanischen Reich und den Regentschaften Nordafrikas (den sogenannten Barbareskenstaaten) in der Frühen Neuzeit, vor allem in den etwas mehr als zweihundert Jahren zwischen der Schlacht von Lepanto und der Kapitulation Venedigs vor Napoleons Armeen. Bis zu den Forschungen Pelizzas konnte die Geschichte des Freikaufs venezianischer Sklaven als eine der größten Lücken in einer allgemein recht lebhaften Forschung um die vielfältigen Formen und historischen Komplexitäten des mediterranen Loskaufsgeschäfts gelten. Nur ein Artikel von Robert C. Davis aus dem Jahr 2000 beschäftigte sich bisher mit diesem Phänomen, dieser darf nun als überholt und in guten Teilen als widerlegt gelten (R. Davis, Slave Redemption in Venice, 1585–1797, in: J. Martin/D. Romano [ed.], Venice reconsidered. The History and civilization of an Italian city-state, 1297–1797, Baltimore 2002, S. 454–487). Pelizza hat das Buch in fünf Abschnitte gegliedert, die locker einer chronologischen, aber auch thematischen Sortierung folgen. Im ersten Abschnitt bietet der Autor eine Hinführung an das Thema. Das Phänomen der frühneuzeitlichen gegenseitigen Versklavung im Korsarenkrieg findet sich mit seinen mittelalterlichen Vorläufern erläutert. Pelizza sieht eine Intensivierung dieses Konfliktes vor allem mit dem Erstarken des Osmanischen Reiches im 15. Jh., vor allem jedoch nach der Schlacht von Lepanto. Auch das allgemeine Freikaufspanorama der südeuropäischen Staaten wird hier beleuchtet: Während in Italien vor allem staatlich-kirchlich verfasste Institutionen für den Freikauf kompetent waren, bevorzugten die iberischen Staaten den Rückgriff auf die Orden der Trinitarier und Mercedarier, um ihre Untertanen aus Nordafrika und dem Osmanischen Reich loszukaufen. Im zweiten Abschnitt konzentriert sich Pelizza auf die entscheidende Institution des Freikaufs durch die Republik Venedig. Die von drei Adeligen geleitete Instanz der *Provveditori sopra ospedali e luoghi pii e riscatto degli schiavi* war 1561 eingerichtet worden, um zu kontrollieren, ob die religiösen Orden ihren Pflichten, vor allem zur Linderung von Armut, beikämen und ob die testamentarischen Hinterlassenschaften in diesem Sinne ebenfalls richtige Verwendung fänden. 1586 wurde das Aufgabenfeld der *Provveditori* auf den Freikauf der Sklaven ausgedehnt. Dem Rezensenten fallen einige Aspekte, insbesondere im Vergleich zu Freikaufsinstitutionen Nordeuropas, auf. Die *Provveditori* waren institutionell nur wenig organisiert, sie konzentrierten sich vor allem auf eine Intensivierung von Spendensammlungen in allen Territorien der Republik und waren bestrebt, die Hinterlassenschaften in Testamenten für den Freikauf zu koordinieren. Ihr zentrales Schutzversprechen bestand darin, nach Rückkehr des Sklaven einen Teil der Freikaufssumme zu erstatten. Zu diesem amtsmäßig eher lockeren Gerüst steht in interessantem Kontrast das Bestreben, auch Seeleute anderer Nationen, die

auf den eigenen Schiffen gedient hatten, freizukaufen; das war in Nordeuropa bis 1730 völlig unüblich. Im dritten Abschnitt befasst sich Pelizza mit der Entwicklung des Freikaufs, seitdem die Republik dem Orden der Trinitarier im Jahr 1723 auftrug, die Sklavenbefreiungen vorzunehmen. Die schweren Debatten innerhalb der Republik um die Präsenz der von auswärts kommenden Trinitarier sind sehr interessant zu lesen. Bei allen hier zutage tretenden Details um die Effizienz von den durch die Trinitarier betriebenen Massenfreikäufen im Gegensatz zu den vorhergehenden Jahrzehnten mit punktuellen Freikäufen schimmert die zentrale Konfliktlinie deutlich durch: Der Ruhm des Freikaufes fiel in den Augen der Eliten der Republik zu sehr auf den fremden Orden, obwohl er mit venezianischem Geld bezahlt wurde. 1735 entschied sich die Republik daher, die Freikäufe wieder selbst vorzunehmen, indem der 1604 gegründeten *Scuola della Trinità*, die dem Trinitarierorden faktisch nur nominell verbunden war, diese Aufgabe anvertraut wurde. 1762 wurden die Trinitarier jedoch wieder zurückgerufen, nachdem sich diese *Scuola* ihrer Aufgabe nicht als gewachsen gezeigt hatte. Im vierten Abschnitt liegt der Fokus auf der politischen Geschichte, vor allem den Friedensschlüssen Venedigs mit den Barbareskenstaaten und den wechselvollen Verhandlungen und Kriegsoperationen, die diesen vorausgingen und immer wieder folgten. Das Kapitel ist durchmischt mit vielen Einzelepisoden von Freikäufen und den damit zusammenhängenden Problematiken, wohl da die Dokumentation im 18. weitaus besser als im 17. Jh. ist. Letzten Endes gelang der Republik kurz vor ihrem Ende die Durchsetzung eines relativ stabilen Friedens, der jedoch durch Tributzahlungen erhalten werden musste. Nach der Übernahme Venedigs durch die Österreicher wurde das Barbareskenproblem für die Schiffer der ehemaligen Republik erneut akut, da die Erweiterung der österreichischen Hoheit auf eine große Handelsflotte zugleich mit dem endgültigen Ende des venezianischen Tributs einherging und daher die vormals venezianischen Schiffe für kurze Zeit von den Barbaresken als legitime Beute angesehen wurden. Der fünfte Abschnitt ist recht kurz und befasst sich mit der Rezeption der Barbaresken in Venedig, sei es in den Medien oder im Theater. Markant ist, dass in Venedig weniger das Leiden der Gefangenen und Sklaven betont werden als vielmehr die Tapferkeit der venezianischen Schiffer und Soldaten. Auf den Abschnitt folgt der Schluss, in dem der Autor noch einmal die Ergebnisse zusammenfasst, einige Kalkulationen zum durchschnittlichen Freikaufspreis vorlegt und hervorhebt, dass im Verhältnis Venedigs zu den Barbaresken insbesondere die Rolle des Staates im Gegensatz zur Kirche deutlich stärker war, sei es bei der Koordinierung der Freikäufe, sei es bei den Prozessionen der ehemaligen Sklaven. Das Buch wird von einem reichhaltigen Literaturverzeichnis sowie einem Namens- und Ortsregister beschlossen. 28 gut gewählte Abb. mit hoher Schärfe in der Mitte des Titels visualisieren das Thema auch grafisch. Die Arbeit besticht durch die intensive Verwendung von ungedrucktem Quellenmaterial. In vielerlei Hinsicht wurde damit Neuland betreten und weite Aspekte des Themas können damit als erstmalig erfasst gelten. Darüber hinaus ist die wesentliche romanisch- oder englischsprachige Literatur zum Thema produktiv in die Darstellung mit aufgenommen worden. Es bleibt allerdings

noch einiges über Venedig und die Barbaresken zu forschen. Bei der Bevorzugung der narrativen Struktur der Arbeit wurde wenig Wert auf statistische Betrachtungen oder vergleichende Perspektiven gelegt. So fehlt die genauere Betrachtung des scharfen Wettbewerbs mit den Habsburgern um den Frieden mit den Barbaresken, obgleich dies eines der zentralen Elemente des Konkurrenzkampfes Venedigs mit Triest war. Auch wäre wohl wenigstens eine chronologisch abgestufte Schätzung der Anzahl an gefangengenommenen Venezianern möglich gewesen, der quantitative Aspekt bleibt in der Arbeit weitgehend unberührt. Diese kleinen Monita treten angesichts der Fülle an neuen Aspekten und der Herausarbeitung einer genuinen „via veneziana" für den Freikauf jedoch deutlich zurück. Für künftige Forschungen ist mit Pelizzas Arbeit ein Referenzrahmen gegeben und im weiten Feld der mediterranen Sklavereiforschung eine wesentliche Forschungslücke weitgehend geschlossen worden. Magnus Ressel

René Moehrle, Judenverfolgung in Triest während Faschismus und Nationalsozialismus 1922–1945, Berlin (Metropol) 2014 (Studien zum Antisemitismus in Europa 7), 519 pp., ISBN 978-3-86331-195-7, € 24.

Il libro di Moehrle, rielaborazione di una tesi di dottorato discussa a Potsdam, si colloca nel recente ma ricco filone di studi di parte tedesca sulle politiche anti-ebraiche messe in atto dal fascismo e, dopo l'8 settembre 1943, da fascismo e nazionalsocialismo insieme. Filone, che si affianca a quello, più corposo, di parte italiana, che ha preso avvio sul finire degli anni '80, in occasione del cinquantenario della legislazione anti-ebraica. Queste ricerche hanno messo radicalmente in discussione l'interpretazione defeliciana, secondo la quale l'antisemitismo non fosse significativo all'interno del movimento e del regime fascista. Trieste rappresenta un caso cruciale, per vari aspetti. Benché ci sia una ricca letteratura sul tema (il primo studio della Bon Gherardi è stato pubblicato nel 1973), il volume di Moehrle rappresenta – credo – la prima organica monografia. Essa offre sia una ricca contestualizzazione (nel primo capitolo), che una dettagliata analisi delle pratiche di discriminazione e persecuzione fino agli ultimi giorni di guerra. Trieste è importante da un lato perché qui nacque un forte movimento fascista „indigeno", segnato da un radicale antislavismo, e quindi con un potenziale di disprezzo verso appartenenti a una razza considerata inferiore. Accanto alla specificità del „fascismo di confine" vi è che la città aveva una forte presenza ebraica (la terza più grande comunità in Italia), perlopiù attestata in posizioni egemoniche nel mondo della finanza e dell'imprenditoria locali: nelle assicurazioni (RAS e Generali), nella cantieristica e nella navigazione. Molti degli ebrei triestini erano in prima linea anche nell'amministrazione cittadina e si allearono con i fascisti di confine, mossi da un forte nazionalismo. Moehrle dedica ampio spazio a ricostruire il contesto, indispensabile per spiegare il formarsi di risentimenti di tipo razziale fin dalle fasi antecedenti la presa del potere. Negli anni seguenti, il fascismo triestino fu caratterizzato da un sotterraneo (talvolta aperto) scontro fra la fazione squadrista

e i suoi potenti alleati nazionalisti, molti dei quali appartenevano ai circoli dell'alta borghesia triestina, in cui l'elemento ebraico era assai forte. Abbiamo così un apparente paradosso: il fascismo triestino sviluppa al suo interno dei germi di razzismo e di nazionalismo radicale quando ai suoi vertici si trova il fior fiore della comunità ebraica. Moehrle compie un'approfondita ricostruzione di questo contesto, dal quale scaturisce nel 1937 una „lista ebraica", che attestava la presenza ebraica nei centri di potere. E sottolinea con ampiezza di elementi la derivazione dell'antisemitismo fascista dalla matrice antislava. Lo stesso Mussolini cavalca questo paradosso: il suo viaggio a Trieste nel settembre 1938 viene accuratamente preparato dal sindaco fascista Salem, ebreo, il quale è messo in disparte alla vigilia della visita. Da Trieste il Duce lancia pubblicamente la campagna anti-ebraica, dandole una forte coloritura anti-borghese, in scontro aperto con quella potente borghesia imprenditoriale triestina, in larga misura ebraica, che aveva sostenuto il fascismo triestino fin dalle sue origini. „La scelta di Trieste come luogo dal quale denunciare il 18 settembre gli ebrei come nemici del fascismo non è stata certo casuale" (p. 157). Nella seconda parte del secondo capitolo Moehrle analizza l'attuazione pratica della legislazione ebraica su scala nazionale e su scala locale, evidenziando le remore all'interno dell'apparato burocratico, contro le quali le decisioni politiche si dovevano scontrare. Trieste fu anzi additata dalle autorità centrali come „esempio dell'inefficacia delle leggi razziali" (p. 215), a dimostrazione del persistente equilibrio di forze nella società locale, dove appunto la borghesia era egemone e in grado di restare a galla. Un terzo, ampio, capitolo è dedicato alle politiche anti-ebraiche durante l'occupazione tedesca. Qui il libro di Moehrle si muove su un terreno in gran parte nuovo. Il terzo capitolo analizza anche qui con ricchezza di fonti la presenza germanica nella Zona d'Operazioni Litorale e la sua particolare durezza sia verso gli slavi che verso gli ebrei. In entrambi gli ambiti le autorità d'occupazione trovarono sostegno nella collaborazione di molti, che ritenevano necessaria una ulteriore radicalizzazione del fascismo. Il libro di Moehrle rappresenta uno studio ampio e ben documentato, su un caso di studio particolarmente interessante. In sintesi: un contributo innovativo agli studi sull'antisemitismo fascista.

Gustavo Corni

Gisela Drossbach/Gerhard Wolf (Hg.), Caritas im Schatten von Sankt Peter. Der *Liber Regulae* des Hospitals von Santo Spirito in Sassia: eine Prachthandschrift des 14. Jahrhunderts, Regensburg (Ferdinand Pustet) 2015 (Studien zur Geschichte des Spital-, Wohlfahrts- und Gesundheitswesens 11; zugleich eine Publikation des Kunsthistorischen Instituts in Florenz, Max-Planck-Institut), 327 S., Abb., ISBN 978-3-7917-2684-7, € 59.

Die beiden Hg. Gisela Drossbach und Gerhard Wolf haben sich schon viele Jahre mit dem Text und dem ikonographischen Programm der wohl bekanntesten Handschrift eines Hospitals in Rom, und zwar des *Liber Regulae* von S. Spirito in Sassia, ausein-

andergesetzt und wenden sich mit diesem aufwändig bebilderten Band nicht nur an ein breiteres Lesepublikum, sondern auch an Fachkollegen, von denen die Kunsthistorikerin Philine Helas hervorgehoben sei, die mit gleich drei Beiträgen vertreten ist. Der *Liber Regulae* zelebriert in Text und Bild nicht nur den Alltag einer Hospitalsgemeinschaft, sondern auch die Normen des dem Dienst an Kranken und Schwachen verpflichteten Heilig-Geist-Ordens, der von Innozenz III. um 1204 – nach einer ersten Gründungsphase im provenzalischen Montpellier – in Rom installiert worden war und hier sein eigentliches „Mutterhaus" erhalten hatte. Auch wenn diese Ordensgemeinschaft von seiner numerischen Größe her gesehen nicht mit anderen zahlenstärkeren Orden konkurrieren konnte, verschaffte ihm seine institutionelle und materielle Nähe zum Papsttum ein europaweites Prestige. Das besondere Verhältnis zum Papsttum ist schon in der *traditio*-Szene mit Innozenz III. im Zentrum auf Folio 15v visualisiert (dazu Wolf, S. 67–73). Das Erstaunliche ist nun – und dies macht die Beschäftigung mit dieser Handschrift so faszinierend wie schwierig –, dass diese Handschrift zu einem Zeitpunkt entstand, als das römische Mutterhaus gleich von zwei Seiten bedroht war: durch die Abwesenheit der Kurie in Avignon und die unsicheren Verhältnisse in der Ewigen Stadt selbst. Konsens scheint zu bestehen, dass der *Liber* in der Mitte des 14. Jh. entstanden ist. Brigitte Kurmann-Schwarz (S. 21–32) und Philine Helas (S. 33–59) spüren der ikonographischen Tradition der Illustrationen im *Liber Regulae* nach, die sich vor allem in ihrer Nähe zu Darstellungen der Sieben Werke der Barmherzigkeit niederschlägt. Von der Grossen Pest von 1348 – auf die Klaus Bergdolt eingeht (S. 147–155) – ist dagegen in unserer Handschrift nichts zu finden. Was die Umstände und Orte der Entstehung der Handschrift angeht, so suchen die Kunsthistoriker/innen in Ermangelung von Schriftquellen Antworten in dem durch Themenvielfalt und Erfindungsreichtum geprägten Bildprogramm der Handschrift. Die 54 reich illuminierten Initialen werden von Susan L'Engle beschrieben (S. 97–109) und von Brigitte Kurmann-Schwarz katalogisiert (S. 281–297). Helas beschäftigt sich darüber hinaus auch mit den oft bizarren Randfiguren auf den Prunkseiten. Weniger Aufmerksamkeit wird dagegen der Ordensregel selbst geschenkt. Bedauerlich ist, dass der von Gisela Drossbach besorgte und von Herbert Schneider vorbildlich ins Deutsche übersetzte Text der Ordensregel (S. 243–280) den umfangreichen Kommentar zur Regel ausspart. Er wird in den meisten Beiträgen nicht einmal erwähnt und bleibt deshalb als Referenztext, mögliche Datierungshilfe und Inspirationsquelle völlig ausgespart (Sollten sich diese Bezüge nicht ergeben, wäre immerhin nach den Gründen für diesen erstaunliche Befund zu fragen). Neben Rom werden vor allem Bologna, Florenz, Assisi und Avignon (wo der sog. Meister des dem *Liber* ähnelnden *Codex Sancti Georgii* für Kardinal Giacomo Stefaneschi gewirkt hat, der dem Hospital S. Spirito nahestand) als Inspirationsorte diskutiert. Letztlich für eine Entstehung in Rom sprechen sich Gisela Drossbach (S. 13–19), Philine Helas, Robert Gibbs (S. 75–88) und Giovanna Murano (S. 177–242 mit bedenkenswerten Hinweisen zur Schriftkultur in S. Spirito in Sassia) aus. Der Illuminator der Handschrift stammte allerdings wohl von außerhalb. Annette Hoffmann erkennt als Vorbild für die

eben schon erwähnte Darstellung der *traditio* der Regel an die Ordensbrüder eine Bibelhandschrift des 13. Jh. aus Bologna (heute El Escorial, Ms. a.I.5), die – wie ein illuminiertes Ordenswappen belegt – vor 1350 in Avignon vorübergehend in den Besitz des Heilig-Geist-Ordens gelangt sein muss. Die Autorin tendiert deshalb zur Annahme einer stärkeren Rolle Avignons im Entstehungsprozess des *Liber* (S. 61–66). Karl-Georg Pfändtner mag sich dagegen wegen der weit verbreiteten Bologneser und Florentiner Elemente nicht zwischen Avignon und Rom entscheiden (S. 89–96). Skeptisch zeigt sich auch Serena Romano, die in ihrem Epilog (S. 299–302) an die im Band nicht vertretenen Positionen Alessandro Tomeis e Francesca Manzaris aus dem pro Avignon-Lager erinnert. Übrigens: Wer bei diesem Reichtum an Illustrationen auch explizit die Darstellung medizingeschichtlich relevanter Details sucht, wird weitgehend enttäuscht werden, wie Helas in ihrem Überblick über die römische Hospitalslandschaft im 14. Jh. klarstellt (S. 129–146). Bleibt noch die Frage der Funktion der Prachthandschrift. Zweifellos diente sie – wenn nicht Kopien des mit vielen moralisierenden *exempla* aufwartenden Kommentars ihren direkten Einsatz entbehrlich machten – der Tischlektüre (vgl. hierzu S. 173, 252, 284); auf jeden Fall förderten die reichen Abbildungen die Selbstvergewisserung der Ordensgemeinschaft, der gerade auch im 14. Jh. äußere und innere Krisen nicht erspart blieben. Andreas Rehberg

Paul Gwynne, Patterns of Patronage in Renaissance Rome. Francesco Sperulo: Poet, Prelate, Soldier, Spy, Bern u. a. (Peter Lang) 2015 (Court cultures of the Middle Ages and Renaissance), 2 Bde., XXVII, 451 S.; XXVI, 704 S., Abb., ISBN 978-3-0343-1774-0; 978-3-0343-1875-4, € 80,30; 94,20.

Paul Gwynnes Studie zum neulateinischen Dichter Francesco Sperulo (1463–1531) reiht sich in eine wünschenswerte Entwicklung ein. In jüngster Zeit entstehen vermehrt umfassend angelegte Arbeiten zu bisher vernachlässigten oder unzureichend erschlossenen Dichtern der italienischen Renaissance. Schon der Titel erinnert an die Studie „The Poetics of Patronage" (Turnhout 2013), in der Susanna de Beer literatur- und sozialhistorische Ansätze zu einer fruchtbaren Untersuchung des Œuvres des Dichters Giannantonio Campano verbunden hat. Gwynnes Arbeit zu Sperulo liefert nach seiner eigenen, im Jahr 2012 erschienenen und vergleichbar zugeschnittenen Studie zum Renaissancepoeten Giovanni Michele Nagonio nun einen wichtigen Beitrag zur weiteren Erschließung zentraler Akteure im vernachlässigten Genre der neulateinischen panegyrischen Dichtung. Dank des perspektivenreichen Zugangs bildet die Monographie zugleich einen weiteren Brückenkopf zum tieferen Verständnis der literarischen Produktion im Umfeld der römischen Kurie und der literarischen Zirkel der ewigen Stadt. Auf Basis einer erstmals vollständigen Erschließung des literarischen Œuvres Sperulos, seiner Briefe sowie flankierender Archivdokumente gelingt es Gwynne, diese bisher nur vage umrissene Figur und ihre Beziehungen zu den Größen der Hochrenaissance – Cesare Borgia, Leonardo da Vinci, Raffael, Baldas-

sare Castiglione oder Isabella d'Este – greifbar zu machen. Schon im Untertitel der Arbeit – eine Hommage an John le Carrés Roman „Tinker Tailor Soldier Spy" – kündigt sich das vielseitige und wandlungsreiche Profil Sperulos an, der durch die politischen Wirren der Hochrenaissance vom Soldaten und Dichter im Gefolge Cesare Borgias zu einer Anstellung an der Kurie und schließlich zum Bischof von San Leone in Kalabrien aufstieg. Gwynne rückt die literarische Produktion Sperulos in den Mittelpunkt seiner Studie und macht sie als Katalysator seiner Karriere nachvollziehbar. Dabei überwindet die Studie konsequent frühere Ressentiments gegen die panegyrische Dichtung, dem dominierenden Genre in dessen Œuvre. Sie erweitert zugleich selbstbewusst eingeschränkte Sichtweisen, die an Sperulo bisher nur ein partielles und auf ihr Verhältnis mit etablierten Geistesgrößen begründetes Interesse gehegt hatten (z. B. als Korrespondent des Erasmus). Gwynnes Studie liegt in zwei umfangreichen Bänden vor. Der zweite Bd. widmet sich in Form von Editionen, englischen Übersetzungen und ausführlichen Kommentaren ganz dem (neulateinischen) literarischen Œuvre Sperulos. Im Fokus stehen dabei zwei Widmungshandschriften an Cesare Borgia (BAV, Vat. lat. 5205) und Kardinal Giulio de' Medici (BAV, Vat. lat. 5812), ein Arbeitsmanuskript des Dichters (BAV, Vat. lat. 1673), verstreut überlieferte Gedichte sowie die Reden Sperulos. Der erste Bd. nimmt in sieben Kapiteln die biographische, sozial- und literaturhistorische Kontextualisierung des Œuvres vor. Im ersten Kapitel zeichnet Gwynne die Biographie des Dichters entlang seiner Karrierestationen, des Netzwerks seiner Patrone und ‚peers' sowie der Werke nach, die Sperulo mit Blick auf deren Vorlieben verfasste oder abänderte sowie strategisch klug platzierte. In einer umfangreichen Appendix zu diesem Kapitel erschließt er gemeinsam mit Kristen Hook zudem die italienischsprachige Korrespondenz sowie Archivmaterial, das über Jahrzehnte hinweg detaillierte Einblicke in Sperulos Verhältnis zu seinen Gönnern, Dienstherren und Protektoren bietet. Dies eröffnet zugleich tiefe Einsichten in das vielseitige Tätigkeitenprofil, mit dem sich der Dichter bei diesen über seine literarischen Gaben hinaus verdient machte. Das zweite Kapitel bietet eine allgemeine Einführung in die Rolle der neulateinischen Literatur im Umfeld der römischen Kurie. Es wirft Schlaglichter auf Kulturpolitik und Dichtungsproduktion unter den sechs Päpsten (Alexander VI. bis Clemens VII.), die Sperulos Karriere begleiteten, sowie an den Akademien bzw. literarischen Zirkeln (*sodalitates*) im zeitgenössischen Rom (Pomponio Leto, Paolo Cortese, Angelo Colocci, Johann Goritz). Kapitel drei steigt über Sperulos Gedichte an Cesare Borgia in die Interpretation seiner Widmungswerke ein. Es beleuchtet auf dieser Basis das Verhältnis zwischen Autor und dem Anführer der päpstlichen Truppen, dem der Dichter auf dem zweiten Romagnafeldzug (1500–1501) folgte. Hieraus entstanden ein kurzes Epos über die Belagerung von Faenza – wohl unterstützt durch Leonardo da Vinci – sowie einige Gelegenheitsgedichte, welche er Cesare – laut Gwynne der Dichtung stärker zugeneigt als es einseitige Darstellungen des grausamen Heerführers vermuten lassen – im Anschluss zu einem Prachtcodex vereint widmete. Im vierten Kapitel behandelt Gwynne eines der interessantesten Stücke aus der Feder des Poeten, seine umfangreiche Beschreibung (407

Verse) der Villa seines späteren Gönners Kardinal Giulio de' Medici. Die Beschreibung von dessen noch im Rohbau befindlichen Residenz auf dem Monte Mario, für die der Kardinal Raffael als Architekten gewonnen hatte, setzt er in den weiteren Kontext von Gedichten, in denen neulateinische Autoren in der Nachfolge des wiederentdeckten *Silvae* des Statius und weiterer Autoren Kunst- und Bauwerke potentieller Patrone kunstfertig beschrieben. Sperulos Gedicht besticht durch detaillierte Beschreibungen der als fertig imaginierten Villa inklusive eines (nicht ausgeführten) Freskenzyklus. Gwynne diskutiert dieses Stück unvoreingenommen und mit großer Kenntnis der zeitgenössischen Diskurse. Zudem geht er grundsätzlichen Fragen des dokumentarischen Quellenwertes panegyrischer Dichtung sowie des Paragone zwischen *pictura* und *poesis* nach. Indem er mit Hilfe zahlreicher Abbildungen bisher unbeachtete kunsthistorische Parallelen zwischen Raffaels Tapisseriekartons für den Medici-Papst Leo X. (den Vetter Giulios) und Sperulos Bildprogramm zieht, gelingt Gwynne in diesem Kapitel eine überzeugende Neuinterpretation dieses in der Raffaelforschung ebenso bekannten wie umstrittenen Stücks. Das fünfte Kapitel wendet sich einer Überarbeitung früherer Gedichte zu, die Sperulo ab 1519 in einem Arbeitsmanuskript für neue Widmungen aufbereitete. Die in vier Büchern zusammengefassten Stücke stellen eine Mischung aus Liebeselegien im klassischen und christianisierten Stil, Versepisteln zwischen Liebenden sowie religiösen Hymnen dar. Die überblicksweise beschriebenen und in Auszügen im close-reading vorgestellten Stücke beschreibt Gwynne als eine Aufstiegsbewegung der Formen der Liebe. Über ihre klassischen und zeitgenössischen literarischen Vorbilder hinaus zieht er zudem interessante Parallelen zur Renaissancemusik. In diesem Kontext spekuliert Gwynne, wie Sperulo – selbst Sänger an der päpstlichen Kapelle – seine Texte möglicherweise gar für musikalische Performances und Rezitationen optimiert habe. Den Charakter des Codex als Arbeitsmanuskript nutzt er, um anhand von erkennbaren Revisionsschritten des Dichters dessen Produktionsweisen zu rekonstruieren. Das vorletzte, knapp gehaltene Kapitel (6) stellt zwei Reden vor, die Sperulo in den Jahren nach seiner Ernennung zum Bischof (1525) in St. Peter gehalten hatte. Diese Werke – die einzigen in Prosa erhaltenen Stücke des Autors – haben den Frieden (1526) zwischen dem Heiligen Römischen Reich unter Karl V. und dem französischen König zum Thema sowie den polnischen Sieg über die Krimtartaren im Jahre 1527. Neben den historischen und rhetorischen Hintergründen stellt Gwynne heraus, auf welche Quellen – insbesondere Raffaele Maffeis *Commentaria Urbana*, aber auch den polnischen Botschafter am Heiligen Stuhl – Sperulo 1527 zurückgriff, um mit seiner Rede rasch auf die jüngst eingetroffenen Ereignisse parieren zu können. Im letzten Kapitel widmet sich Gwynne abschließend in kurzen Schlaglichtern dem Aspekt der *imitatio* im Œuvre Sperulos. Ausgehend vom dreistufigen Modell der Rezeption lateinischer Dichtung nach Peter Dronke („Functions of Classical Borrowing") diskutiert er Stellen, in denen Sperulo für sein gelehrtes Publikum absichtlich sichtbare Bezüge hergestellt habe, und arbeitet die auf intertextuelle Weise erzielten Effekte heraus. Die beträchtlichen editorischen Anteile der Studie sind solide gearbeitet. Die am Material orientierten Editions-

richtlinien sind klar erläutert; Eingriffe in den Wortlaut sind im Kommentar dokumentiert. Auch Glossen und Korrekturen werden aufgeführt und für die Interpretation (s. o.) fruchtbar gemacht. Exemplarische Abbildungen aus den Codices machen das Vorgehen zusätzlich transparent und vermitteln zugleich Einsicht in die Materialität der Gedichtpräsente. Alle Textträger sind ausführlich beschrieben. Die Edition der italienischen Korrespondenz begleitet darüber hinaus eine ausführliche Einführung in die unterschiedlichen Register von Sperulos Italienisch sowie der Codes und Verschlüsselungssysteme, die der in seinen vertraulichen Briefen verwendete. Gwynnes ‚modernisierte Interpunktion' ist nach kurzer Eingewöhnung gut lesbar. Einzelne Stellen wirken jedoch sonderbar (bspw. Kap. 8, vv. 260 f.: *Illius questum noctis, dirosque labores. Quis referat?* oder 276: *manus inse convertant*). Sie sind jedoch dank der begleitenden Übersetzung klar als Tippfehler zu identifizieren. Diese treten an weiteren Stellen von Edition und Studie wiederholt auf, bleiben jedoch bei zunehmendem Wegfall von Fachlektoraten wohl nur schwer vermeidbar. Dank der Übersetzung und Kommentare besteht jedoch nie Zweifel, wie der Editor den edierten Text verstanden hat. Einige der lateinischen Texte – das Kurzepos an Cesare Borgia oder die Beschreibung der Villa Giulio de' Medicis – lagen bereits in früheren Editionen oder Übersetzungen vor. Gwynne kann jedoch gerade im letztgenannten Fall überzeugend geltend machen, dass erst eine neue Transkription, Übersetzung und sorgfältige philologische Kommentierung den Ausgangspunkt für eine (angebrachte) Revidierung des negativen Urteils ergeben, das der späte John Shearman über das Stück gesprochen hatte. Generell eröffnen die vollständigen und sehr gut lesbaren Übersetzungen sowohl des italienischen als auch lateinischen Textmaterials, die hier nicht im Detail diskutiert werden können, den vielseitigen Dichter für ein weites Publikum. Der Wechsel zwischen allgemeinen Einführungen und *close-reading* sowie seine hohe Zugänglichkeit machen das Buch zudem auch für die Lehre interessant. Weniger überzeugt lediglich die Entscheidung des Verlags, im sechsten Kapitel die umfangreichen und in Übersetzung präsentierten Textpassagen (nur hier ohne Original) ohne Verweis auf ihre Stelle in Edition und Übersetzung des zweiten Bd. abzudrucken, was dem/der am Vergleich mit dem Original interessierten Leser/in mühsames Suchen aufbürdet. Die sorgfältige literarische Kontextualisierung von Sperulos Œuvre geschieht sowohl vor dem Hintergrund der klassischen als auch der zeitgenössischen Literatur sowie der Kommentartradition zu den Klassikern. Der reiche und dennoch bewusst nicht erschöpfend gehaltene Stellenkommentar zu allen Textteilen bietet hilfreiche Hintergrundinformationen und weist die markantesten der dicht gesetzten klassischen Parallelen aus, deren literaturästhetische Dimension Gwynne in Kap. 7 exemplarisch diskutiert. Nur in Ausnahmen lassen sich hierbei *blind spots* ausmachen. So hätte bspw. der Zyklus von Sperulos Elegien mit dem Titel *De amore coniugali* (vorgestellt in Kap. 5) einen näheren Vergleich mit dem gleichnamigen Werk des Humanisten Giovanni Pontano aus Neapel verdient (der hier gänzlich unerwähnt bleibt), zumal die Geliebte des elegischen Ichs (*Leuka*) explizit als Neapolitanerin eingeführt wird. Der Fokus und die Stärke von Gwynnes Studie liegt klar auf dem frucht-

baren Umgang mit unedierten Quellen und Primärliteratur. Bibliographische Vollständigkeit verfolgt Gwynne dabei nicht; Verweise auf moderne oder neuere Editionen sowie jüngere Sekundärliteratur fehlen bisweilen (z. B. die kritische Ausgabe von Perottis *Cornucopiae* oder Stephan Füssels Studien zu Riccardo Bartolini). Dies ist jedoch seiner Argumentation an keiner Stelle abträglich. Gwynnes Buch besticht durch seinen universalistischen Zugang, der über Sprach- und Disziplinengrenzen hinweg ein plastisches Bild einer Humanistenkarriere eröffnet und den zahlreichen Facetten Sperulos sowie seiner literarischen Produktion auf vorbildliche Weise gerecht wird. Alles in allem ist es Gwynne mit seiner jüngsten Arbeit vorzüglich gelungen, die Werke eines inhaltlich und formell vielseitigen sowie anpassungsfähigen Autors in ihrem literarischen und historischen Kontext zu erfassen und sowohl für eine Fachleserschaft als auch weiteres akademisches Publikum auf gleichermaßen ansprechende Weise zugänglich zu machen. Bernhard Schirg

Francesco Maria Torrigio (1580–1649). San Pietro e le sacre memorie, a cura di Daniela Gallavotti Cavallero, Roma (Istituto Nazionale di Studi Romani – Onlus) 2015, 141 S. und 36 Taf., ISBN 978-88-7311-511-3, € 20.

Mit mehr als vierzig gedruckten Schriften zählt Francesco Maria Torrigio zu den produktiveren Autoren des römischen Seicento. Predigten, zeremoniale Texte, Hagiographisches und Biographisches, sowie die Abhandlungen zu den römischen Kirchen, vorab der vatikanischen Basilika, finden in seinem Œuvre zusammen, ohne daß die Grenzen zwischen den einzelnen Textsorten dem modernen Wissenschaftsverständnis entsprechend respektiert werden. Angesichts dieses Facettenreichtums fällt die hier vorgelegte Würdigung des Gelehrten eher einseitig aus. Im Mittelpunkt des Bändchens steht die erstmals 1618, stark erweitert dann 1635 und öfters aufgelegte Schrift zu den vatikanischen Grotten, jener museumsähnlichen Anlage unter dem Paviment der neuen Peterskirche, in welcher Paul V. und Urban VIII. die erhaltenswerten Fragmente und Inschriften der bis zum Abriß des alten Langhauses in der Basilika selbst ausgestellten Denkmäler unterbrachten. Daniela Gallavotti Cavallero bemüht sich, Torrigios *Sacre Grotte Vaticane* in die frühe St. Peter-Literatur einzuordnen, hätte dabei allerdings mit Panvinio und nicht erst mit Alfarano beginnen sollen. Mit Hilfe desselben Buches versuchen Carlo La Bella und Paola Pogliani die Anordnung der Exponate in den Grotten zu rekonstruieren, wobei eine kirchengeschichtliche Programmatik zumindest ansatzweise hervortritt. Massimiliano Ghilardi bringt es fertig, zwanzig Seiten über eine Leerstelle des Autors zu schreiben, denn eine markante Reliquie der vatikanischen Basilika (nicht der Grotten!), die sog. *ungula*, eine vermeintlich gegen die frühen Märtyrer eingesetzte Stachelzange, wird von Torrigio nicht erwähnt – möglicherweise, weil er diese als Fälschung erkannt hatte, was Ghilardi indes nicht daran hindert, wie schon andernorts noch einmal sämtliche frühen Quellen zu dem vermuteten Folterinstrument zusammenzutragen. Ein an neuen

Dokumenten reicher Beitrag von Salvatore Enrico Anselmi ist schließlich der Discepoli-Druckerei in Viterbo gewidmet, die Torrigios *Sacre Grotte* 1618 veröffentlicht hatte. Erst Enrico Parlato rückt mit den *Sacri Trofei Romani* von 1644 ein anderes Werk des Autors in den Focus. Aufschlußreich scheint das, was man dort über den Widmungsträger, die Autoren der Begleitgedichte und den Stecher der zugehörigen Tafeln des Bandes erfährt. Im Hinblick auf die inhaltlich-ideologische Stoßrichtung des Werks, das seinen Ehrgeiz darauf legt, sämtliche petrinischen Reliquien und Gedächtnisorte Roms zu dokumentieren, greift man dagegen besser zu der Untersuchung von Johannes Roser in: St. Peter in Rom 1506–2006, hg. von G. Satzinger und S. Schütze, München 2008, S. 257–273. Bei Parlato wie in den übrigen Aufsätzen des vorliegenden Bd. vermißt der Leser die Frage nach Torrigios Geschichtsbild, nach seinem Verständnis vom päpstlichen Primat, vom Verhältnis des Papsttums zu den weltlichen Gewalten oder auch nach seiner Sicht der antiken Kultur, nach all dem also, was ihn zu einem typisch päpstlichen Historiographen des 17. Jh. macht. Hinweise darauf scheinen in seinen Schriften trotz der erstickenden Fülle von Detailangaben immer wieder durch. Als wertvollster Aufsatz des Bd. verbleibt somit die biographische Skizze von Massimo Ceresa mit der Bibliographie des Gelehrten, die auch dessen Handschriften einbezieht und dem Interessierten die Weiterarbeit mit den Primärquellen ermöglicht. Corrigenda: Im Codex Barb. lat. 4625 geht es natürlich nicht um die *chiesa di S. Carlo papa*, sondern um die des *S. Caio papa*! Zusammen mit Torrigios Untersuchungen zur hl. Bibiana und zu S. Teodoro verrät die Schrift, wie sehr der Gelehrte auch die Bauunternehmungen des Barberini-Pontifikats hagiographisch begleitete. Ingo Herklotz

Dorothy Metzger Habel, When all of Rome was under construction. The building process in Baroque Rome, University Park Pa. (Penn State Press) 2013, 118 S., Abb., ISBN 978-0-271-05573-2, USD 103,95.

Dorothy Metzger Habel hat bereits 2002 ein Buch zur Stadtentwicklung Roms unter Papst Alexander VII. (vgl. QFIAB 83 [2003], S. 674) vorgelegt, in dem sie die urbanistische Um- und Neugestaltung Roms einerseits als Ausdruck eines visuellen Herrschaftsanspruchs des Papstes, andererseits als eine bewusste Anlehnung an das spätantike Konstantinopel deutet. Mit der vorliegenden Studie widmet sich die Kunsthistorikerin nun erneut der römischen Stadtplanung. Im Sinne einer Fortführung ihrer Ergebnisse von 2002 nimmt sie verschiedene, miteinander in Beziehung stehende Bauprojekte im Zeitraum von 1645 bis 1670 in den Blick. Im Einzelnen bearbeitet die Autorin die Umgestaltung der Piazza Colonna, das Barnabitenkolleg an S. Carlo ai Catinari, die Umgestaltung der Piazza del Collegio Romano und – immer auch in Bezug zu den anderen Baustellen – das Bauvorhaben schlechthin, nämlich die Piazza S. Pietro. In ihrer Einleitung geht Metzger Habel darauf ein, dass sie den eigentlichen Bauprozess betrachten will. Es geht ihr hierbei allerdings weniger um bautechnische

Fragen, statische Neuerungen oder Innovationen frühneuzeitlicher Ingenieurskunst. Vielmehr fragt sie nach Finanzierungsmodellen für die geplanten Bauten, nach den Besitzverhältnissen angrenzender und geplanter Gebäude sowie nach Faktoren, die Beschleunigungsprozesse beim Bau möglich machten. In der Einleitung skizziert sie die ihrer Ansicht nach wichtigsten Rahmenbedingungen. Metzger Habel betont, dass Rom im 17. Jh. etwa 100 000 Einwohner hatte und geht auf die Umstände des zunehmenden Bevölkerungswachstums ein. Hierbei schlüsselt sie die Bevölkerungszahl allerdings weder nach sozialen Kriterien, noch nach Arbeitskräftepotential auf, was für ihre nachfolgenden Ausführungen hilfreich gewesen wäre. Im Folgenden erläutert sie dann die Verwaltungsstruktur. So versahen zwei *maestri delle strade* in vielen Teilen der Stadt die Bauaufsicht, weil die *Presidenza delle Strade* für den Schutz und die Pflege des öffentlichen (Stadt-)Raums zuständig war. Nahezu jede Großbaustelle grenzte zumindest an öffentlichen Grund, so dass Metzger Habel folgert: „this agency licensed just about every building project in the city" (S. 3). In drei Hauptkkapiteln wird dann der Finanzierung und insbesondere dem – spannungsreichen – Verhältnis aller am Bau beteiligten Personen nachgegangen. Die ersten zwei Kapitel widmen sich diesen Fragen ausgehend von der Neugestaltung der Piazza Colonna, die unter Innozenz X. geplant, aber schließlich erst unter Alexander VII. wieder aufgegriffen und umgesetzt wurde. Als Aufhänger dient der Autorin ein Kostenvoranschlag, der Innozenz zwischen Frühjahr 1646 und Herbst 1647 vorgelegt worden sein muss. Sie weist den spanischen Gesandten, Kardinal Egidio Albornoz, nicht nur als treibende Kraft des Kostenvoranschlags aus, sondern zeigt auch, dass u. a. der Kardinal die Finanzierung mit großzügigen Festgeldanlagen stützen wollte. Es ist ein Verdienst der vorliegenden Studie, dass sie „Immobilienspekulationen" (S. 19) und Steuerbelastungen von privaten Anrainern als Finanzierungsmittel aufschlüsselt und mit traditionelleren Finanzierungsmodellen (vgl. Piazza Navona) gegenüberstellt. Das dritte Kapitel bietet am meisten Innovationspotential, indem der eigentliche Bauprozess auf der Piazza Colonna aus der Perspektive eines leitenden Architekten und eines *capomastro muratore* analysiert wird, die beide über Material- wie Personalmangel klagten, weil sie letztlich immer im Schatten von St. Peter bauen mussten. Metzger Habel analysiert die Beziehungen zwischen den Architekten und Bauherren zu Immobilienbesitzern, Anrainern, möglichen Investoren, päpstlichen und städtischen Interessensvertretern sowie Bauarbeitern zum Untersuchungsgegenstand umfassend. Sie zeigt damit, dass gelingendes Bauen im 17. Jh. weit mehr war als die Abstimmung zwischen einem Bauherrn und seinem Architekten. Dass sie hierfür auf bereits gut untersuchte Großbaustellen zurückgreift, mag die Einordnung in den Forschungszusammenhang erleichtern. Für geschichtswissenschaftliche Fragestellungen wäre hingegen auch die Analyse der Abläufe auf weniger prominenten Baustellen aufschlussreich. Das Buch wird durch ein Orts- und Personenregister erschlossen. Es enthält zahlreiche Abbildungen (Quellenauszügen, Karten, Grundrisse, Fotos der [modernen] Platzanlagen und Gebäude). Britta Kägler

Codex diplomaticus Cavensis. Nunc primum in lucem editus, vol. XI (1081–1085), XII (1086–1090), a cura di Carmine Carlone/Leone Morinelli/Giovanni Vitolo, Battipaglia (Laveglia & Carlone) 2015 (Fonti per la storia del Mezzogiorno medievale 24–25), XXXI, 316, [31] S.; XXXIX, 446, [16] S.; Abb., ISBN 978-88-86854-28-3; 978-88-86854-31-3; € 50; 70.

Mit mehr als 15 000 Pergamenturkunden verfügt die Abtei SS. Trinità di Cava de' Tirreni über ein überaus reiches und unter historischen, paläographischen, diplomatischen und linguistischen Gesichtspunkten höchst interessantes Archivmaterial. 1873 wurde mit dem ersten Band des „Codex diplomaticus Cavensis" begonnen, die Urkunden mittels einer Volltextedition der Forschung zugänglich zu machen. Das Projekt wurde bis 1892 fortgeführt, die Bände I bis VIII umfassen den Zeitraum von 792 bis 1065. Erst 1984 wurde die Edition durch Giovanni Vitolo und Simeone Leone fortgeführt (Bd. IX erschien 1984, Bd. X 1990). Das 1000jährige Gründungsjubiläum der Abtei (2011) gab neue Impulse, so dass nun gleichzeitig die Bände XI und XII veröffentlicht wurden, die den Zeitraum von 1081 bis 1090 abdecken. Das Gemeinschaftswerk der drei ausgewiesenen Experten bietet insgesamt die Edition von 255 (103 und 152) Urkunden im Volltext mit umfangreichen Regesten, physischer Beschreibung der Originale, Diskussion der Echtheit und weiterführender Literatur. Beide Bde. liefern eine prägnante Einführung zu den spezifischen Problemen der jeweiligen Edition, eine umfangreiche Bibliographie (S. XVII–XXXI bzw. S. XXIII–XXXIX), jeweils 32 Abbildungen sowie Namens- und Sachindizes. Bei der Textedition wurden in diplomatischer Methode erstmals alle Auflösungen von Abkürzungen durch das Setzen von runden Klammern kenntlich gemacht. Dies erschwert zwar auf den ersten Blick die Lesbarkeit, bildet das Original jedoch in wesentlich besserer Weise ab. Demselben Ziel dienen die Kennzeichnung von kurialen Schriftelementen und Einflüssen der karolingischen Minuskel durch Kapitälchen sowie die Angabe eventuell im Original vorhandener Akzente. Mit den beiden Bänden liegt für die politische und gesellschaftliche Umbruchphase zwischen langobardischer und normannischer Herrschaft im Prinzipat von Salerno und für einen Zeitraum der Expansion des Klosterverbands von Cava nun umfangreiches Quellenmaterial vor. Die jeweiligen Einführungen bieten anhand der edierten Quellen methodologisch wertvolle Studien zum Problemkreis der „Fälschungen" im Mittelalter. Der Anteil von „Fälschungen" oder verdächtigen Urkunden liegt im Zeitraum zwischen 1081 und 1090 beim Bestand von Cava bei ca. 20 %. Diese Zahl bewegt sich durchaus im Rahmen von Vergleichswerten, stellt aber die Hg. vor die zeitintensive Aufgabe der Diskussion eines jeden verdächtigen Einzelstücks. Besonders interessant sind dabei die (nicht seltenen) Fälle, bei denen im Archiv zwei Versionen einer Urkunde aufbewahrt wurden. Mit den beiden vorliegenden Bde. konnte ein weiterer Teil des wichtigen Urkundenbestands von Cava der Forschung zugänglich gemacht werden. Die älteren Bde. sind zudem über die Homepage des Projekts „Archivio della Latinità Italiana del Medioevo (ALIM)" (http://www.alim.dfll.univr.it/) zugänglich. Dort können die Volltexte jeder Einzelurkunde online einge-

sehen werden, allerdings (entsprechend der Vorlage der ersten Bde.) ohne Regesten und – mit Ausnahme einer Suchfunktion nach Datum und Ausstellungsort – ohne weitere Erschließung. Besonders nachteilig wirkt sich das Fehlen einer dokumentübergreifenden Suche aus, so dass man (für die Bde. I bis VIII) in der Praxis eher auf die Digitalisate im „Internet Archive" (https://archive.org/) zurückgreifen wird. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Edition der Urkunden von Cava ein unverzichtbares Hilfsmittel für weitere Forschungen in verschiedenen Disziplinen, von der Geschichte Süditaliens über die Geschichte kirchlicher Institutionen bis hin zur Paläographie, Diplomatik, Rechtsgeschichte oder Linguistik darstellt. Gleichzeitig wird deutlich, dass der Grundlagenforschung (in der Form einer kritischen, kommentierten und durch Indizes erschlossenen Edition) eine wichtige Rolle zukommt – mit einem deutlichen Mehrwert gegenüber einer bloßen Digitalisierung. Es bleibt zu hoffen, dass das Editionsprojekt auch nach dem Gründungsjubiläum der Abtei mit ausreichenden Mitteln fortgeführt werden kann, idealerweise mit zusätzlicher Digitalisierung der Urkunden. Wie für die Geschichte des langobardischen Prinzipats von Salerno ist auch für Forschungen zum normannischen und staufischen Süditalien der Archivbestand von Cava eine fundamentale Quelle, die nur mit einer wissenschaftlich fundierten Edition gewinnbringend und übergreifend genutzt werden kann. Die beiden vorliegenden Bde., die von der Forschung sicher intensiv konsultiert und in Detailfragen (z. B. zur Authentizität einzelner Urkunden) diskutiert werden, führen dies exemplarisch vor Augen. Thomas Hofmann

Mathias Heigl, Rom in Aufruhr. Soziale Bewegungen im Italien der 1970er Jahre, Bielefeld (Transcript-Verlag) 2015 (Histoire 74), 539 pp., ISBN 978-3-8376-2895-1, € 49,99.

Il volume si propone di analizzare i movimenti sociali che attraversarono l'Italia negli anni '70, ponendo al centro dell'attenzione la realtà di Roma. La scelta è motivata dall'esigenza di estendere l'analisi ai contesti centro-meridionali, ancora relativamente poco studiati rispetto alle regioni del centro-nord, ma anche di dedicare un'attenzione specifica ai movimenti urbani che fecero della capitale un epicentro dei conflitti politici e sociali nel periodo considerato. L'autore sostiene, infatti, che tali movimenti avrebbero dimostrato negli anni '70 una più elevata capacità di incidere sulla società italiana, sia come attori di conflittualità politica e sociale, sia come soggetti capaci di esprimere una cultura della solidarietà e comportamenti e stili di vita alternativi al modello dominante. L'approccio metodologico prescelto è quello della microstoria e della „storia urbana", con un esplicito riferimento alle tipologie sociologiche proposte da Manuel Castells e Pierre Bourdieu. L'intento dichiarato è quello di ricostruire una storia „dal basso" della città dal punto di vista dell'agire e della percezione soggettiva delle classi subalterne. Al centro della ricostruzione si collocano tre *case studies*, e cioè i movimenti per la casa sviluppatisi nel quartiere della

Magliana e nella realtà suburbana di San Basilio, teatro di violenti conflitti di strada nel 1974, il movimento del 1977, nelle sue diverse articolazioni, e infine l'esperienza del Collettivo del Policlinico Umberto I, con particolare attenzione all'occupazione e all'autogestione, nell'estate 1978, di un reparto finalizzato alla pratica degli aborti in attuazione della legge nr. 194. La ricerca si basa su un ampio spoglio di fonti, che privilegia i materiali direttamente prodotti dai movimenti e le testimonianze dei protagonisti, ma che si avvale anche del riscontro dei principali quotidiani sia dell'area della sinistra, sia di quelli di informazione legati alla realtà romana come la „Repubblica" e il „Messaggero". Con ciò l'autore si propone di sottrarre queste esperienze alla categoria indifferenziata degli „anni di piombo" e di sottoporle a una indagine empirica e praxiologica riconducendole alle loro realtà storicamente determinate. Da più d'uno di questi punti di vista la ricerca ci offre un contributo originale di notevole rilievo, al cui interno spiccano i capitoli dedicati al quartiere della Magliana e all'autogestione del reparto del Policlinico, di cui si è detto. Nel primo caso, attraverso i movimenti per l'occupazione delle abitazioni, per l'autoriduzione dei fitti e delle bollette dei servizi, e soprattutto per il „risanamento" e la destinazione sociale delle aree edificabili (scuole, istituzioni culturali, spazi verdi sottratti alla speculazione), si configura una pratica e una controcultura urbana alternativa capace di coinvolgere ampi soggetti sociali. Ed emergono anche le tensioni all'interno del movimento tra le componenti rivolte alla „azione diretta" e quelle più aperte alla mediazione istituzionale del Comune, nonché i fattori di collisione con la sempre più accentuata istituzionalizzazione del PCI. Riguardo al secondo caso, va segnalata positivamente la puntuale ricostruzione dell'esperienza del Collettivo femminista di San Lorenzo e del suo apporto essenziale alla gestione „alternativa" della salute messa in atto nel reparto occupato del Policlinico, con il rovesciamento delle gerarchie mediche e delle pratiche clientelari tradizionali e il coinvolgimento personale delle pazienti come parte essenziale del nuovo servizio sanitario. In altri capitoli del volume, come in quelli dedicati a San Basilio, al movimento del '77 o alla storia del Collettivo del Policlinico, affiorano invece i limiti di una ricerca orientata alla *Erfahrungsgeschichte*, piuttosto che su una storia strutturale e su una più ponderata valutazione del peso delle componenti politico-ideologiche. L'ottica privilegiata rivolta alla valorizzazione delle esperienze antiautoritarie e libertarie „dal basso", rischia qui di lasciare in ombra gli orientamenti e le scelte di segno opposto che caratterizzeranno il gruppo di Autonomia operaia, sempre più orientato verso lo scontro frontale con il sindacato e il PCI, e soprattutto verso la contrapposizione al sistema, l'uso della violenza e le pratiche della „risposta armata" negli scontri di piazza: il che sembrerebbe configurare una sorta di introiezione della teoria delle „due società", che costituiva l'altra faccia della strategia del primato della politica e della „legittimazione senza riforme" perseguita dal PCI negli anni della „solidarietà nazionale". In questi ambiti, come del resto anche in quello della cultura e dei comportamenti dei nuovi protagonisti sociali del '77, a cominciare dal „proletariato giovanile", gli elementi di rottura sembrano già largamente prevalere su quelli di una „continuità lunga" con il '68, come in parte lo

stesso autore sembra attestare. Su di un altro versante l'approccio microstorico, al di là degli intenti dichiarati, sembra non di rado isolare i diversi *case studies*, lasciando in ombra il contesto più generale della storia di Roma nel dopoguerra e in questi stessi anni, piuttosto che interrogarsi sulle forme di interazione tra i primi e i processi politici e culturali più generali, i fenomeni di protagonismo e di partecipazione che interessarono nel periodo considerato l'insieme della vita della capitale e più in generale lo scenario nazionale. Claudio Natoli

Barbara Visentin, Percorsi monastici nel Mezzogiorno medievale. La congregazione di Cava, 2 vols., Battipaglia (Laveglia & Carlone) 2015 (Studi e ricerche sul Mezzogiorno medievale. Nuova serie 1–2), XLVII, 427 S., [16] Bl.; XXVII, 281 S., [16] Bl.; Abb., ISBN 978-88-86854-41-2; ISBN 978-88-86854-44-3; € 50; € 35.

Im Jahr 2012 hat die Vf. beim selben Verlag eine Monographie über die Klöster des Klosterverbands von Cava im Cilento, der Basilicata, Kalabriens und Siziliens veröffentlicht (Barbara Visentin, Fondazioni Cavensi nell'Italia meridionale (secoli XI–XV); vgl. die Besprechung des Unterzeichneten in: QFIAB 93 (2013), S. 591f.). Der vorliegende Doppelbd. stellt eine teilweise unveränderte, teilweise ergänzte und erweiterte Neuauflage dar. Diese Tatsache wird seitens des Verlags weder in den bibliographischen Angaben noch auf der Verlagshomepage, auf der das Werk von 2012 weiterhin aufgeführt ist, erwähnt. Die Vf. weist wenigstens in einer Fußnote im ersten Bd. (S. XLVII) auf den Vorgängerband hin und stellt einen weiteren Bd. in Aussicht, der die Klöster Cavas nördlich von Salerno behandeln soll. Begründet wird die „Neuauflage" durch die geringe Verbreitung der Veröffentlichung von 2012 (!). Da sich methodologisch keine Änderungen ergeben haben, sei in inhaltlicher Hinsicht im Wesentlichen auf die oben erwähnte Besprechung verwiesen. Neu aufgenommen wurden die insgesamt 27 Klöster und Kirchen im Stadtgebiet von Salerno, die teilweise oder vollständig dem Mutterkloster in Cava unterstanden (Bd. 1, S. 3–145). An diesen Beispielen wird die besitzrechtliche und seelsorgerische Konkurrenzsituation zwischen Cava und dem Erzbischof von Salerno prägnant vor Augen geführt. Zweifelsohne bildet Salerno aufgrund der städtischen Struktur, der unmittelbaren Nähe zu den langobardischen und normannischen Herrschern, der andersartigen wirtschaftlichen Ausgangssituation von Stadtklöstern und der ständigen Konfrontation mit Interessen des Erzbischofs und des Domkapitels einen Ausnahmefall, dennoch lassen sich auch hier die Grundzüge der Politik der Besitzkonsolidierung und -verwaltung durch Cava erkennen. Als Gesamturteil bleibt festzuhalten, dass die Autorin dank der detaillierten Aufarbeitung der Archivalien und der profunden Kenntnisse in der langobardischen und frühnormannischen Geschichte Süditaliens eine wichtige Materialbasis für künftige Studien zum Klosterverband von Cava, aber auch für eine Geschichte der Einzelklöster liefert. Das neue Kapitel über die klösterlichen Besitzungen in Salerno bietet vertiefte Erkenntnisse zur Stadtgeschichte, insbeson-

dere in der komplexen Übergangsphase von der langobardischen zur normannischen Herrschaft. Die Arbeit kann überaus gewinnbringend als Nachschlagewerk zu über 150 Klöstern Süditaliens genutzt werden, bietet ein gutes Beispiel für die Auswertungsmöglichkeiten des reichen Archivbestands der SS. Trinità di Cava und kann als zukunftweisender Ausgangspunkt für weitere Forschungen zu diesem Themenkomplex dienen. Abgesehen vom umfangreichen Kapitel zu Salerno bleibt der zusätzliche Erkenntnisgewinn gegenüber der Veröffentlichung von 2012 freilich sehr begrenzt. Der Vf. ist zu wünschen, dass die „Neuauflage" eine breitere Verbreitung erfährt. Ob dies allerdings durch einen teilweisen „Nachdruck" beim gleichen Verlag erreicht werden kann, bleibt fraglich. Thomas Hofmann

Vincenzo La Salandra, Incursioni islamiche in Italia meridionale. Dagli Omayyadi agli Ottomani, Roma (GB EditoriA) 2014 (Collana Ateneo 12), ISBN 978-88-98158-76-8, 554 S., € 30.

Den muslimischen Plünderungszügen im frühmittelalterlichen Unteritalien und den damit im Zusammenhang stehenden Phänomenen gilt seit einigen Jahren verstärktes Interesse, zumal eine wissenschaftliche Synthese auf aktuellem Stand nach wie vor ein Forschungsdesiderat darstellt. Vincenzo La Salandra, laut Buchcover „orientalista, arabista ... ed esperto di storia del Mezzogiorno", hat sich dieser Thematik im Rahmen seiner Doktorarbeit angenommen, die im Bereich „Storia dell'Europa Mediterranea dall'Antichità all'Età Contemporanea" an der Università degli Studi della Basilicata angesiedelt war. Zwischen dem Abschluss der Arbeit und ihrer Drucklegung lagen acht Jahre, doch wurde der Text offenbar nur durch einige bibliographische Angaben am Ende des Quellen- und Literaturverzeichnisses sowie durch einen Appendix mit kommentierten Zitaten erweitert, dessen Nutzen sich der Rezensentin nicht erschlossen hat. Ein Orts- und Namensindex fehlt dagegen. Angestrebt ist eine systematische Studie, die „die muslimische Invasion in Italien und vor allem im Mezzogiorno rekonstruiert" (S. 7) sowie das Phänomen der „incursioni" mit arabistischer Expertise analysiert (S. 27). Auf Kontakte und Konflikte soll dabei gleichermaßen eingegangen werden, wobei Unteritalien an der Schnittstelle „der zwei Formen mediterraner Kultur" (S. 25 f.) bzw. der „due universi del Mediterraneo, Cristianità e Islām, le due sfere faccia a faccia, su due sponde" (S. 24) gesehen wird. Anders als die Titelformulierung „von den Umayyaden bis zu den Osmanen" suggeriert, konzentrieren sich die Ausführungen auf die vornormannische Zeit (9.–11. Jh.). Der angegebene zeitliche Rahmen wird zwar in Exkursen verschiedentlich gestreift, aber nicht immer mit unmittelbarem Bezug zu Unteritalien. Wie La Salandra in der Einleitung ausführt, stellen die islamischen Überfälle auf der Apenninenhalbinsel für ihn eine Art Vorphase der ottomanischen Expansion in Europa dar, weshalb sie einen „paradigmatischen Charakter" besäßen und ihr tieferes Verständnis in der Langzeitperspektive indispensabel sei. Der Autor sieht also einerseits direkte, über Jh. hinweg wirkende

Traditionslinien, andererseits begreift er die Zeit der muslimischen Präsenz in Italien als Teil der allgemeinen Geschichte des „mediterranen Europa" und den „Mezzogiorno" als „alveo delle molteplici e reciproche ‚contaminazioni' che si verificarono tra Oriente e Occidente e tra Islām e Cristianesimo" (S. 17). Entsprechend wird auch immer wieder versucht, zeitlich vor- und zurückzublenden sowie Seitenblicke nach al-Andalus, Südfrankreich, zu den größeren Mittelmeerinseln und in die „arabische Welt" werfen. Das ist zwar sehr begrüßenswert, allerdings bleiben die Ausführungen nur an der Oberfläche, so dass sie analytisch kaum einen Nutzen haben, und nicht selten führen sie zur Postulierung direkter Kontinuitäten ohne Berücksichtigung dazwischenliegender Brüche. – Das Buch gliedert sich insgesamt in sieben Hauptkapitel. Das erste stellt einen Abriss über die politischen Konstellationen in Unteritalien (bzw. synonym im „Mezzogiorno") zwischen dem 6. bis 12. Jh. dar. Neben den Siedlungsstrukturen in langobardischer Zeit wird hier zunächst die zunehmende Partikularisierung in der Region grob thematisiert – ein Prozess, der durch die Angriffe seitens der „Sarazenen" weiter befördert worden sei. Die Behauptung, dass dieses zwischen Langobarden und Byzantinern umstrittene Territorium der Kontrolle des Papsttums und der Karolinger unterstanden habe (so S. 25), ist jedoch zu pauschal und historisch unkorrekt. Im Fahrwasser einschlägiger Werke folgt eine kurze Synthese zu Einflüssen aus „dem Orient" im Allgemeinen und im Besonderen zu denen „der byzantinischen Zivilisation", die wesentlich durch Migration, unter anderem infolge der islamischen Eroberungen, bedingt gewesen sei. Anschließend wird ein kurzer Überblick gegeben über die Ausbreitung des Islam „vom Kalifat bis zur Gründung der unabhängigen Staaten [gemeint sind die unabhängigen Kalifate] im Mittelmeerraum" (S. 101). Das zweite Kapitel „Krieg, Diplomatie und Handel" konzentriert sich in knapper Form auf Aspekte des Sklavenhandels sowie der muslimischen Präsenz im Raum um Gaeta. La Salandra spricht hier ohne Weiteres z. B. von „Konvivenz" der lokalen Bevölkerung und der Muslime, datiert die Schlacht am Garigliano immernoch ins Jahr 916 (statt 915) oder sieht fälschlich im *placitum* von 1014 ein Zeugnis für die anhaltende Sarazenengefahr im 11. Jh., obwohl sich die entsprechende Referenz auf ein inseriertes *praeceptum* von Papst Johannes VIII. (wohl 882) bezieht. Das dritte Kapitel ist ereignisgeschichtlich orientiert und sucht die muslimischen Einfälle auf dem italienischen Festland räumlich und zeitlich in einem weiteren Kontext zu verorten, weshalb hier in aller Kürze auch die frühen islamischen Expansionen sowie Sizilien unter aghlabidischer und fatimidischer/kalbitischer Herrschaft Berücksichtigung finden. Wirklich Neues lässt sich hier ebenso wenig erfahren wie aus dem folgenden Abschnitt über Süditalien in den arabischen Quellen, in dem das Augenmerk auf den oft erst nach dem 11. Jh. schreibenden Geographen liegt, während stellenweise auch gar nicht mehr von arabischen Texten die Rede ist. Die letzten drei Kapitel gehen kursorisch auf die Beziehungen zwischen Juden und Muslimen, auf die Beschreibung Roms in arabischen Texten sowie auf Übersetzungen aus dem Arabischen und die Schule von Salerno ein; auch hier ist an vielen Stellen kaum mehr ein unmittelbarer Bezug mehr zur Thematik der „incursioni" des 9. bis

11. Jh. erkennbar. Das Fazit fällt nüchtern aus: Die angestrebte „Rekonstruktion" der muslimischen Plünderungszüge auf dem italienischen Festland geht im ereignisgeschichtlichen Detail nicht über das hinaus, was Michele Amari, Francesco Gabrieli, Giosuè Musca, Nicola Cilento und andere einschlägige Historiker bereits publiziert haben. Arabische Texte werden zumeist aus Übersetzungen oder aus der Sekundärliteratur zitiert und lateinische Quellen häufig in seitenlangen Zitaten wiedergegeben, als ob sie aus sich selbst heraus sprechen würden. Zudem werden nicht immer die aktuellen kritischen Editionen herangezogen. Der Umgang mit den Quellen ist unbedarft, mit der Konsequenz, dass mehrfach Anachronismen entstehen und so manche problematische Textpassage als getreuer Spiegel der historischen Wirklichkeit angesehen wird. Beispielsweise behauptet La Salandra, aus dem *Chronicon Salernitanum* gehe hervor, welch gute Kenntnisse die Muslime vom Christentum gehabt hätten. Dass jedoch der fragliche Abschnitt, in dem die *Saraceni* sich an Jesus wenden und geloben, den christlichen Schöpfergott anzuerkennen, wenn sie Hilfe gegen die wortbrüchigen Salernitaner bekommen würden, eine freie Erfindung des Chronisten sein oder auf wenig vertrauenswürdigen mündlichen Erzählungen beruhen könnte, wird überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Ein weiteres Manko betrifft die Art und Weise, in der der Autor aus älteren Werken Begriffe und die ihnen inhärenten Wertungen ohne kritische Reflexion übernimmt. Er schreibt von „Orient" und „Okzident", als ob die intensiven Debatten um den Orientalismus und Okzidentalismus nicht stattgefunden hätten. Der *Mezzogiorno* erscheint als eine ebenso selbstverständliche räumliche Kategorie wie das „mediterrane Europa" oder der klar in zwei religiös konnotierte Kulturareale getrennte Mittelmeerraum. Solche und andere Essentialisierungen zu vermeiden oder zumindest zu problematisieren, wäre dem Buch sehr zugute gekommen. Und schließlich: Wie intensiv sich der Autor mit der Materie auch beschäftigt haben mag und wie sehr auch eine breitere Kontextualisierung bestimmter Phänomene zu begrüßen ist, die Darstellung ist überwiegend deskriptiv, wohingegen analytische Ansätze rar sind. Die „Leidenschaft" des Autors „für die Geschichte und die Traditionen" seiner „geliebten ..., für orientalische Einflüsse offenen Region Apulien" (S. 12) kann leider den Mangel an vielen grundsätzlichen Dingen, die zum Handwerkszeug jedes historisch arbeitenden Wissenschaftlers gehören sollten, nicht kompensieren. Entstanden ist am Ende ein Text, der eine Mischform darstellt zwischen einerseits Überblicksdarstellungen, die wenig differenziert sind, und andererseits schwer lesbaren Kompilationen aus längeren Quellenabschnitten bzw. in extenso zitierten Passagen aus (häufig veralteter) Sekundärliteratur. Das Buch wird jedenfalls aktuellen wissenschaftlichen Anforderungen nur ansatzweise gerecht und sollte daher auch als Einstiegslektüre nur unter großen Vorbehalten benutzt werden. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik der muslimischen Präsenz im mittelalterlichen (Unter-)Italien bringt es jedenfalls keinen Schritt voran.

Kordula Wolf

Isabella Aurora (Hg.), Documenti originali pontifici in Puglia e Basilicata 1199–1415, Index Actorum Romanorum Pontificum ab Innocentio III ad Martinum V electum, Band VIII, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2016, 553 S., ISBN 978-88-210-0931-0, € 60.

Das vorliegende Werk ist Teil des sog. Censimento Bartoloni, mit dem die in den europäischen Ländern vorhandenen Originale von Papsturkunden des 13. und 14. Jh. gesammelt, regestiert und diplomatisch analysiert werden sollen. Dazu waren bisher im Rahmen derselben Reihe, die feste editorische Standards befolgt und von der Vatikanischen Bibliothek betreut wird, sieben Bände produziert worden (drei aus Paris, drei aus Deutschland, einer aus England [ab 1305]); dazu kommen eine Reihe von „Ausreißern" in anderem Rahmen (Österreich, England [bis 1304], Dresden), die nur das 13. Jh. umfassen und nach je eigenen Kriterien bearbeitet worden sind, sowie zuletzt ein umfangreiches Werk aus Portugal, das den gesamten Zeitraum und weit mehr als die „Originale" umfasst (Peter Linehan, Portugalia Pontificia. Materials for the History of Portugal and the Papacy 1198–1417, 2 Bde., Lissabon 2013; vgl. meine Besprechung in: ZRG Kan. Abt. 100, 2014, S. 685–690). Wenn das vorliegende Werk nun wieder in der bewährten und vertrauten Reihe erscheint, dann stellt es dennoch eine Premiere dar, indem es abgesehen von eng begrenzten Beiträgen (Parma, Casanova Abruzzo, zuletzt Chiaravalle Milanese) mit den beiden modernen Regionen Apulien und Basilicata zum ersten Mal ein weites Gebiet Italiens erschließt. Hier hat die Autorin nach langjährigen Recherchen in 22 Archiven und Bibliotheken insgesamt 177 Originale (+ 3 Duplikate) zusammengetragen (Übersicht S. 85), davon 70 aus der Zeit bis Bonifaz VIII. In der Einleitung demonstriert sie die hohen Verluste mit aussagekräftigen Vergleichen (z. B. S. 30 f.: vier Originale Innozenz' IV. gegenüber 202 in Baden-Württemberg und 88 Einträgen in seinen Kanzleiregistern) und erörtert die vielschichtigen Gründe für den desolaten, aber nicht überraschenden Befund. Es folgen eingehende Informationen zu den Archiven (u. a. S. 78 zu Troia: „quasi impossibile visionare e studiare le pergamene"). Das umfangreichste Kapitel ist entsprechend dem Hauptanliegen des Censimento der diplomatischen Analyse gewidmet, die nach allen Regeln der Kunst durchgeführt wird: Typologie (bemerkenswerte Mischformen zwischen Privileg und Mandat; Nr. 53 und 54 zwei der neuartigen *Ad perpetuam*-Konstitutionen; mehrere *litterae clausae* usw.), äußere und innere Merkmale, besonders die Kanzleivermerke, die entsprechend den beteiligten Funktionären von den Schreibern bis zu den Prokuratoren erläutert und mit sorgfältigen Nachzeichnungen veranschaulicht werden (S. 488–499) und schließlich die Registrierung (u. a. Zeichen für Anweisungen und Vollzug, fehlende Vermerke bei nachweisbarer Registrierung und umgekehrt). Im einzelnen sei nur die kanonistisch interessante Nr. 62 (mit eigenen Erläuterungen S. 123 f.) aus dem Archiv von S. Nicola in Bari hervorgehoben: Bonifaz VIII. versendet am 5. Januar 1299 (bisher irrtümlich 1298) *universis Christi fidelibus* das Kapitel 3.20.4 *Quamquam pedagiorum exactiones* aus dem schon längst vorliegenden *Liber Sextus*, also ein weiterer Fall zusätzlicher Versendung einzelner Sextuska-

pitel (vgl. die einschlägigen Literaturhinweise S. 123 f. Anm. 277 f.). Insgesamt bringt der Band eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse der spätmittelalterlichen Papsturkunden, indem er den Nachteil des vergleichsweise kleinen Bestands durch gründliche und anregende Erläuterungen wettmacht. Martin Bertram

# Verzeichnis der Rezensenten

Maria Pia Alberzoni
Andreea Badea
Stefan Bauer
Martin Baumeister
Nicoletta Bazzano
Martin Bertram
Angelo Bitti
Salvatore Bono
Karl Borchardt
Guido Braun
Francesca Brunet
Monica Cioli
Gabriele B. Clemens
Gustavo Corni
Claudia Curcuruto
Costanza D'Elia
Lucia Dell'Asta
Laura Di Fabio
Christof Dipper
Giulia A. Disanto
Arnold Esch
Andreas Fischer
Filippo Focardi
Christian Gepp
Massimo Carlo Giannini
Silvano Giordano
Dieter Girgensohn
Ursula Jaitner-Hahner
Stefan Hanß
Peter Herde
Ingo Herklotz
Thomas Hofmann
Britta Kägler
Wolfgang Kaiser
Andreas Kiesewetter
Lutz Klinkhammer
Alexander Koller
Carolin Kosuch
Gerhard Kuck
Heinrich Lang
Marco Leonardi
Alfredo Lucioni
Ralf Lützelschwab
Sven Mahmens
Mario Marrocchi
Jean-Marie Martin
Gerhard Müller
Claudio Natoli
Ruth Nattermann
Amedeo Osti Guerrazzi
Riccardo Pallotti
Werner Paravicini
Daniela Rando
Andreas Rehberg
Magnus Ressel
Eugenio Riversi
Bernhard Schirg
Ludwig Schmugge
Jens Späth
Adrian Steinert
Carlo Taviani
Michael Thöndl
Daniele Tinterri
Jasper M. Trautsch
Jörg Voigt
Rolf Wörsdörfer
Hubert Wolf
Kordula Wolf

# Register der in den Rezensionen genannten Autoren


Accrocca, F. 566
Adamska, A. 560
Aimone Braida, P. V. 593
Albani, B. 579
Albrich, T. 677
Albuzzi, A. 553
Alimento, A. 623
Alzati, C. 553
Andenna, G. 556
Andretta, S. 576
Angelini, R. 572
Anheim, É. 607
Anselmi, S. E. 696
Antonelli, Q. 679
Arbel, B. 563
Artifoni, E. 557
Assereto, G. 670
Aurora, I. 705

Barthas, J. 537
Bartoli, E. 559
Battista, F. 560
Becchetti, L. 584
Becker, Rainald 579
Becker, Rotraud 635
Beese, C. 653
Beihammer, A. D. 561
Belissa, M. 577
Bellini, R. 553
Ben-Aryeh Debby, N. 537
Benfante, F. 537
Benkett, D. 570
Benucci, F. 570
Bergdolt, K. 690
Bernardin, G. 679
Bernazzani, C. 569
Berndt, R. 556
Bernwieser, J. 554
Bianca, C. 537
Bianchi, E. 581
Bischoff, B. 598
Boccini, F. 598
Boccolini, A. 581
Bognini, F. 559
Bonavita, A. 581
Böninger, L. 537
Bonneaud, P. 562
Bonoldi, A. 570
Börner, L. 561
Boucheron, P. 553
Bougard, F. 541
Bourdua, L. 539
Braun, B. 574
Braun, G. 576
Breitenstein, M. 556
Brilli, C. 670
Broser, T. 560
Brown, A. 537
Bufarale, L. 651
Buonopane, A. 682
Burkhardt, S. 561, 566
Bustaffa, F. 582
Butaud, G. 607
Butters, H. 539
Bysted, A. 599

Calafat, G. 564
Camargo, M. 560
Camelliti, V. 570
Cantarella, G. M. 550
Cantù, F. 577
Capitani, O. 541
Capra, C. 639
Caracausi, A. 564
Caralli, A. 682
Carboni, L. 584
Cariboni, G. 553
Carlone, C. 698
Carnevale Schianca, E. 620
Carr, M. 563
Casagrande, C. 542, 557
Caselli, C. 562
Casini, M. 550
Cattaruzza, M. 648
Cavinato, A. 569
Cecchini, I. 564
Cecere, G. 562
Ceresa, M. 696
Chappin, M. 584
Chauvard, J.-F. 585
Chittolini, G. 537
Chojnacki, S. 539
Christ, G. 561
Ciggaar, K. 561
Ciliberto, R. 573
Cirelli, E. 540
Cirri, L. 568
Coco, G. 584
Codignola, L. 581
Collarile, L. 637
Conti, A. 569
Cooper, T. E. 539
Corbet, P. 558
Corner, P. 654
Covini, N. 576
Cremascoli, G. 604
Currarini, S. 561
Czortek, A. 566

D'Acunto, N. 556, 672
D'Agostino, M. 590
D'Imperio, F. S. 598
Dabag, M. 534
Daniels, T. 536
Dartmann, C. 554
Davis, R. 686
De Beer, S. 691
De Benedictis, A. 550
De Boos, E. 570
De Demonicis, A. 631
De Fort, E. 669
De Franceschi, S. H. 577
De Giorgi, F. 647
De Maeyer, J. 585
De Marchis, D. 584
De Maria, C. 551
De Rossi, A. 640
De Vito, C. 664
Dean, T. 539
Degl'Innocenti, A. 573
Del Negro, P. 669
Delivré, F. 554
Dell'Omo, M. 582
Delle Donne, F. 559
Delogu, P. 540
Di Giovanni, F. 584
Di Maio, T. 660
Dieguez, A. M. 584
Diener, H. 588
Dipper, C. 533
Dogliani, P. 550

Donato, M. M. 568
Donnini, M. 604
Doria, P. 584
Dorninger, M. E. 565
Drossbach, G. 689
Duba, W. O. 602
Duchhardt, H. 533
Dunbabin, J. 565

Ebury, P. 562
Elbel, M. 625
Engels, J. I. 533
Erhart, P. 637
Ermini, G. 569
Externbrink, S. 577

Fabbri, A. 537
Fabre, I. 554
Faugeron, F. 564
Ferente, S. 537
Ferrari, M. 568
Figliuolo, B. 576
Filipczak-Kocur, A. 623
Filippini, E. 556
Fimiani, E. 551
Firpo, M. 673
Flaiani, E. 584
Formarier, M. 554
Forster, E. 575
Förster, T. 565
Fortea Pérez, J. I. 622
Fößel, A. 575
Friedberg, E. 599
Frigo, D. 576
Frova, C. 569
Fuess, A. 562
Führer, K. C. 664

Galante, M. 592
Galimi, V. 654
Gallavotti Cavallero, D. 695
Gallinella, D. 584
Garbini, P. 559
Gardi, A. 576
Gasparri, S. 540
Gatz, E. 632
Gay, J.-P. 636
Gelichi, S. 540
Genequand, P. 607
Genta, E. 669
Gentile, L. C. 569
Gentile, C. 658
Gentile, E. 650
Gerzaguet, C. 553
Ghilardi, M. 580, 695
Ghisalberti, A. 557
Giannini, M. C. 622
Giansante, M. 596
Gibbs, R. 690
Gill, M. J. 539
Gilli, P. 537, 576
Gioanni, S. 553, 585
Giordano, A. 592
Giordano, S. 580
Goddi, F. 656
Goez, E. 558
Golinelli, P. 545
Göller, A. 533
González Cuerva, R. 575
Goodson, C. 540
Goridis, P. 558
Gottsmann, A. 579
Grafe, R. 564
Greppi, P. 553
Grévin, B. 559
Griffin, R. 650
Grillo, P. 554
Grossi, A. 672
Gruber, E. 570
Guasti, N. 623
Gujer, R. 599
Gwynne, P. 691

Häberlein, M. 571
Häberlen, J. C. 664
Hablot, L. 570
Hagen, C. 675
Hageneder, O. 601
Haller, D. 534
Härter, K. 533
Hartmann, F. 559
Heigl, M. 699
Helas, P. 690
Henz, G. J. 531
Hering, K. 565
Hirbodian, S. 558
Hoffmann, A. 690
Hörmann-Thurn und Taxis, J. 558
Hörnschemeyer, J. 585
Iafrate, A. 569
Ianziti, G. 537
Ieva, F. 669
Imbriano, G. 664
Isabella, G. 554
Iuso, A. 679
Izbicki, T. M. 594

Jablinski, J. 571
Jacoby, D. 563
Jakobs, B. 625
Jakubec, O. 624
Jamme, A. 605
Jaspert, N. 534, 558
Jeggle, C. 563, 571
Jiménez, E. 579
Jörg, C. 554
Kaiser, W. 561, 599
Kalous, A. 623
Kaps, K. 571
Kasten, B. 558
Keller, K. 574
Kéry, L. 599
Khalkov, I. 562
Kirshner, J. 608
Klaniczay, G. 556
Klein, F. 537
Knapton, M. 537, 682
Knoz, T. 623
Koller, A. 575, 578, 585
Kombrough, E. O. 561
Korsch, E. 562
Kosuch, C. 643
Kruppa, T. 578
Kuck, G. 546
Kurmann-Schwarz, B. 690

La Salandra, V. 702
Landi, W. 676
Landsteiner, E. 571
Lang, H. 563, 571
Lauer, R. 573
Law, J. E. 537, 682
Lazzarini, I. 576
Lebeau, C. 623
L'Engle, S. 690
Leone, S. 698
Leoni, M. 581
Lezowski, M. 554
Lichtenberger, A. 534

Liening, S. 555
Ligato, G. 572
Linehan, P. 705
Lippa, F. 585
Loiseau, J. 562
Londei, L. 584
López-Cordón Cortezo, M. V. 577
Lori Sanfilippo, I. 585
Lovison, F. 580
Lüdtke, A. 664
Lukitsch, K. 533
Luraghi, N. 551
Lusuardi, S. 553
Lutter, C. 575
Luttrell, A. 562

Magoni, C. 550
Maifreda, G. 580
Maiorino, M. 585
Maj, B. 550
Majer, H. G. 573
Manfredi, A. 584
Maranesi, P. 567
Marconcini, S. 572
Marino, S. 591
Marmocchi, E. 596
Martin, J. 686
Masson, C. 612
Matheus, M. 546
Mayer, H. E. 582
Mayer, T. F. 633
Mazur, P. A. 627
Melchiorre, M. 681
Melone, M. 567
Menestò, E. 604
Menniti Ippolito, A. 579, 584
Merlo, M. 570
Merluzzi, M. 577
Mersch, M. 563
Metelo de Seixas, M. 570
Metzger Habel, D. 696
Mierke, G. 552
Migliorino, F. 551
Miller, J. 624
Minervini, L. 572
Mistry, K. 659
Mitsiou, E. 561
Moczerska, M. 560
Moehrle, R. 688
Molho, A. 536
Molnár, A. 581, 585
Montaldo, S. 669
Morche, F.-J. 561
Morelli, A. 650
Morelli, G. 596
Morinelli, L. 698
Moro, R. 650
Moschos, D. 561
Mozzato, A. 539
Mueller, R. C. 538
Müller, H. 637
Munier, C. 599
Münkler, M. 557
Murano, G. 690
Murauer, R. 601
Murdock, G. 623
Murray, A. 558

Natella, P. 631
Navoni, M. 554
Negoi, L. 566
Nelis, J. 650
Nelli, R. 572
Nelson Novoa, J. W. 580
Nencioni, T. 661
Neri, E. 553
Nicoloso, P. 654
Nodari, C. 637
Novarino, M. 669

O'Connell, M. 538, 681
Oberloskamp, E. 664
Orlando, E. 680
Ortalli, G. 680, 685
Osipian, A. 562

Pacciani, R. 572
Pagano, S. 586
Pahlitzsch, J. 562
Pantarotto, M. 588
Paravicini Bagliani, A. 598
Paravicini, W. 621
Parma, T. 624
Pastore, A. 673
Pattenden, M. 629
Pelizza, A. 686
Pellegrini, L. 567
Pelliccia, C. 581
Péquinot, S. 576
Peršič, A. 553
Pertici, P. 537
Peters-Custot, A. 593
Petoletti, M. 554
Pfändtner, K.-G. 691
Piazza, S. 553
Piergentili, P. P. 584
Pinkowsky, A. 533
Pistarino, G. 680
Pittarello, O. 685
Piva, M. C. 672
Pizzorusso, G. 579, 580
Placanica, A. 667
Platania, G. 581
Poettinger, M. 666
Poncet, O. 585
Popoff, M. 570
Praet, D. 650
Prchal Pavličková, R. 625
Pressutti, P. 603
Prigent, V. 553
Prinzing, G. 561

Rao, R. 597
Rapetti, A. M. 672
Raphael, L. 533
Rauh, C. 663
Rauscher, P. 570
Reinhard, W. 632
Reinle, C. 557
Repgen, K. 632
Ricuperati, G. 669
Rigaudière, A. 622
Rinaldi, R. 596
Rocciolo, D. 580
Rogge, J. 558
Rolf, M. 664
Romani, R. 623
Romano, D. 539, 686
Romano, S. 691
Roselli, G. 584
Rosenwein, B. 557
Roser, J. 696
Rösinger, A. 551
Rubechini, A. 584
Rubin, J. 563
Rurale, F. 629
Russo, M. 581

Sabatini, G. 580
Sabene, R. 580
Saint-Guillain, G. 561
Salemme, T. 573, 672
Salmic, I. 579
Salmini, C. 538
Salvaterra, C. 550
Salvestrini, F. 572
Sander-Faes, S. 564
Sanfilippo, M. 577, 580
Sanga, G. 679
Santangeli Valenzani, R. 540
Sarnowsky, J. 562
Sarti, N. 596
Sarti, R. 550
Sartore Senigaglia, T. 562
Satzinger, G. 696
Savona, P. 666
Savorelli, A. 568
Savy, P. 609
Scales, L. 566
Schabel, C. D. 602
Schafer, A. 552
Scharf, C. 533
Scheltjens, W. 571
Schirmer, U. 571
Schmidt, P. 632
Schmitt, O. J. 680
Schmugge, L. 585
Schneider, H. 690
Schnerb, B. 612
Schnettger, M. 533, 574
Schulze, W. 533
Schumann, D. 663
Schütze, S. 696
Schwarz, J. 555
Schwarze, M. 552
Scior, V. 552
Selinger, R. 601
Senatore, F. 576
Serles, A. 570
Severgnini, B. 561
Sica, E. 654
Siebeneichner, T. 664
Signori, G. 551
Simon, R. 539
Sinisi, L. 596
Sivo, V. 559
Smith, A. A. 537
Sode, C. 582
Soffientino, F. 570
Sommerlechner, A. 601
Soper, S. C. 641
Sopracasa, A. 617
Sorelli, F. 683
Sotinel, C. 553
Spini, V. 662
Staffi, A. 582
Staub, M. 557
Stejskal, J. 624
Stella, F. 559
Stercken, M. 558
Stiegler, B. 552
Stollberg-Rilinger, B. 575
Strangio, D. 580
Streng, M. 664
Svec Goetschi, M. 615

Tallon, A. 579
Tamba, G. 596
Tanzini, L. 536
Terhoeven, P. 664
Tessera, M. 554
Thumser, M. 560
Tomea, P. 553
Tosi, L. 570
Tóth, K. 579
Tőzsa-Rigó, A. 571
Tura, D. 596
Turcan-Verkerk, A.-M. 559
Turchini, A. 584
Tusor, P. 577
Tzavara, A. 562

Unterburger, K. 579
Unterholzner, D. 575

Van Houts, E. 558
Vanoli, P. 582
Varanini, G. M. 539, 681, 682
Varsori, A. 666
Vatin, N. 562
Vec, M. 577
Vecchio, S. 542
Veluwenkamp, J. W. 571
Venditti, G. 584
Vercamer, G. 566
Verdés Pijuan, P. 622
Vermigli, F. 572
Viarengo, A. 669
Villa, A. 670
Vinante, S. 679
Visentin, B. 701
Vitolo, G. 548, 698
Voci, A. M. 644
Vulliez, C. 559

Waquet, J.-C. 576
Weber, C. F. 555
Weber, W. 577
Weigl, H. 601
West-Harling, V. 539
Weststrate, J. 571
Wiegand, P. 618
Wijaczka, J. 571
Wirtz, R. 552
Wi-Seon, K. 537
Wolf, G. 689
Wolff, R. 569
Wyrwa, U. 646

Xeres, S. 582

Zaganelli, G. 572
Zanette, E. 551
Zaugg, R. 561
Zey, C. 557
Zingerle, E. 578
Žůrek, V. 565

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 23475 5954

Die historische Fachzeitschrift »Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken« (QFIAB) erscheint seit 1898 und wird vom Deutschen Historischen Institut (DHI) in Rom herausgegeben. Die Beiträge (mit Zusammenfassungen auf Deutsch bzw. Italienisch und Englisch) behandeln Themen zu den Beziehungen zwischen Deutschland und Italien und zur italienischen Geschichte vom Frühmittelalter bis zur Zeitgeschichte in ihren europäischen und globalen Bezügen. Darüber hinaus enthalten die Bände den Jahresbericht des Direktors, Tagungsberichte und einen Rezensionsteil mit folgenden Unterteilungen: Allgemeines; Festschriften, Aufsatzsammlungen, Kongressakten; Historische Hilfswissenschaften; Rechtsgeschichte; Mittelalter; Frühe Neuzeit; 19. Jahrhundert; Zeitgeschichte; Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel- und Süditalien).

**www.degruyter.com**
ISSN 0079-9068